

ARCHIV FÜR SOZIALGESCHICHTE



# Archiv für Sozialgeschichte

Herausgegeben von der  
Friedrich-Ebert-Stiftung

59. Band · 2019

Verlag  
J.H.W. Dietz Nachf.

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von:

KIRSTEN HEINSOHN

THOMAS KROLL

ANJA KRÜKE

PHILIPP KUFFERATH (Geschäftsführender Herausgeber)

FRIEDRICH LINGER

UTE PLANERT

DIETMAR SÜSS

MEIK WOYKE

Redaktionsanschrift:

Friedrich-Ebert-Stiftung

Archiv für Sozialgeschichte

Dr. Philipp Kufferath

Godesberger Allee 149, 53175 Bonn

Tel. 02 28 / 8 83 – 80 57

E-Mail: [afs@fes.de](mailto:afs@fes.de)

Herausgeberin und Verlag danken Herrn Martin Brost für die finanzielle Förderung von  
Bearbeitung und Druck dieses Bandes.

ISSN 0066-6505

ISBN 978-3-8012-4270-1

© 2019 Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Umschlag und Einbandgestaltung: Bruno Skibbe, Braunschweig

Satz: PAPHYRUS – Lektorat + Textdesign, Buxtehude

Druck: CPI books

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2019

## Inhalt

### BEITRÄGE ZUM RAHMENTHEMA

#### »DIE WELT VERÄNDERN. REVOLUTIONEN IN DER GESCHICHTE«

<i>Kirsten Heinsohn/Dietmar Süß</i> , Probleme und Perspektiven der Revolutionsforschung .....	3
<i>Thomas Mergel</i> , Lokomotiven im Nachbau. Moderne Revolutionsgeschichte als Mimesisgeschichte .....	19
<i>Andreas Fahrmeir</i> , Revolutionäre Verlaufsmuster? .....	49
<i>Veit Groß/Julian Zimmermann</i> , Eine »revolutionäre Bewegung« im Trecento? Die Tragweite zweier Anachronismen für die Interpretation des Römischen Tribuns Cola di Rienzo (1313–1354) .....	61
<i>Theo Jung</i> , Die Stimme des Volkes und sein Schweigen. 1848/49 als Kommunikationsrevolution zwischen Erwartung und Erfahrung .....	99
<i>Kerstin Wolff</i> , Eine Revolution der Frauen? Die Frauenbewegungspresse und ihre Berichterstattung zur Novemberrevolution .....	131
<i>Christina Ewald</i> , Kampf um die Schule. Handlungsdynamiken und Handlungsspielräume in der Revolution 1918/19 am Beispiel der Bildungspolitik in Hamburg	147
<i>Mike Schmeitzner</i> , Der Kanzler als Historiker. Hermann Müller und die Geschichte der Novemberrevolution .....	171
<i>Willy Buschak</i> , »Sozialismus und Freiheit«. Wie eine kleine Gruppe im mexikanischen Exil der 1940er-Jahre zu einem neuen Verständnis von Revolution kam und welche Folgen das für Europa hatte .....	197
<i>Jan De Graaf</i> , Strikes as Revolutionary History? Probing the Potential for a Revolution in Post-1945 Europe through Wildcat Strikes .....	229
<i>Andrea Heidy Müller</i> , Kirche, Ethnizität und Mythos. Die »Revolution des Poncho« in Ecuador (1960–1990).....	253
<i>Frank Bösch</i> , Transnationale Revolutionen. Die Bundesrepublik und die Systemwechsel im Iran und in Nicaragua.....	271
<i>Etienne Dubslaff</i> , Die ostdeutsche Sozialdemokratie und die »friedliche Revolution«	287

### FORSCHUNGSBERICHTE UND SAMMELREZENSIONEN

<i>Lutz Häfner</i> , Mehr als nur »zehn Tage, die die Welt erschütterten«. Literaturbericht anlässlich des Zentenariums der Russländischen Revolution von 1917 .....	309
<i>Nadine Rossol</i> , Historisierung oder Popularisierung? Die Revolution 1918/19 zwischen öffentlichem Jubiläum und geschichtswissenschaftlichen Impulsen .....	347

## VI

<i>Rainer Behring</i> , Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung. Ein Literaturbericht (2013–2018). Erster Teil: Erster Weltkrieg, Kontroversen um den italienischen Faschismus und um Benito Mussolini .....	369
<i>Stefan Scholl</i> , Für eine Sprach- und Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus. Ein programmatischer Forschungsüberblick .....	409
<i>Maren Möhring</i> , Jenseits des Integrationsparadigmas? Teil II: Forschungen zur transnationalen Arbeitsmigration in Europa nach 1945 .....	445
<i>Gleb J. Albert</i> , Der vergessene »Brotkasten«. Neue Forschungen zur Sozial- und Kulturgeschichte des Heimcomputers .....	495
Summaries .....	531
Résumés .....	537
Die Autorinnen und Autoren des Bandes .....	543
Rahmenthema des nächsten Bandes des »Archivs für Sozialgeschichte« .....	549

Einzelrezensionen des »Archivs für Sozialgeschichte« finden sich unter  
<<http://www.fes.de/afs>>

## Rezensierte Bücher in alphabetischer Reihenfolge<sup>1</sup> (Band LIX und Online-Rezensionen Oktober 2018 – September 2019)

<i>Ackerman, Kenneth D.</i> , Trotsky in New York 1917. A Radical on the Eve of Revolution	312
<i>Albanese, Giulia</i> , Mussolinis Marsch auf Rom. Die Kapitulation des liberalen Staates vor dem Faschismus	402
<i>Albert, Gleb J.</i> , Das Charisma der Weltrevolution. Revolutionärer Internationalismus in der frühen Sowjetgesellschaft 1917–1927	311
<i>Alberts, Gerard/Ruth Oldenzien</i> (Hrsg.), Hacking Europe. From Computer Cultures to Demoscenes	496
<i>Altgeld, Wolfgang</i> , Vorlesung – Das faschistische Italien	380
<i>Altrichter, Helmut</i> , Russland 1917. Ein Land auf der Suche nach sich selbst	310
<i>Altrichter, Helmut/Jörg Baberowski/Winfried Dolderer</i> u. a., 1917 – Revolutionäres Russland	311
<i>Andresen, Knud/Stefan Müller</i> (Hrsg.), Contesting Deregulation. Debates, Practices and Developments in the West since the 1970s	81889
<i>Arnim, Hans Herbert von</i> (Hrsg.), Erosion von Demokratie und Rechtsstaat? Beiträge auf der 17. Speyerer Demokratietagung vom 26. bis 27. Oktober 2017 an der Deutschen Universität für Verwaltungswissenschaften Speyer	81888
<i>Augustine, Dolores L.</i> , Taking on Technocracy. Nuclear Power in Germany, 1945 to the Present	81899
<i>Aulke, Julian</i> , Räume der Revolution. Kulturelle Verräumlichung in Politisierungsprozessen während der Revolution 1918–1920	359
<i>Aust, Martin</i> , Die Russische Revolution. Vom Zarenreich zum Sowjetimperium	310
<i>Baumann, Sarah</i> , ... und es kamen auch Frauen. Engagement italienischer Migrantinnen in Politik und Gesellschaft der Nachkriegsschweiz	464
<i>Behrends, Jan Claas/Nikolaus Katzer/Thomas Lindenberger</i> (Hrsg.), 100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution	311
<i>Berlinghoff, Marcel</i> , Das Ende der ›Gastarbeit‹. Europäische Anwerbestopps 1970–1974	456
<i>Bösch, Frank/Caroline Moine/Stefanie Senger</i> (Hrsg.), Internationale Solidarität. Globales Engagement in der Bundesrepublik und der DDR	81881

<sup>1</sup> Einzelrezensionen im »Archiv für Sozialgeschichte« (Online-Ausgabe) können unter <www.fes.de/afs> abgerufen oder auch direkt unter dem Dateinamen angewählt werden. Dazu ist an die Internetadresse <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=>> die jeweilige hier angegebene Ziffernfolge anzufügen, also beispielsweise für *Andresen, Knud/Stefan Müller* (Hrsg.), Contesting Deregulation. Debates, Practices and Developments in the West since the 1970s: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81889>>.

VIII

<i>Braun, Christian A.</i> , Nationalsozialistischer Sprachstil. Theoretischer Zugang und praktische Analysen auf der Grundlage einer pragmatisch-textlinguistisch orientierten Stilistik	414
<i>Bräuninger, Werner</i> , DUX. Mussolini oder der Wille zur Macht	396
<i>Brenton, Tony</i> (Hrsg.), Historically Inevitable? Turning Points of the Russian Revolution	311
<i>Brunnbauer, Ulf</i> (Hrsg.), Transnational Societies, Transterritorial Politics. Migrations in the (Post-)Yugoslav Region, 19th–21st Century	468
<i>Buttar, Prit</i> , The Splintered Empires. The Eastern Front 1917–21	317
<i>Byström, Mikael/Pär Frohnert</i> , Reaching a State of Hope. Refugees, Immigrants and the Swedish Welfare State, 1930–2000	460
<i>Cavazza, Stefano/Thomas Großbölting/Christian Jansen</i> (Hrsg.), Massenparteien im 20. Jahrhundert. Christ- und Sozialdemokraten, Kommunisten und Faschisten in Deutschland und Italien	406
<i>Ciftci, Ridvan/Andreas Fisahn/Thilo Scholle</i> (Hrsg.), Marxismus als Sozialwissenschaft. Rechts- und Staatsverständnisse im Austromarxismus	81886
<i>Clarkson, Alexander</i> , Fragmented Fatherland. Immigration and Cold War Conflict in the Federal Republic of Germany, 1945–1980	462
<i>Coleman, E. Gabriella</i> , Coding Freedom. The Ethics and Aesthetics of Hacking	519
<i>Czech, Hans-Jörg/Olaf Matthes/Ortwin Pelc</i> (Hrsg.), Revolution! Revolution? Hamburg 1918/19	353
<i>Damm, Matthias</i> , Die Rezeption des italienischen Faschismus in der Weimarer Republik	397
<i>Danker, Uwe/Sebastian Lehmann-Himmel</i> , Landespolitik mit Vergangenheit. Geschichtswissenschaftliche Aufarbeitung der personellen und strukturellen Kontinuität in der schleswig-holsteinischen Legislative und Exekutive nach 1945	81879
<i>Deutsches Historisches Museum/Schweizerisches Nationalmuseum</i> (Hrsg.), 1917 Revolution. Russland und die Folgen. Essays	311
<i>Di Fabio, Udo</i> , Die Weimarer Verfassung. Aufbruch und Scheitern	81885
<i>Dietrich, Gerd</i> , Kulturgeschichte der DDR	81905
<i>Dipper, Christof</i> , Ferne Nachbarn. Vergleichende Studien zu Deutschland und Italien in der Moderne	369
<i>Dreier, Horst/Christian Waldhoff</i> (Hrsg.), Das Wagnis der Demokratie. Eine Anatomie der Weimarer Reichsverfassung	81885
<i>Dreyer, Michael</i> , Hugo Preuß. Biografie eines Demokraten	81885
<i>Ebert, Simon</i> , Wilhelm Sollmann. Sozialist – Demokrat – Weltbürger (1881–1951)	357
<i>Engelstein, Laura</i> , Russia in Flames. War, Revolution, Civil War, 1914–1921	310
<i>Faulkner, Neil</i> , A People's History of the Russian Revolution	310
<i>Gaumer, Janine</i> , Wackersdorf. Atomkraft und Demokratie in der Bundesrepublik 1980–1989	81882



<i>Gietinger, Klaus</i> , November 1918. Der verpasste Frühling des 20. Jahrhunderts	351
<i>Goeschel, Christian</i> , Mussolini and Hitler. The Forging of the Fascist Alliance	399
<i>Greenstein, Shane M.</i> , How the Internet Became Commercial. Innovation, Privatization, and the Birth of a New Network	524
<i>Gurganus, Albert Earle</i> , Kurt Eisner. A Modern Life	356
<i>Gusy, Christoph</i> , 100 Jahre Weimarer Verfassung. Eine gute Verfassung in schlechter Zeit	81885
<i>Gusy, Christoph/Robert Christian van Ooyen/Hendrik Wassermann</i> (Hrsg.), 100 Jahre Weimarer und Wiener Republik – Avantgarde der Pluralismustheorie	81901
<i>Hahamovitch, Cindy</i> , No Man's Land. Jamaican Guestworkers in America and the Global History of Deportable Labor	451
<i>Häni, David</i> , Kaiseraugst besetzt! Die Bewegung gegen das Atomkraftwerk	81890
<i>Hartmann, Doreen</i> , Digital Art Natives. Praktiken, Artefakte und Strukturen der Computer-Demoszene	521
<i>Hasegawa, Tsuyoshi</i> , Crime and Punishment in the Russian Revolution. Mob Justice and Police in Petrograd	311
<i>Häussler, Matthias</i> , Der Genozid an den Herero. Krieg, Emotion und extreme Gewalt in Deutsch-Südwestafrika	81893
<i>Hedeler, Wladislaw</i> (Hrsg.), Die russische Linke zwischen März und November 1917	311
<i>Hentzschel, Rolf</i> , Der Alpenwall in Südtirol. Auf Spurensuche an Mussolinis Festungslinie	390
<i>Heß, Philipp</i> , Ein deutscher Amerikaner. Der kosmopolitische Demokrat Hans Simons 1893–1972	81895
<i>Hettlage, Raphaela</i> , Gründung und Anerkennung. Unternehmertum von Migrantinnen und Migranten	487
<i>Hildermeier, Manfred</i> , Geschichte Russlands. Vom Mittelalter bis zur Oktoberrevolution	310
<i>Hildermeier, Manfred</i> , Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates	310
<i>Hirschfeld, Gerhard/Gerd Krumeich/Irina Renz</i> (Hrsg.), 1918. Die Deutschen zwischen Weltkrieg und Revolution	367
<i>Horan, Geraldine</i> , Mothers, Warriors, Guardians of the Soul. Female Discourse in National Socialism 1924–1934	423
<i>Hourmant, François</i> , Les Années Mao en France. Avant, pendant et après mai 68	81880
<i>Hugrée, Cédric/Étienne Penissat/Alexis Spire</i> (Hrsg.), Les classes sociales en Europe. Tableau des nouvelles inégalités sur le vieux continent	81908
<i>Il'ič Miller, Aleksej/Dmitrij Nikolaevič j Černy</i> (Hrsg.), Goroda imperii v gody Velikoj vojny i revoljucii. Sbornik statej	309

<i>Ivanovič Kolonickij, Boris</i> , »Tovarišč Kerenskij«. Antimonarchičeskaja revolucija i formirovanie kul'ta voždja naroda (mart–jün' 1917 goda)	312
<i>Jäger, Wolfgang</i> , Soziale Sicherheit statt Chaos. Beiträge zur Geschichte der Bergarbeiterbewegung an der Ruhr	81904
<i>Johns, Andrew L./Mitchell B. Lerner</i> (Hrsg.), The Cold War at Home and Abroad. Domestic Politics and US Foreign Policy since 1945	81903
<i>Jones, Mark</i> , Founding Weimar. Violence and the German Revolution of 1918–1919	353
<i>Kämper, Heidrun/Britt-Marie Schuster</i> (Hrsg.), Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus	409
<i>Kaplan, Thomas Pegelow</i> , The Language of Nazi Genocide. Linguistic Violence and the Struggle of Germans of Jewish Ancestry	419
<i>Käppner, Joachim</i> , 1918 – Aufstand für die Freiheit. Die Revolution der Besonnenen	352
<i>Karpf, Ernst</i> , Eine Stadt und ihre Einwanderer. 700 Jahre Migrationsgeschichte in Frankfurt am Main	452
<i>Karuscheit, Heiner/Alfred Schröder</i> , Das Revolutionsjahr 1917. Bolschewiki, Bauern und die proletarische Revolution	310
<i>Keil, Lars-Broder/Sven Felix Kellerhoff</i> , Lob der Revolution. Die Geburt der deutschen Demokratie	351
<i>Kellerhoff, Sven Felix</i> , Die NSDAP. Eine Partei und ihre Mitglieder	441
<i>Kellermann, Philippe</i> (Hrsg.), Anarchismus und Russische Revolution	311
<i>Kinzler, Sonja/Doris Tillmann</i> (Hrsg.), Die Stunde der Matrosen. Kiel und die deutsche Revolution 1918	360
<i>Kipp, Michaela</i> , »Großreinemachen im Osten«. Feindbilder in deutschen Feldpostbriefen im Zweiten Weltkrieg	431
<i>Kirkpatrick, Graeme</i> , The Formation of Gaming Culture. UK Gaming Magazines, 1981–1995	515
<i>Kirschenbaum, Matthew G.</i> , Track Changes. A Literary History of Word Processing	529
<i>Kirschke Stockdale, Melissa</i> , Mobilizing the Russian Nation. Patriotism and Citizenship in the First World War	311
<i>Klemperer, Viktor</i> , Man möchte immer weinen und lachen in einem. Revolutionstagebuch 1919	350
<i>Knigge, Jobst C.</i> , Angst vor Deutschland – Mussolinis Deutschlandbild	388
<i>Knortz, Heike</i> , Gastarbeiter für Europa. Die Wirtschaftsgeschichte der frühen europäischen Migration und Integration	472
<i>Kobek, Jarett</i> , Soft & Cuddly	514
<i>Kosubek, Katja</i> , »genauso konsequent sozialistisch wie national«. Alte Kämpferinnen der NSDAP vor 1933. Eine Quellenedition 36 autobiographischer Essays der Theodore-Abel-Collection	441
<i>Kraas, Frauke/Tabea Bork</i> (Hrsg.), Urbanisierung und internationale Migration. Migrantenökonomien und Migrationspolitik in Städten	488
<i>Kramp, Andrea</i> , Georg Gothein (1857–1940). Aufstieg und Niedergang des deutschen Linksliberalismus	81894

<i>Krause, Scott H.</i> , Bringing Cold War Democracy to West Berlin. A Shared German-American Project, 1940–1972	81902
<i>Labanca, Nicola/Oswald Überegger</i> (Hrsg.), Krieg in den Alpen. Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg (1914–1918)	372
<i>Lademacher, Horst</i> , Die Illusion vom Frieden. Die Zweite Internationale wider den Krieg 1889–1919	81892
<i>Landwehr, Dominik</i> (Hrsg.), Hacking	519
<i>Lean, Tom</i> , Electronic Dreams. How 1980s Britain Learned to Love the Computer	503
<i>Lee, Eric</i> , The Experiment. Georgia's Forgotten Revolution 1918–1921	310
<i>Lillge, Claudia</i> , Arbeit. Eine Literatur- und Mediengeschichte Großbritanniens (vita activa)	81897
<i>Lorber, Verena</i> , Angeworben. GastarbeiterInnen in Österreich in den 1960er und 1970er Jahren	459
<i>Mailland, Julien/Kevin Driscoll</i> , Minitel. Welcome to the Internet	526
<i>Maletzky, Martina/Martin Seeliger/Manfred Wannöffel</i> (Hrsg.), Arbeit, Organisation und Mobilität. Eine grenzüberschreitende Perspektive	448
<i>Mandel, David</i> , The Petrograd Workers in the Russian Revolution	311
<i>Matthes, Olaf/Ortwin Pelc</i> (Hrsg.), Menschen in der Revolution. Hamburger Porträts 1918/19	363
<i>Mätzing, Heike Christina</i> , Georg Eckert 1912–1974. Von Anpassung, Widerstand und Völkerverständigung	81887
<i>Mayer, Tilmann/Julia Reuschenbach</i> (Hrsg.), 1917. 100 Jahre Oktoberrevolution und ihre Fernwirkungen auf Deutschland	311
<i>Merridale, Catherine</i> , Lenins Zug. Die Reise in die Revolution	318
<i>Mielke, Siegfried/Stefan Heinz</i> , Eisenbahngewerkschafter im NS-Staat. Verfolgung – Widerstand – Emigration (1933–1945)	81878
<i>Milder, Stephen</i> , Greening Democracy. The Anti-Nuclear Movement and Political Environmentalism in West Germany and Beyond, 1968–1983	81899
<i>Miller, Jennifer A.</i> , Turkish Guest Workers in Germany. Hidden Lives and Contested Borders, 1960s to 1980s	453
<i>Müller, Eva</i> , Zwischen Mythos und Militanz. Die Kommunistische Partei Italiens und der Aufstieg des Faschismus (1921–1926)	405
<i>Neitzel, Sönke/Welzer, Harald</i> , Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben	432
<i>Newman, Michael Z.</i> , Atari Age. The Emergence of Video Games in America	501
<i>Nützenadel, Alexander</i> (Hrsg.), Das Reichsarbeitsministerium im Nationalsozialismus. Verwaltung – Politik – Verbrechen	81896
<i>Oltmer, Jochen/Axel Kreienbrink/Carlos Sanz Díaz</i> (Hrsg.), Das »Gastarbeiter«-System. Arbeitsmigration und ihre Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und Westeuropa	454
<i>Palenga-Möllnbeck, Ewa</i> , Pendelmigration aus Oberschlesien. Lebensgeschichten in einer transnationalen Region Europas	485

## XII

<i>Pironti, Pierluigi</i> , Kriegsopfer und Staat. Sozialpolitik für Invaliden, Witwen und Waisen des Ersten Weltkriegs in Deutschland und Italien (1914–1924)	373
<i>Plaggenborg, Stefan</i> , Ordnung und Gewalt. Kemalismus – Faschismus – Sozialismus	378
<i>Pleinen, Jenny</i> , Die Migrationsregime Belgiens und der Bundesrepublik seit dem Zweiten Weltkrieg	455
<i>Pons, Silvio/Stephen A. Smith</i> (Hrsg.), The Cambridge History of Communism	310
<i>Priemel, Kim Christian</i> (Hrsg.), Transit, Transfer. Politik und Praxis der Einwanderung in die DDR 1945–1990	480
<i>Rabenschlag, Ann-Judith</i> , Völkerfreundschaft nach Bedarf. Ausländische Arbeitskräfte in der Wahrnehmung von Staat und Bevölkerung der DDR	481
<i>Rass, Christoph</i> , Institutionalisierungsprozesse auf einem internationalen Arbeitsmarkt. Bilaterale Wanderungsverträge in Europa zwischen 1919 und 1974	452
<i>Rausch, Fabian</i> , Konstitution und Revolution. Eine Kulturgeschichte der Verfassung in Frankreich, 1814–1851	81891
<i>Redecker, Eva von</i> , Praxis und Revolution. Eine Sozialtheorie radikalen Wandels	81884
<i>Reichel, Peter</i> , Der tragische Kanzler. Hermann Müller und die SPD in der Weimarer Republik	81876
<i>Reimann, Sarah</i> , Die Entstehung des wissenschaftlichen Rassismus im 18. Jahrhundert	81873
<i>Richter, Hedwig/Ralf Richter</i> , Die Gastarbeiter-Welt. Leben zwischen Palermo und Wolfsburg	473
<i>Rogatchevskaia, Ekaterina</i> (Hrsg.), Russian Revolution. Hope, Tragedy, Myths	311
<i>Römer, Felix</i> , Kameraden. Die Wehrmacht von innen	432
<i>Sala, Roberto</i> , Fremde Worte. Medien für »Gastarbeiter« in der Bundesrepublik im Spannungsfeld von Außen- und Sozialpolitik	466
<i>Schall, Carly Elizabeth</i> , The Rise and Fall of the Miraculous Welfare Machine. Immigration and Social Democracy in Twentieth-Century Sweden	478
<i>Schieder, Wolfgang</i> , Adolf Hitler. Politischer Zaubrerlehrling Mussolinis	396
<i>Schieder, Wolfgang</i> , Benito Mussolini	385
<i>Schildt, Axel/Wolfgang Schmidt</i> (Hrsg.), »Wir wollen mehr Demokratie wagen«. Antriebskräfte, Realität und Mythos eines Versprechens	81907
<i>Schlemmer, Thomas/Hans Woller</i> (Hrsg.), Der Faschismus in Europa. Wege der Forschung	375
<i>Schlosser, Horst Dieter</i> , Sprache unterm Hakenkreuz. Eine andere Geschichte des Nationalsozialismus	409
<i>Schönpflug, Daniel</i> , Kometenjahre. 1918. Die Welt im Aufbruch	350
<i>Schürmann, Felix</i> , Der graue Unterstrom. Walfänger und Küstengesellschaften an den tiefen Stränden Afrikas (1770–1920)	81883

<i>Schütrumpf, Jörn</i> (Hrsg.), Diktatur statt Sozialismus. Die russische Revolution und die deutsche Linke 1917/18		326
<i>Schütrumpf, Jörn</i> (Hrsg.), Paul Levi. Ohne einen Tropfen Lakaienblut. Schriften, Reden, Briefe	81877	365
Schweizerisches Nationalmuseum (Hrsg.), 1917 Revolution. Russland und die Schweiz		311
<i>Skenderovic, Damir/Gianni D'Amato</i> , Mit dem Fremden politisieren. Rechtspopulismus und Migrationspolitik in der Schweiz seit den 1960er Jahren		458
<i>Smith, Steven A.</i> , Revolution in Russland. Das Zarenreich in der Krise 1890–1928		310
<i>Sochin D'Elia, Martina</i> , »Man hat es doch hier mit Menschen zu tun!«. Liechtensteins Umgang mit Fremden seit 1945		475
<i>Sorokin, Andrej Konstantinovič</i> (Hrsg.), Rossija v 1917 godu. Ėnciklopedija		310
<i>Spinney, Laura</i> , 1918 – Die Welt im Fieber. Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte		351
<i>Stamm-Kuhlmann, Thomas</i> (Hrsg.), Auf dem Weg in den Verfassungsstaat. Preußen und Österreich im Vergleich, 1740–1947	81874	
<i>Steinberg, Mark D.</i> , The Russian Revolution, 1905–1921		310
<i>Sternberg, Jan Philipp</i> , Auswanderungsland Bundesrepublik. Denkmuster und Debatten in Politik und Medien 1945–2010		479
<i>Steuwer, Janosch</i> , »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«. Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933–1939		437
<i>Švelch, Jaroslav</i> , Gaming the Iron Curtain. How Teenagers and Amateurs in Communist Czechoslovakia Claimed the Medium of Computer Games		507
<i>Thomann, Rainer/Anita Friedetzky</i> , Aufstieg und Fall der Arbeitermacht in Russland		311
<i>Tompkins, Andrew S.</i> , Better Active than Radioactive! Anti-Nuclear Protest in 1970s France and West Germany	81899	
<i>Trede, Oliver</i> , Zwischen Misstrauen, Regulation und Integration. Gewerkschaften und Arbeitsmigration in der Bundesrepublik und in Großbritannien in den 1960er und 70er Jahren		458
<i>Ullmann, Hans-Peter</i> , Das Abgleiten in den Schuldenstaat. Öffentliche Finanzen in der Bundesrepublik von den sechziger bis zu den achtziger Jahren	81906	
<i>Vladimirovič Mamaev, Andrej</i> , Gorodskoe samoupravlenie v Rossii nakunne i v period Fevral'skoj revoljucii 1917		311
<i>Wade, Alex</i> , Playback. A Genealogy of 1980s British Videogames		506
<i>Warmbold, Nicole</i> , Lagersprache. Zur Sprache der Opfer in den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Dachau, Buchenwald		426
<i>Weidermann, Volker</i> , Träumer. Als die Dichter die Macht übernahmen		350
<i>Weinhauer, Klaus/Anthony McElligott/Kirsten Heinsohn</i> (Hrsg.), Germany 1916–23. A Revolution in Context		351
<i>Weipert, Axel</i> , Die Zweite Revolution. Rätebewegung in Berlin 1919/1920		354

## XIV

<i>Weiss, Heinz</i> , Otto Felix Kanitz. Vom jüdischen Klosterschüler zum Top-Roten der Zwischenkriegszeit	81900	
<i>Williams, Stephen F.</i> , The Reformer. How One Liberal Fought to Preempt the Russian Revolution		311
<i>Willms, Claudia</i> , Franz Oppenheimer (1864–1943). Liberaler Sozialist, Zionist, Utopist	81875	
<i>Witkovsky, Matthew S./Devin Fore</i> (Hrsg.), Revolutsiia! Demonstratsiia! Soviet Art Put to the Test		311
<i>Wittreck, Fabian</i> (Hrsg.), Grundlagen des Grundgesetzes. Geburtstags-symposium für Horst Dreier	81888	
<i>Wolf, Johanna</i> , Assurances of Friendship. Transnationale Wege von Metallgewerkschaftern in der Schiffbauindustrie, 1950–1980	81898	
<i>Wolf, Mark J. P.</i> (Hrsg.), Before the Crash. Early Video Game History		499
<i>Wolf, Mark J. P.</i> (Hrsg.), Video Games around the World		513
<i>Wolfgarten, Tim</i> , Zur Repräsentation des Anderen. Eine Untersuchung von Bildern in Themenausstellungen zu Migration seit 1974		492
<i>Woller, Hans</i> , Mussolini. Der erste Faschist. Eine Biografie		387
<i>Wörsdörfer, Rolf</i> , Vom ›Westfälischen Slowenen‹ zum ›Gastarbeiter‹. Slowenische Deutschland-Migrationen im 19. und 20. Jahrhundert		468
<i>Zeck, Mario</i> , Das Schwarze Korps. Geschichte und Gestalt des Organs der Reichsführung SS		420

Beiträge zum Rahmenthema  
»Die Welt verändern.  
Revolutionen in der Geschichte«





*Kirsten Heinsohn/Dietmar Süß*

## Probleme und Perspektiven der Revolutionsforschung

Im September 1968 fegte gerade der studentische Proteststurm durch die Republik, da veröffentlichte der »Stern« eine zwölfteilige Serie mit dem knalligen Titel: »Der große Verrat«.<sup>1</sup> Geschrieben hatte sie Sebastian Haffner, der bekannte Publizist und Buchautor, der nach seiner Flucht vor den Nationalsozialisten ins britische Exil mit den Jahren zu einem der öffentlichkeitsstärksten Geschichtsdeuter der jungen Bundesrepublik geworden war.<sup>2</sup> Die »Stern-Story« war begleitet von großformatigen Aufnahmen der Revolution – und von der ikonografischen Untermauerung der zentralen These: Friedrich Ebert, der führende Sozialdemokrat und erste Reichspräsident, war für Haffner ein Mann des Verrats. Zusammen mit seinem Reichswehrminister Gustav Noske habe er die Revolution unterdrückt, die alten Eliten, die Monarchie, das Militär und den Adel geschont und die eigenen Revolutionäre der Rätebewegung hinters Licht geführt. Auf der anderen Seite des Revolutionsdramas standen Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und Kurt Eisner – mutige, manchmal auch etwas versponnene Revolutionäre, die klug genug gewesen waren, das falsche Spiel der Sozialdemokratie zu erkennen. Dafür hatten sie mit dem Tod bezahlen müssen. Haffners Zorn ging so weit, dass er über den gegen Ebert von der Rechten angestregten Prozess wegen angeblichen Landesverrats urteilte: »Eine gewisse Befriedigung über die ästhetische Perfektion dieser komplizierten Symmetrie lässt sich schwer unterdrücken.«<sup>3</sup>

Dies war in der Tat ein scharfes Urteil. Haffners Serie erschien in einem Moment äußerster gesellschaftlicher Erregung. Die Proteste an den Hochschulen hatten sich weit über Berlin, Frankfurt am Main und Hamburg ausgedehnt und auf einmal drohte bei der Bundestagswahl 1969 der Einzug der NPD, einer offen rechtsradikalen Partei. Viele Zeitgenossen fragten sich, ob in Deutschland ein neuer Faschismus drohe. Die Debatte über die Große Koalition sorgte für zusätzliche Skepsis über den Zustand der Bundesrepublik. Und bei vielen, gerade aus dem studentisch-intellektuellen Milieu, beflügelte dies die Suche nach partizipatorischen Alternativen zur repräsentativen Demokratie. Haffner hatte sich in den Jahren zuvor intensiv mit den »Todsünden« des Kaiserreiches beschäftigt – und seine plakative Zuspitzung traf ganz den Nerv der Zeit. Das Buch erhielt flammenden Zuspruch und leidenschaftliche Kritik.<sup>4</sup> Das lag nicht zuletzt auch an seinem Schlusssatz: »Deutschland krank an der verratenen Revolution von 1918 noch heute.«<sup>5</sup> Darum ging es also: die verpassten demokratischen Potenziale, die Spaltung der Linken, das Übergewicht des Obrigkeitsstaats, letztlich das Scheitern der Weimarer Republik. Und schuld daran sei vor allem das Versagen der Sozialdemokratie, so Haffner.

Das war starker Tobak – und traf doch einen wunden Punkt. Denn im Brustton offensiver Ebert-Verteidigung sprachen nach 1945 nur wenige. Häufiger gab es stille Sehnsucht nach eben dieser verpassten Alternative. Die Sozialdemokratie hatte zwar schon während der Weimarer Republik begonnen, das Ebert-Erbe offensiv zu verteidigen. Und doch blieb

1 Sebastian Haffner, »Der große Verrat«, in: Stern, 22.9.1968.

2 Ders., Die verratenen Revolution. Deutschland 1918/19, Bern/München etc. 1969.

3 Ebd., S. 217.

4 Ausführlich dazu Martin Sabrow, Zeitgeschichte als politische Aufklärung. Sebastian Haffners Buch über die Novemberrevolution als Diagnose der »deutschen Krankheit«, in: Jürgen Danyel/Jan-Holger Kirsch/ders. (Hrsg.), 50 Klassiker der Zeitgeschichte, Göttingen 2007, S. 118–122.

5 Haffner, Die verratenen Revolution, S. 218.

da oft ein kurzes Stechen, ein kurzes Gefühl des »Zuwenig«.<sup>6</sup> Kurz nach der Veröffentlichung des Buches lud der Bayerische Rundfunk im Oktober 1969 zur öffentlichen Diskussion. Mit dabei waren Karl Dietrich Bracher, der Bonner Politikwissenschaftler und Zeithistoriker, Sebastian Haffner und Günter Grass.<sup>7</sup> Die Konstellation war eindeutig: Bracher und Grass auf der einen, Haffner auf der anderen Seite. Zwischendurch eine Zigarette – das ging damals noch. Mehr als eine Stunde drehte es sich immer wieder um die gleichen Fragen: Wer hatte im November 1918 eigentlich wen verraten? War Ebert überhaupt ein Revolutionär? Ist es angemessen, den Gang der Geschichte auf den angeblichen Verrat eines Einzelnen zurückzuführen? Wie groß war das demokratische Potenzial der Räte und was ist eigentlich überhaupt eine Revolution? Bracher, aber vor allem Grass gingen mit Haffner hart ins Gericht. Ein »fahrlässiges« Buch habe Haffner geschrieben, das sich zudem durch eine besondere Boshaftigkeit gegenüber der Sozialdemokratie und Friedrich Ebert auszeichne. Seine Technik, mit erfundenen »inneren Dialogen« zu arbeiten und Ebert dabei Dinge in den Mund zu legen, die er tatsächlich so nie gesagt habe und für die es keine Beweise gebe, sei letztlich »schlechte Geschichtsschreibung«.

Woher stammte die Leidenschaft, die den Kritiker bestimmte und die Haffner offenkundig motivierte, im Jahr 1969 so auf die Sozialdemokratie einzuprügeln? Letztlich ging es keineswegs um »Geschichte« oder irgendein Datum. Es war vor allem der letzte Satz in Haffners Buch, der Grass so erzürnte. Dies sei eine »in fataler Weise« gefährliche Deutung, so Grass, eine »schlechte« – und vor allem »konservative Geschichtsschreibung«. Diese ersetze nämlich die alte, rechte »Dolchstoßlegende« durch eine neue, gleichsam linke Legende. Bei Haffner sei die Sozialdemokratie am Unglück der Welt allein schuld; sein Buch stehe für ein erneuertes, aber eigentlich altes geflügeltes Wort: »Wer hat uns verraten, Sozialdemokraten.« Haffners Replik war ebenso bemerkenswert. Er bestätigte, vielleicht unbewusst, dass Grass und Bracher mit ihrer Deutung des Buches nicht ganz falsch lagen. Haffner jedenfalls raunte Grass, Mitglied der SPD, unmittelbar an: »Ihre Partei« habe sich 1918 »selbst verraten«. Unter der »versäumten Chance von 1918« litten die Deutschen bis heute, vor allem unter der – letztlich von der SPD verschuldeten – Spaltung der Arbeiterbewegung, der ausgebliebenen Demokratisierung und der Teilung Deutschlands, die eben auch Teil der Geschichte von 1918 sei. Wörtlich sagte er: »Das Unglück Deutschlands sind nicht die Sozialdemokratien, das Unglück Deutschland ist, dass die Sozialdemokratien nicht besser sind, als sie sind.« Dieser Vorwurf hatte freilich 1969, im Jahr der Studentenproteste, einen ganz besonderen Klang.

## I. DIE REVOLUTION VON 1918 ALS ERINNERUNGSORT

Revolutionen sind mithin auch Teil geschichtspolitischer Kontroversen, die sich für die Novemberrevolution allem voran an der Frage der Räte und ihrem Demokratisierungspotenzial entzündeten. Ein Teil der Diskussion um das Buch von Sebastian Haffner drehte sich genau um diese Frage: Hätte das Räteystem nicht auch die Demokratisierung der deutschen Gesellschaft vorangebracht und damit möglicherweise den Faschismus verhindern können? Wurde in diesem einmaligen historischen Moment nicht die Chance verpasst, die Macht der alten Eliten wirklich zu brechen und – ganz im Sinne Willy Brandts –

6 *Alexander Gallus*, Die vergessene Revolution von 1918/19 – Erinnerung und Deutung im Wandel, in: *ders.* (Hrsg.), Die vergessene Revolution von 1918/19, Göttingen 2010, S. 14–38, hier insb. S. 31ff.

7 Die verratene Revolution – Diskussion über das Buch von Sebastian Haffner, Bayerischer Rundfunk, 20.10.1969, Günter-Grass-Stiftung Bremen – Medienarchiv, URL: <<https://doi.org/10.20379/dbaud-0303>> [5.8.2019]; folgende Zitate nach ebd.

»mehr Demokratie« zu wagen? Eine Gruppe jüngerer Historikerinnen und Historiker hatte versucht, eine neue Erzählung der Revolution zu entwerfen – und damit der konservativen Interpretation, im November 1918 sei es um »Demokratie oder Bolschewismus« gegangen, etwas entgegenzusetzen.<sup>8</sup> Ihre Ergebnisse machten eines sehr deutlich: Die Räte waren keineswegs fremdgesteuerte Radikale, sondern vielfach fest im sozialdemokratischen Milieu verankert. Die Mehrheit der Arbeiter und Soldaten wählte 1918/19 nicht den Kommunismus, sondern die Sozialdemokratie. Daraus ergab sich eine breite Vertrauensbasis für die Arbeit der Räte und zugleich eine mehrheitliche Zustimmung zum sozialdemokratischen Weg der Demokratisierung, der über allgemeine und gleiche Wahlen zu einem Repräsentativsystem führte, in dem eine von parlamentarischen Mehrheiten abhängige Regierung Legitimation durch erfolgreiche Arbeit erhalten sollte. Das Rätemodell baute zwar in der Theorie auf den Aktionismus revolutionärer Subjekte, dieser fand sich in der alltäglichen Praxis allerdings nur begrenzt wieder – damit verlor die Gleichsetzung von Räteystem und bolschewistischer Gefahr, die von der nationalkonservativen Geschichtsschreibung gepflegt worden war, empirisch ihre Grundlage.

In den 1980er-Jahren nahm das gesellschaftliche Interesse an der Revolution und ihrer Geschichte zunächst wieder ab, zum einen, weil andere Themen, wie die Erinnerungspolitik an die Verbrechen des Nationalsozialismus in Europa, in den Vordergrund rückten und auf ganz andere Weise die Identifikationsbedürfnisse von Politik und Gesellschaft befriedigten. Zum anderen war aber auch trotz der Neubewertung von Räten und Sozialdemokratie ein zentraler Teil der alten Interpretation noch verbreitet: Die Republik von Weimar, und damit auch die Revolution, sei von Anfang an bedroht, zum Scheitern verurteilt gewesen. Die Geschichte dieser ersten Republik wurde unisono von ihrem Ende aus gedacht. In der geschichtswissenschaftlichen Debatte kursierten entsprechende Titel: Die Ereignisse von 1918 seien als »halbe« (Reinhard Rürup), »gebremste« (Heinrich August Winkler), »steckengebliebene« (Eberhard Kolb), »verratene« (Sebastian Haffner) oder gar »keine« (Karl Heinrich Pohl) Revolution zu verstehen.<sup>9</sup> Nur wenige Historikerinnen und Historiker beschäftigten sich überhaupt noch mit dem November 1918 und seinen Folgen.

Die zentrale Frage richtete sich nun auf die Ursachen für den Erfolg der nationalsozialistischen Bewegung. Je mehr sich Wissenschaft, Gesellschaft und Erinnerungskultur mit dem ›Dritten Reich‹ befassten, desto schemenhafter wurde das Wissen über die Revolution und den Beginn der Weimarer Republik, desto weniger Bücher erschienen auch zu diesem Thema. 2010 gab Alexander Gallus deshalb seinem Sammelband zur Revolution 1918/19 den bezeichnenden Titel »Die vergessene Revolution«. Doch markierte gerade dieses Buch zugleich auch ein erneutes Interesse an dem Ereignis.<sup>10</sup>

8 *Peter von Oertzen*, Die großen Streiks der Ruhrbergarbeiterschaft im Frühjahr 1919. Ein Beitrag zur Diskussion über die revolutionäre Entstehungsphase der Weimarer Republik, in: VfZ 6, 1958, S. 231–262; *Eberhard Kolb*, Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918–1919, Düsseldorf 1962; *Reinhard Rürup*, Probleme der Revolution in Deutschland 1918/19, Wiesbaden 1968. Zur weiteren Diskussion in der Geschichtswissenschaft vgl. *Wolfgang Niess*, Die Revolution von 1918/19 in der deutschen Geschichtsschreibung. Deutungen von der Weimarer Republik bis ins 21. Jahrhundert, Berlin/Boston 2013, S. 190–249.

9 *Reinhard Rürup*, Die Revolution von 1918/19 in der deutschen Geschichte, Bonn 1993, S. 16; *Heinrich August Winkler*, Weimar 1918–1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, München 1993, S. 33; *Eberhard Kolb*, 1918/19: Die steckengebliebene Revolution, in: *Carola Stern/Heinrich August Winkler* (Hrsg.), Wendepunkte deutscher Geschichte 1848–1945, Frankfurt am Main 1979, S. 87–109; *Karl Heinrich Pohl*, Obrigkeitsstaat und Demokratie. Aspekte der »Revolution« von 1918/19, in: *Manfred Hettling* (Hrsg.), Revolution in Deutschland? 1789–1989. Sieben Beiträge, Göttingen 1991, S. 46–69, hier: S. 52.

10 *Gallus*, Die vergessene Revolution von 1918/19. Vgl. auch die Beiträge von *Tim B. Müller* und *Andreas Wirsching*, Standpunkte. Wie stark war Weimar?, in: ZEIT Geschichte, 2016, Nr. 3, S. 66–71.

Verschiedene Faktoren spielten dabei eine Rolle. Die Geschichtswissenschaft hatte sich auch in der Bundesrepublik verstärkt neueren Methoden geöffnet und sich internationalisiert.<sup>11</sup> Aus kultur- und medienwissenschaftlicher Perspektive wurde die Zeit des politischen Umbruchs in Deutschland bis dahin nicht betrachtet; eine sehr traditionelle politikwissenschaftliche Sichtweise war vorherrschend, wurde nun aber allseits infrage gestellt. Dieses methodische Interesse verband sich mit einem recht profanen Anlass: 2018 wurde die Revolution 100 Jahre alt. Zeitgleich aber befand (und befindet) sich die bundesdeutsche Politik in einem als Krise wahrgenommenen Prozess, in dem sich das bis dahin so stabil anmutende Parteiensystem verändert. Insbesondere der Erfolg rechtspopulistischer Bewegungen und Parteien wirft die Frage auf, wie stabil die Demokratie in der Bundesrepublik eigentlich ist. Allerorten, und vor allem von politischer Seite (finanziell) gefördert, wurde die Revolution von 1918/19 neu entdeckt, diesmal mit der Absicht, die Anfänge der Demokratie zu würdigen und Potenziale für eine positive Erinnerungskultur zu erkennen. Zugespitzt könnte man sagen, seit 2018 ist aus einer vergessenen eine geliebte Revolution geworden, weil sie den Identifikations- und Selbstvergewisserungsbedürfnissen der deutschen Gesellschaft im 21. Jahrhundert entspricht. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier brachte dieses Bedürfnis in seiner Rede zum 9. November klar zum Ausdruck: »Trauen wir uns, die Hoffnung, die republikanische Leidenschaft jener November-Tage auch in unserer Zeit zu zeigen. Trauen wir uns, den Anspruch zu erneuern: Es lebe die deutsche Republik! Es lebe unsere Demokratie!«<sup>12</sup> Und auch Historiker tun das ihre dazu, die Revolution als positiven Erinnerungsort zu würdigen: Wolfgang Niess bezeichnet sie als »den wahren Beginn unserer Demokratie«, Robert Gerwarth stellt sie als »die größte aller Revolutionen« heraus und Joachim Käppner nennt sie einen »Aufstand für die Freiheit«, eine »Revolution der Besonnenen«.<sup>13</sup> Im Juli 2019, zum 100. Jahrestag der Verabschiedung der Weimarer Reichsverfassung, eröffnete in Weimar das »Haus der Weimarer Republik«, zahlreiche Konferenzen befassten sich mit der Geschichte von Demokratie, Verfassung und Parlamentarismus in Deutschland. Die Errungenschaft des Frauenwahlrechts wurde auf vielen Veranstaltungen, meist organisiert von Frauenverbänden, gefeiert, mit neueren Debatten um *parité* in den politischen Gremien verknüpft und auch wissenschaftlich behandelt.<sup>14</sup>

In allen Würdigungen und Feierstunden erscheint die Revolution von 1918/19 nicht mehr als ein bedrohliches, gewaltförmiges und unkontrollierbares historisches Ereignis, nicht mehr als Verrat, sondern als ein insgesamt erfolgreich verlaufener politischer Transformationsprozess, der zwar auch Tote und Verletzte hervorgebracht hat, aber nicht im gleichen Maße wie die Französische, die Russische oder andere historische Revolutionen. Aus einem stark negativ konnotierten bundesdeutschen Erinnerungsort ist zu Beginn des 21. Jahrhunderts ein positiver Bezugspunkt geworden. Die Revolution wird auf diese Weise politischen Erziehungsabsichten dienstbar gemacht; das mag man kritisieren oder befürworten, es ist aber wohl ein Zeichen für gesellschaftliches Interesse an einer Auseinandersetzung mit den geschichtlichen Grundlagen der Demokratie in Deutschland.

11 *Lutz Raphael*, *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*, 2., durchges. Aufl., München 2010 (zuerst 2003), S. 266–270.

12 Rede des Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier in der Gedenkstunde des Bundestages am 9. November 2018, URL: <<http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Frank-Walter-Steinmeier/Reden/2018/11/181109-Gedenkstunde-Bundestag.html>> [5.8.2019].

13 *Wolfgang Niess*, *Die Revolution von 1918/19. Der wahre Beginn unserer Demokratie*, Berlin/München etc. 2017; *Robert Gerwarth*, *Die größte aller Revolutionen. November 1918 und der Aufbruch in eine neue Zeit*, München 2018; *Joachim Käppner*, *1918 – Aufstand für die Freiheit. Die Revolution der Besonnenen*, München 2017.

14 *Gisela Bock*, *100 Jahre Frauenwahlrecht. Deutschland in transnationaler Perspektive*, in: *ZfG* 66, 2018, S. 395–412; *Hedwig Richter/Kerstin Wolff* (Hrsg.), *Frauenwahlrecht. Demokratisierung der Demokratie in Deutschland und Europa*, Hamburg 2018.

## II. REVOLUTIONEN UND IHRE ERFORSCHUNG

In der Auseinandersetzung um Haffners Buch spiegeln sich einige der Probleme, die Gegenstand des neuen AfS-Bandes sind: der Streit um den »richtigen« Revolutionsbegriff, der Traum von einer »besseren Welt« und das Verhältnis von Revolution und »Emanzipation«; die Frage, ob von einer Revolution erst dann wirklich gesprochen werden könne, wenn sie zu einem »Mehr« an »Freiheit« führe<sup>15</sup> und wodurch diese Freiheit bestimmt wird; die nachträgliche, politisch-kulturell aufgeladene Suche nach den Gründen für das »Scheitern« von Revolutionen – und die Auseinandersetzung darüber, welche Rolle die Gewalt für revolutionäre Veränderungen spielen sollte und durfte.

Revolutionsgeschichte war immer auch Teil zeitgenössischer politischer Sinnsuche und erinnerungskultureller Konflikte, auch innerhalb der (Geschichts-)Wissenschaft. Dazu gehört die Frage, ob sich bestimmte historische Prozesse politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Wandels überhaupt mit dem Label »Revolution« beschreiben lassen.<sup>16</sup> Waren die Unabhängigkeit der USA, der südamerikanischen Staaten<sup>17</sup> und Haitis Revolutionen?<sup>18</sup> Wie kann man die gescheiterten Umsturzversuche in Europa und die Revolutionen rund um den Atlantik im »Age of Revolution« angemessen beschreiben?<sup>19</sup> Ist es angemessen, von der nationalsozialistischen »Machtergreifung« als »Revolution« zu sprechen?<sup>20</sup> Waren die »68er« globale »Kulturrevolutionäre«? In welchem Verhältnis standen in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts Krieg und Revolution? Und wie veränderte beispielsweise die Erfahrung der Dekolonisierungsprozesse Theorien und Interpretationsmodelle revolutionären Wandels?<sup>21</sup>

Dass Revolutionen »friedlich« verlaufen können, wird gewissermaßen in der politischen Debatte der Gegenwart als deutscher »Sonderweg« interpretiert – und zum leuchtenden Vorbild gegenüber all denjenigen Bewegungen, die zu so viel »Zivilität« nicht in der Lage seien. Revolutionsgeschichte fügt sich damit ein in unterschiedliche Erzählweisen und Erinnerungskulturen moderner Gesellschaften. In den 1960er- und 1970er-Jahren war die Suche nach der Revolution vielfach begleitet von einem guten Schuss Romantik und einer

15 Zu den Problemen einer neuen, kulturgeschichtlich erweiterten Revolutionsgeschichte vgl. unter anderem *Nicole Wiedemann/Kay Kirchmann*, Revolution als Selbstmandatierung und -inszenierung. Eine begriffsgeschichtliche Annäherung an eine problematische Kategorie, in: *Sven Grampp/Kay Kirchmann/Marcus Sandl* u. a. (Hrsg.), *Revolutionsmedien – Medienrevolutionen*, Konstanz 2008, S. 25–64, anregend insb. S. 38–54.

16 Vgl. dazu auch *Helmut Berding*, Revolution als Prozeß, in: *Karl-Georg Faber/Christian Meier* (Hrsg.), *Historische Prozesse*, München 1978, S. 266–289; Berding diskutiert dort auch die Frage der »Standortgebundenheit« revolutionstheoretischer Forschung.

17 *Stefan Rinke*, Revolutionen in Lateinamerika. Wege in die Unabhängigkeit 1760–1830, München 2010.

18 Unter anderem *Philippe R. Girard*, *The Slaves Who Defeated Napoleon. Toussaint Louverture and the Haitian War of Independence, 1801–1804*, Tuscaloosa 2011; *David Patrick Geggus/Norman Fiering* (Hrsg.), *The World of the Haitian Revolution*, Bloomington/Indianapolis 2009; *Lester D. Langley*, *The Americas in the Age of Revolution, 1750–1850*, New Haven/London 1996.

19 Als Klassiker vgl. *Eric Hobsbawm*, *The Age of Revolution. Europe 1789–1848*, London 1975 (zuerst 1962); als neuere Perspektive vgl. *David Armitage/Sanjay Subrahmanyam* (Hrsg.), *The Age of Revolutions in Global Context, c. 1760–1840*, Basingstoke 2009; als Versuch, die Geschichte der Französischen Revolution in eine globalhistorische Perspektive einzubinden: *Suzanne Desan/Lynn Hunt/William Max Nelson* (Hrsg.), *The French Revolution in Global Perspective*, Ithaca/London 2013.

20 *Horst Möller*, Die nationalsozialistische Machtergreifung. Konterrevolution oder Revolution?, in: *VfZ* 31, 1983, S. 25–51.

21 Als Überblick vgl. *Fabian Klose*, Dekolonisation und Revolution, in: *European History Online* (EGO), 9.5.2014, URN: <urn:nbn:de:0159-2014050809> [15.7.2019].

Prise »Kaltem Krieg«<sup>22</sup>, von der Auseinandersetzung zwischen modernisierungs- und strukturfunktionalistischen Ansätzen einerseits und stärker marxistisch inspirierten Arbeiten andererseits. In der DDR gab es mit dem »Interdisziplinären Zentrum für vergleichende Revolutionsforschung« in Leipzig um Walter Markov und später Manfred Kossok eine originelle, auch international angesehene Forschungsinstitution, deren Arbeiten über das Jahr 1989 hinaus relevant blieben und die sich stärker als viele Historiker-Kollegen im Westen für die Umbrüche außerhalb Europas interessierten.<sup>23</sup>

Teile der westlichen sozialwissenschaftlichen Revolutionsforschung richteten ihren Blick in den 1980er-Jahren auf Nicaragua, die Philippinen oder den Iran und entdeckten neben den Bauern auch den Klerus und die Studenten als revolutionäre Kräfte. Zugleich gab es wenig erfolgreiche Versuche, Modelle der mathematischen Katastrophentheorie zu erproben, um so die Dynamik der Systemtransformation neu zu vermessen.<sup>24</sup> Kein noch so ambitioniertes sozialwissenschaftliches Prognosemodell konnte indes die Implosion der staatssozialistischen Gesellschaften voraussagen<sup>25</sup>, und wo bald vom »Ende der Geschichte« und dem Sieg der Demokratien westlicher Prägung die Rede war, gab es für die Revolution nur noch im Museum einen Platz. Dass sich das inzwischen, so scheint es, wieder geändert hat<sup>26</sup>, dürfte viel mit den Umbrüchen innerhalb der arabischen Welt zu tun haben, die sich ihrerseits mit den gängigen Revolutionstheorien nur schwer fassen lassen<sup>27</sup>, und sicher auch mit den Erfahrungen der Finanz- und Wirtschaftskrisen ab 2007.

Die Sozialgeschichte hat zu diesen Debatten um Transformation und Revolution unserer jüngsten Vergangenheit bisher scheue Distanz gewahrt.<sup>28</sup> Gleichzeitig wird man doch sagen können, dass es parallel zu den Aufmerksamkeitsschüben zumindest der deutschen Revolutionsjubiläen an Arbeiten nicht mangelt, die sich mit den Zäsuren von 1848/49, 1918/19 oder – in empirisch deutlich weniger substanzieller Weise – mit 1989 beschäftigen. Aber die Feststellung dürfte kaum übertrieben sein, dass es an methodisch oder räumlich erweiterten Studien zur Revolutionsgeschichte, gar an Arbeiten, die die Ergebnisse der außereuropäischen Geschichte zur Kenntnis nehmen, oder auf neuerliche Weise das Gespräch mit der (selbst inzwischen etwas verstummten) historischen Soziologie suchen, eher zu wenige als zu viele gibt. Manches hat mit dem beinahe völligen Verschwinden einer marxistisch inspirierten Geschichtsschreibung zu tun, die gerade in der Revolutionsforschung doch immer wieder wichtige Impulse gesetzt hat. Aber womöglich liegt es auch an den – viel älteren – Herausforderungen, auf die Reinhart Koselleck schon vor vielen

22 Aus der Vielzahl an Studien: *Dieter Kramer*, Reform und Revolution bei Marx und Engels, Köln 1971; *Kurt Lenk*, Theorien der Revolution, München 1973; einflussreich vor allem *Crane Brinton*, The Anatomy of Revolution, New York 1957; *James C. Davies*, Toward a Theory of Revolution, in: American Sociological Review 27, 1962, S. 5–19.

23 Aus der Vielzahl vgl. unter anderem *Walter Markov/Albert Soboul*, 1789. Die große Revolution der Franzosen, Berlin (Ost) 1973; als späte Würdigung der Nachruf von *Volker Ullrich*, Kommunist ohne Partei. Zum Tode des Historikers Walter Markov, in: Die ZEIT, 16.7.1993, S. 41.

24 *Walter L. Bühl*, Revolution und Systemtransformation, in: Politische Vierteljahresschrift 28, 1987, S. 162–196.

25 *Wolfgang Merkel*, Struktur oder Akteur, System oder Handlung: Gibt es einen Königsweg in der sozialwissenschaftlichen Transformationsforschung?, in: *ders.* (Hrsg.), Systemwechsel, Bd. 1: Theorien, Ansätze und Konzepte der Transformationsforschung, Opladen 1996, S. 303–331.

26 Ausführlich dazu *Florian Grosser*, Theorien der Revolution. Zur Einführung, Hamburg 2013, insb. S. 9–14.

27 *Reinhard Schulze*, Vom Ende und Anfang der Revolution – fünf Bemerkungen mit Blick auf die arabische Welt, in: JMEH 11, 2013, S. 220–242.

28 In eine ähnliche Richtung argumentiert bereits *Marcus Sandl*, Die Revolutionsgeschichte als Reflexionsfigur der Geschichte. 1789, die Geschichtswissenschaft und ihre Medien, in: *Grampp/Kirchmann/Sandl* u. a., Revolutionsmedien – Medienrevolutionen, S. 65–92, insb. S. 66–72.

Jahren hingewiesen hat, als er auf die Doppelbödigkeit und metaphorische Kraft des neuzeitlichen Revolutionsbegriffs verwies.<sup>29</sup> Der Begriff der Revolution wandelte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts von der Beschreibung eines einzelnen Ereignisses, vom historischen Moment zu einem Epochenbegriff, zur Idee der Revolution als einem fortlaufenden Prozess<sup>30</sup>; aus der Revolution wurde das »große Drama« des Revolutionszeitalters, wie Jacob Burckhardt 1871 im Rückblick auf die europäische Geschichte seit der Französischen Revolution festhielt.<sup>31</sup> Gegner wie Befürworter sahen in der Französischen Revolution ein weltgeschichtliches Ereignis am Werk, eine Zäsur, weil ihr Veränderungswille nicht nur dem Staat, sondern der ganzen Gesellschaftsordnung geglont und damit den Keim der sozialen Revolution und der Gewalt in sich getragen habe. Die Rolle der Gewalt jedenfalls blieb strittig beim Versuch, den Revolutionsbegriff näher zu bestimmen. Und der Deutungsstreit um die Französische Revolution sollte für das ganze 19. und 20. Jahrhundert prägend bleiben. Die Verbindung von revolutionärer Theorie, politischer Analyse und hoffnungsvollem Zukunftsentwurf, von Geschichtsphilosophie und dem Aufruf zur revolutionären Tat sollte prägend für die marxistische inspirierte Revolutionstheorie des 19. Jahrhunderts sein. In ihrem Nachdenken spiegelten sich die Erfahrungen der industriekapitalistischen Klassengesellschaft und die Hoffnung, diese »Ketten der Knechtschaft« einmal zerreißen zu können.<sup>32</sup>

Zwei Erfahrungsbereiche spiegeln sich im Begriff der Revolution: Er verweist auf das Element von Unruhe, Rebellionen und Aufständen, die sich gegen die etablierte Ordnung richteten. Gleichzeitig reflektiert der Begriff auch einen längerfristigen Strukturwandel, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verbindet und auf eine spezifische Zeitlichkeit verweist. Eine Geschichte der Revolution steht also immer vor einem mehrfachen Problem: Denn der Begriff ist sowohl erkenntnisleitendes Konzept als auch eine Form der Handlungsanweisung, Reflexionsbegriff und politisches Programm. Was das bedeutet, lässt sich an jenen, inzwischen häufiger zu beobachtenden Versuchen ablesen, Revolutionsgeschichte und persönliche Selbstkritik miteinander zu verbinden.<sup>33</sup>

Die Versuche, den Begriff der Revolution genau zu bestimmen, sind ungezählt – und genauso unübersehbar ist das semantische Feld, in dem unsere Gegenwart von »revolutionären Veränderungen und Brüchen« erschüttert zu werden scheint. Die Revolution lauert gewissermaßen an jeder Ecke. So unterschiedlich die zahlreichen theoretischen Anstrengungen der Vergangenheit auch waren, im Kern geht es doch immer wieder um mindestens fünf zentrale Probleme, Revolution als spezifische Form sozialen Wandels zu beschreiben:<sup>34</sup> *Erstens* geht es um das Ziel des revolutionären Wandels, die Legitimität gesellschaftlicher und staatlicher Ordnung, um soziale und politische Herrschaftsformen, Eigentumsverhältnisse und den Kampf um die Anerkennung bestehender Rechtsverhältnisse und

29 *Reinhart Koselleck*, Historische Kriterien des neuzeitlichen Revolutionsbegriffs, in: *ders.*, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik historischer Zeiten*, Frankfurt am Main 1989, S. 67–86; auch *ders.*, »Revolution, Rebellion, Aufruhr, Bürgerkrieg«, in: *Otto Brunner/Werner Conzel/ders.* (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 5, Stuttgart 1984, S. 653–788.

30 *Keith Michael Baker*, Revolution 1.0, in: *JMEH* 11, 2013, S. 187–219, insb. S. 189.

31 *Jacob Burckhardt*, *Geschichte des Revolutionszeitalters*. Aus dem Nachlass hrsg. v. *Wolfgang Hardtwig/Simon Kießling/Bernd Klesmann* u. a., München/Basel 2009, S. 14.

32 *Dieter Langewiesche*, Revolution, in: *Richard von Dülmen* (Hrsg.), *Fischer Lexikon Geschichte*, Frankfurt am Main 2003, S. 250–270, hier: S. 253.

33 *Gero von Randow*, *Wenn das Volk sich erhebt. Schönheit und Schrecken der Revolution*, Köln 2017.

34 Vgl. in diese Richtung bereits *Peter Wende*, *Große Revolutionen der Geschichte. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart*, München 2000, S. 10–14; weiterführend *Jörn Leonhard*, *Über Revolutionen*, in: *JMEH* 11, 2013, S. 170–186.

institutionelle Verfasstheiten. Revolutionsforschung fragt also nach Form und Reichweite des Elitenaustausches, nach neuen politischen Organisationsformen von Gesellschaften, veränderten sozialen Strukturen und ihrer moralischen Begründung. *Zweitens* hat insbesondere die historische Soziologie immer wieder versucht, präziser zu bestimmen, wann gesellschaftlicher Protest in eine revolutionäre »Situation« mündet. Unter welchen Umständen hat also eine Revolution Aussicht auf Erfolg und wie ist das Verhältnis von »Kausalität und Kontingenz«<sup>35</sup> zu bestimmen? Waren Revolutionen nichts anderes als die Wiederherstellung eines aus den Fugen geratenen gesellschaftlichen Gleichgewichts? Folgen sie einem Kreislauf aus Radikalisierung, gewalttätigem Umsturz, gegenrevolutionärer Dynamik und neuer zentralistisch-militärischer Herrschaft? Oder spiegelten sich in ihnen gar massenpsychologische Affekte, die Enttäuschung über verletzte Regeln der Moral Economy?

Charles Tilly und Theda Skocpol haben in den 1970er-Jahren auf unterschiedliche Weise diese Debatte entscheidend geprägt. Skocpol interessierte sich vor allem für »erfolgreiche« Revolutionen und solche, die einen fundamentalen Umbruch in der politisch-sozialen Ordnung zur Folge hatten – und blickte deshalb vor allem auf die Französische, die Russische und die Chinesische Revolution.<sup>36</sup> Alle drei seien agrarisch geprägte, bürokratisch-autoritäre Gesellschaften, die innen- wie außenpolitisch handlungsunfähig gewesen seien. Den bäuerlichen Protest hätten sie nicht mehr kanalisieren können. Die Soziologin interessierte sich vor allem für die Formen revolutionärer Mobilisierung und Klassenkonflikte, die Folgen außenpolitischer Isolierung und die innerstaatlichen Legitimationsdefizite und Verwerfungen. Handelnde Akteure traten bei ihr dagegen kaum auf, und auch die Frage der Ideologie oder unterschiedliche Zukunftsentwürfe spielten eine eher untergeordnete Rolle. Gleichwohl wies eine solche, aus der Schule Barrington Moores stammende Revolutionsforschung einige erhebliche Vorzüge auf, weil sie – ungewöhnlich genug – historisch vergleichend arbeitete und auch die Vielschichtigkeit staatlicher Machtbeziehungen reflektierte.<sup>37</sup> Charles Tilly, der seine Gesamtdarstellung der europäischen Revolution im Lichte der Umbruchsjahre von 1989 verfasste, akzentuierte seine Analyse weniger staatszentriert. Er machte vor allem drei zentrale Faktoren aus, die ihn von einer »revolutionären Situation« sprechen ließen:<sup>38</sup> wenn Individuen oder Gruppen die radikale Forderung nach der »Übernahme der Macht im Staat oder Teilen des Staates« stellten; wenn solche Ansprüche durch einen »wesentlichen Teil der Bevölkerung« unterstützt würden und schließlich, wenn die Herrschenden nicht mehr in der Lage seien, die Begehrlichkeiten der neuen Rivalen zu unterdrücken. Es brauche also diejenigen, die die Legitimation der Ordnung infrage stellen; neue, mächtige Akteure, die in der Lage seien, die Interessen zu artikulieren und neue Bündnisse zu schließen, und eine in sich paralyisierte, ältere Herrschaftsform.<sup>39</sup>

Tilly unterschied eine solche Mächtekonstellation von einem »revolutionären Ergebnis«, das in dem Moment vorliege,

»wenn die politische Macht von denjenigen Machthabern, die sie vor Beginn der gleichzeitigen Übernahme der Souveränität durch mehrere gesellschaftliche Kräfte innehatten, auf eine neue herrschende Koalition übergeht – zu der natürlich auch Elemente der alten herrschenden Koalition gehören können. Vorausgesetzt[,] es besteht eine revolutionäre Situation, dann kann es mit hoher Wahrscheinlichkeit zu revolutionären Ereignissen kommen, wenn sich feste Koalitionen zwischen den

35 Ebd., S. 180.

36 *Theda Skocpol*, *States and Social Revolutions. A Comparative Analysis of France, Russia, and China*, Cambridge/New York etc. 1979.

37 *Barrington Moore Jr.*, *Social Origins of Dictatorship and Democracy. Lord and Peasant in the Making of the Modern World*, Boston 1966.

38 *Charles Tilly*, *Die europäischen Revolutionen*, München 1999 (zuerst engl. 1993), insb. S. 31–38.

39 Ebd., S. 32.



Herausforderern des Staates und Mitgliedern des Gemeinwesens bilden [...]. Allgemeiner ausgedrückt heißt das, daß die unmittelbaren Ursachen revolutionärer Folgen das Lossagen von Mitgliedern des Gemeinwesens von den bisherigen Machthabern, das Gewinnen bewaffneter Streitkräfte durch die revolutionären Koalitionen, die Neutralisierung oder der Abfall der Streitkräfte des Regimes von ihren bisherigen Herren und die Beherrschung des Staatsapparats durch Mitglieder einer revolutionären Koalition sind. Wenn das alles rasch geschehen ist, hat ein revolutionärer Machtwechsel stattgefunden.«<sup>40</sup>

Dieser Machtwechsel, das ist ein *dritter* Fluchtpunkt der Revolutionsforschung, geschieht nicht freiwillig. Die Frage der Notwendigkeit von Gewalt als Teil revolutionärer Umgestaltung war und ist in der Revolutionsforschung umstritten. Das betrifft Dauer und Intensität, Form und Funktion und gehört zu den besonders konfliktreichen Gegenständen. Und sie galt vor allem für jene als besonders drängend, die, wie Wladimir Iljitsch Lenin, die Revolution nicht nur analysieren, sondern sie auch machen wollten.<sup>41</sup> Insofern wundert es nicht, dass Lenin wie auch Rosa Luxemburg deutlich stärker als Karl Marx die Bedeutung der Aktion und der proletarischen Handlungsmacht in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen stellten.<sup>42</sup> Deshalb spielte die Funktion und Legitimität der Gewalt für Lenin eine herausragende Rolle, zeigte sich für ihn doch in der historischen Analyse gescheiterter revolutionärer Etappen, dass letztlich die sozialistische Revolution nur im siegreichen Kampf und durch die schonungslose Ausübung von Gewalt gegen die »Reaktion« durchgesetzt werden könne.<sup>43</sup> In der Kritik des Kolonialismus, wie sie Frantz Fanon in den 1950er- und 1960er-Jahren formulierte und die so wirkungsmächtig für die postkoloniale Theorie werden sollte, spielte die Gewalt als revolutionäres Instrument zur Befreiung der Unterdrückten eine zentrale Rolle – und doch war seine Deutung keineswegs so eindimensional, wie sie in der zugespitzten Lektüre von Jean-Paul Sartres Vorwort klang und seinen Weg um die Welt machte.<sup>44</sup> Denn von Sartre – und nicht von Fanon – stammt das berühmt-berühmte Zitat aus dem Vorwort: »[I]n der ersten Zeit des Aufstands muß getötet werden: einen Europäer erschlagen heißt zwei Fliegen auf einmal treffen, nämlich gleichzeitig einen Unterdrücker und einen Unterdrückten aus der Welt schaffen. Was übrigbleibt, ist ein toter Mensch und ein freier Mensch.«<sup>45</sup>

Fanons Klassiker postkolonialer Kritik »Die Verdammten dieser Erde« betonte die Gewalt des kolonialen Alltags, die subtilen (und weniger subtilen) Formen der Unterdrückung und die Legitimität von Gegengewalt als Notwehr und kollektiv-bindendes Moment der Unterdrückten. Aber die Praxis der Gewalt führte im Sinne Fanons auch zu einer Art Subjektwerdung der Unterdrückten, der Möglichkeit, den eigenen entfremdeten Status zu ändern, und erstmalig als souveräner Akteur zu agieren – Gewalt also nicht nur als Teil des revolutionären Kampfes, sondern auch als innere Reinigung und Traumabewältigung.

Für Fanon war gerade dieses Motiv, die Suche nach den Gründen und der subjektiven Wahrnehmung der Akteure, eine zentrale Dimension seiner revolutionstheoretischen Überlegungen. Damit ist eine *vierte* Dimension der Revolutionsforschung beschrieben, die sich mit Selbstdeutung, Lernerfahrungen, Gestaltungswillen und Zeitempfinden der Revolutionäre beschäftigt. Hannah Arendt hat auf einen Aspekt dieser Dimension schon frühzeitig in ihrem revolutionstheoretischen Klassiker hingewiesen:

40 Ebd., S. 38f.

41 Knapp und präzise *Grosser*, Theorien der Revolution, S. 118–124.

42 *Kurt Lenk*, Theorien der Revolution, 2., verb. u. erw. Aufl., München 1981 (zuerst 1973), S. 158–171, zu Lenin und Luxemburg.

43 *Wladimir Iljitsch Lenin*, Staat und Revolution. Die Lehre des Marxismus vom Staat und die Aufgaben des Proletariats in der Revolution, Leipzig 1919, insb. S. 18f.

44 *Frantz Fanon*, Die Verdammten dieser Erde. Mit Vorwort von Jean-Paul Sartre, Frankfurt am Main 1966 (zuerst frz. 1961).

45 *Jean-Paul Sartre*, Vorwort, in: ebd., S. 7–25, hier: S. 27.

»Aber die Kategorie der Gewalt wie die Kategorie des bloßen Wechsels oder Umsturzes ist für eine Beschreibung des Phänomens der Revolution ganz unzulänglich; nur wo durch Wechsel ein Neuanfang sichtbar wird, nur wo Gewalt gebraucht wird, um eine neue Staatsform zu konstituieren, einen neuen politischen Körper zu gründen, nur wo der Befreiungskampf gegen den Unterdrücker die Begründung der Freiheit wenigstens mitintendiert, können wir von einer Revolution im eigentlichen Sinne sprechen.«<sup>46</sup>

Der Begriff des »Neuanfangs« zielt auf jene spezifische Temporalität revolutionärer Umbrüche, die in der Wahrnehmung der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen ein Gefühl für das »Vorher« und »Nachher«, für die Revolution als verdichtete historische Erfahrung vermittelt, die »Fortschritt« und eine bessere »Zukunft« als neue, denkbare Kategorien einführt und den alten, zyklischen Geschichtsbildern entgegensetzt.

Revolutionen schufen ihre eigene Dramaturgie und ihre eigenen Mythen, Bildsprachen und Geschichtsbilder, die als Blaupausen künftiger Veränderungen dienen konnten – und dabei ihrerseits heftig umstritten waren: so, wie auf dem Dritten Deutschen Soziologentag in Jena, auf dem sich 1922 Deutschlands führende Soziologen trafen, um, so kurz nach dem politischen Umsturz, das »Wesen der Revolution« zu ergründen. Den Auftakt machte Leopold von Wiese, der seinen Hauptvortrag unter die Überschrift »Die Problematik einer Soziologie der Revolution« stellte.<sup>47</sup> Ganz allgemein definierte von Wiese Revolutionen als »eine plötzliche und in schnellem Zeitmaß vor sich gehende Machtverschiebung«<sup>48</sup> – gewissermaßen soziale »Parallelerscheinungen zu den Mutationen der Biologie«. Revolutionen – das waren für den Kölner Soziologen eine Mischung aus brüchig gewordenen sozialen Strukturen und dem »Seelenleben der Menschen«. Von Wiese konzentrierte sich in seinen Überlegungen vor allem auf das Verhältnis von »Führer« und »Masse« und sah in den revolutionären sozialen Bewegungen einen ungebildeten Pöbel, der keineswegs der Ideologie oder den großen Worten seiner Anführer folgte, sondern lediglich »Lastenabschüttlung und Genuß« im Sinne habe. So sehr sich seine Ausführungen auch immer wieder der »wertfreien« Analyse revolutionärer Umbrüche und ihrer Folgen widmeten, so ließ er doch keinen Zweifel daran, für wie gefährlich er letztlich Formen des Staatsumsturzes hielt. Einer großen »Idee« wären die »Massen« noch nie gefolgt, und immer würden sie heute solchen jubeln, die sie gestern noch verflucht hätten. Am Ende sei doch immer die gleiche Entwicklung erkennbar: »Im Widerstande gegen das Bestehende fügt sich aus Traum und Reformwille eine neue Utopie und zersetzt allmählich wiederum die Grundmauern des realen Baues.«<sup>49</sup> Zwar verdammt von Wiese die Revolution an sich keineswegs, sah durchaus »Edeles und Unedeles« gleichermaßen am Werk, und doch schien klar, dass es (staatliche) Aufgabe sei, Gesellschaften so zu organisieren, dass es gar nicht erst zu Revolutionen kommen könne. Durchweg auf Zustimmung stieß diese Deutung nicht. In der anschließenden Diskussion nahmen sich die marxistisch inspirierten Soziologen wie Max Adler ihren Kölner Kollegen heftig zur Brust.<sup>50</sup> Das alles habe mit Soziologie nichts zu tun, zürnte Adler. Denn der Vortrag habe sich in massenpsychologischen Banalitäten ergossen, sich aber nicht für die Ursachen von Revolutionen und schon gar nicht für die gegenwärtigen Konflikte interessiert. Von gesellschaftlichen Konflikten, von Klassen, Kämpfen, gar von Interessen habe der »Kollege« gar nicht erst gesprochen, und auch nicht von der Pluralität der Erfahrungen all jener, die sich der Revolution verschrieben

46 *Hannah Arendt*, Über die Revolution, München 1965 (zuerst engl. 1963), S. 41f.

47 *Leopold von Wiese*, Die Problematik einer Soziologie der Revolution, in: Verhandlungen des 3. Deutschen Soziologentages am 24. und 25. September 1922 in Jena, hrsg. v. der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Tübingen 1923, S. 6–23.

48 Ebd., S. 12.

49 Ebd., S. 16.

50 *Max Adler*, Diskussionsbeitrag, in: ebd., S. 40–44.

hatten. Aufgabe der Soziologie sei es doch, Gesetzmäßigkeiten der Veränderungen zu entdecken – und da sei der Beitrag von Wieses in jeder Hinsicht unzureichend.

Für die marxistische inspirierte Revolutionsforschung, wie sie Adler mit so viel Verve vortrug, war insbesondere die lange nachhallende und auch die Anfänge der deutschen Gesellschaftsgeschichte so prägende Bonapartismus-Rezeption des »18. Brumaire« von Karl Marx von entscheidender Bedeutung.<sup>51</sup> Die so berühmt gewordene Formel, Revolutionen seien die »Lokomotiven der Geschichte«<sup>52</sup>, hatte hier ihren Ursprung, in der Analyse der ökonomischen Lage französischer Bauern am Vorabend des Staatsstreichs Louis Bonapartes. Marx hatte seine Analyse des »18. Brumaire des Louis Bonaparte« für ein Publikum geschrieben, das noch ganz im Bann der Revolutionsjahre 1848/49 stand. Woran war die Zweite Republik gescheitert? Seine vergleichende Revolutionsgeschichte verband Vergangenheit und Gegenwart französischer Revolutionserfahrung und setzte die Staatsstrieche vom 18. Brumaire 1799 und vom 2. Dezember 1851 in unmittelbaren Zusammenhang. Was Marx besonders interessierte, war die Rolle der Bourgeoisie und ihre Bereitschaft, das in der Februarrevolution von 1848 geschmiedete Bündnis mit den Arbeitern aufzukündigen – mit dem Ergebnis eines politischen Vakuums, das Louis Bonaparte für sich zu nutzen wusste. Die Uneinigkeit der verschiedenen Klassenkräfte einerseits und die plebiszitäre Politik, gekoppelt mit sozialen Reformen, alten imperialen Ansprüchen und restaurativen Bündnissen zwischen Staat und Kirche andererseits hätten dafür gesorgt, eine eigene Herrschaftsform zu etablieren, in der sich die Exekutive zunehmend verselbstständigte und die proletarisch-revolutionären Bewegungen auszubremsen vermochte. Marx legte damit eine Deutung ausbleibender Revolutionen vor, die weit über die unmittelbare historische Konstellation hinauswies und die Frage nach notwendigen Bündnis Konstellationen in den Mittelpunkt revolutionstheoretischer Überlegungen stellte. Innerhalb der sozialistischen Arbeiterbewegung und den mit ihr verbundenen intellektuellen sollte gerade die – jeweils epochal angepasste und situativ neu gestellte – Bonapartismus-Rezeption eine zentrale Rolle in der Revolutionsanalyse und -prognose spielen. Denn schließlich ging es dabei ja immer wieder auch um einen möglichen »Reifegrad« von Gesellschaften, der überhaupt die Ausgangsvoraussetzung für einen Übergang sei. Für die Revolutionsforschung waren die Analysen des »18. Brumaire« in mehrfacher Weise bedeutsam: Sie lieferten ein Modell für gescheiterte Revolutionen, sie öffneten die Analyse für die Transformationen staatlich-bürokratischer Ordnung und ihrer Anpassungsfähigkeit und verwiesen auf die spezifische postrevolutionäre Autorität einer neuen, spezifisch charismatischen Herrschaft, wie sie später Max Weber im Bonapartismus zu erkennen glaubte.

Die Geschichte der Bonapartismus-Rezeption verweist auf ein *fünftes*, noch jüngeres Feld der Revolutionsforschung, für das sich die sozialwissenschaftliche Revolutionsforschung, auch in ihren besten Momenten, kaum interessiert hat: die Frage nach der Beziehungsgeschichte von Revolutionen und revolutionärem Handeln.<sup>53</sup> Für welche Sprache

51 Ausführlich dazu Jörn Leonhard, *Das Präsens der Revolution. Der Bonapartismus in der europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, in: Werner Daum/Kathrin S. Hartmann/Simon Palaoro u. a. (Hrsg.), *Kommunikation und Konfliktaustragung. Verfassungskultur als Faktor politischer und gesellschaftlicher Machtverhältnisse*, Berlin 2010, S. 293–317, insb. S. 306–317.

52 Karl Marx, *Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848–1850*, in: *ders./Friedrich Engels, Werke*, Bd. 7, Berlin (Ost) 1960, S. 9–107, hier: S. 85.

53 Klaus Deinert, *Die mimetische Revolution oder die französische Linke und die Re-Inszenierung der Französischen Revolution im 19. Jahrhundert (1830–1871)*, Stuttgart 2001; Keith Michael Baker/Dan Edelstein (Hrsg.), *Scripting Revolution. A Historical Approach to the Comparative Study of Revolutions*, Stanford 2015; Gabriel Schoenfeld, *Uses of the Past. Bolshevism and the French Revolutionary Tradition*, in: Gail M. Schwab/John R. Jeanneney (Hrsg.), *The French Revolution of 1789 and Its Impact*, Westport 1995, S. 285–304.

entschieden sich die Revolutionäre<sup>54</sup>, an wem orientierten sie sich, was war das kulturelle Repertoire, mit dem die »klassischen Revolutionen« gedeutet und an die Gegenwart angepasst werden konnten?<sup>55</sup> »Die Revolution« als Kollektivsingular war eine europäische Erfindung und ein europäisches Exportgut und sie lenkte in ihrer sprachlichen Kodifizierung auf sehr spezifische Aspekte des Umbruchs: Eine solche Revolutionsforschung richtete ihren Blick weniger auf »Ursache« und »Wirkung« als auf das, was die Akteure selbst als »revolutionär« betrachteten, was sie daraus folgerten, worauf sie sich historisch stützten – und wie wirkmächtig solche Selbstdeutungen und Aneignungsprozesse für den Revolutionsverlauf werden sollten.

### III. ZU DEN EINZELNEN BEITRÄGEN DES BANDES

Die Beiträge des vorliegenden Bandes nehmen Impulse aus den sozialwissenschaftlichen Überlegungen zur Revolution und aus historischen Debatten über spezifische Revolutionen auf. Das Spektrum der Themen reicht zwar von der mittelalterlichen römischen Geschichte bis in die europäische Gegenwart, doch liegt quantitativ ein Schwerpunkt in der Geschichte Deutschlands des 19. und 20. Jahrhunderts. Angesichts des beschriebenen gesellschaftlichen wie politischen Interesses an den Anfängen der Demokratie ist dies vielleicht nicht verwunderlich, doch könnte sich dahinter auch ein ganz anderes Problem verbergen: Es gibt viel zu wenig geschichtswissenschaftliche Forschung mit neueren Methoden und Fragen zur Revolutionsgeschichte an sich, sowie zur Geschichte der deutschen Revolutionen 1848/49 und 1918/19. Zu diesem Ergebnis kommt etwa Nadine Rossol in ihrem Literaturüberblick zu den Neuerscheinungen zur Revolution 1918/19 der letzten Jahre.<sup>56</sup> Die Popularisierung vorhandener politikhistorischer Interpretationen stehe dabei wohl mehr im Vordergrund als eine methodisch innovative und transnational vergleichende Revolutionsgeschichte.<sup>57</sup> Gibt es demgegenüber deutlich mehr Neues zur Russischen Revolution 1917 zu lesen, so macht doch auch Lutz Häfner in seiner Bestandsaufnahme darauf aufmerksam, dass mehr Kompilationen von Bekanntem angeboten werden als originär neue Forschung zum Jahr 1917 in Russland.<sup>58</sup> Vergleichbar ist ebenso die Konzentration auf bekannte Akteure und Gruppen und die Vernachlässigung von Erfahrungsgeschichte, lokalen Entwicklungen sowie innovativen kulturhistorischen Fragestellungen. Das alles mag unter anderem auf den Buchmarkt zurückzuführen sein, in dem Jubiläumsjahre zum Anlass werden, konsumierbare Waren für einen größeren Markt zu produzieren. Möglicherweise liegt das konstatierte Defizit aber auch in der Geschichtswissenschaft selbst, die sich von der älteren, politikwissenschaftlich orientierten Revolutionsforschung verabschiedet hat, ohne zugleich neue Zugänge zu erproben.

Dass Revolutionsforschung aber nicht *old-fashioned* ist, sondern nach wie vor zentrale Fragen zum historischen Wandel bereithält, zeigen die Beiträge ebenso, sowohl aus empirischer wie theoretischer Perspektive. Andreas Fahrmeir und Thomas Mergel diskutieren

54 Zur neueren Begriffsgeschichte vgl. *Ilan Rachum*, »Revolution«. The Entrance of a New Word into Western Political Discourse, New York/Oxford 1999, insb. S. 221–247.

55 *David Patrick Geggus*, The Effects of the American Revolution on France and Its Empire, in: *Jack P. Greene/Jack Richon Pole* (Hrsg.), *A Companion to the American Revolution*, Malden/Oxford 2000, S. 523–530.

56 Vgl. den Beitrag von Nadine Rossol in diesem Band, S. 347–368.

57 Vgl. auch *Rüdiger Hachtmann*, Blick zurück und in die Zukunft. Die Sicht auf die »Novemberrevolution« 1919 bis 2018 und mögliche Perspektiven einer kritischen Revolutionshistoriographie, in: *Sozial.Geschichte Online* 23, 2018, S. 107–165, URL: <<https://doi.org/10.17185/duerpublico/47046>> [10.8.2019].

58 Vgl. den Beitrag von Lutz Häfner in diesem Band, S. 309–346.

vor dem Hintergrund einzelner Revolutionen der Neuzeit den Nutzen von systematischen Zugriffen auf das historische Phänomen.<sup>59</sup> Während es bei Fahrmeir um das Erkenntnispotenzial von Verlaufsmustern geht, wendet sich Mergel der Performativität von Revolutionen zu. Beide gehen nicht von einer zuvor gegebenen Definition von Revolution aus, sondern erörtern anhand konkreter Praxen, Selbstaussagen und historischer Bezüge sowie der in der Moderne gesteigerten Medialität von Revolutionen vergleichende Überlegungen. Sie argumentieren dafür, zeitgenössische Vorstellungen über typische Verlaufsformen von Revolutionen ebenso als handlungsleitend zu verstehen wie konkrete, oftmals zufällige gesellschaftlich-politische Konstellationen, die erst im Nachhinein in ein Ursache-Folge-Schema gebracht werden können. Die »Lokomotiven der Geschichte« erhalten ihr Brennmaterial also auch aus dem Verständnis der revolutionären Akteure, wie eine »richtige« Revolution verlaufen soll. Mimesis und Adaption zeichnen nach Mergel ein solches Skript aus, aber auch historisches Wissen und theoretische Konzepte sind unabdingbar. Die Französische Revolution galt vielen als Vorbild, sowohl positiv wie negativ und insbesondere hinsichtlich der Phase der *Terreur*, die wahlweise als notwendig und legitim oder als Ursache für das Scheitern einer Revolution galt. Mergel beschreibt die Merkmale des Vorbilds ebenso wie die der Nachahmer und der durch sie gestifteten »Tradition« von Revolutionen. Diese sei allerdings im 20. Jahrhundert ausgelaufen, da das Konzept der Revolution in zweifacher Weise neu adaptiert wurde: nämlich von rechts sowie von Akteuren in Afrika und Asien. Gerade die letzte Mimesis veränderte das Skript nachhaltig, denn es wurde nicht nur aus seinem westlich geprägten Denkhorizont gelöst, sondern radikal verändert, zum einen mit Blick auf die Rolle von Religion als Legitimation für revolutionäre Veränderungen, zum anderen im Umgang mit Gewalt. Diese wurde und wird zunehmend als delegitimierender Faktor, als nachteilig für den Erfolg einer gesellschaftlichen Umwälzung angesehen – nicht zuletzt aufgrund der weltweit zugänglichen Medien und Zuschauer. Für Kenner des europäischen, traditionellen Skripts war daher die Revolution im Iran 1979 eine echte intellektuelle Herausforderung. Frank Bösch beschreibt die Ereignisse im Iran sowie die politische Transformation in Nicaragua dementsprechend als Phänomene »verdichteter globaler Interaktionen«, in denen die weltweite Vernetzung von Akteuren und Waren ebenso zentral war wie der globale Kontext des Kalten Kriegs und die nationale Grenzen überschreitende Dynamik religiöser Weltdeutungen. Der Vergleich dieser beiden unterschiedlichen Revolutionen weist auf Gemeinsamkeiten hin, die sich aus den oben dargestellten Problemfeldern der Revolutionsforschung ergeben, diese aber nicht mehr allein aus der inneren Entwicklung nationaler Gesellschaften erklärt. Die Ereignisse im Iran und in Nicaragua stehen vielmehr im Kontext der gesteigerten Globalisierung seit dem Ende der 1970er-Jahre, sodass Bösch vorschlägt, diese nicht nur als »third world revolutions« zu begreifen, sondern als globale.<sup>60</sup>

Willy Buschak nimmt dagegen eine ganz andere transnationale Verbindung in den Blick, nämlich eine spezifische Akteursgruppe, die seit den 1930er- und 1940er-Jahren verstreut im Exil lebte.<sup>61</sup> Ausgehend von der Zeitschrift »Mundo«, die von unabhängigen Sozialisten in Mexiko herausgegeben wurde, rekonstruiert Buschak die Verbindungen dieser Gruppe zu weiteren Sozialisten und Sozialistinnen in Großbritannien, der Schweiz oder in Schweden. Ihre Erfahrungen mit Revolutionen, Bürgerkriegen und neuen Regimen in Europa führten sie zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der marxistischen Theorie von Revolutionen, zu Fragen, wer ein revolutionäres Subjekt sei, wie die Macht im Staate erobert

59 Vgl. die Beiträge von Andreas Fahrmeir in diesem Band, S. 49–60, und von Thomas Mergel, S. 19–48.

60 Vgl. den Beitrag von Frank Bösch in diesem Band, S. 271–286, vgl. dazu auch *Frank Bösch, Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann*, München 2019.

61 Vgl. den Beitrag von Willy Buschak in diesem Band, S. 197–227.

werden könne und vieles mehr. Praktisch alle Themen der sozialistischen Theorie und Politik wurden angesprochen und im Lichte der in Europa und im Exil gemachten Erfahrungen diskutiert, vor allem aber vor dem Hintergrund europäischer und globaler Verflechtungen. Von hieraus war es nur noch ein kleiner Schritt, den Nationalstaat als einzigen revolutionären Handlungsraum und die Arbeiterklasse als führendes revolutionäres Subjekt zu verabschieden und stattdessen auf Europa, wo nach Ende des Kriegs eine tiefe revolutionäre Krise erwartet wurde, und eine »breite Bewegung« für »Sozialismus und Freiheit« zu setzen. Die sozialistische Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa, gegründet 1944 in London, sollte Lösungen aus dieser Krise weisen, doch stellten sich die konkreten Aufgaben der aus dem Exil zurückkehrenden Sozialisten in Europa dann in den 1950er-Jahren ganz anders dar. Dabei hatte es doch aber eine ganze Reihe von wilden Streiks in Montangebietern in der unmittelbaren Nachkriegszeit gegeben – warum entstand daraus keine revolutionäre Situation? Diese Frage diskutiert Jan De Graaf im ost- und westeuropäischen Vergleich.<sup>62</sup> Die sozialistische Hoffnung auf eine revolutionäre Arbeiterklasse blieb nach 1945 aus verschiedenen Gründen unerfüllt. Zentral dafür waren äußere Umstände wie die prekäre Lebensmittellage und die harten Winter, die es Unternehmern erlaubten, die Ruhe der Belegschaften durch Nahrungsmittelgaben zu erkaufen. Auch war die Arbeiterschaft in der Montanindustrie nach der Kriegswirtschaft sozial nicht mehr so einheitlich aufgestellt wie davor. De Graaf betont die vielfältigen Differenzierungen innerhalb der Arbeiterschaft nach Generation, Herkunft, Ausbildung und auch Geschlecht und sieht darin einen Nachteil für einheitliches revolutionäres Handeln. Alles in allem seien die Arbeiter in der Montanindustrie weniger an Sozialisierung und Entnazifizierung der Unternehmensführungen interessiert gewesen als die Gewerkschaftsführung, sondern mehr an der konkreten Verbesserung ihrer alltäglichen Lebenssituation.

Spezifische nationale oder regionale Revolutionen per se zu untersuchen, ist aber auch im globalen Zeitalter keineswegs obsolet. Viele der Beiträge in diesem Band tun dies, aber sie wenden dabei Überlegungen und Fragestellungen der sozialwissenschaftlichen Revolutionsforschung ebenso an wie kulturhistorische Fragestellungen, etwa zu Medien, Kommunikationsbeziehungen, Selbstbildern, Zeitdeutungen oder Mythen. Dies kann auch für die Interpretationen vormoderner Zeitereignisse durchaus erkenntnisfördernd sein, wie Julian Zimmermann und Veit Groß in ihrer Auseinandersetzung mit einem Machtwechsel in Rom im 14. Jahrhundert zeigen.<sup>63</sup> Theo Jung untersucht das Reden und Schweigen der Abgeordneten in der Frankfurter Paulskirche, um auf eine neue Dimension der Kommunikationsrevolution 1848/49 aufmerksam zu machen, nämlich die Umgestaltung politischer Kommunikationsprozesse.<sup>64</sup> Reden im Parlament gehörte demnach zu den Anforderungen guter revolutionärer Praxis. Dem standen allerdings Termindruck und Redevermögen einzelner Abgeordneter entgegen. Nur wenige redeten und handelten, die Mehrheit schwieg und stimmte ab. Jung zeigt, wie aus einem revolutionären Redeparlament ein diszipliniertes Arbeitsplenum entstand, allerdings um den Preis von Enttäuschungen bei Abgeordneten und Wählern. Stand am Anfang noch die Hoffnung, durch die Macht des Wortes die Revolution voranzubringen, so blieb am Ende der Ruf der Nationalversammlung als »Schwatzbude« bestehen. Die Unterscheidung zwischen folgenloser Rede und revolutionärer Tat wurde damit virulent, vor allem in der marxistischen Theorie.

Das konkrete revolutionäre Handeln, seine Ursachen und Anlässe, die Akteure und ihre Optionen gehören daher zu den wichtigsten Elementen einer sozialhistorischen Analyse von Revolutionen. An den Ergebnissen der Handlungen wird nicht zuletzt gemessen, ob eine Revolution, ein »Neuanfang« im Sinne Hannah Arendts, überhaupt stattgefunden hat.

62 Vgl. den Beitrag von Jan De Graaf in diesem Band, S. 229–251.

63 Vgl. den Beitrag von Veit Groß und Julian Zimmermann in diesem Band, S. 61–98.

64 Vgl. den Beitrag von Theo Jung in diesem Band, S. 99–130.

Kann man also die »friedliche Revolution« der Ostdeutschen im Jahr 1989 so bezeichnen? Etienne Dubslaff zeigt in seinem Beitrag auf, dass tatsächlich revolutionäre Neuanfänge im Herbst 1989 in der DDR stattfanden, diese aber eigentlich nicht in die traditionelle Vorstellung von Revolutionen passten: Es wurde viel geredet, vor allem am Runden Tisch, und später gehandelt, in der Volkskammer oder bei den ersten freien Wahlen. Angetrieben von starken Bürgerbewegungen und Demonstrationen sah sich die ostdeutsche Sozialdemokratie, die sich selbst als revolutionäre Kraft verstand, aber nur einen Bruchteil der Bevölkerung repräsentierte, in die Lage gedrängt, sich zur Frage der deutschen Einheit zu verhalten, anstatt weiter über eine Neugestaltung der DDR zu verhandeln. Ihr revolutionärer Anspruch zerbrach an den Realitäten des Wahlergebnisses im März 1990.<sup>65</sup> Andrea Müller nimmt die Frage nach dem passenden Begriff anders auf: Sie stellt die Hintergründe und diskursiven Elemente der sogenannten Revolution der Ponchos in Ecuador vor, mit der eine Reihe von lokalen Aufständen indigener Bevölkerungsgruppen in den 1980er- und 1990er-Jahren bezeichnet wird.<sup>66</sup> Anlass für die Konflikte war die soziale und politische Unterdrückung großer Teile der bäuerlichen Bevölkerung. Auf den Begriff »Revolution der Ponchos« wurden diese aber durch Vertreter der katholischen Befreiungstheologien in Ecuador gebracht, die damit die Rolle der Kirche im Konflikt diskursiv verschoben. Gehörte die katholische Kirche ebenso wie die Großgrundbesitzerfamilien einerseits zu den Nutznießern des Hazienda-Regimes, so gelang es der Kirche seit den 1980er-Jahren andererseits auch, als Unterstützerin der verarmten Bevölkerung wahrgenommen zu werden und ihre Hilfestellung für indigene Organisationen zu betonen. Die »Revolution der Ponchos« ist daher nach Müller eigentlich ein Erinnerungsdiskurs der katholischen Kirche und zugleich eine unzulässige Vereinfachung multipler sozialer und politischer Konflikte durch ihre Ethnisierung.

Drei Beiträge befassen sich schließlich mit der Revolution von 1918. Christina Ewald stellt die Tätigkeit des Hamburger Arbeiter- und Soldatenrats im Bereich der Schulpolitik vor – ein wichtiges Thema für die Sozialdemokratie schon im Kaiserreich, das in den ersten Monaten der Republik ohne viel revolutionäres Pathos umgesetzt wurde.<sup>67</sup> Mike Schmeitzner untersucht den Inhalt und die zeitgenössische Rezeption einer der vielen Quellen, die im Kontext der neuen Erinnerungskultur an 1918/19 wiederentdeckt werden, nämlich die »Revolutionserinnerungen« von Hermann Müller, der Reichsminister und kurzzeitig auch Reichskanzler war, außerdem Vorstandsmitglied der SPD von 1919 bis 1928.<sup>68</sup> Er betrachtete die Revolution als Handelnder und aus der Perspektive des Jahres 1928 durchaus als erfolgreich; sein Bericht war Teil der frühen sozialdemokratischen Erinnerungspolitik an Revolution und Republikgründung, an die nach 1945 nicht mehr angeschlossen werden konnte. Kerstin Wolff präsentiert ebenfalls zeitgenössische Quellen, nämlich die Berichterstattung über die Novemberrevolution in den Zeitungen der Frauenbewegungen 1918 und 1919.<sup>69</sup> Das Frauenwahlrecht wurde schon damals als die weibliche Seite der Revolution verstanden. Zugleich galt das Wahlrecht aber auch als Ergebnis eines länger geführten politischen Kampfes von Sozialdemokratie und bürgerlicher Frauenbewegung, das zukünftige Generationen von Frauen zur aktiven Mitwirkung verpflichtete. Der Beitrag deutet an, wie weiterführend eine Geschlechtergeschichte der Revolution sein könnte – und wie weit der Weg dahin noch ist.

Dieser Befund dürfte auch insgesamt für eine erneuerte sozialhistorische Revolutionshistoriografie gelten, von der man sich nur wünschen kann, dass sie sich von allzu viel

65 Vgl. den Beitrag von Etienne Dubslaff in diesem Band, S. 287–306.

66 Vgl. den Beitrag von Andrea Müller in diesem Band, S. 253–270.

67 Vgl. den Beitrag von Christina Ewald in diesem Band, S. 147–170.

68 Vgl. den Beitrag von Mike Schmeitzner in diesem Band, S. 171–196.

69 Vgl. den Beitrag von Kerstin Wolff in diesem Band, S. 131–145.

Jahrestagsgetöse frei und auf die Suche nach einer eigenständigen Perspektive macht. Sinnvoll wäre es, sich dabei auf die Erkenntnisse der jahrzehntelangen Diskussionen über den Begriff der Revolution, die Ziele des Wandels, den Umgang mit Gewalt, die Selbstdeutungen und das Zeitbewusstsein der Akteure sowie auf kulturelle Deutungsmuster von Revolutionen zu stützen. Die Beiträge des Bandes deuten das darin steckende Potenzial für ein innovatives und transnational verortetes Verständnis von gesellschaftlichen Umbrüchen an. Zugleich verweisen sie darauf, dass es eine einheitliche Revolutionshistoriografie nicht mehr geben kann – und vielleicht auch nie gegeben hat. Die Probleme und die Perspektiven der Revolutionsforschung sind vielmehr dem gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Wandel ebenso unterworfen wie das Objekt ihrer Analyse. Das ist allerdings kein Manko, sondern eine Stärke kulturwissenschaftlicher Zugänge zu sozialhistorischen Fragestellungen.



Thomas Mergel

## Lokomotiven im Nachbau

### Moderne Revolutionsgeschichte als Mimesisgeschichte\*

Am 3. November 1918 wurde im Zug der Feierlichkeiten zum 1. Jahrestag der Oktoberrevolution im Kreml eine Statue von Maximilien de Robespierre aufgestellt. Weitere Statuen von Aufklärern und jakobinischen Revolutionären in der Stadt waren geplant. Aber wegen des Kriegs konnte man nur einen minderwertigen Stein verwenden, weshalb die Büste des Jakobiners innerhalb kurzer Zeit zerbröselte. Wladimir Iljitsch Lenin machte zwar die Konterrevolution dafür verantwortlich – aber am Ende war es nur das Wetter.<sup>1</sup>

Diese Geschichte ist wohlbekannt und verweist wie viele andere darauf, wie sehr sich die Bolschewiki als Nachfolger der Jakobiner verstanden. Das ist nun nicht neu, aber für die Historiografie der modernen Revolution ist wenig daraus gefolgt. Historiker haben sich daran gewöhnt, »Revolution« als einen analytischen Begriff zu verwenden, der einen spezifischen Ereignistypus fasst, dem vor allem mit der Moderne eine Beschleunigungsfunktion im Prozess des politischen und sozialen Wandels zugeschrieben wird: als Lokomotiven der Geschichte eben, wie die kanonische Metapher des kanonischen Revolutionstheoretikers Karl Marx lautet. Was eine Revolution denn sei, durch welche Kriterien eine solche sich auszeichne und wie man sie miteinander vergleichen könne: Das sind Fragen, die sich durch die meisten historischen Einlassungen ziehen, insofern sie über die reine Ereignis- und Faszinationsgeschichte hinausgehen. Der Zugriff der historischen Soziologie, wie sie vor allem in den USA seit den 1960er-Jahren blühte, ist dabei unverkennbar.<sup>2</sup> Auch die verschiedenen Überblicke über Theorien der Revolution argumentieren gerne mit solch einem strukturalistischen Gerüst.<sup>3</sup>

Mit einem solchen Ansatz vergessen die Historiker gerne, dass sie Ereignisse und Akteure historisch einordnen und vergleichen, die sich selbst ebenfalls vergleichen und ihr eigenes Tun in einen historischen Zusammenhang einordnen. Sie vergessen, dass Revolutionäre sich nicht nur nach Vorbildern umsehen und fragen, was sie von diesen übernehmen und was nicht, sondern auch auf ihre eigene Nachwirkung zielen und im Bewusstsein agieren, dass sie selber Geschichte im Wortsinn »machen«. Wenn man sich bewusst ist, dass die später Geborenen zwar zurückschauen und manches von dem, was sie tun oder lassen, genau aus diesem Rückblick erfolgt, dass dieser Blick andersherum aber nicht möglich ist, kann man dann, wie es das berühmte Buch von Theda Skocpol tut, die Französische, die Russische und die Chinesische Revolution auf ihre Formen von Staatsbildung, von Konflikt und Organisation und Weiteres hin miteinander vergleichen, ohne zu

\* Dem DHI London danke ich für seine Gastfreundschaft im Sommersemester 2019, während dessen dieser Aufsatz entstand. Christiane Reinecke (Leipzig/Osnabrück) danke ich sehr für ihre Hinweise und kritischen Kommentare.

1 *Gabriel Schoenfeld*, *Uses of the Past: Bolshevism and the French Revolutionary Tradition*, in: *Gail M. Schwab/John R. Jeanneney* (Hrsg.), *The French Revolution of 1789 and Its Impact*, Westport 1995, S. 285–303.

2 Klassische Beispiele dafür wären: *Charles Tilly*, *European Revolutions, 1492–1992*, Oxford 1993; *Theda Skocpol*, *States and Social Revolutions. A Comparative Analysis of France, Russia, and China*, Cambridge 1979. Prägend war die Studie des Doktorvaters der beiden: *Barrington Moore Jr.*, *Social Origins of Dictatorship and Democracy. Lord and Peasant in the Making of the Modern World*, Boston 1966.

3 Eine Ausnahme: *Florian Grosser*, *Theorien der Revolution zur Einführung*, Hamburg 2013.

berücksichtigen, dass die Bolschewiki sich selbst am Vorbild der Jakobiner maßen und dass sie ihrerseits gedachten, vorbildhaft für andere Revolutionen zu wirken? Dass wir also, wenn wir die Geschichte der modernen Revolution schreiben, auch eine Geschichte der Traditionsbildung, des Nachspielens, des Umschreibens, der negativen und positiven Vorbilder schreiben? Die folgenden Überlegungen wollen einen solchen Zugang skizzieren und wenigstens stichwort- und sicher holzschnittartig den Mythos der Revolution, wie er im 19. Jahrhundert entstanden ist, auch als das Ergebnis einer solchen Mimesis beschreiben.

Für einen solchen Zugang gibt es wenige, aber doch einige Vorbilder. Klaus Deinert hat in einer materialreichen Studie die (französische) Nachgeschichte der Französischen Revolution analysiert und die folgenden 80 Jahre als eine Zeit der Nachahmung, die Revolutionen von 1830, 1848 und die Pariser Kommune als verschiedene »Wiederaufführungen« beschrieben.<sup>4</sup> Er fasst die Mimesis als Form einer nationalen kollektiven Erinnerung, die die Revolution reinszenieren muss, weil sie mit ihr nicht zurande kommt. »Mimesis« kann dabei beide Seiten meinen: die »verherrlichende« ebenso wie die »perhorreszierende« Mimesis<sup>5</sup>; beide Formen stehen im Bann des Ereignisses, das – so Deinert – erst in der Dritten Republik an Faszination einbüßte, als die Revolutionen – 1789 wie 1793 – an Umstrittenheit verloren und dem kollektiven Gedächtnis eingegliedert werden konnten.

Dieser Ansatz ist höchst anregend für die folgenden Überlegungen; er greift aber für meine Zwecke zu kurz, weil er erstens nicht danach fragt, wie sehr die Kategorien der Revolution in ihrer Umstrittenheit auch in Frankreich weiterleben, etwa im Konstrukt der *deux France*, das aus der Revolutionsverarbeitung entstanden ist, aber erst mit der Dritten Republik ein stabiles Eigenleben führte; oder, wie die Rebellen – sollte man sie vielleicht »Revolutionäre« nennen? – vom Mai 1968 sich ihrerseits auf die Pariser Kommune bezogen. Und zweitens wird mit der Beschränkung auf die nationale kollektive Erinnerung die Fernwirkung der Revolution über Frankreich hinaus nicht thematisiert – das einführende Beispiel ist ein Hinweis darauf.

Der Osteuropahistoriker Martin Malia hat in beißender Kritik an den strukturalistischen Modellbildungen gefragt, wie das Muster »Revolution« in der Neuzeit entstanden ist.<sup>6</sup> Er betonte, dass »Revolution« eine europäische Erfindung gewesen sei, und gewichtete das nationsbildende Moment, also die politischen und kulturellen Umwälzungen, weitaus stärker als das Moment des sozialen Umbruchs. Man kann sein Buch auch als eine Polemik gegen die marxistische Selbstzuschreibung lesen, eine historische Mission der sozialen Revolution zu verfolgen. Das führte ihn allerdings wieder zu der befremdlichen – und ebenso strukturalistischen – These, dass eine große Revolution in jedem Land nur einmal passieren könne, wenn es nämlich darum gehe, ein Ancien Régime abzuschütteln und eine neue – nationale – Gesellschaft zu gründen.<sup>7</sup> Die deutsche (Semi-)Revolution war demgemäß, man staunt: die Reformation Martin Luthers. Wenngleich man eine solche Behauptung mit spitzen Fingern anfassen möchte, weil sie ausgesprochen unhistorisch daherkommt, so ist doch der enge Zusammenhang von Revolution und Nationsbildung gerade auch mit Blick auf Außereuropa nicht zu leugnen. Malia konzipiert die Entstehung eines kanonischen Konzepts von Revolution für die Zeit zwischen 1789 und 1917, geprägt durch einen Prozess der fortwährenden Überbietung und Radikalisierung. Dem wird ohne Weiteres zuzustimmen sein. Das 20. Jahrhundert, obwohl in seinen Augen das Jahrhundert mit den meisten Revolutionen, bleibt in der Darstellung aber dünn; es ist für ihn lediglich durch

4 Klaus Deinert, *Die mimetische Revolution oder die französische Linke und die Re-Inszenierung der Französischen Revolution im neunzehnten Jahrhundert (1830–1871)*, Stuttgart 2001.

5 Ebd., S. 449.

6 Martin Malia, *History's Locomotives. Revolutions and the Making of the Modern World*, New Haven/London 2006.

7 Ebd., S. 279.

den Export nach Außereuropa charakterisiert sowie die Imitation der hier geschaffenen, nun sich als sozialistisch beziehungsweise kommunistisch begreifenden Vorbilder. Hierzu wird im Folgenden noch einiges zu sagen sein.

Die Frühneuzeithistoriker Keith Michael Baker und Dan Edelstein haben die Frage nach der Mimesis im Grunde umgedreht und sich mit dem Begriff des Scripts auf die Suche nach »Drehbüchern« gemacht, die den Akteuren Anleitungen lieferten, was zu tun sei, um eine ordentliche Revolution zu machen; Anleitungen, denen jene folgen konnten, die sie aber auch jeweils umschrieben, in Teilen ignorierten oder anders interpretierten.<sup>8</sup> Der Begriff des Scripts, so verführerisch und einleuchtend er auf den ersten Blick scheint, ist allerdings mehrdeutig und in seiner analytischen Kraft nicht ohne Weiteres zu bestimmen. Zunächst beschreibt er einen Ansatz aus dem Feld der Intellectual History: Baker interessierte sich ursprünglich dafür, inwieweit und in welcher Form die Französische Revolution vorgedacht worden war.<sup>9</sup> Im Denken des französischen politischen Theoretikers Gabriel Bonnot de Mably etwa fand er um die Mitte des 18. Jahrhunderts Kategorien vorgezeichnet, die eine (nicht: »die«) Französische Revolution kennzeichnen sollten und die in der Tat nach 1789 wieder aufgenommen wurden. Baker sieht in Mably eine Kontinuirung des »klassischen Republikanismus« aus dem englischen 17. und 18. Jahrhundert in das vorrevolutionäre Frankreich und fragt folglich, inwiefern damit eine lange politikphilosophische Tradition eine Fortsetzung fand und eventuell auch ein Ende. »Script« meint hier also zunächst nur eine Konzeption, eine politische Erwartung, die eventuell aufgenommen wird (oder auch nicht).

Der Begriff des Scripts hat aber dann wesentliche Erweiterungen erfahren, allerdings auch eine schillernde Mehrdeutigkeit angenommen: Baker und Edelstein betonten nun seine präskriptive Funktion (»scripts generate events«<sup>10</sup>); »Script« meint damit so etwas wie eine Regieanweisung im Theater, eine Anspruch auf Umsetzung erhebende Darstellung, die vorgibt, wie es sein *soll* – dies allerdings immer noch im Modus des Intellektuellen, der Traditionen aufgreift, umarbeitet und damit die zukünftige Umsetzung beschreiben (und auch vorschreiben) will: »Marx rewrote the script of the French Revolution; Lenin revised Marx; Mao revised Lenin; and so on and forth.«<sup>11</sup>

Was hieraus deutlich wird und auch in den folgenden Überlegungen zentral ist, ist die Betonung der Selbstbeobachtung und der gegenseitigen Bezüglichkeit von Revolutionen, der Spannung von Nachfolge und (bewusster) Vorbildhaftigkeit. In »Scripting Revolutions« sind es aber dann doch sehr häufig die politischen Theoretiker, Intellektuelle und ihre Produktionen (im Fall von Kuba etwa der Film), die dieses Script ausmachen, das dann viel stärker auf ein Vordenken als auf ein Nachmachen zielt.

Revolutionen werden aber nicht nur gedacht, sondern auch gemacht; und sie sehen selten so aus, wie politische Theoretiker sich das im Vorhinein vorstellen. Sie entwickeln eine häufig kontingente Handlungsdynamik, sie generieren symbolische Situationen, Handlungen und Sprachen, und sie erweitern insofern den Kreis der Handelnden wie der Handlungsformen enorm; sie entwickeln eine Beschleunigungslogik, die häufig die Beteiligten selbst überfordert, und ihre Ergebnisse sind oft alles andere als geplant. Ereignisse werden in einem solchen Kontext schnell in *historische* Ereignisse umgedeutet und dieser

8 Zum Folgenden: Keith Michael Baker/Dan Edelstein (Hrsg.), *Scripting Revolution. A Historical Approach to the Comparative Study of Revolutions*, Stanford 2015.

9 Zum Folgenden vgl. Keith Michael Baker, *A Script for a French Revolution. The Political Consciousness of the Abbé Mably*, in: *Eighteenth-Century Studies* 14, 1981, S. 235–263.

10 Keith Michael Baker/Dan Edelstein, *Introduction*, in: *dies.*, *Scripting Revolution*, S. 1–21, hier: S. 3.

11 Ebd., S. 2.

Deutung (die ja auch eine Erwartung ist) gemäß weitergeführt.<sup>12</sup> Revolutionen sind deshalb sehr weitgehend auch performative Prozesse; das revolutionäre Denken muss sich im revolutionären Sprechen und Handeln *zeigen*.

Es scheint mir produktiver, nach einem Script für Formen des revolutionären *Handelns* zu fragen. In dem Maße, in dem »die« Revolution als ein identifizierbarer, vergleichbarer (und vielleicht auch vorbereitbarer) historischer Ereignistyp entstand, entstanden auch Formen des Handelns, die in der Lage waren, auszuweisen, dass es sich um eine »richtige« Revolution handelte. Eine bestimmte Sprache konnte Zuordnungen liefern, bestimmte Symbole sagten etwas über Zugehörigkeiten und Zuordnungen aus. Das Schlüsselereignis dafür ist zweifellos die Französische Revolution. Mit ihr, vor allem in ihrer Verarbeitung, entstand ein Repertoire an Worten und Sätzen, politischen Ausdrucks- und Selbstdarstellungsformen, Gesellschaftsvorstellungen, die den Zeitgenossen erkennbar waren als »revolutionär«.<sup>13</sup> Und damit entwickelten sie ein Eigenleben. Dieses Script, so der Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen, war umgekehrt die Bedingung der Möglichkeit dafür, dass aus »den« Revolutionen im 19. Jahrhundert »die« Revolution im Kollektivsingular werden konnte: eine quasi naturhafte, jedenfalls übergesellschaftliche und überpersönlich wirkende Macht eigenen Rechts und eigener Gesetzlichkeit, die, so Reinhart Koselleck, »die Abläufe aller einzelnen Revolutionen in sich zu versammeln scheint«. Ein metahistorischer Begriff, der

»eine transzendente Pointe [erhält], sie wird zu einem regulativen Prinzip sowohl für die Erkenntnis als auch für das Handeln aller von der Revolution erfassten Menschen. Der revolutionäre Prozeß und das davon affizierte und auf ihn zurückwirkende Bewusstsein der Revolution gehören seither untrennbar zusammen.«<sup>14</sup>

Wenn Hannah Arendt noch 1963 im Singular »Über *die* Revolution« (im englischen Originaltext: »On Revolution«) schreiben konnte, ohne sich auch nur lange mit der Frage aufzuhalten, was nun ihren Gegenstand ausmachte, so spricht daraus eine gewisse Selbstverständlichkeit, ebenso, als würde man »Über die Schwerkraft« schreiben.<sup>15</sup> Die vergleichende Revolutionsgeschichte, wie sie uns bei Theda Skocpol, Charles Tilly und anderen begegnet, ist selbst eine Frucht dieser Metahistorisierung, die »der« Revolution in ihren verschiedenen Ereignisformen eine geradezu naturale Kraft zuschreibt.

Die folgenden Überlegungen versuchen deshalb, die Geschichte »der« modernen Revolution als Geschichte einer Mimesis zu konturieren, die im Nachspielen das Drehbuch entwickelt, das seinerseits präskriptive Wirkung hat. Dabei soll es nicht allein um performatives *Handeln* im engeren Sinn gehen. Auch einen klassischen Satz zu zitieren, einen Theoriebezug zu invozieren ist performativ. Und damit werden natürlich immer auch Vorstellungen von Gesellschaft, von Politik und politischen Menschen transportiert. Die Ideen, denen Baker und Edelstein hinterherspüren, sind also damit keineswegs in die Abstellkammer gestellt; ein Karl Marx oder Alexis de Tocqueville waren aber eben auch nur Beobachter ihrer Zeit.<sup>16</sup>

12 Vgl. etwa zum Sturm auf die Bastille: *William H. Sewell Jr.*, Historical Events as Transformations of Structures. Inventing Revolution at the Bastille, in: *Theory and Society* 25, 1996, S. 841–881.

13 Eine klassische Untersuchung der Sprach- und Symbolwelt der Französischen Revolution bietet *Lynn Hunt*, *Politics, Culture, and Class in the French Revolution*, Berkeley 1984.

14 *Reinhart Koselleck*, Historische Kriterien des neuzeitlichen Revolutionsbegriffs, in: *ders.*, *Vergangenheit Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1989, S. 67–87, hier: S. 76f.

15 *Hannah Arendt*, *Über die Revolution*, München 1965 (zuerst engl. 1963).

16 Nicht verfolgt werden im Folgenden die Bezüge auf antike Autoren, auf die Re-Inszenierung eines republikanischen Geistes, wie man ihn etwa bei Cato dem Älteren sah, Denktraditionen, die munter mit frühneuzeitlichen Autoren wie John Locke oder Montesquieu vermischt wurden; dass insbesondere die amerikanischen und die französischen Revolutionäre sich als Wiedergänger von

Diese Mimesis war gleichzeitig die Geschichte einer steten Veränderung. Denn nicht nur die Zeiten änderten sich und mit ihnen das, was veränderungswürdig, veränderbar erschien. Sondern das Lernen aus den Vorerfahrungen musste auch andere Handlungs- und symbolische Formen generieren. Auch das »Andersmachen« ist eine Form des Lernens und verbleibt im Deutungskosmos des Scripts. Jedoch, so eine wichtige Hypothese der folgenden Ausführungen: Das Script, das sich in der Französischen Revolution entwickelte, schrieb sich nicht selber *ad ultimum* fort. Im 20. Jahrhundert lässt sich beobachten, dass die Strahlkraft verblasste. So manche Revolutionen dieser Zeit – und es handelt sich vor allem um solche außerhalb Europas – haben mit der Französischen Revolution nicht mehr viel mehr gemein als den Namen. Warum das so ist, soll lediglich tentativ diskutiert werden, wie überhaupt die folgenden Überlegungen nicht mehr tun als einen Denk- und Forschungsprozess zu dokumentieren, der noch sehr am Anfang steht. Er zielt auf eine komparative Revolutionsgeschichte, die »die« Revolution als einen Produktionsprozess fassen will, der im Weg der Mimesis seinen eigenen Mythos produzierte. Dadurch kann auch der impliziten Teleologie begegnet werden, die den von der historischen Soziologie beeinflussten Revolutionsgeschichten häufig innewohnt, denn diese konstruieren zumeist aus dem Verlauf und dem Ausgang eine mehr oder weniger als »notwendig«, jedenfalls immer als »hinreichend« hypostasierte Ausgangslage. Das Argument würde also lauten: Nicht einen (komparativ zu entschlüsselnden) logischen Verlauf gibt es, wohl aber ein Bewusstsein der Akteure, sich durch ein bestimmtes Verlaufsmo- dell in eine Tradition zu setzen, die als »revolutionär« verstanden wird. So kann vielleicht die Revolution aus den Höhen der Geschichtsphilosophie herabgeholt und in ein deutendes, sich selbst historisch kontualisierendes Handeln von Akteuren eingebettet werden.

Die Blackbox in diesem Zugriff ist die Revolution als Gegenstand selbst; und das mit Absicht. Denn was die komparativen Revolutionshistoriker meist als erstes angehen ist, zu definieren, was man unter einer Revolution verstehen kann, weil sie damit ihren Untersuchungsgegenstand bestimmen. Wenn man aber unterstellt, dass jene Historiker und auch Soziologen einem Nachahmungshandeln auf den Leim gehen, dass also das, was sie als definitionsgemäß untersuchen, aus dem Bedürfnis der Handelnden entstanden ist, sich selbst einzuschreiben in eine historische Form namens »Revolution«, dann ist der begrifflichen Zirkularität kaum zu entgehen: Revolution ist, was sich als eine solche bezeichnet, denn um das zu ermöglichen, muss sie bestimmte Dinge tun und bestimmte Worte sagen.

Nun ist es freilich auch so, dass manches, was sich *in actu* nicht als Revolution bezeichnete, *ex post* oder von Außenstehenden so genannt worden ist. Die »samtenen Revolutionen« 1989 wären das signifikanteste Beispiel. Sie erhielten diese Benennung, als klar wurde, welch grundlegender Umsturz der Verhältnisse dabei passiert war. Was aber ist mit den Revolutionen, die scheitern oder steckenbleiben? Ist es wirklich so, dass sie »schwerlich als solche etikettiert werden, bestenfalls als ›Umsturzversuch‹ in die Geschichte eingehen«?<sup>17</sup>

---

Athen und Rom sahen, dass mythische Figuren wie Herkules regelrechte Handlungsvorbilder werden konnten, ist vielfach beschrieben. Vgl. etwa Bernhard Bailyn, *The Ideological Origins of the American Revolution*, Cambridge/London 1967; Wilfried Nippel, *Die Antike in der amerikanischen und französischen Revolution*, in: Gianpaolo Urso (Hrsg.), *Popolo e potere nel mondo antico. Atti del convegno internazionale Cividale del Friuli, Pisa 2005*, S. 259–269; Claude Mossé, *L'Antiquité dans la Révolution française*, Paris 1989; Harold T. Parker, *The Cult of Antiquity and the French Revolutionaries. A Study in the Development of the Revolutionary Spirit*, New York 1965.

17 Nicole Wiedemann/Kay Kirchmann, *Revolution als Selbstmandatierung und -inszenierung*, in: Sven Grampp/Kay Kirchmann/Marcus Sandl u.a. (Hrsg.), *Revolutionsmedien – Medienrevolutionen*, Konstanz 2008, S. 25–64, hier: S. 27. Zu der Frage, inwieweit man dies alles eine »Revolution« nennen könne: Jürgen Kocka, *1989 – eine transnationale Revolution und ihre Folgen*, in: ders., *Arbeiten an der Geschichte. Gesellschaftlicher Wandel im 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 2011, S. 295–306.

Ganz offensichtlich nicht. Es gilt etwa nicht für die deutsche Revolution von 1848/49, die man allenthalben, wie berechtigt auch immer, als gescheitert bezeichnet, auch nicht für die deutsche Revolution 1918/19, die zumindest als »stecken geblieben« gilt. Diese Bewegungen haben sich aber selbst sehr früh als Revolutionen benannt, und zwar, weil sie sich damit einen Auftrag gaben; einen Auftrag, den sie im Vollzug einer historischen Aufgabe sahen: Die Selbstetikettierung war Teil der Mimesis. Ähnlich war es mit der Bewegung von 1968. Denn diese bezeichnete sich zwar selbst nicht als durchgeführte Revolution, sah sich aber auf dem Weg dazu.

Von daher wird es im Folgenden nicht darum gehen können, zu definieren, was jeweils als »Revolution« zu bezeichnen ist; vielmehr soll das in den Blick genommen werden, was die Zeitgenossen so verstanden, von innen wie von außen, als Verheißung oder als Bedrohung, und es wird der Frage nachzugehen sein, was sie zu dieser Benennung bewegte. Das bedeutet aber auch: Wir haben es mit einer westlich-europäischen Erfindung zu tun.<sup>18</sup> »Revolution« als Begriff ist zunächst außerhalb dieses westlichen Europas (wozu zu dieser Zeit auch die Amerikas zu zählen sind) unbekannt und wurde erst seit dem 19. Jahrhundert übernommen, verändert und angeeignet. Revolutionsgeschichte in dieser Weise schreiben bedeutet, eine vorerst europäische Geschichte zu erzählen, eine Geschichte, die freilich bald in die Welt hinaus exportiert wurde und dadurch mit der Zeit ihre Gestalt sehr grundlegend wandelte.

#### I. DIE FRANZÖSISCHE REVOLUTION VON 1789 ALS »DIE MUTTER ALLER REVOLUTIONEN« – UND IHRE VORGESCHICHTE

In der Vormoderne galt, so lernen wir von der Begriffsgeschichte und im Besonderen von Reinhart Koselleck, der der Astronomie entstammende Begriff *revolutio* als Ausdruck eines Kreislaufmodells. Wie der sich stetig regelmäßig wiederholende Kreislauf der Sterne bestand der Zweck einer politischen Revolution darin, einen vorherigen guten Zustand wieder aufzusuchen. Die Revolution in einem modernen Sinn zielte jedoch auf eine gänzlich neue Welt. Sie entfaltete eine Dynamik der kategorialen wie der räumlichen Expansion, wollte nicht nur den Staat, sondern auch die Gesellschaft und die Menschen neu machen und beschränkte sich dabei nicht auf den gegebenen Raum, sondern stellte einen Anspruch auf die ganze Welt.<sup>19</sup> Der grundlegende Wandel, der meist nicht beim politischen Wandel stehen bleibt, sondern auch einen ökonomischen und sozialen Wandel, und am Ende auch einen kulturellen Wandel meint: Dieser Anspruch sollte Revolutionen seither kennzeichnen; und das gilt auch für die nationsbildenden und anticolonialen Revolutionen des 19. und 20. Jahrhunderts, weil sich damit ein umfassendes Freiheitsversprechen verband.

In diesem Sinne galt die Französische Revolution für die Zeitgenossen wie die Nachlebenden als die Mutter aller Revolutionen in einem modernen Sinn.<sup>20</sup> Mit ihr entstand nicht nur im Hinblick auf Ziele und Methoden, sondern auch auf den Ablauf ein Verständnis von einer »richtigen« Revolution, sowohl für Freunde wie für Gegner. Mit ihr begann nicht nur für Jakob Burckhardt das Zeitalter »der« Revolution. Dessen berühmte Vorlesung beschäftigte sich eigentlich nur mit der Französischen Revolution, endend mit Napoleon

18 So auch (mit vielen Kronzeugen) *Ferdinand Seibt*, *Revolution in Europa. Ursprung und Wege innerer Gewalt. Strukturen, Elemente, Exempel*, München 1984.

19 Ebd.; *Reinhart Koselleck*, Art. »Revolution, Rebellion, Aufruhr, Bürgerkrieg«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 5, Stuttgart 1984, S. 653–788, insb. S. 714–725.

20 Vgl. *Mona Ozouf*, *Revolution*, in: *François Furet/dies.* (Hrsg.), *Kritisches Wörterbuch der Französischen Revolution*, Bd. 2: *Institutionen, Neuerungen, Ideen, Deutungen und Darstellungen*, Frankfurt am Main 1996, S. 1289–1307.

Bonaparte, und er begann seine Einleitung mit dem Hinweis, dass dieser »Curs« keiner sei wie die anderen. »Er redet vom Anfang dessen was noch fortwirkt und wirken wird, von dem Weltalter, dessen weitere Entwicklung wir noch nicht kennen.«<sup>21</sup> Er charakterisierte die Zeit seither als »im Grunde lauter Revolutionszeitalter« und wandte sich gegen die Vorstellung, »die Revolution sei ein Abgeschlossenes«.<sup>22</sup> Burckhardt attestierte der Zeit danach allerdings auch, »daß Cultus und Nachahmung der ersten französischen Revolution ein Element der jetzigen Bewegung, also schon historisch zu deren Erkenntniß nöthig sind«.<sup>23</sup> Den Nachweis der Nachahmung überließ er anderen, aber für ihn war evident, dass die Französische Revolution das Vorbild für die folgenden Bewegungen geliefert habe.

Doch bedurfte auch diese Revolution der Blaupause. Auf zwei Traditionsbezüge ist zu verweisen, die die Bewegung im Sommer des Jahres 1789 den Zeitgenossen sofort als eine Revolution – und nicht einfach als eine Revolte – zu beschreiben erlaubten und die ihrerseits als Anleitungen für das Handeln der Revolutionäre selbst gelten mussten: Die soeben geschehene Amerikanische Revolution – wir übersehen gern, in welcher zeitlicher Nähe sich diese abspielte und wie direkt die Kontakte zwischen den beiden waren – und die Revolutionen im England des 17. Jahrhunderts.<sup>24</sup> Drei Momente waren es, die vorbildhaft wurden für die Französische Revolution: die Erfahrung des absoluten Tabubruchs und die Einsetzung der Revolution als Letztbegründung des neuen Rechts (1); der Konstitutionalismus als Rahmen der neuen Legitimität (2); und die Erfahrung des revolutionären Bürgerkriegs (3).

(1) 1649 geschah in London etwas in der bisherigen Welt Unerhörtes: Die Untertanen richteten ihren eigenen König hin, und zwar in einem (wenn auch höchst umstrittenen) rechtsförmigen Prozess, und gründeten eine Republik.<sup>25</sup> Für die Zeitgenossen wie die Nachlebenden war die Hinrichtung des von Gott eingesetzten Königs ein Schock, ein ikonischer Ausdruck von unerhört Neuem. Lange Zeit galt die Englische Revolution als »the first undeniably modern revolution« und gleichzeitig als »the last European upheaval to be made in the name of backward-looking ideals.«<sup>26</sup> Die Theorie, dass die Englische Revolution der 1640er-Jahre gewissermaßen unintendiert war und dass sich erst in deren Rezeption eine moderne Semantik entwickelte, ist aber selbst ein Teil der Mythenbildung um den Revolutionsbegriff; sie wurde bezeichnenderweise zuerst von dem französischen Historiker

21 *Jacob Burckhardt*, *Geschichte des Revolutionszeitalters*, hrsg. v. *Wolfgang Hardtwig/Simon Kießling/Bernd Klesmann* u. a., München 2009, S. 3.

22 Ebd., S. 14.

23 Ebd., S. 15f.

24 Hierbei soll nicht diskutiert werden, inwieweit es sich bei dem, was man früher Englische Revolution und heute den Englischen Bürgerkrieg nennt (also die Zeit zwischen 1642 und 1660), sowie bei der Glorious Revolution »tatsächlich« um Revolutionen handelte. Vgl. zu dieser Diskussion zusammenfassend *Ronald G. Asch*, *Triumph des Revisionismus oder Rückkehr zum Paradigma der Bürgerlichen Revolutionen?*, in: *ZHF* 22, 1995, S. 523–540.

25 Zur Problematik des Regizids, unter besonderer Berücksichtigung des Zusammenhangs von englischem und französischem Fall vgl. *Michael Walzer*, *Regicide and Revolution*, in: *ders.* (Hrsg.), *Regicide and Revolution. Speeches at the Trial of Louis XVI.*, London 1974, S. 1–89; zur Forschungslage: *Philip Baker*, *The Regicide*, in: *Michael J. Braddick* (Hrsg.), *The Oxford Handbook of the English Revolution*, Oxford/New York etc. 2015, S. 154–169. Zum Folgenden insb. *Tim Harris*, *Did The English Have a Script for Revolution?*, in: *Baker/Edelstein*, *Scripting Revolution*, S. 25–40.

26 *Malia*, *History's Locomotives*, S. 134. Das gilt unbeschadet neuerer Forschungen, in denen unter anderem darauf verwiesen wird, dass ein »moderner« Revolutionsbegriff zu dieser Zeit in anderen Teilen Europas, vor allem in Südeuropa, durchaus eingeführt war. Vgl. *Ilan Rachum*, »Revolution«. The Entrance of a New Word into Western Political Discourse, Lanham 1999; *Keith Michael Baker*, *Revolution 1.0*, in: *JMEH* 11, 2013, S. 187–219; als Zusammenfassung: *David R. Como*, *England, Europa, and the Concept in Revolution in the Mid-Seventeenth Century*, in: *Baker/Edelstein*, *Scripting Revolution*, S. 41–56.

François Guizot entwickelt, der in den 1820er-Jahren damit schon Traditionsbildung für die Französische Revolution betrieb; in der Einleitung verglich er die beiden Revolutionen mit dem Ergebnis, dass erst die Französische Revolution erlaubt habe, das Revolutionäre an den englischen 1640er-Jahren zu erkennen.<sup>27</sup> Erst die Ereignisse ab 1789 hatten demnach deutlich werden lassen, was eine regelrechte Revolution ausmachte.

Die Hinrichtung des von Gott eingesetzten Königs war ein Tabubruch, der in seiner Gewaltförmigkeit das Undenkbare denkbar machte; denn mit Michael Walzer kann die Monarchie tausend Morde überleben, aber keine Hinrichtung.<sup>28</sup> Den König hinzurichten ist etwas anderes als seine Tötung im Kontext eines Machtkampfs; es bedeutete, ein neues, nur durch die Revolution legitimes Recht zu schaffen. Dass man den König hinrichten musste, obwohl man dadurch einen gegenrevolutionären Märtyrer schuf, ergab sich nun aus einem revolutionären Selbstverständnis, das der Hydra des Ancien Régime buchstäblich den Kopf abschlagen wollte. »I tell you, we will cut off his head with the crown on it« (Oliver Cromwell).<sup>29</sup> Dieses Ereignis wurde wieder aufgenommen im Prozess gegen Ludwig XVI., in der Ermordung der Zarenfamilie, ja, man könnte seine Spuren auch noch in der Hinrichtung des Ehepaars Ceaușescu 1989 finden.

(2) Von den Protagonisten der Amerikanischen Revolution waren die englischen Revolutionen vor allem unter dem Aspekt der Konstitutionalisierung wahrgenommen worden, und deshalb rekurrten sie auch eher auf die Glorious Revolution als auf die 1640er-Jahre.<sup>30</sup> Die Amerikanische Revolution, die zum Staatsgründungsakt wurde<sup>31</sup>, war begleitet und gefolgt von Diskussionen über die Verfassung; sie war geprägt von der Frage, wie Tyrannei verhinderbar sei. Konstitutionalismus war auch das beherrschende Moment der frühen Phase der Französischen Revolution, die hierbei besonders auf die amerikanische Erfahrung rekurrierte. Die Einsetzung einer Nationalversammlung, die – anders als in England, aber wie in Amerika – das *ganze Volk*, die *ganze Nation* zu vertreten beanspruchte, die Verabschiedung einer Verfassung sowie der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte: hierin wurden vor allem die amerikanischen Konstitutionalismuserfahrungen, aber auch die englischen Erfahrungen der Bill of Rights von 1689 reflektiert und weitergedacht. Im Konstitutionalismus zeigte sich ein Typ von Revolution, der hinter dem von François Furet so genannten »jakobinischen Mythos«<sup>32</sup> leicht verschwand: dass es nämlich Traditionen der Revolution gab, die nicht im Robespierre-Lenin-Mao-Muster aufgingen. Das hat es den Revolutionstheoretikern immer schwer gemacht, die Amerikanische Revolution, »the odd man out of modern revolution«<sup>33</sup>, in ihr Konzept einzufügen. »Die Amerikanische Revolution war keine, denn die Guillotine fehlte«, so resümierte der Amerikahistoriker Willi Paul Adams Diskussionen mit deutschen Studenten in den 1970er-Jahren.<sup>34</sup> Vor allem die Verfassungsrevolutionen des 19. Jahrhunderts, von den lateinamerikanischen Unabhängigkeitsrevolutionen bis zu den Revolutionen 1847–1851, haben sich stärker auf diese Form der Tradition bezogen – und dafür von Marx höhnische Kommentare geerntet. Dass

27 *François Guizot*, *Histoire de la révolution d'Angleterre*, Bd. 1, Paris 1826, S. XVII.

28 *Walzer*, *Regicide and Revolution*, S. 5.

29 *Ebd.*, S. 4.

30 Zum Folgenden vgl. auch *Jack Rakove*, *Constitutionalism. The Happiest Revolutionary Script*, in: *Baker/Edelstein*, *Scripting Revolution*, S. 103–117; *Dan Edelstein*, *From Constitutional to Permanent Revolution*, in: *ebd.*, S. 118–130.

31 Was aber, wie Jack Rakove argumentiert, erst relativ spät ins Blickfeld der Revolutionäre geriet – um nationale Unabhängigkeit ging es keineswegs von Anfang an, *Rakove*, *Constitutionalism*, S. 107.

32 Vgl. *François Furet*, *1789 – Jenseits des Mythos*, Hamburg 1989 (zuerst frz. 1978).

33 *Malia*, *History's Locomotives*, S. 308.

34 *Willi Paul Adams*, *Zur Amerikanischen Revolution*, in: *Michael Salewski* (Hrsg.), *Die Deutschen und die Revolution*, Göttingen/Zürich 1984, S. 55–69, hier: S. 56.



die Amerikanische Revolution – obwohl sie sich früh als eine solche begriffen hat – weniger denn ihre französische Schwester für nachfolgende Generationen als Schablone gedient habe, hat Hannah Arendt im Grunde mit einer geschichtsphilosophischen Figur begründet: Während die Amerikaner ihre Revolution steuerten und das Heft in der Hand behielten, schien es in Frankreich umgekehrt. Hier handelten nicht die Revolutionäre, sondern die Revolution selbst, und dadurch zeigte sie sich selbst als die welthistorische Akteurin, als die sie zum Mythos geworden ist.<sup>35</sup>

Die »Sister Revolutions«<sup>36</sup> sind häufig in Kontrast zueinander gesehen worden. Die intensiven Austauschbeziehungen zwischen Amerika und Frankreich, die mit dem Austausch von Texten wie der Bill of Rights und mit Namen wie Thomas Paine, Thomas Jefferson oder Marie-Joseph de Lafayette nur sehr grob umrissen sind, die Dichte der gegenseitigen Beobachtung verweisen dagegen auf eine intensive Auseinandersetzung. Vieles, was die Franzosen ablehnten, wie etwa das amerikanische Konzept der *checks and balances*, das ihrem Konzept der Souveränität des *einen* Volkes zuwiderzulaufen schien, entsprang der genauen Kenntnis der amerikanischen Verhältnisse.<sup>37</sup> Und umgekehrt: Dass die amerikanischen Staatsgründer ihre eigene Revolution im Vergleich zur Französischen als die rationalere und zivilere darstellen konnten, entsprang ihrem intimen Einblick dort.<sup>38</sup> Der Gegensatz war Frucht der Nähe, und beiderseits des Atlantiks war man sich wohl bewusst, dass man zwei Modelle lieferte, die man nach- und auch gegeneinander ausspielen konnte.

(3) »Every great revolution is a civil war«:<sup>39</sup> Diese Aussage galt in jedem Fall für die englische und die amerikanische Erfahrung, und sowohl zeitgenössisch als auch in der Nachbearbeitung war (und ist) umstritten, ob es sich eher um das eine oder das andere gehandelt habe. Neu in Frankreich war, dass der Bürgerkrieg eine *Folge* der erfolgreichen Umwälzung war, und auch, dass nun ein neuer Begriff ins Spiel kam: Nun war der Bürgerkrieg ein Kampf gegen die Konterrevolution. Anders als bei der Semantik des Bürgerkriegs waren bei der Semantik der Revolution Gut und Böse klar verteilt, und der Kampf gegen die Feinde der Revolution legitimierte sich aus diesen Wertigkeiten. Der revolutionäre Bürgerkrieg in der Vendée, aber auch die *Terreur* wurden nun auch als ein moralischer Kampf geführt. Dass Edmund Burke die Französische Revolution konstant einen Bürgerkrieg nannte, entsprang seinem Bemühen, dieser die moralische Superiorität nicht zuzuerkennen – schon hatte »Revolution« eine Semantik des Guten angenommen, der sich auch ihre Gegner nicht entziehen konnten.<sup>40</sup> Was aber mit der Entfaltung des revolutionären Bürgerkriegs immer deutlicher wurde: In drei Tagen war eine Revolution nicht zu schaffen. Revolution wurde zu einem oft quälend langen, gewalttätigen, sich selbst perennierenden Prozess.

In dreierlei Hinsicht wurde die Französische Revolution nun ihrerseits zum welthistorischen Vorbild:

(1) Anders als die Vorgängerrevolutionen beanspruchte sie nun selbst, eine ganz neue Welt zu schaffen. Nicht mehr nur die politischen Verhältnisse, sondern auch die rechtlichen, ökonomischen und sozialen Verhältnisse, ja am Ende auch der Mensch und seine kulturellen Kontexte sollten ganz neu werden. Dazu gehörte zunächst die Vorstellung, tatsächlich

35 Arendt, Über die Revolution, S. 60ff.

36 Susan Dunn, *Sister Revolutions*. French Lightning, American Light, New York 1999.

37 Ebd., S. 144f.; vgl. auch, mit stärkerem Bezug auf den französischen Blick nach den USA Philippe Raynaud, *Amerikanische Revolution*, in: *Furet/Ozouf*, *Kritisches Wörterbuch der Französischen Revolution*, S. 961–978.

38 Ulrich Niggemann, *Normative Modelle für die amerikanische Präsidentschaft*. George Washington in der Funeralliteratur von 1799 und 1800, in: *Historisches Jahrbuch* 129, 2009, S. 101–130.

39 David Armitage, *Every Great Revolution Is a Civil War*, in: *Baker/Edelstein*, *Scripting Revolution*, S. 57–68.

40 David Armitage, *Bürgerkrieg*. Vom Wesen innerstaatlicher Konflikte, Stuttgart 2018 (zuerst engl. 2017), S. 179f.

diese neue Welt selbst zu *machen*: Mit der Französischen Revolution ist das Bewusstsein in die Welt gekommen, dass Revolutionen nicht einfach passieren, sondern *gemacht* werden können – im Wissen darum, dass man als Werkzeug der Weltgeschichte handelte; der Revolutionär war ein neuer Handlungstypus, der zuerst von den Jakobinern vertreten und seit dem 19. Jahrhundert geradezu ein Berufsstand wurde – ein sehr männlicher übrigens. Erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wurde (ungeachtet der sehr aktiven weiblichen Beteiligung an den vorangegangenen Revolutionen) die Figur der Revolutionärin denk- und bezeichnbar.

Und weil mit Revolutionen eine ganz neue Welt aktiv zu erschaffen war, wurden der Regelbruch und die Schaffung neuer Rechtsnormen essenziell für eine revolutionäre Selbstbeschreibung. Wer sich um Recht und Gesetz – und zwar auch um angeblich unveräußerliches Recht oder Naturgesetz – kümmerte, konnte demnach nicht beanspruchen, »Revolution« zu machen. Das unterschied die Französische Revolution von ihren Vorgängerinnen; die Hinrichtung des Königs aufgrund einer Entscheidung des Konvents, der kein Gericht sein konnte und wollte, sondern die Vertretung der Nation, die nicht über Fehlverhalten, sondern über einen *Feind* richtete: Diese Hinrichtung symbolisierte die Aufhebung des alten Gesetzes.<sup>41</sup> Und die Argumentation war bewusst eine Lehre aus dem Verfahren von 1649 gegen Karl I., das sich rechtsförmig geriert hatte; aber der englische König, der sich in Übereinstimmung mit Gesetz und Verfassung gesehen hatte, hatte seine parlamentarischen Richter mit der Frage konfrontiert, aufgrund welchen Rechts sie über ihn urteilen wollten: In diese Falle wollten sich Robespierre und Saint-Just nicht begeben, und deshalb setzten sie nicht auf irgendeinen Rechtstitel.<sup>42</sup>

Das Vorhaben, bewusst mit der alten Welt zu brechen, beinhaltete auch die Idee des Neuen Menschen. Vorgedacht in Rousseaus »Émile«, in der Bolschewistischen und der Chinesischen Revolution Programm, konnte man die Utopie noch in Kuba und Nicaragua nachhallen hören; protoreligiöse Töne sind dabei nicht zu überhören. Es hat immer einen der zentralen Widersprüche der modernen Revolutionsphilosophie – allen voran Karl Marx' – ausgemacht, dass, so säkularistisch sie sich auch selbst verstand, sie sich auf dem Weg in ein wenn auch irdisches Paradies wühlte, in dem alle Widersprüche letztlich aufgehoben seien.<sup>43</sup> Aus dem Anspruch heraus, alles neu zu machen, schuf die Französische Revolution ein neues Zeichenrepertoire, eine neue Sprach- und Symbolwelt, bis hin zu einem neuen Kalender, der sogar die naturalen Bedingungen neu und rational ordnen wollte. Aus diesem Anspruch auch speiste sich die Vorstellung: je radikaler, desto besser. Der Kompromiss, der Pragmatismus, das Innehalten und sich Zufriedengeben (wie das etwa in der Amerikanischen Revolution noch gut sichtbar ist): All das gehörte seither nicht mehr ohne Weiteres zu dem, was man sich unter »Revolution« vorstellte. Damit trug dieser Maximalismus auch den Kern der permanenten Revolution in sich. Sie musste sich immerzu selbst überholen, musste beschleunigen, um nicht stecken zu bleiben. Revolutionen, die irgendwann einhalten, wie etwa die deutsche Revolution von 1918/19, haben deshalb für ihre »Inkonsequenz« (die ja eine geschichtsphilosophische Zumutung war) meist schlechte Rezensionen erhalten.

41 Allerdings gegen die Position der Gironde, die an einem rechtsförmigen Verfahren festhielt, vgl. Grosser, *Theorien der Revolution zur Einführung*, S. 55–59. Vgl. vor allem Walzer, *Regicide and Revolution*; Volker Sellin, *The Breakdown of the Rule of Law: A Comparative View of the Depositions of George III, Louis XVI and Napoleon I*, in: Robert von Friedeburg (Hrsg.), *Murder and Monarchy. Regicide in European History, 1300–1800*, Basingstoke 2004, S. 258–289.

42 François Furet, *Revolutionary France 1770–1880*, Oxford 1988, S. 118ff.

43 Zum religiösen, genauer: christlichen Kern der Vorstellung vom Neuen Menschen in Russland vgl. Thomas Tetzner, *Der kollektive Gott. Zur Ideengeschichte des »Neuen Menschen« in Russland*, Göttingen 2013.

(2) Die frohe Botschaft der Französischen Revolution richtete sich nicht nur an die Franzosen, sondern – jedenfalls theoretisch – an alle Menschen. Der Anspruch auf eine Universalisierung des Umbruchs – vor dem Hintergrund einer grundlegenden Gleichheit der Menschen – bedingte eine systematisch offensive Ausrichtung, und insofern ist Napoleon als Exporteur der Französischen Revolution nicht ihr Beender, sondern vielmehr ein Teil von ihr. Die Revolution als Exportartikel – das wiederum ängstigte all diejenigen, die dabei etwas zu verlieren hatten, und darum ist mit dem Anspruch auf Universalisierung jede Revolution, die sich darauf bezog, auch sofort zu einem internationalen Problem geworden, ihre Bekämpfung oder zumindest Einhegung zu einer primären Aufgabe der Nachbarn.

(3) Und schließlich berief sich die Französische Revolution als erste auf das Volk, auf »alle« gewissermaßen, aufgehoben im Verheißungsbegriff der Nation, gleichzeitig aber auch die Unterschichtensemantik des »people« aufnehmend. In dieser Konjunktion des Gleichheitsversprechens für alle kondensierte die Affinität von Revolution und Nationsbildung. Die soziale Universalisierung bereitete den Boden für alle politischen Partizipationsbewegungen des 19. Jahrhunderts, und seit Napoleon III. konnte nicht einmal mehr die Diktatur ohne Berufung auf das Volk auskommen. Die Dignifizierung der Unterschichten als politische Player hat aber auch die Politik außerhalb der Institutionen aufgewertet. Die revolutionäre Öffentlichkeit der Unterschichten wurde von Robespierre offensiv genutzt, um die Institutionen unter Druck zu setzen, und nach seiner Ansicht endete die politische Repräsentation, die Vollmacht des Konvents, sobald das Volk versammelt war. Damit ging nicht nur ein generelles Misstrauen gegenüber politischen Institutionen und politischen Eliten einher, sondern auch eine sozusagen mythische Vorstellung von einer spontanen Demokratie, die sich zwar nicht durchhalten ließ, aber immer wieder aufplopfte und dauernden Einfluss erhielt, ob nun in den russischen Sowjets, der Chinesischen Kulturrevolution oder der Versammlungskultur von 1968 und 1989. Mit den Jakobinern bildete sich auch sofort eine politische Elite heraus, die sich als unmittelbare Vertreterin des Volkswillens imaginierte – und diesen Widerspruch zwischen Elite und Volk, zwischen Institutionsbildung und Institutionsbekämpfung trugen Revolutionen das ganze 19. und 20. Jahrhundert hindurch mit sich.

Das Volk als Ausgangspunkt jeder politischen Legitimität brachte nicht nur ältere Legitimitäten wie das Gottesgnadentum zum Einsturz, sondern beförderte auch die Vorstellung von einer Identität und Homogenität, die – ganz anders als in England und den USA – anderen Meinungen, gar einer Opposition, nicht leicht Legitimität zusprechen mochte und sie schnell als konterrevolutionär oder verräterisch einordnete. In dieser Exklusionslogik »des Anderen« steckte vor allem dann die Radikalisierung, wenn nicht mehr der Dritte Stand »alles« war, sondern der Vierte: wenn als »Volk« nur noch Angehörige des Proletariats gelten konnten. Die teils pathologische Suche nach den »Feinden«, die man vornehmlich in bestimmten sozialen Gruppen wählte, verdankte sich diesem hohen Anspruch an Identität.

Grundlegende Neuerung, Universalisierung und Volk: Diese drei Momente machten auch den Weg frei für ein Verhältnis zu den politischen Mitteln, das im Dienste des hohen Ziels Zweck und Mittel entkoppelte. Insbesondere die revolutionäre Gewalt, vor allem in Gestalt der *Terreur*, erfüllte nicht nur das instrumentelle Ziel, die Verräter und Gegenrevolutionäre zu eliminieren, sondern auch die besondere Ernsthaftigkeit des Tuns performativ sichtbar zu machen. Die revolutionäre Gewalt wurde mit der Französischen Revolution zu einem Ausweis für revolutionäre Gesinnung, für eine Gesinnung, die keine vorgängigen Rechtsregeln und keine Kompromisse kannte, kein Mitleid mit ihren Feinden hatte und die sich auch selbst nicht schonte. Der *Terreur* wurde geradezu eine revolutionäre Beschleunigungswirkung zuerkannt.

## II. DAS ZEITALTER DER REVOLUTION ALS EPOCHE DER REVOLUTIONÄREN MIMESIS

Das alles war keine Realität, freilich, sondern ein Skript, eine Vorstellung also, und die hier gegebene Beschreibung kann sich der Wirkung des jakobinischen Mythos nicht entziehen; das konstitutionelle, rechtschaffende, pragmatische Moment ist dabei unterbelichtet. Der jakobinische Mythos war aber andererseits im 19. Jahrhundert höchst wirksam und hat, ob positiv oder negativ rezipiert, das konstitutionelle Moment der Französischen Revolution weit überstrahlt. Nicht zuletzt durch eine breite Memoirenliteratur angefacht, wurde dieses Bild zur von Michel Vovelle beklagten »alten Leier, die für das breite Publikum leider immer noch das quasi offizielle Bild der Revolution abgibt«, als da wären: »die Verbrechen der Schreckensherrschaft, der Leidensweg der königlichen Familie, die phantastischen Porträts der negativen Helden Marat, Saint-Just oder Robespierre.«<sup>44</sup> Diese »alte Leier« beinhalten einige kanonische Bilder, die das ganze Jahrhundert hindurch die Koordinaten einer »richtigen« Revolution darstellten. Dazu gehört zunächst ein gewisser Ablauf: ein unter Legitimations- und Handlungsdruck stehendes System, dessen Reformanstrengungen an die Grenzen geraten, weil der Druck »von unten« zu groß wird. Ein Aufstand von städtischen Massen, mit Demonstrationen und bewaffneten Volkshäufen (1830 wurde die Barrikade dazuerfunden und umgehend zu einem emblematischen revolutionären Ort), der überraschend schnell mit dem Sieg der Revolution endet. Das alte System pulverisiert sich mit atemberaubender Geschwindigkeit. Ein neues politisches System wird aufgebaut, mit neuen Ordnungsformen und Zeichen, das sich von Anfang an der Gegenrevolution zu erwehren hat, sich im Kampf damit radikalisiert und die revolutionäre Diktatur samt *Terreur* installiert, die eine Eigenbewegung erhält. Dazu dient insbesondere der revolutionäre (Bürger-)Krieg, der der Revolution ihre Beglaubigung und innere Kohäsion verleiht. Aus der damit gegebenen Überspannung und Überlastung der Revolution erwächst die – vor allem militärisch gestützte und häufig diktatorial verfasste – Normalisierung, die als thermidorianische Mäßigung oder Beendigung der Revolution kommt, leicht aber auch in der Restauration enden kann und – je nach Standort – die Ergebnisse der Revolution stabilisiert oder aber auch verrät.

Dieses Bild gab das ganze 19. Jahrhundert hindurch die Folie ab, die entweder positiv nachgespielt oder aber zu verhindern gesucht wurde. Schon in den 1790er-Jahren bezeichneten sich die politischen Gegner in den USA mit französischen Benennungen, nannten die Federalists die Republicans »Sansculotten« und »Jakobiner«. Insbesondere die Zeit bis 1848 war eine, in der die Revolution geradezu zur Mimikry wurde, und zwar nicht nur in Frankreich.<sup>45</sup> Bei Straßenunruhen in Leipzig und Dresden im Umfeld der Revolution von 1830 wurde regelmäßig die Marseillaise gesungen, die französischen Farben wurden getragen und es wurde »Vivat Lafette« (= Lafayette) gerufen.<sup>46</sup> Es deutete auf einen enormen Erwartungsüberschuss, was Gustave Flauberts Held Frédéric in der »Éducation sentimentale« im Frühjahr 1848 auf den Pariser Straßen beobachtete: Jeder Akteur richte sich nach einem revolutionären Vorbild aus, »l'un copiant Saint-Just, l'autre Danton, l'autre Marat, lui, il tâchait de ressembler à Blanqui, lequel imitait Robespierre«.<sup>47</sup> Auch in Deutschland

44 Michel Vovelle, Die Französische Revolution. Soziale Bewegung und Umbruch der Mentalitäten, München 1982, S. 60. Zur memorialen Aufarbeitung der Französischen Revolution nach 1820 vgl. Anna Karla, Revolution als Zeitgeschichte. Memoiren der Französischen Revolution in der Restaurationszeit, Göttingen 2014.

45 Vgl. hierzu vor allem *Deinet*, Die mimetische Revolution.

46 Felicia Kompio, Zwischen Protest und Tradition. Straßenpolitik in Dresden und Leipzig 1830/31, Masterarbeit, Berlin 2016.

47 Gustave Flaubert, *L'éducation sentimentale* (1869), Paris 1891, S. 370. Vgl. auch Christiane Leitteritz, Revolution als Schauspiel. Beiträge zur Geschichte einer Metapher innerhalb der europäisch-amerikanischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Berlin/New York 1994, S. 77–85.

tauchten Phrygiermützen und Freiheitsbäume auf, die Pfarrer predigten von den Kanzeln, dass die Demokraten wie weiland Robespierre die Religion zerstören würden. Und in der Kölner Demokratischen Gesellschaft wurde zur Feier des ersten Jahrestages der Pariser Februarrevolution ein Toast auf »Robespierre, Saint-Just, Marat und die Helden von 1793« ausgebracht.<sup>48</sup> Negativ wie positiv bildete die radikalisierte Revolution die Folie, vor der die aktuellen Ereignisse gedacht wurden.

Das klingt nun nach einem revolutionären Karneval, und in mancher Hinsicht war es das auch. Solches regelrechte Nachspielen als lediglich eine Form von politischer Maskerade abzutun, wäre aber falsch; diese Bezüge informierten die Selbstbeschreibungen der Akteure, die sich dadurch historisch kontextualisierten und sozusagen ihren historischen Auftrag klarmachten. Und das Nachspielen galt bis in die politischen Institutionen und bis in die nüchternen Analysen hinein; dass die Radikalen in der Nationalversammlung sich wie im Konvent von 1793 »Montagnards« nannten, dass eine Verordnung der provisorischen Regierung sogleich bestimmte, dass die Abgeordneten die Tracht der Konventsmitglieder tragen sollten, ist ein Ausdruck des Selbstgefühls, den historischen Strang von 1789 fortzuspinnen. Den Zeitgenossen wie etwa Alexis de Tocqueville war diese Ebene des Nachahmens unmittelbar präsent (und auch lächerlich).<sup>49</sup> Bei Karl Marx erhielt das Nachspielen eine geradezu groteske Note, wenn er im 18. Brumaire die Revolutionen bis dato »weltgeschichtliche[] Totenbeschwörungen« nannte, die aus der Wiederaufführung der Vergangenheit lebten.<sup>50</sup> Damit rezitierte Marx noch einmal die alte Vorstellung, dass Revolutionen ein Vergangenes wiederbelebten, aber unbeabsichtigt Neues schufen:

»So maskierte sich Luther als Apostel Paulus, die Revolution von 1789–1814 drapierte sich abwechselnd als römische Republik und als römisches Kaisertum, und die Revolution von 1848 wußte nichts Besseres zu tun, als hier 1789, dort die revolutionäre Überlieferung von 1793–1795 zu parodieren.«<sup>51</sup>

Die Französische Revolution war für ihn der Abschluss dieser Form der Wiederaufführung und gleichzeitig die Schwelle zu etwas Neuem:

»Camille Desmoulins, Danton, Robespierre, St-Just, Napoleon, die Heroen, wie die Parteien und die Masse der alten französischen Revolution, vollbrachten in dem römischen Kostüme und mit römischen Phrasen die Aufgaben ihrer Zeit, die Entfesselung und Herstellung der modernen *bürgerlichen* Gesellschaft. [...] Die neue Gesellschaftsformation einmal hergestellt, verschwanden die vorsündflutlichen Kolosse und mit ihnen das wieder auferstandene Römertum – die Brutusse, Gracchusse, Publicolas, die Tribunen, die Senatoren und Cäsar selbst.«<sup>52</sup>

Der neuen, der proletarischen Revolution nun sprach Marx die Eigenschaft zu, von sich aus und willentlich ganz Neues zu schaffen, ohne zurückzublicken.

»Die soziale Revolution des neunzehnten Jahrhunderts kann ihre Poesie nicht aus der Vergangenheit schöpfen, sondern nur aus der Zukunft. [...] Die früheren Revolutionen bedurften der weltgeschichtlichen Rückerinnerungen, um über ihren eigenen Inhalt zu betäuben. Die Revolution des neunzehnten Jahrhunderts muß die Toten ihre Toten begraben lassen, um bei ihrem eignen Inhalt anzukommen.«<sup>53</sup>

48 Jonathan Sperber, *Germania mit Phrygiermütze. Zur politischen Symbolik der Revolution von 1848/49 in den Rheinlanden*, in: *Irmtraud Götz von Olenhusen* (Hrsg.), *1848/49 in Europa und der Mythos der Französischen Revolution*, Göttingen 1998, S. 63–80.

49 Alexis de Tocqueville, *Erinnerungen*, Wien/Leipzig 2010 (zuerst frz. 1893), S. 114ff.

50 Karl Marx, *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte* (1852), in: *ders./Friedrich Engels, Werke*, Bd. 8, Berlin 1960, S. 111–207, hier: S. 115.

51 Ebd.

52 Ebd., S. 115f.

53 Ebd., S. 117.

Das war genau der Vorwurf an die Revolution von 1848: dass sie, anstatt wissentlich und willentlich eine neue Zeit zu beginnen, sich an der alten Revolution orientiert, diese nachspielt – oder das Nachspielen verweigert – habe. »1848–1851 ging nur das Gespenst der alten Revolution um.«<sup>54</sup>

Und doch etablierte Marx, indem er die Bedingungen für Revolutionen bestimmte und indem er die Französische Revolution als Verlaufsmodell beschrieb, ein Muster, dem künftige Revolutionen folgen würden. Er skizzierte nämlich eine »aufsteigende Linie« von den Konstitutionellen über die Girondisten bis zu den Jakobinern:

»Jede dieser Parteien stützt sich auf die fortgeschrittenere. Sobald sie die Revolution weit genug geführt hat, um ihr nicht mehr zu folgen, noch weniger ihr vorangehen zu können, wird sie von dem kühneren Verbündeten, der hinter ihr steht, beiseitegeschoben und auf die Guillotine geschickt. Die Revolution bewegt sich so in aufsteigender Linie.«<sup>55</sup>

Will sagen: Die Radikalisierung der Revolution ist Teil des geschichtlichen Fortschritts, und die Guillotine ist ihr Antriebsriemen. Und die Revolution 1848–1851 bewegte sich nach Marx' Ansicht in entgegengesetzter, nämlich »absteigender« Richtung.

Dies war nun allerdings auch wieder einem Lernprozess zu verdanken, nämlich der Distanzierung der 1848er von den an sie gestellten Gewalterwartungen.<sup>56</sup> Das, was Marx an dieser Revolution kritisierte, war Frucht einer Interpretation, die die *Terreur* ablehnte, weil sie meinte, darauf keine neue Gesellschaft bauen zu können. Was Marx und andere Radikale ebenso erwarteten, wie viele Konservative es befürchteten, suchten die konstitutionellen ebenso wie die meisten demokratischen Revolutionäre tunlich zu vermeiden: eine jakobinische Radikalisierung der Revolution. Und beide, Radikale wie Konservative, sahen darin eine Art Nichterfüllung eines historischen Vermächtnisses: die einen mit Zorn oder Resignation, die anderen mit Aufatmen. Und, nicht zu vergessen: Auch die Vertreter des alten Regimes hatten gelernt. Sowohl die bereitwilligen Zugeständnisse als auch das geduldige Warten auf die Gelegenheit zur Konterrevolution resultierten aus Lernerfahrungen seit 1789.

### III. NACHSPIELEN UND VERSCHIEBEN: PARISER KOMMUNE UND BOLSCHEWISTISCHE REVOLUTION

Die Pariser Kommune trug ein Doppelgesicht: Einerseits bezog sie sich ähnlich emphatisch auf die Französische Revolution, wie das 1848 der Fall war.<sup>57</sup> Wie 1848 erschien der »Père Duchene« wieder, und zwar mit den Daten des revolutionären Kalenders, Klubs gründeten sich, die in ihrem Namen auf die Heroen von 1793 Bezug nahmen, und die radikale Rhetorik nahm die Sprache der *Terreur* wieder auf.<sup>58</sup> Der sansculottische Mythos des »petit peuple« erlebte fröhliche Urstände, umso mehr, als eine industrielle Arbeiterschaft in Paris bis dahin nur rudimentär vorhanden war. Andererseits wies die Kommune in ihrer Ausgangssituation auf die Revolutionen des 20. Jahrhunderts, denn sie war nicht

54 Ebd.

55 Ebd., S. 135.

56 Hierzu Klaus Seidl, »Gesetzliche Revolution« im Schatten der Gewalt. Die politische Kultur der Reichsverfassungskampagne in Bayern 1849, Paderborn 2014, S. 9ff.

57 Vgl. zum Folgenden Eberhard Kolb, Kriegsniederlage und Revolution: Pariser Commune 1871, in: Dieter Langewiesche (Hrsg.), Revolution und Krieg. Zur Dynamik historischen Wandels seit dem 18. Jahrhundert, Paderborn 1989, S. 135–153; mit genderhistorischem Blick: Martin P. Johnson, Memory and the Cult of Revolution in the 1871 Paris Commune, in: Journal of Women's History 9, 1997, H. 1, S. 39–57.

58 Vgl. Dominica Chang, Un nouveau '93. Discourses of Mimicry and Terror in the Paris Commune of 1871, in: French Historical Studies 36, 2013, S. 629–648.

Ergebnis eines sozialen Aufstands gegen die Herrschaft, sondern der Kriegsniederlage; und sie war auf Paris isoliert. Sie »stand für ein Paris, das sich selbst überlassen bleiben wollte, das sich an seiner großen Vergangenheit berauschte, ohne doch ernsthafte Versuche zu machen, das Vorbild von 1793 nachzuahmen und dem Land seinen Willen aufzuzwingen.«<sup>59</sup> Das gebrochene Verhältnis zur jakobinischen Diktatur zeigt sich in einem symbolischen Akt: dem Verbrennen der Guillotine am 6. April 1871 – denn die Guillotine war inzwischen zum verhassten Herrschaftsinstrument des alten Regimes geworden, sie war nicht mehr das Symbol der jakobinischen *Terreur*.<sup>60</sup> Diese Distanzierung aber verdankte sich nicht nur einer eigenen historischen Standortbildung, sondern auch der strategischen Positionierung, dass man der Bewegung vielleicht keinen Gefallen tun würde, wenn man sich allzu offensiv in die Tradition von 1793 stellte. Davon Abstand zu nehmen, kein Plagiat mehr sein zu wollen: Das kennzeichnet etwa die Position des Vordenkers Gustave Courbet, der der Ansicht war, solche Begriffe wie »Montagnards« oder »Jacobins« könnten nicht mehr benutzt werden, diese Revolution müsse ihre eigene Sprache entwickeln.

Diese ambivalente Position zwischen Gestern und Morgen wurde durch die Traditionsbildung verstärkt, die von Marx und in seinem Gefolge von Lenin betrieben wurde mit der Absicht, die Kommune zur ersten proletarischen Revolution zu verklären. In seinem »Bürgerkrieg in Frankreich« behauptete Marx, die Kommune sei wesentlich eine Regierung der Arbeiterklasse gewesen, und wenn er in der von ihm verfassten Adresse des Generalrats der Internationalen Arbeiterassoziation die kommunistische Zukunft in der Kommune vorweggenommen sah, dann paradoxerweise in deren Wiederholungscharakter: Dass nämlich die »Pariser Arbeiter« – sprich die städtischen Unterschichten – die Initiative zur Revolution ergriffen hätten, war ihm »das erstaunliche Merkmal aller französischen Revolutionen! Es ist nur eine Wiederholung der Vergangenheit.«<sup>61</sup> Und doch war Entscheidendes neu: Weil die Arbeiter nicht nur die Barrikaden gebaut hätten, sondern auch die Regierung stellten, die für Arbeiterlohn arbeitete, schien ihm dies ein erster Schritt zur Abschaffung des Staates.<sup>62</sup> Damit stellte er die Kommune in den Übergang zwischen der Französischen und der kommenden proletarischen Revolution, und Lenin folgte diesen Spuren. Für ihn hatte die Kommune den ersten Schritt der sozialistischen Revolution getan, die bolschewistische Revolution den zweiten.<sup>63</sup> Allerdings lernte Lenin daraus, dass ein revolutionärer Aufstand organisatorisch besser vorbereitet sein musste und dass nicht das romantische Vertrauen auf das Volk, sondern eine tätige Kraft entscheidend sein würde. Die revolutionäre Avantgarde der Kader nahm hier ihren Ausgang; und er kritisierte den »übermäßigen Großmut des Proletariats: Es hätte seine Feinde vernichten sollen, stattdessen aber bemühte es sich, sie moralisch zu beeinflussen.«<sup>64</sup> Sprich: zu wenig *Terreur*. Die Kommune, so ephemere sie in der Geschichte der europäischen Revolutionen auch erscheinen mochte, bildete vor allem in dieser Traditionskonstruktion das Scharnier zwischen der Französischen Revolution und der sozialistischen Imprägnierung der Revolution, wie sie sich 1917 zeigen sollte.

59 *Deinet*, Die mimetische Revolution, S. 387.

60 *Martin Philip Johnson*, The Paradise of Association. Political Culture and Popular Organizations in the Paris Commune of 1871, Ann Arbor 1996, S. 1f.

61 *Karl Marx*, Erster Entwurf zum »Bürgerkrieg in Frankreich«, in: *ders./Friedrich Engels*, Werke, Bd. 17, Berlin 1976, S. 491–571, hier: S. 556.

62 Ebd., S. 544f.; *ders.*, Zweiter Entwurf zum »Bürgerkrieg in Frankreich«, in: ebd., S. 572–610, hier: S. 591ff.

63 *Wladimir Iljitsch Lenin*, Thesen und Referat über bürgerliche Demokratie und Diktatur des Proletariats (1919), in: *ders.*, Werke, Bd. 28, Berlin 1959, S. 471–488.

64 *Wladimir Iljitsch Lenin*, Die Lehren der Kommune (1908), in: *ders.*, Sämtliche Werke, Bd. 12, Wien 1933, S. 198–201, hier: S. 199.

Mit Lenin, Trotzki und der bolschewistischen Revolution wurde ein neues Mimesis-Kapitel aufgeschlagen. Denn die Bolschewiki bezogen sich bewusster als irgendwer vor ihnen auf die Französische Revolution und stellten sich entschieden in die jakobinische Tradition.<sup>65</sup> Bereits 1894 formulierte Lenin, dass ein wirklich revolutionärer Sozialdemokrat Jakobiner sein müsse, und er nannte umgekehrt Robespierre einen Bolschewiken *avant la lettre*. Ohne jakobinischen Zwang, meinte er, sei eine Diktatur des Proletariats absolut sinnlos: Für Lenin – noch mehr für Trotzki – war gerade die *Terreur* Ausdruck einer wirklich revolutionären Revolution.

Die Orientierung an Frankreich als historischer Blaupause galt nicht nur für die Bolschewiki. Schon mit der Februarrevolution brach in Russland eine regelrechte Frankophilie aus. Die Marseillaise wurde zur Hymne der Revolution, die Begriffe für revolutionäre Institutionen wurden den französischen Begriffen nachempfunden, und als Anrede bürgerte sich »graschdanin« und »graschdanka« (»Bürger« und »Bürgerin«) ein. Auch Alexander Kerenski empfand tiefe Verehrung für die Französische Revolution und wollte diese direkt nach Russland übersetzen. Er stellte sich jedoch in die Tradition der konstitutionalistischen Phase von 1789 und befürchtete eine jakobinische Radikalisierung, die er mit den Bolschewiki gegeben sah. Und nicht nur die Menschewiki hatten eine klare Vorstellung von einem musterhaften revolutionären Verlauf: Für Trotzki war der Aufstieg Stalins (und damit, wie er es sah, der Verzicht auf das Ziel der Weltrevolution) der »Thermidor«.<sup>66</sup> Das neue Element der revolutionären Avantgarde wurde von Lenin ebenfalls auf die Französische Revolution bezogen. Dem war nun nicht wirklich so, und die Jakobiner waren in ihrer Organisationsform, im Selbstverständnis, in der Rekrutierung sehr anders als die Berufsrevolutionäre der bolschewistischen Partei. Aber allein dass eine solche Traditionserfindung für notwendig gehalten wurde und Wirkungen zeigte, ist ein Hinweis darauf, wie stark der Script-Charakter war, den die Französische Revolution für nachfolgende Revolutionen hatte.

#### IV. DAS AUSLAUFEN DER REVOLUTIONÄREN TRADITION IM 20. JAHRHUNDERT

Die bis hierher beschriebene Tradition beruhte erstens darauf, dass »Revolution« ein essenziell »linkes« Konzept war, das sich einer wie auch immer gearteten Vorstellung von einem Fortschreiten der Geschichte und der Menschheit verpflichtet sah; und als solches war es, zweitens, ein essenziell europäisches, genauer: ein europäisch-atlantisches Konzept. Dies änderte sich im 20. Jahrhundert fundamental, in beiderlei Hinsicht. Hier kann es nur kurz skizziert werden.

(1) Das Revolutionskonzept wurde auch von »rechts« übernommen, und zwar begann diese Entwicklung schon vor dem Ersten Weltkrieg; wichtig sind dabei Übergangsfiguren wie Georges Sorel, die zwischen links und rechts changierten und häufig von der Gewalt

<sup>65</sup> Die folgenden Beispiele aus: *George Jackson*, *The Influence of the French Revolution on Lenin's Concept of the Russian Revolution*, in: *Gail M. Schwab/John R. Jeanneney* (Hrsg.), *The French Revolution of 1789 and Its Impact*, Westport 1995, S. 273–284; *Gabriel Schoenfeld*, *Uses of the Past. Bolshevism and the French Revolutionary Tradition*, in: ebd., S. 285–303; *Dmitry Shlapentokh*, *The Images of the French Revolution in the February and the Bolshevik Revolution*, in: *Russian History* 16, 1989, S. 31–54; *Dunn*, *Sister Revolutions*, S. 169–175; *Orlando Figes*, *Die Tragödie eines Volkes. Die Epoche der Russischen Revolution 1891 bis 1924*, Berlin 2008 (zuerst engl. 1996), S. 381ff.

<sup>66</sup> *Leo Trotzki*, *Arbeiterstaat, Thermidor und Bonapartismus. Eine historisch-theoretische Untersuchung* (1935), in: *ders.*, *Schriften*, Bd. 1,1: *Sowjetgesellschaft und stalinistische Diktatur* (1929–1936), Hamburg 1988, S. 581–609.



fasziniert waren. Diese Übergänge wurden auch zeitgenössisch intensiv wahrgenommen.<sup>67</sup> Auf der Rechten wurde das Revolutionskonzept aber in ein Denken eingefügt, das stärker zirkulär geprägt war. Damit erhielt es eher den Charakter eines »Zurück zu den Wurzeln«, auch wenn dieses »Zurück« einen ganz arbiträren Zug trug. Die Übernahme des Revolutionskonzepts durch den italienischen Faschismus und beim Nationalsozialismus (und den davon beeinflussten Richtungen, etwa dem Peronismus), aber auch bei dem, was im Nachhinein als »Konservative Revolution« konstruiert wurde, verweist auf die Faszination, die die Gestaltungskonzepte der Linken auf die Rechte ausübten; die Russische Revolution faszinierte vor allem aufgrund ihrer Tatkraft und ihrer instrumentellen Moral; ihre sozialrevolutionäre Ladung beeindruckte den linken Flügel der NSDAP. Joseph Goebbels hat sich intensiv auf die bolschewistische Revolution bezogen; Wilhelm Reich hörte SA-Männer Hitler als den »deutschen Lenin« bezeichnen.<sup>68</sup> Die ambivalente semantische Selbstbeschreibung der Nationalsozialisten, die sowohl das Revolutionskonzept bediente wie auch konservative organisatorische Metaphern benutzte<sup>69</sup>, verweist aber auf die Probleme, sich in diese linke Revolutionsgeschichte einzugliedern. Martin Malia nennt den Nationalsozialismus eine »ultra-right caricature of the revolutionary myth« von 1789 – gegenüber der bolschewistischen »ultra-left caricature«. <sup>70</sup> Der Anspruch, alle Regeln zu brechen, die Bereitschaft zu orgiastischer Gewalt wie auch die Vorstellung von einem neuen nationalsozialistischen Menschen: Das sind Momente einer Mimesis, die die historischen Vorbilder vor allem der bolschewistischen Revolution umdrehten. Mussolini inszenierte sich selbst als Revolutionär und sah die faschistische Revolution als die Schaffung von etwas grundlegend Neuem, den Neuen Menschen eingeschlossen.<sup>71</sup> Er wie auch die deutschen konservativen Revolutionäre vertraten dagegen weniger eine Geschichtsphilosophie als vielmehr ein Konzept von Subjektivität; Tatmythos, Machtwillen und eine Huldigung der Gewalt um ihrer selbst willen, als Moment von Charismatisierung und Gemeinschaftsbildung; auch der Terror als faschistisches Instrument weiß sich von der linken Revolutions-theorie beeinflusst. Die Militarisierung des Revolutionsbegriffs, wie sie von Lenin vorgenommen wurde, fand sich ebenso bei den paramilitärischen faschistischen Organisationen wie auch in Antonio Gramscis Parallelisierung von Revolution und Krieg.<sup>72</sup>

(2) Mit dem 20. Jahrhundert breitete sich die Revolution aus dem europäisch-atlantischen Raum nach Asien und Afrika aus. Die lateinamerikanischen Revolutionen zum Beginn des 19. Jahrhunderts hatten eine unmittelbare Reaktion, eine Verarbeitung und Umarbeitung der Revolutionen in Nordamerika und Europa dargestellt, und auch sie waren nicht einfach eine Wiederaufführung, sondern wiesen einen eigenen Charakter auf. Das lag nicht nur an der anderen sozialen Struktur, der kolonialen Situation, sondern auch an der Nähe der USA,

67 Vgl. etwa *Michael Freund*, Georges Sorel. Der revolutionäre Konservatismus, Frankfurt am Main 1972 (zuerst 1932). Zum Kontext und der Wirkungsgeschichte Sorels vgl. *Klaus Große Kracht*, Georges Sorel und der Mythos der Gewalt, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 5, 2008, H. 1, S. 166–171.

68 *Wilhelm Reich*, Die Massenpsychologie des Faschismus, Köln/Berlin 1971 (zuerst 1933), S. 103; zu Goebbels' Faszination von der bolschewistischen Revolution vgl. *Ulrich Höver*, Joseph Goebbels. Ein nationaler Sozialist, Bonn/Berlin 1992.

69 Beispiele in: *Koselleck*, Art. »Revolution, Rebellion, Aufruhr, Bürgerkrieg«, S. 785f.

70 *Malia*, *History's Locomotives*, S. 281. Malia hält den Nationalsozialismus für so sehr eine Mimesis der Französischen Revolution, dass er die Herrschaft des »Corporal Hitler« einen »lumpen Bonapartism« nennt, ebd., S. 282. So weit würde man vielleicht nicht gehen.

71 Vgl. *Emil Ludwig*, Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig, Berlin/Wien etc. 1932, Kap. 4 (»Sozialismus und Nationalismus«).

72 Vgl. *Thomas Mergel*, Die Kühllheit des Revolutionärs. Antonio Gramsci: Quaderni del carcere (1926–1937), in: *Uffa Jensen/Habbo Knoch/Daniel Morat* u. a. (Hrsg.), Gewalt und Gesellschaft. Klassiker modernen Denkens neu gelesen, Göttingen 2011, S. 143–153.

die sehr viel mehr als ein *role model* funktionierten als die Französische Revolution.<sup>73</sup> Die lateinamerikanischen Revolutionen, die wie in den USA vor allem als Nationsbildung fungierten, erfolgten hier ebenso wie im Norden im Wesentlichen als die Machtübernahme durch eine kreolische Elite, die (wie die Nordamerikaner) die europäische Diskussion sehr genau wahrgenommen und häufig europäische Erfahrungen hatte, allerdings ihrerseits keineswegs utopische Vorstellungen von einer sozial revolutionierten Gesellschaft hegte. Die persönlichen und theoretischen Austauschbeziehungen waren, wie man bei Francisco de Miranda oder Simón Bolívar sehen kann, ähnlich dicht wie zwischen den nordamerikanischen und den französischen Eliten, und sie wussten sehr genau das eine Beispiel zu imitieren und das andere zu scheuen.<sup>74</sup> Die Staatsbildungsprojekte Bolívars hatten durchaus utopisches Format, seine sozialen Ordnungsvorstellungen eher nicht.

Die Besonderheit der Haitianischen Revolution, die unmittelbar begann, nachdem 1789 die ersten Nachrichten von der Revolution im Mutterland die Insel erreicht hatten, und die erst in der letzten Zeit wieder stärker ins Visier der Forschung gerät, lag eben darin, dass sie die soziale Botschaft von der Gleichheit aller Menschen aufs Panier versetzte – ebenso wie die Rückwirkungen auf die französische Diskussion erheblich waren.<sup>75</sup> Insbesondere die revolutionäre Gewalt und Gegengewalt, die teils als Fortführung der Sklavereigewalt verstanden wurde, teils als (vorweggenommener!) Transfer der revolutionären *Terreur*, teils (im Nachhinein) als Rechtfertigung für die Wiedereinführung der alten Ordnung, beeindruckte tief, wurde aber immer im Zusammenhang mit der Gewalt in der Metropole selbst gesehen.<sup>76</sup> Die Antisklaverei-Agenda, die die Haitianische Revolution von den anderen lateinamerikanischen Erhebungen unterscheidet, hatte lange Nachwirkungen, und C. L. R. James, der die Interpretation der haitianischen Revolutionäre als »Black Jacobins« klassisch gemacht hat, hat in der zweiten Auflage seines Werkes 1963 eine direkte Linie von Toussaint Louverture zu Fidel Castro postuliert, auch er, wenn man so möchte, ein »Jacobin«.<sup>77</sup> Neu war an Haiti vor allem, dass sich diese Revolution gegen ein Regime richtete, das sich selbst als revolutionär verstand; dadurch wurde die Vorstellung von »der« Revolution als einem Ende der Geschichte fraglich schon in dem Moment, in dem sie Kontur gewann: Dass ihre Revolution trotz aller Verve doch Einhalt tat und nicht so weit ging, wie sie hätte gehen können, wurde den Franzosen schon von Anfang an in Haiti vorgeführt.

Mit der Auswanderung der Revolution aus Europa im 20. Jahrhundert gerieten antikonionale Momente wiederum auf die Agenda. Auch die »Third World Revolutions«<sup>78</sup> verbanden sich häufig mit nationsbildenden Momenten und nahmen hierin wiederum genuin europäische Vorstellungen auf. Das war naheliegend, hatten doch viele der antikononialen Revolutionäre europäische Erfahrungen und waren häufig in Europa selbst ausgebildet worden, besonders in den imperialen Metropolen London und Paris, später auch Moskau – die gleichzeitig ja historische Metropolen der Revolution waren! Zhou Enlai, Ho Chi

73 Vgl. zum Folgenden *Joshua Simon*, *The Ideology of Creole Revolution. Imperialism and Independence in American and Latin American Political Thought*, Cambridge/New York etc. 2017.

74 Vgl. *Michael Zeuske*, *Francisco de Miranda und die Entdeckung Europas. Eine Biographie*, Münster/Hamburg 1995, S. 291.

75 *Jeremy D. Popkin*, *The French Revolution's Other Island*, in: *David Patrick Geggus/Norman Fiering* (Hrsg.), *The World of the Haitian Revolution*, Bloomington 2009, S. 199–222.

76 *Laurent Dubois*, *Avenging America. The Politics of Violence in the Haitian Revolution*, in: ebd., S. 111–124.

77 *C.L.R. James*, *The Black Jacobins. Toussaint L'Ouverture and the San Domingo Revolution*, New York 1963 (zuerst 1938), S. 391. Vgl. *Malick W. Ghachem*, *The Antislavery Script. Haiti's Place in the Narrative of Atlantic Revolutions*, in: *Baker/Edelstein*, *Scripting Revolution*, S. 148–165.

78 Vgl. *John Foran*, *Taking Power. On the Origins of Third World Revolutions*, Cambridge/New York etc. 2005.

Minh, Pol Pot, Kwame Nkrumah, Mahatma Gandhi und viele andere haben ihre Prägungen hier empfangen.<sup>79</sup> Die revolutionäre Sprache wurde vor Ort gelernt und später für die Bedingungen zu Hause angepasst. Gerade auch die Kontakte mit der Linken vindizierten die Annahme von klassischen Kategorien der Revolution: Klassenvorstellungen, ein wie auch immer gewandeltes Fortschrittsdenken, ein vernakularisierter Marxismus und Nationalismus; die Vorstellungen von einer revolutionären Avantgarde; aber auch Ideen von einer Permanenz der Revolution, der Idee von revolutionärer Tugend und Reinheit; Vorstellungen von einer revolutionären Masse. Insbesondere der Nationalismus fand einen Nährboden in der multikulturellen Atmosphäre von Paris oder London, wo im antikolonialen Diskurs keine umfassende Idee von Weltrevolution oder universaler *citizenship* wuchs, sondern von nationsgeprägter Unterscheidung. Das änderte die Vorstellung von einer Weltrevolution; die Introspektion der nationalen Revolutionen wurde nur partiell aufgebrochen durch Theoretiker eines antiweißen Antikolonialismus, die etwa die Afrikaner zusammen im Kampf gegen den europäischen Imperialismus sahen, wie etwa Frantz Fanon – mit sehr begrenzten Folgen.<sup>80</sup>

Diese Auswanderung der Revolution aus Europa im 20. Jahrhundert änderte das Script ganz grundlegend. Und manches davon wanderte wieder nach Europa zurück. Einige wichtige Momente seien genannt:

(1) Die Revolutionen waren in Afrika und Asien im Wesentlichen ländliche Revolutionen. Die Vorstellung von einer städtischen proletarischen Masse, wie sie die Realität von Paris 1789 und die Mythen von Petersburg 1917 angefeuert hatte, war nur noch begrenzt durchzuhalten. Aus einer städtischen Unterschicht wurden nun die ländlichen Bauern, die zur Basis der Revolution erklärt wurden. Deren Inanspruchnahme als revolutionäre Masse findet sich auch schon bei Lenin, indes mit wenig praktischen Konsequenzen und gewissermaßen eher notgedrungen, in Anbetracht der geringen Bedeutung des Proletariats. Maos Chinesische Revolution dagegen, so sehr sie sich in einer Nachfolge der bolschewistischen Revolution sah und einen emphatischen Begriff der Massen und ihrer Weisheit entwickelte, stützte sich eben vor allem auf die *ländlichen* Massen.<sup>81</sup> Und selbst wenn sie nicht explizit revolutionär argumentierten, wie Mahatma Gandhi oder Julius Nyerere: Die bäuerlichen Dorfgemeinschaften wurden in vielen dieser Konzepte zu den Orten, an denen eine neue Gesellschaft entstehen konnte.<sup>82</sup> Die Guerillataktiken für den Kampf im unwegsamen Hinterland, die manche dieser Bewegungen einsetzten, wanderten auch in Lateinamerika wieder in die Städte und von dort aus nach Europa und Nordamerika zurück.

---

79 Zum Folgenden vgl. für Paris *Michael Goebel*, *Anti-Imperial Metropolis. Interwar Paris and the Seeds of Third World Nationalism*, Cambridge/New York 2015, insb. S. 216–249.

80 Vgl. *Andreas Eckert*, *Predigt der Gewalt? Betrachtungen zu Frantz Fanons Klassiker der Dekolonisation*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 3, 2006, H. 1, S. 169–175.

81 Nicht ohne Widerstände: Maos Vorstellung, dass die Bauern die revolutionären Massen seien, brachte ihm seitens orthodoxer Marxisten in der Partei auch den Vorwurf des Rechtsopportunismus mit konservativ-bäuerlicher Mentalität ein. Vgl. *Willy Kraus*, *Wirtschaftliche Entwicklung und sozialer Wandel in der Volksrepublik China*, Berlin/Heidelberg etc. 1979, S. 7–21. Theda Skocpol hat im Gefolge von Barrington Moore für alle drei großen Revolutionen einen Massenaufstand der Bauern postuliert. Das mag schon sein, aber die feudale französische Gesellschaft des späten 18. Jahrhunderts lässt sich eben nicht ohne Weiteres mit der chinesischen Bürgerkriegsgesellschaft des 20. Jahrhunderts vergleichen. *Skocpol*, *States and Social Revolutions*, S. 112–127. Vgl. mit Blick auf die Heterogenität bäuerlicher Bewegungen den Klassiker (interessanterweise ein Anthropologe): *Eric R. Wolf*, *Peasant Wars of the Twentieth Century*, New York 1969.

82 Vgl. etwa das viel rezipierte Konzept der sozialistischen Dorfgemeinschaft von *Julius K. Nyerere*, *Ujamaa. Essays on Socialism*, Oxford/New York etc. 1962.

(2) Die Revolutionen konnten sich in Asien und Afrika der autochthonen philosophischen Denktraditionen nicht einfach entschlagen. Auch wenn insbesondere die marxistisch-leninistischen Kategorien hochgehalten wurden: Das Gedankengut der Revolution entwestlichte sich. Das galt für China, Vietnam oder Indien, wo Traditionen von Konfuzianismus, Taoismus, Buddhismus und Hinduismus aufgenommen wurden – etwa in China, wo die marxistische Konfliktradition mit der Harmonievorstellung des Konfuzianismus eigenartige Amalgame einging und eingeht.<sup>83</sup> Dass die Revolution nicht mehr auf christliche Gesellschaften traf, änderte die damit verbundenen Heilsvorstellungen, unbeschadet radikaler, bilderstürmerischer Politiken, die die traditionellen Vorstellungen entthronen wollten – aber das war ja auch in Europa so gewesen. Der antikoloniale Grundzug der außereuropäischen Revolutionen bedeutete auch eine Betonung des Eigenen gegenüber dem Fremden, die in durchaus spannungsvoller Beziehung stand zur Übernahme des europäischen Revolutionskonzepts.

(3) Der Gestaltwandel war besonders sichtbar im Hinblick auf die gewandelte Funktion der Religion im Script der Revolution, und das nicht nur außerhalb Europas. Die klassische Revolution war vegetativ säkularistisch gewesen und hatte Religion als »Opium des Volkes« für historisch entbehrlich gehalten; der Revolution schrieb sie die Aufgabe zu, die Menschen auch aus dieser Form von Unmündigkeit zu befreien. Mahatma Gandhi, Ernesto Cardenal oder Ruhollah Khomeini aber haben offensiv auf die religiöse Karte gesetzt, um Legitimation und Massenzuspruch zu erlangen, und ihre Vision einer revolutionierten Gesellschaft war ganz wesentlich religiös geprägt. Religion wurde einerseits zur antikolonialen Ressource, die auch jenseits der klassischen Linken mobilisieren konnte. Das galt in Lateinamerika, aber noch mehr im Ostblock, wo vor allem in Polen der Widerstand gegen das Regime über weite Strecken ein prononciert katholischer Widerstand gegen ein säkularistisches, sich aber selbst als revolutionär verstehendes Regime war. Andererseits wurde Religion zur utopischen Ressource, die eine gerechtere und friedlichere Gesellschaft beschreiben half. Dass Rudi Dutschke sich als religiöser Sozialist verstand, war zwar bei den deutschen 1968ern eine Ausnahme, kann aber auch den utopischen Überschuss erklären, der gerade ihn gegenüber seinen Mitstreitern auszeichnete.<sup>84</sup> Am deutlichsten war diese religiös-utopische Imprägnierung in Lateinamerika, wo eine messianische Tradition zu einer engen Verquickung von Christentum und sozialrevolutionären Vorstellungen geführt hat; die Theologie der Befreiung hatte eine Scharnierfunktion. Weit ausgestrahlt haben Ernesto Cardenal und Nicaragua, die Revolution, die wie kaum eine andere die westeuropäische und nordamerikanische Linke nach 1968 fasziniert hat. Cardenals Vision eines Neuen Menschen lieferte eine verchristlichte Version der revolutionären Imagination:

»Der Neue Mensch ist der Mensch ohne Egoismus, der solidarische Mensch, der für seinen Nächsten lebt, der dafür lebt, seinem Nächsten zu dienen; es ist der Mensch einer sozialistischen Gesellschaft,

83 Vgl. etwa die Begriffsgeschichte des Worts »geming«, des Korrelats für »Revolution«, das aber eine Reihe historischer semantischer Ladungen aufnimmt, die aus der dynastischen chinesischen Tradition kommen und teilweise auf dem Weg über Japan neue Bedeutungen erhalten haben: *Jianhua Chen*, *Revolution: From Literary Revolution to Revolutionary Literature*, in: *Ban Wang* (Hrsg.), *Words and Their Stories. Essays on the Language of the Chinese Revolution*, Leiden/Boston 2011, S. 15–32.

84 Zu Protokoll. Günter Gaus im Gespräch mit Rudi Dutschke, URL: <<https://www.youtube.com/watch?v=U6X-ZeYC54E>> [24.6.2019], Min. 28:30–30:10. Im veröffentlichten Text fehlt diese Passage. Vgl. *Angela Hager*, Rudi Dutschke: Radikal fromm, in: *Gudrun Litz/Heidrun Munzert/Roland Liebenberg* u. a. (Hrsg.), *Frömmigkeit – Theologie – Frömmigkeitstheologie. Contributions to European Church History. Festschrift für Berndt Hamm zum 60. Geburtstag*, Leiden 2005, S. 779–796.

in der der Mensch den Menschen nicht mehr ausbeutet, in der der Wert eines Menschen nicht mehr nach dem gemessen wird, was er einem anderen wegnimmt, sondern nach dem, was er einem anderen gibt.«<sup>85</sup>

Sein »Evangelium der Bauern von Solentiname« stellte einen unmittelbaren Bezug zwischen Revolution und dem Reich Gottes her. Hier ging es nicht mehr um eine im Wesentlichen ökonomische Entwicklungsdynamik, die die Widersprüche aus sich hervortrieb und so Revolutionen generierte, sondern um Heilsgeschichte.

Es mag mit diesem anderen Verhältnis zu Religion zu tun haben, dass sich das Verhältnis von Sein und Bewusstsein veränderte: Waren es bei Marx noch die Verhältnisse gewesen, die die Menschen prägten, hatte Trotzki den Neuen Menschen, der es an Intelligenz mit Aristoteles oder Goethe aufzunehmen vermöchte, als einen Effekt der bolschewistischen Revolution imaginiert, so wurde bei Che Guevara, bei Rudi Dutschke oder bei Ernesto Cardenal die Revolution zu einem Emergenzphänomen gewandelten Bewusstseins. War der Neue Mensch in den Utopien des 19. Jahrhunderts noch ein Ergebnis der Revolution gewesen, so wurde er nun mehr und mehr zu ihrer Voraussetzung. Das bedingte einen »langen Marsch« – nicht der Revolution, sondern auf die Revolution hin; womit ein Topos aus der Chinesischen Revolution gewendet wurde, welche auch schon als ein lang dauernder Prozess zu verstehen war, nicht nur in der Durchsetzung, sondern auch in der permanenten Selbstrevolutionierung.<sup>86</sup> Diese Rückwendung auf das Subjekt ist eines der eigenartigsten Phänomene der Rückwanderung des Revolutionskonzepts in die Metropolen, gewissermaßen eine Aneignung im Kontext der im industriellen Westen laufenden Individualisierungsprozesse – aber aus einem ganz anderen Zusammenhang stammend.

Am deutlichsten wurden der Wandel und die Auffächerung der klassischen Revolutionsbilder in Khomeinis Iranischer Revolution, die der herkömmlichen Vorstellung so gar nicht entsprach, aber doch sehr schnell eine solche genannt wurde.<sup>87</sup> Denn so sehr sie auch antiimperialistisch war, so sehr sie sich eine neue politische wie auch soziale Ordnung auf die Fahnen geschrieben hatte: Eine Volksrevolution, die von einem alten Kleriker geführt wurde, die dennoch von jungen Menschen unterstützt wurde, die nach landläufigen Maßstäben als »links« durchgehen konnten: Das passte nicht leicht ins Bild. Diese Irritation hat ein Philosoph in einflussreiche Worte gefasst, der damals schon eine Ikone der postmarxistischen Linken war: Michel Foucault. Im November 1978 reiste er im Auftrag des »Corriere della Sera« in den Iran, um als Reporter von diesem eigenartigen Ereignis zu berichten.<sup>88</sup> Foucault beobachtete, dass die ökonomische und technologische Modernisierung, die der Schah vorangetrieben hatte, den Menschen zur Last geworden war und dass sie sich eine Erneuerung von einem neuen religiösen Bewusstsein versprochen. Der Begriff »politische Spiritualität«, den Foucault in diesem Zusammenhang verwendete, hat ihm viel Kritik eingetragen, aber er verwies auf ein Moment, das nicht nur im Iran, sondern auch in anderen Revolutionen dieser Jahre überdeutlich hervortrat: die Abwendung

85 Ernesto Cardenal, Von der Heiligkeit der Revolution, in: *ders.*, Die Stunde Null, Wuppertal 1979, S. 25.

86 Vgl. Alexander C. Cook, Mao's Little Red Book. The Spiritual Atom Bomb and Its Global Fallout, in: *Baker/Edelstein*, Scripting Revolution, S. 251–266, hier: S. 257ff. Zu Dutschkes Verständnis vom langen Marsch als eines Prozesses der Bewusstwerdung: Rudi Dutschke zu Protokoll. Fernsehinterview mit Günter Gaus, in: *Rudi Dutschke*, Mein langer Marsch. Reden, Schriften und Tagebücher aus zwanzig Jahren, hrsg. v. *Gretchen Dutschke-Klotz/Helmut Gollwitzer/Jürgen Miermeister*, Reinbek 1980, S. 42–57, hier: S. 47ff.

87 Vgl. als Überblick *Frank Bösch*, Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann, München 2019, S. 18–60, sowie den entsprechenden Beitrag in diesem Band.

88 *Michel Foucault*, Dits et Ecrits. Schriften, Bd. 3, Frankfurt am Main 2003, S. 850–870, 878–885 und 887–897.

von einer Geschichtsphilosophie, die die Prozesse »über« den Menschen ablaufen ließ, und stattdessen die Hinwendung zu einer am Subjekt und am Sinn orientierten Vorstellung, einer Selbst-Schaffung der Zustände.<sup>89</sup> Das »Prinzip Hoffnung« Ernst Blochs war Foucault hier ein Gemeinsames. Man möchte annehmen, dass darin ein Missverständnis von Khomeinis Botschaft steckte. Denn Khomeinis politische Philosophie war geprägt von einem ganz negativen naturrechtlichen Menschenbild, das westliche Gemüter an Thomas Hobbes erinnert und das bis zur Wiederkehr des Imam den Staat und die Gesetze als nicht gut, aber unabdingbar hinstellt, um die menschliche Gesellschaft aufrechtzuerhalten. Die Geistlichen sind beauftragt, wie auch immer unvollkommen, diesen Zustand herzustellen und zu erhalten.<sup>90</sup>

Es handelte sich jedoch um ein produktives Missverständnis, denn so sehr auch Foucault in diesen Artikeln der europäischen Revolution als Heilsbringerin eine Absage erteilte, so sehr band er die Iranische Revolution auch wieder an diese Tradition, im Sinne der Selbstbefreiung der Menschen. Dass Menschen sich gegen die Macht erheben, dass sie dies können, die Freiheit dazu haben, erschien Foucault gerade im Lichte der Erfahrungen mit den revolutionären Regimes von 1789 bis 1917 ein bleibendes Moment. Sein Resümee im November 1978 – noch bevor der islamische Staat sein repressives Gesicht zeigte – lautete:

»Das ist keine Revolution im wörtlichen Sinne, sondern der Versuch, aufzustehen und sich aufzurichten. Es ist eine Erhebung von Menschen mit bloßen Händen. Sie wollen die gewaltige Last heben, die auf uns allen liegt, vor allem aber auf ihnen, auf diesen Ölarbeitern und Bauern an den Grenzen des Imperiums: die Last der Ordnung der ganzen Welt. Das ist vielleicht die erste große Erhebung gegen die weltumspannenden Systeme, die modernste und irrsinnigste Form der Revolte.«<sup>91</sup>

Das geschichtsgesättigte Pathos ist mit den Händen zu greifen. »Die Ordnung der ganzen Welt« war für Foucault der Gegner, und insofern war es immer noch ein wenig »die« Revolution, die sich ihm auch im Iran zeigte. Und es zeugt nicht nur von seiner intellektuellen Redlichkeit, sondern auch von dieser (immer noch geschichtsphilosophisch gerahmten) Hoffnung, dass er seine abgründige Enttäuschung über die terroristische Wendung des neuen Regimes offenlegte, eine Enttäuschung, die ihn am Konzept der selbstgemachten Revolution insgesamt verzweifeln ließ: Die *Terreur* war offenbar nicht auszumerzen.<sup>92</sup>

Andererseits reformulierte Khomeinis Revolution die schiitische Heilerwartung auch im marxistischen Sinne, maßgeblich beeinflusst durch den marxistisch-muslimischen Intellektuellen Ali Shariati.<sup>93</sup> Dass Khomeini ausgerechnet im Herzen der revolutionären Tradition, in Paris, im Exil gewesen war, dass er dort die Sprache der Demokratie als ein performatives Idiom sprechen und die westliche Öffentlichkeit ansprechen gelernt hatte, wirft ein Licht auf die Verbindungen zu westlichen Traditionen auch und gerade bei der Iranischen Revolution.<sup>94</sup> Ganz ohne Bezüge zur europäischen Revolutionstradition dürfen wir uns auch diese Bewegung nicht denken. Und übrigens waren auch die Bezüge zur lateinamerikanischen Revolution eng; Ernesto Cardenal hat den Iran zur Zeit der Revolution

89 Vgl. hierzu *Reinhard Schulze*, Vom Anfang und Ende der Revolution – fünf Bemerkungen mit Blick auf die arabische Welt, in: JMEH 11, 2013, S. 220–242.

90 *Ruhollah Khomeini*, Der islamische Staat, Berlin 1983 (zuerst fas. 1970).

91 *Michel Foucault*, Das mythische Oberhaupt der Revolte im Iran (zuerst ital. 1978), in: *ders.*, Dits et Ecrits. Schriften, Bd. 3, S. 894–897, hier: S. 897.

92 *Ders.*, Nutzlos, sich zu erheben (zuerst frz. 1979), in: ebd., S. 987–992.

93 Vgl. *Harald Wydra*, Kontinuitäten und Wandel politischer Religion. Vom Kommunismus zum Politischen Islam, in: *Wilhelm Guggenberger/Dietmar Regensburger/Kristina Stöckl* (Hrsg.), Politik, Religion und Markt. Die Rückkehr der Religion als Anfrage an die politisch-philosophischen Diskurs der Moderne, Innsbruck 2009, S. 245–271, hier: S. 260f.

94 Vgl. *Bösch*, Zeitenwende 1979, S. 29ff.

besucht, Khomeini getroffen und war tief beeindruckt von diesem, den er einen »Heiligen« nannte.<sup>95</sup>

Wie sehr sich das Skript der Revolution auch in Europa gewandelt hatte, zeigte sich an der 1968er-Bewegung, die sich zwar in mancher Hinsicht als eine Aufnahme alter Traditionen verstand, aber doch stärker, als das auf den ersten Blick scheinen mochte, von einer Absetzung geprägt war, nicht zuletzt durch die Erfahrung des Kalten Kriegs und die doch einigermaßen desillusionierten Vorstellungen vom osteuropäischen Kommunismus. Weder war die Rede von einer trainierten revolutionären Avantgarde wie den Bolschewiki noch von irgendwelchen militärischen Vorbereitungen oder Aktionen. Im Gegenteil, die revolutionären Studenten waren herzlich antimilitärisch. Auch wenn die Pariser Studenten den Mai 1968 als ein Stück Wiederaufführung der Pariser Revolutionstradition verstanden: die Diskussionskultur, die Selbstverständigungsdebatten, das Subjektbewusstsein, aber eben auch der theatralische Charakter ihrer öffentlichen Auftritte waren ebenso anders wie das kritische Verhältnis zum Proletariat. Die Erfahrung mit der Konsumgesellschaft führte Rudi Dutschke dazu, nicht mehr die Verelendung der Massen (jedenfalls denen in der Metropole) in den Mittelpunkt seiner Krisenanalyse zu stellen, sondern deren Entfremdung: Acht Stunden *langweilige* Lohnarbeit schienen nun das Problem. Was das revolutionäre Volk noch sein sollte, war 1968 keineswegs mehr klar. Umso mehr galt das für die »samtenen Revolutionen« im Ostblock. Sie stellten eine historisch neue Situation dar, denn sie verstanden sich ja als Bewegung gegen ein Regime, das sich selbst als revolutionär verstand und auch das Jahrhundert hindurch immer von außen so verstanden wurde. »Wir sind das Volk« meinte nun nicht mehr ein sansculottisches oder proletarisches, sondern ein staatsbürgerliches, ein inklusives Volk. Dass dieser Begriff sich so drehen ließ, dass die sozialrevolutionären Implikate des Volksbegriffs nicht mehr wirkten, ist ein weiterer Hinweis auf das Auslaufen der klassischen Revolutionstradition. Mit den »samtenen Revolutionen« und dem Mythos, der sich bald damit verband, wurde ein neues Script geschaffen, das seither vielfach nachgeahmt wurde: friedliche Massen auf den Straßen, ein antiutopischer Horizont, Runde Tische, die einen sanften Übergang gewährleisten sollten, die vormalige Herrschaft mitnahmen und eher auf Konsens denn auf Konflikt setzten, und auch eine frühzeitig einsetzende Vergangenheitsbewältigung. Die meisten Länder im kommunistischen Machtbereich hatten lange Erfahrungen des gewaltfreien Widerstands, der im Rückblick nicht mehr als eine Reihe erfolgloser Aufstände erscheint, sondern als das Anlaufen einer Praxis, die auf lange Sicht erfolgreich war. Die Vorbilder dafür lagen aber auch außerhalb. Die Polen haben, wie Dominik Trutkowski gezeigt hat, sehr genau nach Spanien als einem Vorbild gesehen, wo 1975 der Übergang zur Demokratie nach Franco zwar keine Revolution war, aber ebenfalls ein ausgehandelter Systemübergang.<sup>96</sup> Der Begriff der »negotiated revolutions« hat sich für Osteuropa schnell eingebürgert.<sup>97</sup>

Vielen Aktivisten und Theoretikern war dieses Auslaufen einer Tradition durchaus bewusst, und sie versuchen, in ihren Schriften und Äußerungen das zu versöhnen – selten mit einer direkten Absage an die revolutionäre Tradition; viel häufiger mit Verweis auf

95 John Andrew Morrow, *Religion and Revolution. Spiritual and Political Islām in Ernesto Cardenal*, Cambridge 2012.

96 Dominik Trutkowski, *Die ausgehandelten Revolutionen. Politische Kommunikation in Parlament und Öffentlichkeit beim Umbruch zur Demokratie in Spanien und Polen*, Diss., Berlin 2016. Vgl. auch: Timothy Garton Ash, *Samtene Revolution in Vergangenheit und Zukunft*, in: *ders.*, *Jahrhundertwende. Weltpolitische Betrachtungen 2000–2010*, München 2010 (zuerst engl. 2009), S. 87–100.

97 László Bruszt, 1989: *The Negotiated Revolution in Hungary*, in: *Social Research* 57, 1990, S. 365–387. Vgl. Philipp Ther, 1989 – eine verhandelte Revolution, Version 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 11.2.2010, URL: <<http://docupedia.de/zg/1989?oldid=130614>> [24.6.2019].

geänderte Bedingungen, auf ein revolutionäres »Lernen« und spezifische Kontexte. Doch trotz der Invokation der revolutionären Tradition, etwa der Berufung auf die Pariser Kommune bei den französischen und deutschen 68ern erscheint im Rückblick der Bruch sehr viel prägender. Er galt besonders mit Blick auf die zentrale Tradition: die revolutionäre Gewalt. Sie wandelte ihre Gestalt von einer geradezu mythischen Bedeutung zunehmend dahin, dass sie legitimatorische Probleme mit sich brachte.

## V. WANDLUNGEN DER REVOLUTIONÄREN GEWALT

Die Revolution im Iran hatte ohne Gewalt gesiegt; danach war es zu gewalttätigen Aktionen gekommen, waren Hunderte politischer Gegner hingerichtet worden, obwohl international heftiger Protest eingelegt worden war. Im Ausland lebende Gegner wurden verfolgt und ermordet, und im Zusammenhang mit dem Iran-Irak-Krieg wurden Tausende politischer Gefangener hingerichtet. Es ist trotz der öffentlichen Empörung nicht zu übersehen, dass diese (post!-)revolutionäre Gewalt nicht mehr viel mit der Tradition des Terrors seit 1792 zu tun hatte und schon gar nicht mit dem Mythos des revolutionären Bürgerkriegs, wie ihn Lenin nicht nur als Verteidigung, sondern auch als offensive Durchsetzung der Revolution propagiert hatte. Das Trauma der revolutionären Gewalt war dennoch unmittelbar. Im Juli 1979 bezog sich der frisch ernannte nicaraguanische Innenminister Tomás Borge, der noch kurz zuvor selbst im Gefängnis gesessen hatte, darauf, als er bei einer Pressekonferenz meinte: »Ich weiß, dass Sie alle an den Iran denken. [...] Wir wollen das Muster früherer Revolutionen durchbrechen. Würden wir auch mit Hinrichtungen und Folterungen anfangen, wofür hätten wir dann eine Revolution gemacht?«<sup>98</sup>

Diese Szenerie beschreibt ein Muster, das für die Zeit nach 1945 immer stärker zum Charakteristikum von Revolutionen geworden ist: Nicht die revolutionäre Gewalt macht die Legitimation und den Erfolg der Revolution aus, sondern im Gegenteil der Verzicht darauf, und das im Angesicht der Weltmedien.

Die klassische Vorstellung lautet ungefähr so:<sup>99</sup> Die Gewalt geht ursprünglich von den Revolutionären aus, sie ist offensiv. Die Bastille soll gestürmt, die Stadt erobert, die Herrschaft errungen werden. Die alte Herrschaft ist meist schwach und fällt mehr, als dass sie gestoßen wird. Auch nach dem Sieg herrscht die Revolution mit Gewalt, mit einer offensiven Gewalt, obwohl sie sich häufig defensiv begründet: Es gilt die Revolution zu verteidigen, Verräter und Konterrevolutionäre aufzuspüren und zu eliminieren. Aber sie tut das sehr aktiv, und auch der Export der Revolution ist ein offensiver Akt. Denn die Gewalt ist nicht nur ein Mittel, um Gegenwehr zu brechen, sondern sie ist auch ein performatives Zeichen für die Nichtmehrgeltung der alten Regeln. Gerade die »wilde«, die überschießende Gewalt hat ja auch den Zweck, die Vertreter des alten Regimes mit Angst und Unsicherheit zu erfüllen. »Die Revolution ist ein Aufstand, ein Gewaltakt, durch den eine Klasse eine andere Klasse stürzt. [...] Um einen Fehler zu korrigieren, muss man das Maß überschreiten, andernfalls kann der Fehler nicht korrigiert werden.«<sup>100</sup>

Das gilt besonders für die zentrale Form revolutionärer Gewalt: die *Terreur*, die als eine systematische Außerkräftsetzung von geregelten Verfahren (wie etwa: Unschuldsvermutung, Gerichtsverfahren, im Zweifel für den Angeklagten, Taten zählen, Überzeugungen nicht) der revolutionären Ordnung dazu dient, sich Respekt nach innen wie nach außen zu

98 Drei Flügel, in: Der SPIEGEL, 30.7.1979, S. 78–79.

99 Vgl. zum Beispiel *Peter Waldmann*, Strategien politischer Gewalt, Stuttgart/Berlin etc. 1977, S. 62–69, sowie (als theologisch informierte Gewaltkritik) *Karl-Heinz Metz*, Geschichte der Gewalt. Krieg – Revolution – Terror, Darmstadt 2010, S. 35–71.

100 *Mao Tse-tung*, Untersuchungsbericht über die Bauernbewegung in Hunan (zuerst zh. 1927), in: *ders.*, Ausgewählte Werke, Bd. 1, Peking 1968, S. 21–63, hier: S. 27f.



verschaffen. Die *Terreur* ist nie nur Mittel ohne Zweck, sondern sie affirmiert die Revolution und bestätigt sie in ihrem Anspruch, hohe Ziele zu verfolgen und dafür auch einen hohen Preis zahlen zu wollen. Gerade in der Radikalität, der Kumulation, der Zuspitzung liegt die revolutionäre Beschleunigung. Revolutionäre Gewalt vor allem in der terroristischen Form ist demgemäß nicht einfach aus der Not geboren; sie ist vielmehr auch ein Faktor der sozialen Revolution, sie dient der Ermächtigung und ist Bedingung des Erfolgs. Vor allem die Radikalen vertreten sie, und sie selbst weist eine inhärente Logik der kumulativen Radikalisierung auf.

Robespierre verknüpfte die *Terreur* mit dem revolutionären Zentralbegriff der Tugend:

»Ohne Tugend ist die *Terreur* verderblich, und ohne *Terreur* ist die Tugend machtlos. Terror ist nichts anderes als unmittelbare, strenge Gerechtigkeit; sie ist also ein Ausfluss von Tugend. Zerbrech die Feinde der Freiheit mit Terror und ihr werdet gerechtfertigt sein als Gründer der Republik. Die Herrschaft der Revolution ist die Despotie der Freiheit über die Tyrannei.«<sup>101</sup>

Gegenüber der überall vorhandenen Feindschaft und Verschwörung ist deshalb Wachsamkeit und Härte notwendig. Je grausamer die Revolution mit den Verrätern umgeht, desto wohlthätiger ist das gegenüber dem guten Bürger. Dieses binäre Freund-Feind-Muster hat seither die Selbstbeschreibung der revolutionären Mission bestimmt. Louis Antoine de Saint-Just hat es so ausgedrückt: »Jeder, der sich dem Volk entgegenstellt, zählt nicht mehr zum Souverän, und jeder, der nicht mehr zum Souverän gerechnet wird, ist ein Feind.«<sup>102</sup> Dahinter stand eine bestimmte Vorstellung von politischer Willensbildung und Konstitution des revolutionären Volks: Das revolutionäre Volk wurde als homogene Entität vorgestellt, der Terror als ein Instrument des Volkswillens, einer Konzeption der *volonté générale*, die es auch dann gibt, wenn viele dem nicht folgen. Das beinhaltet keine Idee einer legitimen Opposition oder des offenen Diskurses. Dissens deutet auf Verschwörung und/oder Verrat; wer Verfahren einfordert, steht im Verdacht, die revolutionäre Legitimität infrage zu stellen.

Der revolutionäre Kronzeuge Karl Marx machte widersprüchliche Aussagen zum Terror der Französischen Revolution; aber deutlich war bei ihm (ähnlich wie bei vielen Zeitgenossen) immer eins: Der Terror brachte die Geschichte vorwärts, und deshalb konnte er auch den Bürger Robespierre schon als einen Proletarier in nuce sehen; wie generell die französische Bourgeoisie ihm als historisch handlungsbewusster und energetischer erschien als das ängstliche deutsche Bürgertum, das vor solchen Grauenhaftigkeiten wie der *Terreur* zurückschreckte.<sup>103</sup> Insofern wurde der revolutionäre Terror emphatisch als Instrument des Fortschritts konzipiert und nicht als ein bedauerlicher Preis, der zu zahlen sei.

Dieses Prinzip war, wie gesagt, umstritten. Schon Jefferson hatte die Hinrichtung des französischen Königspaares kategorisch abgelehnt, weil dadurch eine Gewaltspirale in Gang gesetzt worden sei, die letztlich der Revolution selbst geschadet habe, indem sie Napoleon den Weg zur Macht ermöglicht habe.<sup>104</sup> Karl Kautsky rechtfertigte in seiner Schrift »Terrorismus und Kommunismus« von 1919 die spontane Gewalt als Ausdruck einer gelernten Brutalisierung, aber auch von Rache; die revolutionäre *Terreur* der Jakobiner rechtfertigte er als defensive Gewalt. Aber, so Kautsky: Diese sei Höhe- und gleichzeitig Schlusspunkt

101 Zit. nach: Rolf Reichardt, Die städtische Revolution als politisch-kultureller Prozess, in: *ders.* (Hrsg.), Die Französische Revolution, Freiburg im Breisgau 1988, S. 28–80, hier: S. 68.

102 Zit. nach: *ders.*, Das Blut der Freiheit. Französische Revolution und demokratische Kultur, Frankfurt am Main 1998, S. 162.

103 François Furet, Marx and the French Revolution, Chicago 1988, S. 38–41. Zu Marx' Rezeption der Französischen Revolution weiterhin: Jerrold Seigel, Politics, Memory, Illusion: Marx and the French Revolution, in: François Furet/Mona Ozouf (Hrsg.), The Transformation of Political Culture 1789–1848, Oxford/New York etc. 1989, S. 625–637.

104 Grosser, Theorien der Revolution zur Einführung, S. 45–49.

der zügellosen revolutionären Gewalt geworden, denn sie habe ja ihrerseits die Ursachen für die Gewalt beseitigt, nämlich das Ancien Régime, sodass das 19. Jahrhundert eine »Milderung der Sitten« mit sich gebracht habe.<sup>105</sup> Vor diesem Hintergrund beurteilte er den bolschewistischen Terror, zu dem er klare Worte fand, als eine Pervertierung der Revolutionsidee, und er erwartete für Lenin in guter Tradition: einen 9. Thermidor.<sup>106</sup>

Kautsky reagierte damit auf die emphatische Aufnahme der *Terreur*-Tradition durch die Bolschewiki; Trotzki jedoch hatte für solche Empfindlichkeiten nur Spott übrig: Ebender Terror der Französischen Revolution hatte doch Kautsky zufolge den Boden für die Zivilisierung des 19. Jahrhunderts bereitet – sollte man vom bolschewistischen Terror etwas anderes als Zivilisierung erwarten?<sup>107</sup> Und Lenin warf es seinen Vorgängern explizit vor: dass die Engländer ihr 1649 vergessen hätten, die Franzosen ihr 1793; dass sie vergessen hätten, dass der erbarmungslose Terror der Königszeit sei, um einer Revolution den Erfolg zu sichern. Und Trotzki hoffte, er werde Chefankläger gegen den Zaren, um jenem nach dem Vorbild der Französischen Revolution den Prozess zu machen, und noch im Nachhinein war er böse, dass lokale Sowjets die Zarenfamilie unter dem Druck weißer Banden ohne einen Schauprozess umgebracht hatten.

Allerdings änderte sich der performative Gehalt der terroristischen Gewalt schon unter der bolschewistischen Herrschaft und erst recht später: Zunehmend verschwand er aus der Öffentlichkeit in die Keller der Geheimdienste. Das öffentliche Hinrichten mit der Guillotine, das die Funktion des »shock and awe« ebenso wie der revolutionären Katharsis erfüllt hatte, wurde nun durch die jederzeit drohende Abholung durch die Geheimpolizei ersetzt, durch die Aussicht, auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Zwar blieb der Schauprozess als Inszenierung der Abweichung und Einforderung der revolutionären Homogenität weiterhin en vogue, aber der eigentliche Gewaltakt, der des Tötens, verschwand aus der revolutionären Öffentlichkeit – ob man darunter mit Kautsky eine »Milderung der Sitten« verstehen konnte? Während die spontane, undisziplinierte revolutionäre Gewalt auch weiterhin öffentlich blieb und sich öffentlich inszenierte, wie auch immer »von oben« angeleitet (wie in der Chinesischen Kulturrevolution), entöfentlichte sich die disziplinierte, strategische revolutionäre Gewalt. Ihren extremen Ausläufer erreichte diese Entöfentlichtung in Kambodscha, wo sich die Führung niemals öffentlich identifizierte, wo kein charismatischer Führer zur Unterdrückung der Gegenrevolution aufrief, sondern wo ein »Bruder Nr. 1« geheime Entscheidungen traf und wo namenlose Schergen die Menschen verhungern ließen, sie durch Arbeit umbrachten oder schlicht mit Knüppeln totschlügen.

Das Muster der revolutionären, massenhaften, reinigenden Gewalt, ob öffentlich oder nichtöffentlich, trat in den Revolutionen nach 1945 indes doch langsam zurück. In den Vordergrund trat eine Haltung, die entweder Gewalt als notwendiges Übel betrachtete oder gar Gewaltfreiheit als Prinzip für erfolgversprechender hielt. Hans-Jürgen Krahl begründete Gewalt mit »Notwehr und Widerstand«. Rudi Dutschke unterschied: In Lateinamerika würde er eine Waffe in die Hand nehmen, nicht aber in der Bundesrepublik; die Gewalt sah er von der Gegenseite ausgehen.<sup>108</sup> Selbst da, wo Gewalt emphatisch begründet wurde, sei sie als Guerillataktik wie bei Che Guevara oder als Selbstbefreiung wie bei

105 *Karl Kautsky*, *Terrorismus und Kommunismus. Ein Beitrag zur Naturgeschichte der Revolution*, Berlin 1919, S. 97.

106 *Ebd.*, S. 142.

107 *Shlapentokh*, *The Images of the French Revolution in the February and the Bolshevik Revolution*, S. 47. Hiernach auch im Folgenden.

108 Rudi Dutschke zu Protokoll, S. 51f. Allerdings waren sowohl Krahl als auch Dutschke durchaus ambivalent im Verhältnis zur revolutionären Gewalt. Vgl., auch die Debatte darum resümierend, *Petra Terhoeven*, *Guerilla-Mentalität im SDS*. Rudi Dutschke/Hans-Jürgen Krahl: *Organisationsreferat (1967)*, in: *Jensen/Knoch/Morat u. a., Gewalt und Gesellschaft*, S. 305–316.

Frantz Fanon, verstand sie sich als eine Art Notwehr, als subjektivistisch und nicht mehr als Verbürgung der Tugend.

Es hat mit den Debatten von »1968« zu tun, dass sich seit den späten 1960er-Jahren eine intensive theoretische wie auch anwendungsorientierte Diskussion um Gewaltfreiheit als Mittel politischen und insbesondere revolutionären Handelns entwickelte. Ein noch früherer wichtiger Einfluss ist Mahatma Gandhi zuzuschreiben, unter dessen Führung Indien die Unabhängigkeit erlangte: ein Prozess, der kaum jemals als »Revolution« bezeichnet wurde. Aber Gandhi hat ein Handlungsrepertoire eingeführt, das vielfach nachgeahmt wurde: die demonstrative, öffentlich und medial vervielfachte Gewaltlosigkeit als Widerstand gegen die ungerechte und übermächtige Herrschaft, die Authentizität verbürgte und die Repression eindeutig verorten ließ. Er ist in seinem Einfluss kaum zu überschätzen; der wohl wichtigste Theoretiker des gewaltfreien Widerstands, Gene Sharp, bezog sich unmittelbar auf Gandhi, und der deutsche Politikwissenschaftler Theodor Ebert propagierte ein detailliertes Konzept des »Gewaltfreien Aufstands« als eine Art systematisiertes Anwendungskonzept von Gandhis Ansatz.<sup>109</sup> Gerade Ebert aber, der sich in eine Theorie des revolutionären Handelns einschrieb, betonte, nicht nach der Legitimität der revolutionären Gewalt, sondern nach deren Effizienz zu fragen; seine »Kritik der Gewalt in emanzipatorischer Absicht« stellte – unter Berufung auf Engels! – die Erfolgsaussichten gewaltsamer Strategien, vor allem des zu jener Zeit populären Guerillakriegs infrage.

Man möchte annehmen, dass die Akteure der osteuropäischen Revolutionen 1989 oder des »Arabischen Frühlings«, deren Handlungsformen häufig wie aus dem Lehrbuch des gewaltfreien Aufstands wirkten, wahrscheinlich nicht viel von Gandhi, Sharp oder Ebert wussten, und für die meisten ist dies wahrscheinlich auch zutreffend. Aber Petra Kelly hatte Sharps Handbuch »The Politics of Nonviolent Action« in die DDR geschmuggelt, wo es von der Bürgerbewegung rezipiert wurde; und die Aktivisten der Bewegungen in Tunesien und Ägypten ließen sich von Sharp inspirieren, trainierten gewaltfreie Handlungsformen und tauschten sich international aus.<sup>110</sup> In Leipzig wie in Kairo wurde im Angesicht der Weltmedien friedlich demonstriert mit der Forderung »keine Gewalt«.<sup>111</sup> Die Dinge hatten sich nun augenscheinlich umgedreht: Revolutionäre Gewalt, so schien es, delegitimiert das Anliegen. Erst recht ist nach einem erfolgreichen Umsturz nicht die Rede von einer revolutionären *Terreur* – die Hinrichtung des Ehepaars Ceaușescu (eine moderne Form des Regizids) war eine seltene Ausnahme und wurde eben deshalb so sehr zur Kenntnis genommen. Das Muster des revolutionären Umsturzes hat sich offenbar gewandelt: Die Forderung nach einem grundlegenden Systemwechsel inszeniert sich in gewaltfreien Demonstrationen, die durch die Weltmedien genau abgedeckt werden, sich auch an diese Weltöffentlichkeit wenden und dadurch das Regime unter Zugzwang setzen. Woran mag diese Zurückdrängung der Gewalt liegen? Vier mögliche Gründe:

(1) Es mag mit einem generellen Rückgang an gesellschaftlicher Gewalt zu tun haben. Was Kautsky für das 19. Jahrhundert konstatiert hatte, nämlich eine Zivilisierung der Sitten nach den Gewaltschocks der Französischen Revolution und ihrer Folgen, konstatiert Martin Sabrow für die Zeit nach 1945: eine generelle »Entgewaltung«.<sup>112</sup> Und auch er in-

109 *Gene Sharp*, *Gandhi Wields the Weapon of Moral Power (Three Case Histories)*, Ahmedabad 1960 (mit einem Vorwort von Albert Einstein!); *Theodor Ebert*, *Gewaltfreier Aufstand. Alternative zum Bürgerkrieg*, Waldkirch 1981 (zuerst 1970).

110 *Revolution nach Plan*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 15.2.2011.

111 Was übrigens bei vielen ein Grund ist, den Ereignissen im Ostblock eine revolutionäre Qualität abzusprechen: ein Hinweis darauf, wie sehr der Revolutionsmythos des 19. Jahrhunderts auch weiterhin fortwirkt.

112 *Martin Sabrow*, *Der Feind. Zur Geschichte einer verblassten Kategorie*, in: *ZeitRäume. Potsdamer Almanach 2012/2014*, Göttingen 2014, S. 104–118, hier: S. 118.

terpretiert das als einen Überdruß nach einem Zuviel: Die Menschen hätten die Gewaltorgien der ersten Jahrhunderthälfte sattgehabt. Für diese Interpretation spricht manches; im Hinblick auf die kriegerische Gewalt hat der kanadische Sozialpsychologe Steven Pinker für die Zeit nach 1945 eine Abnahme behauptet – nicht unwidersprochen allerdings.<sup>113</sup> Das Hauptargument liegt dabei in einer Verregelung und Verrechtlichung der internationalen Beziehungen. Im Hinblick auf die inneren Beziehungen allerdings hat vor allem Herfried Münkler unter dem Begriff der »Neuen Kriege« ein Wiederaufleben der frühneuzeitlichen Bürgerkriegskonstellation postuliert, jedoch ohne die damaligen Staatsbildungseffekte.<sup>114</sup> Diese neuen Bürgerkriege haben im Allgemeinen keine revolutionäre Neugestaltung der Gesellschaft zum Ziel, sondern im Gegenteil eine Prolongation des Kriegs als Basis ihrer Raubzüge. Häufig handelt es sich um postimperiale Kriege, die exzessive Gewalt mit einem Zusammenbruch staatlicher Strukturen verbinden. Im Hinblick auf Revolutionen nach 1945 – also die Bewegungen, die einen grundlegenden Systemwechsel wollen und sich demgemäß selbst so verstehen – ist dagegen auffällig, dass die Gewalt vergleichsweise abnimmt. Man wird zu Recht einwenden können, dass die These von der Entgewaltung doch einer sehr europäischen Perspektive entspringt.

(2) Ein praktischer Grund für den Rückgang der Gewalt mag darin liegen, dass die staatlichen Systeme so hochgerüstet sind, dass ein gewaltsamer Aufstand dagegen höchst riskant und wenig erfolgversprechend wäre – das wäre ein Argument Theodor Eberts. Diese Erklärung hat vor allem für die kommunistischen Regime einiges für sich, ebenso wie für die autoritären Regime überall auf der Welt. Das klassische Muster des Massenaufstands wurde deshalb in Kuba und anderswo durch den (teils lange währenden) Guerillakrieg ersetzt, der vom Bürgerkrieg wiederum schwer zu unterscheiden ist. Gerade in repressiven Regimen ist die friedliche Massendemonstration, die in weniger repressiven Regimen nicht als revolutionär, sondern als Form der Partizipation auftritt, hier aber schnell als potenziell systemsprengend wahrgenommen wird – von Ost-Berlin über Teheran bis zum Platz des Himmlischen Friedens, bis Kairo und aktuell Caracas –, nach wie vor ein probates Mittel.<sup>115</sup>

(3) Auch die religiöse Aufladung des revolutionären Selbstverständnisses mag mit dem Rückgang der Gewalt zu tun haben; gerade in Nicaragua wurde die »Revolution ohne Rache« postuliert, und als Tomás Borge, der im somozistischen Foltergefängnis gesessen hatte, gefragt wurde, wie er seine Folterer bestrafen würde, soll er in einer religiösen Rhetorik geantwortet haben: »Meine Strafe ist, zu vergeben.« Das schloss eine *Terreur* ebenso aus wie einen revolutionären Bürgerkrieg, und auch wenn sich die Sandinistas von diesem Programm weit entfernt haben: Es war ein Programm. Die Gewalt wurde damit den Reaktionären und dem Regime zugeschoben; die »gute« Revolution zeichnete sich gerade durch einen Verzicht darauf aus.

113 Steven Pinker, *Gewalt. Eine neue Geschichte der Menschheit*, Frankfurt am Main 2011; vgl. dagegen etwa *Egbert Jahn*, Ein bißchen Frieden im ewigen Krieg? Zu den Aussichten auf einen dauerhaften Weltfrieden am Beginn des 21. Jahrhunderts, in: *Astrid Sahl/Manfred Sapper/Volker Weichsel* (Hrsg.), *Die Zukunft des Friedens. Eine Bilanz der Friedens- und Konfliktforschung*, Wiesbaden 2002, S. 51–78.

114 *Herfried Münkler*, *Die neuen Kriege*, Reinbek 2004. Viele seiner Thesen finden sich auch schon bei *Martin van Creveld*, *The Transformation of War*, New York 1991.

115 Zur Geschichte der Demonstrationen im Frankreich des 20. Jahrhunderts vgl. *Danielle Tartakowsky*, *Les manifestations de rue en France 1918–1968*, Paris 1997. Zur Frühgeschichte in Deutschland, wo die Wahlrechtsdemonstrationen 1908–1910 noch ganz anders als Infragestellung des Systems wahrgenommen wurden, vgl. *Bernd Jürgen Warneken* (Hrsg.), *Als die Deutschen demonstrieren lernten. Das Kulturmuster »friedliche Straßendemonstration« im preußischen Wahlrechtskampf 1908–1910*, Tübingen 1986.

(4) Am weitesten als Erklärung für den Verzicht auf Gewalt scheint mir aber die gewandelte Medialität der Revolution zu tragen. Revolutionen sind immer öffentliche Ereignisse, und die mediale Dimension der Revolution ist schon im Flugschriftenaufkommen der Englischen Revolution zu erkennen. Die Französische Revolution wurde in ganz Europa als ein publizistisches Ereignis wahrgenommen, das vor allem durch seine Plurimedialität weit über die lesenden Schichten hinausgriff.<sup>116</sup> Dieser absichtliche und intensive Bezug auf die Welt außerhalb galt generell. Mit den elektronischen Medien hat sich aber Grundlegendes gewandelt: Der Blick, den die Welt auf das Ereignis hat, ist nun ein gleichzeitiger; er ist visuell, auditiv und zunehmend mehrkanalig, und dadurch sind die Macher der Revolution – ebenso wie ihre Gegner – nicht mehr die Herren der Nachrichten; die berichtenden Medien selbst sind es, ebenso wie die normalen Teilnehmer, die in den sozialen Medien mitteilen, was sie sehen und tun. Sie schaffen Schlüsselbilder, die emotionalisieren und Partei ergreifen lassen. Womöglich treffen sie auf Zuschauer- und Hörererwartungen, die sich vor Gewalt erschrecken. Über eine Hinrichtung zu lesen oder davon einen Kupferstich zu betrachten ist aber etwas anderes, als ihr per Fernsehübertragung beizuwohnen oder davon ein Amateurvideo via WhatsApp zu sehen.

Die revolutionären Akteure wissen um diese Bedeutung der beobachtenden Medien. Revolutionäre Aktionen müssen eine Weltöffentlichkeit ansprechen, um Zustimmung zu mobilisieren. Das war ein Lernprozess – noch 1968 fanden sich auf den Transparenten der Demonstranten fast keine fremdsprachigen Slogans. Im »Arabischen Frühling« waren die englischsprachigen Parolen ubiquitär, weil die Akteure wussten, wer ihnen zusah.

Dies veränderte, so die These, das Handlungsrepertoire revolutionärer Bewegungen grundlegend. Was Timothy Garton Ash für die »samtenen Revolutionen« in Osteuropa festgestellt hat, gilt auch weit darüber hinaus: Diese Revolutionen waren gewaltlos, weil sie wussten, in welchem Maß man ihnen zusah.<sup>117</sup> Slogans, die die Legitimität der Herrschenden infrage stellen (»Wir sind das Volk«), die Mobilisierung des »Volks« in einem ganz breiten Sinne, schichten-, geschlechter-, generationsübergreifend, der Verzicht auf martialische Ankündigungen und Projekte, stattdessen eine konsensorientierte Kommunikationsstrategie der Runden Tische erhöhten die Akzeptanz und die Legitimität des schnellen Wandels. Die englischsprachigen Spruchbänder zielten auf eine Weltöffentlichkeit, die verschiedenen Kommunikationskanäle, die sich insbesondere in der »Facebook-Revolution« von 2011 zeigten, ließen die Gegenthese von einer selektiven Berichterstattung durch die elektronischen Medien nicht mehr überzeugend erscheinen.<sup>118</sup>

Das bedeutet keineswegs, für jüngere Revolutionen wider besseres Wissen Gewaltlosigkeit zu postulieren. Die Gewalt, die unter Umständen dennoch exzessiv wird, ist aber vor allem eine Gewalt des herrschenden Regimes, eine Gewalt, die umstandslos in den Bürgerkrieg übergehen kann – Syrien wäre das aktuelle Beispiel. Die Herrschenden wissen aber um die Abschreckungswirkungen der dadurch erzeugten Bilder und versuchen, ihre Verbreitung zu unterbinden oder anonym vorzugehen. Auch das ist ein Hinweis auf die veränderte Funktion, die der Gewalt zukommt.

116 *Rolf Reichardt*, Plurimediale Kommunikation und symbolische Repräsentation in den französischen Revolutionen 1789–1848, in: *Grampp/Kirchmann/Sandl* u. a., *Revolutionsmedien – Medienrevolutionen*, S. 231–276; *Ursula E. Koch*, Französische Revolutionen und plurimediale Kommunikation in Deutschland (1789–1848/49) unter besonderer Berücksichtigung der humoristisch-satirischen Bildpublizistik, in: ebd., S. 277–323. Vgl. insgesamt *Jeremy D. Popkin* (Hrsg.), *Media and Revolution. Comparative Perspectives*, Lexington 1995.

117 *Ash*, *Samtene Revolution in Vergangenheit und Zukunft*.

118 So etwa noch *Lorenz Engell*, Revolution und Gedächtnis. Über die Vermeidung von Umstürzen im Fernsehen, in: *Grampp/Kirchmann/Sandl* u. a., *Revolutionsmedien – Medienrevolutionen*, S. 455–372.

Die Entgewaltung der Revolution ist natürlich nur ein Teil der Geschichte. Zur gleichen Zeit, da man in Europa über gewaltfreien Aufstand nachdachte, wütete in Kambodscha ein autogenozidales Regime, das sich als revolutionär verstand, von einem Zirkel ehemaliger Pariser kommunistischer Studenten um Pol Pot geleitet war, die sich an der chinesischen Kulturrevolution orientierten, allerdings anders als in China in völliger Geheimhaltung agierten und denen über ein Viertel der gesamten Bevölkerung zum Opfer fiel; die bisher entdeckten 1,4 Millionen Leichen sind wahrscheinlich nicht alle Opfer. Als in Nicaragua eine religiös inspirierte Revolution siegte, die auf Rache verzichten wollte und sich an die Alphabetisierung des Landes machte, ging in Peru der maoistische »Sendero Luminoso« unter Führung des ehemaligen Philosophieprofessors Abimael Guzmán in den Untergrund der Anden und entfachte einen brutalen, jahrelangen Bürgerkrieg, dem geschätzt 70.000 Menschen zum Opfer fielen. Beide, Kambodscha wie Peru, sind Beispiele für den weltweit wirkenden Einfluss der Chinesischen Revolution, und zwar gerade im Hinblick auf die kulturrevolutionäre Gewalttätigkeit.<sup>119</sup> In Westeuropa spannen maoistische Kader eine Vorstellung von Revolution aus, die unverkennbar von bolschewistischen und kulturrevolutionären Gewaltfantasien zehrte und die, so isoliert diese Gruppen auch waren, doch eine höchst ambivalente Nachgeschichte von 1968 erzählen lassen – vom Terrorismus der RAF ganz zu schweigen.<sup>120</sup> Wie in Kambodscha und Peru zehrten sie vom Mythos der *Terreur* und des revolutionären Bürgerkriegs, der vermutlich auch in Zukunft nicht aus der Welt ist, aber doch hier das Bekenntnis kleiner Kader ausmacht und sich nicht mehr auf die Revolution des Volks berufen kann.

Das Faszinosum am »Islamischen Staat«, den man ohne Weiteres als revolutionäre Bewegung bezeichnen kann, ist dagegen etwas, was uns lange nicht mehr untergekommen ist: die triumphalistische und öffentliche Zelebrierung der *Terreur* (wenn man diesen europäischen Begriff hier anwenden darf), ebenso aber auch die emphatische Selbstopferung vor dem Hintergrund einer utopischen Gesellschafts- und einer damit zusammenhängenden, binären Tugendvorstellung. Solche Bilder haben wir lange nicht gesehen. Revolutionäre Unbedingtheit dieser Art ist aus unserem Horizont politischer Handlungsmöglichkeiten geschwunden. Uns erscheint archaisch, dass der Wille, massenhaft zu töten, dies explizit zu zeigen, auch selbst zu sterben, als ein Ausweis für Unbedingtheit und Unterpfand einer Verheißung präsentiert wird – dabei ist es auch ein Stück unseres eigenen Erbes. Freilich ist die historische Mission, die sich an den revolutionären Mythos des 19. Jahrhunderts knüpfte, eine ganz andere als die religiös-politische Mission von al-Qaida und »Islamischem Staat«. Aber die Vorstellung, dass man nur Werkzeug eines größeren Prozesses sei, der von üblichen Bindungen dispensiere, der Selbstermächtigung bedeute, sodass man nicht nach dem Verhältnis von Kosten und Nutzen fragen müsse und massenhafte Opfer achselzuckend in Kauf nehmen könne: Das war einmal Selbstverständlichkeit auch in Europa, wenn es um »Revolution« ging.

119 Vgl. *Matthew D. Rothwell*, *Transpacific Revolutionaries. The Chinese Revolution in Latin America*, New York/Abingdon 2013.

120 Vgl. *Andreas Kühn*, *Stalins Enkel. Maos Söhne. Die Lebenswelt der K-Gruppen in der Bundesrepublik der 70er Jahre*, Frankfurt am Main/New York 2005.

Andreas Fahrmeir

## Revolutionäre Verlaufsmuster?

Die Frage nach Verlaufsmustern von Revolutionen verweist auf eine Spannung zwischen zwei Beobachtungen. Auf der einen Seite sind Revolutionen plötzlich auftretende Brüche mit dem Herkommen – und damit auch mit bisherigen Erfahrungen. Daher lassen sich ihr Beginn, ihr Verlauf und ihr Ergebnis zwar historisch erklären, aber kaum zuverlässig prognostizieren. Auf der anderen Seite stellt die Bezeichnung eines Ereignisses als eine »Revolution« spätestens seit dem 18. Jahrhundert Ähnlichkeiten mit anderen Revolutionen fest und verweist somit auf eine etablierte Revolutionserfahrung. Da diese sich nicht auf eine spezifische Revolutionsphase beschränkt, beinhaltet sie auch Parallelen oder Muster von Ursachen und Anlässen, möglichen Ergebnissen und Verläufen von Revolutionen. Die Versuchung, auf dieser Grundlage den Verlauf einer spezifischen Revolution vorherzusagen und damit der Vergangenheit die Möglichkeit einer Orientierung in einer besonders unübersichtlichen, da revolutionären Gegenwart abzugewinnen, ist groß. 1791 erlag ihr etwa Edmund Burke. Es sei unmöglich, einen König halb abzusetzen, denn keine Armee werde einem »Gefangenen« gehorchen. Zudem sei bekannt, »that armies have hitherto yielded a very precarious and uncertain obedience to any senate, or popular authority«. Eine Versammlung, die alle zwei Jahre neu gewählt werden solle, werde keine Armee auf Dauer respektieren. Eine Zeit lang, erklärte Burke seinem fiktiven Pariser Korrespondenzpartner, werde das Machtvakuum an der Spitze des Staats die Armee als Machtfaktor ausschalten, weil Intrigen in ihr überhandnehmen würden. Das gelte aber nur

»until some popular general, who understands the art of conciliating the soldiery, and who possesses the true spirit of command, shall draw the eyes of all men upon himself. [...] But the moment in which that event shall happen, the person who really commands the army is your master; the master (that is little) of your king, the master of your assembly, the master of your whole republic.«<sup>1</sup>

Im März 1848 erlag ihr Heinrich Heine. Den Lesern der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« teilte er mit: »Die Franzosen sind jetzt kondemniert, Republikaner zu sein, à perpétuité« – nicht zuletzt, weil die Wahl der provisorischen Regierung »für Frankreichs Heil [...] sehr gut ausgefallen« sei.<sup>2</sup>

1852 erlag ihr Karl Marx, als er verkündete, die für das 19. Jahrhundert charakteristische proletarische Revolution sei durch den Staatsstreich Louis Napoleons in Frankreich nicht etwa ins Stocken geraten, sondern werde »ihr Geschäft mit Methode« vollbringen, die »Exekutivgewalt« revolutionsreif machen und damit ihre Ablösung vorbereiten.<sup>3</sup> Am 19. Mai 2011 erlag ihr Barack Obama, als er in einer Rede zu den Revolutionen des »Arabischen Frühlings« allen erwarteten Schwierigkeiten zum Trotz sagte, wie in der Amerikanischen Revolution gelte nun »that tyrants will fall, and that every man and woman is

1 Edmund Burke, *Reflections on the Revolution in France, and on the Proceedings in Certain Societies in London Relative to that Event*, in a Letter, Intended to Have Been Sent to a Gentleman in Paris, London 1791, S. 322f.

2 Heinrich Heine, Artikel für die Augsburger »Allgemeine Zeitung« [1848], in: *ders.*, *Sämtliche Werke in vier Bänden*, Bd. 4: *Schriften zur Literatur und Politik II. Vermischtes*, 2., rev. und überarb. Aufl., Düsseldorf/Zürich 1993, S. 598–632, hier: S. 627 und 631.

3 Karl Marx, *Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*, Hamburg 1869 (zuerst 1852), S. 86f.

endowed with certain inalienable rights«.<sup>4</sup> Die Liste solcher Vorhersagen kann man mühe-los verlängern, um weniger prominente Personen, um weniger prominente Ereignisse, um andere Prognosen zu denselben Vorgängen.

Die Pointe dieser Aufzählung ist nicht, zu betonen, dass manche dieser Vorhersagen ir-gendwann zutrafen (wie die Burkes), andere rasch fehlgingen (wie die Heines), manche zum kleineren Teil wahr wurden (Obamas Verweis auf die zu erwartenden Rückschläge hat sich bewahrheitet), wieder andere vor allem in den Augen ihrer Autoren korrekt waren (so stellte Marx 1869 zu Beginn der zweiten Ausgabe seines Textes fest, seine Voraussage, die Kritik an der Napoleon-Legende werde unter der Herrschaft Louis Napoleon zuneh-men, sei eingetreten, während er den wichtigeren Teil der Vorhersage mit Stillschweigen übergang).<sup>5</sup>

Diese vier Texte sollen vielmehr den Problemkreis sichtbar machen, dem sich die fol-genden Erwägungen widmen: warum es schwierig ist, Aussagen über Verlaufsmuster von Revolutionen zu machen; warum es trotzdem immer wieder geschieht, obwohl die Proble-me früh bekannt waren und immer noch bekannt sind; und unter welchen Bedingungen beziehungsweise mit welcher Reichweite solche Aussagen sinnvoll sein könnten.

Die vier zitierten Autoren rekurrieren mehr oder weniger explizit auf die Erfahrung frü-herer Revolutionen oder – allgemeiner gesprochen – früherer Umbrüche. Burke nennt die Beispiele, an die er denkt, nicht, aber es ist nicht schwer zu erraten, wer gemeint sein könn-te: Neben im doppelten Sinne klassischen Beispielen wie Gaius Julius Cäsar wird man nicht fehlgehen, wenn man in erster Linie Oliver Cromwell, in zweiter Linie George Washington als Modelle »populärer Generale« ansieht, die in der Lage waren, sich an die Spitze postrevolutionärer Herrschaftsordnungen zu stellen. Heine und Marx dagegen ma-chen explizit, dass sie sich auf konkrete Revolutionserfahrungen beziehen, die Gemein-samkeiten, aber auch Unterschiede aufweisen. Heine fragte:

»Hat er [der große Autor] das Drama, das er uns vorigen Februar zum besten gab, nicht schon vor achtzehn Jahren ebenfalls zu Paris aufführen lassen unter dem Titel ›Die Juliusrevolution‹? Aber ein gutes Stück kann man zweimal sehen. Jedenfalls ist es verbessert und vermehrt, und zumal der Schluss ist neu und ward mit rauschendem Beifall aufgenommen.«<sup>6</sup>

Marx warf in seinem Text »der Revolution von 1848« vor, sie »wußte nichts besseres zu tun, als hier 1789, dort die revolutionäre Ueberlieferung von 1793–95 zu parodieren« – deren Heroen freilich selbst »in dem römischen Kostüme und mit den römischen Phra-sen« aus der Zeit der römischen Republik aufgetreten waren, obgleich sie eine zeitgemä-ße Mission erfüllt hätten.<sup>7</sup> Obama schließlich verwies direkt wie indirekt auf historische Umbrucherfahrungen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, vor deren Hintergrund er die Chancen und Risiken (aber eben überwiegend die Chancen) der Demonstrationen in der arabischen Welt einzuordnen suchte.

Diese Aussagen reflektieren unterschiedliche Deutungen revolutionärer Verlaufsmus-ter. Es gibt Deutungen, die Aussagen über Gesetzmäßigkeiten im Revolutionsverlauf um-fassen, indem sie auf die Wiederkehr von Abläufen in einzelnen Revolutionen verweisen, etwa die hohe Wahrscheinlichkeit, dass am Ende der Revolution eine Person Herrschaft ausübt, deren Erfolg in einer militärischen Kommandofunktion begründet war. Es gibt Deutungen, die vor allem auf die Wechselwirkungen zwischen Revolutionen abheben,

4 *Barack Obama*, Remarks by the President on the Middle East and North Africa, 19.5.2011, URL: <<https://obamawhitehouse.archives.gov/the-press-office/2011/05/19/remarks-president-middle-east-and-north-africa>> [28.2.2019].

5 *Marx*, Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, S. V.

6 *Heine*, Artikel für die Augsburger »Allgemeine Zeitung«, S. 625.

7 *Marx*, Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, S. 1f.



indem sie den Bezug von Akteuren auf frühere Vorbilder herausstellen, die sie zu Handlungen bewegen, aus deren inzwischen bekannten Konsequenzen wiederum Lehren für künftige Revolutionen abgeleitet werden können. Diese Schlussfolgerungen bleiben jedoch nicht konstant, da sie sowohl mit der Zahl der Vorbilder als auch mit dem Stand der Revolutionsforschung variieren müssen.<sup>8</sup> Drittens gibt es Deutungen, welche die Existenz erkennbarer Verlaufsmuster in Zweifel ziehen, indem sie auf die Variationen zwischen Revolutionen und nicht zuletzt auf die Rolle des »Zufalls« in jeder Revolution verweisen.<sup>9</sup>

Damit sind drei Pole des Nachdenkens über revolutionäre Verlaufsmuster benannt: die Identifikation von Ähnlichkeiten der Abläufe und der Ergebnisse; die Identifikation von Bezügen späterer Revolutionen auf frühere; schließlich die Rolle der Kontingenz.

## I. REVOLUTIONÄRE VERLAUFSMUSTER UND IHRE PROBLEME

Revolutionen sind ein Gegenstand, der die Historiografie schon lange fasziniert, der aber zugleich erhebliche Schwierigkeiten aufwirft. Auf der einen Seite werden (große) Revolutionen als kontingente Ereignisse gedeutet: Momente, in denen sich wenn nicht alles, so doch viel wandelt, und zwar plötzlich, von einem Tag auf den anderen, in einer so nicht vorhersehbaren Art und Weise, mit überaus weitreichenden Folgen. Revolutionen sind aus dieser Perspektive somit Phasen, in denen sich historischer Wandel verdichtet und in denen historische Trends ihre Richtung ändern können oder könnten. Sie sind Momente, in denen bislang marginale Figuren zentral werden und bisher zentrale Persönlichkeiten für kürzere oder längere Zeit oder sogar dauerhaft von der historischen Bühne abtreten. Somit handelt es sich bei Revolutionen um Abfolgen von Ereignissen, bei denen es offensichtlich ist, dass es jeweils auch ganz anders hätte kommen können – wenn etwa Ludwig XVI. es über Varennes hinaus geschafft hätte<sup>10</sup>, wenn sich das Vorparlament 1848 für permanent erklärt oder der Heckerzug größere Resonanz gehabt hätte<sup>11</sup>, wenn Louis Napoleon bei einem seiner früheren Staatsstreichversuche getötet worden wäre und kein bonapartistischer Prätendent zur Verfügung gestanden hätte, wenn Leo Trotzki sich gegen Stalin durchgesetzt hätte<sup>12</sup> – auch diese Liste ließe sich endlos verlängern. Die intensive Diskussion über die Gründe des Scheiterns und des Erfolgs von Revolutionen basiert gerade auf der Beobachtung der besonderen Offenheit revolutionärer Situationen.

Auf der anderen Seite sind Revolutionen seit der Frühen Neuzeit periodisch wiederkehrende Phänomene, die in einem engen Zusammenhang mit historischen Entwicklungstendenzen stehen oder zu stehen scheinen.<sup>13</sup> Dieser Zusammenhang ist vor allem dann evident, wenn dem historischen Prozess eine Zielrichtung oder eine Tendenz unterstellt wird.

<sup>8</sup> Vgl. dazu den Aufsatz von Thomas Mergel in diesem Band.

<sup>9</sup> Heine, Artikel für die Augsburger »Allgemeine Zeitung«, S. 631.

<sup>10</sup> Wie in den folgenden Anmerkungen werden hier nur exemplarisch einige Titel angeführt, die das Problem detaillierter illustrieren. Zum allgemeineren Themenkreis der »ungeschehenen Geschichte« mit weiteren Beispielen vgl. *Richard Evans*, *Veränderte Vergangenheiten. Über kontrafaktisches Erzählen in der Geschichte*, Stuttgart 2014 (zuerst engl. 2013); zur Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes: *Timothy Tackett*, *When the King Took Flight*, Cambridge/London 2003; *Mona Ozouf*, *Varennes. La mort de la royauté 21 juin 1791*, Paris 2007.

<sup>11</sup> *Dieter Langewiesche*, *Die Glorreiche Deutsche Revolution von 1848/49*, in: *Christoph Nonn/Tobias Winnerling* (Hrsg.), *Eine andere deutsche Geschichte 1517–2017. Was wäre wenn ...*, Paderborn 2017, S. 120–139.

<sup>12</sup> *Geoffrey Swain*, *Trotsky and the Russian Revolution*, London/New York 2014.

<sup>13</sup> Vgl. *Peter Wende* (Hrsg.), *Große Revolutionen der Geschichte. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart*, München 2000; *Ulrich Niggemann*, *Revolutionserinnerung in der Frühen Neuzeit. Refigurationen der ›Glorious Revolution‹ in Großbritannien (1688–1760)*, Berlin 2017.

In einer solchen Perspektive stellen Revolutionen somit entweder Episoden dar, in denen vermiedene, aber an sich erforderliche Reformen nachgeholt werden, oder sie sind prinzipiell notwendige und unvermeidliche Stufen des historischen Wandels, die dazu führen, dass ein überholtes System durch ein Neues ersetzt wird, ein Prozess, der wegen der Beharrungskraft der bisherigen Herrschaftssysteme immer plötzlich und gewaltsam erfolgen muss.

Diese beiden Perspektiven auf Revolutionen spiegeln sich in unterschiedlichen Zugängen zu ihrer historischen Bearbeitung. Die erste legt ein narratives Vorgehen nahe, das Ursachen und Anlässe, Verlauf und Ergebnisse einer spezifischen Revolution ins Zentrum stellt, um deren konkrete und in hohem Maße individuelle Erfahrung zu rekonstruieren. Entsprechend gibt es eine reiche Literatur zu den englischen Revolutionen des 17. Jahrhunderts, zur Amerikanischen Revolution, zur Französischen Revolution von 1789, zu den Revolutionen von 1848, zur Russischen Revolution von 1917 (und so weiter), die diese Ereignisse durch Erzählungen rekonstruieren.<sup>14</sup> Dabei werden die Ursachen der Revolutionen vielfach in strukturellen Problemen gesehen, die durchaus schon länger Bestand haben können, mit dem Beginn des eigentlichen Revolutionsgeschehens treten dann aber einzelne Akteure und konkrete Konstellationen stärker in den Blick der rekonstruierenden Erzählung.

Die zweite Perspektive legt dagegen den Versuch nahe, durch den Vergleich von Revolutionen entweder eine Typisierung von Revolutionen, die nach ähnlichen Mustern verlaufen, oder gar eine allgemeine Theorie über Ursachen, Verlaufsformen und Folgen von Revolutionen an sich zu erarbeiten.<sup>15</sup> Dabei kann der Ort von Revolutionen im historischen Prozess (feudal/frühbürgerlich, bürgerlich und sozialistisch oder anticolonial) ebenso im Mittelpunkt stehen wie das zentrale Anliegen (ein wirtschaftlicher, politischer oder sozialer Umbruch) oder die Frage nach Erfolg oder Misserfolg. Solche Modelle dienen ganz unterschiedlichen Zwecken, sei es der historischen Erklärung durch einen typisierenden Vergleich, sei es der Prognose künftiger revolutionärer Ereignisse (um sie herbeizuführen, um sie zu vermeiden, oder um sich auf sie vorzubereiten), sei es, zu verstehen, welche Fehler es zu vermeiden gilt, um das Scheitern einer Revolution zu verhindern – also »bestimmte Regeln für den Verlauf von Revolutionen«<sup>16</sup> zu erkennen oder ihre Existenz infrage zu stellen.

Damit ist zugleich das erste Problem beschrieben. Versuche der Typisierung und Systematisierung von Revolutionserfahrungen trachten danach, strukturelle Ursachen für Ereignisse zu benennen und kausale Abfolgen von Ursachen und Wirkungen zu rekonstruieren. Für diese Zwecke ist eine Erzählung revolutionärer Ereignisse nur begrenzt hilfreich; ihre Voraussetzung ist vielmehr eine analytische Unterscheidung zwischen verwirrenden Einzelheiten und den eigentlich wichtigen Aspekten. Dazu tritt die Notwendigkeit, die Akteure einer einzelnen Revolution zu einer bestimmten Zeit an einem Ort so zu beschreiben, dass eine Identifikation zwischen ihnen und den Akteuren in einer späteren Revolution an einem anderen Ort hergestellt oder zumindest auf eine Ähnlichkeit zwischen ihnen verwiesen werden kann, die mehr als nur von trivialer Bedeutung ist. Damit ist bereits klar, dass

14 Exemplarisch: *Steve Pincus*, 1688. *The First Modern Revolution*, New Haven/London 2009; *Herrmann Wellenreuther*, Von Chaos und Krieg zu Ordnung und Frieden. Der Amerikanischen Revolution erster Teil, 1775–1783, Berlin/Münster 2006; *Simon Schama*, Der zaudernde Citoyen. Rückschritt und Fortschritt in der Französischen Revolution, München 1989; *Michael Rapport*, 1848. *Revolution in Europa*, Darmstadt 2011 (zuerst engl. 2009); *Orlando Figes*, Die Tragödie eines Volkes. Die Epoche der russischen Revolution 1891 bis 1924, Berlin 1998 (zuerst engl. 1996).

15 Vgl. *Manfred Kossok*, Revolutionen der Weltgeschichte. Von den Hussiten bis zur Pariser Commune, Stuttgart/Berlin etc. 1989; *ders.*, Ausgewählte Schriften, Bd. 2: Vergleichende Revolutionsgeschichte der Neuzeit, Leipzig 2000; *Charles Tilly*, Die europäischen Revolutionen, München 1999 (zuerst engl. 1993); *ders.*, *Contention and Democracy in Europe, 1650–2000*, Cambridge/New York etc. 2004.

16 *Tilly*, Die europäischen Revolutionen, S. 338.

handelnde Personen in dieser Perspektive weniger als Individuen interessant sind denn als Vertreter von Gruppen, die sich auch zu anderen Zeiten identifizieren lassen. Dabei kann es sich ebenso um Stände, Klassen oder Schichten handeln wie um Vertreter bestimmter gesellschaftlicher Funktionsbereiche (des Militärs, der Verwaltung, des Handels, der Bauernschaft). Ähnliches gilt für die in den konkreten Revolutionen strittigen Fragen: Forderungen nach Veränderungen sind für eine solche Fragestellung nur insofern relevant, als sie sich als Hinweis auf Konflikte deuten lassen, die auch in anderen Revolutionen vorkommen, etwa zwischen ›oben‹ und ›unten‹ (unter Einschluss oder Ausschluss einer ›Mitte‹<sup>17</sup>), zwischen ›Kapital‹ und ›Arbeit‹, zwischen ›links‹ und ›rechts‹.<sup>18</sup> Das kann geschehen, indem historische Erfahrungen sprachlich so modernisiert werden, dass ihre Vorbildfunktion für die jeweilige Gegenwart offensichtlich wird – ein Verfahren, das etwa Theodor Mommsens als Reaktion auf die Revolution von 1848 konzipierte »römische Geschichte« auszeichnet, in der die Akteure der römischen Geschichte als Angehörige sozialer Formationen erscheinen, die mit Begriffen des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden<sup>19</sup>; das kann aber auch geschehen, indem ein nicht oder weniger zeitgebundenes analytisches Vokabular entwickelt wird, das sich für eine interepochal verständliche und zugleich gültige Beschreibung eignet.

Daraus folgt für den Versuch, revolutionäre Verlaufsmuster zu erkennen, eine systematische Schwierigkeit: Da die Muster, die verglichen werden sollen, zunächst aus einer unübersichtlichen Datenfülle rekonstruiert werden müssen, setzt das Verfahren Vorannahmen darüber voraus, welche Faktoren im Allgemeinen für die Entstehung von Revolutionen verantwortlich sind, also etwa darüber, ob Akteure vor allem als Angehörige eines Geburtsjahrgangs, eines Geschlechts, einer Berufsgruppe, einer Partei, einer Religionsgemeinschaft, eines Standes, einer Einkommensklasse, einer Region, einer Kultur, einer Ethnie oder einer Ideologie zu betrachten sind, anders gewendet: welche dieser Kategorien für Entstehung und Fortgang von Revolutionen von großer und von geringer Relevanz sind. Die Annahmen über die relative Bedeutung einzelner Faktoren können zwar theoretisch durch den Abgleich mit weiteren, ähnlich aufgearbeiteten Fällen validiert oder infrage gestellt werden. Für relativ leicht zu erhebende und relativ eindeutig zu rekonstruierende Daten (wie die Altersstruktur) kann man sich solche Korrelationen in der Tat vorstellen; freilich sind die Ergebnisse – Greise machen weniger häufig Revolution als Jugendliche – in diesem Fall leicht zu prognostizieren. Für alle komplexeren Daten leidet ein solches Verfahren jedoch an zwei kaum vermeidbaren Einschränkungen: Revolutionen sind relativ selten, daher ist die Zahl der Vergleichsfälle in jedem Fall überschaubar. Zweitens führt der historische Wandel, den jede Revolution mit herbeiführt, notwendigerweise dazu, dass die Identifikation von Akteursgruppen oder Akteurstypen, die in mehreren Epochen vorkommen, schwierig ist und daher mit guten Gründen kritisiert werden kann – ein Beispiel ist das »Bürgertum«, dessen Relevanz bereits für die Revolutionen der Mitte des 19. Jahrhunderts strittig ist und dessen Existenz im 20. Jahrhundert derzeit heftig debattiert wird.<sup>20</sup>

17 *David Cannadine*, *The Rise and Fall of Class in Britain*, New York 1999.

18 *Geoff Eley*, *Forging Democracy. The History of the Left in Europe, 1850–2000*, Oxford/New York etc. 2002.

19 *Frank Bernstein*, Die »Weidmänner« und Theodor Mommsens leidenschaftliche Römische Geschichte, in: *Monika Estermann/Ute Schneider* (Hrsg.), *Wissenschaftsverlage zwischen Professionalisierung und Popularisierung*, Wiesbaden 2007, S. 35–45.

20 *Rudolf Muhs*, Karl Blind: Ein Talent in der Wichtigmacherei, in: *Sabine Freitag* (Hrsg.), *Die 48-er. Lebensbilder aus der deutschen Revolution 1848/49*, München 1998, S. 81–98, 312–314, hier: S. 87; *Werner Plumpel/Jörg Lesczenski* (Hrsg.), *Bürgertum und Bürgerlichkeit zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, Mainz 2009; *Gunilla Budde/Eckart Conzel/Cornelia Rauh* (Hrsg.), *Bürgertum nach dem bürgerlichen Zeitalter. Leitbilder und Praxis seit 1945*, Göttingen 2010; *Manfred Hettling/Richard Pohle* (Hrsg.), *Bürgertum. Bilanz, Perspektiven, Begriffe*, Göttingen 2019.

Daraus folgt, dass Muster von Revolutionsverläufen nur aus abstrahierenden Erzählungen abgeleitet werden können, deren Struktur wiederum durch Annahmen darüber geprägt ist, was für Ausbruch und Verlauf einer Revolution wichtige und unwichtige Elemente sind. Bereits der Stand der Historiografie zu spezifischen Revolution zeigt allerdings, dass solche Annahmen kaum auf einem breiten Konsens gründen. Man muss nur in die reiche Literatur zu den Anlässen der Französischen Revolution von 1789 blicken, um das zu belegen: Zur Wahl stehen Charakterschwächen des Führungspersonals der Monarchie, vor allem des Königspaares<sup>21</sup>; die Größe der Generalstände und die mangelnde politische Erfahrung ihrer Mitglieder<sup>22</sup>; die strukturelle Finanzkrise der Monarchie und/oder die mediale Darstellung dieser Finanzkrise<sup>23</sup>; die demografische Situation, konkret: der hohe Anteil von jungen Männern an der städtischen Gesellschaft<sup>24</sup>; der verlorene Krieg in Amerika, insbesondere seine Folgen für Karrierechancen adeliger Offiziere<sup>25</sup>; die Veränderungen im intellektuellen Diskurs, insbesondere beim Nachdenken über die Begründung von Herrschaftsverhältnissen<sup>26</sup>; die Lockerung religiöser Bindungen<sup>27</sup> – die Liste ließe sich fortsetzen, und einzelne Faktoren lassen sich in unterschiedlicher Weise kombinieren. Jede Auswahl aus dieser Liste – und damit jede Interpretation der Revolution von 1789 – hat wiederum Folgen für die Rolle, welche die Französische Revolution in einer allgemeinen Revolutionstheorie spielen kann und damit für die Faktoren, die für spätere Revolutionen in erster Linie in den Blick geraten werden.

Die Probleme bei der Verständigung auf eine konsensfähige Datenbasis erklären in der Tat weitgehend, warum die Ergebnisse der Versuche der Systematisierung von Revolutionen insgesamt ernüchternd sind. Weder existiert eine unstrittige Methode der Revolutionsklassifikation, noch gibt es eine breite vergleichende Revolutionsgeschichte jüngerer Datums oder eine Theorie der Rolle von Revolutionen im historischen Prozess, die erheblich über den Diskussionsstand des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hinausginge. Schließlich dürfte es schwer sein, sich auf eine Liste von Ereignissen zu einigen, die als Revolutionen zu gelten haben. Angesichts der Erwartungen an revolutionäre Veränderung (im Gegensatz zu einer Veränderung durch Putsch, Coup, Aufstand, Rebellion, Bürgerkrieg<sup>28</sup>) und der größeren Legitimität, die Revolutionen genießen, ist die Frage der Terminologie ihrerseits keineswegs neutral, sondern von politischen Interessen begleitet und von erinnerungspolitischen Erwägungen zumindest mitbestimmt.

Das verweist auf das zweite Problem bei der Identifikation revolutionärer Verlaufsmuster. Die Identifikation eines Vorgangs als »Revolution« begründet sich einerseits durch die Ziele der Revolutionäre, andererseits durch die Feststellung von Übereinstimmungen zwischen dem augenblicklich Erlebten und Gestalteten und früheren »Revolutionen«. Je nachdem, ob die bisherige(-n) Revolution(-en) als erfolgreich oder gescheitert gelten, wird es den Akteuren der gegenwärtigen Revolution darum gehen (müssen), Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen, um unerwünschte Ergebnisse zu vermeiden und erwünschte Ergebnisse herbeizuführen – da sie der Meinung sind, sich in einer prinzipiell ähnlichen

21 *Tackett*, *When the King Took Flight*; *Ozouf*, *Varennes*.

22 *Timothy Tackett*, *Becoming a Revolutionary. The Deputies of the French National Assembly and the Emergence of a Revolutionary Culture (1789–1790)*, Princeton 1996.

23 *Michael Sonenscher*, *Before the Deluge. Public Debt, Inequality, and the Intellectual Origins of the French Revolution*, Princeton 2009.

24 *Jacques Godechot*, *La prise de la Bastille 14 juillet 1789*, Paris 1989.

25 *T. C. W. Blanning*, *The Origins of the French Revolutionary Wars*, London 1986.

26 *Jonathan I. Israel*, *A Revolution of the Mind. Radical Enlightenment and the Intellectual Origins of Modern Democracy*, Princeton 2011.

27 *John McManners*, *Church and Society in Eighteenth-Century France*, 2 Bde., Oxford 1998–1999.

28 Vgl. *Arne Hordt/Thomas Kohl/Beatrice von Lüpke* u. a., *Aufbruch! Zur epochenübergreifenden Beschreibung beschleunigten sozialen Wandels in Krisenzeiten*, in: *HZ* Bd. 301, 2015, S. 31–62.

Konstellation zu befinden, freilich mit den soeben aufgeführten Einschränkungen. So könnte es ihnen vor allem darum gehen, die Gefährdung der Revolution durch einen populären General um jeden Preis zu vermeiden – etwa durch eine Delegitimierung des Militärs. Oder sie könnten versuchen, durch eine rasche Umsetzung eines sozialen Reformprogramms oder die Isolation der bisherigen wirtschaftlichen Eliten ökonomische Spannungen als möglichen Antrieb konterrevolutionärer Bewegungen auszuschließen. Somit wirkt, gerade wenn man die Regelmäßigkeit einiger Aspekte von Revolutionen voraussetzt, jede Revolution auf die nächste, sei es als Vorbild, sei es als Gegenbild. Diese Beziehung zwischen Revolutionen durchzieht, wie die am Anfang zitierten Beispiele nahelegen, jede zeitgenössische Beobachtung einer Revolution – mal als Kritik, mal als Ansporn, mal als Beobachtung einer Wechselwirkung zwischen Vergangenheitsdeutungen und Gegenwart.

Gerade diese Verschränkung macht es jedoch unwahrscheinlich, dass Verlaufsmuster eintreten können. Das ist für solche Verlaufsmuster offensichtlich, die sich aus Revolutionen ergeben würden, die nach der jeweils dominanten Deutung als problematisch gelten, sei es, weil die Revolution zu stark in Radikalität und Terror abglitt, sei es, weil die Revolution ihre Ziele letztlich nicht erreichte. Es gilt aber auch für Verlaufsmuster erfolgreicher Revolutionen zumindest insofern, als es unwahrscheinlich ist, dass ähnliche Handlungen unter anderen historischen Umständen dieselben (oder auch nur ähnliche) Folgen haben werden, was in einigen geschichtsphilosophischen Texten unter anderem durch den Verweis auf die durch Ilya Prigogine für manche geistes- und sozialwissenschaftlichen Debatten anschlussfähig gemachte Chaostheorie begründet wird.<sup>29</sup> Daraus ergibt sich ein Paradox: Sollten Revolutionsverläufe regelhaft sein, folgt daraus ein starker Anreiz, diese Regeln zu durchbrechen, so sie denn bekannt sind – etwa gerade oder gerade nicht verfassunggebende Versammlungen einzuberufen, Plebiszite abzuhalten, die Pressezensur zu lockern, die Umverteilung von Vermögen ins Zentrum zu stellen, das Militär grundlegend zu reformieren oder das Offizierskorps auszutauschen. Sollten regelhafte Verläufe trotz dieser Versuche, sich von etablierten Mustern zu lösen, zu beobachten sein, würde das bedeuten, dass revolutionäre Situationen gerade nicht durch große Offenheit, sondern durch vielfältige Einschränkungen gekennzeichnet wären, was wiederum dem gängigen Bild von Revolutionen diametral widerspricht – und auch kaum der empirischen Evidenz entspricht.

Somit bliebe es bei dem Befund, dass Revolutionen sowohl bezüglich ihres Zeitpunkts als auch bezüglich ihres Verlaufs von einem hohen Maß an Unberechenbarkeit geprägt sind, und dass es somit unwahrscheinlich ist, dass sich regelmäßig wiederkehrende Verlaufsmuster erkennen lassen werden – sodass jede Prognose über das Ergebnis eines revolutionären Prozesses sinnlos wäre. Allerdings geht die Diagnose weiter, denn sie würde ja auch bedeuten, dass es unmöglich wäre, in einer bestimmten positiven Absicht Revolution »zu machen«, um konkrete Ziele zu erreichen. So sehr der skeptische Blick auf revolutionäre Kausalitäten oder Kausalitäten in Revolutionen vielleicht intellektuell überzeugen mag, so wenig kann er beanspruchen, dem Selbstverständnis von Revolutionären oder auch nur der Perspektive von Personen, die Revolutionen beobachten, gerecht zu werden.

---

29 Vgl. etwa *Elías Palti*, The »Return of the Subject« as a Historico-Intellectual Problem, in: *History and Theory* 43, 2004, S. 57–82; *Ilya Prigogine/Isabelle Stengers*, Dialog mit der Natur. Neue Wege naturwissenschaftlichen Denkens, 5., erw. Aufl., München 1986.

## II. REVOLUTIONÄRE VERLAUFSMUSTER UND IHRE VORTEILE

Trotz aller Einwände: Revolutionäre Verlaufsmuster werden weiterhin gesucht und beobachtet. Dafür gibt es zwei plausible Gründe. Wenn sie sich revolutionären Ereignissen (oder als revolutionär klassifizierten Ereignissen) gegenübersehen, müssen Akteure Prognosen über die unmittelbare Zukunft anstellen, um ihre eigenen Handlungen daran auszurichten. Das gilt natürlich immer, angesichts der mit Revolutionen einhergehenden besonders starken Ungewissheit, in revolutionären Situationen aber in besonderem Maße. Diese Notwendigkeit besteht sowohl in der Region oder in dem Land, in dem die Revolution stattfindet, als auch in Ländern oder Regionen, in denen intensive Beziehungen zu dem Ort der Revolution bestehen.

Am Ort der Revolution stellen sich Fragen nach der eigenen politischen Positionierung, den Risiken von Verharren und Flucht, der Stabilität von Besitzverhältnissen und wirtschaftlichen Beziehungen; in anderen Ländern stellen sich Fragen nach der Stabilität der auswärtigen Beziehungen, der veränderten Wahrscheinlichkeit von Krieg und Frieden und – daraus folgend – der Notwendigkeit oder der Risiken einer Intervention zugunsten der einen oder der anderen Partei in einem revolutionären Konflikt. Da auf der Basis der Annahme, bei Revolutionen handele es sich (nur) um chaotisch verlaufende und daher prinzipiell nicht vorhersehbare Ereignisse, überhaupt keine Zukunftsszenarien entworfen werden können, bleibt nur der Rückgriff auf vergangene Revolutionserfahrungen, die optimistisch (wie bei Barack Obama) oder pessimistisch (wie bei Edmund Burke) gewendet werden können. Dabei tauchen scheinbar gesicherte Erkenntnisse – etwa das Verhältnis von Durchschnittsalter der Bevölkerung und politischer (In-)Stabilität<sup>30</sup> – ebenso immer wieder auf wie Variationen von Burkes These, ein revolutionärer Freiheitsschub werde unweigerlich in einem militärisch geprägten, autokratischen politischen System münden.<sup>31</sup>

Für solche Prognoseversuche spricht, dass sie trotz der oben ausgeführten prinzipiellen Einwände eine gewisse Plausibilität für sich beanspruchen können, denn Revolutionen scheinen in der Tat gewisse Muster zu teilen – was zudem mit der Notwendigkeit zusammenhängt, Vorgänge durch den Rückgriff auf bestimmte Handlungsmuster als »Revolution« zu legitimieren. Am Anfang steht vielfach Massenprotest gegen eine aus unterschiedlichen Perspektiven kritisierte Obrigkeit, der auch von Angehörigen der politischen Eliten und/oder der Vermögenseliten getragen oder zumindest toleriert wird, wie im Februar und März 1848, im März 1917, im Herbst 1918, auf dem Tahir-Platz in Kairo<sup>32</sup> oder dem Maidan in Kiew. Dieser Protest verbindet sich mit einer expliziten oder impliziten Drohung mit Gewalt. Tatsächliche Gewalt bleibt aber in der Regel begrenzt und geht vielfach vor allem von bewaffneten Vertretern der bestehenden Ordnung, also Militär und/oder Polizei, aus. Die Gewalt bleibt nicht zuletzt deshalb begrenzt, weil die Obrigkeit in einer revolutionären Situation Zweifel an der Stärke ihrer Position hat, und weil daher die Zuverlässigkeit der Ordnungskräfte unsicher ist. Typische Reaktionen der Obrigkeit sind daher weitreichende Konzessionen, Abdankung, Flucht oder der Rückzug in sichere, aber von den Zentren der Macht entfernte Orte. Es kommt daher zu einer Veränderung der Herrschaftsstruk-

30 *Emma Graham-Harrison*, Anger that Drove the Arab Spring is Flaring Again: Riots in Tunisia Echo the Events of 2011, when Unrest Swept the Middle East, in: *The Observer*, 21.6.2018, URL: <<https://www.theguardian.com/world/2018/jan/21/is-a-new-arab-spring-under-way-tunisia-riots>> [1.3.2019].

31 *Raphael Parens/Yaneer Bar-Yam*, Six-Year Report on the Arab Spring, New England Complex Systems Institute, 24.2.2017, URL: <<https://necsi.edu/sixyear-report-on-the-arab-spring>> [1.3.2019].

32 Vgl. hierzu zum Beispiel *F. Gregory Gause III*, Why Middle East Studies Missed the Arab Spring: The Myth of Authoritarian Stability, in: *Foreign Affairs* 90, 2011, H. 4, S. 81–90, hier: S. 86.

turen, die mit einem weitgehenden Elitenaustausch einhergehen kann, aber keineswegs einhergehen muss.

Probleme entstehen vielfach, sobald die Ablehnung der bisherigen Ordnung in den Aufbau einer neuen Ordnung mündet. Das hat verschiedene Gründe, die aber häufig zusammenfallen. Erstens dauert die Debatte über die genaue Gestalt einer neuen Ordnung häufig länger – vor allem dann, wenn sie im parlamentarischen Rahmen einer verfassungsgebenden Versammlung stattfindet, die gegebenenfalls erst gewählt werden muss.

Zweitens führen revolutionäre Situationen in der Regel zur Veränderung des medialen Umfelds. Durch den Wegfall von Zensur sehen sich neue politische Ordnungen mit einer Situation konfrontiert, indem bisher nicht Sagbares sagbar wird – wozu nicht zuletzt heftige Kritik an den neuen Regierungen zählen kann –, und indem hergebrachte Kriterien für die Bewertung der Zuverlässigkeit von Nachrichten nicht mehr gelten.

Drittens verschärfen revolutionäre Situationen durch ihre Unsicherheit gerade in Konstellationen, in denen ökonomische Spannungen eine Ursache der Revolution darstellen, ökonomische Krisen oder führen sie überhaupt erst herbei. Wirtschaftliche Ungewissheit stellt Versorgungswege infrage, führt zu Entlassungen oder einem Rückgang von Aufträgen, gegebenenfalls zur freiwilligen oder erzwungenen Auswanderung ausländischer Arbeitskräfte (wie der belgischen und britischen Fabrikbeschäftigten in Frankreich Anfang 1848), zum Verfall der Währung und damit zur Verschärfung sozialer Probleme und zur Überforderung von Angeboten sozialer Unterstützung. Das kann Verteilungskämpfe herbeiführen oder verschärfen und eine stärker sozial orientierte zweite Revolutionswelle anstoßen, deren gesellschaftliche Basis erheblich enger sein kann als die der ersten Revolutionsphase, sodass die gesellschaftliche Polarisierung zunimmt. Damit wächst das Potenzial gewaltsamer Umsturzversuche ebenso wie die Wahrscheinlichkeit einer gewaltsamen Repression von Dissens durch die neue Regierung und die Kräfte der alten Ordnung, die bei Teilen der Bevölkerung an Popularität gewinnen. Ähnliches kann für nationale oder ethnische Konflikte gelten, wenn eine revolutionäre Situation eine Entscheidung für eine bestimmte Nationalität erzwingt oder fördert, etwa beim Vorliegen von Grenzkonflikten oder in Situationen, in denen die Diskriminierung bestimmter ethnischer oder nationaler Gruppen zu den Vorwürfen gehört, die gegen die bestehende Herrschaftsordnung erhoben werden.

In dieser Situation besteht ein besonderes Risiko, dass Revolutionen in eine Phase des Terrors oder Bürgerkriegs übergehen. Die Gründe dafür sind bekanntlich umstritten, weil es nicht leicht fällt, sie in den infrage kommenden Fällen (Frankreich 1793, Russland nach 1918) in gleicher Weise zu beschreiben, und weil die Mechanismen unklar sind: Handelt es sich um eine Eskalation, die von Verschwörungspubien der Revolutionäre und »natürlichen« Abweichungen von den Erwartungen getrieben wird; ist eine Phase der rigiden Durchsetzung der neuen Ordnung nötig, um eine rasche Wiederherstellung der alten Ordnung zu verhindern; oder bieten Revolutionen einen Kontext, der auch – prinzipiell immer verfügbare – atavistische Instinkte freisetzen kann, bevor diese durch eine neue Ordnung wieder eingehegt werden können?<sup>33</sup>

Schließlich ist es empirisch durchaus wahrscheinlich, dass eine postrevolutionäre Ordnung, die nicht eine Restauration der bisherigen Verhältnisse darstellt und die sich als mittelfristig stabil erweist, autoritäre Züge trägt. Zudem werden viele postrevolutionäre Ordnungen von Personen geprägt und/oder angeführt, in deren Lebenslauf eine militärische Kommandofunktion eine wichtige Rolle spielt, sei es im Untergrundkampf gegen die bestehende Ordnung, sei es im Rahmen der Armee der neuen Ordnung im Einsatz gegen äußere oder innere Gegner.

---

33 Vgl. *Timothy Tackett*, *The Coming of the Terror in the French Revolution*, Cambridge/London 2015; *Jörg Baberowski*, *Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt*, München 2012.

Die Attraktivität der Vorhersage solcher revolutionärer Verlaufsmuster speist sich dabei in jüngerer Zeit auch aus einer neuen Quelle, nämlich der Annahme, durch Modelle, die in der Lage sind, sehr hohe Grade an Komplexität mathematisch abzubilden, in Verbindung mit Rechnern, die riesige Datenmengen verarbeiten können, seien nun – anders als im 18., 19. oder 20. Jahrhundert – im statistischen Sinne präzise Voraussagen über die Entwicklung gesellschaftlicher Vorgänge möglich. Entsprechend ist bereits 2012 von Alexander S. Gard-Murray und Yaneer Bar-Yam plausibel gemacht worden, dass der »Arabische Frühling« mit hoher Wahrscheinlichkeit in Autokratien enden werde.<sup>34</sup> Diese Prognose wird allerdings nicht mehr aus der revolutionskritischen Literatur seit Burke abgeleitet, auch wenn zahlreiche historische Beispiele angeführt werden, sondern aus einer (für eine Übung in Komplexitätsforschung recht schlicht wirkenden) Matrix, welche verschiedene Formen von »governmental changes«<sup>35</sup> zwischen 1945 und 2000 danach ordnet, wie häufig ihr Ergebnis eine Autokratie oder Demokratie war. Dabei stellt sich heraus, dass ein Regierungswechsel durch Revolution in den untersuchten vier (!) Fällen immer in einer Autokratie endete, während solche durch Revolte oder infolge von Autoritätsverlust nicht nur wesentlich häufiger vorkommen, sondern auch mit etwa gleicher Wahrscheinlichkeit in einer Demokratie wie in einer Autokratie enden. Der dafür postulierte Mechanismus ist keineswegs unplausibel, und er wird auch mit weiter zurückliegenden Beispielen begründet: Eine Revolution unterbreche komplexe gesellschaftliche Beziehungen, die zur Sicherstellung der Versorgung und Stabilisierung rasch ersetzt werden müssten. Demokratische politische Systeme seien dazu wegen ihres deliberativen Charakters nicht hinreichend rasch in der Lage, weshalb sich autokratische Systeme durchsetzten. Allerdings begegnen sich bei diesem Modell die benannten Probleme in mehrfacher Weise. Das Ergebnis der Studie hängt von einer nicht unbedingt plausiblen Unterscheidung zwischen »revolt«, »revolution« und »loss of authority« ab. Mangels näherer Informationen ist unklar, ab wann eine Situation als revolutionär gilt – man könnte sich zum Beispiel vorstellen, dass die – ja auch nicht zu einer Autokratie führenden – Revolutionen in Frankreich und Belgien 1830 eher unter »loss of authority« als unter »revolution« eingeordnet sein könnten. Zudem ist zu konstatieren, dass die Matrix keinen prognostischen Wert hat. Zwar endeten einige der Revolutionen des »Arabischen Frühlings« in Autokratien (von denen eine, nämlich in Ägypten, in der Tat von einem »popular general« geleitet wird), andere hatten aber wie in Libyen den weitgehenden Zusammenbruch von Herrschaftsstrukturen zur Folge, ein Ergebnis, das die Matrix gar nicht erfasst.

Entsprechend gelangt Michael Gordon in einem abgewogenen Essay zum Wert von Revolutionsprognosen zu dem Schluss: »all unstable countries become unstable in their own ways«, sodass auch die intensivere mathematische Bearbeitung umfangreicherer Datenmengen kaum zu einer zutreffenden Prognose revolutionären Wandels oder seines Verlaufs führen werde.<sup>36</sup>

34 Alexander S. Gard-Murray/Yaneer Bar-Yam, Complexity and the Limits of Revolution: What Will Happen to the Arab Spring?, in: arXiv:1212.3041, 11.12.2012, URL: <<https://necsi.edu/complexity-and-the-limits-of-revolution>> [1.3.2019].

35 Im Einzelnen: »step down«, »loss of authority«, »revolt«, »rebels«, »civil war«, »revolution«, »protest«.

36 Michael Gordon, Forecasting Instability: The Case of the Arab Spring and the Limitations of Socioeconomic Data, 8.2.2018, URL: <<https://www.wilsoncenter.org/article/forecasting-instability-the-case-the-arab-spring-and-the-limitations-socioeconomic-data>> [1.3.2019].



## III. FAZIT

Es gibt mithin starke konzeptionelle Gründe gegen die Annahme, dass Revolutionen sich in einer Weise beschreiben lassen, die nicht nur in eher allgemeiner Form bestimmte zu erwartende Abfolgen von Phasen nennt und allgemeine Aussagen über mehr oder weniger typische Ergebnisse umfasst. Es ist in der Praxis bislang nicht gelungen, präzise Prognosen über künftige Verläufe zu formulieren, die über das allgemeine Urteil hinausgehen, dass Revolutionen ihre Ziele selten in vollem Umfang erreichen und nicht selten in autokratischen Systemen münden. Selbst diese allgemeinen Urteile erlauben es zudem nicht, revolutionäre Vorgänge in einer Weise zu beschreiben, die immer oder auch nur in der Mehrzahl der Fälle zutrifft. Zwar lässt eine abstrakte Beschreibung von Revolutionen Ähnlichkeiten aufscheinen; diese setzen aber voraus, dass Unterschiede der Chronologie und weitere Details vernachlässigt werden. So ist zwar die Aussage richtig, dass auf die Französische Revolution von 1789 unter Napoleon ein autokratisches System folgte – allerdings geschah dies mit einem Abstand von 10 Jahren (und einer Dauer von 15). Die modellhafte Annahme, die Stabilisierung einer postrevolutionären Gesellschaft müsse so rasch passieren, dass für die Etablierung einer komplexen Demokratie keine Zeit bleibe, kann als Begründung dafür kaum herangezogen werden. Auch der Verweis auf die »populären Generale« als häufiger Endpunkt einer Revolution ist auf den ersten Blick plausibler als auf den zweiten. Gewiss: In der allgemeineren Form der militärischen Führungserfahrung und -Auszeichnung trifft er erstaunlich oft zu: Cromwell, Washington, Napoleon, Stalin, Paul von Hindenburg, Mao, Fidel Castro, Abd al-Fattah al-Sisi waren alle militärisch tätig. Die Liste macht aber bereits deutlich, dass das Trennende das Verbindende wohl doch überwiegt. Das betrifft so entscheidende Punkte wie die Neigung, die Führungsposition freiwillig abzugeben oder sie auf Dauer zu stellen, den Zeitpunkt der militärischen Karriere (vor oder nach der Revolution, in den Diensten der vorrevolutionären Ordnung oder in Opposition dagegen), den Charakter der militärischen Erfahrung als Kampfeinsatz oder als Teil einer Militärbükratie, die Rolle der Armee für die tatsächliche Ausübung von Herrschaft in Kriegs- und Friedenszeiten sowie den Abstand zwischen dem Beginn der Revolution und dem Antritt der zentralen politischen Funktion. Zudem scheitern zahlreiche »popular generals« in revolutionären Situationen. Burke stand sicher Marie-Joseph Motier, Marquis de La Fayette, eher vor Augen als der 1791 völlig unbekannte Napoleon, aber mit dieser spezifischen Prognose hätte Burke bis einschließlich 1830 falsch gelegen. Zahlreiche weitere Generale mit politischen Ambitionen hatten, wie in späteren französischen Revolutionen Louis-Eugène Cavaignac oder Georges Boulanger, keinen Erfolg, sondern unterlagen Zivilisten oder zumindest Personen mit einer wesentlich distanzierteren Beziehung zur Armee.

Die Problematik aller Versuche, chronologisch präzise, zuverlässige Prognosen über den Verlauf von Revolutionen abzugeben, liegt nicht zuletzt darin, dass in revolutionären Situationen das Wissen um vergangene Revolutionen durchgängig verfügbar ist, wobei gewiss einige Akteure danach streben, bisherige Muster zu wiederholen, andere aber darauf zielen werden, diese Muster zu vermeiden – und auch über die Identität dieser Muster kaum Konsens herzustellen sein wird. Revolutionen sind, was ihre Ergebnisse betrifft, ebenso offen, wie ihr Beginn überraschend erscheint, auch wenn er sich im Rückblick erklären lässt. Wenn es allerdings darum geht, keine präzisen Vorhersagen zu treffen, sondern verschiedene Szenarien in den Blick zu nehmen und damit auch die Deutungs- und Handlungshorizonte der Akteure zu rekonstruieren, so bleibt der Verweis auf die Annahme, dass Revolutionen verschiedene Phasen haben, die mit unterschiedlichen Chancen und Risiken einhergehen, ebenso hilfreich wie der Hinweis auf das besondere Risiko einer Autokratie als Ergebnis einer Revolution oder der Verweis auf die hohe Wahrscheinlichkeit

wirtschaftlicher Probleme, die bald nach dem Ausbruch einer Revolution einsetzen können. Was Akteure in Revolutionen über vergangene Revolutionen zur Kenntnis nehmen und ob sie diesen Verlaufsmuster unterstellen, ist für den Verlauf konkreter Revolutionen in hohem Maß relevant – und wird es bleiben.

## Veit Groß/Julian Zimmermann

## Eine »revolutionäre Bewegung« im Trecento?

## Die Tragweite zweier Anachronismen für die Interpretation des Römischen Tribuns Cola di Rienzo (1313–1354)\*

In seinem Traktat »Über die Regierung der Stadt« (»De regimine civitatis«) beschreibt der Jurist Bartolus de Saxoferrato 1355 sechs mögliche Formen der Herrschaft nach Aristoteles.<sup>1</sup> Wie Aristoteles entwickelt er drei gute und drei schlechte, fügt dann aber eine siebte Spielart an,

»die schlimmste, die jetzt in der Stadt Rom besteht. Denn dort gibt es viele Tyrannen in diversen Regionen [gemeint sind die Rioni, die Stadtbezirke Roms], die alle so stark sind, dass keiner über den anderen obsiegen kann. Darüber hinaus eine Regierung über die ganze Stadt, die so schwach ist, dass sie nichts gegen auch nur einen dieser Tyrannen noch gegen einen seiner Gefolgsleute unternehmen kann, außer diese sind bereit, es zu erdulden. Diese Regierungsform hat Aristoteles nicht dargelegt, und mit Recht. Denn sie ist eine monströse Sache. Denn was sollte man denken, sähe man einen einzelnen Körper mit einem machtlosen Kopf und vielen anderen Köpfen, die mächtiger sind als dieser, aber untereinander im Wettstreit liegen?«<sup>2</sup>

Ganz zeittypisch verwendet Bartolus hier eine Körpermetapher, um seine Meinung über das Gemeinwesen der Stadt Rom auszudrücken, die sich für ihn als Monstrum darstellt. Diese verwachsene Kreatur seiner eigenen Zeit kontrastiert er sodann mit der glorreichen Vergangenheit der »ewigen Stadt«: »Denn die Stadt Rom, das Haupt der Sitten, das Haupt der Staatsgebilde, ist zu so einer Monstrosität bei ihrer Regierung gekommen, dass man wahrhaft sagen kann, dass es gar keine Regierung ist und nicht einmal die Form einer Regierung hat«.<sup>3</sup>

\* Für zahlreiche Hinweise und konstruktive Kritik an einem ersten Entwurf danken die Autoren Andreas Rehberg (DHI Rom). Alle noch vorhandenen Unzulänglichkeiten sind alleine den Autoren zuzuschreiben.

1 Helmut Walther, Art. Bartolus von Sassoferato, De regimine civitatis, in: *Theo Stammen/Gisela Riescher/Wilhelm Hoffmann* (Hrsg.), Hauptwerke der politischen Theorie, Stuttgart 1997, S. 48–52.

2 Bartolus de Saxoferrato, De regimine civitatis, in: *Diego Quaglioni* (Hrsg.), *Politica e diritto nel Trecento italiano. Il »De Tyranno«* die Bartolo da Sassoferato (1314–1357), Florenz 1983, S. 150–165, hier: S. 152: »Habemus ergo sex modos regendi, tres bonos et tres malos, unumquemque suis propriis nominibus appellatum. [...] Est et septimus modus regiminis, qui nunc est in civitate Romana, pessimus. Ibi enim sunt multi tyranni per diversas regiones adeo fortes, quod unus contra alium non prevalet. Est enim regimen commune totius civitatis adeo debile, quod contra nullum ipsorum tyrannorum potest nec contra aliquem adherentem ipsis tyrannis, nisi quatenus ipsi patiuntur. Quod regimen Aristoteles non posuit, et merito: est enim res monstruosa. Quid enim, si quis videret unum corpus habens unum caput commune debile et multa alia capita communia fortiora illo et invicem sibi adversantia.« Vgl. zur Aufteilung der Bezirke (*rioni*) Roms unter den baronalen Familien auch *Andreas Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, Rom 2004, S. 49.

3 Vgl. *Bartolus de Saxoferrato*, De regimine civitatis, S. 152: »Civitas enim Romana caput morum, caput politiarum, ad tantam monstruositatem circa sui regimen venit, quod verius dici potest quod non est regimen nec regiminis formam habet.«

Der Autor dokumentiert damit zwar ein zeitgenössisches Klischee, das in Italien von stadtrömischer Politik vorherrschte<sup>4</sup>, doch beschreibt er zwei Aspekte durchaus zutreffend: einerseits die unübersichtliche politische Verfasstheit Roms in der Mitte des 14. Jahrhunderts (*Trecento*) und andererseits die unkontrollierte Selbstherrlichkeit der sich innerhalb der Stadtmauern bekämpfenden großen baronalen Familien, die Burgen und große Landstriche außerhalb Roms kontrollierten, aber auch innerhalb der Stadtmauern Festungen besaßen.<sup>5</sup> Die Tatsache, dass Letztere sich in umgebauten antiken Bauwerken befanden<sup>6</sup>, machte für viele Zeitgenossen sicher augenfällig, dass der politische Status quo eine beklagenswerte Deformation der vergangenen Ordnung Roms war, dem glorreichen antiken Erbe der *Roma Aeterna* unwürdig.<sup>7</sup> Jeder Römer war täglich umgeben von den baulichen Resten des untergegangenen Imperiums und der Niedergang im Kontrast zur fernen antiken Vergangenheit lag klar zutage. Innerhalb des aurelianischen Mauerrings der einstigen Millionenstadt lebten nun noch etwa 30.000–50.000 Menschen in Stadtvierteln, zwischen denen sich Weideland erstreckte.<sup>8</sup> Doch nicht nur mit Blick auf die Antike, sondern auch innerhalb der letzten Generation hatte Rom durch die Verlegung der Kurie nach Avignon 1309 einen Abstieg erlebt, sowohl was sein Prestige als auch was seine ökonomische Prosperität betraf.<sup>9</sup> Vor allem dieser Einschnitt führte zu einer Neukonfiguration des politischen Gefüges der »ewigen Stadt«, deren politische, ökonomische und soziale Struktur im italienischen Kontext betrachtet ohnehin manche Besonderheiten aufweist.<sup>10</sup>

Die politische Landschaft Roms in der Mitte des 14. Jahrhunderts ist komplex und entzieht sich simplifizierenden und mit Dichotomien arbeitenden Modellen: Weder standen

- 
- 4 Diese Beschreibung Bartolus' trifft zwar nicht auf das Rom zur Zeit der Entstehung des Werks zu, lässt aber deutlich das vorangegangene Rom-Bild des Trecento erkennen. Vgl. *Uwe Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari. Revolten im Rom des 14. und 15. Jahrhunderts, in: *Philippe Depreux* (Hrsg.), Revolte und Sozialstatus von der Spätantike bis zur Frühen Neuzeit/ Révolte et statut social de l'Antiquité tardive aux Temps modernes, München 2008, S. 149–168, hier: S. 154.
- 5 Vgl. *Rehberg*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 33 und 71f.; vgl. allgemein zur Bedeutung des römischen Umlands für die »ewige Stadt« beziehungsweise als Machtbasis der städtischen Elite: *Chris Wickham*, Medieval Rome. Stability and Crisis of a City, 900–1150, Oxford/New York etc. 2015, S. 35–110.
- 6 Vgl. grundlegend dazu *Jean-Claude Maire Vigueur*, L'altra Roma. Una storia dei romani all'epoca dei comuni (secoli XII–XIV), Turin 2011 (zuerst frz. 2010), S. 247f.
- 7 Vgl. *Juan Carlos D'Amico*, La rivolta di Cola di Rienzo: dalla Roma vidua alla Roma caput mundi, in: *Civiltà Romana. Rivista pluridisciplinare di studi su Roma antica e le sue interpretazioni* 3, 2016, S. 47–73, hier: S. 51, und *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 154. Zur Bedeutung des antiken Erbes für die städtische Identität vgl. *Rehberg*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 62–64, und *Wickham*, Medieval Rome, S. 348–384.
- 8 Vgl. zur schwierigen Einschätzung der Einwohnerzahlen des kommunalen Roms und des Trecento: *Maire Vigueur*, L'altra Roma, S. 9f.
- 9 Der Papst und die Kurie waren für die Stadt Rom die zentralen ökonomischen Pfeiler. Vgl. *Rehberg*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 59. Zur Bedeutung der Abwesenheit der Kurie für die stadtrömische Geschichte vgl. auch *Andreas Rehberg*, I papi, l'ospedale e l'ordine di S. Spirito nell'eta avignonese, in: *Archivio della Società Romana di Storia Patria* 124, 2001, S. 35–140, hier: S. 36f.
- 10 Vgl. zur besonderen sozialen und politischen Struktur Roms (mit Blick auf die Gründung der Kommune im 12. Jahrhundert): *Chris Wickham*, Sleepwalking into a New World. The Emergence of Italian City Communes in the Twelfth Century, Princeton/Oxford 2015, S. 154–156, und vgl. auch ebd., S. 161–205, für einen Vergleich der Kommunenbildung in Rom mit anderen norditalienischen Kommunen. Vgl. zudem *ders.*, Medieval Rome, S. 434–457, zur ursprünglichen sozialen Basis der Kommune Rom. Vgl. *Amanda Collins*, Greater than Emperor. Cola di Rienzo (ca. 1313–54) and the World of Fourteenth-Century Rome, Ann Arbor 2002, S. 171–175 und allgemein Kap. 5 passim.

sich populare und baronale Schichten gegenüber noch ließe sich behaupten, die politische Dynamik ginge in einem aristokratisch-bürgerlichen Konflikt auf. Ein wichtiger Grund dafür sind die Klientelnetzwerke der großen baronalen Familien, insbesondere der Orsini und der Colonna<sup>11</sup>, also jener untereinander verfeindeten Köpfe von Saxoferratos Monster. Diese Netzwerke waren zwar informeller Natur und deshalb fluide Gebilde, die aber vor allem durch gemeinsame Auftritte im städtischen Raum ins allgemeine Bewusstsein gerückt wurden. Sie schufen so vertikale und horizontale Verbindungen über Kategorien der Geburt (Stand), ökonomischen Stellung (Klasse) oder Identität (soziale Gruppe) hinweg und waren daher geeignet, Konflikte entlang dieser Linien zumindest teilweise zu entschärfen.<sup>12</sup>

Dies bedeutete keineswegs, dass die Verhältnisse in Rom in der Mitte des Trecento besonders friedlich gewesen wären, im Gegenteil. Ohne die Autorität des Papstes vor Ort kam es nach der Verlegung der Kurie vermehrt zu gewaltsam ausgetragenen Konflikten zwischen baronalen Familien und ihren Klientelnetzwerken, welche die Stadt destabilisierten.<sup>13</sup> Dies erregte nicht nur die oben zitierte Kritik des mit einigem räumlichen Abstand schreibenden Bartolus de Saxoferrato, sondern auch das Missfallen vieler anderer sozialer Gruppen, die im Gegensatz zu den Baronen tatsächlich innerhalb der Mauern lebten: reiche Bürger wie die wohlhabenden Viehhändler, der Mittelstand – etwa Besitzer von Handwerksbetrieben oder gebildete Notare –, aber auch in der Stadt beheimatete Adelige und *cavalerotti* (Ritter). Unterhalb dieser Gruppen, deren Grenzen und Hierarchien komplex und verschachtelt sind, standen die arbeitenden Schichten ohne nennenswerten Grundbesitz, doch auch hier sind klare Grenzen schwer zu ziehen.<sup>14</sup>

Vor dem Hintergrund dieser Gemengelage ereignete sich 1347 eine Episode der stadtrömischen Geschichte, die in weiten Teilen Europas Aufsehen erregte und bei der die durch Bartolus de Saxoferrato so gerühmte ferne Vergangenheit Roms eine zentrale Rolle spielte:

11 Vgl. grundlegend zum analytischen Begriff des Klientelismus und seiner Anwendung auf das römische Trecento *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 14–20; ebd., S. 41f. und 72–74 (für eine detaillierte Beschreibung des römischen Klientelwesens) und S. 86–90 (für das Klientelnetzwerk der baronalen Familie der Colonna) sowie S. 90–93 (für das Netzwerk der Orsini). Vgl. zudem grundlegend *Sandro Carocci*, *Baroni in città. Considerazioni sull'insediamento e i diritti urbani della grande nobiltà*, in: *Étienne Hubert/Christina Carbonetti Vendittelli* (Hrsg.), *Rome aux XIIIe et XIVe siècles. Cinq études = Roma nei secoli XIII e XIV*, Rom 1993, S. 137–173, und *Andreas Rehberg*, *Kirche und Macht im römischen Trecento. Die Colonna und ihre Klientel auf dem kurialen Pfründemarkt (1278–1378)*, Tübingen 1999, sowie *Sandro Carocci/Marco Vendittelli*, *Società ed economia (1050–1420)*, in: *André Vauchez* (Hrsg.), *Storia di Roma dall'antichità a oggi. Roma medievale*, Rom/Bari 2001, S. 71–116, hier insb. S. 99–108 für die erste Hälfte des Trecento. Für die Vorläufer dieser Strukturen im 11.–12. Jahrhundert vgl. *Wickham*, *Medieval Rome*, S. 306–320.

12 Vgl. *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 71f., 74f., 93–96 und 147–151. Vgl. oben die Bemerkung Bartolus', auch die Gefolgsleute der Barone seien unantastbar für die römische Obrigkeit gewesen.

13 Insbesondere zwischen den beiden großen Familien der Stadt, den Colonna und den Orsini (vgl. *Gustav Seibt*, *Anonimo Romano. Geschichtsschreibung in Rom an der Schwelle zur Renaissance*, Stuttgart 1992, S. 89f., und *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 37f., 47–50 und 71f., sowie *Amanda Collins*, *Cola di Rienzo, the Lateran Basilica, and the Lex de Imperio Vespasiani*, in: *Medieval Studies* 60, 1998, S. 159–183, hier: S. 160, und *Dario Internullo*, *Ai margini dei Giganti. La vita intellettuale dei romani nel Trecento (1305–1367 ca.)*, Rom 2016, S. 23.

14 Zu der komplexen sozialen Gliederung des kommunalen Roms vgl. *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 29–34 und 149f. Einen Überblick liefert *Collins*, *Greater than Emperor*, S. 171–183.

die »Revolution des Cola di Rienzo«.<sup>15</sup> Dieser Mann, Vorlage für Richard Wagners Oper »Rienzi«, war aus einfachen Verhältnissen<sup>16</sup> zum Beruf des Notars emporgestiegen und wurde zur Integrationsfigur einer popularen Bewegung, die vor allem anfangs primär gegen die großen Barone gerichtet war. Sie mobilisierte mit einer auf das römische Erbe Bezug nehmenden Rhetorik, weswegen Cola in diesem Zuge in das eigens wieder belebte Amt des »Tribuns« erhoben wurde und zunehmend einen Machtanspruch in ganz Italien anmeldete.<sup>17</sup> Auf dem Höhepunkt seiner Macht, im Sommer 1347, nahmen die europäischen Großmächte der Zeit durchaus Notiz davon.

Doch trotz ihrer Strahlkraft weit über die Grenzen des Patrimonium Petri hinaus: Diese Ereignisse leiteten keine unhintergehbaren Veränderungen der politischen Konstellation Roms oder gar Italiens ein und die Bewegung kollabierte nach sechs Monaten.<sup>18</sup> Dennoch ist der Begriff »Revolution« die gängige Bezeichnung für diese Episode – er wird meist nicht mit Gehalt aufgefüllt und bezeichnet entweder schlicht den abrupten Machtwechsel<sup>19</sup> oder ist ein Versuch der vermeintlich bahnbrechenden politischen Innovationskraft di Rienzos Ausdruck zu verleihen.<sup>20</sup> Einzig Ferdinand Seibt argumentierte ausdrücklich

- 
- 15 Die Bewegung wurde letztlich erst durch die baronalen Streitigkeiten und die damit einhergehende prekäre politische Lage in Rom bei gleichzeitiger gegenseitiger Schwächung der Stellung der Barone in der Stadt ermöglicht. Andreas Rehberg resümiert hierzu: »Segni di stanchezza e di scarsa solidarietà nel regime baronale furono subito sfruttati dalle forze popolari, come dimostra il successo iniziale di Cola di Rienzo.« *Rehberg, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 96.
- 16 Vgl. zur einfachen Herkunft des zukünftigen Notars aus dem *rione regola* die biografische Beschreibung in der wichtigsten zeitgenössischen Quelle: *Anonimo Romano*, Cronica, hrsg. v. *Giuseppe Porta*, Mailand 1981, S. 104 [Kurzzitierweise: *A. R.*, Cronica].
- 17 Zur Bedeutungsaufladung des Amtes des Tribuns und deren Instrumentalisierung vgl. *Anna Modigliani*, Popolo Romano e Tribunato nel pensiero e nell'azione di Cola di Rienzo, in: *Gabriele Scalessa* (Hrsg.), Cola di Rienzo. Dalla storia al mito, Rom 2009, S. 49–59, hier: S. 55–58.
- 18 Auch wenn sich diese Studie auf das Wirken di Rienzos beschränkt, könnte sich ein weiterer Blick auf die Entstehung der römischen Kommune in der Mitte des 12. Jahrhunderts sowie auf die italienisch-kommunale Bewegung im Allgemeinen lohnen. An dieser Stelle sei hierzu nur grundlegend auf folgende Arbeiten verwiesen: *Wickham*, Medieval Rome, S. 385–457 (für die Phase vom 11. Jahrhundert bis zur Gründung der Kommune); *ders.*, Sleepwalking into a New World, S. 119–160 (zur Kommune Rom) und S. 161–205 (für einen über Rom hinausgehenden Vergleich italienischer Kommunenbildung); *Jürgen Strothmann*, Kaiser und Senat. Der Herrschaftsanspruch der Stadt Rom zur Zeit der Staufer, Köln/Weimar etc. 1998, S. 41–72 (zur Gründung der Kommune im Allgemeinen) und S. 57–65 (zur Rolle von Arnold von Brescia), sowie S. 125–181 und 441–446 (für eine detaillierte Analyse des kommunalen Herrschaftsanspruches). Grundlegend für die Entwicklung der Kommune Rom im Duecento ist zudem: *Matthias Thumser*, Rom und der römische Adel in der späten Stauferzeit, Tübingen 1995, insb. S. 231–343.
- 19 Hier sind beispielsweise populärwissenschaftliche Darstellungen wie *Claudio Fracassi*, Cola di Rienzo. Roma, 1347. La folle vita del rivoluzionario che inventò l'Italia, Mailand 2017, anzuführen. Für die Interpretation als Revolution der merkantilen Klasse vgl. *Raffaello Morghen*, Cola di Rienzo Senatore (1354), Rom 1952, S. 81, oder vgl. auch *Gustav Seibt*, La rivoluzione di Cola di Rienzo. Un progetto per la salvezza del mondo, in: *Scalessa*, Cola di Rienzo, S. 15–27.
- 20 Vgl. für eine solche unspezifische Verwendung des Begriffes unter anderem *Massimo Miglio*, Il progetto politico di Cola di Rienzo ed i comuni dell'Italia centrale, in: Bollettino dell'Istituto Storico Artistico Orvietano 39, 1988, S. 55–64, hier: S. 64; *ders.*, Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo, in: Studi Romani 23, 1975, S. 442–461, hier: S. 443, oder allgemein *Seibt*, La rivoluzione di Cola di Rienzo. Andererseits wurde das Wirken Cola di Rienzos in der Forschung ebenso mit dem Begriff der Revolte bezeichnet (vgl. unter anderem *D'Amico*, La rivolta di Cola di Rienzo, und *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 151f. und 157). Doch auch dieser Begriffsverwendung mangelt es an einer klaren definitiven Grundlage, die klarmacht, was spezifisch unter einer Revolte verstanden werden soll. So beschreibt

dafür, das politische Projekt di Rienzos als »die erste einigermaßen durchgeprägte Revolution um die Mitte des 14. Jahrhunderts« zu interpretieren.<sup>21</sup>

Die Verwendung des Revolutionsbegriffs für das spätmittelalterliche Italien lässt sich leicht und nicht ohne Grund monieren. Jüngst kritisierte Patrick Lantschner mit Blick auf die Machtergreifung der florentinischen Wollweberzunft (Ciompi) 1378 die anachronistischen Verzerrungen, die dieses »Paradigma des 19. Jahrhunderts« mit sich bringe.<sup>22</sup> Doch auf den Begriff als Denkraaster zu verzichten, kann speziell bei den politischen Konflikten um das Tribunat des Cola di Rienzo den Blick auf transformative Elemente der politischen Rhetorik verstellen. Es erscheint einen Versuch wert, den Revolutionsbegriff als »kontrollierten Anachronismus« (Nicole Loraux) zu verwenden.<sup>23</sup> Es geht dabei weder darum, die fundamentalen Differenzen zur politischen Begrifflichkeit der Moderne zu verwischen, noch darum, über die korrekte Vergabe eines Labels zu befinden. Vielmehr soll gezeigt werden, wie der Begriff »Revolution« zu Fragestellungen und Denkszusammenhängen inspirieren kann, die andernfalls unberücksichtigt blieben.<sup>24</sup>

---

zwar Uwe Israel, ebenso wie Juan Carlos D'Amico, die Episode zwischen den Jahren 1342–1347 als Revolte, aber ohne mit diesem Begriff ein bestimmtes Analysemuster zu meinen. D'Amico benutzt teilweise auch den Begriff der Revolution synonym zu dem der Revolte, vgl. *D'Amico, La rivolta di Cola di Rienzo*, S. 57, Anm. 36.

- 21 Vgl. *Ferdinand Seibt*, *Revolution in Europa. Ursprung und Wege innerer Gewalt. Strukturen, Elemente, Exempel*, München 1984, S. 137. Die Deutung als Revolution beruht auch auf der Ansicht der älteren Forschung, in dem Wirken di Rienzos eine Auseinandersetzung zwischen der einfachen Bevölkerung und dem städtischen Adel zu sehen (vgl. vor allem *Eugenio Dupré-Theseider*, *Storia di Roma*, Bd. 11: *Roma dal comune di popolo alla signoria pontificia (1252–1377)*, Bologna 1952, S. 698, und *Jean-Claude Maire Vigueur*, Art. Cola di Rienzo, in: *Dizionario biografico degli italiani*, Bd. 26, Rom 1982, S. 662–675, hier: S. 667. Vgl. hierzu auch *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 22f., der dieses Bild des Klassenkampfes mit Sicht auf die schwierige soziale Klassentrennung im mittelalterlichen Rom und auf die zentrale Rolle der baronal geführten Klientelverbände in der Stadt revidiert (S. 147–152).
- 22 Vgl. *Patrick Lantschner*, *The Ciompi Revolution Constructed: Modern Historians and the Nineteenth-Century Paradigm of Revolution*, in: *Annali di Storia di Firenze* 4, 2009, S. 277–297, hier: S. 278: »[...] the paradigm's conceptual and normative baggage has tended to guide the historians' reading of the often contradictory or scant evidence, giving rise to, at times, generalising and self-referential interpretations and conclusions that are closer to modern than medieval realities.«
- 23 Vgl. *Nicole Loraux*, *Éloge de l'anachronisme en histoire*, in: *Espace Temps* 87–88, 2005, S. 127–139, hier: S. 132: »Je parle du moment où l'on tente de suspendre ses propres catégories pour cerner celles de ces ›autres‹ [...] mais, pour être nécessaire, la condition n'est pas suffisante et le travail ne s'achève pas avec la mise à distance. C'est donc pour une pratique contrôlée de l'anachronisme que je plaiderai.« Dies bedeutet, dass der kontrollierte Anachronismus stets ein zweischrittiges Verfahren darstellt, bei dem am Ende gleichsam die Distanz abgeschritten wird. Sie spricht von der »méthode qui consiste à aller vers le passé avec des questions du présent pour revenir vers le présent, lesté de ce que l'on a compris du passé.« Vgl. ebd., S. 131.
- 24 Vgl. ebd., S. 133, Nicole Loraux führt am Beispiel des Konzepts der öffentlichen Meinung in der attischen Demokratie den Kerngedanken wie folgt aus: »Je propose donc, pour ma part que l'on n'hésite pas à appliquer cette notion d'›opinion publique‹ à la cité athénienne, ne serait-ce que pour faire apparaître les différences entre ce que nous appelons ainsi et ce que, dans le fonctionnement de la démocratie athénienne, nous pouvons repérer en lieu et place de l'›opinion publique.«

## I. HINTERGRUND: DIE RÖMISCHE KOMMUNE ZWISCHEN »POPOLO« UND »BARONEN«?

Seit dem 11. Jahrhundert etablierten sich in Norditalien bürgerlich getragene Stadtkommunen.<sup>25</sup> Die »ewige Stadt« Rom wurde als südlichster Ausläufer dieser Kommunenbewegung erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts erfasst und von 1143 bis zu ihrem Ende 1398 bestand auch dort eine Stadtgemeinde nach nordkommunalem Vorbild, welche zu Beginn von einer popularen Mittelschicht aus Händlern und Juristen getragen wurde.<sup>26</sup> Symbolischer Mittelpunkt dieser neuen Selbstverwaltung wurde der Kapitolshügel<sup>27</sup>, auf welchem dann der nach antikem Vorbild wiedereingeführte römische Senat tagte.<sup>28</sup> Dieser verwendete wieder das antike Kürzel SPQR, um als politische Institution im Stadtraum präsent zu sein.<sup>29</sup> Der Rückgriff auf das antike römische Erbe ist von Anfang an ein Spezifikum der stadtrömischen Kommune. Er war ihre zentrale legitimierende und Identität stiftende Ressource, die andernorts so nicht verfügbar war.<sup>30</sup>

Doch die Kommune war keine Herrschaft des *popolo*: Durch gute Verbindungen zur Kurie konnte bereits ab der Wende zum 13. Jahrhundert eine reiche und mächtige adlige Oberschicht die Führungsrolle in der Kommune und im Senat einnehmen.<sup>31</sup> Diese Oberschicht, welche ihre familiären Wurzeln und Machtbasen im Umland (*destretto*) hatte, ist in Rom zumeist unter dem Begriff »Barone« zu greifen. Die beiden Senatoren der Kommune – die ab 1278 für je ein Jahr durch den Stadtherren, den Papst, berufen wurden<sup>32</sup> – entsprangen ausschließlich dieser städtisch-baronalen Schicht.

Zwar nicht *de iure*, sehr wohl aber *de facto* änderte sich dieses politische Bild ab 1309 durch die Abwesenheit der Päpste.<sup>33</sup> Durch die Verlegung der Kurie nach Avignon erhielt

25 Vgl. hierzu *Knut Schulz*, »Denn sie lieben die Freiheit so sehr...«. Kommunale Aufstände und Entstehung des europäischen Bürgertums im Hochmittelalter, Darmstadt 1992, S. 5–7.

26 Ebd., S. 7, 133 und 140.

27 Vgl. *Richard Krautheimer*, Rom. Schicksal einer Stadt. 312–1308, München 1996 (zuerst engl. 1980), S. 218.

28 Vgl. *Maire Vigueur*, L'altra Roma, S. 415. Die antiken Stätten, allen voran der Kapitolshügel, boten sich geradezu an, um sich von der päpstlich-aristokratischen Vorherrschaft abzusetzen, vgl. *Schulz*, »Denn sie lieben die Freiheit so sehr...«, S. 138.

29 Schon in den ersten Jahren der Kommune, speziell im Jahr 1152, spielte der Gedanke des aus der Antike stammenden Rechts der Stadt Rom auf die Kaiserwahl eine wesentliche Rolle. In einem Brief Wezels an Kaiser Friedrich I. berichtet dieser, dass das Volk Roms meine, dass »omne suum imperium et potestatem« des Kaisers durch den *populus Romanus* übertragen werde: Brief Wezels an Friedrich I. von 1152, in: Bibliotheca rerum Germanicarum, Bd. 1: Monumenta Corbeiensia, hrsg. v. *Philipp Jaffé*, Berlin 1864, S. 539–543, Zitat S. 542. Diese Anbindung an die eigene städtische Vergangenheit äußerte sich zudem in der Verwendung antiker Amtsbezeichnungen, vgl. *Internullo*, Ai margini dei Giganti, S. 143.

30 Dies lag auch deswegen nahe, da alle klassischen Medien der Identitätsstiftung bereits durch das Papsttum besetzt waren. Vgl. *Seibt*, Anonimo Romano, S. 71, und *Wickham*, Medieval Rome, S. 348–384.

31 Vgl. *Krautheimer*, Rom, S. 178f. Die Kurie erkannte das Potenzial der mächtigen Barone für ihre eigene Politik. Vgl. auch *Internullo*, Ai margini dei Giganti, S. 23, und *John Watts*, The Making of Politics. Europe, 1300–1500, Cambridge/New York etc. 2009, S. 49. Vgl. hierzu vor allem *Maire Vigueur*, L'altra Roma, S. 177f. und 279f., und *Internullo*, Ai margini dei Giganti, S. 23 und 32. Vgl. zu der bestimmenden Rolle des Baronaladels und ihrer Verbindung zum Papsttum grundlegend: *Rehberg*, Kirche und Macht im römischen Trecento.

32 *Seibt*, La rivoluzione di Cola di Rienzo, S. 17, und vgl. zur Besetzungsentwicklung des Senatorenamts in Rom *Heinrich Schmidinger*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, in: Miscellanea in onore di Monsignor Martino Giusti, Bd. 2, Vatikanstadt 1978, S. 323–365, hier: S. 126f.

33 Vgl. dazu *Internullo*, Ai margini dei Giganti, S. 5.



die politische und ökonomische Landschaft der »ewigen Stadt« ein fundamental anderes Gepräge, denn der Papst blieb zwar Stadtherr<sup>34</sup>, hatte aber von Frankreich aus deutlich eingeschränkte direkte Interventionsmöglichkeiten.<sup>35</sup> Die Abwesenheit des Stadtherren förderte gewaltsame Konflikte zwischen den Adelsfamilien<sup>36</sup>, wobei die Konkurrenz zwischen den Orsini und den Colonna eine besondere Rolle spielte. Zudem kam es zu Aufständen der gewerbetreibenden Mittelschicht. Die Verlegung der Kurie stellte zudem nicht nur für die städtische Identität eine Herausforderung dar, sondern ihr Fehlen als Wirtschaftsfaktor und das Fernbleiben von Pilgern als städtische Einnahmequelle führte auch zu ökonomischer Instabilität.<sup>37</sup> In Verbindung mit den Kleinkriegen der nun ungehindert um die städtische Vorherrschaft rivalisierenden Barone ergibt sich das Bild einer von anarchischen Zuständen geprägten Stadt.<sup>38</sup> Folgerichtig gab es mehrere Versuche, den Papst zur Rückkehr zu bewegen<sup>39</sup> und die baronale Anarchie einzudämmen. Als Teilnehmer einer dieser Unternehmungen erscheint der Name Cola di Rienzo zum ersten Mal.<sup>40</sup>

Der aus einfachen Verhältnissen stammende, aber gebildete Notar Cola di Rienzo<sup>41</sup> durchlief eine steile Karriere, zuerst als Vertreter einer antibaronalen Koalition<sup>42</sup> an der avignonesischen Kurie, dann, nach seiner Rückkehr, als benadeter Rhetor, der – unterstützt von opulenten Bildprogrammen – flammende Reden gegen die Herrschaft der Barone hielt und schließlich am Pfingstsonntag 1347 einen unblutigen Putsch in die Wege leitete. Das populäre Programm wurde mit der Wiederbelebung des Amtes des Tribuns unterfüttert und mit immer grandioser werdenden Inszenierungen kommuniziert. Gegen Ende des sechsmonatigen Tribunats Cola di Rienzos, das unter dem Schlagwort *buono stato*

34 Zur für Rom einzigartigen Konstellation des mächtigen papalen Stadtherren vgl. *Rehberg*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 51f.

35 Zur Einflussnahme der avignonesischen Päpste auf die politische Landschaft Roms vgl. *Dupré-Theseider*, Storia di Roma, S. 381f., und *Rehberg*, I papi, l'ospedale e l'ordine di S. Spirito nell'eta avignonese (für ein konkretes Beispiel indirekter päpstlicher Einflussnahme auf das wichtige Hospital Santo Spirito in Rom).

36 Vgl. *Seibt*, Anonimo Romano, S. 89f.; *Collins*, Cola di Rienzo, S. 160, und *Internullo*, Ai margini dei Giganti, S. 23.

37 Vgl. *Seibt*, La rivoluzione di Cola di Rienzo, S. 16 und 18, sowie *ders.*, Anonimo Romano, S. 90; *Collins*, Cola di Rienzo, S. 160; *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 153, und *Heinrich Schmidinger*, Die Gesandten der Stadt Rom nach Avignon vom Jahre 1342/43, in: *Heinz Dopsch/Heinrich Koller/Peter F. Kramml* (Hrsg.), Patriarch im Abendland. Beiträge zur Geschichte des Papsttums, Roms und Aquileias im Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze von Heinrich Schmidinger. Festgabe zu seinem 70. Geburtstag, Salzburg 1986, S. 169–187, hier: S. 186.

38 Vgl. *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 156; *Seibt*, La rivoluzione di Cola di Rienzo, S. 16; *Anna Modigliani*, Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo nella Cronica dell'Anonimo Romano, in: *dies.* (Hrsg.), Patrimonium in festa. Cortei, tornei, artifici e feste alla fine del Medioevo (secoli XV–XVI), Orte 2000, S. 97–118, hier: S. 103f.; *Jennifer Heindl*, Moving the Masses. Cola di Rienzo, the Anonimo Romano, and the Roman Crowd, in: *Jason Glenn* (Hrsg.), The Middle Ages in Texts and Texture. Reflections on Medieval Sources, Toronto 2011, S. 299–308, hier: S. 299f., und vgl. *Susanne Conrad*, Renovatio Urbis Romae. Zur Herrschaftsinszenierung bei Cola di Rienzo als Potentat und Erretter Roms, in: *Gernot Kamecke* (Hrsg.), Antike als Konzept: Lesarten in Kunst, Literatur und Politik, Berlin 2009, S. 77–86, hier: S. 77f.

39 Vgl. *Schmidinger*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, S. 128f.

40 Vgl. *Maire Vigueur*, L'altra Roma, S. 292.

41 Zur zeitgenössischen Betonung seiner ausgeprägten Bildung in antiker Literatur und dem Lateinischen vgl. *A. R.*, Cronica, S. 104.

42 Vgl. *Josef Macek*, Les racines sociales de l'insurrection de Cola di Rienzo, in: *Historica* 6, 1963, S. 45–107, hier: S. 61 und 74, der di Rienzos Agieren in einer Bewegung verortet und dieser antif feudale Tendenzen zuschreibt.

(guter Zustand) firmierte, wurde zunehmend der Anspruch deutlich, ganz Italien wieder unter römische Oberherrschaft zu stellen – ein angesichts der Stellung oberitalienischer Großmächte wie Florenz und Mailand aberwitzig anmutendes Projekt, das di Rienzo bis heute den Vorwurf des Realitätsverlusts einträgt. Dem neu entwickelten Tribunat gelang es jedoch nicht, die Barone aus ihren Machtbasen im römischen Hinterland zu vertreiben, ihre Klientelnetze innerhalb der Stadt zu zerschlagen und sie der Herrschaft der Kommune dauerhaft zu unterwerfen. Bereits gegen Ende des Jahres war die Koalition zerbrochen und di Rienzos Erzfeinde, die Colonna, hatten leichtes Spiel, ihn aus der Stadt zu vertreiben.<sup>43</sup>

Dennoch zeigt die weitere Entwicklung der stadtrömischen Geschichte<sup>44</sup>, dass der sukzessive Machtverlust der Baroneleite Teil einer politischen Umwälzung Roms war, die sich in der »ewigen Stadt« im Vergleich zum oberitalienischen Raum wie im Zeitraffer<sup>45</sup> abspielte: In den 1360er-Jahren war die populäre Machtübernahme perfekt.<sup>46</sup> Die Ereignisse von 1347 waren Katalysatoren dieses Prozesses.<sup>47</sup> Zu klären wäre, inwiefern das Konzept der »Revolution«, das der Episode den Namen gibt, hier bei der Analyse hilfreich ist.

## II. DER FOKUS AUF DIE PERSON COLA DI RIENZO: EIN »UNKONTROLLIERTER« ANACHRONISMUS

Eine Revolution ist ein gesellschaftlicher Prozess, nicht das Handeln von Einzelpersonen. Von einer »Revolution des Cola di Rienzo« zu sprechen ist deshalb ein Oxymoron. Wenn der Revolutionsbegriff zur Anwendung kommen soll, kann der Tribun nicht der einzige Akteur sein. Dies allein wäre schon zu begrüßen, denn es gibt in der Literatur mitunter eine starke Fokussierung auf die Person di Rienzo, die wohl zuvorderst ein Produkt der speziellen Quellenlage ist.<sup>48</sup> Unsere Hauptquelle ist die zeitgenössische Chronik eines anonymen stadtrömischen Chronisten, die »Cronica« des Anonimo Romano.<sup>49</sup> Ein auf dieser

43 Vgl. *Rehberg*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 131–133.

44 Mit dem Erlass neuer Stadtstatuten in den 1360er-Jahren. Vgl. *Modigliani*, Popolo Romano e Tribunale nel pensiero e nell'azione di Cola di Rienzo, S. 54f.; *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 160f., und *D'Amico*, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 72f.

45 Vgl. *Collins*, Greater than Emperor, S. 178.

46 Vgl. grundlegend zu dieser Entwicklung und den neuen Stadtstatuten Roms in den 1360er-Jahren: *Andreas Rehberg*, Roma 1360: Innocenzo VI., lo status popularis e gli statuti di Roma, in: *Bullettino dell'Istituto Storico Italiano per il Medio Evo* 110, 2008, S. 237–278 (zu den neuen Statuten insb. S. 237–242), und *ders.*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 142–147.

47 Vgl. *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 160f., für den die Episode um di Rienzo Indiz einer ersten Emanzipation von den Baronen und eine Aufweichung des Klientelsystems darstellt. Vgl. auch *Rehberg*, Roma 1360, S. 239, der darauf hinweist, dass die Klientelbindungen zwischen den 1340er- und 1360er-Jahren zwar abgeschwächt, keinesfalls aber abgeschafft und wirkungslos geworden waren (ebd., S. 246–266), und *ders.*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 65 und 140f.

48 Dies liegt an der idealisierenden Beschreibung durch die »Cronica«, *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 149. Lange Zeit wurde mit Blick auf die stadtrömischen 1340er-Jahre vorrangig Cola di Rienzo als Akteur in den Blick genommen. Gerade die Forschung des beginnenden 20. Jahrhunderts sah in ihm einen der Gründungsheroen der Renaissance und nationalstaatlichen Ideologen. Nach dem Zweiten Weltkrieg geriet Cola di Rienzo zur Personifikation des charismatischen Führers und Diktators. Diese Interpretation wurde dann im Zuge der Sozialgeschichte revidiert. Für einen Überblick über die jüngste Konjunktur der Di-Rienzo-Forschung in den 2000er-Jahren vgl. *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 150f.

49 Die hier verwendete Edition ist jene Giuseppe Portas aus dem Jahr 1981 (*A. R.*, Cronica). Die Chronik umfasst deutlich mehr als nur die prominente Beschreibung des Wirkens Cola di Rienzos, vgl. unter anderem *D'Amico*, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 49, und *Seibt*, Anonimo Romano, S. 33. Die im 16.–17. Jahrhundert aus der Chronik gefilterte »Vita di Cola di Rienzo« und ihre

Chronik basierender ereignisgeschichtlicher Überblick von 1342 bis 1347 liest sich in der Tat zunächst als das Wirken eines einzigen Mannes, nämlich Cola di Rienzos, dessen charismatisches Auftreten den Gang der Ereignisse bestimmt. In der ohnehin quellenarmen Geschichte des römischen Spätmittelalters<sup>50</sup> drängt uns diese einzige ausführliche Quelle diese Sichtweise geradezu auf. Auch in Darstellungen, die Person und Politik des Tribuns in den sozialgeschichtlichen Kontext der Transformation Roms im Trecento einbetten, geben die Entscheidungen und Handlungen Colas letztlich den Takt vor.<sup>51</sup> Dadurch kann die Frage nach weiteren Akteuren aus dem Blick geraten.

Das ist aber keine Notwendigkeit: Selbst die Chronik des Anonimo, die uns die Ereignisse von 1347 als Wirken eines charismatischen Mannes und seiner »schönen Worte«<sup>52</sup> präsentiert, bietet mitunter Hinweise auf einen weiteren Akteur, der zwar nicht explizit als solcher benannt wird, sondern den wir unterstellen müssen, dessen Strategien und Pläne aber dennoch den Gang der Ereignisse formten: eine populäre politische Bewegung, die vor und nach der Episode von 1347 bestand und deshalb nicht einfach als »Anhängerschaft di Rienzos« beschrieben werden kann.

Diese Hypothese beruht auf einer alternativen Lesart unserer zentralen Quelle: Die 1358 abgefasste Schrift des Anonimo<sup>53</sup> beschreibt unserer Auffassung nach die Geschehnisse des Sommers 1347 aus der Sicht eines an dieser Bewegung selbst Beteiligten oder zumindest eines wohlwollenden Begleiters.<sup>54</sup> Wir wissen wenig Detailliertes über den Chronisten, aber er war Teil einer laikalen, bürgerlichen und gebildeten Schicht und gehörte damit zu jenen, die großes Interesse daran hatten, das Regiment der Barone zu beenden und ein populäres Regime zu installieren.<sup>55</sup> Die erkennbar auf ein stadtrömisches Publikum

---

wirkmächtige Rezeptionsgeschichte führten aber zu einer häufigen Reduzierung des Werks auf die Biografie di Rienzos, vgl. *Giuseppe Porta*, Cola di Rienzo nella Cronica e nell'Epistolario, in: *Scalessa*, Cola di Rienzo, S. 61–66.

50 Vgl. zur spärlichen Quellenlage unter anderem *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 149; *Heindl*, Moving the Masses, S. 299; *Massimo Miglio*, Gli ideali di pace e di giustizia in Roma a metà del Trecento, in: *ders.* (Hrsg.), Scritture, Scrittori e Storia, Bd. 1: Per la Storia del Trecento a Roma, Rom 1991, S. 55–87, hier: S. 55f. und 59.

51 Vgl. vor allem *Collins*, Greater than Emperor, und *Ronald G. Musto*, Apocalypse in Rome. Cola di Rienzo and the Politics of the New Age, Berkeley/Los Angeles etc. 2003.

52 Häufig etikettiert der Anonimo Romano di Rienzos Reden mit »bello sermone« (unter anderem *A. R.*, Cronica, S. 141: »Lo tribuno [...] fece uno bello sermone [...]«), also schönen und rhetorisch gewandten Reden. Vgl. allgemein auch *Seibt*, La rivoluzione di Cola di Rienzo, S. 18f.

53 Vgl. zur Frage der Datierung der Chronik (mit stichhaltiger Begründung eines Terminus ante quem von 1358) *Seibt*, Anonimo Romano, S. 25, und zur Überlieferungsgeschichte ebd., S. 26–31.

54 Zwar nutzt der Anonimo Romano oftmals das literarische Motiv der »Augenzeugenschaft« als Legitimation, bei einigen Sequenzen muss aber von einer tatsächlichen Anwesenheit des Autors ausgegangen werden. Dazu *Seibt*, Anonimo Romano, S. 52–54, und vgl. zudem den Verweis im Proömium »aus erster Hand zu berichten«: *A. R.*, Cronica, S. 4f. *Anna Modigliani* stellte zudem die These auf, dass sich Cola di Rienzo und der Anonimo Romano im Rahmen städtischer Bildungsstätten kennengelernt haben könnten, da beide eine gute klassische Bildung aufweisen, *Anna Modigliani*, Signori e tiranni nella »Cronica« dell'Anonimo romano, in: *Rivista storica italiana* 110, 1998, S. 357–410, hier: S. 400. *Dario Internullo* stützt diese These mit Verweis auf die Verwendung gleicher *auctoritates* und einer ähnlichen Bildungsbiografie, die auch den Ort Bologna miteinschließt, vgl. *Internullo*, Ai margini dei Giganti, S. 188. *Gustav Seibt* betont außerdem bei beiden die gleiche Herkunft aus dem *rione regola*, *Seibt*, Anonimo Romano, S. 22f.; vgl. auch *Porta*, Cola di Rienzo nella Cronica e nell'Epistolario, S. 62.

55 Zur Herkunft des Anonimo Romano hält *Giuseppe Porta* fest, dass dieser nicht aus dem Baronaladel, sondern wohl aus der *nobiltà* (also dem niederen Adel) kam, sich somit auch dem breiteren *popolo de Roma* zugehörig fühlte, *Porta*, Cola di Rienzo nella Cronica e nell'Epistolario, S. 63, und vgl. *Seibt*, Anonimo Romano, S. 23f. und 68. Vgl. zum Bildungshintergrund des Chronisten unter anderem *Heindl*, Moving the Masses, S. 299.

abzielende Darstellungsweise im römischen Dialekt lässt Raum für die Vermutung, dass wir es bei dem Cola di Rienzo thematisierenden Teil der »Cronica« mit der historiografischen Aufarbeitung eines gescheiterten politischen Projekts durch einen seiner Anhänger zu tun haben. Seinen Rezipientenkreis beschreibt der Anonimo Romano jedenfalls mit folgenden Worten: »Auch schrieb ich diese Chronik im Volgare, damit sie Nutzen bringen könne für alle Leute, die einfache Texte lesen können, wie einfache Händler und andere sehr gute Leute, die [lateinische] Literatur nicht verstehen.«<sup>56</sup>

Diese erklärte interventionistische Absicht des Texts hat Folgen für seine literarische Gestalt: Ganz Produkt seiner humanistisch interessierten Schicht und Leserschaft, konstruiert der Anonimo sein Nachdenken über den populären Hoffnungsträger di Rienzo als Lehrbeispiel und bedient sich dabei ostentativ am Vorbild antiker Historiografie. Er kommuniziert seine Überlegungen in Form einer literarischen Tradition<sup>57</sup>, für die das Exemplarische von zentraler Bedeutung ist und welche insbesondere in dem römischen Historiker Titus Livius ihr Vorbild findet.<sup>58</sup> Matthew Roller beschreibt dessen Indienstnahme der Vergangenheit für die Gegenwart mit den Worten: »[...] the past could be regarded as a storehouse of practices, orientations, and values [...]. The past is regarded as offering lessons and models (exempla) to guide the reader in his own day [...].«<sup>59</sup> In der Tat formuliert der Anonimo eben diese livianische Zielsetzung ausdrücklich in seinem Proömium: »Es werden sich hierin viele sehr schöne und gute Beispiele finden, die helfen können, gefährliche Dinge zu vermeiden und guten nachzueifern.«<sup>60</sup>

Wir können daher den Bericht des anonymen Römers als Versuch lesen, seiner intendierten populären Leserschaft eine Handlungsanleitung zu geben.<sup>61</sup> Bei der Darstellung des Tribunats des Cola di Rienzo handelt es sich um einen sowohl angesichts der Zeit der Abfassung<sup>62</sup> als auch mit Blick auf Form und Inhalt wenig überraschenden Versuch, einen

56 A. R., Cronica, S. 5: »Anche questa cronica scrivo in volgare, perché de essa pozza trare utilitate onne iente la quale semplicemente leiare sao, como soco vulgari mercanti e aitra moita bona iente la quale per lettera non intenne.«

57 Vgl. für die literarisch-poetische Gestaltung des Werks *Seibt*, Anonimo Romano, S. 44–51.

58 Vgl. hierzu ebd., S. 49–51; *Heindl*, *Moving the Masses*, S. 299 und 306; *Porta*, Cola di Rienzo nella Cronica e nell'Epistolario, S. 65, und vgl. zur Orientierung des Anonimo Romano an Livius unter anderem A. R., Cronica, S. 3–5 (als eines seiner im Proömium thematisierten Leitbilder) und S. 33f., 150–152, 178 und 180 (für weitere direkte Bezüge auf und Vergleiche mit dem Werk des Livius), sowie S. 104 (in Bezug auf di Rienzo als Kenner des livianischen Werkes).

59 *Matthew Roller*, *The Exemplary Past in Roman Historiography and Culture*, in: *Andrew Feldherr* (Hrsg.), *The Cambridge Companion to the Roman Historians*, Cambridge/New York etc. 2009, S. 214–230, hier: S. 214. Vgl. zur Instrumentalisierung der Vergangenheit beim Anonimo Romano und bei di Rienzo *Heindl*, *Moving the Masses*, S. 300.

60 A. R., Cronica, S. 4: »L'aitra cascione de questo ène che qui se trovarao moito belli e buoni esempi, donne porrao omo alcuna cosa pericolosa schifare, alcuna porrao eleiere e adoperare.«

61 *Massimo Miglio*, *Parola e gesto nella società comunale*, in: *ders.*, *Scritture, Scrittori e Storia*, S. 131–145, hier: S. 134: »L'*exemplum* era quindi insieme *testimonianza* ed *esperienza*, e quindi *prova*; per divenire poi *modello* e quindi *norma*.« In dieser Lesart erscheint di Rienzo als Teil der literarisch intendierten Darstellungsform und weniger als farbenprächtiges Alter Ego des Chronisten (so die Interpretation bei *Heindl*, *Moving the Masses*, S. 299). Vgl. *Miglio*, *Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo*, S. 457; *Internullo*, *Ai margini dei Giganti*, S. 191; *Seibt*, *Anonimo Romano*, S. 59. Diese Beobachtung ist nicht nur für das Werk des Anonimo Romano zutreffend, sondern – wie Massimo Miglio unter anderem mit Verweis auf Giovanni Villani und Dino Compagni festhält – typisch für die narrative Literatur des italienischen Trecento, vgl. *Miglio*, *Parola e gesto nella società comunale*, S. 134–136.

62 Der genaue Zeitpunkt der wahrscheinlichen Abfassung fällt genau in die Zeit, in der die populäre Bewegung wieder auf dem Vormarsch, aber noch nicht konsolidiert war. Auch aus diesem Blickwinkel kann die didaktische Intension kaum verwundern.

selbst parteiisch miterlebten Konflikt produktiv zu verarbeiten. Mit der Figur des Tribuns soll der Bewegung des »Puopolo«, des politischen Leitsterns des Autors<sup>63</sup>, ein Exemplum an die Hand gegeben werden. Bei dieser personalisierenden literarischen Verarbeitung des politischen Stoffs wird seine soziale Komponente überdeckt. Fragt man jedoch nach dem intendierten Rezipientenkreis und literarischen Effekt des Werks, so tritt die soziale Dimension des Konflikts wieder deutlicher hervor.<sup>64</sup>

Einerseits aufgrund der auf Cola di Rienzo zugespitzten Konflikte des Jahres 1347, andererseits auch unter dem Eindruck der personalisierenden Darstellung unserer Hauptquelle, entwickelte die Forschung hingegen oftmals das Bild des Tribuns als Ausnahmephänomen. Dieser habe als genialer Rhetor mit unerhört neuen Mitteln<sup>65</sup> eine ihm hörige Anhängerschaft geradezu in seinen Bann gezogen. Die Zentrierung auf einen starken Lenker, die bewusste Nutzung und Instrumentalisierung zeitgenössischer Massenmedien wie Inschriften und Bilder und der Versuch, einen starken Mann als Zugpferd und Sprachrohr der vom Establishment Vergessenen zu zeichnen, evoziert ein Bild, welches vor den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts kaum positiv sein kann. Doch wird es der politischen Dynamik kaum gerecht: Denn auch wenn Cola 1347 ein wichtiger und polarisierender Akteur war, der auch für die Zeitgenossen im Zentrum der Aufmerksamkeit stand, lässt sich der Anachronismus eines ›mittelalterlichen Faschismus‹ auf die literarische Form unserer Hauptquelle zurückführen, ebenso wie auf unsere modernen Bilder von charismatischen Diktatoren.<sup>66</sup> Dieser unkontrollierte Anachronismus fördert eine Verengung des Blicks auf den schillerndsten, aber beileibe nicht einzigen Akteur.

### III. EIN ALTERNATIVER ANACHRONISMUS: BEWEGUNG

Ein ebenfalls anachronistischer und dem Mittelalter völlig fremder Begriff ist »Bewegung«. Er birgt allerdings den Vorteil, den Blick von dem in den Quellen alles überstrahlenden Tribunen wegzulenken, hin zu dem sozialen Substrat politischer Konfrontationen. »Soziale Bewegung« lässt sich nach Joachim Raschke verstehen als »ein mobilisierender kollektiver Akteur, der mit einer gewissen Kontinuität auf der Grundlage hoher symbolischer Integration und geringer Rollenspezifikation mittels variabler Organisations- und Aktionsformen das Ziel verfolgt, grundlegenden sozialen Wandel herbeizuführen«.<sup>67</sup>

Unterstellen wir, dass mit wechselndem Erfolg ein solcher kollektiver Akteur um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Rom gegen die Barone mobilisierte, ergeben sich neue Perspektiven: Cola di Rienzos Tribunat kann dann als Konsequenz einer neuen politischen Strategie verstanden werden, als eine ideologische Innovation, mit der sich diese Bewegung aus einer politischen Sackgasse befreien wollte. Tribun und Bewegung standen in

63 Vgl. *Seibt*, Anonimo Romano, S. 74.

64 Da der Chronist in seiner Beschreibung jedoch grundsätzlich an sozialen Beziehungen interessiert ist, lassen sich diesbezügliche Informationen gut aus der Chronik herausfiltern, vgl. *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 18.

65 Vgl. *Conrad*, *Renovatio Urbis Romae*, S. 79–85. Ebenso zentral scheinen hierbei di Rienzos öffentliche Inszenierungen und Zeremonien zur Konsensbildung und zur Herstellung einer sozialen Basis für die politischen Ziele, vgl. hierzu grundlegend *Modigliani*, *Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo*, insb. S. 97–99, und *Heindl*, *Moving the Masses*, S. 304.

66 Victor Fleischers direkt nach dem Zweiten Weltkrieg entstandene Darstellung von Cola di Rienzo als mittelalterlicher Mussolini ist hier sicher das offenkundigste Beispiel, *Victor Fleischer*, *Rienzo. The Rise and Fall of a Dictator*, London 1948.

67 Vgl. *Joachim Raschke*, *Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriß*, Frankfurt am Main/New York 1988, S. 77.

dieser Sichtweise in einem Interaktionsverhältnis und di Rienzo war ihr Produkt, nicht ihr Schöpfer. So ließe sich der Tendenz entgegenwirken, anstatt der Geschichte einer politischen Konstellation die eines »großen Mannes« zu erzählen.

Der Anachronismus, eine in den Quellen so nicht erwähnte »Bewegung« anzunehmen, verbindet darüber hinaus zwei Stränge der jüngeren Forschung. Einerseits konnte die Romforschung mit Blick auf di Rienzo neue Akzente setzen: Dario Internullo hat das alte Bild des aufgrund des Exil-Papsttums intellektuell zurückgebliebenen Roms revidiert und das Panorama eines intellektuellen Lebens aufgezeigt, das sich durch breite Beteiligung aller Sozialschichten auszeichnete.<sup>68</sup> Die ältere und durch die Chronik des Anonimo Romano evozierte Deutung vom singulären Ausnahmephänomen Cola di Rienzo, welcher mit seiner einmaligen Bildung die Massen bewegen und beeinflussen konnte<sup>69</sup>, ist nicht mehr zu halten.<sup>70</sup> Vielmehr muss von einer breiteren – gebildeten und ökonomisch aufstrebenden<sup>71</sup> – sozialen Basis ausgegangen werden, welche aktiv an der stadtrömischen Politik beteiligt war, wenngleich diese Beobachtung nicht mit modernen demokratischen Vorstellungen von universeller Partizipation bis hinunter zum *popolo minuto* überfrachtet werden sollte.

Andererseits wurde in jüngerer Zeit immer wieder insistiert, dass die in den Quellen wahrnehmbare politische Aktivität marginalisierter Gruppen im Mittelalter stets nur die Spitze des Eisbergs darstellt und wir von einem Dunkelfeld der politischen Organisation ausgehen sollten, auf das meist nur bei heftigen Konfrontationen Licht fällt.<sup>72</sup> Die Arbeitshypothese, es habe im Rom des Trecento eine gegen die Barone gerichtete Bewegung gegeben, stellt insofern eine konkrete Operationalisierung dieser Position dar.

Die Forschung zu Revolten und »popular politics«<sup>73</sup> im späten Mittelalter hat in den letzten Jahren zudem immer wieder eingefordert, deren Protagonisten als rationale Akteure aufzufassen und sie nicht nur als passive Objekte anonymer Strukturen oder aristokratischer Politik zu begreifen. Dies erfordert eine gewisse Loslösung von den Quellen, die eine solche Sicht oft nahelegen.<sup>74</sup> Eine Vielzahl von Studien arbeitete heraus, wie Gruppen

68 Vgl. zum Beispiel zur ausgeprägten römischen Buchproduktion *Internullo*, *Ai margini dei Giganti*, S. 94, zu dem auch internationalen bildungspolitischen Wirkungsbereich der Baronelelite ebd., S. 147, und zur vorrangig lokalen kulturellen Aktivität der unteren Schichten ebd., S. 190 und 215. Vgl. allgemein hierzu auch *Modigliani*, *Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo*, S. 98f.

69 Auf die Spitze getrieben wohl bei *Fleischer*, *Rienzo*.

70 Vgl. *Internullo*, *Ai margini dei Giganti*, S. 201 und 239–242. Vgl. zur Quellengrundlage dieser älteren Forschungslesart, welche di Rienzo ein Ausnahmetail zuspricht, die Beschreibung seiner klassischen Bildung, seines rhetorischen Talents und seines Verständnisses antiker Inschriften beim Anonimo Romano: *A. R.*, *Cronica*, S. 104f., und vgl. *Modigliani*, *Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo*, S. 100.

71 Für das Italien des 14.–15. Jahrhunderts lässt sich allgemein eine aufstrebende Mittelschicht feststellen, die gegenüber dem Adel politisch an Einfluss gewann. Rom ist hiervon nicht auszunehmen (vgl. *D'Amico*, *La rivolta di Cola di Rienzo*, S. 47; *Modigliani*, *Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo*, S. 97; *Israel*, *Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari*, S. 151f.), auch wenn die Lage dort – bedingt durch die wichtige Rolle als Zentrum der Christenheit und durch das wirkmächtige antike Erbe – nicht vollends mit der Situation in Nord- und Mittelitalien gleichzusetzen ist (ebd., S. 152f., und *D'Amico*, *La rivolta di Cola di Rienzo*, S. 47).

72 *Jan Dumolyn/Jelle Haemers/Hipólito Rafael Oliva Herrer* u. a., *Medieval Voices and Popular Politics*, in: *dies.* (Hrsg.), *The Voices of the People in Late Medieval Europe. Communication and Popular Politics*, Leiden 2014, S. 1–12.

73 Zu diesem vielschichtigen Forschungsbegriff vgl. *Andy Wood*, *Riot, Rebellion and Popular Politics in Early Modern England*, Basingstoke/New York 2002, S. 5–17, und *Ethan H. Shagan*, *Popular Politics and the English Reformation*, Cambridge/New York etc. 2003, S. 17–19.

74 Vgl. einführend *Justine Firnhaber-Baker*, *Introduction: Medieval Revolt in Context*, in: *dies.* (Hrsg.), *The Routledge History Handbook of Medieval Revolt*, Abingdon/New York 2017, S. 1–15.

außerhalb der etablierten Machtstrukturen verfügbare politische Ressourcen kreativ adaptierten, um ihrer politischen Marginalisierung zu entkommen.<sup>75</sup> Dies birgt offenkundige Erklärungskraft für die spezielle Gestalt populärer Politik im stadtrömischen Kontext, lag doch der Rückgriff auf das antike Erbe hier so nahe wie nirgends sonst. Die auf den ersten Blick beträchtliche ideologische Innovation von Colas Rückgriff auf den Titel des vom Volk erwählten Tribuns lässt sich, statt mit dem Genius di Rienzos, auch aus der Mobilisierungslogik einer politischen Bewegung erklären, die nach dem Trial-and-Error-Prinzip verfügbare politische Ressourcen adaptierte und kombinierte.<sup>76</sup> So ergibt sich eine neue Sicht auf den Ablauf der Ereignisse: Nach dem Scheitern des Versuchs, ein populares Regime mit päpstlichem Segen aus Avignon zu errichten, versuchte man stattdessen, vor Ort in Rom Fakten zu schaffen, und nur diesem Strategiewechsel verdankte Cola di Rienzo seinen kometenhaften Aufstieg. Er führte allerdings zunehmend zu Widersprüchen, welche die Kohäsion und Mobilisierungsfähigkeit der Bewegung infrage stellten, wie der folgende chronologische Abriss zeigen wird. Deshalb wurde die Strategie des Tribunats und mit ihr der Tribun bald wieder fallen gelassen.

Der Begriff »Bewegung« ist ein Anachronismus, insofern er nicht nur den Quellen fremd ist, sondern auch im Denken der Akteure sicher nicht vorkam. Er unterstellt dennoch die historische Existenz einer zumindest rudimentär vorhandenen gemeinsamen Identität, die in der Opposition zu den baronalen Eliten begründet lag. Mit diesem abstrakten Akteur als Klammer erscheint es möglich, verschiedene Protestepisoden miteinander zu verbinden.<sup>77</sup> Alternative Begriffe wie »Revolte«, »Aufstand« oder »Unruhe« verengen hingegen den Blick auf einzelne prominente Ausbrüche von Konflikten und geben zudem stets die »obrigkeitliche Optik« wieder.<sup>78</sup> So entsteht eine Alternative dazu, Cola di Rienzo als Ausnahmephänomen zu deuten, als begnadeten Rhetor, der »die Massen« lenkte, und deswegen die in den Quellen wahrnehmbare politische Dynamik nur noch individualpsychologisch zu erklären. Freilich können Colas herausragende Bedeutung und sein beträchtliches Charisma nicht bestritten werden, sonst liefe man wiederum Gefahr, ihn zum ausführenden Agenten größerer Strukturen zu degradieren. Die Rechtfertigung für den Anachronismus »Bewegung« ist vielmehr, die komplexe Interaktion zwischen ihr und di Rienzo in den Blick nehmen zu können.<sup>79</sup> Auf diese Weise können sowohl der Aufstieg als auch das Ende des Tribuns in ein kohärentes Modell gefasst werden, ohne das Klischee von der Wankelmütigkeit der Massen oder den geistigen Zustand di Rienzos als Ad-hoc-Erklärungen heranzuziehen.

75 Vgl. *John H. Arnold*, Religion and Popular Rebellion. From the Capuciati to Niklashausen, in: *Cultural & Social History* 6, 2009, S. 149–169.

76 Vgl. *Donatella della Porta/Mario Diani*, Social Movements. An Introduction, Oxford 2009, S. 15: »The type and nature of the resources available explain the tactical choices made by movements and the consequences of collective action on the social and political system«.

77 In unserem Fall zum Beispiel vorangegangene populäre und antibaronale Bestrebungen in den Jahren 1312, 1327, 1339 und 1342, vgl. *Seibt*, Revolution in Europa, S. 139. Vgl. zu der längeren Tradition antimagnatischen Vorgehens in den italienischen Kommunen allgemein *Rehberg*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 122.

78 *Andreas Würgler*, Unruhen und Öffentlichkeit. Städtische und ländliche Protestbewegungen im 18. Jahrhundert, Tübingen 1995, S. 29.

79 Dieser Ansatz verhindert die Tendenz, den namentlich unbekannteren Akteuren aufgrund ihrer Anonymität eine Geschichtslosigkeit zu unterstellen, in der bei jeder neuen Konfrontation die soziostrukturellen Rahmenbedingungen die Rollen neu verteilen und eine unabhängige Eigen-dynamik aufgrund dieser mechanistischen Logik nicht mehr denkbar ist. Vgl. zum dialogischen Charakter der Handlungen di Rienzos als Element der Konsensbildung und Interaktion *Modigliani*, Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo, S. 104.

## IV. EIN ZWEITER ANACHRONISMUS: REVOLUTION

Vor der unkritischen Übernahme der Konzepte der Bewegungsforschung für die Vormoderne wird mitunter gewarnt: Dieter Rucht darf stellvertretend für jene gelten, welche die Spezifik von »sozialen Bewegungen« für die Moderne betonen:

»Erst wenn Gesellschaft als ›hergestellte Wirklichkeit‹ [...] denkbar wird, kann ein historisches Subjekt auftreten, das einen grundlegenden gesellschaftlichen Gestaltungsanspruch erhebt, das Gesellschaft als Projekt begreift. Vormoderne historische Bewegungen, angefangen von den Sklavenaufständen der Antike bis hin zu den Bauernrevolten des frühen 16. Jahrhunderts, waren Bemühungen um die Wiederherstellung einer alten Ordnung. Die Revolte der Untertanen wie deren Repression durch die Obrigkeit berief sich auf [...] hergebrachte göttliche oder natürliche Rechte. Nicht die traditionale Ordnung, sondern die Abweichung davon war Gegenstand der Kritik [...]«. <sup>80</sup>

Dasselbe ließe sich für den Begriff der Revolution anführen: Er impliziert die Denkbarkeit von fundamentalem, transformativem Wandel und sicherlich verweist Reinhart Kosellecks viel zitiertes Diktum, dass es »erst seit rund 1780 denkbar [wurde], Geschichte machen zu können« auf einen bedeutsamen historischen Prozess. <sup>81</sup> Vor diesem Hintergrund erscheint die Formulierung einer »Revolution des Cola di Rienzo« aus denselben Gründen anachronistisch wie die Annahme, es habe eine gegen die Barone gerichtete politische Bewegung gegeben: Niemand, der sich 1347 hinter den Putsch des Cola di Rienzo stellte oder seinen Aufstieg zum Tribunen wohlwollend begleitete, tat dies in dem Glauben, die Gesellschaft in unserem modernen Sinne zu revolutionieren. Guy Fourquin stellte diesbezüglich fest: »The revolutionary proclaims the beginning of a totally new era in history, ›a history never before recounted‹. All such things are distinctly foreign to the Middle Ages«. <sup>82</sup> So sprach Cola di Rienzo dann auch meist von »reformacio« oder »renovacio« um seine Ziele auszudrücken, zwei Begriffe, die heute geradezu als Gegenbegriffe zu Revolution verstanden werden. <sup>83</sup>

Zu denken gibt allerdings die langsam einsetzende Herausbildung eines politischen Revolutionsbegriffs in Oberitalien zu eben jener Zeit, der sich als semantische Erweiterung des so bezeichneten Umlaufs der Gestirne entwickelte. <sup>84</sup> 1355 erscheint der Revolutionsbegriff – nördlich der Alpen – mit Bezug auf politische Konflikte in Rom, als der Prior von St. Eloi für den französischen König Livius übersetzt und die Parteikämpfe dabei als »révolutions de divers traitements« wiedergibt – deutlich ist hierbei noch die dem astronomischen Sinn eng verwandte temporale Semantik vorherrschend. <sup>85</sup> Dennoch bleibt festzuhalten: In der Mitte des 14. Jahrhunderts, einer Epoche mit intensiven sozialen Konflikten

<sup>80</sup> Dieter Rucht, Gesellschaft als Projekt – Projekte in der Gesellschaft, in: Ansgar Klein/Hans-Josef Legrand/Thomas Leif (Hrsg.), Neue soziale Bewegungen. Impulse, Bilanzen und Perspektiven, Opladen/Wiesbaden 1999, S. 15–27, hier: S. 16.

<sup>81</sup> Vgl. Reinhart Koselleck, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main 1979, S. 262.

<sup>82</sup> Vgl. Guy Fourquin, The Anatomy of Popular Rebellion in the Middle Ages, Amsterdam 1978, S. XII.

<sup>83</sup> Vgl. Seibt, Revolution in Europa, S. 159. Seibt verweist hier zudem auf Monika-Beate Juhar, die für diese Feststellung vor allem auf di Rienzos spätere Briefe aus seiner böhmischen Zeit am Hof Karls IV. zurückgreift. Vgl. Monika-Beate Juhar, Der Romgedanke bei Cola di Rienzo, Diss., Kiel 1977, S. 119–138.

<sup>84</sup> Vgl. Jörg Fisch, Art. Revolution. Kap. III. Mittelalter, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 5, Stuttgart 1984, S. 670–685, hier: S. 672. Vgl. Miglio, Parola e gesto nella società comunale, S. 131.

<sup>85</sup> Karl-Heinz Bender, Revolutionen. Die Entstehung des politischen Revolutionsbegriffes in Frankreich zwischen Mittelalter und Aufklärung, München 1977, S. 14.



und popularen Unruhen<sup>86</sup>, entsteht der politische Begriff »Revolution« – wenngleich mit einer klar von der heutigen zu unterscheidenden Semantik.

Ohne die Differenzen zu den revolutionären Projekten und »im Wortsinne sozialen Bewegungen« (Rucht) der Moderne zu verwischen<sup>87</sup>, bietet diese Beobachtung Anlass, zu erwägen, ob der Anachronismus »Revolution« nicht ebenfalls einen analytischen Mehrwert brächte, gelänge es, ihn zu kontrollieren. Ferdinand Seibt führte an, es habe »frühe« Revolutionen gegeben, die von denjenigen der Moderne deshalb zu trennen seien, weil sie sich eben nicht als »Ausbruch aus der Geschichte« verstanden:

»Die ideologischen Argumente der [frühen] Revolutionen sind sämtlich der Geschichte entnommen, der geoffenbarten, der geschriebenen, der erdichteten oder der ›aus der Natur‹ rekonstruierten. Schon der Begriff spricht ja in Wirklichkeit für einen historischen Bezug, denn was ›re-voltiert‹, das heißt ›zurückgewälzt‹ werden soll, das sucht seinen Weg zuerst in einem verlorenen Urzustand, die Korrektur einer verfehlten Entwicklung, ja der Fortschritt selbst können je und je nur in wirklichen oder angeblichen historischen Entwicklungslinien gedacht werden.«<sup>88</sup>

Für Ferdinand Seibt begann diese Linie mit Cola di Rienzo. Seibts Narrativ nimmt dabei vor allem die Person des Tribuns in den Fokus, denn dieser sei der »erste Führer, Träger, Organisator und Ideologe einer frühen Revolution« gewesen.<sup>89</sup> In seinem Denken fänden wir, so Seibt, eine »Gut-versus-Schlecht-Logik«, und mit dieser sollten unter Rückgriff auf die Vergangenheit die politischen Realitäten nicht nur der Römer, sondern aller Italiener grundlegend umgestaltet werden, wobei diese Logik auch keine Rücksicht mehr auf bestehende Rechtsnormen genommen habe.<sup>90</sup> Wie eine Darstellung der Ereignisse erweisen wird, muss man Seibts Fixierung auf das Innenleben seines Protagonisten nicht übernehmen, um ihm darin zu folgen, dass ab einem gewissen Punkt des Jahres 1347 – etwa dem 1. August – die politische Rhetorik eine unduldsame Dichotomie aufweist. Nicht umsonst charakterisiert Ronald Musto sie als »Politics of a New Age«, die sich aus einer Verschmelzung von verfügbaren ideologischen Ressourcen ergibt: »when the Romans listened to Cola's speeches and helped him form his buono stato, they probably had in mind something far closer to ›the good New Age‹ than anything a straightforward translation like ›good state‹ or ›good estate‹ could ever provide.«<sup>91</sup> Damit besaß seine Rhetorik für Ferdinand Seibt »die revoltierende Qualität«, die »[...] autoritäre Distanz eines Goldenen Zeitalters [...] der antiken Kaiserzeit, des paradiesischen Urzustandes oder der urkirchlichen Verhältnisse [...]«.<sup>92</sup> Für Monika-Beate Juhar bestand für di Rienzo »[d]ie Erneuerung in seinem Zurückführen in die ursprüngliche, gottgewollte Verfaßtheit der Welt, sie ist ein ›reformare‹ im Gegensatz zum ›deformare‹.«<sup>93</sup>

86 Vgl. *Modigliani*, Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo, S. 97; *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 151f. Eine der besten Überblicksdarstellungen über die Entwicklungstendenzen der politischen Struktur im 14. Jahrhundert bietet *Watts*, The Making of Politics, S. 1–34. Für die Verbreitung von Revolten vgl. *Chris Wickham*, Looking Forward: Peasants' Revolts in Europe, 600–1200, in: *Firnhaber-Baker*, The Routledge History Handbook of Medieval Revolt, S. 155–167, und *Peter Blickle*, Revolten in Europa 1200–1800, in: *Gabriella Erdélyi* (Hrsg.), Armed Memory. Agency and Peasant Revolts in Central and Southern Europe (1450–1700), Göttingen 2016, S. 41–57.

87 Vgl. *Rucht*, Gesellschaft als Projekt, S. 17.

88 *Seibt*, Revolution in Europa, S. 36.

89 Ebd., S. 138.

90 Ebd., S. 158f.

91 *Musto*, Apocalypse in Rome, S. 150.

92 *Seibt*, Revolution in Europa, S. 134.

93 *Juhar*, Der Romgedanke bei Cola di Rienzo, S. 137.

Auch unser Chronist, der Anonimo Romano, legt dem jungen Cola di Rienzo, gleichsam als literarisches Leitmotiv seiner dort einsetzenden Erzählung über den Tribun, in den Mund, er habe bei der Übersetzung antiker Inschriften zu Gott aufgerufen: »Wo sind diese guten Römer? Wo ist ihre ganze Gerechtigkeit? Könnte ich nur in dieser Zeit leben!«<sup>94</sup> Dies zeigt, dass die Indienstnahme der Vergangenheit für die Gestaltung der Zukunft auch von ihm als charakteristisch für di Rienzos Politik aufgefasst wurde. Dass sie aber keine genuine Erfindung Colas war, wie es sich beispielsweise bei Ferdinand Seibt liest, lässt sich erahnen, wenn wir unseren anonymen Gewährsmann als Teil der oben postulierten Bewegung lesen: Bereits in seinem – konzeptionell stark an das Methodenkapitel des Thukydides erinnernden – Proömium schreibt er:

»Erstens wird der Leser hier Dinge geschrieben finden, die sich in der Zukunft ähnlich wieder ereignen werden und so die Wahrheit in Salomons Worten erfahren: »Es gibt nichts Neues unter [der] Sonne; was neu scheint, ist bereits geschehen«. Der andere Grund [der Niederschrift der Chronik] war: Es werden sich viele schöne und gute Beispiele finden.«<sup>95</sup>

Für Anhänger der popularen stadtrömischen Bewegung konnte in der Mitte des Trecento die ferne antike Vergangenheit eine rhetorische Funktion übernehmen, welche die »autoritäre Distanz« des Revolutionären aufscheinen lässt.<sup>96</sup> Offen bleibt dann die Frage: Wie konnte sich dies aus der politischen Dynamik der Bewegung ergeben und wie prägte es diese wiederum? Deshalb soll die Bewegung im Folgenden in vier Phasen geteilt werden, in welchen sich eine revolutionäre Rhetorik als Ergebnis inhärenter Widersprüche bei der Kombination politischer Ressourcen herausbildet, die dann aber letztlich auch nur Rhetorik bleibt und nicht in der Lage war, einen einsetzenden Prozess der Demobilisierung aufzuhalten.

## V. DAS SCHEITERN DER »AVIGNONESISCHEN STRATEGIE«: VON 1342 BIS ZU COLAS RÜCKKEHR NACH ROM 1344

Um die Dynamik der Bewegung im Sommer 1347 zu verstehen, muss zunächst die Ausgangssituation in den Blick genommen werden. Diese erste Phase ließe sich als »avignonesische Strategie« bezeichnen. Durch die Auswirkungen der Abwesenheit des Heiligen Stuhls kam es im Trecento zu mehreren diplomatischen Versuchen der Stadt Rom, den Papst zu einer Rückkehr aus Avignon zu bewegen.<sup>97</sup> Auch 1342, nach der Wahl von Papst Clemens VI., machte sich eine Gesandtschaft nach Avignon auf, die neben der Rückkehr des Papstes auch den Erlass eines Jubeljahres für das Jahr 1350 erreichen sollte.<sup>98</sup> Gerade

94 A. R., Cronica, S. 105: »Dove soco questi buoni Romani? Dove è loro summa iustizia? Pòterame trovare in tiempo che questi fussino!«

95 A. R., Cronica, S. 4: »La prima, che omo trovaro alcuna cosa scritta la quale se revederao avere in simile, donne conoscerao chello ditto de Salamone è vero. Dice Salamone: »Non è cosa nova sotto lo sole, ché cosa che pare nova stata è. L'aitra cascione de questo è che qui se trovarao moito belli e buoni esempi.«

96 Vgl. Seibt, *Revolution in Europa*, S. 134.

97 Bereits vor dem Gesuch der Kommune Rom 1342 traten Vertreter der Stadt Rom mit diesen Anliegen an die Päpste Clemens V., Johannes XXII. und Benedikt XII. heran, vgl. Schmidinger, *Die Gesandten der Stadt Rom nach Avignon vom Jahre 1342/43*, S. 169, und ders., *Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343*, S. 129.

98 Vgl. ebd., S. 125f. (sowie zu den durch die Stadt Rom als Gegenleistung angebotenen Titel und Ämter in Rom ebd., S. 126–128), und ders., *Die Gesandten der Stadt Rom nach Avignon vom Jahre 1342/43*, S. 169, sowie Rehberg, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 65 und 103.

das zweite (realistischere) Anliegen<sup>99</sup> war vor allem ökonomisch motiviert, waren doch durch die Pilgerströme Mehreinnahmen für die wirtschaftlich angeschlagene Stadt zu erwarten.<sup>100</sup> Die Gesandtschaft traf im November 1342 an der Kurie ein und bestand hauptsächlich aus dem stadtrömischen Adel und Klerus.<sup>101</sup>

Erst nach dem Eintreffen dieser baronal geführten Delegation an der Rhône betrat Cola di Rienzo die Bühne.<sup>102</sup> Dies geschah als Folge einer kurzzeitigen Unterbrechung der baronalen Herrschaft: Noch während die von den beiden Senatoren Stefano Colonna d.J. und Bertoldo Orsini angeführte Gesandtschaft an der Kurie weilte<sup>103</sup>, lief ihre Amtszeit aus. Da der Papst nicht direkt zwei neue Senatoren benannte, fiel die politische Führung der Stadt Rom an den *popolo romano* (Bürgerschaft Roms) zurück und so etablierte sich in Rom ein populärer und durch die Zünfte getragener Regierungsausschuss der sogenannten dreizehn guten Männer (*tredecim boni viri*). Cola di Rienzo machte sich erst im Auftrag dieser *tredecim boni viri* auf den Weg nach Avignon.<sup>104</sup> Dort sollte er vom Leiden der römischen Bevölkerung unter der Tyrannei der Barone berichten und die päpstliche Zustimmung zu einer antibaronalen und republikanischen Neuordnung Roms einholen.<sup>105</sup> Vorrangiges Ziel seines Besuchs war folglich nicht die Rückkehr des Papsttums und der

99 Vgl. *Schmidinger*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, S. 129.

100 Dazu: *Schmidinger*, Die Gesandten der Stadt Rom nach Avignon vom Jahre 1342/43, S. 169, und *ders.*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, S. 131 und 136f.

101 Vgl. hierzu die konzise Beschreibung der Zusammensetzung, nachgezeichnet auf Basis der Aufzeichnung des Konsistorialakts vom 27. Januar 1343 durch den päpstlich-avignonesischen Notar Michael Riccomanni, bei *Schmidinger*, Die Gesandten der Stadt Rom nach Avignon vom Jahre 1342/43, S. 172–185, und vgl. zur Quellenlage (die neben der Notarsaufzeichnung des Konsistorialakts [Arch. Segr. Vat. Arm. XXXIV, tom. 2 A, fol. 77<sup>r-v</sup>] auch auf einer Sammel-supplik der Gesandten und weiteren narrativen Quellen beruht) ebd., S. 170f. Die in der Forschung zum Teil vorgetragene Interpretation, dass die Delegation alle drei römischen Sozial-schichten gleichwertig vertrat (vgl. ebd., S. 171f.), erhärtet sich bei einem Blick auf die Zusammensetzung der Abordnung und unter Einbeziehung der starken Klientelbindungen in Rom (vgl. hierzu beispielsweise bei ebd., S. 179f., den beteiligten Kleriker Jacopus de Annibaldi, der zum baronalen »de Cavis«-Zweig der Annibaldi gehörte) nicht weiter. Vgl. *Duprè-Theseider*, *Storia di Roma*, S. 524f., und *Rehberg*, *Kirche und Macht im römischen Trecento*, S. 279 (und ausführlich zur Gesandtschaft nach Avignon im Allgemeinen ebd., S. 278–282 und S. 536f. für eine prosopografische Übersicht der Gesandtschaft).

102 Vgl. *Schmidinger*, Die Gesandten der Stadt Rom nach Avignon vom Jahre 1342/43, S. 172, und *ders.*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, S. 132f. Häufig wird di Rienzo in der Forschung jedoch als Teil dieser baronalen Gesandtschaft dargestellt oder die beiden Abordnungen nicht klar voneinander getrennt und ihm von daher auch die gleichen Motive zugesprochen, vgl. zum Beispiel *D'Amico*, *La rivolta di Cola di Rienzo*, S. 50.

103 Vgl. *Rehberg*, *Kirche und Macht im römischen Trecento*, S. 278.

104 Vgl. hierzu *A. R.*, *Cronica*, S. 105; *Rehberg*, *Kirche und Macht im römischen Trecento*, S. 278; *Israel*, *Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari*, S. 157; *Schmidinger*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, S. 131f. Auch deswegen bezeichnet sich Cola di Rienzo selber in seinem Bericht von Avignon nach Rom als »consul, orphanorum, viduarum et pauperum unicus popularis legatus ad dominum nostrum Romanum pontificem«, vgl. *Konrad Burdach*, *Vom Mittelalter bis zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung*, Bd. 2: Briefwechsel des Cola di Rienzo, Teil 1–5, Berlin 1912–1929, Teil 3, S. 4–8 (Nr. 2), hier: S. 8.

105 *Miglio*, *Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo*, S. 449f.; *Schmidinger*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, S. 132.

Erlaß eines Jubeljahres.<sup>106</sup> Er sollte die baronale Macht in der Stadt durchbrechen und päpstlich legitimiert eine neue politische Ordnung einführen.<sup>107</sup> Der wichtige Teilerfolg der baronalen Gesandtschaft, wenigstens das Jubeljahr zugesprochen bekommen zu haben<sup>108</sup>, kann letztlich gar nicht allein Cola di Rienzo zugesprochen werden, auch wenn er ihn später für sich beanspruchte.<sup>109</sup>

Bereits hier bröckelt das Narrativ von Cola di Rienzo als genialer Staatsmann, dessen politischer Stern durch seine erfolgreiche Teilnahme an der Gesandtschaft 1342/43 aufzusteigen begann. Wir sehen hier eher einen sicherlich charismatischen und redengewandten Legaten als Sprachrohr einer breiteren Bewegung, der es darum ging, die Gelegenheit zu ergreifen, die sich mit dem Auslaufen der päpstlich bestimmten Senatorenämter in Rom ergab.<sup>110</sup> Ihre Strategie war es, einen der ihnen als Gegenpart zur baronalen Gesandtschaft nach Avignon zu entsenden – den charismatischen Notar Cola di Rienzo – und Papst Clemens VI. als Verbündeten gegen die Barone zu gewinnen. Bereits bei dessen Vorgänger Benedikt XII. hatte man sich über die Barone beklagt und Abhilfe erbeten.<sup>111</sup>

Das Vorgehen war keineswegs völlig unbegründet, hatte der Papst doch vermutlich die populäre Formierung der dreizehn guten Männer absichtlich entstehen lassen, um Verhandlungsmasse gegen die baronale Macht im Patrimonium Petri zu gewinnen. Doch die Strategie päpstlicher Rückendeckung zerschellte an der Mauer der eng mit dem Baronaladel verbundenen Kurie<sup>112</sup>, und der Papst entschied spätestens mit der Ernennung zweier neuer baronaler Senatoren am 15. Mai 1343 zuungunsten der *tredecim boni viri*.<sup>113</sup>

Die Gesandtschaften beider Parteien verweilten allerdings auch nach dem päpstlichen Konsistorialakt weiter an der Kurie, wobei Karriere und persönliche Vorteilsnahme sowohl

106 Wie häufig vermutet, unter anderem bei *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 157.

107 *Schmidinger*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, S. 132.

108 Vgl. *Schmidinger*, Die Gesandten der Stadt Rom nach Avignon vom Jahre 1342/43, S. 186. Die entsprechende Bulle heißt »Unigentius Dei Filius« (Arch. Cap.S.Pietro, Caps. I, fasce. 254, Nr. 5, vgl. hierzu *ders.*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, S. 133f.).

109 Unter anderem durch eine Statue von Clemens VI. und eine an den Erfolg erinnernde Inschrift im Hospital Santo Spirito, vgl. hierzu *Pietro De Angelis*, Il giubileo dell'anno 1350 e l'ospedale di Santo Spirito in Saxia, Rom 1949, S. 18f.; *Rehberg*, Kirche und Macht im römischen Trecento, S. 278; *Schmidinger*, Die Gesandten der Stadt Rom nach Avignon vom Jahre 1342/43, S. 178f.; *Miglio*, Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo, S. 448; sowie *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 157. Vgl. grundlegend zur Bedeutung des Hospitals Santo Spirito im Trecento *Rehberg*, I papi, l'ospedale e l'ordine di S. Spirito nell'eta avignone. Bemerkenswert ist dabei die Wahl des Ortes durch di Rienzo, der mit dem Hospital auf das wichtigste römische Hospital des Trecento mit großer Bedeutung für die Stadt zurückgreift (ebd., S. 98f.), welches zudem durch eine große Nähe zur Kurie und zu den Orsini besticht (ebd., S. 37, 49, 78f. und 85).

110 Vgl. für eine Einordnung di Rienzos in den sozialen Rahmen *Miglio*, Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo, S. 450.

111 Vgl. *Schmidinger*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, S. 132.

112 Vgl. ebd., S. 134, und grundlegend zur Verbindung der Barone – vor allem der Colonna – mit der Kurie *Rehberg*, Kirche und Macht im römischen Trecento, insb. S. 197–207.

113 Nämlich Matteo Orsini und Paolo Conti. Vgl. *Schmidinger*, Die Gesandten der Stadt Rom nach Avignon vom Jahre 1342/43, S. 172f., und *ders.*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, S. 134. Vgl. zur ambiguen Rolle di Rienzos in diesem Kontext auch *Rehberg*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 105, und *ders.*, Kirche und Macht im römischen Trecento, S. 281.

bei di Rienzo als auch bei den baronalen Vertretern sicherlich ins Kalkül mit eingingen.<sup>114</sup> Für die Barone – angeführt durch Stefano Colonna d. J. und Bertoldo Orsini – ging es um Interventionen auf dem kurialen Pfründenmarkt im Sinne ihrer jeweiligen Klientele.<sup>115</sup> Doch darüber hinaus scheint die populäre Strategie weiterhin gewesen zu sein, die Geschichte Roms in Avignon zu regeln: Cola blieb politisch rege.<sup>116</sup> Sicherlich war einer der Gründe für sein Verweilen, dass er sich mächtige baronale Feinde gemacht hatte und in Rom nicht mehr sicher war. Auch wollte der ohne Zweifel karrierebewusste Notar wohl nicht mit leeren Händen zurückkehren.<sup>117</sup> Doch versteht man den späteren Tribun nicht nur als Einzelperson, sondern als Sprachrohr eines kollektiven Akteurs, der durch den päpstlichen Schiedsspruch sicher nicht einfach demobilisiert wurde, so lässt sich über Colas persönliche Motive hinaus eine Dynamik vermuten, in der sich die Strategie der Bewegung zunehmend an einem Trial-and-Error-Prinzip orientierte: Der erste Versuch, eine populäre Regierung päpstlich legitimieren zu lassen, war zwar gescheitert, doch auch für alternative Strategien schien pontifikale Legitimation unerlässlich. Der am päpstlichen Hof inzwischen etablierte Gesandte di Rienzo sollte ihr Träger werden, damit man mit ihm – und sei es nur als Gallionsfigur – Fakten vor Ort in Rom schaffen konnte. Tatsächlich konnte di Rienzo, mithilfe der Vermittlung Francesco Petrarca's<sup>118</sup>, Clemens VI. dazu bewegen, ihn zum Familiar zu ernennen, was ihn vor der Rache der Barone schützte, doch erst nach seiner Ernennung zum päpstlichen Notar der Camera Urbis Roms reiste Cola im Juni 1344 wieder an den Tiber.<sup>119</sup> Dies wurde oft und mit Recht als bemerkenswerter Karrieresprung di Rienzos gewertet, doch es steht darüber hinaus auch für einen Strategiewechsel der populären Bewegung: Ihr Sprachrohr war nun an einer der Schaltstellen der kommunalen Administration und hatte tiefen Einblick in das politische Geschäft im Senat.<sup>120</sup> Diese päpstlich legitimierte Position diente aber zugleich als gegen baronale Vergeltung immune Mobilisierungsressource.<sup>121</sup> Die Bewegung hatte ihr Vorgehen modifiziert und richtete es nun auf die Person Cola di Rienzo aus.<sup>122</sup> Man hatte seine Lehren aus

114 Vor allem aus persönlichen Gründen, da man sich noch persönliche *beneficia* erhoffte, vgl. *Schmidinger*, Die Gesandten der Stadt Rom nach Avignon vom Jahre 1342/43, S. 170, und *Rehberg*, Kirche und Macht im römischen Trecento, S. 278f.

115 Ebd., S. 278f.

116 *Schmidinger*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, S. 138.

117 Ebd., S. 135f.

118 Vgl. ebd., S. 135, und *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 155f.

119 *Modigliani*, Popolo Romano e Tribunato nel pensiero e nell'azione di Cola di Rienzo, S. 52; *D'Amico*, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 50f., und vgl. *Schmidinger*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, S. 135f.

120 Vgl. grundlegend zum römischen Beamtenapparat: *Andreas Rehberg*, Gli scribasenato e le riformanze perdute di Roma (fine XIII–XIV secolo), in: *Antonella Mazzon* (Hrsg.), *Scritti per Isa: Raccolta di studi offerti Isa Lori Sanfilippo*, Rom 2008, S. 795–823, hier insb. zu den vorrangig behandelten 1340er-Jahren S. 801f. und 805–807 (insb. S. 806f. zur Rolle Cola di Rienzos), sowie S. 811–813 (zur bedeutenden Rolle des *scribasenatus*, der aus den Kreisen der Notare erwählt wurde).

121 Für *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 157, und *Rehberg*, Klientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 105, diente diese Position als Voraussetzung für die folgenden Ereignisse bis hin zur Machtaneignung des Jahres 1347.

122 Hier zeigt sich deutlich der Vorteil, die Bewegung als eigenen kollektiven Akteur zu interpretieren, insbesondere im Vergleich zu der eigentlich unplausiblen Interpretation von Musto, der davon ausgeht, dass nach der Entscheidung des Papstes zur Einsetzung der baronalen Senatoren sich die Bewegung einfach aufgelöst habe. Hier zeigt sich, wie weitreichend die Konsequenzen des Fokus auf die Person des Tribuns selbst in den ihn kontextualisierenden Darstellungen sein können. Vgl.: *Musto*, Apocalypse in Rome, S. 103.

dem Debakel in Avignon 1342/43 gezogen: Der Papst sollte nun nicht mehr als aktiver Akteur die politische Neuordnung gestalten, jedoch blieb er als legitimierende Ressource unerlässlich.

Dieser Widerspruch erschien lösbar, indem man die pontifikale Autorität in der Gestalt di Rienzos verankerte. So wurde der Notar der Ankerpunkt einer neuen Strategie als Abkehr von dem Vorgehen in Avignon. Die Strategie der Zuspitzung auf die Person di Rienzo legte nun aber den Grundstein für eine Eigendynamik, in der die Erfordernisse der Mobilisierung die Verwendung spezieller stadtrömischer Ressourcen nahelegte, die weit in die Vergangenheit wiesen und somit das transformative Potenzial einer zwar entfernten, aber dennoch im Diesseits möglichen besseren Ordnung anzapften.

#### VI. COLA ZURÜCK IN ROM – VON DER ANTIBARONALEN KAMPAGNE BIS ZUM PUTSCH AN DER SEITE DER ORSINI (1344 BIS FRÜHJAHR 1347)

Die Bewegung versuchte nun, als »mobilisierender Akteur« im römischen Stadtraum eine breitere Basis zu erlangen. Ihre Strategie und ihre Trägergruppen werden mit der Rückkehr Cola di Rienzos nach Rom im Juni 1344 quellenmäßig besser fassbar. Insbesondere die dynamischen und wirtschaftlich prosperierenden Schichten des *popolo romano*, denen die ständige Fehdeführung der Barone besonders zusetzte<sup>123</sup>, konnten durch die Integrationsfigur di Rienzo<sup>124</sup> eingebunden werden.<sup>125</sup> Diese können wir insbesondere in den *bovacterii* (Agrargroßgrundbesitzer), den *mercanti* (Händler), den *cavallerotti* (Ritter) sowie dem Klerus und dem gebildeten aber sozialabstiegsbedrohten unteren und nicht baronalen Stadtadel, der *nobiltà* greifen.<sup>126</sup> Der Sozialstatus der Unterstützer war zweifellos wichtig<sup>127</sup>, um ein glaubhaftes Gegenbild zu den Baronen zu zeichnen.<sup>128</sup>

123 Vgl. *Miglio*, *Gli ideali di pace e di giustizia in Roma*, S. 60.

124 Vgl. *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 28–33; *D'Amico*, *La rivolta di Cola di Rienzo*, S. 51; *Israel*, *Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari*, S. 156.

125 Eine erste Analyse der sozialen Trägergruppen Cola di Rienzos leistete *Macek*, *Les racines sociales de l'insurrection de Cola di Rienzo*. Sie ist jedoch mittlerweile überholt, vgl. *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 147f.; *Juhar*, *Der Romgedanke bei Cola di Rienzo*, S. I–XXIV.

126 Vgl. grundlegend *Clara Gennaro*, *Mercanti e bovattieri nella Roma della seconda metà del Trecento*, in: *Bullettino dell'Istituto storico italiano per il Medio Evo* 78, 1967, S. 155–203, hier insb. S. 156. Für Gennaro sind insb. die *cavallerotti* und die *mercanti* als zentrale Trägergruppen zu benennen. Vgl. *Miglio*, *Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo*, S. 445–448 (mit einer präzisen Auflistung und sozialen Verortung der personifizierbaren Anhänger di Rienzos) und S. 452; *Miglio*, *Gli ideali di pace e di giustizia in Roma*, S. 70; *Israel*, *Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari*, S. 156f.; *Modigliani*, *Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo*, S. 99f. Vgl. zudem grundlegend für die für Rom zentrale Aufspaltung des Adels in ein kleine abgeschlossene obere Schicht des städtischen Adels, die mächtigen Barone und den sozialabstiegsbedrohten niederen Adel: *Sandro Carocci*, *Una nobiltà bipartita. Rappresentazioni sociali e lignaggi preminenti a Roma nel Duecento e nella prima metà del Trecento*, in: *Bullettino dell'Istituto storico italiano per il Medio Evo* 95, 1989, S. 1–52; vgl. auch *Andreas Rehberg*, *Nobiles, milites e cavallerotti nel tardo duecento e nel trecento*, in: *Sandro Carocci*, (Hrsg.), *La Nobiltà Romana nel Medioevo*, Rom 2006, S. 413–460.

127 *Israel*, *Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari*, S. 151.

128 Vgl. *Miglio*, *Gli ideali di pace e di giustizia in Roma*, S. 59 und 69f., und *ders.*, *Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo*, S. 450. Für frühe programmatische Schriften di Rienzos an Sizilien und Viterbo und weitere Städte vgl. *Burdach*, *Briefwechsel des Cola di Rienzo*, Teil 3, S. 17–25 (Nr. 7/8) und S.37–41 (Nr. 14).

Die Bewegung nutzte von Beginn an eine reichhaltige öffentliche Symbolpolitik, die insbesondere auf bereits vorhandene und bekannte symbolische Ressourcen zurückgriff<sup>129</sup>, welche sich vorrangig in dem wirkmächtigen Erbe der römischen Antike fanden.<sup>130</sup> Cola di Rienzo stand hierbei als päpstlicher Notar der Camera Urbis stets im Mittelpunkt der Inszenierungen. Aufsehenregende Inschriften und Bilder gehörten nach di Rienzos Rückkehr zu den beliebtesten öffentlichen Medien der Bewegung<sup>131</sup>, mit welcher sie eine allgemeine Krise der heiligen Stadt beschwor. Am bekanntesten ist sicherlich die Darstellung einer personifizierten Roma an der Fassade des Senatorenpalasts, die in einem Boot, gesteuert von als Tieren dargestellten Ruderern, sinnbildlich für die lasterhaften Personen aus allen Schichten der römischen Gesellschaft, Schiffbruch erleidet.<sup>132</sup> Der bedeutungsgeladene Ort der Zurschaustellung zeigt dabei aber auch, dass die Bild- und Symbolsprache insbesondere die für die Regierungsgeschäfte im Senatorenpalast verantwortlichen Barone der Stadt diffamierte, und definierte so die für Bewegungen so wichtige gemeinsame Identität als primär antibaronal.<sup>133</sup> So effektiv diese antibaronale Rhetorik zu diesem Zeitpunkt auch war, sollte sie sich später als Achillesferse herausstellen, als die baronale Macht auch durch Cola di Rienzo nicht endgültig eliminiert werden konnte.

Die Angriffe auf das baronale Regiment nahmen die Züge einer regelrechten Kampagne an: Ermöglicht wurde dies, weil der päpstliche Familiar Cola di Rienzo gleichsam als Furnier legitimer Kritik wirken konnte: Wir dürfen vermuten, dass Cola di Rienzos päpstlich gesicherte Stellung der Grund war, weswegen keine der baronalen Familien diesem Treiben ein Ende setzen konnte.<sup>134</sup> Ähnliche Inszenierungen folgten 1346, als man zu Beginn des Jahres ein ebenso spektakuläres Bildmotiv an der Kirche *Sant'Angelo in Pescheria* anbrachte<sup>135</sup>, mit einer unzweideutigen Inschrift, welche »die nahende Zeit der großen Gerechtigkeit« ankündigte.<sup>136</sup> Der in die Zukunft weisende transformative Anspruch wird hier einerseits deutlich, andererseits sagte eine fast zeitgleiche inschriftliche Botschaft der

129 *Modigliani*, *Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo*, S. 97f. Vgl. *Israel*, *Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari*, S. 158f. Zur Bedeutung von Symbolen als Ressource für öffentliche Politik im Trecento vgl. *Miglio*, *Parola e gesto nella società comunale*, S. 142.

130 Vgl. grundsätzlich zur Bedeutung der römischen Antike beziehungsweise des antiken Überrests für die Identitätsbildung der Stadt Rom *D'Amico*, *La rivolta di Cola di Rienzo*, S. 47f., und für das Trecento im Speziellen *Heindl*, *Moving the Masses*, S. 299 und 304, sowie für das politische Handeln di Rienzos *Miglio*, *Il progetto politico di Cola di Rienzo*, S. 63, und *ders.*, *Gli ideali di pace e di giustizia in Roma*, S. 59.

131 *D'Amico*, *La rivolta di Cola di Rienzo*, S. 51f.

132 Vgl. *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 106f., und *A. R.*, *Cronica*, S. 146 und 106f. Vgl. auch *D'Amico*, *La rivolta di Cola di Rienzo*, S. 52f. Zur Bedeutung öffentlicher, gut zugänglicher und hochfrequenzierter Orte für die politischen Botschaften Cola di Rienzos vgl. *Heindl*, *Moving the Masses*, S. 301, und vgl. zur bewusst inszenierten Bedeutung der städtischen Topografie in der Narration des Anonimo Romano ebd., S. 303, und *Modigliani*, *Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo*, S. 97 und 100. Vgl. zudem allgemein zur Nutzung des öffentlichen urbanen Raumes zur politischen Kommunikation durch die an Bedeutung gewinnende städtische Mittelschicht im italienischen Trecento ebd. Vgl. zu den vorrangig genutzten Medien *Maire Vigueur*, *L'altra Roma*, S. 281.

133 Diese öffentlichen politischen Inszenierungen waren zentraler Bestandteil des Versuchs, in einer instabilen Zeit ein neues politisch-soziales System zu etablieren und dafür Konsens zu erzeugen, *Modigliani*, *Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo*, S. 101. Vgl. auch *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 105.

134 Zu di Rienzos Stellung und diesem Inszenierungsprogramm im Allgemeinen vgl. *Rehberg*, *Kirche und Macht im römischen Trecento*, S. 281–283.

135 *A. R.*, *Cronica*, S. 109f.; vgl. *Collins*, *Cola di Rienzo*, S. 163.

136 *A. R.*, *Cronica*, S. 110: »Veo lo tiempo della granne iustizia, e ià taci fi' allo tiempo«.

Bewegung an der Kirche San Giorgio in Velabro die Rückkehr antiker Glorie und guter Regierung voraus.<sup>137</sup> Zukunft und Vergangenheit waren in der Agitation der Bewegung ein Gegenbild zur Gegenwart, genau darin letztlich aber eine unauflösliche Einheit.

Im Herbst 1346 fand diese Symbolpolitik einen ersten Höhepunkt in einer Inszenierung der angeblich durch Cola di Rienzo wiederentdeckten Bronzetafel mit der berühmten »Lex de imperio Vespasiani«, welche in der päpstlichen Basilika San Giovanni in Laterano stattfand.<sup>138</sup> Di Rienzo ließ die Inschrift aufstellen, verlas, übersetzte und interpretierte ihren Inhalt vor dem versammelten *popolo* und in Anwesenheit eines juristischen Fachpublikums.<sup>139</sup> Di Rienzos Kernanliegen war dabei, zu vermitteln, dass in der Antike die Macht des Kaisers vom *populus romanus* übertragen gewesen sei.<sup>140</sup> Es spricht Bände über die Kohäsion (und das Sanktionspotenzial) der Bewegung, dass diese Deutung im Sinne einer »römischen Volkssouveränität« (Ferdinand Seibt) unwidersprochen blieb.<sup>141</sup> All diese Akte öffentlich inszenierter Politik sind, so Anna Modigliani, als Teil einer dialogischen Konsensbildung zwischen di Rienzo und den für die Bewegung zentralen Sozialschichten des *popolo romano* zu interpretieren.<sup>142</sup> Cola di Rienzo war sicherlich nicht der einzige, der diese Tafeln verstehen konnte, wie der Anonimo behauptet<sup>143</sup> – vielmehr weist der fehlende Widerspruch auf die in dieser Phase gut funktionierende Einbindung großer Gruppen hin. Sowohl der zeitgenössisch-mittelalterliche Rechtsdiskurs über die Auslegung der antiken »Lex Regia« und somit das Recht des *populus* zur Kaiserwahl<sup>144</sup>, als auch die antike Inschriftentafel als materieller Beweis im Sinne von di Rienzos präferierter Rechtsauslegung, können als verfügbare und durch die Bewegung genutzte Ressourcen verstanden

137 Vgl. A. R., Cronica, S. 110: »In breve tiempo li Romani tornaraco allo loro antico buono stato.«, und vgl. Collins, Cola di Rienzo, S. 162, und D'Amico, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 57f.

138 Vgl. D'Amico, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 51f. Zur zeitgenössischen Beschreibung des Ereignisses vgl. A. R., Cronica, S. 108f.

139 Collins, Cola di Rienzo, S. 159 und 163–165; vgl. auch D'Amico, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 54–56.

140 Laut dem Anonimo Romano endete di Rienzos Rede passend mit der Aussage: »Signori, tanta era la maiestate delle puopolo de Roma, che allo imperatore dava la autoritate. Ora l'avemo perduta.« A. R., Cronica, S. 109. Vgl. zu den verschiedenen spätmittelalterlichen juristischen Auslegungen zur Herrschaftsübertragung D'Amico, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 65, und grundlegend Tilman Struve, Cola di Rienzo: Ein Traum von der Erneuerung Roms und die antike *lex regia*, in: ders. (Hrsg.), Staat und Gesellschaft im Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze, Berlin 2004, S. 204–229. Es ging folglich um eine allgemeine Rückbindung an die städtische Vergangenheit, welche als Deutungsfolie für tagespolitische Zwecke mit der städtischen Gegenwart verknüpft wurde. Vgl. hierzu Heindl, Moving the Masses, S. 300, und Modigliani, Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo, S. 98f., für die die Antike in di Rienzos Handlungen nicht nur Exemplum und Deutungsfolie, sondern zugleich auch Vorbild eines aktuellen zeitgenössischen Wertesystems darstellt, ebd., S. 101, und vgl. Miglio, Il progetto politico di Cola di Rienzo, S. 58.

141 Seibt, Revolution in Europa, S. 157. Dieser Interpretation Seibts kann man jedoch entgegenhalten, dass sich Cola di Rienzo bei der Interpretation der »Lex de imperio Vespasiani« nah am zeitgenössischen Rechtsdiskurs orientierte, vgl. hierzu Struve, Cola di Rienzo, S. 217–220. Seine Behauptungen finden sich also im mittelalterlichen Rechtsverständnis bezüglich der Auslegung der antiken »Lex Regia« wieder, was zumindest teilweise erklärt, dass es zu keinen umfassenden Widerlegungsversuchen gekommen ist.

142 Modigliani, Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo, S. 104: »[...] gli atti legislativi e le manifestazione pubbliche di Cola [...] non possono essere letti altrimenti che come momenti di dialogo, di proposta politica e di verifica del consenso.«

143 A. R., Cronica, S. 104: »Non era altri che esso, che sapessi leiere li antiqui pataffi.«

144 Der juristische Diskurs drehte sich um die Frage, ob es sich um eine dauerhafte (*translatio*) oder begrenzte (*concessio*) Übertragung der Rechte gehandelt habe. Vgl. dazu Struve, Cola di Rienzo, S. 216.



werden. Die Integrationskraft ebenso wie der innovative Umgang mit verfügbaren Ressourcen politischer Legitimität sind typisch für das Vorgehen von Protestbewegungen des 14. Jahrhunderts. Doch die antik-imperiale Beschaffenheit dieser Ressourcen im speziellen Kontext Roms führte zu immer weiter reichenden Ansprüchen, die – wie zu zeigen sein wird – bald in einen Gegensatz zu den tatsächlichen politischen Möglichkeiten geraten sollten.

Für den Moment war diese Rhetorik jedoch der Ausweg für die zuvor in die Sackgasse geratene antibaronale Politik und barg ausreichend Mobilisierungspotenzial. Für die Tage nach Pfingsten 1347 berichtet uns der Anonimo Romano von einem geheimen Treffen Cola di Rienzos und seiner Mitstreiter auf dem Aventin.<sup>145</sup> Das Treffen scheint nicht zufällig in einem orsini-nahen Gebiet stattgefunden zu haben, ebenso wie die identifizierbaren beteiligten Personen größtenteils aus *rioni* der Orsini kamen.<sup>146</sup> Die von Anfang an antibaronale Bewegung scheint zunehmend erkannt zu haben, dass die alten baronalen Klientelnetze nicht einfach aufzulösen waren.<sup>147</sup> Der anfängliche Erfolg der Bewegung erklärt sich auch dadurch, dass sie es verstand, diese stattdessen einzubinden.<sup>148</sup> Die Baronalfamilie der Orsini und ihr Klientel schienen dabei durch ihre Nähe zum Papst, der ja ebenfalls legitimierende Ressource der Bewegung war, und durch ihre im Vergleich zu den Colonna grundsätzlich größere Nähe zu popularen Kreisen, der logische Alliierte, die Colonna hingegen das perfekte baronal-elitäre Feindbild zu sein.<sup>149</sup> In diesem Lichte ist die Wahl des Ortes für diese Verschwörung zu verstehen. Sie ist ein erstes Indiz für die Tendenz der Bewegung, sich die traditionelle Bruchlinie zwischen Orsini und Colonna zunutze zu machen. Gleichzeitig verweist dieser Kompromiss bereits in dieser frühen Phase auf eine Spannung zwischen Rhetorik und wahrhaft »revolutionärem« Potenzial der Bewegung.

Auf dem Aventin scheint nach langer propagandistischer Vorbereitung der Coup beschlossen worden zu sein<sup>150</sup>, denn am 22. Mai 1347 stürmten die Verschwörer unter Colas Führung den Kapitolsplatz<sup>151</sup> und verkündeten die politische Neuordnung der Stadt durch den Erlass eines typisch popularen Programms, welches die Rückkehr zu antiker Größe,

145 Vgl. A. R., Cronica, S. 111. Vgl. Rehberg, Kirche und Macht im römischen Trecento, S. 283f., und D'Amico, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 58. Zu den dort versammelten Anhängern di Rienzos, die sich nur auf den ersten Blick in der »Cronica« als separate Sozialklassen zeigen und vielmehr als Repräsentation der *Nobilità municipale* gedeutet werden müssen, vgl. Rehberg, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 108.

146 Vgl. hierzu Rehberg, Kirche und Macht im römischen Trecento, S. 283f., und ders., Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 111.

147 Zu der zunächst grundsätzlich antibaronalen Rhetorik und der sich sukzessive einstellenden Gewissheit, dass weitere Kreise des *populo romanus* (auch baronales Klientel) für den Erfolg der Bewegung mobilisiert werden mussten, vgl. ebd., S. 105–107, 121 und 140f.

148 Pragmatische Verbindungen zwischen den Baronen und popularen Kreisen waren in Rom nicht unüblich. Gerade populare Bewegungen griffen häufig auf die Unterstützung einer Baronalfamilie zurück, um mit deren Hilfe (und der Unterstützung ihres Klientelnetzwerkes) ihre Ziele zu verfolgen, vgl. ebd., S. 53f.

149 Vgl. Rehberg, Kirche und Macht im römischen Trecento, S. 284–287 und 290f., sowie ders., Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 111–114 und 130. Der Hinweis, dass die Bewegung allerdings auch über die Grenzen der *rioni* hinweg mobilisierte und auch Klientel der Colonna für sich gewann (wenn auch in geringerem Umfang), sollte an dieser Stelle nicht unterschlagen werden, vgl. ebd., S. 114–116. Zur grundsätzlich größeren Nähe der Orsini zu popularen Fraktionen vgl. auch Anm. 176.

150 Modigliani, Popolo Romano e Tribunato nel pensiero e nell'azione di Cola di Rienzo, S. 54.

151 Vgl. A. R., Cronica, S. 112f., und Modigliani, Popolo Romano e Tribunato nel pensiero e nell'azione di Cola di Rienzo, S. 49f.; Miglio, Il progetto politico di Cola di Rienzo, S. 56.

die Vertreibung der Baronelelite aus der Stadt<sup>152</sup> und ein von Frieden und Gerechtigkeit geleitetes gutes Regiment verhiess. Zwar waren diese popularen Forderungen nicht neu, doch der Anspruch der Bewegung nach Freizügigkeit im Warenverkehr, Abschaffung der Klientelverhältnisse und Zurückdrängung der Barone aus dem öffentlichen Raum war in diesem Ausmaß durchaus innovativ.<sup>153</sup> Gerade der letztgenannte Punkt zeigt ein Bewusstsein für die Stärke der baronalen Klientelnetzwerke, deren öffentliche Inszenierung man unterbinden oder im eigenen Sinne nutzen wollte. Sie spiegeln zudem die mannigfaltigen Interessen der merkantilen, aber ansonsten diversen Basis der Bewegung,<sup>154</sup> an denen sich Erfolg und Misserfolg künftig zu messen haben würden und gegen den eventuelle politische Kosten aufzuwiegen waren.

Doch die Dynamik der Bewegung ergab sich weniger aus ihrem konkreten Programm als vielmehr aus ihrer auf eine kommende Restauration einer fernen – in der sprichwörtlichen Ruinenlandschaft Roms aber augenfälligen – idealisierten Zeit gerichteten, sich stetig radikalisierenden Rhetorik. Die als Hauptziel artikulierte Rückkehr zur antiken Größe der Stadt stellte dabei die zentrale Ressource für die Artikulation der popularen Machtübernahme dar.<sup>155</sup> Die Bewegung gelangte durch die Kombination von bekannten Legitimations- und Protestformen zu diesem fernen Ideal: Beim Einzug der Anhängerschaft di Rienzos auf dem Kapitolsplatz trug diese öffentlichkeitswirksam symbolisch aufgeladene Banner.<sup>156</sup> Der Anonimo Romano legt bei der Beschreibung dieses Ereignisses Wert darauf, die qua Amt des päpstlichen Notars di Rienzo vorhandene pontifikale Unterstützung der Ereignisse zu erwähnen.<sup>157</sup> Die Strategie war insofern erfolgreich, als eine direkte offensive Gegenreaktion der Barone – insbesondere der Colonna – ausblieb. Vor allem das Appeasement gegenüber den Orsini und damit das Ausnutzen eines bestehenden Konflikts dürfte eine Bedingung dafür gewesen sein.

Die erfolgreiche Machtaneignung erscheint auch aus weiteren Gründen nicht verwunderlich: Beim Sturm des Kapitolsbühgels am 20. Mai 1347 war der päpstliche Vikar Raimondo

152 Vgl. *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 43–47, und *A. R., Cronica*, S. 115.

153 *Israel*, *Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari*, S. 157–159, und vgl. zu den politischen Zielen auch *D'Amico*, *La rivolta di Cola di Rienzo*, S. 51, sowie *Modigliani*, *Popolo Romano e Tribunato nel pensiero e nell'azione di Cola di Rienzo*, S. 50; *dies.*, *Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo*, S. 99f., und *Miglio*, *Gli ideali di pace e di giustizia in Roma*, S. 60f. und 69f. Wirkungsvoll umgesetzt wurden diese Innovationen, allen voran die Zurückdrängung des Baronaladels aus den kommunalen Institutionen, erst im Zuge der neuen Stadtstatuten in den 1360er-Jahren, vgl. *Rehberg*, *Roma 1360*, S. 242 und 258f.

154 Der Anonimo verweist explizit darauf, dass in der Folge der Ernennung di Rienzos zum Tribun der Handel in der Stadt aufblühte (vgl. *A. R., Cronica*, S. 120), was auf die wichtigen ökonomischen Interessen der Revolutionsbasis verweist. Vgl. auch *Miglio*, *Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo*, S. 451f.

155 Vgl. zu der politischen Legitimation über das antike Erbe *D'Amico*, *La rivolta di Cola di Rienzo*, S. 51. Vgl. zu dieser Disproportionalität *Israel*, *Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari*, S. 154: »Hier der Anspruch [...] im Glanz der antiken Geschichte das Haupt der christlichen Welt sein zu wollen – dort die Viehherden, die zwischen den innerstädtischen Siedungsinseln weideten.« Vgl. auch *Miglio*, *Il progetto politico di Cola di Rienzo*, S. 55f., sowie *Modigliani*, *Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo*, S. 98f., die die zunehmende – auch politische – Bedeutungsaufladung des städtischen und durch antiken Überrest geprägten Raumes auf die Vakanz der Päpste zurückführt.

156 *A. R., Cronica*, S. 112. Vgl. *Miglio*, *Parola e gesto nella società comunale*, S. 143f., und *D'Amico*, *La rivolta di Cola di Rienzo*, S. 58–60.

157 Er nennt di Rienzo »una collo viacrio dello papa« und weiter: »Puoi disse ca esso per amore dello papa [!] e per salvezza dello puopolo de Roma esponeva soa perzona in periculo.« *A. R., Cronica*, S. 113. Vgl. zudem *Modigliani*, *Popolo Romano e Tribunato nel pensiero e nell'azione di Cola di Rienzo*, S. 49.

von Orvieto<sup>158</sup> anwesend, der dann zusammen mit dem Cola di Rienzo als Teil einer päpstlich eingesetzten Doppelspitze die Leitung der stadtrömischen Politik übernahm, was einer pontificalen Zustimmung zu den Geschehnissen gleichkam. Die Bewegung nutzte hier das Interesse des Papstes, den Einfluss der Barone im Patrimonium Petri einzudämmen, ohne dafür die direkte Konfrontation suchen zu müssen. Auch wenn Clemens VI. durch die Wiedereinsetzung neuer Senatoren 1343 zum Status quo ante zurückgekehrt war, riss wohl der Kontakt nie ganz ab, da der Papst ein Werkzeug in Rom gut gebrauchen konnte.<sup>159</sup> Die Bewegung wiederum scheint nach 1342/43 realisiert zu haben, dass der Papst zwar eine unerlässliche Legitimationsressource darstellte und es grundsätzlich möglich war, sich als Sachwalter der Kurie vor Ort zu präsentieren, die eigentliche Umsetzung ihrer politischen Ziele aber letztlich einer politischen Legitimation bedurfte, die vom avignonesischen Papsttum unabhängig war. Der Träger der pontificalen Legitimation und die Integrationsfigur des antibaronalen Putsches konnte nicht auf das zwar angesehene und päpstlich legitimierte, in seiner politischen Macht aber begrenzte Amt des Notars der Camera Urbis beschränkt bleiben.<sup>160</sup> Es bot zwar einen gewissen Schutz vor den Baronen, war aber als Offensivwaffe untauglich. In der Lösung dieses Problems offenbart sich eine gewisse Pfadabhängigkeit des antibaronalen Lagers: Es knüpfte an die in der »Lex de imperio Vespasiani« vorgefundene Logik an und schuf ein Amt mit mehr Handlungsspielraum (beziehungsweise gab vor, es wiederzubeleben), das gegen die tief verwurzelte und über Klientelnetze abgesicherte Macht der Barone effektiver vorgehen konnte: das Tribunat. So wurde di Rienzo im Zuge dieser »Machtübernahme« am 20. Mai 1347 in einer auf dem Kapitolsplatz einberufenen Volksabstimmung zum Tribun des römischen Volkes nominiert und agierte fortan unter diesem Titel.<sup>161</sup>

Die Machtfülle eines »Volkstribuns« war zum einen unbestimmt und ließ sich zugleich als vom Volk verliehen und getragen darstellen: So wurden neue Handlungsmöglichkeiten geschaffen.<sup>162</sup> Beides sollte als gezogene Lehre aus den Rückschlägen von 1343 verstanden werden. Indem wir eine quellenmäßig schwer fassbare antibaronale Bewegung als Akteur annehmen, können wir diesen instrumentellen Charakter des politischen Projekts »Tribunat« in den Mittelpunkt stellen. Für diese intellektuelle Vorbereitung eines tief greifenden politischen Wandels ist auch wieder die wirkmächtige Nutzung einer auf die Antike abzielenden Rhetorik bemerkenswert.<sup>163</sup> Zwar blieb die päpstliche Legitimation auch zu diesem Zeitpunkt noch immer eine wichtige Ressource und die aus di Rienzo und Raimondo von Orvieto bestehende Doppelspitze agierte mit einem päpstlichen Mandat, jedoch ist im weiteren Verlauf das Ziel deutlich erkennbar, eine vom Papst unabhängige Machtposition zu schaffen: Deren legitimatorische Basis fand man in einer fernen und in Rom doch stets anwesenden Vergangenheit. Akklamationsrechte des römischen Volkes gegenüber neuen Päpsten und Kaisern waren Teil der mittelalterlichen politischen Kultur, sich dieser Logik zu bemächtigen, ebenso naheliegend.<sup>164</sup> Der Titel des (Volks-)Tribuns

158 *D'Amico*, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 60.

159 *Modigliani*, Popolo Romano e Tribunato nel pensiero e nell'azione di Cola di Rienzo, S. 53f.

160 Vgl. ebd., S. 53.

161 *A. R.*, Cronica, S. 115. Vgl. auch *Modigliani*, Popolo Romano e Tribunato nel pensiero e nell'azione di Cola di Rienzo, S. 50, und *Heindl*, Moving the Masses, S. 300. Am 24. Mai tat di Rienzo dann – bereits unter dem Titel des Tribuns firmierend – den Städten im römischen Distrikt die neue Regierung kund, vgl. *Seibt*, Anonimo Romano, S. 106.

162 Vgl. *Modigliani*, Popolo Romano e Tribunato nel pensiero e nell'azione di Cola di Rienzo, S. 54.

163 Vgl. ebd., S. 55f.

164 Grundsätzlich ist festzuhalten, dass populare Gruppen des Trecento häufiger in ihrer Rhetorik auf das Imperium als auf das Papsttum rekurrierten, da diese somit ideologisch auf antike Nominierungsrechte zurückverweisen konnten. Dies trifft auch auf die Episode um Cola di Rienzo zu, vgl. dazu *Internullo*, Ai margini dei Giganti, S. 324f. und 343.

und die Volksabstimmung auf dem Kapitolsplatz evozierten somit nicht von ungefähr eine Legitimation ›von unten‹, und somit einen direkten Zusammenhang von politischer Macht und Volkswillen.<sup>165</sup> Das gleichzeitige und zu diesem Zeitpunkt noch notwendig erscheinende päpstliche Mandat verweist bereits hier auf die Nutzung zweier unterschiedlicher Legitimationsressourcen, die es auf der einen Seite zu nutzen galt und die auf der anderen Seite ein zunehmendes Konfliktpotenzial zwischen der kommunalen Erhebung und der Kurie in Avignon bargen.

Der Weg zur Einführung des Tribunats war zusammengefasst eine stringente Abfolge von Schritten – zunächst die Abkehr von der avignonesischen Strategie und die Zuspitzung auf eine der antibaronalen Bewegung entstammende Figur, die als Träger päpstlicher Legitimation fungierte. Darauf folgte eine Mobilisierung, welche eine antibaronale Identität der Bewegung als gemeinsamen Nenner propagierte und schließlich dieser Rhetorik offensive Aktionen folgen ließ. Der politische Führungsanspruch und der dadurch mögliche Widerspruch von päpstlicher Seite erklären, warum bereits hier vorausschauend eine komplementäre Legitimationsbasis entwickelt wurde. Es ist dieser letzte Schritt, der in den Sommermonaten 1347 eine Eigendynamik in Gang brachte, durch welche der Prozess voranschreiten oder absterben musste.

Politische Bewegungen des Spätmittelalters mobilisierten durch die Adaption, Manipulation und Neukombination von politischen Ressourcen.<sup>166</sup> Den Gegnern der römischen Barone standen hierbei Ressourcen zur Verfügung, die so nur in der »ewigen Stadt« bestanden. Bereits angelegt in der Inszenierung der »Lex de imperio Vespasiani« 1346 und weiterentwickelt in der Eigendynamik der Sommermonate 1347 ergab sich daraus ein brisanter politischer Anspruch: die Erhebung des römischen *popolo* zum in letzter Konsequenz über Papst und Kaiser stehenden Organ, personifiziert in der Macht des Tribuns. Es entstand also zwar keine »Revolution«, aber »etwas Revolutionäres«. Die Kombination politischer Ressourcen war jedoch von Anfang an ein labiles Konstrukt: Neben der antibaronalen Mobilisierungslogik und der revolutionären, unduldsamen Stoßrichtung der Rhetorik stand bereits in dieser frühen Phase ein Versuch, die Spaltung der Barone auszunutzen und die Orsini zumindest vorerst zu integrieren. Die folgende Phase zeigt die Entfaltung dieses Gegensatzes.

## VII. REVOLUTIONÄRE RHETORIK UND AUSBLEIBENDE KONSOLIDIERUNG – DER SOMMER 1347

Nach dem geglückten Putsch war zwar das Stadregiment der baronalen Kontrolle entrisen, deren Macht aber keineswegs gebrochen. Die für die folgende Phase typischen Inszenierungen der Macht des Tribuns wurden in der älteren Forschung vielfach mit dem einsetzenden Größenwahn des Parvenüs Cola di Rienzo erklärt, in der hier gewählten Perspektive erweisen sie sich jedoch eher als Versuch der fortgesetzten Mobilisierung. Da die Bewegung eine primär antibaronale Identität hatte, überrascht es kaum, dass dabei die demonstrative Entmachtung und Demütigung der Barone eine zentrale Rolle spielte.

Zwar mangelt es der Forschung an präzisen Daten für viele Ereignisse während des Tribunats von Cola di Rienzo<sup>167</sup>, doch lässt sich trotzdem für den Sommer 1347 ein chronologischer Ablauf verschiedener Inszenierungen und Handlungen nachzeichnen. Als erstes großes öffentliches Event wurde im Juni 1347 die Hinrichtung des der Piraterie angeklag-

165 Es geht folglich insbesondere um eine Legitimation durch den *popolo*, nicht den Papst, vgl. Modigliani, *Popolo Romano e Tribunato nel pensiero e nell'azione di Cola di Rienzo*, S. 56f.

166 Vgl. auch Watts, *The Making of Politics*, S. 34f.

167 Vgl. Dupré-Theseider, *Storia di Roma*, S. 531.

ten Barons Martino di Porto auf dem Kapitolsplatz in Szene gesetzt.<sup>168</sup> Der Tribun zeigte hier als Vollstrecker des Volkswillens Härte gegen die alten Eliten und dies auf einem Themenfeld, auf dem die Barone den merkantilen Interessen der neuen populären Regierung besonders im Wege standen: Die Gefährdung der freien Handelswege war geradezu ein Sinnbild für deren Gesetzlosigkeit.<sup>169</sup> Wohlwollend kommentiert der anonyme Römer:

»Eine Nacht und zwei Tage hing er [Martino di Porto] vom Galgen, weder half ihm sein Adel noch die Verwandtschaft mit den Orsini. Auf diese Weise wurde Rom regiert und vielen eine ähnliche Strafe gegeben. [...] Nun begann die Gerechtigkeit, Durchschlagskraft zu gewinnen [prensere vigore]. Die Nachricht von dieser Tat versetzte die Magnaten in Angst [...]. Nun waren die Straßen offen. Nachts und tags reisten die Reisenden frei. Niemand wagte, Waffen zu tragen. Kein Mann fügte einem anderen Unrecht zu. Der Herr wagte nicht, seinen Knecht zu schlagen. Über alle Dinge wachte der Tribun. So eine hervorragende Tat ließ manche vor Freude weinen und beten, dass Gott sein Herz und seinen Verstand stärken würde für dieses Vorhaben. Des Tribuns gesamte Absicht war es, zunächst [primamente] die Tyrannen zu vernichten [...].«<sup>170</sup>

Die enge Verknüpfung von Härte gegen die Barone und Erfolg der Bewegung in der Beschreibung des Chronisten ist ein beredtes Zeugnis für deren antibaronale Identität. Mit dem Putsch nach Pfingsten war für ihn lediglich ein Anfang gemacht: Er beschreibt den *buono stato* unter den Auspizien des Tribuns hier nicht als neuen stabilen Zustand, sondern als einen offenen Prozess.<sup>171</sup> Der Sieg über die baronalen Tyrannen ist für unseren Gewährsmann lediglich die notwendige Bedingung für einen transformativen Wandel zum Besseren, von ihnen sollte »keine Spur« bleiben, wie er über das ursprüngliche Ansinnen di Rienzos schreibt.<sup>172</sup>

Doch bereits hier befindet sich der Chronist mit seiner unduldsamen Position in einem Widerspruch zur Nutzung einer anderen wichtigen Ressource, nämlich des intrabaronalen Konflikts zwischen Colonna und Orsini. Martino di Porto war zwar familiär mit den Orsini verbunden, wie unser Chronist richtig bemerkt, hatte sich aber schon Jahre zuvor im stets wandelbaren Gefüge des römischen Klientelwesens auf die Seite der Colonna geschlagen.<sup>173</sup> In der Tat blieben die Orsini von allzu harschen Maßnahmen stets verschont

168 Vgl. zur Hinrichtung Martino di Portos *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 61f. Die Hinrichtung Martino di Portos, der ein Jahr zuvor ein im Tiber aufge-laufenes Handelsschiff ausgeraubt haben soll (vgl. *Seibt*, *Anonimo Romano*, S. 97, und *Dupré-Theseider*, *Storia di Roma*, S. 532), war somit die erste Machtprobe des neu ernannten Tribuns gegen die alte Baronalelite der Stadt (ebd., S. 559).

169 *A. R.*, *Cronica*, S. 118f. Vgl. auch *Modigliani*, *Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo*, S. 101f., und *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 61f.

170 *A. R.*, *Cronica*, S. 119f.: »[...] una notte e doi die pennéo nelle forche, né lli iovao la nobilitate né lla parentezze delle Orsini. A quello modo resse Roma e moiti in simile pena dannao. Questa cosa spaventao li animi delli potenti, li quali sapevano le loro inique operazioni [...]. Ora comenza la iustizia a prennerre vigore. La fama de tale fatto spaventao li mannifichi in tale muodo che a pena avevano fede de sé medesimi. Allora le strade fuoro aperte. Notte edie caminavano liberamente li viatori. Non ardisce alcune arme portare. Nullo omo fao ad aitri iniuria. Lo signore non se accotiaua de toccare lo suo servo. Onne cosa guardiava lo tribuno. Per la alegrezze de così eccellente fatto piangono pregano alcuni con alegrezze e pregano Dio che fortichi lo suo core e llo intelletto in questo proponimento. Tutta la intenzione dello tribune primamente fu de estermiare li tiranni e confonnerelli in tale via che de essi non se trovassi pianta«.

171 Das ergibt aus seiner rückschauenden Perspektive Sinn – zum Zeitpunkt der Abfassung 1358 war die Revolution längst kollabiert, aber die Bewegung setzte gerade von Neuem an und sollte diesmal erfolgreich bleiben. Zur Datierung der Niederschrift vgl. *Seibt*, *Anonimo Romano*, S. 25.

172 *A. R.*, *Cronica*, S. 120.

173 Vgl. *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 124f.

– was die Macht des Klientelwesens erahnen lässt und auf die Unmöglichkeit hindeutet, es völlig zu durchbrechen.<sup>174</sup> Nicht alle Barone mussten also in gleicher Weise die Härte des populären Regiments fürchten.<sup>175</sup>

Dieses Beispiel zeigt: Wenn Bewegungen verfügbare politische Ressourcen mobilisieren, sind diese nicht beliebig kombinierbar. Die Integration des Orsini-Klientelnetzes, und sei sie nur angedeutet, untergrub die antibaronale Identität der Bewegung. Dies erklärt die immer spektakuläreren Inszenierungen, mit denen in der Folge versucht wurde, die imperiale Rhetorik zu verstärken und notdürftig den Umstand zu kompensieren, dass die Macht der Barone augenscheinlich auch mit dem Amt des Tribuns nicht zu brechen war.

Direkt nach der Hinrichtung des Martino di Porto organisierte man anlässlich des Festakts zum Geburtstag Johannes des Täufers am 24. Juni<sup>176</sup> eine große Reiterprozession, deren Ablauf der Anonimo detailliert beschreibt.<sup>177</sup> Alle Beteiligten der breiten Koalition um di Rienzo fanden darin ihren Platz, mit dem Tribunen unter einem neu entworfenen Banner im Zentrum. Es zeigte eine Sonne, um die kleinere Sterne angeordnet waren, und eine Taube mit Olivenzweigkrone im Schnabel.<sup>178</sup> Die Sonne symbolisierte natürlich Rom, das ab nun wieder im Zentrum stehen sollte. Diese geschickte Symbolsprache<sup>179</sup> betonte die römisch-imperiale Legitimationsbasis. Die Kavalkade war einerseits eine Reminiszenz an römische Triumphzüge, darüber hinaus verwies sie jedoch auch auf die jüngere politische Vergangenheit der Stadt: 1328 hatte sich mit ganz ähnlichem Zeremoniell in Ermangelung eines römischen Papstes Ludwig IV. durch den *popolo romano* zum Kaiser krönen lassen.<sup>180</sup> Es wird sehr deutlich, wie nahe es für die antibaronale Bewegung lag, auf solche Legitimationsressourcen zurückzugreifen.<sup>181</sup> Es wäre verfehlt, hierfür allein den genialen Geist di Rienzos verantwortlich zu machen. Die ideologische Collagearbeit war vielmehr ein Produkt der Notwendigkeit der permanenten Mobilisierung, zu der sich die Bewegung

174 Vgl. ebd., S. 124–129, 130 und 140f. Negativ berichtet der Anonimo Romano bezüglich römischer Barone beinahe nur über die Colonna, ebd., S. 125f. Natürlich führte diese Hinwendung zu den Orsini auch dazu, dass die Bewegung teilweise durch die alten, eigentlich ja bekämpften Klientelnetzwerke und Allianzen eingenommen wurde, ebd., S. 131. Vgl. auch *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 159.

175 Diese Annäherung an die Orsini und somit an eine der beiden großen baronalen Fraktionen, erklärt sich auch durch die im Vergleich zu den Colonna besseren Verbindungen der Orsini zu populären Kreisen. Vgl. hierzu *Arnold Esch*, Bonifaz IX. und der Kirchenstaat, Tübingen 1969, S. 241, 248 und 623, sowie *Rehberg*, Roma 1360, S. 266f., und (belegt am Beispiel des Hospitals Santo Spirito) *ders.*, I papi, l'ospedale e l'ordine di S. Spirito nell'eta avignonese, S. 96f., sowie *ders.*, Kirche und Macht im römischen Trecento, S. 290f., und *ders.*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 141f. Zum komplexen und en détail schwer rekonstruierbaren Verhältnis zwischen Cola di Rienzo beziehungsweise der Bewegung und den städtischen Baronen vgl. ebd., S. 134f.

176 Vgl. zur Datierung *A. R.*, Cronica, S. 120 (»[...] in quelli die fu una festa de santo Ianni de iugno«), und vgl. hierzu in den kontextualisierenden Endnoten der Edition von Giuseppe Porta (ebd., S. 245, Anm. 257): »La festa della natività di S. Giovanni Battista, il 24 giugno«.

177 Vgl. ebd., S. 120–122.

178 Vgl. ebd., S. 122.

179 *Modigliani*, Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo, S. 107–109.

180 Vgl. grundlegend zur Kaiserkrönung Ludwigs des Bayern *Frank Godthardt*, Marsilius von Padua und der Romzug Ludwigs des Bayern. Politische Theorie und politisches Handeln, Göttingen 2011, insb. S. 231–300 zur Kaiserkrönung im Allgemeinen und S. 236–254 zum konkreten Ablauf der Krönung. Vgl. zudem ebd., S. 271–276, zur kritischen Auseinandersetzung mit der häufig starkgemachten Rolle Sciarra Colonnas im Kontext der Krönung, welche sich laut Godthardt (ebd., S. 276) nicht mit Quellen belegen lässt. Vgl. zudem *Seibt*, Anonimo Romano, S. 115, der die Krönung Ludwigs des Bayern als Präzedenzfall für di Rienzo bezeichnet.

181 Vgl. *Rehberg*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 99–103.

aufgrund der tief verwurzelten Macht der baronalen Klientelnetze genötigt sah. Diese Rhetorik begann zunehmend eine Überwindung der ursprünglich für das eigene Auftreten zentralen päpstlichen Legitimationsbasis nahezulegen.<sup>182</sup> Der nominell noch an der Seite des Tribuns stehende päpstliche Vikar wurde zusehends an den Rand gedrängt. Die Widersprüche der Mobilisierungsstrategie drohten so, Konflikte mit der Kurie unvermeidlich zu machen.

Die Korrespondenz di Rienzos mit Gemeinwesen im oder an der Grenze zum kirchenstaatlichen Machtbereich (Florenz, Viterbo, Sizilien) zeigt ebenfalls eine Zuspitzung eines römisch-imperialen Duktus, der weit über die ursprünglich angestrebte innerstädtische Beseitigung der Barone hinausgeht.<sup>183</sup> Die mitunter sehr aggressive Außenpolitik zielte darauf ab, andere Kommunen für das Projekt einer neuen römischen Hegemonie in Italien zu gewinnen. Auch hier erweist sich also die Modifikation und Neukombination von Legitimationsressourcen im spezifisch römischen Kontext als Grundlage für etwas, was man einen revolutionären rhetorischen Impuls nennen könnte.<sup>184</sup> Doch bedeutsame europäische Mächte wie Mailand, Neapel oder Florenz konnten nicht erpicht darauf sein, sich auf Zuruf eines selbst ernannten »zelator Ytaliae« (Eiferer Italiens) unter römische Oberherrschaft zu stellen.<sup>185</sup> Wenig dürfte so sehr zu Cola di Rienzos Einschätzung als rasch immer größenwahnsinniger werdender Despot beigetragen haben. Doch anstatt mit der einsetzenden Megalomanie des zum römischen Volkstribun aufgestiegenen Sohns einer Wäscherin und eines Schankwirts zu argumentieren, lässt sich diese offenkundig ins Fantastische reichende Rhetorik auch aus seiner Interaktion mit einer auf Basis römisch-imperialer Legitimation mobilisierten antibaronalen Bewegung erklären, der es nicht gelang, den Anspruch, mit dem sie eigentlich angetreten war, zu erfüllen. Der scheinbare Verlust politischer Rationalität ist frappierend: Cola firmierte nun auch unter anderem unter »amator orbis«<sup>186</sup>, eine Selbstdarstellung, die sprachlich mit »revolutionär« – im Wortsinne einer re-voltierenden Rückkehr Roms zu alter Größe – vom Duktus der populären Bewegung wenige Jahre zuvor unterschieden werden kann.

Es zeigt sich, dass die Inszenierungen und insbesondere die Ansprüche des Tribunats sukzessive über ihr ursprüngliches Anliegen einer populären und antibaronalen Regierung in Rom hinauswuchsen und dabei auch Geltungsansprüche artikulierten, die aller zeitgleichen, beschwichtigenden Schreiben an den Papst zum Trotz, das Gebiet päpstlicher Macht tangierten.<sup>187</sup> Es ist offenkundig, dass der Bogen hier weit überspannt wurde, aber lag es nicht in der genuinen Logik der verwendeten Legitimationsressourcen, das Fehlen des Stuhls Petri in Rom zu beheben, Schluss zu machen mit der Logik *ubi papa ibi Roma*? Der Papst begann konsequenterweise gegenzusteuern. In einem Brief vom 27. Juni bezeichnet er Colas Herrschaft nicht mehr als »stato«, was die Konnotation eines das Jetzt transzendierenden neuen Zeitalters trug, sondern einfach als Regierung (»regimen«).<sup>188</sup> So

182 *D'Amico*, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 61–63.

183 Vgl. hierzu *Seibt*, Anonimo Romano, S. 106f.

184 *Miglio*, Il progetto politico di Cola di Rienzo, S. 56f.

185 So bezeichnet er sich in Briefen »Nicholaus severus et clemens, libertatis, pacis iustitiaeque tribunus, sacre Romane reipublice liberator et alme Urbis prefectus illustris« (Epistolario di Cola di Rienzo, hrsg. v. *Annibale Gabrielli*, Rom 1890, S. 35 [Kurzzitierweise: *Gabrielli*, Epistolario di Cola di Rienzo]) oder direkt an Clemens VI. am 5. August 1347 als »Humilis creatura, candidatus Spiritus Sancti, miles Nicolaus severus et clemens, liberator Urbis, zelator Italie, amator orbis et tribunus augustus, se ad pedes, oscula beatorum« (ebd., S. 45). Vgl. *D'Amico*, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 63.

186 *Gabrielli*, Epistolario di Cola di Rienzo, S. 45.

187 *Modigliani*, Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo, S. 109f.

188 Vgl. *Musto*, Apocalypse in Rome, S. 170.

erscheint es nur folgerichtig, dass die nächste große Inszenierung der Bewegung zurück auf den Campus Lateranensis führte.

Der Zwang zur Zuspitzung der Rhetorik zeigte sich erneut, als der Tribun sich kurz darauf an die Kurfürsten und an die Thronprätendenten – Ludwig den Bayer und Karl von Böhmen – richtete, um diese zum Schiedsspruch durch den *populus romanus* in der Frage der Kaiserwürde förmlich herbeizuzitieren<sup>189</sup> – der absolute Höhepunkt der Machtaneignung gegenüber dem Papst.<sup>190</sup> Der hier unverhohlene Anspruch auf das Recht der römischen Bürger zur Wahl des Kaisers kam aber nicht unerwartet, sondern wurde bereits durch die Inszenierung der »Lex de imperio Vespasiani« 1346 und einen auf die Wiedereinsetzung alter römischer Rechte pochenden Rechtserlass im Juli 1347 vorbereitet.<sup>191</sup> Den passenden grandiosen Kontext dafür bot die am 1. August pompös inszenierte Ritterweihe di Rienzos auf dem Lateran, vor welcher er sich am Vortag im konstantinischen Taufbecken weihen ließ und in der Basilika San Giovanni in Laterano<sup>192</sup> die Nacht verbrachte.<sup>193</sup> Diese Handlungen waren so stark bedeutungsgeladen, dass sie an ein Sakrileg grenzten.<sup>194</sup> Dass er seine Ansprache nach der Ritterweihe pflichtschuldig mit einem Bekenntnis zur Treue gegenüber seinem Herren, dem Papst, beendete<sup>195</sup>, konnte nicht verhindern, dass der päpstliche Vikar Raimondo sich nun endgültig absetzte<sup>196</sup> und eine Protestnote aufsetzte.<sup>197</sup> Deutlich zeigt sich an diesem Ereignis die bereits erwähnte Unduldsamkeit in der politischen Rhetorik, die letztlich der inneren Dynamik der Bewegung und ihrem stetig steigenden Mobilisierungsbedarf geschuldet war.

Die zu Beginn von Papst Clemens VI. gedeckte Bewegung, mit der er die Macht der Barone einzudämmen versucht hatte, ging nun räumlich und ideologisch weit über Rom hinaus<sup>198</sup>, wie wir einem Erlass über die Souveränität des römischen Volks vom 1. August entnehmen können:

189 A. R., Cronica, S. 137f. Vgl. *Seibt*, Anonimo Romano, S. 110, und *Miglio*, Il progetto politico di Cola di Rienzo, S. 63. Das offizielle Rundschreiben di Rienzos, mit dem er dann noch einen Schritt weiter ging und alle italienischen Städte und Herren zur Kaiserwahl nach Rom einlud, datiert auf den 9. September 1347. Zu dieser Zeit befand sich Kaiser Ludwig IV. im Kirchenbann, sein bereits als Gegenkönig gewählter Nachfolger Karl IV. war noch nicht zum Kaiser gekrönt. Vgl. Zum (außen-)politischen Charakter der geplanten Kaiserwahl italienischer Kommunen als *populus romanus* grundlegend ebd., S. 60f.

190 *Modigliani*, Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo, S. 111.

191 Vgl. zum feierlichen Beschluss der Wiederherstellung der alten römischen Rechte einiger durch di Rienzo vorgeladener Rechtsgelehrter auf dem Kapitolsplatz am 22. Juli 1347: *Seibt*, Anonimo Romano, S. 109.

192 A. R., Cronica, S. 135–139. Vgl. zur Bedeutung des Laterans als Schauplatz *Modigliani*, Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo, S. 106, und passend dazu zur Wahl des 1. Augusts als »dies apostolicus et augustus«, der profane und sakrale Bezüge aufweist, *Miglio*, Il progetto politico di Cola di Rienzo, S. 57f.

193 Für *Modigliani* die wichtigste und symbolträchtigste Phase der Episode um di Rienzo, *Modigliani*, Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo, S. 105f. Vgl. auch *Seibt*, Anonimo Romano, S. 107 und 109f.

194 *Modigliani*, Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo, S. 110.

195 Vgl. *Musto*, Apocalypse in Rome, S. 181.

196 *D'Amico*, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 64f. und 67, und A. R., Cronica, S. 138. Zur Quellenlage dazu *Musto*, Apocalypse in Rome, S. 182.

197 Vgl. *Burdach*, Briefwechsel des Cola di Rienzo, Teil 3, S. 19–21 (Nr. 7), und *Musto*, Apocalypse in Rome, S. 182.

198 So führte die Kommune Rom im Juli und August 1347 unter der Führung di Rienzos auch einige militärische Auseinandersetzungen in der römischen Campagna, die sich vorrangig gegen die Barone Giovanni di Vico und Nicolo Caetani richteten, vgl. dazu *Seibt*, Anonimo Romano, S. 108.



»Wir, Kandidat des Heiligen Geistes, Ritter, Nikolaus, Strenger und Gütiger, Befreier der Stadt, Eiferrer Italiens, Liebhaber der ganzen Welt und erhabener Tribun, wollend und wünschend, dass die Gabe des Heiligen Geistes sowohl in der Stadt als auch durch den ganzen Erdkreis empfangen und verstärkt werde, und dass – so gut Gott es uns erlaubt – der gute Wille, die Barmherzigkeit und die Freigebigkeit der alten römischen Fürsten nachgeahmt werden, machen es allen bekannt, dass kürzlich, nachdem wir das Amt des Tribunen angetreten haben, das römische Volk durch den Rat aller und jedes einzelnen der Richter, weisen Männer und Anwälte der Stadt wieder erfahren hat, dass es immer noch jene Autorität, Macht und Jurisdiktion über die ganze Welt hat, die es am Anfang hatte, und die es hatte als die genannte Stadt an ihrem Höhepunkt war. Und es hat ausdrücklich alle Privilegien widerrufen, die in Einschränkung [in preiudicum] solchen Rechts, solcher Macht, Jurisdiktion und Autorität gemacht wurden.«<sup>199</sup>

Die hier verkündete Transformation der politischen Realität dokumentiert einen endgültigen Rechtsbruch.<sup>200</sup> Die Legitimation des Handelns entspringt Roms alter Größe, der folgende Bezug auf den Papst ist vor diesem Hintergrund inhaltsleer:

»Wir erlassen, erklären und verkünden daher auf Basis der alten Autorität, Macht, Jurisdiktion und gegenwärtigen Macht und Entscheidungsbefugnis, die uns vom Römischen Volk in öffentlichem Parlament und von unserem Herren [dem Papst] gewährt wurden [...], dass die heilige Stadt Rom, die Hauptstadt der Welt und das Fundament des christlichen Glaubens, und die Städte Italiens, jede einzelne, frei seien. [...] und die Völker des gesamten heiligen Italiens erklären wir für frei. Und von jetzt an machen, erklären und verkünden wir alle vorgenannten Völker und Bürger der Städte Italiens zu römischen Bürgern und wir wünschen, dass sie die Privilegien römischer Freiheit ebenfalls genießen.«<sup>201</sup>

Es war eine konsequente Weiterentwicklung der bestehenden Legitimationsressourcen, dass es nun um ganz Italien gehen sollte, dass sich auch »Tyranen« der Lombardei nicht mehr sicher fühlen sollten.<sup>202</sup> Bereits das Ausscheren von Florenz, dessen Gesandte sich an der Zeremonie nicht beteiligten, zeigt die Grenzen auf, an die dieser Anspruch stoßen

199 *Burdach*, Briefwechsel des Cola di Rienzo, Teil 3, S. 100–106 (Nr. 28), hier: S.101f.: »Nos candidatus Spiritus Sancti miles, Nicolaus Seuerus et Clemens, liberator Vrbis, zelator Ytalie, amator orbis et tribunus Augustus, volentes et desiderantes donum Spiritus Sancti tam in Vrbe quam per vniversam Ytaliā recipi et augeri, ac voluntates, benignitates et liberalitates antiquorum Romanorum principum, quantum a Deo nobis permittitur, imitari, notum facimus vniversis, quod pridem post assumptum a nobis tribunatus officium Romanus populus de consilio omnium et singulorum iudicum, sapientum et aduocatorum Vrbis recognouit, se habere adhuc illam auctoritatem et potestatem et iurisdictionem in toto orbe terrarum, quas habuit in principio et summo augmento Vrbis pefate, et omnia privilegia facta in preiudicum iuris, auctoritatis, potestatis et iurisdictionis huiusmodi ad se reuocauit expresse«.

200 Vgl. *Seibt*, Revolution in Europa, S. 158.

201 *Burdach*, Briefwechsel des Cola di Rienzo, Teil 3, S.102f.: »Nos itaque propter auctoritatem, potestatem et iurisdictionem antiquam et arbitrariam potestatem nobis concessam a Romano populo in publico parlamento et nuper a domino nostro summo pontifice, ut patet per publicas et apostolicas bullas eius, ne videamur de gracia et dono Spiritus Sancti ingrati quomodolibet vel auari, tam Romano populo quam populis Sacre Ytalie supradictis, et ne per negligenciam iura et iurisdictiones Romani Populi permittamus amplius deperire auctoritate et gracia Dei et Spiritus Sancti ac sacri Romani populi et omni modo iure et forma, quibus melius possumus et debemus, decernius, declaramus et pronunciamus ipsam sanctam Romanam Vrbem capud orbis et fundamentum fidei christiane ac omnes et singulas ciuitates Ytalie liberas esse, et easdem ad cautelam integre libertati dedimus et donamus, ac omnes et singulos populos tocius sacre Ytalie liberos esse censemus. Et ex nunc omnes pefatos populos et ciues ciuitatum Ytalie facimus, declaramus et pronunciamus ciues esse Romanos, ac Romane libertatis priuilegio de cetero volumus eos gaudere.« Vgl. auch die Deutung von *Musto*, Apocalypse in Rome, S. 180f.

202 *D'Amico*, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 67.

musste.<sup>203</sup> Diese Radikalität verstärkte den bereits bestehenden Widerspruch zwischen den Interessen der Basis und der ausufernden Mobilisierungslogik und entfremdete die antibaronale Bewegung, deren materielle und politische Interessen viel regionaler waren und mit einem vereinten Italien wenig zu tun hatten.<sup>204</sup> Doch die Dynamik der verbalen Radikalisierung war schwer zu bremsen, und ihre Funktion, den mangelnden endgültigen Sieg über die Barone zu kompensieren, war unverzichtbar. Dieser Widerspruch ließ sich nicht für immer aufrechterhalten und führte schließlich zu einer Konfrontation, die auch in der Darstellung unserer Hauptquelle einen Wendepunkt markiert. Nachdem die Barone monatelang möglichst sensationell und öffentlichkeitswirksam gedemütigt worden waren<sup>205</sup>, lud der Tribun sie nach seiner Ritterweihe noch am gleichen Tag zum Bankett – im päpstlichen Raum des Lateranpalasts.<sup>206</sup>

Die Ritterweihe und das anschließende Bankett am 1. August 1347 stellten nur den Anfang der nun an Dynamik gewinnenden Mobilisierungsversuche der Bewegung im Spätsommer dar. Im Skript der immer dramatischeren Inszenierungen gefangen, die den Wegfall der zuvor integrativen antibaronalen Politik zu kompensieren versuchten, folgte bereits am 2. August ein groß angelegtes italienisches Verbrüderungsfest, welches Ausdruck des über Rom hinausgehenden Erfolgs der Bewegung sein sollte.<sup>207</sup> Am 15. August schloss sich dann die vor imperialen Anspielungen strotzende Tribünenkrönung Cola di Rienzos an, welche mit dem Schauplatz Santa Maria Maggiore einen weiteren wichtigen sakralen Raum der Stadt nutzte.<sup>208</sup> Spätestens jetzt war man in Avignon mit der Geduld am Ende und eine Koalition aus Baronen und Kurie begann, sich zu formieren.<sup>209</sup>

Auch für den Anonimo Romano scheint die Ritterweihe am 1. August den Beginn der entscheidenden Phase des Projekts des Tribunats darzustellen. In seiner Erzählung besteht ab diesem Punkt die große Möglichkeit, der Herrschaft der Barone den Todesstoß zu versetzen. Deshalb entscheidet sich der Chronist für einen kompositorisch naheliegenden zeitlichen

203 *Miglio*, Il progetto politico di Cola di Rienzo, S. 60: »Se tali erano le premesse, la cerimonia del 1 agosto segnava il fallimento della politica di alleanza italiana di Cola, nel momento stesso che la rendeva esplicita. È da quel giorno che comincia la sua crisi irreversibile.« Vgl. auch ebd., S. 60f.

204 Vgl. *Miglio*, Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo, S. 452f.

205 Beispielsweise hatte man Pietro de Agapito, den Senator des vergangenen Jahres, »wie einen Räuber« zu Fuß zum Gericht geführt (vgl. *A. R.*, Cronica, S. 139) und die Paläste der Barone abgerissen (vgl. ebd.).

206 *Modigliani*, Cerimonie e organizzazione del consenso ai tempi di Cola di Rienzo, S. 112f., und vgl. *A. R.*, Cronica, S. 138–140.

207 Unter den hier anwesenden 25 Städten waren jedoch nur vier unabhängige und nicht aus dem römischen Machtbereich stammende Kommunen (Perugia, Todi, Siena und Florenz). Von diesen verweigerten sich zudem Florenz und Todi der Annahme der durch di Rienzo vorbereiteten Banner, auch Perugia und Siena nahmen diese erst später und unter Vorbehalt an, da man nicht den römischen Hegemonialanspruch unterstützen wollte, vgl. *Seibt*, Anonimo Romano, S. 110f. Es zeigt sich deutlich die natürliche Grenze des über Rom hinausreichenden machtpolitischen Anspruchs der Bewegung.

208 Vgl. *Gabrielli*, Epistolario di Cola di Rienzo, S. 59 und 175. Vgl. *Seibt*, Anonimo Romano, S. 112, der die Ereignisse gar als verkappte Kaiserkrönung deutet (ebd.), und *D'Amico*, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 67f. Ab diesem Moment nutzt Cola di Rienzo auch in Anspielung an das antike Kaisertum den doppelten Ehrentitel »tribunus augustus«, vgl. *Gabrielli*, Epistolario di Cola di Rienzo, S. 247.

209 *D'Amico*, La rivolta di Cola di Rienzo, S. 68. *Modigliani* sieht mit ebenso guten Gründen die Bruchstelle aus Sicht des Papsttums schon bei der Ritterweihe am 1. August 1347, *Modigliani*, Popolo Romano e Tribunato nel pensiero e nell'azione di Cola di Rienzo, S. 57f. Sicher ist aber, dass die Ereignisse der ersten beiden Augustwochen zu einer entschiedenen päpstlichen Gegenreaktion führten.

Sprung in die Mitte des Septembers, der die weiteren Ereignisse im August übergeht.<sup>210</sup> Er verdeutlicht damit seine Hoffnung, dass beginnend mit dem 1. August das endgültige Ende baronaler Herrschaft in Rom eingeläutet werde. Auf den ersten Blick scheint sich diese zu erfüllen, als der Tribun die Barone im Zuge eines gemeinsamen Mahls auf dem Kapitolsplatz am 14. September tatsächlich gefangen nimmt.<sup>211</sup> Viele Angehörige der Trägerschichten der Bewegung seien vor Ort gewesen. Sie stehen wohl stellvertretend für die eigene Positionierung des Chronisten: »Die anwesenden Popularen [popolari romani] verdammten die Heimtücke der Adligen und lobten die Exzellenz des Tribuns.«<sup>212</sup>

Wenn wir annehmen, dass sich der Anonimo Romano der Bewegung zugehörig fühlte, ist sein Bericht zu den sich dann abspielenden Ereignissen nun sehr instruktiv: In einem deutlichen »foreshadowing« berichtet der Chronist, der zum Zeitpunkt der Niederschrift ja um den Ausgang der Geschehnisse wusste, zunächst ominös von den »verschiedenen Lastern«, die den Niedergang des Tribuns verursacht hätten.<sup>213</sup> Beispielsweise habe Cola »wunderschöne Dinge« für sich anfertigen lassen.<sup>214</sup> In der Erzählung des Anonimo ist die Abgehobenheit vom *popolo* sodann auch Gegenstand einer Beleidigung, die der Baron Stefano Colonna d. Ä. vor seiner Verhaftung dem Tribun zuteilwerden lässt: »Für euch, Tribun, wäre es lobenswerter, die einfachen Kleider eines armen Mannes zu tragen, als diese pompösen Stoffe.«<sup>215</sup> Laut dem Anonimo ist di Rienzo deswegen sehr aufgewühlt (*turbato*)<sup>216</sup>, und dies stellt den Anlass für die Gefangennahme der Barone dar.<sup>217</sup> Sie werden über Nacht eingesperrt und ihnen wird die Todesstrafe versprochen. Die Botschaft des Anonimo ist, dass der Tribun sich dadurch des berechtigten Vorwurfs erwehrte, nicht mehr Teil der popularen Bewegung zu sein, deren Ziel die Beseitigung der Barone war.

Der markante Wandel im Tonfall und in der Wertung des Anonimo, in der Cola di Rienzo auf einmal zu einem Verschwörer wird, der an Sallusts Darstellung des Catilina gemahnt<sup>218</sup>, zeigt, dass er den Widerspruch zwischen antibaronaler Bewegung und popularem Tribunal hier zum Thema macht. Der Bericht fährt fort: »Nun war es Tag. Der Tribun hatte erwogen, jedem einzelnen von ihnen [den Baronen] im Parlatorium den Kopf abzuschlagen, um den Popolo von Rom von ihnen allen zu befreien.«<sup>219</sup> Doch trotz einer großen Ankündigung, samt Sturm läuten der Glocken, kommt es dann anders. »In der Zwischenzeit erwogen einige römische Bürger sorgfältig das Urteil, das der Tribun zu vollstrecken plante,

210 Aus der »Intension« des Autors heraus, die Hoffnung auf einen endgültigen Sieg über die Barone und das Scheitern dieser Hoffnung im September kompositorisch zu verbinden, ist dieser chronologische Bruch in der Narration gar nicht so »unerklärlich«, wie zum Teil in der Forschung vorgebracht, so unter anderem bei *Giuseppe Micheli*, *I Fatti di Cola di Rienzo*, Rom 2001, S. 236: »Qui l'Anonimo termina la descrizione della festa e passa ad occuparsi altro con una inspiegabile [...] pausa nella narrazione – di cui non pochi brani debbono essere andati smarriti o, come si è detto, non furono scritti – poiché sappiamo che a quella del 1. Agosto 1347 altre cerimonie e feste seguirono nel periodo che va da questa data al 15 agosto 1347«.

211 Vgl. zur Datierung der Ereignisse *A. R.*, *Cronica*, S. 248, Anm. 282: »Il pranzo in cui l'osservazione sprezzante di Stefano Colonna il Vecchio fornì al tribuno il pretesto per attaccare il ceto nobile avvenne il 14 settembre.« Vgl. auch *Musto*, *Apocalypse in Rome*, S. 207f.

212 *A. R.*, *Cronica*, S. 140: »[...] li popolari romani moito biasimavano la malizia delli nuobili e magnificavano la bontate dello tribuno«.

213 Ebd., S. 139f.

214 Ebd., S. 139: »[...] se fece uno capelletto tutto de perne, moito bello [...]«.

215 Ebd., S. 140.

216 Ebd., S. 140.

217 Vgl. ebd., S. 248, Anm. 282.

218 Vgl. *Seibt*, *Anonimo Romano*, S. 82f.

219 *A. R.*, *Cronica*, S. 140: »Ora se fao die. Lo tribune avea delieverato de troncane la teste ad onneuno nello parlatorio per liberare del tutto lo puopolo de Roma.«

und hielten ihn zurück mit süßen und schmeichelhaften Worten. Schließlich brachten sie ihn von seiner Meinung und seinem Vorhaben ab.«<sup>220</sup>

Die intendierte Wirkung des Chronisten ist die enttäuschte Erwartung, die er wohl selbst mit di Rienzos Politik gegenüber den Baronen verband: Di Rienzo begnadigte die Barone. Dies stellte eine Kapitulation vor deren immer noch beträchtlichen politischen Macht dar, die innerhalb Roms durch die weiterhin vorhandenen Klientelnetze und außerhalb der Stadt durch die strategisch günstige Kontrolle über die Burgen im Umland zementiert wurde.<sup>221</sup> Und da der Tribun den Baronaladel nicht ausschalten konnte, musste er ihn integrieren: Die Barone, so berichtet der Anonimo Romano, erhielten Geschenke und wurden mit Ämtern und Titeln überhäuft. Nach einem gemeinsamen Rundritt durch die Stadt durften sie von dannen ziehen. Das Urteil des Chronisten zu dieser Entscheidung ist scharf und unzweideutig und zeigt, wie rasch sich die im Kern antibaronale Bewegung und der Tribun nun voneinander entfernten:

»Diese Tat [das heißt die Begnadigung der Barone] missfiel den Besonnenen [discreti<sup>222</sup>] sehr. Die Leute sagten: ›Dieser hat ein Feuer entfacht, dessen Flammen man nicht mehr löschen kann‹. Und ich sage dieses Sprichwort: ›Wer furzen muss, kann den Arsch zusammendrücken, aber er ermüdet sein Gesäß‹.«<sup>223</sup>

Dieser deftige Einwurf des Chronisten, der seine durchgängig vertretene Position auf den Punkt bringt, dass die Eliminierung der Barone unabdingbar sei, markiert einen Wendepunkt. Das mit dem Tribunat verbundene Projekt war vom ursprünglichen Ziel abgekommen: In seiner literarischen Darstellung, gemeint als Lehrbeispiel für eine populäre stadtrömische Leserschaft, ist dies den ›Lastern‹ des Tribuns geschuldet, der sich von seiner Basis entfernt hat. Sein fehlendes Durchgreifen besiegelt im Bericht des Anonimo sein Schicksal: Die Untätigkeit des Tribuns verschafft den Baronen einen unschätzbaren Vorteil. Sie ziehen sich in ihre Festungen im Umland zurück und bereiten sich auf eine Rebellion vor, indem sie ihre Burgen befestigen.<sup>224</sup> Für den Anonimo war dies eine offensichtliche und direkte Konsequenz aus dem Fehler, sie zu begnadigen.<sup>225</sup> Genau hier trennen sich im Bericht des Chronisten wieder eindeutig die radikal antibaronale Bewegung und di Rienzo beziehungsweise die Fraktionen der Bewegung, welche aus realpolitischen Erwägungen heraus die Einbindung der nicht zu besiegenden Barone forcierten: »Viele Leute« beginnen, »darüber zu raunen.«<sup>226</sup> Die Kritik am Vorgehen des Tribuns wird nicht an bestimmten

220 Ebd., S. 141: »Intanto alcuni citadini romani consideranno lo iudicio che questo voleva fare, impedimentierolo con paravole doici e losengheville. Alla fine ruppero lo tribune in soa opinione e levarolo de proponimento.«

221 Vgl. *Rehberg*, *Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo*, S. 128–131 und 140f.

222 Dieser Begriff scheint für den Anonimo für die Fraktion reserviert, die seine eigene Auffassung vertrat. Vgl. auch *A. R.*, *Cronica*, S. 111, wo er ihn allgemein bezogen auf die Popularen verwendet: »[...] moiti Romani popolari, discreti e buoni uomini«.

223 Ebd., S. 141: »Questo fatto moito despiacque alli descreti. Disse la iente: ›Questo hao acceso lo fuoco ella fiamma la quale non porrao spegnere‹. E io li dico questo proverbio: ›Chi vole pedere, puoi culo stregnere, fatigase la natica‹.« Dieses vulgäre Sprichwort ist eigentlich eher untypisch für Autoren mit dem Bildungshintergrund des Anonimo Romano, soll jedoch auf die intendierte breite Leserschaft der »Cronica« abzielen, vgl. *Internullo*, *Ai margini dei Giganti*, S. 315.

224 Vgl. hierzu *Burdach*, *Briefwechsel des Cola di Rienzo*, Teil 3, S. 174f., (Nr. 45), und vgl. beispielhaft die Beschreibung des Vorgehens von Rainaldo Orsini di Marino bei *Schmidinger*, *Die Gesandten der Stadt Rom nach Avignon vom Jahre 1342/43*, S. 175f.

225 *A. R.*, *Cronica*, S. 142: »Tanta fu la pascia dello tribune, che ciò non sappe vetare. Non se parao allo principio.«

226 *A. R.*, *Cronica*, S. 145: »Moita iente de esso se mormorava.«

Trägerschichten festgemacht, wir wissen nur, dass unser Gewährsmann sie teilt.<sup>227</sup> Offensichtlich ist aber, dass ab diesem Punkt ein Teil der Basis nicht mehr über die Figur Cola di Rienzo mobilisierbar war.<sup>228</sup>

Der Widerspruch, der in der ursprünglichen Mobilisierungsstrategie angelegt war, entfaltete nun seine volle Wirkung: Am 19. September kulminierte dieser Widerspruch, in dem Moment, als die imperiale Mobilisierungslogik der Bewegung an ihre Grenzen stieß. Die nun »römischen« Kommunen und Herren Italiens waren der Logik folgend als Bürger Roms wahlberechtigt und konnten somit den neuen Kaiser bestimmen. Und so lud di Rienzo diese im September 1347 auf Pfingsten 1348 nach Rom ein, um dort den neuen Kaiser zu krönen, der – wie sollte es anders sein – er selbst werden sollte.<sup>229</sup> Hier zeigte sich nochmals deutlich, welche Idee hinter der Verleihung des römischen Bürgerrechts an die italienischen Städte am 1. August stand. Die schon vorab greifbare Gegenwehr der Kurie und der städtischen Elite lief zwingend auf ihren Höhepunkt hinaus. Der Kollaps rückte damit immer näher.

#### VIII. DEMOBILISIERUNG – HERBST 1347

Die Ereignisse im Spätsommer 1347 stellen eine Sollbruchstelle dar. Die schon zunehmend skeptische Haltung des Papstes<sup>230</sup> schwenkte spätestens ab der Ritterweihe Cola di Rienzos vollends um.<sup>231</sup> So rief der Papst in mehreren Briefen die städtischen Barone zum bewaffneten Widerstand auf.<sup>232</sup> Zudem konnte er das Jubeljahr 1350 als Druckmittel nutzen<sup>233</sup>, denn dieses war zwar beschlossen, aber noch nicht in einer päpstlichen Bulle veröffentlicht.<sup>234</sup> Der Versuch, die durch die päpstliche Absenz vorhandene machtpolitische Lücke selbst auszufüllen und die Position des ehemaligen Stadtherren einzunehmen, führte zu einer Gegenreaktion, die die Mobilisierungsfähigkeit der Bewegung weiter unterminierte, da sie dem direkten ökonomischen Interesse ihrer auf Einnahmen aus dem Pilgergeschäft hoffenden Trägerschichten entgegenlief.

227 *Miglio*, Gli ideali di pace e di giustizia in Roma, S. 77; *ders.*, Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo, S. 456f., und vgl. *A. R.*, Cronica, S. 141 (»moito dispiacque«).

228 Zur Position des Anonimo vgl. auch die lobende Erwähnung des Anonimo Romano, dass Cola den Kapitilhügel »ohne Erbarmen« (*senza misericordia*) gestürmt habe, *A. R.*, Cronica, S. 115.

229 Vgl. *Seibt*, Anonimo Romano, S. 112f.

230 Di Rienzo versuchte in einigen Briefen, den Papst von den großen Erfolgen des römischen Projekts zu überzeugen (vgl. *Miglio*, Il progetto politico di Cola di Rienzo, S. 59, und *ders.*, Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo, S. 450f.), konnte damit aber die wachsenden Zweifel nicht zerstreuen.

231 Vgl. *Miglio*, Il progetto politico di Cola di Rienzo, S. 62f. Auch von anderen Kommunen bekamen die römischen Revolutionäre keine Unterstützung. So dachte Florenz teilweise darüber nach, zugunsten der Bewegung einzugreifen, nahm aber aufgrund sich mehrender Zweifel Abstand von einer Interaktion, vgl. ebd., S. 59f.

232 Unter anderem Pietro di Agapito Colonna, Bertoldo Orsini, Rainoldo Orsini di Marino e Monte rotondo, Paolo Conti und Bertoldo Orsini. Siehe hierzu *Eugène Déprez/Jean Glénisson/Guillaume Mollat* (Hrsg.), Clément VI (1342–1352). Lettres closes, patentes et curiales intéressantes les pays autres que la France 1342–1352, Bd. 1, Paris 1961, Nr. 1504, und vgl. *Schmidinger*, Die Gesandten der Stadt Rom nach Avignon vom Jahre 1342/43, S. 174–178 und 185. Vgl. zum päpstlichen Agieren gegen di Rienzo auch *Rehberg*, Kirche und Macht im römischen Trecento, S. 288f.; *ders.*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 132f.; *Dupré-Thésider*, Storia di Roma, S. 608f.

233 *Miglio*, Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo, S. 448.

234 *Schmidinger*, Die Antwort Clemens' VI. an die Gesandtschaft der Stadt Rom vom Jahre 1343, S. 138.

Die überzogenen Inszenierungen rüttelten nicht nur Avignon auf, sondern auch die innerstädtische Opposition wuchs – forciert durch den Papst – zunehmend.<sup>235</sup> So kam es im November schließlich zu einer erwartbaren militärischen Gegenaktion der Barone, welche sich bereits seit dem Spätsommer hierfür auf ihren Burgen in der Campagna Romana hatten vorbereiten können. Ausgehend von den *rioni* der Colonna kam es zu einem gewalttätigen Gegenstoß, welchen die Anhänger des Tribuns jedoch in einer Schlacht an der Porta San Lorenzo abwehren konnten.<sup>236</sup> Doch der Bericht des Anonimo über die Ereignisse im Anschluss an diesen Sieg zeigt erneut die Frustration der antibaronalen Bewegung mit der bloßen Theatralik des Tribuns: Cola weiht seinen Sohn mit Blut des getöteten Barons Stefano Colonna<sup>237</sup>, doch die dramatische Inszenierung fällt beim Publikum durch, denn Symbolpolitik konnte, so erzählt der Chronist, den Umstand nicht wettmachen, dass der Tribun auch diese Chance verstreichen ließ, die Barone endgültig zu zerstören:<sup>238</sup> In einem längeren Exkurs beklagt der Anonimo, dass der Tribun wie einst Hannibal es versäumte, seinen Sieg auszunutzen.<sup>239</sup> Hätte er das hingegen getan, »wäre der Popolo frei und ohne Plagen geblieben. Ich werde nun erzählen, wie der Tribun von seiner Herrschaft [signoria] fiel.«<sup>240</sup>

Das fehlende Durchgreifen führte wenig später zur Flucht Cola di Rienzos vor einer eigentlich vernachlässigbaren Erhebung durch die Colonna und ihr Klientel.<sup>241</sup> Uwe Israel resümiert hierzu: »Im Grunde ein nicht recht zu erklärender Verzicht auf die Macht, die nicht ernsthaft bedroht war. Man schätzt diese Gegenbewegung nicht so stark ein, als daß er ihr nicht mit Unterstützung des popolo minuto hätte standhalten können.«<sup>242</sup>

Israels Interpretation unterschätzt einerseits die päpstliche Agitation und die baronalen Möglichkeiten für weitere Gegenstöße<sup>243</sup>, vor allem über ein Lebensmittelembargo, aber sie überschätzt andererseits insbesondere die Kontrolle, die der Tribun über die Bewegung ausübte, beziehungsweise die Mobilisierungspotenziale, die ihm noch verblieben. Letztlich

235 Vgl. *Miglio*, Il progetto politico di Cola di Rienzo, S. 61f. und 64.

236 Vgl. *Rehberg*, Kirche und Macht im römischen Trecento, S. 287f.

237 A. R., Cronica, S. 152.

238 Vgl. *Heindl*, Moving the Masses, S. 306f. »Cola's saga is neatly turned into a very Livian *exemplum* – in fact, a mirror image of one of Livy's *exempla* – a warning of ›what to avoid,‹ just as Papius's story tells us ›what to emulate‹.«, Zitat ebd., S. 307.

239 Dazu *Seibt*, Anonimo Romano, S. 78f. Vgl. *Titus Livius*, Römische Geschichte. Lateinisch-Deutsch, hrsg. v. *Josef Feix*, München 1974, S. 258f. (*Liv.* XXII, 51, 1–4) und A. R., Cronica, S. 149–152.

240 Ebd., S. 152. »[...] ello puopolo de Roma fora remaso in libertate senza tribulazione. Vengote a dicere como lo tribuno cadde dalla soa signoria.« Die Verwendung des Begriffs *signoria* stellt den Tribun nun in eine Reihe mit »gewöhnlichen« Herrschern in Norditalien. Vgl. zur Deutung di Rienzos als *Signore* auch *Dupré-Theseider*, Storia di Roma, S. 545f.

241 Vgl. *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 159, und *Rehberg*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 132f. Diese Flucht endete trotzdem in der Gefangennahme durch die Barone. Vgl. *Schmidinger*, Die Gesandten der Stadt Rom nach Avignon vom Jahre 1342/43, S. 174.

242 *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 159.

243 Auch wenn Israel völlig zu Recht darauf hinweist, dass der symbolisch-kommunikative Machtfaktor der Barone in der Stadt, ihre Bedeutung bei der Getreideversorgung und das auf sie zugeschnittene Klientelwesen noch immer nicht zurückgedrängt waren, *Israel*, Von Cola di Rienzo zu Stefano Porcari, S. 159. Vgl. zur Lebensmittelversorgung der Stadt Rom als baronalem Machtfaktor auch *Miglio*, Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo, S. 443f. Gerade Hungerskrisen, was auch in den neuen Stadtstatuten der 1360er-Jahre evident wird (vgl. hierzu *Rehberg*, Roma 1360, S. 251–253), waren in Rom ein omnipräsentes und gefürchtetes Phänomen und somit ein geeignetes politisches Instrument, um Druck auf die Stadtbewohner auszuüben. Vgl. zu den die Bewegung im Herbst 1347 zunehmend ermüdenden baronalen Streifzügen auch *Rehberg*, Clientele e Fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo, S. 129f.

zeigt sich der Grundwiderspruch auch zum Abschluss, – denn der Tribun des römischen Volkes floh ausgerechnet zu den Orsini. Der überraschend unspektakuläre Abgang von Cola di Rienzo erweist zum einen, dass die antibaronale Bewegung nicht einfach als sein verlängerter Arm interpretiert werden kann, und zum anderen, dass wenn politische Bewegungen als kollektive Akteure Entscheidungen fällen, diese in den Quellen meist als Abstimmung mit den Füßen erscheinen. Die populäre Bewegung Roms ließ die wertlos gewordene Ressource, den Tribun, fallen<sup>244</sup>, ein großer Teil ihrer Anhänger wurde sicherlich temporär demobilisiert.<sup>245</sup> Doch diese Dynamik erklärt sich aus den Widersprüchen der Interaktion zwischen Bewegung und Tribun und aus den internen Widersprüchen der Mobilisierungslogik, die sich in seiner Person und Rhetorik manifestierten.

## IX. RESÜMEE

Im kurzen Tribunat des Cola di Rienzo erkennen wir das Wirken eines außergewöhnlichen Mannes, gesegnet mit immensem Charisma, politischem Geschick und Ehrgeiz. Doch dieser Befund reicht nicht aus, um die politischen Ereignisse zu erklären. Es genügt auch nicht, di Rienzo nur zu kontextualisieren und nach seinen Erfolgsbedingungen zu fragen, denn so bleiben die mitunter dramatischen Wendungen der Geschehnisse im Dunkeln. Verschiedene andere politische Akteure waren in Rom tätig und interagierten mit ihm: zuvorderst die Bewegung, die sich aufgrund der wachsenden Unzufriedenheit mit der baronalen Herrschaft konstituiert hatte und über deren politisches Selbstbild unsere Hauptquelle, der anonyme römische Chronist, beredetes Zeugnis ablegt. Sein ein Jahrzehnt später verfasstes Werk möchte ihr ein mahnendes Beispiel geben, und zwar in Form einer Erzählung davon, wie das politische Projekt des Tribunats scheitern konnte.

Die Bewegung war 1343 mit einer schweren Niederlage konfrontiert – jeder, der darauf gehofft hatte, die Macht der Barone mit avignonesischem Segen brechen zu können, musste das erkennen. Doch zugleich bot sich mit Cola di Rienzo, dem charismatischen Vertreter der römischen Kommune an der Kurie, eine Gelegenheit, die Strategie zu wechseln und den für die Barone unangreifbaren Notar im Dienst des Papstes zum Kristallisationspunkt für die weitere Mobilisierung zu machen. Wie alle Bewegungen, war auch die antibaronale Bewegung Roms davon abhängig, nach dem Trial-and-Error-Prinzip Ressourcen der Legitimität miteinander zu kombinieren, in der Auswahl und Kombination dieser Ressourcen allerdings keineswegs frei. So ergab sich ein Widerspruch, welcher der Bewegung in dieser Phase der »Strategie des Tribunats« immanent war. Einerseits war die Feindschaft zwischen Colonna und Orsini eine Konfliktlinie, die auszunutzen sich aufdrängte, genauso wie die positive Bezugnahme auf den Papst, der in der frühen Phase der Mobilisierung als Schirmherr unabdingbar war. Andererseits legten die verfügbaren politischen Ressourcen und die schlechten Erfahrungen mit der avignonesischen Strategie eine Rhetorik nahe, die unter Rückgriff auf die ferne Vergangenheit einen Bruch mit bestehenden politischen Legitimationsmustern bedeutete. Dieser Widerspruch kam im August 1347 zum Tragen – die Mobilisierungsfähigkeit der Bewegung litt, da der mit Blick auf die ursprüngliche

244 *Miglio*, *Gli ideali di pace e di giustizia in Roma*, S. 63.

245 *John Scott/Gordon Marshall*, *Oxford Dictionary of Sociology*, 3. überarb. Aufl., Oxford/New York etc. 2009, S. 482, »Mobilization«: »The process by which a group goes from being a passive collection of individuals to an active participant in public life. (Demobilization is the reverse process.)« Die Mobilisierungsfähigkeit der Bewegung musste letztlich die divergierenden Interessen einer disparaten Trägerschicht bedienen (vgl. *Miglio*, *Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo*, S. 452f.), was bei Erfolgslosigkeit zu einer Abkehr von der Strategie »Tribunats« und zur Demobilisierung führen musste.

Strategie inkohärente, aber unausweichliche Bruch mit dem Papst nicht durch eine permanente Ausschaltung des baronalen Machtfaktors aufgewogen wurde. Die Kosten für die Beteiligung an der Bewegung, die nun einer Allianz aus Colonna und Papst gegenüberstand, schnellsten hingegen in die Höhe. Mit einem Mal schien der notwendige Aufwand für diese Strategie deutlich zu steigen und jeder dauerhafte Nutzen auszubleiben.<sup>246</sup> Die Mobilisierungsfähigkeit der Bewegung sank also in dem Maß, in dem das Programm auf Radikalisierung drängen musste.

Die Erfolglosigkeit der Bewegung zeigt<sup>247</sup>, dass das Umschwenken ihrer Führungsriege auf eine Programmatik, die mit dem Wort »revolutionär« zwar abgegrenzt werden kann, aber nicht darin aufgeht, instrumentellen Charakter hatte – niemand wollte »Geschichte machen«. »Das Revolutionäre« in unserer Fallstudie war ein Produkt aus der Eigenlogik der Kombination legitimatorischer Ressourcen. Es handelte sich keineswegs um eine einigende politische Zukunftsvision, welche die disparaten<sup>248</sup>, zuvorderst in ihrer Opposition zu den Baronen geeinten Trägerschichten verband und von Beginn an anleitete. Der politische Kampf, der sich 1347 in der »ewigen Stadt« ereignete, war somit kein revolutionärer in unserem heutigen Sinne: Eine unumkehrbare Umwälzung aller gesellschaftlichen Bereiche war weder das Ergebnis noch das Ziel der Bewegung, die Cola di Rienzo als Ressource nutzte. Es gab folglich keine revolutionäre Bewegung. Doch eine »Revolution«, zeitgenössisch im Sinne einer als Rückkehr zu einer längst vergangenen Zeit verstandenen »Zurückwälzung«, begann ihre Rhetorik zu dominieren, weil die vorgefundenen legitimatorischen Ressourcen dies nahelegten. Als diese in praktische Politik umgesetzt werden sollte, erwies sie sich für die Mobilisierungsfähigkeit aber geradezu als kontraproduktiv und führte schließlich zu einer Aufgabe der »Strategie des Tribunats« anstatt zu einer Revolution.

246 Vgl. *Miglio*, Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo, S. 443f., und *ders.*, Il progetto politico di Cola di Rienzo, S. 64.

247 Ebd., S. 63f.; *ders.*, Gli ideali di pace e di giustizia in Roma, S. 7.

248 Diese waren, wie bereits weiter oben beschrieben, insbesondere die populären Gruppierungen: Händler, der Klerus, die *bovattieri* und *cavallerotti*, Notare und einige Adlige, *Miglio*, Gli ideali di pace e di giustizia in Roma, S. 67f., 73 und 70; *ders.*, Gruppi sociali e azione politica nella Roma di Cola di Rienzo, S. 444–448 und 457, sowie *ders.*, Parola e gesto nella società comunale, S. 134. Jennifer Heindl spricht in ähnlicher Weise von einer unberechenbaren Stadtbevölkerung in Rom (*Heindl*, Moving the Masses, S. 300), was auch eine sich im Wandel befindliche Gesellschaft erkennen lässt, *Miglio*, Il progetto politico di Cola di Rienzo, S. 64. Zu den verschiedenen Gruppen die *popolo* beim Anonimo Romano meinen kann vgl. *Modigliani*, Popolo Romano e Tribunato nel pensiero e nell'azione di Cola di Rienzo, S. 58, und vgl. auch (zur schwierigen Gleichsetzung der politischen Ideale des Anonimo Romano mit einem sowieso schwer zu greifenden und verallgemeinernden *popolo romano*) *Modigliani*, Signori e tiranni nella »Cronica« dell'Anonimo romano, S. 382, 388 und 406–409.



Theo Jung

## Die Stimme des Volkes und sein Schweigen

### 1848/49 als Kommunikationsrevolution zwischen Erwartung und Erfahrung

In einem Forschungsüberblick zum »Revolutionszeitalter« hat die britisch-amerikanische Historikerin Sarah Knott den Ausgangspunkt der neueren Forschung darin gesehen, dass sie Revolutionen primär als »deklaratives« Phänomen betrachte: »appeals, addresses, declarations, constitutions, pamphlets, essays, *Thoughts*, *Reflections*«. Since the end of the eighteenth century, this is what makes revolution into revolution.<sup>1</sup> Das ist offensiv formuliert. Wie auch der vorliegende Band wieder zeigt, lassen sich die vielfältigen Ansätze der aktuellen Revolutionsforschung nur bedingt auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Und doch steht außer Frage, dass Knott einen wesentlichen Schwerpunkt der neueren Debatten erfasst. Während die ältere Forschung ihren Gegenstand vorwiegend als Effekt sozioökonomischer Gegensätze konzipiert hatte<sup>2</sup>, sind Revolutionen in jüngerer Zeit verstärkt als Kommunikationsereignisse aufgefasst worden. Ausgangspunkt dieser Betrachtungsweise ist die Annahme, dass die gegebenen sozialen, ökonomischen und politischen Konstellationsbedingungen *nicht* quasiautomatisch zum Umbruch führten, sondern dass die Krise erst durch das kommunikative Handeln zeitgenössischer Akteure zur Revolution wurde.

Auch die deutsche Revolution von 1848/49 ist wiederholt als Kommunikationsrevolution beschrieben worden.<sup>3</sup> Doch war und ist damit nicht immer dasselbe gemeint. Zum einen wurde der Begriff auf die Bedeutung infrastruktureller Entwicklungen bezogen, auf die Rolle der Presse, der Klubs und Vereine, sowie insbesondere der neuen Eisenbahn- und Telegrafverbindungen. Anknüpfend an eine Formulierung Knut Borchardts, der das 19. Jahrhundert generell als »Jahrhundert der Kommunikationsrevolution«<sup>4</sup> bezeichnet hatte, griff etwa Wolfram Siemann den Begriff in diesem Sinne auf, um Aufmerksamkeit

1 Sarah Knott, Narrating the Age of Revolution, in: *The William and Mary Quarterly* 73, 2016, S. 3–36, hier: S. 3. Besonders gilt das für die Forschung zur Französischen Revolution. Vgl. exemplarisch Hans Maier/Eberhard Schmitt (Hrsg.), *Wie eine Revolution entsteht. Die Französische Revolution als Kommunikationsereignis*, Paderborn/München etc. 1988.

2 Vgl. klassisch etwa Samuel P. Huntington, *Political Order in Changing Societies*, New Haven 2006 (zuerst 1968), S. 264–343; Theda Skocpol, *States and Social Revolutions. A Comparative Analysis of France, Russia, and China*, Cambridge/New York etc. 1979; Jack A. Goldstone, *Revolution and Rebellion in the Early Modern World*, Berkeley 1993; Charles Tilly, *European Revolutions, 1492–1992*, Oxford 1993.

3 Vgl. Dieter Hein, *Die Revolution von 1848/49*, München 1998, S. 57; Thomas Mergel/Christian Jansen, Von »der Revolution« zu »den Revolutionen«. Probleme der Interpretation von 1848/49, in: *dies.* (Hrsg.), *Die Revolutionen von 1848/49. Erfahrung – Verarbeitung – Deutung*, Göttingen 1998, S. 7–13, hier: S. 11; Frank Lorenz Müller, *Die Revolution von 1848/49*, Darmstadt 2002, S. 70f., sowie kritisch Peter Stein, *Strukturwandel oder Kommunikationsrevolution? Literarisch-publizistische Öffentlichkeit im Umbruch der Revolution von 1848/49 – ein Problemaufriß*, in: *Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft* 11/12, 1999/2000, S. 25–53, hier: S. 37–45.

4 Knut Borchardt, *Die industrielle Revolution in Deutschland*, München 1972, S. 98f. Vgl. auch Michael North (Hrsg.), *Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts*, Köln/Weimar etc. 1995; Timothy C. W. Blanning, Introduction: The End of the Old Regime, in: *ders.* (Hrsg.), *The Nineteenth Century: Europe 1789–1914*, Oxford/New York etc. 2000, S. 1–9, hier: S. 1.

auf die organisatorischen und technischen Infrastrukturentwicklungen zu lenken, die die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 ermöglicht und geprägt hatten.<sup>5</sup>

Eng mit diesen Aspekten verknüpft, aber doch anders konturiert trat der Begriff einer Kommunikationsrevolution in Bezug auf den Wandel des politischen Sprachgebrauchs in Erscheinung. Aus Sicht der Historischen Semantik rückten die Leitbegriffe und -metaphern der Revolutionssprache in den Fokus, als Ausdruck der Vorstellungswelt der Revolutionäre, aber auch als handlungsleitende Diskurse, die dem revolutionären Prozess Richtung gaben.<sup>6</sup> Hinzu kam die Frage nach der Bedeutung revolutionärer Sprechakte. In einem richtungsweisenden Aufsatz hat Willibald Steinmetz die zeitgenössische Beobachtung, dass Sprechen 1848 selbst »eine Tat«<sup>7</sup> geworden sei, zum Anlass einer Untersuchung der revolutionären Sprachpraxis genommen. Er konnte zeigen, dass die maßgeblichen Innovationen der politischen Sprache in diesem Zeitraum weniger auf der Ebene der Semantik, sondern vielmehr im Gebrauch, der von überlieferten sprachlichen Mustern gemacht wurde, verortet waren.

»[D]ie gewandelten Bedingungen und Kommunikationsstrukturen verliehen den Wörtern eine neue potentielle Macht, und die Handelnden lernten schnell, wie sich damit Politik betreiben ließ. Im Zusammenspiel zwischen taktischen Sprachhandlungen und nicht kontrollierbaren Umständen kam es zur Verdrängung alter und zur Entstehung neuer ›Sprachen‹. Das geschah weitgehend hinter dem Rücken der Zeitgenossen und keineswegs schlagartig. Die Revolution war hier nur der Geburtshelfer des Neuen, zum Bewußtsein gelangte es erst später. Unmittelbar fühlbar für alle Beteiligten war hingegen die Erfahrung, daß man mit Wörtern handeln, aber auch Opfer seiner eigenen Worte werden konnte. In diesem Sinne war die Revolution von 1848 auch eine Revolution der politischen Sprache.«<sup>8</sup>

Unter diesem kommunikationsgeschichtlichen Gesichtspunkt ist in neueren Studien das Wechselverhältnis der sprachlichen Praktiken revolutionärer Akteure mit den an sie gekoppelten Erwartungen vermehrt in den Fokus gerückt worden. Der französische Literatur-

5 *Wolfram Siemann*, Kommunikation und Revolution, in: *Christoph Dipper/Ulrich Speck* (Hrsg.), 1848. Revolution in Deutschland, Frankfurt am Main/Leipzig 1998; *ders.*, 1848/49 in Deutschland und Europa. Ereignis – Bewältigung – Erinnerung, Paderborn/München etc. 2006, S. 115–129. Vgl. mit Blick auf die Entstehung eines europäischen Kommunikationsraums auch: *Dieter Langewiesche*, Kommunikationsraum Europa. Revolution und Gegenrevolution, in: *ders.* (Hrsg.), Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen, Karlsruhe 1998, S. 11–35.

6 Vgl. zu Deutschland *Horst Grünert*, Sprache und Politik. Untersuchungen zum Sprachgebrauch der »Paulskirche«, Berlin/New York 1974; *Ernst Wolfgang Becker*, Zeit der Revolution! – Revolution der Zeit? Zeiterfahrungen in Deutschland in der Ära der Revolutionen 1789–1848/49, Göttingen 1999, S. 253–351; *Claudia Fraas*, Karrieren geschichtlicher Grundbegriffe. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, in: *Gudrun Loster-Schneider* (Hrsg.), Revolution 1848/49. Ereignis – Rekonstruktion – Diskurs, St. Ingbert 1999, S. 13–40; *Tobias Weidner*, Die unpolitische Profession. Deutsche Mediziner im langen 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main/New York 2012, S. 98–157; *Franziska Rehlinghaus*, Die Semantik des Schicksals. Zur Relevanz des Unverfügbaren zwischen Aufklärung und Erstem Weltkrieg, Göttingen 2015, S. 256–297; *Horst Dieter Schlosser*, Die Macht der Worte. Ideologien und Sprache im 19. Jahrhundert, Köln/Weimar etc. 2016, S. 139–174. Das Forschungsfeld erstreckt sich aber auch auf andere Nationen. Vgl. exemplarisch zu Frankreich *Jacqueline Lalouette*, Les Mots de 1848, Toulouse 2008, sowie zu Dänemark *Anne Engelst Nørgaard*, A Battle for Democracy. The Concept of Democracy in the Constitutional Struggle, Denmark 1848–1849, in: *AfS* 58, 2018, S. 69–84.

7 Das Zitat, auf das weiter unten noch genauer einzugehen sein wird, stammt aus: Wilhelm Arendt an Johann Gustav Droysen, Brief vom 13.7.1848, zit. nach: *Johann Gustav Droysen*, Briefwechsel, hrsg. v. *Rudolf Hübnert*, Bd. 1, Stuttgart 1929, S. 448.

8 *Willibald Steinmetz*, »Sprechen ist eine Tat bei euch.« Die Wörter und das Handeln in der Revolution von 1848, in: *Dieter Dowe/Heinz-Gerhard Haupt/Dieter Langewiesche* (Hrsg.), Europa 1848. Revolution und Reform, Bonn 1998, S. 1089–1138, hier: S. 1137f.

wissenschaftler Alain Vaillant etwa hat 1848/49 in diesem Sinne als eine »explosion de parole«<sup>9</sup> bezeichnet, bei der das revolutionäre Wort immer auch die praktische Bekräftigung des Anspruchs auf politische Mitsprache dargestellt habe. Und in einem neueren Überblicksartikel hat die Wiener Linguistin Juliane Schröter den »ausgeprägten Glauben an die politische Kraft der Sprache«<sup>10</sup> als sprachbewusstseinsgeschichtliches Spezifikum dieser Revolution hervorgehoben. Im Folgenden möchte ich an diese Perspektive anschließen, dabei aber einen Zugang wählen, der in gewisser Weise quer zum üblichen Ausgangspunkt dieser Studien steht. Mit einem Fokus auf der Frankfurter Nationalversammlung werde ich die Aufmerksamkeit von den Sprechakten der Revolution einmal auf ihr Gegenteil, auf das revolutionäre Schweigen lenken. Diese absichtlich kontraintuitive Schwerpunktverschiebung wirkt dabei als methodisches Verfremdungsmanöver, das es erlaubt, bisherige Forschungsergebnisse zu ergänzen und neu zu akzentuieren.

Zunächst kann auf diesem Weg gezeigt werden, wie im Kontext der Revolution nicht nur das Reden, sondern auch das Schweigen zu einer politischen Tat wurde. Als Unterlassungspraxis konnte die Entscheidung, die sich ergebenden Chancen auf Artikulation in den neu gestalteten Arenen nicht zu nutzen, zuweilen selbst ein ausdrucksvolles politisches Signal darstellen.<sup>11</sup> Und selbst wenn keine solche Absicht vorlag, konnte die unterlassene Artikulation vom jeweiligen Umfeld dennoch stets als politisch signifikatives Schweigen aufgefasst werden, insofern mit den erweiterten kommunikativen Handlungsspielräumen immer auch gestiegene Teilnahmeerwartungen einhergingen. Aus diesem Grund bietet der gewählte Zugang gleichzeitig auch eine Möglichkeit, die praktische Bedeutung des verschobenen Spannungsfelds zwischen Partizipationschancen und -erwartungen genauer zu erfassen. Die Fokussierung auf die formale Differenz von Reden und Schweigen erlaubt es dabei, für einen Teilbereich der Revolution (die Plenardebatte der Nationalversammlung) das kommunikative Handeln ausnahmsweise nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ zu untersuchen. Frühere Analysen zu den französischen Parlamenten seit der Revolutionszeit haben gezeigt, welche analytischen Chancen eine solche Herangehensweise bietet und stellen gleichzeitig eine fruchtbare Vergleichsfolie für die an dieser Stelle ermittelten Ergebnisse dar.<sup>12</sup>

Im Ergebnis öffnet der Blick auf das Schweigen eine neue Perspektive auf die kommunikative Praxis der Revolution. Indem einmal radikal vom inhaltlichen Aspekt der Interaktion abgesehen wird, treten andere Dimensionen stärker hervor. Das gilt etwa für performative Momente, die zum großen Teil auf der nonverbalen Ebene angesiedelt sind. Insbesondere aber gerät die inhärente Spannung zwischen den Erwartungen an politisches Handeln und der kommunikativen Praxis politischer Akteure auf neue Art und Weise in den Blick; denn die Differenz von Reden und Schweigen war nicht nur eine sprachpraktische,

9 Alain Vaillant, *Révolutions politiques et extinctions de voix*, in: Hélène Millot/Corinne Saminadayar-Perrin (Hrsg.), 1848, une révolution du discours, Saint-Étienne 2001, S. 13–26, hier: S. 14.

10 Juliane Schröter, 1848, in: Thomas Niehr/Jörg Kilian/Martin Wengeler (Hrsg.), *Handbuch Sprache und Politik*, Bd. 1, Bremen 2017, S. 915–935, hier: S. 915.

11 Vgl. dazu die Beiträge in *Theo Jung* (Hrsg.), *Zwischen Handeln und Nichthandeln. Unterlassungspraktiken in der europäischen Moderne*, Frankfurt am Main 2019.

12 Harriet B. Applewhite, *Political Alignment in the French National Assembly, 1789–1791*, Baton Rouge 1993, S. 145–163; Edna Hindie Lemay/Alison Patrick, *Revolutionaries at Work. The Constituent Assembly of 1789–1791*, Oxford 1996, S. 5–7; Edna Hindie Lemay, *Aurait-on pu se passer des non-intervenants à l'Assemblée Constituante (1789–1791)?*, in: Daniel Minary (Hrsg.), *Émancipation, réforme, révolution*, Paris 2000, S. 179–187; dies., *Les législatures de la France révolutionnaire (1791–1792)*, in: *Annales historiques de la Révolution française*, 2007, Nr. 347, S. 3–28; Louis Girard/William Serman/Édouard Cadet u. a., *Le Chambre des Députés en 1837–1839. Composition, activité, vocabulaire*, Paris 1976, S. 73–75, 138–141 und 156f.

sondern immer auch eine metadiskursive Alternative, die normativ aufgeladen und als solche 1848/49 *selbst* zum Politikum wurde.

Auf der Grundlage von parlamentarischen Protokollen, Egodokumenten, Presseberichten und Karikaturen verknüpft der Beitrag somit drei zentrale Erkenntnisinteressen, die auf aufsteigenden analytischen Ebenen angesiedelt sind. Erstens zielt die Darstellung auf eine genauere Erfassung der kommunikativen Praxis des paradigmatischen »Redeparlaments« in der Paulskirche. Zweitens setzt sie sich zum Ziel, das Verständnis der deutschen Revolution von 1848/49 als Kommunikationsrevolution neu zu konturieren. Und schließlich möchte der Aufsatz auf diesem Weg dazu beitragen, das spezifische Profil dieser Revolution schärfer zu fassen.

Der Beitrag ist in fünf Abschnitte gegliedert. Ein kurzer Blick auf die vorrevolutionäre Konstellation hebt zunächst die Entstehung bestimmter Erwartungshaltungen hervor, die insbesondere in der Anfangsphase der Revolution eine dynamisierende Wirkung entfalten. Die nächsten beiden Abschnitte sind der Analyse der kommunikativen Praxis der Nationalversammlung gewidmet, wobei eine statistische Auswertung der Protokolle mit punktuellen qualitativen Tiefenbohrungen verschränkt wird. In den letzten beiden Abschnitten wird anhand von zwei Erfahrungsbrüchen die diachrone Entwicklung der sprachlichen Praxis im Verlauf der Revolution erörtert. Die sich daraus ergebende Neuvermessung des Verständnisses der Revolution von 1848/49 als Kommunikationsrevolution schließt den Beitrag ab.

## I. VORMÄRZ, MÄRZ UND DANACH: EINE REVOLUTION DER ERWARTUNGEN

Während die Amerikanische Revolution im deutschen Raum vor allem als britisch-imperiales Problem rezipiert worden war, entwickelte die Französische Revolution von 1789 eine paradigmatische Strahlkraft.<sup>13</sup> Ihre unmittelbare Wirkung auf die deutschen Territorien war zunächst vor allem von den Koalitionskriegen und den napoleonischen Eroberungszügen geprägt. Doch nach dem Rückzug der französischen Truppen blieb langfristig ein verschobener politischer Möglichkeitsraum zurück, der zur Grundlage für neue Forderungen und Erwartungen wurde. Der (oft idealisierte) Blick auf den französischen Nachbarn wirkte katalysierend auf bestehende Reformbestrebungen, deren Anspruch auf Legitimität und praktische Realisierbarkeit durch den Hinweis auf ihre Verwirklichung jenseits des Rheins neue Dynamik gewann.

Dabei wiesen die Konstellationen in den einzelnen Territorien enorme Differenzen auf. Wo – oft ausdrücklich um »Revolutionswirren« zu vermeiden – Verfassungen verabschiedet und Landtage eingerichtet wurden, wie etwa 1818/19 in Baden, Württemberg, Hessen-Darmstadt und Bayern und 1831/32 in Sachsen und Braunschweig, konnten Eliten die moderne politische Ordnung französischer Prägung auch in der Praxis einüben. Doch auch in den Ländern, in denen die bestehende Herrschaftsordnung scheinbar unangetastet blieb – allen voran in den beiden deutschen Großstaaten –, büßte sie ihre selbstverständliche Geltung ein. Vor dem Hintergrund der zumindest denkbaren Alternativen erschien sie nunmehr als »bedrohte Ordnung«<sup>14</sup>, als kontingentes Ergebnis eines Kampfs zwischen verschiedenen Legitimitäts- und Machtansprüchen.

<sup>13</sup> Vgl. zur Einführung *Horst Dippel*, The Influence of the American Revolution in Germany, in: *Jack P. Greene/J. R. Pole* (Hrsg.), A Companion to the American Revolution, Oxford 2000, S. 550–553.

<sup>14</sup> So die grundlegende Formulierung des Tübinger Sonderforschungsbereichs 923. Vgl. *Ewald Frie/Boris Nieswand/Andreas Ziemann* u. a., Forum: »Bedrohte Ordnungen« als Thema der Kulturwissenschaften, in: *JMEH* 15, 2017, S. 5–35.

Dass Herrschaft nicht länger primär als Ausdruck einer zeitlosen kosmischen Ordnung, sondern als Ergebnis eines kommunikativen Prozesses betrachtet wurde, zeigte sich nicht zuletzt an der neuen Bedeutung einer Semantik der Stimme im politischen Diskurs.<sup>15</sup> Seit sich die *vox populi* im Kontext der Französischen Revolution als politische Schlüsselmetapher etabliert hatte, prägte sie in den darauffolgenden Jahrzehnten in ganz Europa den öffentlichen Diskurs über Politik.<sup>16</sup> Die zukunftssträchtige Politikform wurde als eine Sache der Artikulation begriffen – der Rede, der Debatte, der Mitsprache und der Öffentlichkeit. Die romanischen Sprachen übernahmen aus dem Latein die Kopplung von *vox* und *votum*, sodass beide Begriffe stets eng miteinander verknüpft auftraten und in vielen Zusammenhängen synonym verwendet wurden. Analog dazu etablierte sich in der germanischen Sprachfamilie im Begriff der Stimme eine Polysemie heraus, nach der er – in den Worten Johann Christoph Adelungs – zum einen den »lautbar oder hörbar gemachte[n] Athem«, zum anderen aber auch das »Recht, in der Berathschlagung mehrerer, seine Stimme zu geben, d. i. seine Meinung, sein Urtheil zu sagen« bezeichnete.<sup>17</sup>

Die Kopplung der beiden Ebenen lag an der Basis eines neuen, modernen Politikverständnisses, das uns bis heute begleitet und infolge dessen wir gewohnt sind, politische Macht maßgeblich mit dem Recht und der Pflicht, *sich zu Wort zu melden*, zu identifizieren. Unter diesem veränderten Gesichtspunkt erhielt nun auch das politische Schweigen neue Züge. Wo die Stimme zum politischen Leitwert wurde, erschien die geschichtliche Entwicklungsrichtung in doppeltem Sinne als Kampf gegen das Schweigen: gegen das auferlegte Schweigen der Machtlosen im Namen ihrer politischen Mündigkeit sowie gegen das hoheitsvolle Arkanum der Mächtigen zugunsten von Transparenz und Verantwortung. In dem Maße, in dem Politik unter dem Aspekt eines Wörterkampfes betrachtet wurde, gestaltete sich das Schweigen umgekehrt als das Nicht-Politische, dessen fortschreitende Beseitigung den Raum moderner Politik in eigentlichem Sinne erst öffnete.

Allerdings blieb die Politik des Wortes unter den gegebenen Umständen im deutschen Raum zunächst vor allem eine Sehnsuchtskategorie. Die Ausrichtung auf die politische Partizipation als das Wortergreifen der *vox populi* weckte Erwartungen, die durch die Realität der politischen Verhältnisse keineswegs gedeckt wurden. Dasselbe galt für den Anspruch auf Öffentlichkeit und Rechenschaft der Machthaber, der auf die Resilienz überlieferter Strukturen der Zensur und des *arcantum imperii* stieß.<sup>18</sup> Doch setzte die Differenz zwischen gestiegenen Ansprüchen und starren Wirklichkeiten die Regime unter ständigen Reformdruck, der durch den vergleichenden Blick auf andere, »weiter entwickelte« Länder noch verstärkt wurde.

15 Leider fehlt eine Begriffsgeschichte dieses soziopolitischen Grundbegriffs. Erste Ansätze, an die eine vertiefende Erörterung anschließen könnte, finden sich in *Donatella Di Cesare*, Art. Stimme, in: *Joachim Ritter/Karlfried Gründer/Gottfried Gabriel* (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Basel 1971–2007, Bd. 10, Sp. 159–170; *Gerda Haßler/Cordula Neis*, *Lexikon sprachtheoretischer Grundbegriffe des 17. und 18. Jahrhunderts*, Bd. 2, Berlin/New York 2009, S. 1493–1517; *Arlette Farge*, *Essai pour une histoire des voix au dix-huitième siècle*, Montrouge 2009.

16 Zum ideengeschichtlichen Hintergrund vgl. *George Boas*, *Vox Populi. Essays in the History of an Idea*, Baltimore 1969; *Michel Poizat*, *Vox populi, vox Dei. Voix et pouvoir*, Paris 2001.

17 *Johann Christoph Adelung*, Art. Die Stimme, in: *ders.* (Hrsg.), *Grammatisch-kritisches Wörterbuch*, 2., verm. u. verbess. Aufl., Wien 1811, Bd. 4, S. 381f.

18 *Lucian Hölscher*, Art. Öffentlichkeit, in: *Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck* (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 4, Stuttgart 1978, S. 413–467; *ders.*, *Öffentlichkeit und Geheimnis. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit*, Stuttgart 1979, S. 124–135 und passim.

Das Gefühl, dass die natürliche Entwicklung des Zeitgeists im deutschen Raum durch einen unzeitgemäßen Reformstau gehemmt werde, gehörte Anfang 1848 zu den entscheidenden Katalysatoren der Revolution.<sup>19</sup> Gerade auch sprachlich war das deutsche Volk in den Augen vieler Zeitgenossen einfach noch nicht auf der Höhe der Zeit. Als die preussisch-jüdische Schriftstellerin und Salongebende Fanny Lewald in Paris den Ausbruch der Februarrevolution miterlebte, hob sie zur Erklärung den Umstand hervor, dass in der französischen Bevölkerung seit 1789 eine »geistige Volksbewaffnung durch die Sprache« stattgefunden habe. »So weit ist es aber bei uns noch lange nicht.«<sup>20</sup> Auch der jungdeutsche Publizist Theodor Mundt hatte 1847 seine Schrift »Die Staatsberedsamkeit der neueren Völker. Nach der Entwicklung ihrer Staatsformen dargestellt« unter der Prämisse angefangen, dass der politische Zustand der deutschen Länder dem Sinn der geschichtlichen Entwicklung hinterherhinkte. Ausgangspunkt seiner Überlegungen war die Ansicht, dass das Wort das Grundelement jeder politischen Ordnung sei. Dies gelte sogar für die Despotie, auch wenn sich diese Staatsform als bloße »Regierung des Machtworts« gestalte. Doch selbst in diesem unzulänglichen Zustand liege letztlich immer die natürliche Tendenz beschlossen, die schließlich zur politischen Weiterentwicklung führen müsse.<sup>21</sup>

»Bei dem dialektischen Wesen des Wortes und aller Wortregierungen schlägt das bloß äußere Wort, das Machtwort, welches die Gestaltung des Staates an sich fesseln wollte, bald in das innere Wort um, [...] [das] als das Wort des Selbstbewußtseins zugleich die That der freien Selbsthervorbringung, der Selbstbestimmung des eigenen Daseins, ist.«<sup>22</sup>

Erst im Verfassungsstaat erreiche der Staat sodann den Zustand einer organischen Einheit.

»Der Staat ist ein lebendiges Individuum geworden, welches *spricht*, und dies *Sprechen (parler)*, wovon das *Parlament* als die centrale Lebensform des Verfassungs-Staats grammatisch wie politisch seine Ableitung zu entnehmen hat, ist jetzt die wahrhaft organische Verknüpfung und Bindekraft des staatlichen Daseins.«<sup>23</sup>

So war das Buch ursprünglich als eine ziemlich unverhohlene Kritik an den politischen Verhältnissen in den deutschen Ländern verfasst worden. Als es jedoch im Mai 1848 erschien, war es – wie Mundt im Vorwort zugab – in wesentlichen Punkten von den Ereignissen überholt worden. In der Anfangsphase der Revolution wurde der im Vormärz etablierte Diskurs der politischen Stimme in vielen Bereichen handlungsleitend. In den Märzforderungen kam die starke Orientierung an den kommunikativen Dimensionen des Politischen deutlich zum Ausdruck, indem der Rede-, Presse- und Versammlungsfreiheit sowie der Einrichtung eines nationalen Parlaments eine zentrale Stellung eingeräumt wurde. Und was als Forderung erhoben wurde, galt gleichzeitig auch als Selbstverpflichtung der eigenen kommunikativen Praxis. In einem Aufruf an die neu einberufenen Kasseler Landstände hieß es selbstbewusst:

»Die Zeit des Flüsters und Säumens ist vorüber, es ist die Zeit wo man Parolen tauscht! Fest, wie es Männern geziemt, wollen wir unsere Wünsche vor die Versammlung der Stände oder den Thron unseres Fürsten bringen. In der Zeit der politischen oder religiösen Sklaverei haben wir *gewünscht*, wir haben auch wie ein durstendes Thier nach unserem Rechte *geschrien*, jetzt wird das entschiedene Wort genügen. / Unser Fürst *will* uns groß, er *will* uns frei, zeigen wir, daß wir unter den Schandthaten

19 Vgl. Becker, *Zeit der Revolution!*, S. 259–289.

20 Fanny Lewald, *Erinnerungen aus dem Jahre 1848*, Braunschweig 1850, Bd. 1, S. 98f. (Eintrag vom 14.3.1848).

21 Theodor Mundt, *Die Staatsberedsamkeit der neueren Völker. Nach der Entwicklung ihrer Staatsformen dargestellt*, Berlin 1848, S. 4.

22 Ebd., S. 5.

23 Ebd., S. 6.

einer volksverachtenden Minister-Politik der Freiheit nicht unwürdig geworden sind. Der Fürst will hören, Niemand darf schweigen.«<sup>24</sup>

Im revolutionären Repertoire spielten neue Formen und Foren der politischen Artikulation eine Schlüsselrolle. Gerade die Frühphase war von der Gründung zahlloser Klubs, Presseorgane, Debattenvereine und politischer Versammlungen geprägt.<sup>25</sup> So erschien die Revolution von 1848 zeitgenössisch nicht nur als politischer Machtwechsel oder sozialer Umsturz, sondern maßgeblich als das längst überfällige Zur-Sprache-Kommen der Stimme des Volkes.

## II. DIE FRANKFURTER NATIONALVERSAMMLUNG: EIN REDEPARLAMENT UND SEINE SCHWEIGENDE MEHRHEIT

Orientiert an dieser Leitsemantik konzentrierte sich die zeitgenössische Beobachtung ganz besonders auf die neu gegründete Nationalversammlung als paradigmatischen Ort der befreiten politischen Rede. Auch in der Forschung gilt das Parlament in der Frankfurter Paulskirche bis heute als typisches Beispiel eines Rede- beziehungsweise Diskussionsparlaments. Aus Sicht des Marburger Germanisten Armin Burkhardt etwa habe sich die Nationalversammlung in zwei wesentlichen Aspekten grundsätzlich von späteren Parlamenten unterschieden. Zum einen sei die Plenardebatte in Frankfurt am Main noch nicht hinter die Bedeutung der Ausschuss- und Parteiberatungen zurückgetreten, sondern habe vielmehr den entscheidenden kommunikativen Lokus dieser Institution dargestellt. Zum anderen sei auch der Charakter der Debatten selbst ein anderer gewesen, da diese nicht auf die öffentliche Darstellung von Parteipositionen ausgerichtet gewesen seien, sondern tatsächlich eine ergebnisoffene Diskussion dargestellt hätten, in der »unterschiedliche Meinungen mit dem Ziel wechselseitigen Überzeugens zwischen nicht oder nur lose parteigebundenen Abgeordneten unter Einsatz rhetorischer Mittel tendenziell so lange in ihrem Für und Wider frei ausdiskutiert [wurden], bis eine – im Idealfall konsensfähige – Mehrheitsentscheidung getroffen werden [konnte]«. Allerdings habe dieser reine Diskussionscharakter auch Nachteile mit sich geführt, »in der Langatmigkeit der Entscheidungsfindung und der Unzuverlässigkeit wechselnder Mehrheiten«.<sup>26</sup>

Es steht außer Zweifel, dass die Nationalversammlung in vieler Hinsicht Merkmale eines fast idealtypischen Redeparlaments aufwies. Der zentrale Stellenwert, der der Debatte von den Abgeordneten selbst beigemessen wurde, kam in ihren Regularien klar zum Ausdruck. Nach dem Chaos der ersten Sitzungen wurde am 29. Mai 1848 eine Geschäftsordnung verabschiedet, die dem einzelnen Abgeordneten ein sehr hohes Maß an Redefreiheit

24 *Heinrich Friedrich Heise*, Den Feinden des Halben!, Kassel 10.3.1848, Stadtarchiv Kassel, S10, Nr. 77. Ähnlich auch das Flugblatt: *Ludwig Eduard Steiger*, Am 15. März 1848, [Wien 1848], Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Sammlung Flugschriften 1848, Sf 16/109, Mapp. 32.

25 Vgl. *Wolfram Siemann*, Versammlungsdemokratie 1848, in: *Dowe/Haupt/Langewiesche*, Europa 1848, S. 1007–1019; *Geerten Waling*, Organizing in a Moment of Madness. Political Meetings and Clubs in 1848, in: *Henk te Velde/Maartje Janse* (Hrsg.), Organizing Democracy. Reflections on the Rise of Political Organizations in the Nineteenth Century, Cham 2017, S. 105–126.

26 *Armin Burkhardt*, Plenardebatten, in: *Thomas Niehr/Jörg Kilian/Martin Wengeler* (Hrsg.), Handbuch Sprache und Politik, Bd. 2, Bremen 2017, S. 508–531, hier: S. 510f. Vgl. auch schon *ders.*, »Geredet, geträumt, gezögert, gezankt«. Zur politischen Kommunikation in der Paulskirche, in: *ders./Kornelia Pape* (Hrsg.), Sprache des deutschen Parlamentarismus. Studien zu 150 Jahren parlamentarischer Kommunikation, Wiesbaden 2000, S. 68–100, hier: S. 71–73 und 94f.; *ders.*, German Parliamentary Discourse since 1848 from a Linguistic Point of View, in: *Pasi Ihalainen/Cornelia Ilie/Kari Palonen* (Hrsg.), Parliament and Parliamentarism. A Comparative History of a European Concept, New York/Oxford 2016, S. 176–191, hier: S. 177.

einräumte.<sup>27</sup> Zwar war der Debattenschluss durch eine einfache Abstimmung möglich, doch das Recht, individuelle Anträge zu stellen, blieb ebenso wie die Redezeit unbeschränkt.<sup>28</sup> In einzelnen Sitzungen wurden nicht selten mehr als 30 Anträge gestellt und mündlich begründet, bevor die Versammlung zur Tagesordnung übergehen konnte.<sup>29</sup> Und auch in der Hauptdebatte hielten sich die Abgeordneten keinesfalls zurück. Die von Franz Wigard besorgte Ausgabe der Protokolle der schließlich nur etwa 13 Monate existierenden Nationalversammlung erstreckt sich in neun Bänden über stattliche 6.886 Druckseiten.<sup>30</sup>

Die Zahl und die Länge der Reden gaben schon zeitgenössisch Anlass zu Kritik. Doch während Außenseiter die kommunikative Geschäftigkeit meist als bloße Redseligkeit wahrnahmen, stellte sich die Situation aus der Innenperspektive der Institution anders dar. Nicht nur, dass die Reden *das* entscheidende Instrument darstellten, durch das Abgeordnete hoffen konnten, Einfluss auf die Entwicklung und das Ergebnis der Debatten und Abstimmungen zu nehmen. Auch die öffentliche Wahrnehmung des Parlaments richtete sich maßgeblich nach dem Erfolg und Misserfolg rhetorischer Leistungen. Sogenannte »große« Reden strukturieren die Debatten, generierten Aufmerksamkeit im Parlament selbst und darüber hinaus und bestimmten so auch über die relative Prominenz einzelner Abgeordneter und Fraktionen.

Wenn also vieles für die etablierte Vorstellung eines Diskussionsparlaments spricht, ergibt sich aus der genaueren Betrachtung der Praxis des parlamentarischen Redens und Schweigens doch ein differenzierteres Bild. An erster Stelle ist darauf hinzuweisen, dass die Verteilung der rhetorischen Aktivität in der Versammlung alles andere als gleichmäßig war. Vereinzelte Vielredner wie etwa Georg Waitz, Moritz Mohl, Jacob Venedey, Georg von Vincke, Ludwig Simon, Hugo Wesendonck, Carl Vogt und Georg Beseler kamen während ihrer Mandatszeit auf über 100 Beiträge. Doch zeigt eine statistische Auswertung der Protokolle auch, dass im sogenannten Redeparlament *de facto* eine große schweigende Mehrheit vorhanden war.

Bevor wir darauf im Folgenden genauer eingehen, ist zunächst anzumerken, dass zwischen der praktischen Realität des parlamentarischen Schweigens und seiner zeitgenössischen Rezeption oft eine beträchtliche Kluft lag. Grund dafür waren die unterschiedlichen Erwartungen, die an einzelne Politiker gestellt wurden. Generell war die Vorstellung, dass sich ein Abgeordneter regelmäßig an der Debatte zu beteiligen habe, in allen politischen Lagern stark ausgeprägt. Wähler und Nichtwähler betrachteten »ihre« parlamentarischen Vertreter als Sprachrohr, das ihre Interessen und Ansichten auf der nationalen Bühne artikulieren sollte. Die linksliberale Sächsische Dorfzeitung beantwortete die Frage ihrer Leser »Wen soll ich wählen?« dahin gehend, dass nur ein Mann, »der auch reden kann, der im Stande ist, die anderen Abgeordneten von einer Wahrheit überzeugt zu machen«, geeignet sei, als Repräsentant des Volkes aufzutreten.

»Was hilft uns ein Abgeordneter, der den besten Willen und viel Rechtschaffenheit hat, aber stumm, wie ein Fisch, den ganzen Landtag keinen Laut von sich giebt? Das kann den Wählern keine Freude machen, sie sollen vielmehr dann und wann ein recht verständiges Urtheil von ihrem Abgeord-

27 Vgl. *Manfred Botzenhart*, *Deutscher Parlamentarismus in der Revolutionszeit 1848–1850*, Düsseldorf 1977, S. 482–493.

28 Dies im Gegensatz zum Vereinigten Landtag Preußens, wo dem Redner nur zehn Minuten eingeräumt wurden. Vgl. die vergleichende Bemerkung in Adolf Kollaczek an Wilhelm Adolph Trützschler, Brief vom 24.8.1848, zit. nach: *Gunther Hildebrandt* (Hrsg.), *Opposition in der Paulskirche. Reden, Briefe und Berichte kleinbürgerlich-demokratischer Parlamentarier 1848/49*, Berlin (Ost) 1981, S. 116.

29 Vgl. dazu die Karikatur [*Ludwig Maurer*], *Der Antragfabrikant*, Federlithografie, 23 x 28 cm, Offenbach [1848], Landesarchiv Baden-Württemberg, J-S Karikaturen, Nr. 2, 4-442805.

30 *Franz Wigard* (Hrsg.), *Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main* [im Folgenden: SB], 9 Bde., Frankfurt am Main 1848–1849.



neten lesen, damit sie sehen und hören, daß er seine Pflicht und Schuldigkeit thut und dem ihm gewordenen Vertrauen zu entsprechen sucht.«<sup>31</sup>

Abgeordnete, die sich zu lange von der Rednerbühne fernhielten, mussten mit Briefen von ihren Wählern rechnen, in denen sie höflich, aber bestimmt aufgefordert wurden, häufiger von sich hören zu lassen. Auch in der lokalen Presse fanden solche Klagen Resonanz, wie etwa über den Missmut des bayerischen Volkes, »daß seine Abgeordneten mundtot scheinen und auch noch nicht Einer im Ernste die Tribüne bestiegen hat«.<sup>32</sup> Doch war dieser Erwartungsdruck sehr unterschiedlich ausgeprägt. Ein Abgeordneter, der nicht zur politischen Prominenz gehörte, konnte oft in der schweigenden Masse aufgehen, ohne mit persönlichen Angriffen rechnen zu müssen. Namhafte Abgeordnete dagegen wurden von ihrem Umfeld häufig stark unter Druck gesetzt, sich an der Debatte zu beteiligen. In einigen Fällen ging dies sogar so weit, dass selbst die faktische Beteiligung an sich nicht mehr ausreichte, um dem Vorwurf des Schweigens zu entgehen. Aufgrund ihres Rufs wurde von bestimmten Abgeordneten eine ausdrückliche Positionierung in Bezug auf spezifische politische Fragen erwartet und eingefordert.

Ein Beispiel war der Vertreter der Stadt Frankfurt Friedrich Jucho. Als Mitglied des Vorparlaments, des Fünfzigerausschusses und später als Schriftführer der Nationalversammlung war er ein überaus aktiver und bekannter Abgeordneter, auch wenn er sich in der Debatte nicht sehr oft zu Wort meldete.<sup>33</sup> Als sich seine lang erwartete Jungferrede nicht auf die großen politischen Grundsatzfragen, sondern auf die unzulängliche Heizungssituation in der Paulskirche bezog, wurde er dafür ziemlich belächelt.<sup>34</sup> Doch mehr als seine Abneigung gegen das Rednerpult, die sicher nicht ausgeprägter war als bei den meisten seiner Kollegen, war es bei Jucho die Enttäuschung über seine generelle politische Zurückhaltung, die sein »Schweigen« in die Kritik geraten ließ. Seit dem Hambacher Fest hatte er zu den bekanntesten Vertretern der republikanischen Opposition gehört, und infolge des Frankfurter Wachensturms war er sogar mehrere Jahre für seine Überzeugungen inhaftiert gewesen. Doch in der Paulskirche gehörte er eher zur gemäßigten Linken und zog einen realpolitischen Kurs der unmittelbaren Umsetzung revolutionärer Ideale vor. Seinem Umfeld stellte sich dieser Kurswechsel als Prinzipienlosigkeit dar. Als er im September in zweiter Instanz mit der Mehrheit für den Malmöer Waffenstillstand abstimmte, zeigten sich seine alten politischen Weggefährten empört. Auf einer großen Protestversammlung auf der Frankfurter Pfingstweide am 17. September kam es zu einer scharfen Auseinandersetzung mit dem Jugendfreund Friedrich Funck, der Juchos opportunistisches »Schweigen« über den Waffenstillstand heftig kritisierte. Eine Karikatur (Abbildung 1), die kurze Zeit später entstand, zeigt die beiden als Kasperle puppen auf dem Volkstheater. Als Stimme des Zeitgeists schwingt Funck einen Wahrheits-Knüppel, bezichtigt den »stillschweigenden Redner« Dr. Jocko des Verrats an den Interessen des Volkes und schickt ihn auf Höllenfahrt.

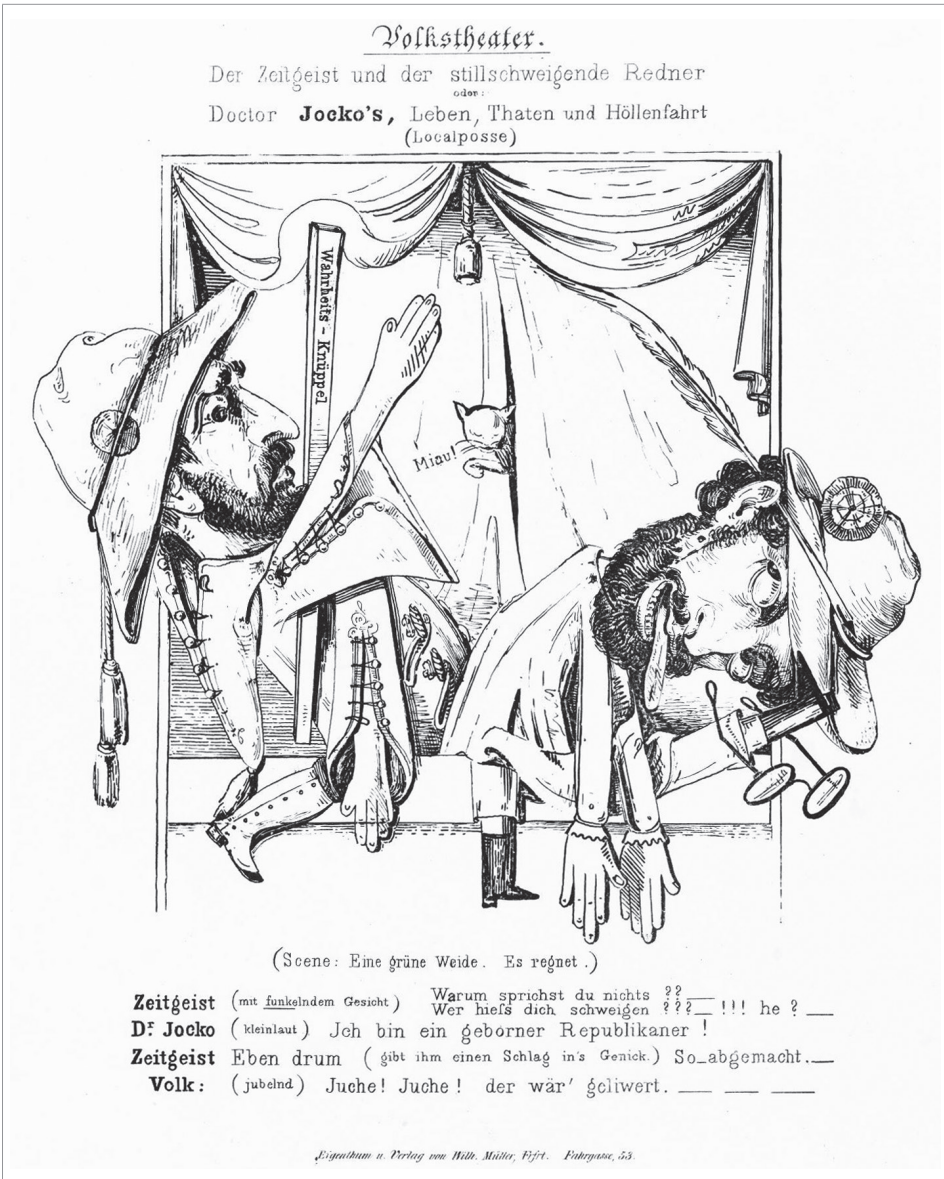
31 Wahlbesprechungen II, in: Sächsische Dorfzeitung, 1.12.1848, S. 382.

32 Die bayerischen Deputirten zu Frankfurt, in: Augsburgs Postzeitung, 26.6.1848, Beilage 51, S. 199, wobei der Autor zu ihrer Entschuldigung gelten lässt, dass die Abgeordneten ja auch zum Abstimmen da seien und dass die Bayern nun mal weniger redselig seien als andere Völker, die »auch ohne Gedankenfülle, doch an einer eigentlichen Wortdiarrhöe leiden«. Vgl. Dieter Allhoff, Rhetorische Analyse der Reden und Debatten des ersten deutschen Parlamentes von 1848/49, insbesondere auf syntaktischer und semantischer Ebene, München 1975, S. 1.

33 Veit Valentin, Frankfurt am Main und die Revolution von 1848/49, Stuttgart 1908, S. 268.

34 Vgl. etwa die Karikaturen Ernst Schalk, Häusliche Szene nach der ersten glanzvollen Rede eines Volksvertreters über die Heizung des Nationaltheaters zu St. Paul, Druckgrafik, 19,8 x 28,3 cm, Frankfurt am Main 1848, Deutsches Historisches Museum (DHM) Berlin, Do 65/1138.1; Adolf Schrödter, Lage von Grönlandfahrern, die einfrieren, und etwas im Eise der Grundrechte stecken geblieben sind, Lithografie, 22 x 28,8 cm, DHM, Do 53/535.

Abbildung 1:  
O. V., Volkstheater, Frankfurt am Main [1848]<sup>35</sup>



35 O. V., Volkstheater. Der Zeitgeist und der stillschweigende Redner oder: Doctor Jocko's Leben, Thaten und Höllenfahrt (Localposse), Frankfurt am Main [1848], Federlithografie, 33 cm x 24 cm, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Graphische Sammlung, HB 15635, 1317c. Vgl. Yasmin Doosry/Rainer Schoch, 1848: Das Europa der Bilder, Bd. 2, Nürnberg 1998, S. 223f.

Dem kommunikativen Verhalten individueller Abgeordneter in der Paulskirche lagen also verschiedene Faktoren zugrunde. Neben der persönlichen Neigung und Fähigkeit im Hinblick auf die parlamentarische Rhetorik spielten dabei die Erwartungshaltungen anderer eine entscheidende Rolle. Und in dieser Hinsicht wiederum sah sich jeder Abgeordnete stets gleichzeitig mit sehr unterschiedlich gearteten Anforderungen konfrontiert. Während er sein Verhalten im Binnenraum des Parlaments vor allem auf die Haltung seiner *peers* – ob im Sinne des eigenen politischen Lagers, der Fraktion oder des Versammlungskollektivs – einzustellen hatte, hatte er es darüber hinaus immer auch mit verschiedenen außerparlamentarischen Öffentlichkeiten zu tun, vom persönlichen Umfeld über die lokale Wählerschaft bis hin zur abstrakten Größe der ›Nation‹ im Ganzen. Um der praktischen Bedeutung dieser sich überlagernden Bedingungen auf die Spur zu kommen, werden im Folgenden die Protokolle der Nationalversammlung auf die unterschiedlichen Beteiligungsgraden unterschiedlicher Abgeordnetengruppen in der Plenardebatte hin befragt. Doch bevor die Ergebnisse dieser Auswertung präsentiert werden, sind zwei kurze methodische Vorbemerkungen nötig.

Erstens bedeutete die Tatsache, dass sich viele Abgeordnete nie zu Wort meldeten, selbstverständlich nicht, dass sie im Plenum keinen Ton von sich gaben. Wie es ein zeitgenössischer französischer Abgeordneter einmal ausdrückte, war es gerade von den nichtredenden Abgeordneten besonders schwierig zu erreichen, dass sie auch tatsächlich den Mund hielten.<sup>36</sup> Über den ordentlichen, vom Präsidenten zugewiesenen Redebeitrag hinaus gab es viele andere Möglichkeiten, durch Zwischenrufe, Lachen, Zischen, Klatschen und Pfeifen zur Dynamik der Debatte beizutragen. Viele solcher Signale erklangen aus der Masse des Plenums und konnten somit keinem einzelnen Abgeordneten zugeschrieben werden. Doch reichte auch die Skala der in den Protokollen namentlich verzeichneten Beiträge von der einzelnen, meist vom Platze dazwischengerufenen Exklamation bis zur vollständigen Rede, die sich in ihrer verschriftlichten Form über mehrere Seiten erstrecken konnte. Im Registerband zu den Protokollen sind nur längere, ausdrücklich angekündigte Reden aufgeführt.<sup>37</sup> Dadurch bleiben jedoch ein Großteil der »mittleren« Debattenbeiträge, etwa im Rahmen von Interpellationen, vom Austausch über Geschäftsordnungsfragen und Ausschussberichte, sowie die sich in der Debatte selbst entwickelnde Interaktion von Rede und Widerrede außen vor. Andererseits erscheint es wenig sinnvoll, jedes geäußerte Wort als eigenständigen Debattenbeitrag zu werten. Im Folgenden werden deshalb nur solche Beiträge berücksichtigt, die namentlich zugeordnet werden und im Protokoll mindestens sechs Zeilen umfassen.<sup>38</sup>

Eine weitere methodische Hürde bilden, zweitens, diejenigen Parlamentarier, die gleichzeitig einen offiziellen Posten bekleideten. Das gilt zunächst für die Funktionsträger des Parlaments selbst. Die Präsidenten, Vizepräsidenten und Schriftführer – zu denen auch Jucho gehörte – kamen im Ablauf der Debatte regelmäßig *ex officio* zu Wort. Dasselbe gilt für die Abgeordneten, die ab Juli 1848 als Minister oder Unterstaatssekretäre in die Kabinette der provisorischen Zentralgewalt berufen wurden. Zumeist handelte es sich dabei um Personen, die schon zuvor in den Debatten eine aktive Rolle gespielt hatten. Insofern sie aber in ihrer Rolle als Regierungsvertreter von der Versammlung interpelliert

36 Louis-Chrysostome Michel, zit. nach: *Paul Bosq*, *Souvenirs de l'Assemblée Nationale, 1871–1875*, Paris 1908, S. 140.

37 *Franz Wigard* (Hrsg.), *Vollständiges Inhalts-Verzeichnis zu den Stenographischen Berichten über die Verhandlungen der deutschen constituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main und Stuttgart, Frankfurt am Main 1850*.

38 Insgesamt handelt es sich um mehr als 5.000 Beiträge. Vgl. dagegen *Allhoff*, *Rhetorische Analyse der Reden und Debatten des ersten deutschen Parlamentes von 1848/49*, S. 25, der von 2.000 »längeren« Reden ausgeht.

wurden, sprachen sie nicht länger als Teil des Plenums. In den meisten Fällen lassen sich die unterschiedlichen Rollen auf der Ebene der Protokolle formal unterscheiden, wenn etwa manche Beiträge »v. Schmerling von Wien«, andere aber »Reichsminister v. Schmerling« zugeordnet werden – doch nicht immer.<sup>39</sup> Von einigen Abgeordneten steht zwar fest, dass sie auch auf eigene Faust sehr regelmäßig das Wort ergriffen, aber nicht genau wie oft, da sich ihre eigenständigen Beiträge von denen, die sie aus ihrer Funktionsrolle heraus tätigten, nicht vollständig trennen lassen. Und bei einigen anderen kann die Frage, ob sie überhaupt aus eigener Bewegung das Wort ergriffen, nicht mit Sicherheit geklärt werden. Die letztgenannte Gruppe wurde in den folgenden Statistiken nicht berücksichtigt.<sup>40</sup> Die erstgenannte nur insofern, als davon ausgegangen wird, dass sie sich »sehr oft« (mindestens 41 Mal) auch aus eigener Bewegung an der Debatte beteiligten.<sup>41</sup> Da es sich bei diesen Fällen – bei sechs respektive neun Abgeordneten in einer Gruppe von insgesamt 809 – um eine kleine Minderheit handelt, ist die Auswirkung dieser Vorentscheidung auf die ermittelten Zahlen als gering zu betrachten. Dennoch ist zu betonen, dass die aufgeführten Ergebnisse weniger als absolut belastbare, sondern vielmehr als relative Größen im Hinblick auf die verhältnismäßige Verteilung der Redeaktivität im Plenum zu lesen sind.

*Tabelle 1: Anteil der Abgeordneten der Nationalversammlung, nach der Zahl ihrer eigenständigen Redebeiträge geordnet*

Redebeiträge	0	1–4	5–10	11–20	21–30	31–40	≥ 41
Anteil	50,2 %	23,1 %	9,3 %	6,8 %	3,4 %	2,5 %	4,7 %

Das erste und vielleicht überraschendste Ergebnis der Auswertung (Tabelle 1) ist, dass sich in diesem sprichwörtlichen Redeparlament circa die Hälfte der Abgeordneten kein einziges Mal an der Debatte beteiligte.<sup>42</sup> Zu dieser Gruppe gehörten auch diejenigen Mitglieder, bei denen praktische Umstände eine Beteiligung verhindert hatten. Vor allem in der Endphase der Revolution gab es Abgeordnete, die der Versammlung nur kurze Zeit angehörten und entsprechend wenig Gelegenheit hatten, sich einzubringen. Als Extremfälle können Theodor Berkmann, Carl Adolph Ritter und Georg Seefried gelten, die erst am 13. Juni 1849, also nur fünf Tage vor der endgültigen Auflösung des Rumpfparlaments, als Ersatzkandidaten in die Versammlung einzogen.<sup>43</sup> Hinzu kam, dass nicht jeder, der sich meldete, auch zu Wort kam. Als Ernst von Saucken-Tarputschen sich in der Debatte über die Zentralgewalt am 20. Juni in die Rednerliste einschrieb, musste er feststellen, dass er da am 46. Platz stand,

»und da gestern und heute nur täglich 12 bis 13 Redner zum sprechen kommen, so werde ich wohl erst übermorgen heran kommen und dann am besten thun, zu schweigen. Denn ein Redner nach dem

<sup>39</sup> Vgl. etwa SB, Bd. 3, S. 1626 und 1920.

<sup>40</sup> Johannes Fallati, Gustav Robert von Maltzahn, Karl Moering, Anton Rieh, Eduard Simson und Alexander von Soiron.

<sup>41</sup> Heinrich von Gagern, Robert von Mohl, Anton von Schmerling, Karl Biedermann, Friedrich von Herrmann, Friedrich Jucho, Otto Plathner, Gabriel Riesser und Franz Wigard.

<sup>42</sup> Allerdings galt für das britische House of Commons dasselbe. Vgl. *Joseph S. Meisel*, *Public Speech and the Culture of Public Life in the Age of Gladstone*, New York 2001, S. 75; *Gary W. Cox*, *The Efficient Secret. The Cabinet and the Development of Political Parties in Victorian England*, Cambridge 1987, S. 53.

<sup>43</sup> Weitere Beispiele wären Karl Mayer (12 Tage), Franz Barth (14) und Georg Friedrich Brackebusch (15).

andern spricht bald dies bald jenes aus, was ich sagen wollte, und so wird nichts Neues zu sagen übrig bleiben, und wiederkäuen mag ich nicht.«<sup>44</sup>

Einen Monat später passierte ihm dasselbe noch einmal. Doch blieb er gelassen: »es wird schon genug, ja zuviel geredet, und die Reden wirken weniger auf die Abstimmungen ein, als dies jetzt bei immer mehr sich ausbildenden Parteiwesen und Parteilichen in den Vorberathungen geschieht.«<sup>45</sup> Wie dieses Beispiel jedoch auch zeigt, spielten beim Umgang mit solchen praktischen Hindernissen immer auch Einstellungs- und Entscheidungsmomente eine Rolle. Dass ein redewilliger Abgeordneter überhaupt keine Gelegenheit fand, sich zu beteiligen, blieb eine Ausnahme.

Zu den komplett schweigenden Abgeordneten kam ein gutes Viertel der Versammlung hinzu, deren Namen zwar vereinzelt in den Protokollen auftauchen, die mit weniger als fünf Beiträgen jedoch kaum zu den wirklich aktiven Rednern gerechnet werden können. Manchmal gestalteten sich deren vereinzelte Wortmeldungen durchaus gehaltvoll. Marquard Adolph Barth etwa kam während seines langen Mandats auf nur zwei Beiträge, doch handelte es sich in beiden Fällen um inhaltlich substantielle Reden einer beträchtlichen Länge.<sup>46</sup> Dasselbe gilt für die einzigen Reden eines Anton von Nagel zu Aichberg oder Bruno Adolph Sturm.<sup>47</sup> Doch zumeist waren die »Reden« derer, die sich sonst nicht zu Wort meldeten, deutlich als solche zu erkennen, da sie sich auf die Teile der Debatte beschränkten, die dem ungeübten Redner weniger rhetorisches Geschick abverlangten. Während Eduard Simson als Sekretär, Vizepräsident und Präsident zu den aktivsten und bekanntesten Mitgliedern des Hauses gehörte, bestand der einzige Redebeitrag seines Bruders Georg Bernhard im Verlesen eines eingegangenen Schreibens.<sup>48</sup> Insbesondere die Interpellation, die Begründung eingegangener Petitionen und die Berichterstattung im Namen eines Ausschusses waren beliebte Mittel, den eigenen Namen doch ausnahmsweise einmal in die Protokolle aufgenommen zu sehen, ohne sich den hohen Anforderungen der Plenardebatte aussetzen zu müssen.<sup>49</sup> In allen diesen Fällen konnte der Beitrag gründlich vorbereitet werden und wurde ausnahmsweise sogar das Verlesen von Aktenstücken oder Briefen an die Versammlung gestattet.<sup>50</sup>

Im Einzelnen konnte die rhetorische Enthaltung der Abgeordneten – wie es Robert von Mohl rückblickend zusammenfasste – eine ganze Reihe von Gründen haben:

»Theils war es Abneigung gegen das, oft freilich widrige, Drängen zum Worte; theils Versümmniß in erster Zeit, und dann später Scheue; theils Ekel an dem vielen Gerede und Entschluß, dem Vaterlande durch Schweigen zu nützen. Bei einigen war es auch Schwäche der Brust oder der Stimme.

44 Ernst von Saucken-Tarputschen an seine Frau, Brief vom 20.6.1848, zit. nach: *Ernst von Saucken-Tarputschen*, Aus dem Frankfurter Parlament, hrsg. v. *Georg von Below*, in: *Deutsche Rundschau* 194, 1905, S. 79–104, hier: S. 88.

45 Ernst von Saucken-Tarputschen an seine Frau, Brief vom 27.7.1848, in: ebd., S. 97.

46 SB, Bd. 3, S. 1752f. (29.8.1848); Bd. 6., S. 4755–4757 (19.1.1849).

47 Ebd., Bd. 7, S. 5160f. (13.2.1849) und S. 5368–5370 (23.2.1849).

48 Es betraf einen Brief Heinrich von Gagerns über sein Abtreten als Präsident des Ministerrats. Ebd., Bd. 9, S. 6611 (17.5.1849).

49 Dasselbe galt in Frankreich, wo eine Satirezeitschrift beschrieb, wie manche Abgeordnete sich nur bei sogenannten »*entr'actes*« auf die Bühne trauten, als »*rappoteurs modestes que l'inattention encourage et qui n'osent prendre la parole qu'à la condition qu'on ne les écouterait pas.* [...] L'orateur marmotte pendant quelques minutes, il boit s'il a soif et s'en retourne la messe dite avec l'entière satisfaction d'avoir justifié l'utilité de sa présence au sein de l'assemblée nationale«. *Assemblée Nationale. Séance du 11 décembre*, in: *Le Charivari*, 12.12.1848, S. 1.

50 Einige Beispiele: SB, Bd. 6, S. 4478 (9.1.1849, Gustav Groß); Bd. 7, S. 4835 (24.1.1849, Friedrich Schlutter); Bd. 8, S. 5664 (13.3.1849, Karl von Schrenck); Bd. 8, S. 6122 (11.4.1849, Franz Seraphim Archer); Bd. 9, S. 6746f. (28.5.1849, Gottlob Tafel).

Solche Männer sprachen dann aber in kleineren Kreisen, und da zeigte sich, was sie der Versammlung entzogen.«<sup>51</sup>

Rudolf Haym sah sich als eines der jüngsten Versammlungsmitglieder nicht berufen, das Wort im Plenum zu ergreifen.<sup>52</sup> Doch vor allem fühlte er sich durch seine rhetorische »Unfertigkeit« gehemmt, es mit seinen Kollegen aufzunehmen.

»Meine meditative und formbedürftige Natur versagte durchaus für die parlamentarische Action und Debatte, wo die Eingebung des Momentes Alles ist und wo man, seiner selbst sicher, Thatsachen und Gesichtspunkte, Gedanken und Worte jeden Augenblick in Bereitschaft haben muß. Es ging mir, wie dem Blöden, der nur um so mehr, in sich zurückgeschüchtert, verstummt, je lauter sich die umgebende Gesellschaft unterhält. Weder im Parlamente noch auch nur in den Sitzungen unserer Fraktion [Casino] konnte ich mich zum Reden bringen. Das einzige Mal, wo ich, in der Frage der Stellungnahme zu den Novemberereignissen in Preußen, den Versuch wagte, wäre ich nahezu verunglückt.«<sup>53</sup>

Es konnte also durchaus gute Gründe geben, der Debatte fernzubleiben. Andererseits darf der Erwartungsdruck, der vom eigenen Umfeld, von den Wählern und der »Nation« ausgeht, nicht unterschätzt werden. Davon zeugen nicht zuletzt die ständigen Versuche schweigsamer Abgeordnete, ihr Verhalten zu rechtfertigen. So betonte Haym, dass er dem Parlament zwar nicht am Rednerpult, sondern durchaus in anderer Weise gedient habe. »Der fleißigste Besucher der Sitzungen, war ich der aufmerksamste Zuhörer.« Vor allem aber habe er durch schriftliche Kommunikation seine fehlende rhetorische Tätigkeit wettgemacht. Er schickte regelmäßige Berichte an seine Wähler, die in der lokalen Presse veröffentlicht wurden. Darüber hinaus tat er sich mit ausführlichen Parteiberichten hervor, in denen er die politischen Ereignisse der Revolution aus Sicht seiner Fraktion darstellte.<sup>54</sup>

Neben politischen Neulingen gehörten zu denen, die nie oder nur selten das Rednerpult bestiegen, auch einige durchaus prominente Abgeordnete wie Karl Biedermann, Ernst Moritz Arndt, Ludwig Uhland, Heinrich Laube, Karl Mathy und Georg Gottfried Gervinus. Das beste Beispiel dafür, dass man es in der Nationalversammlung auch ohne rednerische Großleistungen zu Einfluss bringen konnte, war Johann Gustav Droysen, von dem es hieß, er habe in Frankfurt »eine bedeutungsvolle Rolle mehr durch Schweigen als durch Sprechen gespielt«.<sup>55</sup> Sein Ruf als Historiker, aber vor allem die Rolle, die er im Vorfeld der Revolu-

51 [Robert von Mohl], Die erste deutsche Reichsversammlung und die Schriften darüber, in: Deutsche Vierteljahrs-Schrift, 1850, H. 2, S. 1–75, hier: S. 28.

52 Wie die Forschung zu den britischen und französischen Parlamenten der ersten Jahrhunderthälfte gezeigt hat, überlagerten sich hier zwei konträr ausgerichtete Faktoren. Einerseits war es üblich, dass sich neu gewählte Mitglieder zunächst zurückhielten, um sich an die Atmosphäre und Gebräuche des Hauses zu gewöhnen. Andererseits aber nahm die Bereitschaft, sich zu Wort zu melden, mit zunehmendem Alter strukturell ab. Vgl. Girard/Serman/Cadet u. a., Le Chambre des Députés en 1837–1839, S. 138 und 156; Eric J. Evans, Sir Robert Peel. Statesmanship, Power and Party, London 1991, S. 6–8.

53 Rudolf Haym, Aus meinem Leben. Erinnerungen, Berlin 1902, S. 188–190. Ähnlich auch David Friedrich Strauß, Literarische Denkwürdigkeiten, in: ders., Gesammelte Schriften, hrsg. v. Eduard Zeller, Bonn 1876, S. 1–80, hier: S. 18–21.

54 Die Berichte erschienen in drei Bänden: Rudolf Haym, Die deutsche Nationalversammlung bis zu den Septemberereignissen. Ein Bericht aus der Partei des rechten Centrum, Frankfurt am Main 1848; ders., Die deutsche Nationalversammlung von den Septemberereignissen bis zur Kaiserwahl. Ein weiterer Parteibericht, Berlin 1849; ders., Die deutsche Nationalversammlung von der Kaiserwahl bis zu ihrem Untergange. Ein Schlußbericht, Berlin 1850.

55 So Ernst von Lerchenfeld in der bayerischen Abgeordnetenversammlung. Bayerischer Landtag, Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des Bayerischen Landtages. Stenographische Berichte, München 1849–1918, Bd. 1, S. 342 (Sg. v. 2.11.1849). Vgl. im Überblick Wilfried Nippel, Johann Gustav Droysen. Ein Leben zwischen Wissenschaft und Politik, München 2008, S. 90–143, und erneut, zugespitzt, ders., Droysen als Politiker, in: Volker Losemann (Hrsg.), Alte Geschichte zwischen Wissenschaft und Politik, Wiesbaden 2009, S. 65–83, hier: S. 67–72.

tion im schleswig-holsteinischen Widerstand gegen die dänische Vereinheitlichungspolitik gespielt hatte, steigerten die Erwartungen, die an seine Tätigkeit in Frankfurt gestellt wurden. Doch im Juli 1848 beichtete Droysen seinem Jugendfreund und Fachkollegen Wilhelm Arendt, dass er sich in den Verhandlungen bisher zurückgehalten hatte. Dabei war ihm durchaus schmerzhaft bewusst, dass sein Verhalten den Ansprüchen, die an einen Politiker seiner Statur gestellt wurden, nicht gerecht wurde.

»Müßte ein ordentlicher Kerl nicht ganz anders eingreifen und anfassen? Müßte er nicht – denn jeder sehnt sich nach irgendeiner Leitung – inmitten der lauen, wohlmeinenden Menge als herrschender Charakter vorantreten, als leitender Geist seine Schuldigkeit tun? Hat man nicht oft genug selbst geklagt, daß es so wenig Charaktere gebe? Lieber Freund, ich mache mir Vorwürfe ob spät gelerner Bescheidenheit; ich will Gott danken, wenn ich in die stille Klausur zurückgekehrt sein werde, in die allein, nun merke ich es, ich hingehöre.«<sup>56</sup>

In seiner Antwort drängte Arendt den Freund jedoch erneut, aktiver in das Geschehen einzugreifen: »Sprich lieber Freund, beteilige Dich bei den Debatten! Du bist es der Sache, bist es zuletzt Dir selbst schuldig.« Dabei zeigte er für die innere Abneigung Droysens vor der Rednerbühne durchaus Verständnis.

»Dein Zögern begreife ich, ich denke mich auf das Lebhafteste in Deine Lage hinein. Das Still-schweigen hat eine Menge Ursachen, der Grund, auf dem es ruht, ist multiplex. Sprechen ist eine Tat bei euch, und wie schwer ist der Schritt von der Idee zur Tat! Dann gehört Mut dazu, den man nicht immer hat. Es sind wesentliche reelle Schwierigkeiten zu besiegen; aber besiege sie, und Du wirst sehen, wie wohl Dir der Sieg selbst tun wird.«

Droysens Beteuerung, dass er sich »im kleinen Kreise« sehr wohl an den politischen Verhandlungen beteilige, ließ Arendt nicht als Entschuldigung gelten. Für ihn galt nur das Rednerpult als eigentliche Bühne eines parlamentarischen Führers.

»Du bist zu andern berufen, als Schriftführer in Kommissionen, seien sie auch noch so wichtig, zu sein. Und vor allen Dingen sprich mir nicht wieder von der ›stillen Klausur‹ und was drum und dran hängt. Das ist Verrat an Dir selbst. [...] Erst wenn Du sprichst, tätiger eingreifst, ein Leiter wirst, kannst Du auf mehr Befriedigung rechnen, als Du jetzt hast.«<sup>57</sup>

Doch konnte sich Droysen nicht dazu durchringen, in die Debatten einzugreifen.

»Nun schilt auf mich soviel Du willst. Aber zu einem politischen Menschen, zu einem handelnden muß man andere Nerven haben als ich. Und noch einmal, ich habe Recht zu schweigen, wie ich tue. Die Doktrinärs sind die schlechtesten Politiker.«<sup>58</sup>

In der Tat gestaltete sich die parlamentarische Aktivität Droysens in Frankfurt zwiespältig. Schon Zeitgenossen hoben den Widerspruch hervor zwischen seiner rhetorischen Untätigkeit und seinem beeindruckenden »Talent im Parlamentiren«<sup>59</sup>, sofern dies »in persönlicher Ansprache und Ueberredung«<sup>60</sup> stattfand. Droysen war nun mal, erklärte sein Kollege und langjähriger Weggefährte Maximilian Duncker,

56 Johann Gustav Droysen an Wilhelm Arendt, Brief vom 8.7.1848, zit. nach: *Droysen*, Briefwechsel, Bd. 1, S. 441f. Vgl. zu dieser Korrespondenz allgemein *Ernst Opgenoorth*, Johann Gustav Droysen und seine Briefpartner. Eine kommunikationsgeschichtliche Studie, in: *Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung* 27, 2015, S. 149–182, hier: S. 176f.

57 Arendt an Droysen, Brief vom 13.7.1848, zit. nach: *Droysen*, Briefwechsel, Bd. 1, S. 448.

58 Droysen an Arendt, Brief vom 10.8.1848, zit. nach: ebd., S. 460.

59 *Heinrich Laube*, Das erste deutsche Parlament, Leipzig 1849, Bd. 1, S. 35.

60 *Karl Biedermann*, Erinnerungen aus der Paulskirche, Leipzig 1849, S. 264–266. Vgl. auch *Justus von Gruner*, Rückblick auf mein Leben, in: *Deutsche Revue* 26, 1901, H. 1, S. 25–36, 148–155 und 278–288, hier: S. 284.

»kein Parlamentsredner. Es widerstrebte ihm, die Accente zu brauchen, die auf eine erregte Menge wirken, und sein empfindlich geartetes Gemüth war den Gewaltstößen leidenschaftlicher Debatten kaum gewachsen. Um so unermüdlicher wirkte er in den Ausschüssen, im Kreise seiner Partei, des rechten Centrums, im persönlichen Verkehr mit Mitgliedern aller Parteien.«<sup>61</sup>

Als Führungspersönlichkeit der Casinofraktion, Mitglied des Geschäftsordnungs- und des Dreißiger- sowie Protokollführer des Verfassungsausschusses, aber vor allem aufgrund seiner besonderen Begabung, in Verhandlungen über die politischen Lager hinweg Mehrheiten zu bilden, gehörte der Kieler Geschichtspräsident zu den bedeutendsten Mitgliedern des Frankfurter Parlaments, auch ohne sich an der Plenardebatte zu beteiligen.

Das Beispiel Droysens zeigt, dass es im Einzelfall möglich war, auch ohne rhetorische Betätigung eine aktive parlamentarische Rolle zu spielen. Allerdings blieb er eine Ausnahme. Wenn wir die Mitgliedschaft in den 17 ständigen und 10 nichtständigen Ausschüssen als Hinweis auf die Integration eines Abgeordneten in die Nationalversammlung als parlamentarische Arbeitsgemeinschaft betrachten, zeichnet sich eine deutliche Korrelation zwischen der Zahl der Mitgliedschaften und der der Redebeteiligungen ab. Es wurde schon angemerkt, dass die Ausschussmitgliedschaft in einzelnen Fällen eigene Debattenbeiträge nach sich zog, wenn die Beratungsergebnisse durch einen Berichterstatter dem Plenum vorgelegt wurden. Doch wirkte der Zusammenhang vor allem in die andere Richtung. Da die Mitglieder der Ausschüsse gewählt wurden, setzte dies einen gewissen Bekanntheitsgrad unter den Kollegen voraus.<sup>62</sup> Im Einzelfall reichte dafür ein im Vormärz etablierter Ruf aus. Neben Droysen, der vier Ausschüssen angehörte, können hier etwa auch sein schon erwähnter Hallenser Kollege Maximilian Duncker (nur fünf Redebeiträge, aber vier Ausschüsse) und der Dichter und Germanistikprofessor Ludwig Uhland (acht respektive zwei) genannt werden. Doch in der Regel war die Debattenbeteiligung der Königsweg zur Integration in die Gemeinschaft der aktiven Abgeordneten, die sich von der Masse ihrer eher passiven Kollegen klar abhob. Dieser Aspekt der Arbeitsteilung wird besonders deutlich, wenn auch die Zahl der Ausschussmitgliedschaften berücksichtigt wird. Immerhin gehörte fast ein Fünftel der Versammlung irgendeinem Ausschuss an. Diese Gruppe redete zwar deutlich öfter als die, die keinem Ausschuss angehörten, aber lag insgesamt doch eher im Durchschnitt. Bei denen jedoch, die während ihres Mandats in mehreren Ausschüssen aktiv waren, lagen die rhetorischen Beteiligungszahlen deutlich höher (vgl. Tabelle 2).

*Tabelle 2: Durchschnittliche Zahl der Redebeteiligungen pro Abgeordneter, nach der Zahl der Ausschussmitgliedschaften geordnet*

Ausschussmitgliedschaften	0	1	2	≥ 3	Gesamt
Anteil der Abgeordneten	64,5 %	19,2 %	8,7 %	7,6 %	100 %
Ø Redebeteiligungen im Plenum	2,0	7,1	18,8	33,4	6,9

61 *Maximilian Duncker*, Johann Gustav Droysen, in: Preußische Jahrbücher 54, 1884, S. 134–167, hier: S. 153. Duncckers Sympathie hing wohl auch damit zusammen, dass auch er selbst sich nur selten an der Debatte beteiligte, in den Versammlungen der Casinofraktion aber eine durchaus bedeutende Rolle spielte. Vgl. *Heinrich von Treitschke*, Max Duncker, in: Preußische Jahrbücher 58, 1858, S. 489–508, hier: S. 493f.

62 Vgl. zu den Ausschüssen *Rüdiger Moldenhauer*, Aktenbestand, Geschäftsverfahren und Geschäftsgang der ›Deutschen Verfassungsgebenden Reichsversammlung‹ (Nationalversammlung) 1848/49 und ihre Ausschüsse, in: Archivalische Zeitschrift 65, 1969, S. 47–91, hier: S. 59–91.



## III. DIE KLUBS: POLITISCHE DIFFERENZEN UND KOMMUNIKATIVE HANDLUNGSPROFILE

Mit den Ausschussmitgliedschaften und der Teilnahme an den Plenardebatten sind zunächst zwei Handlungsbereiche untersucht worden, in denen das einzelne Mitglied unmittelbar mit dem Gesamtkollektiv der Versammlung in Beziehung stand. Doch ist daran zu erinnern, dass jeder Abgeordnete zuvor schon in eine Vielfalt sozialer Querverbindungen eingebunden war, die auf sein Verhalten einen erheblichen Einfluss haben konnten. Dazu gehörten etwa die geteilte regionale Herkunft, Religionszugehörigkeiten, berufliche Kontakte, Bekanntschafts- und in manchen Fällen sogar Familiennetzwerke. Verschiedene Zugehörigkeiten überlagerten sich und entwickelten dabei unterschiedliche Formen und Intensitäten von *peer pressure*. Die prägendste Bezugsgröße in dieser Hinsicht war aber ohne Zweifel die Fraktionszugehörigkeit. Bei den politischen »Klubs«, wie die Fraktionsgruppen in der Paulskirche genannt wurden, handelte es sich nicht um Parteien im modernen Sinne. Sie entstanden als Zusammenschluss von Abgeordneten und entwickelten kaum formalisierte Organisationsstrukturen über das Parlament hinaus. Im Binnenraum der Institution entwickelten sie jedoch eine durchaus bemerkenswerte Dynamik und ein im internationalen Vergleich außerordentlich hohes Niveau der Verbindlichkeit.<sup>63</sup>

Mit Blick auf die Klubzugehörigkeiten kann auf die detaillierte prosopografische Vorarbeit einer Forschergruppe unter Leitung von Heinrich Best zurückgegriffen werden.<sup>64</sup> Dabei ist jedoch eine Besonderheit zu berücksichtigen. Anders als in späteren Parlamenten war es in der Frankfurter Nationalversammlung keine Seltenheit, dass Abgeordnete gleichzeitig mehreren Fraktionen angehörten oder im Laufe ihres Mandats zwischen ihnen wechselten. Die Entstehung neuer Klubs als Abspaltung von anderen oder als deren Zusammenschluss (vgl. Abbildung 2) verstärkte diese Dynamik weiter, sodass schließlich mehr als ein Viertel der Abgeordneten während ihrer Mandatszeit mehreren Fraktionen angehörte. Aus diesem Grund ist die Zuordnung einzelner Redebeiträge zu einer bestimmten Fraktion nur bedingt möglich oder sinnvoll. Auf der Basis der gegebenen Quellenlage ließe sich der genaue Zeitpunkt des jeweiligen Übertritts nur in vereinzelt Fällen ermitteln. Doch vor allem ginge eine solche vorgetäuschte Präzision an der Realität des Paulskirchenparlaments vorbei, bei der sich viele Mitglieder langfristig an den Beratungen mehrerer Klubs gleichzeitig beteiligten. Um diesem Umstand Rechnung zu tragen, gleichzeitig

63 Vgl. *Gilbert Ziebura*, Anfänge des deutschen Parlamentarismus. Geschäftsverfahren und Entscheidungsprozeß in der ersten deutschen Nationalversammlung 1848/49, in: *Gerhard A. Ritter/Gilbert Ziebura* (Hrsg.), Faktoren der politischen Entscheidung, Berlin 1963, S. 185–236; *Helmut Kramer*, Fraktionsbindungen in den deutschen Volksvertretungen 1819–1849, Berlin 1968, S. 74–232; *Werner Boldt*, Die Anfänge des deutschen Parteiwesens. Fraktionen, politische Vereine und Parteien in der Revolution 1848, Paderborn 1971; *Botzenhart*, Deutscher Parlamentarismus in der Revolutionszeit, S. 415–441; *Dieter Langewiesche*, Die Anfänge der deutschen Parteien. Partei, Fraktion und Verein in der Revolution von 1848/49, in: GG 4, 1978, S. 324–361; *Heinrich Best*, Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49, Düsseldorf 1990, S. 318–332; *Fritz Taubert*, Naissance des partis allemands autour de 1848 et tentatives juridiques d'empêcher leur organisation, in: *Anne-Marie Saint-Gille* (Hrsg.), Cultures politiques et partis aux XIXe et XXe siècles, Lyon 2005, S. 41–56. Eine wichtige Grundlage für diese Entwicklung bildete die intensive theoretische Auseinandersetzung mit den Funktionen von Parteien im Vormärz. Vgl. *Philipp Erbentraut*, Theorie und Soziologie der politischen Parteien im deutschen Vormärz 1815–1848, Tübingen 2016.

64 *Heinrich Best/Wilhelm Weege*, Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49, Düsseldorf 1996, insb. S. 400–407, sowie zur Begründung S. 17–22 und 377. Die Datensätze des Projekts sind als BIORAB-FRANKFURT über das Parlamentarierportal BIOPARL, URL: <[www.bioparl.de](http://www.bioparl.de)> [3.7.2019] online abrufbar.

Abbildung 2: Schematische Darstellung der Entwicklung der Fraktionen der Nationalversammlung im Jahr 1848

	Mai/Juni	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Äußerste Linke	Donnersberg				Märzverein (mit Teilen von Westendhall)	
Linke	Deutscher Hof		Nürnberger Hof			
	Westendhall					
Linkes Zentrum	Württembergischer Hof					
Rechtes Zentrum				Augsburger Hof		
				Landsberg		
	Casino					Pariser Hof
Konservative Rechte	Café Milani					

jedoch eine begründete Auswertung zu ermöglichen, ist im Folgenden auf die methodische Fiktion zurückgegriffen worden, dass die Redebeiträge jedes Abgeordneten gleichmäßig über die verschiedenen Fraktionszugehörigkeiten verteilt gewesen seien (bei zwei jeweils die Hälfte, bei drei ein Drittel und so fort). So können die Unterschiede in der Verteilung der Redeaktivität zwischen den verschiedenen Fraktionen sichtbar gemacht werden, ohne dass die ermittelten Zahlen jedoch den Anspruch absoluter Exaktheit für sich beanspruchen.

Bevor wir auf die einzelnen Fraktionen genauer eingehen, ist zunächst festzuhalten, dass die Zugehörigkeit zu einer Fraktion an sich schon ein deutliches Indiz für die Integration in das Versammlungskollektiv darstellte. Abgeordnete, die einer oder mehreren Fraktionen angehörten, meldeten sich deutlich öfter zu Wort, als diejenigen, die fraktionslos blieben. Während die letzte Gruppe nur etwa 30 % der Versammlung ausmachte, stellte sie etwa die Hälfte derer, die sich kein einziges Mal zu Wort meldeten. Unter den sehr aktiven Rednern mit mehr als 40 Plenumsbeiträgen gab es mit Moritz Mohl, dem entschiedenen Gegner des »stupiden Parteiwesens«, nur einen einzigen fraktionslosen Abgeordneten.<sup>65</sup>

Der unterschiedliche Charakter der individuellen Fraktionen tritt hervor, wenn wir die jeweilige Verteilung zwischen Nicht- (0), Vereinzelt- (1–4), Regelmäßig- (5–20) und Vielerednern (≥ 21 Redebeiträge) innerhalb der einzelnen Fraktionsgruppen miteinander vergleichen. Von den fraktionslosen Abgeordneten blieben fast 80 % ohne jeden eigenständigen Redebeitrag, deutlich mehr als der Versammlungsdurchschnitt von 50 %. Zusammen mit den 15 %, die sich nur vereinzelt zu Wort meldeten, war vom übergroßen Teil dieser

65 Vgl. Jörg Westermayer, *Politik als Beruf. Der Parlamentarier Moritz Mohl 1802–1888*, Düsseldorf 1998, S. 71–86.

Gruppe also wenig zu hören. Zwischen den verschiedenen Fraktionen fielen die Verteilungen indes sehr unterschiedlich aus. Wenig redelustig waren die Mitglieder der Fraktionen Augsburger Hof und Pariser Hof, von denen circa 80 respektive 75 % fast nicht oder nur selten das Rednerpult bestiegen. Am anderen Extrem lag die Fraktion Nürnberger Hof, die im Oktober 1848 als Abspaltung vom Deutschen Hof entstand. Hier gab es nur ein einziges Mitglied, das sich nie zu Wort meldete, während der Anteil derer, die sich mehr als 20-mal beteiligten, bei fast 35 % lag (vgl. Tabelle 3).

*Tabelle 3: Kommunikationsprofile der fraktionslosen Abgeordneten, der beiden Flügel der Versammlung sowie der einzelnen Fraktionen*

Redebeiträge	0	1–4	5–20	≥ 21
Gesamte Versammlung	50,2 %	23,1 %	16,1 %	10,6 %
Fraktionslos	78,5 %	15,2 %	4,3 %	2,0 %
›Linke‹ Fraktionen	34,7 %	25,8 %	24,7 %	14,7 %
Donnersberg	23,8 %	36,4 %	24,7 %	15,2 %
Märzverein	25,3 %	31,8 %	31,4 %	11,5 %
Nürnberger Hof	12,6 %	4,2 %	48,4 %	34,8 %
Deutscher Hof	40,7 %	28,6 %	14,0 %	16,7 %
Westendhall	31,7 %	25,9 %	28,8 %	13,6 %
Württembergischer Hof	30,9 %	18,1 %	34,0 %	17,0 %
Augsburger Hof	57,2 %	21,2 %	11,1 %	10,4 %
›Rechte‹ Fraktionen	41,3 %	27,4 %	17,3 %	13,9 %
Landsberg	39,2 %	32,7 %	15,1 %	13,1 %
Casino	41,6 %	25,1 %	18,8 %	14,5 %
Pariser Hof	54,6 %	23,7 %	7,9 %	13,8 %
Café Milani	32,9 %	35,6 %	19,2 %	12,3 %

Bei der Entstehung dieser Differenzen griffen verschiedene Faktoren ineinander. Erstens die spezifische Konstellation und der Zeitpunkt der Fraktionsgründung. Die geringe Präsenz am Rednerpult der Mitglieder der Fraktion Pariser Hof hing auch damit zusammen, dass die Fraktion erst Ende Dezember 1848 entstand. Allerdings war der Märzverein, der nur einen Monat zuvor als Zusammenschluss der Fraktionen Donnersberg und Deutscher Hof mit Teilen der Westendhall entstand, sehr viel aktiver. Hier gab es zwar auch einen Anteil von fast 60 %, der nicht oder nur selten redete. Doch war der Anteil derer, die sich oft meldeten, deutlich höher, vor allem da sich einige der prominentesten und aktivsten Redner der Versammlung, wie etwa Hugo Wesendonck, Carl Vogt, Ludwig Simon, Adolph Schoder, Jacob Venedey und Franz Wigard, zum Märzverein bekannten. Zur Erklärung der besonderen rhetorischen Betriebsamkeit des Nürnberger Hofes gehört auch, dass ihre Mitglieder in den letzten Monaten des Parlaments im Kontext der Reichsverfassungskampagne und der Aufrechterhaltung des Stuttgarter Rumpfparlaments eine zentrale Rolle spielten.

Über solche individuellen Momente hinaus machten sich bei der Redebeteiligung zwei strukturelle Faktoren bemerkbar. Erstens die Fraktionsgröße: In jeder Fraktion gab es eine kleine Zahl von prominenten Rednern, die das Kollektiv regelmäßig im Plenum vertraten, während die Mehrheit sich zurückhielt. Doch war eine solche Arbeitsteilung in den größeren Fraktionen naturgemäß ausgeprägter als in den kleineren. Insbesondere bei der größten Fraktion Casino, die etwa ein Fünftel der Abgeordneten in sich vereinigte, konnten sich relativ viele zurückhalten, ohne dass die kollektive Positionierung darunter litt. Das war anders bei kleineren Fraktionen wie Café Milani, Pariser Hof, Donnersberg und Landsberg, bei denen die Beteiligung gleichmäßiger verteilt werden musste. Beim besonderen Profil der Fraktion Nürnberger Hof spielte also auch eine Rolle, dass sie mit nur 16 kennenden Mitgliedern – von denen außerdem einige noch parallel in anderen Fraktionen aktiv waren – den kleinsten Klub des Parlaments darstellte.

Dass sich jedoch auch ungefähr gleich große Fraktionen im Plenum zuweilen sehr unterschiedlich verhielten, zeigt, dass schließlich auch genuin politische Faktoren bedeutsam waren. Die zugegebenermaßen etwas stumpfe Unterscheidung zwischen dem rechten und dem linken Flügel der Versammlung macht die unterschiedlichen Handlungsprofile auf beiden Seiten der Versammlung deutlich sichtbar. Nur die Fraktion Augsburgischer Hof, die Ende September 1848 als Abspaltung des rechten Flügels aus dem Württemberger Hof entstand, bildete in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Während sie ideologisch zum linken Zentrum gezählt wurde, gehörte sie, was ihr Aktivitätsprofil im Plenum angeht, eher zum konservativeren Teil der Versammlung.

Die differierenden Handlungsmuster auf linker und rechter Seite bestätigen ein Muster, das auch in zeitgenössischen französischen Parlamenten festgestellt worden ist.<sup>66</sup> Das aus neueren Volksvertretungen bekannte Phänomen, dass sich die beiden Extreme der Versammlung deutlich öfter zu Wort melden als die ›staatstragende‹ Mitte, würde sich erst später herausbilden. Bis zum späten 19. Jahrhundert standen dagegen politische Differenzen zwischen den beiden Flügeln der Kammer im Vordergrund. In Frankfurt drückte sich dies darin aus, dass weder die radikal-linke Fraktion Donnersberg noch das konservative Café Milani im Kontext ihres jeweiligen Flügels besonders hervorstachen, sie sich untereinander dagegen überaus deutlich unterschieden. In der Zusammenschau ergibt sich das Bild einer gleitenden Skala mit allmählich ansteigenden Beteiligungsraten auf der linken Seite des Plenums.

Die Gründe für dieses Muster lagen im spezifischen Charakter dieses Parlaments, in dem politische Handlungsmuster, die noch aus der vormärzlichen Zeit der landständischen Vertretungen stammten, auf eine radikal gewandelte Konstellation trafen. Dass das Parlament ein nationales Forum darstellen sollte, gehörte im Vormärz zu den zentralen Forderungen der Liberalen und Demokraten. Doch erst unter den gewandelten Bedingungen der Revolution zeigte sich, was dies in der Praxis bedeutete. Da die politische Rede nicht nur als Verständigungs- und Verhandlungsmittel, sondern gleichzeitig als Artikulation der ›Stimme der Nation‹ galt, adressierte sie gleichzeitig mehrere Publika. Neben dem Ziel, die Kollegen zu überzeugen, spielte auch die mittelbare Kommunikation mit der imaginierten Größe des ›Volkes‹ außerhalb der Versammlung stets eine Rolle. In der Interaktion mit dem auf der Galerie anwesenden und oft lautstark in die Debatten eingreifenden Publikum erhielt dieses Verhältnis im Plenum selbst performative Gestalt.<sup>67</sup> Doch vor allem

66 Vgl. zur Revolutionszeit *Applewhite*, *Political Alignment in the French National Assembly*, S. 149–153, zur Julimonarchie *Girard/Serman/Cadet* u. a., *Le Chambre des Députés en 1837–1839*, S. 138–141 und 156, sowie zum Zweiten Kaiserreich *Éric Anceau*, *Les Députés du Second Empire. Prosopographie d'une élite du XIXe siècle*, Paris 2000, S. 701–707.

67 Vgl. *Allhoff*, *Rhetorische Analyse der Reden und Debatten des ersten deutschen Parlamentes von 1848/49*, S. 160–164; *Almut Todorow*, »Stürmisches Bravo von der Galerie«. Redner und

bestand über die Protokolle und Presseberichte die Möglichkeit, durch parlamentarische Reden eine weit über das Haus hinausgehende Öffentlichkeit zu erreichen, deren Mobilisierung umgekehrt wieder als Druckmittel in die Kommunikation innerhalb der Versammlung einging.

Die Doppeladressierung machte die Debattenteilnahme auch über die unmittelbare Interaktion mit dem Plenum hinaus attraktiv, was sich auf die Beteiligungsraten auswirkte. Doch wirkte diese Dynamik auf linker Seite der Versammlung deutlich stärker als auf der Rechten. In dieser Differenz spiegelte sich ein andersgeartetes politisches Rollenverständnis wider. Obwohl sich auch die rechtsliberalen und sogar die konservativen Abgeordneten in abstracto durchaus als ›Stimme der Nation‹ verstanden, pflegten sie zum ›Volk‹ gleichzeitig ein eher distanzierendes Verhältnis.<sup>68</sup> Die direkte Bezugnahme auf ›die Nation‹, sei es im Sinne der Galerie oder der Massen im Lande, galt ihnen meist als unschicklich und zog schnell den Vorwurf der Demagogie nach sich. Demgegenüber setzten sie auf eine ausdrücklich zur Schau gestellte Sachlichkeit, die prinzipielle Positionierungen zugunsten einer Bezugnahme auf Sachzwänge vermied und so innerhalb der Versammlung selbst sowie darüber hinaus Verhandlungsspielräume offenließ.<sup>69</sup> Obwohl das übliche Bild eines reinen Honoratiorenparlaments an der prägenden Bedeutung der Fraktionsstrukturen in der Nationalversammlung vorbeigeht, trifft es doch insofern zu, als zumindest auf der rechten Seite des Plenums das Selbstverständnis der Abgeordneten als parlamentarische Volksvertreter von einem elitären Paternalismus geprägt blieb. Erst im Kaiserreich würden sich auch die Konservativen allmählich auf eine direkte Bezugnahme zum ›Volk‹ – sei es direkt im Wahlkampf oder rhetorisch in den Plenardebatten – umstellen.<sup>70</sup>

Zum politischen Aspekt der parlamentarischen Redeaktivität gehört schließlich auch die Frage, inwiefern in der Frankfurter Nationalversammlung das Schweigen auch als eigenständiger Kommunikationsmodus zum Einsatz kam. Dass einzelne Abgeordnete aus prinzipiellen Gründen von ihrem Mandat zurücktraten, kam schon in der Anfangsphase des Parlaments immer wieder vor. Als die Mehrheit am 28. Juni 1848 gegen den Widerstand der Linken die Einrichtung einer provisorischen Zentralgewalt durchsetzte, zog sich Christian Kapp, ein prominentes Mitglied der Fraktion Donnersberg, aus der Nationalversammlung zurück. Dabei drückte sich gerade auch in dieser Art des Schweigens als ausdrückliche Teilnahmeverweigerung erneut die hohe Wertschätzung aus, die dem politischen Wort beigemessen wurde. In dem Schreiben, in dem er seine Entscheidung begründete, erklärte Kapp seinen Wählern, dass da, wo die ›eigentliche‹ Stimme des Volkes erstickt werde – sein letzter Redebeitrag war vom Präsidenten abgebrochen worden<sup>71</sup> –, die parlamentarische Debatte ihre Legitimationsgrundlage einbüße:

---

Publikum in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ein Bericht aus dem *Ersten deutschen Parlament* von Heinrich Laube (1849), in: *Rhetorik* 14, 1995, S. 1–13; *Alexa Geisthövel*, *Teilnehmende Beobachtung. Briefe von der Damengalerie der Paulskirche 1848*, in: *Jürgen Herres* (Hrsg.), *Politische Netzwerke durch Briefkommunikation. Briefkultur der politischen Oppositionsbewegungen und frühen Arbeiterbewegungen im 19. Jahrhundert*, Berlin 2002, S. 303–333; *Henning Türk*, »Ich gehe täglich in die Sitzungen und kann die Politik nicht lassen«. Frauen als Parlamentszuschauerinnen und ihre Wahrnehmung in der politischen Öffentlichkeit der Märzrevolution 1848/49, in: *GG* 43, 2017, S. 497–525.

68 Vgl. zum Volksbegriff *Grünert*, *Sprache und Politik*, S. 222–226 und 241–245.

69 Vgl. *Steinmetz*, »Sprechen ist eine Tat bei euch.«, S. 1132–1136.

70 Vgl. im Überblick *Volker Stalman*, *Vom Honoratioren- zum Berufspolitiker. Die konservativen Parteien (1867–1918)*, in: *Lothar Gall* (Hrsg.), *Regierung, Parlament und Öffentlichkeit im Zeitalter Bismarcks. Politikstile im Wandel*, Paderborn/München etc. 2003, S. 91–126.

71 SB, Bd. 1, S. 551 (26.6.1848).

»Sie haben mich gewählt in eine Versammlung, deren Lebensgrund die Macht- und Rechtsvollkommenheit des Volkes, deren Kraft das lebendige Wort der Wahrheit, die Sprache der Thatsachen, deren Gesetz die Freiheit der Rede ist. Diese Versammlung existiert aber nicht mehr. Das Prinzip ihres Ursprunges, die Souveränität des Volkes, hat sie aufgegeben und den Mund des Volkes verschlossen, indem sie seinen freisinnigsten Vertretern das Wort verkümmerte.«<sup>72</sup>

Bei den oben präsentierten Ergebnissen spielen solche Fälle keine signifikante Rolle, da die ausgetretenen Abgeordneten in der Regel schnell durch Nachwahlen ersetzt wurden. Anders war dies, wenn sich Fraktionen zu einem kollektiven Schweigen entschlossen, sei es aus taktischen Gründen oder um ein symbolisches Zeichen gegen die gegebenen Verhältnisse zu setzen. In der Tat kamen solche Debattenboykotts auf der linken Seite des Plenums gelegentlich vor. Zumeist ergaben sie sich mehr oder weniger spontan aus der situativen Dynamik einzelner Sitzungen. So etwa im August, als es in den Auseinandersetzungen wegen eines Ordnungsrufs an Lorenz Brentano zu Handgreiflichkeiten und sogar Duellaufforderungen im Plenum kam. Nachdem die Sitzung suspendiert worden war, begrüßte die Galerie den populären linken Abgeordneten bei seiner Rückkehr mit einem stürmischen Bravo. Als der überforderte Vizepräsident Alexander von Soiron daraufhin das gesamte Publikum von den Rängen entfernen ließ, verließ auch ein Teil der Linken aus Protest den Saal.<sup>73</sup>

Über solche Einzelfälle hinaus gab es gelegentlich Überlegungen, das kollektive Schweigen längerfristig als strategische Unterlassungspraxis zu etablieren. Am 21. November wurde in einer gemeinsamen Sitzung der Fraktionen Deutscher Hof, Westendhall und Donnersberg von Otto Leonhard Heubner »aus Ekel über die Majorität« ein Antrag gestellt, »daß die Linke ganz von Frankfurt eine Zeitlang weggehe, so lange, bis Neuwahlen für das ganze Parlament gesichert seien«.<sup>74</sup> Noch einen Schritt weiter ging sein Kollege Carl Theodor Dietzsch, der ein »unbedingtes Ausscheiden der ganzen linken Seite« forderte. Beide Anträge wurden jedoch mit der Begründung abgelehnt, dass man innerhalb der Grenzen der Gesetzlichkeit verbleiben wolle. Ludwig Simon ergänzte: »Zwischen Lüge und Wahrheit liege noch etwas inne: das Schweigen; seine Partei wisse zu schweigen, bis ihre Zeit gekommen sei; für jetzt müssen alle Parteien sich näher rücken, Mäßigung sei jetzt die Hauptsache.«

In der Tat übte die Linke in der Folge in vereinzelt Momenten symbolische Zurückhaltung. Als die Nationalversammlung eine Woche später entschied, dem Tod Robert Blums nur durch eine kirchliche Feier zu gedenken, von anderen Ehrbeweisen aber abzusehen, hielt sich die Linke aus Protest der Debatte fern. Ihre beiden Mitglieder im entsprechenden Ausschuss – Franz Raveaux und Franz Wigard – zogen sich zurück.<sup>75</sup> Doch wurde aus solchen punktuellen Nadelstichen zu keiner Zeit ein systematischer Boykott, wie es ihn in den britischen und französischen Parlamenten seit der Jahrhundertwende wiederholt

72 Christian Kapp an seine Wähler, Brief vom 28.6.1848, zit. nach: *Hildebrandt*, Opposition in der Paulskirche, S. 44f. Der Text dieser Adresse wurde von Ludwig Feuerbach mitredigiert. Vgl. dazu ausführlich *Jörn Leonhard*, Christian Kapp, in: *Frank Engehausen/Armin Kohnle* (Hrsg.), *Gelehrte in der Revolution. Heidelberger Abgeordnete in der deutschen Nationalversammlung 1848/49*, Ubstadt-Weiher 1998, S. 183–207.

73 SB, Bd. 2, S. 1455 (9.8.1848). Vgl. auch der Bericht vom 19.8.1848, in: *Hildebrandt*, Opposition in der Paulskirche, S. 106–110.

74 Gustav Moritz Hallbauer, Tagebucheintrag vom 21.11.1848, zit. nach: *Ludwig Bergsträsser* (Hrsg.), *Das Frankfurter Parlament in Briefen und Tagebüchern*, Frankfurt am Main 1929, S. 164–165. Dasselbst auch die beiden folgenden Zitate.

75 Wilhelm Zimmermann an seine Frau, Brief vom 28.11.1848, zit. nach: *Hildebrandt*, Opposition in der Paulskirche, S. 198–199.

gegeben hatte.<sup>76</sup> Wegen der hohen Wertschätzung der Rede hafteten dem Schweigen – selbst als ausdrückliche Verweigerung des Wortes – negative Konnotationen der Pflichtverletzung, Ohnmacht und Feigheit an.

#### IV. ZEITDRUCK: REDSELIGKEIT ALS FUNKTIONALES UND SYMBOLISCHES DILEMMA

Die Kopplung der Beteiligungszahlen mit anderen politischen Differenzlinien innerhalb des Abgeordnetenkollektivs ermöglicht eine genauere Bestimmung der kommunikativen Praxis dieses Parlaments. Was bei dieser Betrachtungsweise allerdings außen vor zu bleiben droht, ist der diachrone Aspekt des Wandels. Generell lassen sich im Hinblick auf das Verhältnis von Reden und Schweigen im Prozess dieser Revolution zwei einschneidende Erfahrungsbrüche ausmachen – einer im Sommer 1848 und einer im Winter 1848/49. Ihnen sind die beiden folgenden Abschnitte gewidmet.

Anders als in Großbritannien, wo das Problem des parlamentarischen Zeitdrucks schon seit den 1830er-Jahren intensiv diskutiert worden war, spielte dies in den deutschen Landtagen des Vormärz keine nennenswerte Rolle. Angesichts der beschränkten politischen Kompetenzen und der niedrigen Mitgliederzahl dieser Versammlungen blieben Klagen über die Geschwätzigkeit einzelner Abgeordneter auf Einzelfälle beschränkt.<sup>77</sup> Umso größer war der Erfahrungsbruch in der Paulskirche. Spätestens im Juni war unübersehbar, dass die Rede- und Antragswut der Abgeordneten die Funktionsfähigkeit des Parlaments zu lähmen drohten. In der ersten Sitzung der Debatte über die Einrichtung der vorläufigen Zentralgewalt im Juni wurden 49 Zusatzanträge eingebracht und schrieben sich 189 Abgeordnete (etwa ein Drittel der Anwesenden) in die Rednerliste ein.<sup>78</sup> Die Debatte über den Grundrechtskatalog verlief dermaßen zäh, dass ein Abgeordneter im Juli berechnete, dass insgesamt mit etwa 1.000 Zusatzanträgen zu rechnen sei und ein Ende der Debatte bei dieser Geschwindigkeit nicht vor April 1850 in Sicht komme.<sup>79</sup>

Gerade bei den Abgeordneten, die zuvor schon in den Landtagen aktiv gewesen waren, rief die ausgedehnte Sitzungsperiode des Frankfurter Parlaments und die lange Dauer einzelner Sitzungen bis tief in die Nacht hinein Befremden und Unmut hervor. In ihrer Korrespondenz mit Familie und Wählern beklagten sie sich über die unproduktive Redseligkeit ihrer Kollegen, wohl auch, um das Ausbleiben greifbarer Resultate der Verhandlungen zu entschuldigen. »Die Sprechsucht ist unerträglich«, schrieb etwa Carl Fuchs. »Die

76 Vgl. *Theo Jung*, Auftritt durch Austritt. Debattenboykotts als parlamentarische Praxis in Großbritannien und Frankreich (1797–1823), in: AfS 58, 2018, S. 37–67. Zur Boykottfrage in der postrevolutionären Zeit, vgl. *Christian Jansen*, Einheit, Macht und Freiheit. Die Paulskirchenlinke und die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche 1849–1867, Düsseldorf 2000, S. 198–203.

77 Vgl. *Christian Ernst von Bentzel-Sternau*, Bericht über die Ständeversammlung des Königreichs Baiern vom 17. November 1827 bis 18. August 1828 erstattet an seine Kommitenti die bayerische Nation, Zürich 1829, S. 16f.; *Carl Joseph Anton Mittermaier*, Art. Geschäftsordnung (landständische), in: *Karl von Rotteck/Carl Welcker* (Hrsg.), Staats-Lexikon. Encyclopädie der Staatswissenschaften, Altona 1838, Bd. 6, S. 613–629, hier: S. 613 und 616; *Eckhart G. Franz/Peter Fleck*, Einleitung, in: *dies.* (Hrsg.), Der Landtag des Großherzogtums Hessen 1820–1848, Darmstadt 1998, S. 9–73, hier: S. 27f.; *Dirk Götschmann*, Bayerischer Parlamentarismus im Vormärz. Die Ständeversammlung des Königreichs Bayern, 1819–1848, Düsseldorf 2002, S. 267; *Roland Gehrke*, Landtag und Öffentlichkeit. Provinzialständischer Parlamentarismus in Schlesien 1825–1845, Köln/Weimar etc. 2009, S. 149–151.

78 SB, Bd. 1, S. 465 (23.6.1848).

79 Ebd., Bd. 1, S. 772 (6.7.1848). Vgl. auch Ludwig Uhland an seine Frau, Brief vom 29.7.1848, zit. nach: *Emilie Uhland*, Ludwig Uhlands Leben, Stuttgart 1874, S. 363.

Selbstverleugnung, zu schweigen, wenn ein anderer schon dasselbe gesagt hat, ist äußerst selten. Geht es so fort, sitzen wir übers Jahr auch noch hier.«<sup>80</sup> Carl Theodor Dietzsch äußerte die Befürchtung, dass für die Verhandlungen ein Reichstag nicht ausreichen, sondern ein »Reichsjahrhundert« nötig sein würde, während Ludwig Reinhard für das Wappen des Parlaments die Schildkröte vorschlug.<sup>81</sup> Sogar in den Plenardebatten selbst äußerten Abgeordnete immer wieder ihr Missbehagen über den »Jordanfluß der Rhetorik«<sup>82</sup> ihrer Kollegen.

Trotz solcher Kritik zeigte sich die Versammlung zögerlich, die Redefreiheit formell einzuschränken. Anträge, eine Redezeitbeschränkung einzuführen, wurden wiederholt von deutlichen Mehrheiten abgelehnt.<sup>83</sup> Stattdessen wurde die Lösung in informellen Absprachen innerhalb und zwischen den Fraktionen gesucht – ein weiterer Hinweis auf die entscheidende Bedeutung dieser Kollektivform im Gefüge dieses Parlaments. Schon im Juni war mehrfach vorgeschlagen worden, nur noch Anträge, die ausdrücklich im Namen einer Fraktion vorgebracht wurden, zur Debatte zuzulassen.<sup>84</sup> In dieser Radikalität waren solche Vorstöße nicht mehrheitsfähig, schon deswegen, da etwa ein Drittel der Versammlung keiner Fraktion angehörte. Doch der Sache nach wurden sie vom Präsidenten Heinrich von Gagern in bestimmten Debatten dennoch praktisch umgesetzt, indem dieser – entgegen der formellen Geschäftsordnung, aber mit Unterstützung einer großen Mehrheit – etwa über die Anträge zu den Grundrechten ohne weitere Begründung abstimmen ließ. Daraufhin bat er die Fraktionen, jeweils zwei Redner aus ihrer Mitte anzuweisen, um die übrig gebliebenen Anträge im Plenum zu begründen.<sup>85</sup>

Mit diesem eigenmächtigen Eingriff war eine Entwicklung eingeleitet, die die Unabhängigkeit der einzelnen Abgeordneten zunehmend zugunsten der Fraktionen einschränkte. Während sich die Geschäftsordnungspraxis somit grundlegend veränderte, stießen Versuche, diesen Wandel offiziell zu kodifizieren, weiterhin auf Widerstand.<sup>86</sup> Dabei spiegelte sich in der steigenden Radikalität der gemachten Vorschläge nicht nur der anwachsende Organisationsgrad der Klubs, sondern auch der steigende Unmut über den unnützen Wortschwall der Debatte wider. So schlug Adolph Schoder schon Ende Juli vor, die komplette Beratung über die Grundrechte in die Ausschüsse zu verlagern, wonach die sich daraus ergebenden Mehrheits- und Minderheitsanträge sowie der gesamte Entwurf im Plenum ohne jedwede Diskussion zur Abstimmung gebracht werden sollten. Neben der von »anarchischen« und »reactionären« Bestrebungen im Lande bedingten Dringlichkeit einer schleunigen Verabschiedung des Grundrechtskatalogs begründete er diese Maßnahme auch damit, dass die Debatte ihren deliberativen Charakter de facto schon längst eingebüßt habe: »Eine Überzeugung durch die Diskussion findet ja doch sehr selten in der Art statt, daß die Gründe, welche einer, der auf dieser Seite sitzt, vorbringt, auf Jenen wirken.«<sup>87</sup> Noch weiter ging Gottfried Eisenmann, der dafür plädierte, dass nach einer Vorberatung in den Fraktionen die weitere Aushandlung einzelner Bestimmungen in einem neu zu bildenden

80 Brief vom 27.5.1848, zit. nach: *Hans Jessen*, Die deutsche Revolution 1848/49 in Augenzeugenberichten, Düsseldorf 1968, S. 138–139.

81 Briefe vom 2.6.1848 und 7.7.1848, zit. nach: *Hildebrandt*, Opposition in der Paulskirche, S. 23 und 54.

82 SB, Bd. 1, S. 433 (21.6.1848, Karl Moering).

83 Ebd., Bd. 1, S. 36 (22.5.1848); Bd. 2, S. 1506 (12.8.1848).

84 Ebd., Bd. 1, S. 385 (20.6.1848), S. 396 (21.6.1848) und S. 466–467 (23.6.1848).

85 Ebd., Bd. 1, S. 469f. (23.6.1848).

86 Vgl. *Ziebura*, Anfänge des deutschen Parlamentarismus, S. 199f.; *Langewiesche*, Die Anfänge der deutschen Parteien, S. 334.

87 SB, Bd. 2, S. 1261–1263 (29.7.1848). Ähnlich schon *Gustav Rümelin*, Aus der Paulskirche. Berichte an den Schwäbischen Merkur aus den Jahren 1848 und 1849, hrsg. v. *H. R. Schäfer*, Stuttgart 1892, S. 25f. (Bericht vom 6.7.1848).



interfraktionellen Ausschuss mit von jedem Klub jeweils zwei Vertretern stattfinden solle. Deren Beschlüsse seien im Plenum sodann von jeweils nur einem Redner pro Fraktion zu begründen, wonach die Nationalversammlung ohne Diskussion zur Abstimmung übergehen könne.<sup>88</sup> Wie Friedrich von Raumer erkannte, hätten solche Medikamente gegen die »Redekrankheit« die einfachen Versammlungsmitglieder im Plenum vollends in schweigende »Pythagoräer« verwandelt.<sup>89</sup>

Doch verliefen solche Reformanträge immer wieder im Sande.<sup>90</sup> Dass schließlich nur vergleichsweise gemäßigte Änderungen der Geschäftsordnung verabschiedet wurden – wie etwa die, nur noch Anträge zuzulassen, die von mindestens zehn Abgeordneten mitunterzeichnet waren<sup>91</sup> –, zeigte, dass die Mehrheit der Versammlungsmitglieder letztlich nicht bereit war, ihre parlamentarische Eigenständigkeit offiziell ad acta zu legen. Dennoch hatte sich auf der Ebene der Praxis in kurzer Zeit ein entscheidender Charakterwandel vollzogen. Entgegen der sich bis heute hartnäckig haltenden Legende vom »unbeholfenen Parlament der frei diskutierenden Honoratioren«<sup>92</sup> zeichnete sich die Frankfurter Nationalversammlung spätestens ab Herbst 1848 durch eine vergleichsweise straff organisierte, auf einer zentralen Rolle der Fraktionen basierenden Geschäftspraxis aus. Unter Eindruck des Malmöer Waffenstillstands und der Septemberunruhen etablierte sich auf rechter Seite eine breite bürgerliche Einheitsfront mit dem ausdrücklichen Ziel, den Geschäftsgang in geordnete Bahnen zu lenken und zu beschleunigen. Um die wechselseitige Koordination zu vereinfachen, bildete sich mit der sogenannten Neunerkommission, in die jeweils drei Vertreter der Fraktionen Landsberg, Augsburgener Hof und Casino entsandt wurden, der erste interfraktionelle Ausschuss der deutschen Parlamentsgeschichte heraus.<sup>93</sup> Obwohl offiziell an der individuellen, am Zeitpunkt der Wortmeldung ausgerichteten Rednerliste festgehalten wurde, führte der Präsident gleichzeitig eine zweite, inoffizielle »Parteiliste«, die im Vorfeld der Debatte von den Fraktionen im Seniorenkonvent ausgehandelt wurde.<sup>94</sup> Während weniger wichtige Themen dem individuellen Gewissen überlassen blieben, erklärten die Klubs eine zunehmende Zahl von Fragen zur Parteisache, bei denen angewiesene Redner die Position des Kollektivs im Plenum vertraten. Der Fraktionszwang bei den Abstimmungen war fest in den Satzungen der jeweiligen Klubs verankert.<sup>95</sup> Im Oktober 1848 stimmten insgesamt nur noch 7,4 % der Mitglieder gegen die jeweils vereinbarte Fraktionslinie.<sup>96</sup>

88 SB, Bd. 3, S. 1626f. (22.8.1848). Vgl. zur Begründung auch *Gottfried Eisenmann*, Die Parteyen der deutschen Reichsversammlung, ihre Programme, Statuten und Mitglieder-Verzeichnisse, Erlangen 1848, S. 6.

89 *Friedrich von Raumer*, Ueber die Abkürzung der Reichstagsverhandlungen, in: *ders.*, Reden die in Frankfurt nicht gehalten wurden, Leipzig 1848, S. 25–31, hier: S. 29. Zu seinen eigenen Lösungsvorschlägen, vgl. ebd., S. 31, sowie *ders.*, Briefe aus Frankfurt und Paris 1848–1849, S. 115f. (Brief vom 23.6.1848).

90 Vgl. insbesondere SB, Bd. 2, S. 989 und 993 (18.7.1848); Bd. 2, S. 1035–1038 (20.7.1848).

91 Ebd., Bd. 2, S. 987f. (18.7.1848).

92 *Langewiesche*, Die Anfänge der deutschen Parteien, S. 330. Vgl. auch schon *Ziebura*, Anfänge des deutschen Parlamentarismus, S. 229, und sehr detailliert *Kramer*, Fraktionsbindungen in den deutschen Volksvertretungen 1819–1849, S. 74–232.

93 Vgl. *Ziebura*, Anfänge des deutschen Parlamentarismus, S. 215.

94 Geheim war sie indes nicht. Ihre Existenz wurde sogar in den Debatten öffentlich verhandelt. Vgl. etwa SB, Bd. 3, S. 2044 (15.9.1848); Bd. 5, S. 3261 (14.11.1848); Bd. 6, S. 4560 (12.1.1849). Vgl. *Kramer*, Fraktionsbindungen in den deutschen Volksvertretungen 1819–1849, S. 192–194; *Allhoff*, Rhetorische Analyse der Reden und Debatten des ersten deutschen Parlamentes von 1848/49, S. 92–100; *Botzenhart*, Deutscher Parlamentarismus in der Revolutionszeit, S. 431, 439 und 491.

95 Vgl. die Satzungstexte in *Kramer*, Fraktionsbindungen in den deutschen Volksvertretungen 1819–1849, S. 271–281, Anhang I.

96 *Best*, Männer, S. 330–331.

Unter diesen veränderten Bedingungen wurde die Debatte in der Tat radikal beschleunigt. Der Grundrechtskatalog wurde in der zweiten Lesung im wechselseitigen Einvernehmen der Klubs unter weitgehendem Übergehen der Plenardebatte in nur drei Wochen verabschiedet.<sup>97</sup> Die im November und Dezember stattgefundene Debatte über die Verfassung wurde fast nur noch von den Berichterstattern des Verfassungsausschusses bestritten, da sich die Fraktionen geeinigt hatten, auf eine Aussprache im Plenum in diesem Stadium zu verzichten.<sup>98</sup>

In der »Wechselwirkung zwischen den Wandlungen des parlamentarischen Geschäftsverfahrens und der Verfestigung der Fraktionen«<sup>99</sup> wurden die Spielräume individueller Abgeordneter, sich auf eigene Faust an der Plenardebatte zu beteiligen, deutlich eingeschränkt. Doch war die Debatte damit keineswegs stillgelegt. Vielmehr hatte sich die Funktion eines wichtigen Teils der Redebeiträge verschoben. Die Frage, ob es in der Paulskirche auch nach der Stabilisierung der Fraktionen möglich blieb, durch argumentative Überzeugungskraft die Abstimmungen zu beeinflussen, wurde schon von Zeitgenossen kontrovers diskutiert. Auch von der Forschung ist sie unterschiedlich beurteilt worden.<sup>100</sup> Die wechselnden Mehrheitsverhältnisse und die Tatsache, dass die sich überschlagenden Ereignisse der Revolution eine Vorberatung in den Fraktionen manchmal verhinderten, boten immer wieder Spielräume für tatsächliche Überzeugungsarbeit. In manchen Fällen wurden die Fraktionsstandpunkte bei der Abstimmung erst nach der Plenardebatte festgelegt. Schließlich blieb stets ein beträchtlicher Teil der Abgeordneten fraktionslos. Nach den Berechnungen Heinrich Bests erreichte die Zahl der Fraktionslosen im Oktober 1848 einen Tiefpunkt von 111. Über die gesamte Sitzungsperiode hinweg blieben aber 32 % der Abgeordneten fraktionslos, während 26 % mindestens einmal die Fraktion wechselten oder sich einer Abspaltung anschlossen.<sup>101</sup> Andererseits konnte das Abstimmungsergebnis oft schon vor der Debatte bis auf eine oder zwei Stimmen genau vorausgesagt werden. »Alle Fragen werden gegenwärtig außerhalb der Sitzungen, in den Clubbs, ausgemacht«, schrieb Emilie Uhland, die ihren Ehemann in Frankfurt begleitete, »und es wird unter die Seltenheiten gehören, daß ein Beschluß anders ausfällt, als man voraussagt; die Debatten werden fast nur pro forma gehalten, da jeder schon vorher entschlossen ist, wie er stimmen wird.«<sup>102</sup> In den Debatten räumten auch die Redner selbst gelegentlich ein, von ihren Mühen im Plenum keinerlei Überzeugungsleistung zu erwarten.<sup>103</sup>

Auch wenn solche Darstellungen strukturell überzogen sein mochten, kam die verbreitete Vorstellung, dass die Reden im Plenum die Mehrheitsverhältnisse nur noch im Ausnahmefall

97 *Rümelin*, Aus der Paulskirche, S. 136 (Bericht vom 9.12.1848). Vgl. *Kramer*, Fraktionsbindungen in den deutschen Volksvertretungen 1819–1849, S. 173f. und 194.

98 *Theodor Paur*, Briefe aus der Paulskirche, hrsg. v. *Heinrich Meisner*, Berlin 1919, S. 81f. (Brief vom 18.12.1848).

99 *Kramer*, Fraktionsbindungen in den deutschen Volksvertretungen 1819–1849, S. 200f.

100 Skeptisch ist *Kramer*, Fraktionsbindungen in den deutschen Volksvertretungen 1819–1849, S. 169–185, eher optimistisch *Allhoff*, Rhetorische Analyse der Reden und Debatten des ersten deutschen Parlamentes von 1848/49, S. 22 und 147–156, und differenziert *Steinmetz*, »Sprechen ist eine Tat bei euch.«, S. 1130–1132.

101 *Best*, Männer, S. 325–326 und 330.

102 Emilie Uhland an Karl Mayer, Brief vom 6.12.1848, zit. nach: *Walter Reinöhl*, Uhland als Politiker, Diss., Tübingen 1911, S. 198. Vgl. ähnlich auch *Wilhelm Stahl* an Carl Friedrich Gerber, Brief vom 3.12.1848, zit. nach: *Wilhelm Stahl*, Briefe aus der Paulskirche, hrsg. v. *Marie von Gerber*, in: *Ludwig Dehio* (Hrsg.) Historisch-politisches Archiv zur deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Leipzig 1930, S. 1–132, hier: S. 46; *Gustav Moritz Hallbauer*, Tagebucheintrag vom 7.5.1849, zit. nach: *Bergsträsser*, Das Frankfurter Parlament in Briefen und Tagebüchern, S. 309f.

103 Vgl. etwa *SB*, Bd. 1, S. 493 (24.6.1848); Bd. 5, S. 3826 (5.12.1848); Bd. 7, S. 4822 (23.1.1849).

beeinflussten, der Aufmerksamkeit der Zuhörer nicht zugute. Insbesondere wenn sich einzelne Debatten in die Länge zogen und dieselben Argumente immer wieder in nervtötender Ausführlichkeit wiederholt wurden, ließ das Interesse der Abgeordneten für die Anstrengungen ihrer Kollegen schnell nach. Nicht selten verließ ein Teil der Abgeordneten ganz einfach den Saal. »Redenhalten ist äußerst mißlich geworden«, meinte Theodor Paur, »da kein Mensch mehr Geduld hat, sie anzuhören [...]; das Anhören einer Reihe von Reden aber ist für uns, die wir deren so viele hunderte nutzlos gehört haben, zur unerträglichen Qual geworden, – darum laufen die meisten fort, bis es zur Abstimmung kommt.«<sup>104</sup>

Dass unter solchen Umständen trotzdem beständig weitergeredet wurde, verstärkte den Unmut über die unnütze Weitschweifigkeit der Debatten einmal mehr. Es verwies aber auch darauf, dass diese Reden nicht länger ausschließlich oder selbst nur primär an die anwesenden Kollegen, sondern zunehmend an die weitere Öffentlichkeit gerichtet waren. Im Rahmen dieser mehrfach adressierten, »trialogischen« Kommunikation kam ihnen trotz ihrer augenscheinlichen Ohnmacht eine Reihe von durchaus wichtigen politischen Funktionen zu.<sup>105</sup> Den Klubs war naturgemäß daran gelegen, die eigene Position öffentlich darzulegen und zu begründen. Auch wenn sich Gegner nicht überzeugen ließen, konnten sie durch geschickte Argumente doch in Verlegenheit oder Erklärungsnot gebracht werden. Durch den Appell an die ›Nation‹ konnten sie außerdem unter Zugzwang gesetzt werden, sich zu einer bestimmten Frage zu erklären. Wie Steinmetz gezeigt hat, konnte die Verwendung griffiger Schlagwörter oder anderer Sprachmuster mittel- oder langfristig dazu führen, »bestimmte Sprachregelungen für andere akzeptabel, besser noch verbindlich zu machen«.<sup>106</sup> Und schließlich blieb die Vorstellung, dass die Versammlung der ›Nation‹ eine öffentliche Aussprache schulde, unter den Abgeordneten stets stark ausgeprägt. Auch wenn man nicht erwarten konnte, die Ergebnisse der Abstimmung zu beeinflussen, sah man sich in der Pflicht, seine Position offen zu artikulieren, sei es »als eine Verwahrung vor Mit- und Nachwelt«<sup>107</sup>, weil sich die Streitpunkte den »Wählern gegenüber nicht mit ein paar Worten abmachen«<sup>108</sup> ließen, oder einfach nur, »weil es eben eine wichtige Frage ist; weil sie nicht ohne einen ›gewaltigen parlamentarischen Kampf‹ abgetan werden dürfe; weil eben die Tribüne zur Befriedigung des Publikums diene usw.«<sup>109</sup>

So hatte sich der Charakter der parlamentarischen Verhandlung in der Paulskirche schon nach wenigen Monaten radikal gewandelt. Die informelle Durchsetzung einer neuen Geschäftsordnungspraxis und die Etablierung interfraktioneller Vorberatungen bewirkten eine

104 Theodor Paur an Unbekannt, Brief vom 22./23.2.1849, zit. nach: Paur, Briefe aus der Paulskirche, S. 87. Ähnlich auch Friedrich von Raumer, Brief vom 1.8.1848, zit. nach: Raumer, Briefe aus Frankfurt und Paris 1848–1849, Bd. 1, S. 256; Haym, Die deutsche Nationalversammlung von den Septemberereignissen bis zur Kaiserwahl, S. 229, sowie die Karikatur *Alfons von Boddien*, Fortlaufender Beifall, Federlithografie, 48 x 31 cm, Frankfurt am Main [1848], Stadtarchiv Mainz, ZGS/D 10, 64. Für den Hinweis auf diese Karikatur sowie für weitere Anregungen danke ich Laura Nippel (HU Berlin).

105 Vgl. zu diesem Begriff grundlegend Walther Dieckmann, Probleme der linguistischen Analyse institutioneller Kommunikation, in: ders., Politische Sprache. Politische Kommunikation. Vorträge – Aufsätze – Entwürfe, Heidelberg 1981, S. 208–245, hier: S. 218.

106 Steinmetz, »Sprechen ist eine Tat bei euch.«, S. 1131. Vgl. dazu auch ebd., S. 1095–1115, sowie zum appellativen Aspekt parlamentarischer Rhetorik allgemein Thomas Mergel, Funktionen und Modi des Sprechens in modernen Parlamenten. Historische und systematische Überlegungen, in: Andreas Schulz/Andreas Wirsching (Hrsg.), Parlamentarische Kulturen in Europa. Das Parlament als Kommunikationsraum, Düsseldorf 2012, S. 229–246, hier: S. 233–235.

107 SB, Bd. 8, S. 5843 (20.3.1849, Gottfried Eisenmann).

108 Ebd., Bd. 8, S. 5686 (14.3.1849, Gottfried Eisenmann).

109 Julius Ambrosch, Brief vom 13.1.1849, zit. nach: Bergsträsser, Das Frankfurter Parlament in Briefen und Tagebüchern, S. 76.

wesentliche Beschleunigung, brachten die Debatte aber nicht zum Stillstand. Vielmehr verschob sich hinterrücks die Funktion der gehaltenen Reden. Im Gegenzug änderte sich damit auch der Charakter des parlamentarischen Schweigens. Während die schweigende Mehrheit anfangs eher durch Faktoren der persönlichen Neigung, Erfahrung und Sozialisation bedingt gewesen war, spiegelte sich darin ab Herbst 1848 zunehmend eine auf der Ebene der Fraktionen koordinierte Arbeitsteilung zwischen redenden und nicht redenden Abgeordneten wider.

Während sich die praktischen Verhältnisse im Inneren der Versammlung also grundsätzlich wandelten, war dies für Außenseiter nur bedingt sichtbar. Wie etwa im Falle Droysens deutlich wurde, versuchten schweigende Abgeordnete ihre Zurückhaltung gelegentlich durch Verweis auf den institutionellen Zeitdruck zu legitimieren. In der Korrespondenz mit seinen Wählern betonte auch Friedrich von Raumer die Differenz zwischen der Außen- und der Innenperspektive:

»Ihr habt gefürchtet ich würde hier zu viel reden, und findet nun ich sei allzu schweigsam und setze mein Licht zu sehr unter den Scheffel. Ich antworte: in diesen Tagen redete ein Redner darüber, daß das viele Reden, Deklamiren, Phrasen drechseln u. s. w. nichts nütze, vielmehr Zeit verderbe, und das Arbeiten in den Ausschüssen viel verdienstlicher sei. [...] Ihr glaubt nicht wie abgeneigt die Meisten den Lang- und Oftrednern werden [sic]«. <sup>110</sup>

Doch zeigte sich schon in ihrer fast gebetsmühlenartigen Wiederholung, dass die Apologien für die Nützlichkeit des parlamentarischen Schweigens bei den Wählern auf wenig Resonanz stießen. Wie den Abgeordneten selbst nur allzu bewusst war, blieb außerhalb des Hauses die Ansicht vorherrschend, dass rhetorische Aktivität zu den unabdingbaren Pflichten des parlamentarischen Mandats gehörte. Das Ergebnis war eine paradoxe Konstellation, in der die Versammlung als Kollektiv dafür angegriffen wurde, dass sie durch ihre Geschwätzigkeit politische Fortschritte behindere, während aber jeder einzelne Abgeordnete unter Druck gesetzt wurde, möglichst oft von sich hören zu lassen. Dieser Widerspruch wurde noch verstärkt durch einen zweiten Erfahrungsbruch, der sich im Winter 1848 abzuzeichnen begann.

## V. DIE MACHT DES WORTES UND IHRE GRENZEN: EINE KOMMUNIKATIONSREVOLUTION ZWISCHEN ERWARTUNG UND ERFAHRUNG

In der Frühphase der Revolution hatten die hohen Erwartungen an die befreite Stimme des Volkes ihre eigenen Realitäten geschaffen. Das galt nicht nur für das Handeln der Revolutionäre selbst, das maßgeblich darauf ausgerichtet war, das politische Wort von seinen Fesseln zu befreien. Es galt auch für ihre Gegner, die sich – nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Erfahrungen der französischen Revolutionen von 1789, 1830 und 1848 – anfangs in durchaus überraschendem Maße auf die durch die kommunikativen Akte der Revolution geschaffene, veränderte Situationsdefinition einließen. Im Nachhinein erschienen solche Reaktionen oft als überstürzt, zumal die militärische, bürokratische und monarchische Basis des traditionellen Machtgefüges in den Einzelstaaten de facto nirgendwo beseitigt worden war. Indem die Vertreter der bestehenden Ordnung jedoch auf eine Konstellation reagierten, in der sich die Grenzen des politisch Möglichen verschoben zu haben schienen, trugen sie selbst wesentlich dazu bei, die deklarierte Revolution zu einer faktischen zu machen.

Die revolutionäre Ausnahmesituation, in der geltende Regeln, Hierarchien und Routinen aufgehoben erschienen und eine neue Offenheit für verschiedene mögliche Zukünfte

<sup>110</sup> Friedrich Raumer an seine Wähler, Brief vom 20.7.1848, zit. nach: *Raumer*, Briefe aus Frankfurt und Paris 1848–1849, Bd. 1, S. 224–225.

aufblitzte, wurde somit nicht zuletzt auch »herbeigeredet«. Durch kommunikative Akte wurde ein neuer Möglichkeitsraum geöffnet, der sich dadurch, dass sich Akteure in ihrem Handeln an ihm orientierten, nach und nach mit praktischer Wirklichkeit füllte. Das zeugte von der Macht des revolutionären Wortes, machte dieses mittelfristig aber auch angreifbar, als sich herausstellte, dass man mit Worten zwar eigene Realitäten schaffen kann, dass es aber auch Realitäten gibt, die sich ihrer Gestaltungsmacht entziehen.

Schon ab Ende August 1848 gab es immer wieder Momente, in denen die Revolutionäre und ihre Gegner gleichermaßen die Erfahrung machten, dass die Revolution in gewissem Sinne auch »bloß« eine Kommunikationsrevolution war. Im Schleswig-Holsteinischen Krieg und beim Malmöer Frieden wurde schmerzhaft deutlich, dass die Proklamation nationalstaatlicher Souveränität allein einen militärischen Alleingang eines Einzelstaats nicht verhinderte. Als am 27. Dezember der Grundrechtskatalog verabschiedet wurde, war damit eine Wasserscheide in der deutschen Rechtsgeschichte überschritten. Doch obwohl das Gesetz von vielen kleineren Staaten anerkannt wurde, lehnten es größere wie Bayern, Hannover, Preußen und Österreich ab. Gegen den Willen der Einzelstaaten ließen sich die Grundrechte zwar feierlich verkünden, aber nicht durchsetzen. Dasselbe galt für die Ende März verabschiedete Verfassung. Im April musste die parlamentarische Deputation in Berlin erkennen, dass ein Angebot abgelehnt werden kann, selbst wenn es eine Kaiserkrone betrifft.

Vor dem Hintergrund solcher Erfahrungen wurde die Klage über die sterile Geschwätzigkeit der Nationalversammlung noch einmal lauter. Das Parlament, erinnerte sich Heinrich Laube, »schien unterzugehen in Redensarten, in Schulweisheit, in Zeitverschwendung ohne Ende. Eine Bürgerkrone für den, welcher schweigen kann in dieser krankhaften unpraktischen Redewuth!«<sup>111</sup> Immer wieder erklang die Mahnung, der »Zeit der Phrasen« nun endlich eine »des Handelns« folgen zu lassen.<sup>112</sup> Langfristig berühmt wurde die Formel Georg Herweghs vom »Parla – Parla – Parlament«, in dem das Reden »kein End« nehme.<sup>113</sup>

Die Rede von der »Schwatzbude in Sankt Paul«<sup>114</sup> würde die Erinnerung an die Revolution und die Sicht auf die parlamentarische Politik im deutschen Raum langfristig prägen. Im linken Lager herrschte die Überzeugung vor, dass das Momentum der Revolution in der Phrasendrescherei des »bloßen Debattierklub[s]«<sup>115</sup> in Frankfurt erstickt worden sei. Das Resultat war eine ambivalente Haltung, in der der Glaube an die Gestaltungsmacht des Wortes einerseits weiterhin die politische Kultur bestimmte, andererseits aber eine tiefe Skepsis gegen die parlamentarische Institution vorherrschte, in der die revolutionäre Tatkraft in uferlosen Scheindebatten zu verpuffen drohe.<sup>116</sup> Auf konservativer Seite

111 *Laube*, Das erste deutsche Parlament, Bd. 2, S. 65.

112 *Hildebrandt*, Opposition in der Paulskirche, S. 357. Vgl. auch ebd., S. 313f. und 358f.

113 *Georg Herwegh*, Das Reden nimmt kein End', in: Deutsche Londoner Zeitung, 7.7.1848, Beilage, S. 680. Vgl. dazu detailliert *ders.*, Gedichte 1835–1848, Bielefeld 2006, S. 260f. und 826–830.

114 *Johannes Scherr*, Von Achtundvierzig bis Einundfünfzig. Eine Komödie der Weltgeschichte, Bd. 2, Leipzig 1868, S. 217. Vgl. auch *ders.*, 1848. Ein weltgeschichtliches Drama, Bd. 2, Leipzig 1875, S. 190, 205, 270, 415 und 447.

115 *Friedrich Engels*, Die preußische konstituierende Versammlung – Die Frankfurter Nationalversammlung, in: Institut für Marxismus-Leninismus (Hrsg.), Marx-Engels-Werke, Bd. 8, Berlin (Ost) 1960, S. 75–79, hier: S. 79.

116 Vgl. *Wolfgang Durner*, Antiparlamentarismus in Deutschland, Würzburg 1997, S. 47–55 und 71–91; *Elfi Pracht*, Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie 1867–1914, Pfaffenweiler 1990, insb. S. 35–98 und 279–345; *Thomas Welskopp*, Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz, Bonn 2000, S. 384–418 und 584–592; *Theo Jung*, Der Feind im eigenen Hause. Antiparlamentarismus im Reichstag 1867–1918, in: *Marie-Luise Recker/Andreas Schulz* (Hrsg.), Parlamentarismuskritik und Antiparlamentarismus in Europa, Düsseldorf 2017, S. 129–149.

galt die Paulskirche als endgültiger Beweis, dass eine Politik des »bloßen« Wortes in ohnmächtige Geschwätzigkeit münden müsse, da, wie es Otto von Bismarck ausdrückte, die großen Fragen der Zeit nun mal »nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse«, sondern durch »Eisen und Blut«<sup>117</sup> entschieden würden.

Auch in der Historiografie zur Revolution von 1848/49 hat die Gegenüberstellung von Wort und Tat bis heute Spuren hinterlassen. Im Bild der Nationalversammlung als idealtypisches Redeparlament schwingt bei aller Hochachtung für das intellektuelle Niveau der Debatten immer auch der Vorwurf mit, dass dieses Parlament schließlich nie zu einer »zupackenden, praktisch-handelnden Körperschaft«<sup>118</sup> herangewachsen sei. Und auch die Sicht auf die Revolution im Ganzen bleibt von der Vorstellung geprägt, dass es sich letztlich eben doch nur um eine »bloße« Kommunikationsrevolution (und keine »echte«) gehandelt habe. Manfred Hettling hat in diesem Sinne sogar von der »Illusion einer Revolution«<sup>119</sup> gesprochen, die ihre Verwirklichung geradezu verhindert habe. Die Vorstellung, dass mit den Reformen in den konstitutionellen Staaten, den Zugeständnissen der alten Mächte in den beiden deutschen Großmächten und der Gründung eines gesamtdeutschen Parlaments eine Revolution bereits stattgefunden hatte, habe darüber hinweggetäuscht, dass der konservative Machtapparat de facto vollständig intakt geblieben war und dass dem Frankfurter Parlament, der von ihm eingesetzten Reichsregierung und ihren Ministerien die Mittel fehlten, ihre Beschlüsse auch gegen den Willen der Einzelregierungen durchzusetzen.

Das bringt uns zurück zur Frage nach der Kommunikationsrevolution. Das ältere Verständnis dieses Begriffs, das vor allem die Bedeutung infrastruktureller Momente hervorhob, bleibt gültig, insofern die Presse, Eisenbahn- und Telegrafverbindungen in der Tat eine dynamisierende Wirkung auf den Verlauf der Revolution ausübten. Genauso treffend bleibt der im Zuge des *linguistic turn* geradezu unvermeidlich gewordene Hinweis, dass in analytischem Sinne *jede* Revolution als Kommunikationsrevolution zu betrachten ist, insofern sie erst durch das kommunikative Handeln verschiedener Akteure zur sozialen Realität wird. Und doch bleiben beide Begriffsverwendungen in Bezug auf unser Thema insofern unscharf, als sie das vorliegende Phänomen zwar in weitreichende analytische Zusammenhänge einordnen, dadurch aber sein spezifisches Profil einzuebnen drohen. So richtig es ist, dass jede Revolution sich im Rahmen der gegebenen Infrastrukturen und durch kommunikative Akte vollzieht, ist damit über den besonderen Charakter der deutschen Revolution von 1848/49 noch wenig ausgesagt. Auf der Basis einer Bestimmung des sich wandelnden Verhältnisses zwischen Reden und Schweigen – auf der metadiskursiven und der sprachpraktischen Ebene – plädiert dieser Beitrag deshalb dafür, diese Revolution in einem spezifischen, emphatischen Sinne als Kommunikationsrevolution zu begreifen und durch diese Bestimmung von anderen Revolutionen zu unterscheiden.

Die deutsche Revolution von 1848/49 war eine Kommunikationsrevolution, da sie von Anfang an maßgeblich auf die Umgestaltung politischer Kommunikationsprozesse ausgerichtet war. Vor dem Hintergrund der Rezeption der französischen Umbrüche und dem damit verknüpften Gefühl einer relativen Rückständigkeit der politischen Entwicklung in den deutschen Ländern erschien die Befreiung der *vox populi* als das vorrangige Ziel politischer Bestrebungen. Orientiert an einer Leitsemantik der Stimme richtete sich die Aufmerksamkeit der Revolutionäre auf die Neugestaltung kommunikativer Prozesse. Da

117 Otto von Bismarck, Rede im preußischen Abgeordnetenhaus am 30.9.1862, zit. nach: *Horst Kohl* (Hrsg.), *Die politischen Reden des Fürsten Bismarck*, Bd. 2, Stuttgart 1893, S. 29. Vgl. *Durner*, *Antiparlamentarismus in Deutschland*, S. 36–38 und 58–71.

118 *Müller*, *Die Revolution von 1848/49*, S. 91.

119 *Manfred Hettling*, 1848. Illusion einer Revolution, in: *ders.*, *Revolution in Deutschland? 1789–1989*, Göttingen 1991, S. 27–45, hier: S. 40f.

ungehinderte Mitsprache und offene Aussprache als Grundvoraussetzungen für jede weitere Umgestaltung des Gesellschaftsgefüges erschienen, lag hier die oberste Priorität. Vor allem aber fanden die unterschiedlichen Trägergruppen der Revolution hier etwas, auf das sie sich einigen konnten, bevor sich die Positionen in der Verhandlung inhaltlicher Interessen und Gestaltungsvorstellungen bald auseinanderbewegten.

Folglich handelte es sich bei den Ereignissen von 1848 und 1849 dann auch keineswegs um eine »bloße« Kommunikationsrevolution. Die Ausrichtung auf eine neue Form der Politik im Modus der Rede blieb nicht nur ein abstraktes Leitbild, sondern wurde handlungsleitend für die revolutionäre Praxis. Zur Selbstverpflichtung auf ein Ideal der Artikulation und Persuasion gesellte sich die Dynamik gegenseitiger Erwartungen, denn die Etablierung neuer Foren und Modi der politischen Artikulation öffnete nicht nur neue Chancen, sich zu Wort zu melden, sondern implizierte immer gleichzeitig auch die mehr oder weniger starke Aufforderung, dies zu tun. Insofern gehörte zur Erfahrung, dass das Wort zur politischen Tat geworden war, umgekehrt auch die Erkenntnis, dass dasselbe auch für das Schweigen galt, sofern es vom Gegenüber jederzeit als mutwillige Unterlassung oder unstatthaftes Pflichtversäumnis aufgefasst werden konnte. Schließlich wurde die angenommene Gestaltungsmacht der Rede in vielen Fällen vor allem auch dadurch zur Realität, dass sich Gegner und Unbeteiligte auf die von den revolutionären Sprechakten geschaffenen, neuen Situationsdefinitionen einließen.

## VI. FAZIT

Mit Blick auf die Frankfurter Nationalversammlung ließ sich zeigen, wie sich das neu konturierte Spannungsverhältnis zwischen politischem Reden und Schweigen auf der Ebene der kommunikativen Praxis auswirkte. Zunächst galt es dabei hervorzuheben, dass in diesem paradigmatischen Redeparlament in der Praxis eine überaus große schweigende Mehrheit vorhanden war. Aus der statistischen Auswertung der Protokolle ergibt sich das Bild einer kommunikativen Arbeitsteilung zwischen einer kleinen Gruppe von sehr aktiven Abgeordneten und einer großen Masse eher passiver *backbenchers*. Von wenigen Ausnahmen abgesehen korrelierte die Redeaktivität im Plenum auch mit den Aktivitäten hinter den Kulissen, in den Ausschüssen und den Fraktionsversammlungen. Allerdings drückte sich in der Verteilung der Redebeteiligungen die prägende Bedeutung der Fraktionen aus, zeichneten sich zugleich aber auch deutliche Unterschiede zwischen den Handlungsprofilen des linken und rechten Flügels des Hauses ab. Ihnen lag ein unterschiedliches Verständnis der Rolle des Abgeordneten sowie der parlamentarischen Debatte zugrunde. Während die Linke die unmittelbare und mittelbare Kommunikation mit dem ›Volk‹ zur Grundlage ihres parlamentarischen Auftretens machte, war die Rechte stärker darum bemüht, den kommunikativen Binnenraum des Parlaments von seiner Außenwelt abzuschirmen.

In diesen unterschiedlichen Kommunikationsstilen sowie überhaupt in der zentralen Bedeutung der Fraktionen im Gefüge der Nationalversammlung spiegelten sich Erfahrungen wider, die schon kurz nach der Gründung dieser Institution einsetzten. In der Praxis der Debatten sahen sich die Abgeordneten mit dem Paradox konfrontiert, dass eine prinzipielle Entgrenzung der politischen Artikulation angesichts des beschränkten Zeitfensters politischer Prozesse zu Funktionsproblemen führen muss. Das befreite Wort drohte an seiner eigenen Entfesselung zu ersticken. Ein im internationalen Vergleich überraschend schneller und tief greifender institutioneller Lernprozess setzte ein, infolge dessen auf der Ebene der Geschäftsordnungspraxis sowie der interfraktionellen Zusammenarbeit Lösungen gesucht und gefunden wurden, die praktischen Redezeiten zu begrenzen, ohne die prinzipielle Redefreiheit zu beschneiden. Durch die informelle Kollektivierung der

Sprecherinstanzen und die funktionale Entkopplung von Binnen- und Außenkommunikation wurde die Arbeitsfähigkeit des Parlaments sichergestellt. Aus einem Redeparlament war innerhalb kürzester Zeit ein diszipliniertes Arbeitsparlament geworden. In der Folge war die kommunikative Spezialisierung zwischen schweigenden und redenden Abgeordneten nicht länger nur Ausdruck unterschiedlicher individueller Erfahrungen, Neigungen und Fähigkeiten, sondern zu einem wesentlichen Teil das Resultat einer koordinierten Arbeitsteilung innerhalb der Fraktionen.

Doch reichte die funktionale Bewältigung der Zeitdruckproblematik nicht aus, um die Kluft zwischen dem Artikulations- und dem Funktionsaspekt der parlamentarischen Kommunikation auch symbolisch zu schließen. Aus der Außenbeobachtung war der Charakterwandel der parlamentarischen Debatte nicht ersichtlich. Hier blieb der Vorwurf, dass die Revolution in leerem Geschwätz versande, ungebrochen. Ja, sie spitzte sich in dem Maße weiter zu, wie sie sich im Verlauf der Zeit zunehmend mit der Erfahrung verband, dass eine Debatte zwar durchaus eigene Realitäten schaffen, aber keinesfalls *alle* Realitäten beherrschen kann. Gerade die hochgesteckten, zum Teil sicherlich überspannten Erwartungen an die Gestaltungsmacht des politischen Wortes etablierten eine Fallhöhe, aus der Momente der Ernüchterung fast zwingend hervorgingen. Das Scheitern der Revolution mündete mittelfristig in einer generellen Enttäuschung hinsichtlich der Macht des politischen Wortes. Auf linker wie auf rechter Seite des politischen Spektrums geriet die Politik im Modus der Rede als uferloses und ohnmächtiges Geschwätz in Verruf. So wurde nicht nur die Revolution zum Schweigen gebracht, sondern wurden langfristig neue Hoffnungen auf eine Politik der schweigenden Tatkraft geschürt, die das Erbe von 1848 in der deutschen Geschichte langfristig prägen sollten.



*Kerstin Wolff*

## Eine Revolution der Frauen?

### Die Frauenbewegungspresse und ihre Berichterstattung zur Novemberrevolution

Bis heute erinnere ich mich an meine Verstörung, als ich als Studierende der Geschichtswissenschaft zu Beginn der 1990er-Jahre zum ersten Mal einen Originalartikel zur Novemberrevolution aus einer Frauenbewegungszeitschrift in den Händen hielt. Für mich war bis dahin klar: Die Novemberrevolution war für die Frauen in Deutschland die große Befreierin gewesen. Sie hatte das heiß umkämpfte Wahlrecht gebracht, die Haarzöpfe der Frauen, ihre langen, altmodischen Kleider, die Korsette und der Humpelrock gehörten der Vergangenheit an. Die Revolution brachte die Republik, den Bubikopf und die Beinfreiheit. Sie brachte die moderne Frau, die als Sekretärin oder Fräulein vom Amt einem eigenständigen Beruf nachging. Die abends mit ihrem Freund in eine Bar ging, Zigarette mit Zigaretten spitze rauchte und ihre Sexualität frei auslebte. Die am Wochenende mit ihren Freundinnen zum Baden an den Wannsee zog, die Auto fuhr und sich im Sportpalast Boxkämpfe ansah. Dies alles war nur möglich geworden – so meine damalige Einschätzung – durch die Revolution, die das alte Kaiserreich hinweggefegt und die Frau befreit hatte. Dies alles, so dachte ich, die Befreiung, der Aufbruch, das Moderne und Neue müsste es gewesen sein, was die Frauen, gerade die in der Frauenbewegung aktiven, in dieser Zeit empfunden haben. Dies müssten sie doch auch aufgeschrieben haben; sie müssten jubiliert haben und mit großen Hoffnungen in die Zukunft gezogen sein.

Und dann las ich den Aufsatz »Zwischen den Zeiten« von Gertrud Bäumer, veröffentlicht im Dezember 1918. Dort schrieb sie:

»Noch heute, noch jeden Tag ist es uns, als müßten wir einen schweren Traum von den Lidern streifen. Was wir erleben, ist außer allem Maß, steht unverbunden, beziehungslos in der Zeit. Unser Leben ist nun von seinen Wurzeln gerissen und findet noch keinen neuen Boden. Bedrängend nahe und doch unwirklich und gespensterhaft, aufpeitschend gewalttätig und doch ohne Leben von innen heraus umtost uns diese Wirklichkeit. Und wir sehen betäubt wie in ein Geschehen, das nicht zur Erde gehört.«<sup>1</sup>

Von Begeisterung keine Spur, weder Hoffnung noch Modernität. Was war hier passiert? Warum stimmten meine Vorannahmen nicht mit der Einschätzung der damaligen Frauenbewegung überein? Sicher, ich hatte auf jeden Fall den historischen Zeitverlauf unterschätzt. Das, was mir als Beginn erschien, konnte und wurde zeitgenössisch auch als Abschluss, als Ende erlebt. Die Frage nach dem Kriegsausgang, nach dem Umgang mit der Niederlage, die als unehrenhaft empfundenen Friedensbedingungen, dies alles beschäftigte die Menschen viel mehr, als von mir angenommen. Trotzdem blieb mir bei meiner ersten Lektüre unerklärlich, warum der Jubel über die Befreiung fehlte und über was die Frauenbewegungspresse damals schrieb.

---

<sup>1</sup> Gertrud Bäumer, Zwischen den Zeiten, in: Die Frau 26, 1918/1919 (Dezember 1918), S. 69–72, hier: S. 69.

## I. WAS WISSEN WIR ÜBER DIE FRAUEN IN DER NOVEMBERREVOLUTION?

Meine Frage danach, worüber Frauen in der Novemberrevolution sprachen, welche Rolle sie einnahmen und wie sie sich beteiligten, stand noch vor einem anderen Problem. Bis heute wird in den meisten Forschungsarbeiten über die Revolution diese als eine männliche betrachtet, eine, in der Frauen vor allem durch Abwesenheit auffielen. Diese Einschätzung scheint auch auf den ersten Blick zu stimmen, schließlich waren es Matrosen und Soldaten, die die Revolution lostraten und per Zug in alle deutschen Lande trugen, es waren die Arbeiter- und Soldatenräte, die in den Städten die Regierungen übernahmen, in denen keine Frauen aktiv waren. Und es waren vor allem männliche Revolutionäre, die als Aktivisten in das kollektive Gedächtnis eingegangen sind. Überall scheinen die Frauen zu fehlen und es ist daher kein Wunder, wenn Benjamin Ziemann die Revolution männlich konnotiert: »When the revolution came in 1918, its gender was male.«<sup>2</sup>

Diese Einschätzung, die so folgerichtig zu sein scheint, ist allerdings mit Vorsicht zu genießen, denn die Deutung von Revolutionen als männliche politische Akte ist an sich bereits ein Stereotyp. Hedwig Richter hat in ihren Arbeiten zur Demokratiegeschichte überzeugend darauf aufmerksam gemacht, dass:

»Demokratische Staaten [...] Revolutionen als ein geradezu heiliges Erbe [feiern]. Der Kampf – so die Erzählung – liege der Demokratie zugrunde, weil Menschen sich nach Partizipation sehnen und mit Macht und Gewalt um ihr Mitbestimmungsrecht kämpfen. Der zentrale Topos eines globalen Demokratienarrativs lautet: Demokratiegeschichte ist ein revolutionärer Kampf von unten gegen oben, und es liegt auf der Hand, dass diese Geschichte in aller Regel eine Männergeschichte ist.«<sup>3</sup>

Trotz der wegweisenden Arbeiten von Christiane Sternsdorf-Hauck<sup>4</sup>, Helga Grebing<sup>5</sup> und Anja Weberling<sup>6</sup> hat sich die Ansicht, die Revolution sei männlich, lange gehalten und erst langsam, anlässlich des 90. und vor allem des 100. Jubiläums der Novemberrevolution, beginnt sich diese scheinbare Gewissheit langsam zu verändern. Vor allem Kathleen Canning<sup>7</sup>, Heidi Beutin<sup>8</sup> und Ingrid Sharp konnten eindrucksvoll belegen, dass sich Frauen in ihren eigenen Erinnerungen als aktive Revolutionärinnen schilderten. »Sie sahen sich [...] als Gestalterinnen sowohl der Revolution als auch der neuen Gesellschaft und auf keinen Fall lediglich als Zuschauerinnen.«<sup>9</sup> Dass wir bisher nur wenige kennen, liegt

2 Benjamin Ziemann, Germany 1914–1918. Total War as a Catalyst of Change, in: Helmut Walser Smith (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Modern German History*, Oxford/New York etc. 2011, S. 378–399, hier: S. 387.

3 Hedwig Richter/Kerstin Wolff, Demokratiegeschichte als Frauengeschichte, in: *dies.* (Hrsg.), *Frauenwahlrecht. Demokratisierung der Demokratie in Deutschland und Europa*, Hamburg 2018, S. 7–32, hier: S. 7. Vgl. auch Hedwig Richter, Demokratiegeschichte ohne Frauen? Ein Problemabriss, in: *APuZ* 68, 2018, H. 42, S. 4–9.

4 Christiane Sternsdorf-Hauck, *Brotmarken und rote Fahnen. Frauen in der bayrischen Revolution und Räterepublik 1918/19*, Frankfurt am Main 1989.

5 Helga Grebing, *Frauen in der deutschen Revolution 1918/19*, Heidelberg 1994.

6 Anja Weberling, *Zwischen Räten und Parteien. Frauenbewegung in Deutschland 1918/1919*, Pfaffenweiler 1994.

7 Kathleen Canning, *Das Geschlecht der Revolution – Stimmrecht und Staatsbürgertum 1918/19*, in: Alexander Gallus (Hrsg.), *Die vergessene Revolution von 1918/19*, Göttingen 2010, S. 84–116.

8 Heidi Beutin, »Das waren Wintermonate voller Arbeit, Hoffen und Glück ...«. Novemberrevolution und Frauenbefreiung – Frauen und die Novemberrevolution, in: *dies./Wolfgang Beutin/Ralph Müller-Beck* (Hrsg.), »Das waren Wintermonate voller Arbeit, Hoffen und Glück ...«. Die Novemberrevolution 1918 in Grundzügen, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2010, S. 119–138.

9 Ingrid Sharp/Matthew Stibbe, »In diesen Tagen kamen wir nicht von der Straße ...«. Frauen in der deutschen Revolution von 1918/19, in: Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte, 2018, H. 73/74, S. 32–39, hier: S. 32.

darán, dass nur diejenigen in den Blick gerieten, die Rollen einnahmen, wie sie männliche Revolutionäre auch ausfüllten – in den Fabriken, Verwaltungen oder im Parteiapparat, wie auch Nadine Rossol in ihrem Forschungsbericht in diesem Band ausführt. Wie fruchtbar es aber sein kann, Geschlecht und die Politik der Weimarer Republik miteinander zu verbinden, hat 2016 ein Sammelband gezeigt, in dem »Geschlechter(un)ordnung und Politik in der Weimarer Republik« unter die Lupe genommen wurden.<sup>10</sup>

Vor diesem Hintergrund möchte ich einen neuen Leseversuch wagen und im Folgenden untersuchen, wie die Zeitschriften aus der bürgerlichen und sozialdemokratischen Frauenbewegung über die Novemberrevolution berichtet haben. Ich möchte damit auf eine bisher vernachlässigte Gruppe von politischen Aktivistinnen hinweisen und gleichzeitig auch den Ort der Revolution ausweiten. Nicht nur auf den Straßen oder in den Fabriken wurde die Revolution gemacht, auch in intellektuellen Gesprächen und Gedanken war dies möglich. Mit der Zeitungsrecherche soll aber auch der Frage nachgegangen werden, ob die Aussagen von Bäumer typisch oder außergewöhnlich waren. Verstanden sich die Aktivistinnen der verschiedenen Flügel der Frauenbewegung überhaupt als Revolutionärinnen? Wie standen die verschiedenen Flügel der Bewegung zu diesem Ereignis und was genau bedeutete die Revolution für die Aktivistinnen? Worüber schrieben sie?

## II. FRAUENBEWEGUNGSPRESSE – EINE STIMME FÜR DIE BEWEGUNG

Bereits der erste Frauenverein, der »Allgemeine Deutsche Frauenverein« (ADF), der als Keimzelle der organisierten, bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland gilt, hatte in seiner Gründungsversammlung beschlossen, ein eigenes Vereinsorgan herauszugeben. Nach einem kurzen Versuch mit einer bereits bestehenden Frauen-Zeitung<sup>11</sup> gründete der ADF die Zeitschrift »Neue Bahnen«, die von 1866 bis 1920 erschien und die Vereinsentwicklung, aber auch generell die Entwicklung der Frauenbewegung begleitete. Im Laufe der weiteren Entwicklung der Bewegung, ihres Ausbaus und der Diversifizierung der Arbeitsfelder zeigte sich immer deutlicher, dass eigene Zeitschriften sowohl für die internen Debatten als auch für die Beeinflussung der externen Gesellschaft existenziell waren.<sup>12</sup> Die Kommunikationswissenschaftlerin und Soziologin Ulla Wischermann hat die Bewegungspresse der Frauenbewegung funktions- und rezeptionsanalytisch in verschiedene Gruppen unterteilt. Neben den Vereins- und Mitteilungsblättern sieht sie eine wachsende Anzahl von Berufszeitschriften, Themenzeitschriften und vor allem die Bewegungs- und Theoriezeitschriften.<sup>13</sup> Es sind gerade letztere, in denen die Themen der Frauenbewegung, aber auch allgemeine politische Fragen intensiver – auch und gerade innerhalb der eigenen Klientel – diskutiert wurden. Hier wurden Probleme benannt, Zusammenhänge geschildert und mögliche Lösungswege gesucht. Dabei zeigte sich für die Hochphase der Frauenbewegung ab den 1890er-Jahren, dass jeder der sich herausbildenden Flügel ein eigenes Publikationsorgan etablierte. Die bekanntesten und die verschiedenen Richtungen der Frauenbewegung repräsentierenden Blätter waren dabei »Die Gleichheit«, herausgegeben von Clara Zetkin, ab 1917 von Marie Juchacz, für die proletarische Frauenbewegung, »Die Frau«, herausgegeben von Helene Lange, »Gertrud Bäumer für die gemäßigte

10 Gabriele Metzler/Dirk Schumann (Hrsg.), *Geschlechter(un)ordnung und Politik in der Weimarer Republik*, Bonn 2016.

11 Vgl. Margrit Twellmann, *Die deutsche Frauenbewegung. Ihre Anfänge und erste Entwicklung 1843–1889*, Kronberg 1976, S. 34ff.

12 Vgl. Ulla Wischermann, *Bewegungs(gegen)öffentlichkeiten. Zur Geschichte der politischen Presse von Frauen für Frauen*, in: *Ariadne*, 2003, H. 44, S. 6–13, hier: S. 6.

13 Ebd.

bürgerliche Richtung, »Die Frauenfrage« (bis 1913 »Centralblatt«) als Sprachrohr des »Bundes Deutscher Frauenvereine« (BDF) und schließlich »Die Frauenbewegung«, herausgegeben von Minna Cauer für die sich als radikal verstehende bürgerliche Richtung.<sup>14</sup> Diese vier Zeitschriften sollen im Folgenden nach ihrer Berichterstattung über die Novemberrevolution zwischen Oktober 1918 und Februar 1919 untersucht werden.

»Die Frauenfrage« – das »Centralblatt« eines Dachverbands

Das »Centralblatt« war das Publikationsorgan des 1894 gegründeten BDF. Es wurde ab 1899 herausgegeben und stand am Ende des Ersten Weltkriegs mit dem neuen Titel »Die Frauenfrage. Zentralblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine« unter der Redaktion von Marie Stritt. Sie musste sich eng mit dem Vorstand absprechen und war an die Positionen des BDF gebunden. Vorsitzende war zu dieser Zeit Gertrud Bäumer, die 1910 dieses Amt übernommen hatte und es kriegsbedingt auch 1918/19 noch innehatte.<sup>15</sup> Folgerichtig war es vor allem Bäumer, die in längeren Grundsatzartikeln die politische Lage zwischen Oktober 1918 und Februar 1919 einschätzte und kommentierte. Dabei fällt auf, dass die Novemberrevolution in der Zeitschrift des BDF keine Rolle spielte. Nicht dass das Heft unpolitisch gewesen wäre – im Gegenteil. Sowohl die Idee des Völkerbunds als auch die Bedingungen des Waffenstillstands wurden ausführlich diskutiert – allein die revolutionären Ereignisse zwischen November 1918 und Januar 1919 wurden in der Zeitschrift nicht geschildert. Was vielmehr im Zentrum stand, war der Versuch, bei der Neugestaltung des politischen Systems endlich das Frauenwahlrecht durchzusetzen. Vor allem die Ausgabe vom 1. Dezember 1918 war diesem Problem gewidmet, wobei interessant ist, dass anscheinend bei Abfassung der Artikel noch nicht klar war, dass das Frauenwahlrecht bereits eingeführt worden war. Dies weist auf einen recht langen Produktions- und Versandprozess der gesamten Zeitschrift hin. In besagter Ausgabe war zu lesen, dass der Vorstand des BDF die Fraktionsführer der verschiedenen Parteien und die politischen Frauenorganisationen kontaktiert und um ein Gespräch mit dem Reichskanzler gebeten hatte – der aber zurücktrat, bevor dieses Gespräch stattgefunden hatte.<sup>16</sup> Erst ein Heft später, am 1. Januar 1919, wurde in »Die Frauenfrage« darüber berichtet, dass das Frauenwahlrecht eingeführt worden war. Der BDF-Vorstand konzentrierte sich in seinen Artikeln darauf, allen Frauen die Verpflichtung zur Wahl darzulegen und die verschiedenen Politikerinnen in ihrem Sinne zu schulen. Denn: »Die Frauen, die von den Idealen der Frauenbewegung erfaßt sind und erfaßt werden sollen, stehen politisch in verschiedenen Lagern. Sie haben die Aufgabe, die gemeinsamen Frauenforderungen mit den Parteiprogrammen zu verschmelzen und durch ihre Parteien der Verwirklichung entgegenzuführen.«<sup>17</sup> Welche Forderungen dies waren, sollten die künftigen Abgeordneten in den verschiedenen Denkschriften des BDF nachlesen, wie der Vorstand schrieb. Ansonsten hatte der BDF in Vorbereitung der Wahl zur Nationalversammlung einen Ausschuss der Frauenverbände Deutschlands gegründet, der verschiedene Werbematerialien für die Wahl zusammengestellt und produziert hatte. Gertrud Bäumer legte zusätzlich in einem Grundsatzartikel die Rolle von Frauen in der Nationalversammlung dar und Alice Salomon erklärte, was sich die bürgerliche

14 Die älteste Zeitschrift »Neue Bahnen« wird hier nicht weiter berücksichtigt, da die Berichterstattung in diesem Punkt wie die Berichterstattung in »Die Frau« war. Vorsitzende des ADF war zu diesem Zeitpunkt Helene Lange.

15 Zum Streit um das »Centralblatt« vgl. *Elke Schüller*, Marie Stritt – Eine »kampffrohe Streiterin« in der Frauenbewegung (1855–1928), Königstein im Taunus 2005.

16 Vgl. dazu das gesamte Heft: Die Frauenfrage. Zentralblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine 20, 1918, H. 12.

17 Bundesnachrichten – Politische Frauenforderungen, in: Die Frauenfrage 21, 1919, H. 1, S. 1.

Frauenbewegung vom gemeinsamen Ausschuss versprach.<sup>18</sup> Alle Artikel waren pragmatisch, an den Erfordernissen der Zeit orientiert und legten ihren Schwerpunkt darauf, wie die seit Langem aufgestellten Forderungen nun in das neue politische System Eingang finden könnten. »Die Frauenfrage« präsentierte sich mit diesem Zuschnitt als ein Blatt, in dem es nicht darum ging, die politischen Wege der Gesellschaft ausführlich und analytisch zu kommentieren, sondern darum, den Weg der bürgerlichen Frauenbewegung im politischen Geschehen zu suchen. Was gerade passierte, wer welche Meinung dazu hatte und wie sich die Frauenbewegung dazu verhielt, diese Debatte wurde nicht in dieser Zeitschrift geführt, dieses Medium war vielmehr dazu da, die Entscheidungen und Aktionen des BDF an seine Mitgliedsverbände zu transportieren. Die Zeitschrift verhielt sich dabei politisch zurückhaltend im Sinne des BDF, der als Dachverband nicht in die internen Debatten seiner Mitgliedsverbände eingreifen wollte und sollte, sondern den das gemeinsame Ziel verband, die in der Frauenbewegung erarbeiteten Forderungen in die Gesellschaft zu tragen. Dies war auch in der Satzung festgelegt worden, in der es unter § 1c hieß: »Der Bund hat keinen parteipolitischen noch konfessionellen Charakter. Er sieht ab von jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten der ihm angeschlossenen Organisationen.«<sup>19</sup> Mit dieser Politik des »kleinsten gemeinsamen Nenners« agierte der BDF ausgesprochen erfolgreich. Im Jahrbuch von 1912 wurden 2.200 Mitgliedsvereine mit geschätzten 500.000 Mitgliedern genannt.<sup>20</sup> Dieses Vorgehen setzten der BDF-Vorstand und »Die Frauenfrage« auch in der revolutionären Umgestaltungsphase zwischen November 1918 und Januar 1919 fort. Beim Versuch, die konsensfähigen Forderungen der Frauenbewegung in die Öffentlichkeit zu tragen, konzentrierte sich der Dachverband auf die Durchsetzung des Frauenwahlrechts, das vom BDF-Vorstand (gegen den Willen des »Deutsch-Evangelischen Frauenbundes«) seit 1917 als gemeinsame Forderung *aller* Frauen propagiert worden war.<sup>21</sup>

Die Haltung der »Frauenfrage« entsprach also durchaus seiner Aufgabe und seinem Entstehungszusammenhang als Blatt eines großen, alle (politischen) Richtungen vereinigenden Verbands. Es sollte »ein dauerndes Band für die sämtlichen Mitglieder der Bundesvereine«<sup>22</sup> bilden, den Gedankenaustausch zwischen den Mitgliedern fördern und vor allem die Kommunikation zwischen Bundesvorstand und Mitgliedervereinen ermöglichen. Damit war es ein klassisches Beispiel für eine Bewegungszeitschrift, die die dauernde Aufklärung und Verständigung der eigenen Anhängerinnen befördern sollte.<sup>23</sup> Die vereinsinterne Kommunikation fand in beide Richtungen statt: Der Bundesvorstand informierte seine Mitgliedsverbände und -vereine und die bundesinternen Arbeitskommissionen und einzelne Mitgliedsverbände berichteten über ihre Arbeit. Um auch inhaltlich auf bestimmte Fragen aufmerksam zu machen, »sollte in jeder Nummer wenigstens ein größerer Artikel erscheinen, der themen- und inhaltsbezogen über Stand, Entwicklung und Forderungen der Frauenbewegung informierte«.<sup>24</sup> Was und wie »Die Frauenfrage« zwischen Oktober

18 Gertrud Bäumer, Die Frauen und die Nationalversammlung, in: Die Frauenfrage 21, 1919, H. 1, S. 3–4; Alice Salomon, Der Ausschuß zur Vorbereitung der Frauen für die Nationalversammlung, in: ebd., S. 4–5.

19 Satzung des Bundes deutscher Frauenvereine, in: Elisabeth Altmann-Gottheiner (Hrsg.), Jahrbuch der Frauenbewegung 1912, Leipzig/Berlin 1912, S. 3.

20 Ute Gerhard, Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Reinbek 1990, S. 170.

21 Vgl. dazu Ute Rosenbusch, Der Weg zum Frauenwahlrecht in Deutschland, Baden-Baden 1998; Kerstin Wolff, Unsere Stimme zählt. Die Geschichte des deutschen Frauenwahlrechts, Überlingen 2018.

22 Hanna Bieber-Böhm, zit. nach: Ulla Wischermann, Die Blätter des Bundes. Zur Publikationstätigkeit des BDF, in: Ariadne, 1994, H. 25, S. 46–51, hier: S. 48.

23 Vgl. auch F. Marx, Die Entstehung des Centralblattes des Bundes Deutscher Frauenvereine, in: Nachrichtenblatt des Bundes deutscher Frauenvereine 11, 1931, S. 93.

24 Wischermann, Die Blätter des Bundes, S. 48.

1918 und Februar 1919 berichtete, lag also auch an der Konstruktion des BDF als Dachverband. Positionen, die nicht mit allen abgestimmt waren, durften nicht verbreitet werden.

»Die Frau« – eine Publikation für die Elite

Die Soziologin Hilde Lion, die sich als eine der ersten mit den Zeitschriften der Frauenbewegung beschäftigte, beschrieb in ihrer Studie auch Blätter, die sie als »Blatt der Führungsschicht für die Probleminteressierten unter den Anhängerinnen« bezeichnete.<sup>25</sup> Die Zeitschrift »Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit«, herausgegeben von Helene Lange – ab 1916/17 zusammen mit ihrer Lebensgefährtin Gertrud Bäumer –, ist der Prototyp dieser Art von Frauenbewegungszeitschrift. Helene Lange arbeitete zwar eng mit dem BDF zusammen, trotzdem war »Die Frau« nicht dessen offizielles Organ. Aber sie gehörte in das »Spektrum seiner Öffentlichkeitsarbeit«, wie Ulla Wischermann dies nennt<sup>26</sup>, und Lange gelang es, durch ihre Zeitschrift die Themen im Verband zu steuern und zu beeinflussen. So machten die Herausgeberinnen Helene Lange und Gertrud Bäumer mit und durch »Die Frau« im BDF Politik.

Wie wurde nun über die politischen Ereignisse zwischen Oktober 1918 und Februar 1919 in »Die Frau« berichtet? Die beiden Herausgeberinnen gaben, wenig überraschend, die Interpretation der politischen Ereignisse vor. Schon in der Novembernummer, die im Oktober produziert worden war (der letzte kurze Artikel wurde am 22. Oktober verfasst), erläuterte Helene Lange ihre Sicht auf die anlaufenden Friedensverhandlungen und die Idee des Völkerbunds. Vorangestellt war eine Erklärung des BDF – unterzeichnet von Gertrud Bäumer –, die die Sicht »der deutschen Frauen« auf die Idee des Völkerbunds zusammenfasste. Dabei betonte der BDF, dass der Völkerbund ein Versuch sei, »für dessen Gelingen wir auch unsere Kraft aus vollem Herzen einsetzen möchten«. Allerdings könne man »kein Vertrauen haben zu einem Völkerbund, der begründet ist auf der zertretenen deutschen Ehre«.<sup>27</sup>

Diese Idee nahm Helene Lange im folgenden Artikel auf und erläuterte, warum diese Erklärung notwendig geworden war. Denn »an einer Wende der Welten mußte die Stellung der Frauen zu dem neuen sich vorbereiten – die Warnung der Frauen vor einer empörenden Verfälschung einer großen, erlösenden Möglichkeit ausgesprochen werden«.<sup>28</sup> Auf zweieinhalb Seiten umkreiste sie den Gedanken eines Friedens bringenden und vor allem gewährenden Völkerbunds und konstatierte, dass die Frauen aller Länder – »sie können nicht anders – auf diesem Wege eine Hoffnung sehen«. Warum aber die deutschen Frauen trotzdem – wie in der Erklärung des BDF formuliert – bereit sein müssten, »ihre Kräfte für einen Verteidigungskampf bis zum äußersten einzusetzen«, erklärte Lange mit der »Sorge um den Schutz unserer nationalen Würde«. Insgesamt war der Artikel ein Versuch, den Völkerbund aufgrund der als unwürdig empfundenen Rahmenbedingungen des Friedensschlusses abzulehnen, ohne die Idee an sich zu diskreditieren, von der die Zeitschrift annehmen musste, dass viele Frauen sie als mögliche Quelle von Frieden und Sicherheit befürworteten. Lange und Bäumer war durchaus bewusst, dass die bürgerliche Frauenbewegung vor dem Krieg durch ihre internationalen Vernetzungen den Weg der Völkerverständigung selber propagiert hatte. »Indem wir uns auflehnen gegen die Verletzung der nationalen Ehre, die in diesen Zumutungen liegen, kämpfen wir zugleich für die

25 Hilde Lion, Die allgemeinen Frauenzeitschriften in Deutschland, in: Emmy Wolff (Hrsg.), Frauen-generationen in Bildern, Berlin 1928, S. 108–115, hier: S. 108.

26 Wischermann, Die Blätter des Bundes, S. 47.

27 O. V., Rechtsfrieden? Erklärung des BDF, in: Die Frau 26, 1918/1919 (November 1918), S. 37–38.

28 Ebd., S. 38. Der Artikel von Helene Lange hat keine eigene Überschrift; er ist lediglich mit drei Sternen von der Erklärung des BDF abgesetzt.

Reinheit des Gedankens einer Rechtsgemeinschaft der Völker.« Dieser einmal eingeschlagenen Argumentation, die den verlorenen Krieg und vor allem eine angenommene nationale Ehre, die geschützt werden beziehungsweise vor der vollständigen Vernichtung bewahrt werden muss, ins Zentrum rückt, blieben die Herausgeberinnen treu, auch wenn sich der Schwerpunkt vom Krieg weg hin zur Demokratie verschob.

In der nächsten Nummer vom Dezember 1918 ging Gertrud Bäumer im bereits zitierten Eröffnungsartikel »Zwischen den Zeiten« auf die Ereignisse der Novemberrevolution ein. Da sie davon ausgehen konnte, dass alle Leserinnen dieser Zeitschrift ebenfalls die Umwälzungen erlebt hatten, lieferte sie keine Chronologie der Ereignisse, sondern entwickelte eine erste Interpretation, um deutlich zu machen, wie nun als Frau, die in der Frauenbewegung aktiv ist, mit den neuen Zeiten umzugehen sei. Dabei konnte Bäumer keine abgeschlossene, durchdachte Analyse der Zeit geben, dafür waren die Ereignisse zu dicht und sie hatte zu wenig Abstand, um große Linien zu erkennen. Dies macht allein schon der optische Aufbau des Artikels deutlich. Es ist nicht ein Text, es sind vielmehr sieben Textteile, die unverbunden, durch Sternchen voneinander getrennt, nebeneinander stehen. Unter dem letzten Text ist ein Datum abgedruckt, »Abgeschlossen am 20. November« ist dort zu lesen, was deutlich macht, dass dieser Text nicht am Stück geschrieben wurde, sondern das Werk von mehreren Tagen oder Wochen war. Legt man diese Überlegung zugrunde, ergibt sich im Text eine innere Choreografie, die vom Chaos in die Ordnung, von der Revolution zur Demokratie führt. Im ersten Text schildert Bäumer ihre Gefühle von Unverbundenheit, Beziehungslosigkeit, das Leben als »von seinen Wurzeln gerissen«. Die Wirklichkeit sei »unwirklich«, »gespensterhaft, aufpeitschend gewalttätig«, der Weg ist »dunkel« und »unbekannt«, die Menschen »trübe und müde, oder voll befriedigter Auflehnung« – kurz: »Das war das Ende einer alten Welt.«<sup>29</sup> Im zweiten Text kommt sie auf das zu sprechen, was die revolutionären Umgestaltungen ausgelöst hatte, der verlorene Krieg und die Waffenstillstandsbedingungen, auf die »rasende, sinnlose Ungerechtigkeit unseres Schicksals«, welches »das Blut wieder heiß« mache. Aber sie erkannte die Sinnlosigkeit solcher Gefühle, denn »politisch entscheidet der Erfolg – er hat gegen uns entschieden, und wir müssen es ertragen.«<sup>30</sup> Hier zeigt sich bereits ein anderer Ton als in den Artikeln eine Nummer vorher, in der sie versucht, den verlorenen Krieg noch nicht als Tatsache zu benennen. Was aber konnte nun Neues folgen? Eine erste Antwort versucht der dritte Text, der die endgültige Beendigung der Monarchie thematisiert. »Die alte Welt«, so Bäumer, »werden wir umso schneller vergessen, als ihre Götterdämmerung wahrlich jede Erhabenheit entbehrte. [...] Wird es – unter diesen wahnsinnig bedrückenden Verhältnissen – gelingen, die Fundamente einer neuen Welt zu legen?« Schon sieht sie ein »Zukunftslande« sich ankündigen und es ist die Frage der Stunde, wie der Weg dahin aussehen wird.<sup>31</sup> Im vierten Text, der sehr kurz ist, er besteht lediglich aus 13 Zeilen, skizziert Bäumer nun die Zukunft. Vor allem kommt sie auf die Frauen zu sprechen. Was möchten sie? In welchem Zukunftsland möchten diese künftig wohnen? Grundlage müsse – so Bäumer – »die Überwindung des Gewaltprinzips durch den demokratischen Gedanken« sein. Es seien vor allem die Frauen, die sich gegen diesen Zustand auflehnten. Frauen forderten, dass es nun darum gehen müsste, einen »Rechtsboden« zu schaffen. »Wir wollen nicht mehr die Gewehrläufe über unserem Leben stehen haben. [...] Jede Gewaltherrschaft bedroht die Frauen, auch wenn sie an ihr teilhaben.«<sup>32</sup> Damit erteilt Bäumer der Revolution, verstanden als Aufstand von Männern mit Gewehren auf öffentlichen Plätzen, eine Absage und setzt sich für Demokratie und Rechtssicherheit ein. Vor allem junge Menschen spürten den

29 Alle Zitate aus *Bäumer*, *Zwischen den Zeiten*, S. 69 und 70.

30 Ebd., S. 70.

31 Ebd.

32 Ebd., S. 71.

Aufbruch, so die Autorin in ihrem fünften Textfragment, in dem sie auf die Möglichkeiten zu sprechen kommt, die in der Umgestaltung Deutschlands liegen. Sie spricht von »Schaffensfreude, Glaube«, weil »die große Möglichkeit des sozialen Volksstaates vor einem aufsteigt – der Boden freigelegt für Neues und die Frauen endlich aufrecht, Bürgerinnen, die mitschaffen, statt draußen vor der Tür am Phantom zu üben bis zum Überdruß und zu empörter Ungeduld«. Bäumer sah die Möglichkeiten, die in der Umbildung des politischen Systems steckten. »Jetzt sind alle Forderungen groß, geballt, grundsätzlich. [...] Es geht um große einfache Dinge, in denen wieder Idealismus steckt, nicht bloß Opportunität, »Rücksichten« und Beharrung. [...] Es ist eine Zeit, die schöpferischer Kraft Raum gibt.«<sup>33</sup> Was aber genau die Forderungen waren, welche Rolle gerade Frauen im neuen Staat spielen sollten, darauf kommt Bäumer im sechsten Teil ihres Artikels zu sprechen. Es war das Frauenwahlrecht, welches zwar nicht durch die Frauenbewegung allein errungen wurde (»Es ist ja auch nicht unser Sieg«), welches nun aber als neue politische Möglichkeit genutzt werden müsse. »Es wäre kleinlich, das Große sich entwerthen zu lassen, weil es anders gekommen ist, als wir es erstreben und ganz unpolitisch, Früchte nicht aufzufangen, weil ein anderer sie vom Baum schüttelt.« Dies sei der bittere Sieg der Frauenbewegung, das Frauenwahlrecht war erreicht, aber es wurde nicht aus Einsicht gewährt, sondern durch die Revolution errungen. Daher fällt die Zusammenschau, die die Autorin im siebten und letzten Textteil ausführt, auch wieder dunkler aus als der Hoffnungsschimmer, der im fünften und sechsten Teil aufleuchtet. »Worin liegt das Gefühl der Bedrückung, das uns nicht verlassen will?«, fragt Bäumer, um sich selber zu antworten:

»Es ist das vergebliche Warten auf gestaltende Kräfte, die im Chaos der Wünsche Form geben und Macht gewinnen. [...] Hätten wir endlich, statt der Aufrufe, Kundgebungen, ungezählten »Räte« jeder Art, der neuen Bunde und Gruppen, die Zusammenfassung mit dem großen, klaren, weitschauenden und schwungvollen Programm, wie könnten wir arbeiten! [...] Danach sehnen wir uns.«<sup>34</sup>

Es ist gerade dieser letzte Teil, der deutlich macht, warum für Bäumer – wie vermutlich für die Mehrzahl ihrer Leserinnen und Leser auch – die Revolution kein zu begrüßendes Ereignis darstellte. Denn der sich als liberal verstehenden bürgerlichen Frauenrechtlerin war die Möglichkeit genommen, sich politisch zu engagieren. Oder besser gesagt: In den Wochen der Revolution war es eben nicht mehr das Bürgertum – Männer und Frauen –, welches das politische Heft in der Hand hatte, sondern andere politische Kräfte und Gruppen sozialer Träger, zu denen Bäumer keinen Zugang hatte und deren Forderungen sie auch nicht teilte. Sie fühlte sich ausgeschlossen, politisch ohnmächtig und propagierte deshalb die Staatsform, in der auch sie als Bürgerin wieder eine Chance auf Handlungsfähigkeit hatte: die Demokratie und eng damit verbunden das Frauenwahlrecht, das in den nächsten Nummern der Zeitschrift »Die Frau« immer wieder im Zentrum stand. So bei Margarete Treuge, einer engen Vertrauten von Bäumer, die mit ihrem Beitrag Frauen auf die Notwendigkeit von Wahlen vorbereitete, oder in grundlegenden Texten von Gertrud Bäumer zur Stellung von Frauen in der Demokratie oder zum Wahlkampf.<sup>35</sup>

Dass die Texte in »Die Frau« für die bürgerliche Frauenbewegung wichtig waren und breit und intensiv rezipiert wurden, macht eine Schilderung von Dorothee von Velsen deutlich, die in ihren 1956 herausgegebenen Memoiren schrieb:

33 Ebd.

34 Ebd., S. 72.

35 *Margarete Treuge*, Die Vorbereitung der Frau auf die Wahlen, in: Die Frau 26, 1918/1919 (Dezember 1918), S. 73–77; *Gertrud Bäumer*, Die Frauen in der deutschen Demokratie, in: Die Frau 26, 1918/1919 (Januar 1919), S. 101–106; *dies.*, Der erste Wahlkampf, in: Die Frau 26, 1918/1919 (Februar 1919), S. 133–137.



»Was die Monatsschrift ›Die Frau‹ für uns bedeutete, kann die heutige Generation kaum ermessen. Es war ein Kampfblatt, und wir standen im Kampf. Es gab kein Gebiet des Frauenlebens, zu dem nicht Stellung bezogen wurde. Bestimmte Probleme, besonders die Bildungsfragen, standen im Vordergrund. [...] [A]lle Aufsätze hielten sich auf großer sachlicher und stilistischer Höhe; sich dort veröffentlicht zu sehen, bedeutete eine Anerkennung, die uns stolz machte. Jeden Monatsersten schauten wir nach der Nummer aus, verschlangen sie vom ersten bis zum letzten Buchstaben und stürzten davon, sie mit gleichgestimmten Seelen zu erörtern.«<sup>36</sup>

Auf den wichtigen Stellenwert, den »Die Frau« in der damaligen bürgerlichen Frauenbewegung einnahm, weist auch Ulla Wischermann hin, die in einer Analyse der Zeitschrift zu dem Ergebnis kommt, dass Helene Lange mit ihrem Anspruch und der inhaltlichen Ausgestaltung »weit über die bis dato existierenden Frauenbewegungszeitschriften, die eher Vereins- und Mitteilungsblätter waren, hinaus[ging]«. <sup>37</sup> Auch Christina Stange-Fayos konstatiert die Bedeutung dieser Zeitschrift in einer 2014 erschienenen detaillierten Untersuchung. Sie kommt in dieser zu dem Schluss, dass »Die Frau« als ein »ehrgeiziges und umfassendes publizistisches Projekt« betrachtet werden muss, welches neue Wege einschlug. Denn sie wollte »die Frauen in alle Gesellschaftsbereiche und Gesellschaftsprozesse um 1900 einbinden. Hierin besteht gleichsam die Modernität des Periodikums.«<sup>38</sup> Welche (politische) Haltung in »Die Frau« eingenommen wurde, war also für das weitere Vorgehen innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung wichtig und strukturierend.

#### »Die Frauenbewegung« – das Blatt für die ›Radikalen‹

»Die Frauenbewegung« stand wie »Die Frau« in der Tradition der Bewegungszeitschriften, allerdings war sie thematisch anders aufgestellt. In »Die Frauenbewegung«, die am 1. Januar 1895 das erste Mal erschien und sich als inhaltlichen Gegenpol zu »Die Frau« verstand, fanden sich auch Artikel zur Arbeiterinnenfrage, zu aktuellen juristischen Fragen, aber auch Diskussionsbeiträge zu Wahlergebnissen und Gesetzesänderungen. Sie war damit allgemein politischer aufgestellt als »Die Frau«, die sich stark auf Berichte aus der Frauenbewegung beziehungsweise auf in dieser Bewegung wichtige Themen fokussierte.

Auch in »Die Frauenbewegung« zeigt sich, dass die großen politischen Artikel zwischen Oktober 1918 und Februar 1919 von der Herausgeberin Minna Cauer selbst verfasst wurden. Im Oktoberheft<sup>39</sup> veröffentlichte sie einen Leitartikel unter der Überschrift »Glaube«, in dem sie – ohne den Ersten Weltkrieg zu nennen – sich damit auseinandersetzte, wie es nun, da der Kampf für Deutschland verloren zu gehen drohe, weitergehen solle. Was sollte werden – an welchen Ideen sollten sich nun die Lesenden dieser Zeitschrift ausrichten? Es sei »der Glaube an den Fortschritt, die Hoffnung auf die höhere Entwicklung der Menschheit und der feste Wille, der Wahrheit, der Freiheit, der Gerechtigkeit und dem Recht zu dienen.«<sup>40</sup> Diese Ausrichtung auf die zukünftige Arbeit, die Hoffnung auf eine positive Entwicklung behielt Cauer in den nächsten Monaten bei. In all ihren Artikeln richtet sie ihr Augenmerk nicht auf die Vergangenheit; sie analysiert nicht, sie blickt nicht zurück, sie weist immer in Richtung Zukunft und darauf, was als nächste Aufgabe zu bewältigen sei. So auch in der Novembernummer, in der sie lediglich in den ersten zwei Sätzen auf die Umbrüche zu sprechen kommt, die im November 1918 stattgefunden hatten, ohne

36 Dorothee von Velsen, Im Alter die Fülle. Erinnerungen, Tübingen 1956, S. 109.

37 Wischermann, Die Blätter des Bundes, S. 46.

38 Christina Stange-Fayos, Publizistik und Politisierung der Frauenbewegung in der wilhelminischen Epoche. Die Zeitschrift »Die Frau« (1893–1914). Diskurs und Rhetorik, Frankfurt am Main 2014, S. 90.

39 Aus Papiermangel konnte die Zeitschrift nur noch einmal im Monat herauskommen und erschien dann in einer Doppelzählung für den 1. und 15. des Monats.

40 Minna Cauer, Glaube, in: Die Frauenbewegung 24, 1918 (Oktober), S. 37.

die Revolution überhaupt nur zu erwähnen. Stattdessen spricht sie insgesamt von »Wandlung«: »Eine Wandlung hat sich im Weltall vollzogen, wie nie zuvor. Nach unsäglichen Leiden, nach furchtbaren Jahren des entsetzlichen Krieges und des Hasses stehen die Völker vor der Aufgabe des Neubaues ihrer Staaten.«<sup>41</sup> Diese »Wandlung« bringe eine »neue Zeit«, eine Zeit, die Cauer explizit begrüßt. »Eine neue Zeit bricht an! Eine gewaltige Aufgabe liegt vor dem ganzen Volke, Männer und Frauen, Alter und Jugend. Eine neue Staatsform soll ins Leben treten, Deutschlands Zukunft liegt in der republikanischen Verfassungs- und Regierungsform.« Daraus ergebe sich – so Cauer – eine besondere Aufgabe für die Frauen, die nun »als gleichberechtigte Bürgerinnen dieses Staates gelten« werden. Das hieß: »Jede Frau ist von nun an verantwortlich für Recht und Unrecht im neuen Staatsleben. Jede Frau ist mitschuldig, wenn Freiheit und Recht mißachtet werden.«<sup>42</sup> Für Cauer war dies eine gesamtgesellschaftliche Zäsur, die sie zwingt, sich auch Gedanken um ihre eigene Aufgabe als Herausgeberin zu machen. Im Dezemberheft schrieb sie über die Aufgabe, die »Die Frauenbewegung« nun haben werde. Das Frauenwahlrecht sei – dank der Revolution, wie Cauer ausdrücklich schrieb – erreicht worden. Nun müsse es darum gehen, den deutschen Frauen ihre Verantwortung im neuen Staat klarzumachen und sie vorzubereiten auf ihre Mitarbeit im Staat.

»Die deutsche Frau, die nunmehr gleichberechtigt neben dem Manne steht, ist von nun an auch mitverantwortlich für die Entwicklung des Staatswesens, sie ist mitverantwortlich für Recht und Unrecht, sie ist mitverantwortlich für Schuld und Versäumnis, sie ist mitverantwortlich für Frieden im eigenen Lande und mitverantwortlich für das Verhältnis zu anderen Staaten, sie ist mitverantwortlich für die in einem demokratischen republikanischen Staatswesen entstehenden Gesetze, die auf Recht, Gerechtigkeit und Freiheit basieren sollen. An dem Werdeprozeß des neuen Staates muß die Frau als neuester, mitverantwortlicher Faktor den lebhaftesten und energischsten Anteil nehmen, sie ist daher verpflichtet, sich mit Politik in umfassender Weise zu beschäftigen. Dieser Aufgabe sollen diese Blätter dienen.«<sup>43</sup>

Die Hoffnung, die Cauer seit Oktober 1918 immer wieder beschworen hatte, wich ab Januar 1919 einer vorsichtigen, aber deutlichen Skepsis. Für sie – und hier kam sie nun explizit auf die Revolution zu sprechen – lag die Hoffnung des Zusammenbruchs und der Revolution darin, einen neuen Menschen zu schaffen, einen, der sich nicht in Parteien spalten lasse, der gemeinsam arbeite und das große Werk des Staatsaufbaus zu meistern wisse: »Trotz Zusammenbruchs des alten Systems, trotz Revolution: wir sehen fast nichts von diesen neuen Menschen, die das Deutsche zu einer geistigen Höhe bringen wollten, die einzige Möglichkeit, aus dem Chaos der Gegenwart herauszukommen.«<sup>44</sup> Sie befürchtete, dass auch das Frauenwahlrecht nicht ausreichen werde, um die alten politischen Formen zu verändern. Sie wolle kein »Ertragen von banalem Philistertum, [...] Kleinkrämerei, dieses lächerliche Sichbeugen vor Geld, Gut, Orden und Titeln« mehr, kein »altes Parteisystem, [...] alte[...] Kniffe [und] längst veraltete Machinationen«.<sup>45</sup> Die einzige Chance auf einen Neuanfang sah sie im Frauenwahlrecht, im Erwachen der Frauen »zur Politik und die damit verbundenen Aufgaben«. Dies werde »bei einem großen Teil manches Wertvolle, manche höhere Seite und eine Durchdringung der Politik mit neuen geistigen Strömen hervorrufen [...]. Vermag sie es nicht, so ist durch das Stimmrecht der Frau wohl einem Rechtsbewußtsein genüge geleistet, aber dem Fortschritt der Welt hat es nicht gedient.«<sup>46</sup>

41 *Dies.*, An die Frauen Deutschlands, in: Die Frauenbewegung 24, 1918 (November), S. 41.

42 *Ebd.*

43 *Dies.*, Auf neuem Boden, in: Die Frauenbewegung 24, 1918 (Dezember), S. 45.

44 *Dies.*, Durchgeistigung der Politik, in: Die Frauenbewegung 25, 1919 (Januar), S. 1.

45 *Ebd.*

46 *Ebd.*, S. 2.

Diese kurze Passage verweist darauf, dass Cauer den revolutionären Umsturz durchaus begrüßte und dass sie hierin die Chance für einen wahrhaft demokratischen Neuanfang sah. Sie interpretierte die Revolution als frischen Wind, der die alten Strukturen – vor allem das als verkrustet wahrgenommene Parteiensystem – hinwegfegte, um Platz zu schaffen für ein neues, ein ›durchgeistigtes‹ Deutschland. Minna Cauer reihte sich damit in die Riege der pazifistischen Frauen ein, die in der Revolution die Chance sahen, »lang angestrebte politische oder gesellschaftliche Ziele zu realisieren, nicht zuletzt der Traum von Gleichberechtigung und Staatsbürgerschaft durch politische und zivile Rechte, der durch das Frauenstimmrecht symbolisiert war«.<sup>47</sup>

»Die Gleichheit« – Zeitschrift für Arbeiterfrauen und Arbeiterinnen

Zu einer der bekanntesten Bewegungszeitschriften gehörte die lange Jahre von Clara Zetkin herausgegebene »Die Gleichheit«. Auch sie konnte mit den politischen Ereignissen zwischen Oktober 1918 und Februar 1919 nicht Schritt halten – auch hier ist eine nachträgliche Berichterstattung wahrzunehmen. Aber anders als in den Blättern der bürgerlichen Frauenbewegung entschuldigte sich die Redaktion dafür und erklärte die Hintergründe. »Da die Redaktion unserer Zeitschrift« – so zu lesen in der Dezemberausgabe der »Gleichheit« – »der Fertigstellung und Beförderung wegen ungefähr 2 Wochen vor dem Erscheinungstermin jeder einzelnen Nummer abschließen muß, so konnte in der vorherigen Nummer die große revolutionäre Umwälzung leider kaum eine Erwähnung finden, obwohl die Nummer das Datum des 22. November trägt. Wir bitten wegen dieser Schwierigkeiten [...] um Entschuldigung.«<sup>48</sup>

In einer sehr bildlichen Diktion charakterisierte die Redaktionsleiterin Marie Juchacz das, was den Charakter dieser »Umwälzung« ausmache: »Ein Sturm rüttelt und schüttelt am Baum der Weltgeschichte«, schrieb sie bereits Anfang November 1918. »Er reißt die faulen Früchte herunter, zerbricht die morschen Äste und macht die Bahn frei für neues Werden und Wachsen. [...] In der Sozialdemokratie haben wir, soweit es nur in unseren Kräften stand, den politischen Kampf Schulter an Schulter mit den Männern geführt [...].«<sup>49</sup> In der Ausgabe vom 6. Dezember 1918 formulierte sie dann expliziter ihre Haltung zu den Ereignissen des Vormonats:

»Die Revolution hat ganze Arbeit gemacht. In wenigen Tagen haben Soldaten, Arbeiter und Arbeiterinnen durch ihr einiges, geschlossenes Vorgehen alles Unrecht einer alten Zeit hinweggefegt. Niemals hat sich Größeres in der Weltgeschichte abgespielt. An der Spitze der jungen sozialistischen Republik stehen Männer, die ihr Leben lang nach bestem Wissen und aufrichtiger Überzeugung für das Recht und gegen das Unrecht gestritten haben.«<sup>50</sup>

Auf dem großen Eingangsblatt der Dezemberrnummer wurde formuliert:

»Jahrtausendealte Fesseln sind geborsten. Über Nacht. Gestern noch sperrten die Gwalthaber einer vergangenen Zeit dem werdenden einer neuen Zeit einsichtslos und herausfordernd den Weg. Heute liegen sie überwunden, entwurzelt, gebrochen, ohnmächtig irgendwo abseits vom Wege und warten des Straßenfegers, der sie auf den Kerichthaufen der Geschichte wirft.«<sup>51</sup>

In der revolutionären Emphase wurde auch die Frage aufgegriffen, was die Revolution gebracht habe, was sich für die Proletarierin geändert habe. Die Antwort, die »Die Gleichheit« dazu gab, war eindeutig:

47 Sharp/Stibbe, »In diesen Tagen kamen wir nicht von der Straße ...«, S. 33.

48 Zu finden in: Die Gleichheit 29, 1918 (Dezember), S. 40.

49 O. V., Die Frauen im neuen Deutschland, in: Die Gleichheit 29, 1918 (November), S. 17–18, hier: S. 17.

50 Marie Juchacz, An die Arbeit!, in: Die Gleichheit 29, 1918 (Dezember), S. 34.

51 O. V., o. T. Eingangsblatt, in: ebd., S. 33.

»Gestern noch waren die deutschen Frauen unfrei, ein unterdrücktes Geschlecht, das auch der erwachenden Demokratie nur mühsam kleine Zugeständnisse abringen konnte. Heute sind die deutschen Frauen die freiesten der Welt. Sie haben die volle und unbedingte Gleichberechtigung mit dem Manne, sie können zu allen Körperschaften wählen und gewählt werden. Wem verdanken sie ihre Freiheit und Gleichheit? Dem gewaltigen Wetter der Revolution, das am 9. November mit ungeheurer und unwiderstehlicher Gewalt über Deutschland losbrach.«<sup>52</sup>

Diese Deutung der Ereignisse – die Revolution brachte das Frauenwahlrecht – bestimmte auch die weitere Berichterstattung in »Die Gleichheit«. Die Revolution wurde euphorisch begrüßt, aber eine Debatte darüber, was außer dem Frauenwahlrecht durch die Revolution möglich gewesen wäre, was die Revolution versucht hatte zu erreichen, lediglich am Rande geführt. Marie Juchacz schwieg dazu gänzlich, sie ging immer wieder auf das Frauenwahlrecht und seine Anforderungen ein und rief die Leserinnen der Gleichheit auf, sozialdemokratisch zu wählen. Erst Klara Bohm-Schuch nahm in der Dezemberausgabe eine weitere Perspektive ein und machte deutlich, dass die Revolution erst dann gesiegt habe, »wenn es gelungen ist, das neue Haus aufzurichten, wenn der neue soziale Volksstaat feststeht auf dem Fundament der Demokratie.«<sup>53</sup>

Die Berichterstattung in »Die Gleichheit« zur Revolution spiegelt den schwierigen Spagat wider, den die SPD zu bestehen hatte: eine Bejahung der Revolution und gleichzeitig die klare Haltung, dass der Weg hin zum Wahlrecht und zur Demokratie gehen müsse. Mirjam Sachse kommt daher zu dem Ergebnis, dass die Beurteilung der Revolution durch die Gleichheit »zwiespältig« war.<sup>54</sup> Eigentlich hatte die Zeitschrift auf Reformen gesetzt, musste dann aber erkennen, dass diese viel zu spät kamen und eine revolutionäre Umgestaltung daher nicht aufzuhalten war. Die Aufgabe für die Sozialdemokratie war nun, diesen Prozess zu steuern, ohne die Revolution unnötig anzufeuern, denn die Angst vor dem Bolschewismus war (nicht nur) in der SPD groß.<sup>55</sup>

### III. DAS FRAUENWAHLRECHT – DIE WEIBLICHE SEITE DER REVOLUTION?

Was bedeutet dies nun? Warum stand das Frauenwahlrecht in allen Berichterstattungen im Zentrum? Welchen Stellenwert nimmt dieses in den Debatten der Zeit ein? Bei der Frage, welche Frauen sich in Deutschland an der Novemberrevolution beteiligten, haben Ingrid Sharp und Matthew Stibbe eine dreigliedrige Typologie aufgestellt. Erstens sehen sie die Frauen aus den verschiedenen sozialistischen Parteien, »mit entsprechend verschiedenen Einstellungen zum Verlauf der Revolution und zur angestrebten Staatsform [...]«, die sich aktiv beteiligt haben. Zweitens Frauen aus der bürgerlichen Frauenbewegung und drittens pazifistische Feministinnen, die größtenteils aktiv in der radikalen bürgerlichen Frauenbewegung waren.<sup>56</sup> Diese Typologie wird durch die Untersuchung der vier Bewegungszeitschriften bestätigt. »Die Gleichheit« schrieb für die aktiven Sozialdemokratinnen, »Die Frau« und »Die Frauenfrage« für die Aktivistinnen der bürgerlichen Frauenbewegung und

52 Ebd.

53 Klara Bohm-Schuch, Am Tor der neuen Zeit, in: Die Gleichheit 29, 1918 (Dezember), S. 34.

54 Mirjam Sachse, Marie Juchacz: Reflexionen der Novemberrevolution 1918/19 in der »Gleichheit«, in: Ulla Plener (Hrsg.), Die Novemberrevolution 1918/1919 in Deutschland. Für bürgerliche und sozialistische Demokratie. Allgemeine, regionale und biographische Aspekte. Beiträge zum 90. Jahrestag der Revolution, Berlin 2009, S. 249–261, hier: S. 257.

55 Vgl. dazu und zur Einschätzung der Rolle der MSPD in der Novemberrevolution Joachim Käppner, 1918. Aufstand für die Freiheit. Die Revolution der Besonnenen, München 2017, und Wolfgang Niess, Die Revolution von 1918/19. Der wahre Beginn unserer Demokratie, München 2017.

56 Vgl. Sharp/Stibbe, »In diesen Tagen kamen wir nicht von der Straße ...«, S. 34f.

»Die Frauenbewegung« schließlich für den Kreis der pazifistischen Feministinnen. Alle diese Frauen waren in ihrer Unterschiedlichkeit in und für die Novemberrevolution aktiv, wobei sich alle auf die Einführung des Frauenwahlrechts bezogen. Das neue Wahlrecht wurde damit zum wirkmächtigsten und unumstrittenen Symbol eines politischen Umbruchs, zum Beginn einer neuen Zeit, die alle Frauenbewegungsaktivistinnen für ihre verschiedenen Positionen nutzen wollten. Kathleen Canning hat darauf aufmerksam gemacht, dass Wahlrecht und Revolution selten miteinander verbunden werden, dass es aber genau diese Kombination war, die für Frauen in Deutschland im November 1918 relevant wurde. Anhand des Frauenwahlrechts diskutierten die Aktivistinnen der Frauenbewegung über ihre Rolle als Staatsbürgerinnen und über den Stellenwert von Frauenpolitik in einem neuen politischen System. Dabei ist wichtig zu bedenken, dass die Aktivistinnen der Frauenbewegung nicht bei Null starteten. Auch ohne Wahlrecht hatten sich die Akteurinnen der Frauenbewegung als aktive Staatsbürgerinnen betätigt. Sie hatten Schulen und Kindergärten gegründet, Krankenhäuser und Altenheime gebaut, hatten sich um die Armenunterstützung gekümmert und das aufgebaut, was wir heute als Elemente des Sozialstaats kennen. Sie waren damit Teil einer globalen Reformära, die das Leben im deutschen Kaiserreich schnell und massiv verändert hatte.<sup>57</sup> Das Frauenwahlrecht gab den Aktivistinnen nun neue Möglichkeiten und katapultierte sie in den Status von rechtlich anerkannten Staatsbürgerinnen, was auch in die Weimarer Verfassung aufgenommen wurde.<sup>58</sup> Durch diesen Schritt ergaben sich Fragen, Fragen danach, wie die bisher geleistete Reformarbeit in diese neue Zeit getragen werden könnte. Wie nun diskutieren über grundlegende Fragen einer Veränderung der Arbeitswelt oder den Stellenwert von Familie, Reproduktion und Bildung? Der Weg schien klar zu sein: Diese Debatten mussten nun von der außerparlamentarischen Bewegung in die Parlamente getragen werden. Damit dies gelingen konnte, setzten alle Aktivistinnen auf das Frauenwahlrecht und riefen deshalb alle Frauen auf, zur Wahl zu gehen. Dass sie dabei immer von *allen* Frauen sprachen und keine (politischen) Differenzen innerhalb der Geschlechtsgruppe »Frau« ansprachen, kann sowohl als Erfahrungshintergrund als auch als bewusste rhetorische Figur verstanden werden. Innerhalb der Bewegung hatte es durchaus Kämpfe und Aktionen gegeben, die alle Frauen betrafen – zum Beispiel den Kampf gegen das Familienrecht im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB)<sup>59</sup> oder die ab 1898 einsetzende Debatte um Prostitution, in der ebenfalls mit der Geschlechtstheorie von allen Frauen argumentiert wurde.<sup>60</sup> Das Sprechen für *alle* Frauen war aus diesen Kämpfen übernommen worden, sicher auch deshalb, weil so die Legitimität der Bewegung noch einmal deutlich herausgestellt werden konnte und da die Verweigerung des Wahlrechts für Frauen tatsächlich eine Diskriminierungserfahrung aller Frauen bis 1918/19 war. Obwohl sich die verschiedenen Flügel der Frauenbewegung auch anhand der sozialen Klasse gebildet hatten (vor allem in Bezug auf die proletarische und die bürgerliche Frauenbewegung),

57 Vgl. *Hedwig Richter*, Reformistische Globalisierung. Neuordnungen vor dem Ersten Weltkrieg, in: *Richter/Wolff*, Frauenwahlrecht, S. 145–165.

58 In Art. 109 der Weimarer Verfassung wurde festgelegt: »Männer und Frauen haben grundsätzlich dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten.« Vgl. URL: <<http://www.verfassungen.de/de19-33/verf19-i.htm>> [11.6.2019]. Zu den Auswirkungen, die diese Formulierung hatte, vgl. *Marion Röwekamp*, »Männer und Frauen haben grundsätzlich die gleichen staatsbürgerlichen Rechte«. Weimar – Meilenstein auf dem Weg zur Gleichberechtigung der Geschlechter, in: Friedrich-Ebert-Stiftung, Landesbüro Thüringen (Hrsg.), *Die Weimarer Verfassung. Wert und Wirkung für die Demokratie*, Erfurt 2009, S. 235–265.

59 Zum Kampf um das BGB vgl. *Beatrix Geisel*, Klasse, Geschlecht und Recht. Vergleichende sozialhistorische Untersuchung der Rechtsberatungspraxis von Frauen- und Arbeiterbewegung (1894–1933), Baden-Baden 1997.

60 Vgl. *Kerstin Wolff*, *Anna Pappritz (1861–1939). Die Rittergutstochter und die Prostitution*, Sulzbach 2017.

spielte diese Differenz bei der Frage nach dem Wahlrecht eine untergeordnete Rolle. Daran änderte sich interessanterweise auch rhetorisch nichts, als 1908 Frauen der Zugang zu politischen Parteien gewährt wurde und sich sehr schnell zeigte, dass sich Aktivistinnen der Frauenbewegung in fast allen Parteien fanden. Dass Frauenpolitik interessengeleitete Klientelpolitik sein konnte und sich vor allem kein parteiübergreifender Frauenstandpunkt automatisch finden ließ, war ein Problem, das sich in der Weimarer Republik immer deutlicher zeigte. Die bürgerliche Frauenbewegung tat sich durchaus schwer damit, hierauf eine Antwort zu entwickeln.

Aber waren die hier herausgearbeiteten Ergebnisse eventuell bloß Momentaufnahmen, entstanden in einer Zeit des Umbruchs? Wie sprachen die Aktivistinnen denn zehn Jahre später über die Revolution? Stand für sie immer noch das Frauenwahlrecht im Zentrum? Hatte es das gebracht, was erhofft worden war – revolutionäre Umwälzungen?

Nicht alle Publikationsorgane, die oben untersucht wurden, und nicht alle Autorinnen erlebten das Jubiläumsjahr 1928/29. Minna Cauer war 1922 gestorben und ihre Zeitschrift »Die Frauenbewegung« hatte Ende 1919 ihr Erscheinen eingestellt. »Die Frauenfrage« war 1921 eingestellt worden, weil der BDF nicht mehr bereit war, die finanziellen Defizite abzufedern. Aber »Die Frau« gab es noch, ebenso eine Nachfolgezeitschrift der proletarischen Frauenbewegung namens »Die Genossin«, die die publizistische Arbeit der Gleichheit fortsetzte. Neu entstanden war »Die Frau im Staat«, herausgegeben von Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann, die als Nachfolgerin der Zeitschrift »Die Frauenbewegung« angesehen werden kann. Sie war das Sprachrohr der ehemaligen radikalen Frauenbewegung und hatte sich fast vollständig einem pazifistischen Engagement verschrieben. In diesen drei Zeitschriften erschienen im November 1928 beziehungsweise im Januar 1929 Artikel, die auf die vor zehn Jahren stattgefundenen Umwälzungen blickten. In »Die Frau« war es wieder Gertrud Bäumer, die unter dem Titel »1919–1929« auf ein Jahrzehnt Demokratie blickte. In »Die Genossin« schrieb erneut Marie Juchacz über 20 Jahre frauenpolitisches Engagement der SPD zwischen 1908 und 1928.

Die marginale Rolle der Novemberrevolution, die in den Artikeln aus dem Jahr 1918/19 festgestellt werden konnte, setzte sich in den »Jubiläumsartikeln« weiter fort. Sogar im Publikationsorgan der proletarischen Frauenbewegung wurde die Wichtigkeit der Novemberrevolution durch die Einbindung in 20 Jahre politische Arbeit massiv herabgesetzt. Wieder wurde die Revolution auf die Einführung des Frauenwahlrechts verkürzt und in einem Satz abgehandelt. »Es ist uns bekannt«, schreibt Juchacz, »daß die sozialdemokratischen Minister durch ihre erste Proklamation am 9. November 1918 jedem Zweifel und Widerspruch ob der politischen Mündigkeit der Frauen ein für allemal ein Ziel setzten.«<sup>61</sup> Dadurch, dass sie sogar von »sozialdemokratischen Ministern« sprach, nahm sie zusätzlich auch jede sprachliche Nennung revolutionärer Ereignisse zurück.

Diese Tendenz findet sich auch in dem Artikel von Gertrud Bäumer. Im Gegensatz zu Juchacz kommt sie zwar durchaus auf die Revolution zu sprechen, allerdings als gewalttätige Ausformung: »In den Weihnachtstagen«, schreibt Bäumer über das Jahr 1918, »knallten in den Straßen von Berlin die Schüsse der Auseinandersetzung der Mehrheitssozialdemokratie mit der revolutionären Marinedivision und den Spartakisten. [...] In Hamburg schloß die letzte Nacht des Jahres 1918 mit Gewehrsalven der revolutionären Gegendemonstrationen [...]«<sup>62</sup> Danach erwähnt sie die Einführung des Frauenwahlrechts mit einem Satz: »Es [gemeint ist das Frauenleben, K. W.] ist unter fundamental neue Bedingungen gestellt worden durch die staatsbürgerliche Gleichberechtigung«<sup>63</sup>, um danach eine

61 Marie Juchacz, 1908–1918–1928, in: Die Genossin. Informationsblätter der weiblichen Funktionäre der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 5, 1928, S. 387–390, hier: S. 390.

62 Gertrud Bäumer, 1919–1929, in: Die Frau 36, 1929, S. 193–197, hier: S. 193.

63 Ebd., S. 194.

zwiespältige Bilanz von zehn Jahren »Frauenleben« zu ziehen, ohne auf die Rolle der Frauen in der Parteipolitik einzugehen. Sie übergibt die revolutionären Ereignisse 1918/19 somit weitgehend und unterstrich damit ihre revolutionskritische Haltung, die sie bereits in der Phase 1918/19 an den Tag gelegt hatte.

Es waren (vermutlich) Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann, die in ihrer Zeitschrift »Die Frau im Staat« in der Novemberausgabe 1928 auf die für Frauen so grundlegenden Veränderungen in der Novemberrevolution zu sprechen kamen. Für sie war klar, dass es vor allem einem Mann zu verdanken war, dass das Frauenwahlrecht Wirklichkeit geworden war: Kurt Eisner in München. Denn dieser führte am 7. November 1918 das Frauenwahlrecht in Bayern ein, zwei Tage vor der Proklamation in Berlin. »Wer kann sagen, was geschehen wäre, wenn Kurt Eisner nicht die praktischen Konsequenzen seiner ganz links gerichteten Weltanschauungen gezogen hätte.«<sup>64</sup> In dem Artikel feierten die Autorinnen die Erfolge dieses Schritts euphorisch. Hier sind sie nun, die modernen Frauen, die befreit vom Korsett des 19. Jahrhunderts in eine moderne Gesellschaft aufbrechen:

»Ja, ein köstlicher Wandel hat sich vollzogen! Man sehe nur, wie sie schreiten, diese Masse der jungen und selbst der alten Frauen! Fest und frei in Blick und Bewegung. Leicht geschürzt, Hals, Arme und Beine von frischer Luft umspielt, nicht beengt durch Mieder, Halskragen, unzählige lange, schlampige Röcke, in denen Schmutz und Staub sich fängt. [...], das vorkriegszeitliche domestizierte weibliche Menschengeschöpf ist erfreulicherweise in der deutschen Republik mehr und mehr im Aussterben begriffen.«<sup>65</sup>

In diesem Artikel wird eindrücklich die Modernisierung der Gesamtgesellschaft beschrieben, die durch die große Errungenschaft der Novemberrevolution für die Frauen möglich geworden ist. Die Einführung des Frauenwahlrechts wird hier zum Symbol der Befreiung der Frau, verstanden als einheitliche Geschlechtsgruppe. Damit wird eine Tradition fortgesetzt, die bereits in den Artikeln von Minna Cauer in »Die Frauenbewegung« angelegt war, nämlich die Hoffnung, dass eine politische und gesellschaftliche Modernisierung die Befreiung *aller* Frauen mit sich bringen werde. In diesem Prozess war die Einführung des Frauenwahlrechts der alles entscheidende, der revolutionäre Akt.

Festzuhalten bleibt: Wenn die Aktivistinnen der Frauenbewegung über das Frauenwahlrecht sprachen, dann sprachen sie als Teil einer revolutionären Bewegung. Sie reflektierten die neuen Möglichkeiten, die das Frauenwahlrecht ihnen gab, und versuchten, dieses mit ihrer Art der Politik zu verbinden. So verstanden, redeten die Autorinnen über die Revolution, wenn sie über das Frauenwahlrecht schrieben. Das Frauenwahlrecht kann daher als die »weibliche Seite« der Revolution gewertet werden.<sup>66</sup>

---

64 O. V., 10 Jahre Frauenstimmrecht in Deutschland, in: Die Frau im Staat 10, 1928, H. 11, S. 1–2, hier: S. 1.

65 Ebd., S. 2.

66 So Canning, Das Geschlecht der Revolution, S. 91.





Christina Ewald

## Kampf um die Schule

### Handlungsdynamiken und Handlungsspielräume in der Revolution 1918/19 am Beispiel der Bildungspolitik in Hamburg

»Die Spaltung und Zerklüftung der Arbeiterbewegung in drei verschiedene Fraktionen ist an und für sich tief bedauerlich, über den Fraktionen hat die Revolution die Räte, die Gebilde der revolutionären Einheit geschaffen. Wir haben im Rat Einheit, einheitliche Politik, aber wir haben noch nicht die Einigkeit.«<sup>1</sup>

Dies proklamierte Heinrich Laufenberg, Erster Vorsitzender der Exekutive des Arbeiter- und Soldatenrats Hamburg, Altona und Umgegend auf einer Vollversammlung des Großen Arbeiterrats am 30. November 1918, einen guten Monat nach Ausbruch der Revolution in der Hansestadt. Ein Blick in die Diskussionskultur und Entscheidungsfindungsprozesse im Arbeiter- und Soldatenrat, welche sich in dessen Protokollen manifestieren, lässt hieran jedoch ernsthafte Zweifel aufkommen. Nicht nur von Einigkeit waren die Mitglieder des Rats weit entfernt, sondern auch von einheitlicher Politik sowie der revolutionären Einheit. Die Handlungsdynamiken des Rats geben aber weitaus mehr preis als die innerinstitutionelle Konkurrenz, die unter den Arbeiterparteien innerhalb des obersten revolutionären Organs herrschte. An ihnen lassen sich die Fragen beantworten, welches Verständnis von Revolution die Zeitgenossen hatten, wie ›revolutionäre‹ Politik betrieben wurde und wie revolutionär die Revolution von 1918/19 (in Hamburg) überhaupt gewesen ist.

Beispielhaft soll im Rahmen dieses Aufsatzes die Tätigkeit der Schulkommission des Arbeiter- und Soldatenrats zur Beantwortung dieser Fragen untersucht werden. Gleich mehrere Gründe sprechen dafür, den Blick weg von den großen Fragen der politischen Neugestaltung der Stadt hin zur Bildungspolitik zu wenden. Alltagspolitische Belange spielten für die Regierung des Arbeiter- und Soldatenrats in Hamburg eine maßgebliche Rolle, dienten sie doch gleichzeitig zum Machterhalt wie auch zum Machtausbau. Die vorherrschenden Probleme wie Hunger, Unterkunft, Arbeitslosigkeit und Jugendverwahrlosung waren in beinahe allen Bevölkerungsschichten präsent und erforderten konkrete Lösungsansätze. Die Schulpolitik nahm im Arbeiter- und Soldatenrat dabei eher eine untergeordnete Rolle ein, ließen sich durch sie doch eher weniger die vordringlichsten Probleme des Überlebens lösen. Dennoch beschäftigte die Bildungspolitik den Rat wiederholt. Weit hinein ins Kaiserreich reicht die Linie, anhand derer sich die Bedeutung der Bildung für die Bemühungen zur Überwindung von Klassendifferenzen nachverfolgen lässt. In der fünfmonatigen Amtszeit des Arbeiter- und Soldatenrats wurden wegweisende und polarisierende Entscheidungen für die Schulpolitik getroffen, die nicht zuletzt auch die Möglichkeiten der politischen Gestaltung der städtischen Zukunft durch den Rat aufzeigen. Dies gelang jedoch nur dann, wenn die Ratsmitglieder einig vorgingen, wie im Folgenden gezeigt werden soll. Außerdem wird dargelegt werden, aus welchen Traditionslinien die schulpolitischen Forderungen, Ideen und Beschlüsse entstanden waren.

Bei der »Kommission für Unterrichts-, Kunst- und Bildungswesen« handelte es sich um eine von zwölf Kommissionen, die in den ersten Amtstagen des Arbeiter- und Soldatenrats gebildet wurden. Es war eine der wenigen Kommissionen, die sich dem gemäßigten

1 Rede Heinrich Laufenbergs über die Lage und die Politik des Arbeiter- und Soldatenrates in der Vollversammlung des Großen Arbeiterrats am 30.11.1918, in: *Volker Stalman* (Hrsg.), *Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat 1918/19*, Düsseldorf 2013, S. 305–319, hier: S. 318f.

Einfluss der Mehrheitssozialdemokratie (MSPD) entzog und ausschließlich aus Mitgliedern der Unabhängigen Sozialdemokratie (USPD) und Linksradiكالen (Hamburger Gegenstück zu den Spartakisten, ab 1919 KPD) bestand. Die Vorbedingungen für eine Umgestaltung des hamburgischen Schulwesens im Sinne des revolutionären Geists waren äußerst günstig und eine Herausforderung zugleich. Vonseiten der alten Machthaber stand dem Rat mit der Oberschulbehörde unter dem Ersten Bürgermeister Werner von Melle eine konservative und an Modernisierung und Veränderung wenig interessierte, jedoch äußerst durchsetzungsstarke Institution gegenüber. Zeitgleich war in Hamburg die pädagogische Reformbewegung besonders etabliert und durch zahlreiche namhafte Vertreterinnen und Vertreter aktiv. Im November 1918 und in den Folgemonaten trafen so verschiedene Interessen mit Fürsprechern unterschiedlicher politischer Couleur sowie Erfahrung aufeinander und versuchten jeweils ihre Ziele durchzusetzen.

Insbesondere wegen der herausragenden Bedeutung der reformerischen Bewegung in Hamburg ist die Schulpolitik der Stadt bereits umfangreich aufgearbeitet.<sup>2</sup> Was bringt also ein neuerlicher Blick auf die Schulkommission des Arbeiter- und Soldatenrats? Im Folgenden sollen nicht in erster Linie die Ergebnisse der Ratsarbeit und der Schulkommission im Besonderen im Fokus stehen, sondern die Menschen hinter diesen Entscheidungen, um Handlungsdynamiken und vermeintlich revolutionäre Handlungspraxen zu identifizieren. Dafür eignen sich die Belange der Schulkommission aufgrund ihrer quantitativen Übersichtlichkeit. Dennoch manifestieren sich in den Debatten Dynamiken, die exemplarisch für die gesamte Ratsarbeit stehen.

Entscheidend für die Bewertung der Ergebnisse ist die Verwendung und Auslegung des Revolutionsbegriffs, dessen Überprüfung beziehungsweise Zutreffen für die Ereignisse der Wintermonate 1918/19 in Hamburg bisher kaum stattfand. Vielmehr macht es den Eindruck, dass sich die Geschichtswissenschaft durch die starre Bindung an den Begriff in ihren Interpretationsspielräumen selbst beschränkt, bedenkt man, dass die Revolution »im Urteil vieler Historiker weder konkret noch abstrakt gesehen revolutionär genug gewesen« ist.<sup>3</sup> Durch die Untersuchung der Handlungsdynamiken wird diese ambivalente Bewertung zum Ausgangspunkt genommen und das politische Handeln ab November 1918 in Hinblick auf den revolutionären Charakter dieser Zeit (in Hamburg) analysiert. Das Ziel ist dabei nach Andreas Suter definiert, der konstatiert:

»[D]ie Analyse der politischen Semantik (Sprache und Begriffe, Symbole, Rituale, Bilder), mit deren Hilfe Diskursgemeinschaften Ereignisse herstellen, das heißt auf den Begriff bringen und beschreiben, [ist] für die Geschichte politischer Ereignisse zentral: Sie erlaubt die Analyse der kulturellen Werte, Begriffe und Ordnungsvorstellungen, mit deren Hilfe eine bestimmte Gesellschaft das Geschehen in politisch Alltägliches und Außeralltägliches, Zulässiges und Unzulässiges, Erwartetes und Überraschendes einteilt.«<sup>4</sup>

- 2 Vgl. hierzu *Hans-Peter de Lorent/Volker Ullrich* (Hrsg.), »Der Traum von der freien Schule«. Schule und Schulpolitik in der Weimarer Republik, Hamburg 1988; *Reiner Lehberger*, Schule in Hamburg während des Kaiserreichs. Zwischen »Pädagogischer Reform« und »Vaterländischer Gesinnung«, in: *Inge Stephan/Hans-Gerd Winter* (Hrsg.), »Heil über dir, Hammonia«. Hamburg im 19. Jahrhundert. Kultur, Geschichte, Politik, Hamburg 1992, S. 417–446; *Reiner Lehberger/Hans-Peter de Lorent*, Schulen in Hamburg. Ein Führer durch Aufbau und Geschichte des Hamburger Schulwesens, Hamburg 2012; *Hildegard Milberg*, Schulpolitik in der pluralistischen Gesellschaft. Die politischen und sozialen Aspekte der Schulreform in Hamburg 1890–1935, Hamburg 1970; *Rainer Nicolaysen*, Demokratische Impulse in Schule und Universität, in: *Hans-Jörg Czech/Olaf Matthes/Ortwin Pelc* (Hrsg.), Revolution! Revolution? Hamburg 1918/19, Kiel 2018, S. 232–243.
- 3 *Martin Platt*, Deutschland 1918/19. Die unerklärte Revolution, in: *Andreas Braune/Michael Dreyer* (Hrsg.), Republikanischer Alltag. Die Weimarer Demokratie und die Suche nach Normalität, Stuttgart 2017, S. 3–18, hier: S. 10.
- 4 *Andreas Suter*, Kulturgeschichte des Politischen – Chancen und Grenzen, in: *Barbara Stollberg-Riling* (Hrsg.), Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?, Berlin 2005, S. 27–56, hier: S. 30.

So können in diesem Rahmen also das Handeln der Akteure und gleichzeitig ihre sinn- und revolutionsschaffenden Ordnungsversuche analysiert werden. Dabei liegt der Untersuchung ein Revolutionsverständnis zugrunde, welches sowohl die politische Revolution (einen Verfassungsverwechslung implizierend nach Reinhart Koselleck) als auch die soziale Revolution (nach Hannah Arendt) umfasst. Zentral ist hierbei der Drang nach Freiheit, sei es politischer oder sozialer Dimension. Gleichzeitig erfordert Revolution den Drang nach Veränderung und der Schaffung von etwas Neuem, seien es Strukturen, Ordnungen, Ideen, die zu einem tief greifenden politischen und gesellschaftlichen Wandel führen. Entscheidend für das Verständnis der Revolution ist zudem die Wahrnehmung von Zugehörigkeitsgefühlen und die mit der Revolution einhergehende Veränderung ebenjener.<sup>5</sup>

Im Folgenden werden zunächst die Pädagogische Reformbewegung des Kaiserreiches und ihre Forderungen dargestellt, vor allem jene Forderungen, die zwischen November 1918 und März 1919 noch eine größere Rolle in Hamburg spielen sollten. In einem zweiten Schritt werden der Arbeiter- und Soldatenrat, die Schulkommission sowie ihre Mit- und Gegenspieler skizziert und innerhalb der Ereignisse des Herbstes und Winters 1918/19 eingeordnet. Daran anschließend werden auf Grundlage der Protokolle des Arbeiter- und Soldatenrats die von der Schulkommission angeregten Debatten auf der Metaebene untersucht. Ziel ist es, Handlungsdynamiken zu identifizieren und die Diskussionskultur zu analysieren, um sich der vermeintlich revolutionären Art der Politikführung zu nähern und das damalige Selbstverständnis von Revolution mit einem allgemeinen Verständnis von Revolution abzugleichen. Schließlich werden die von der Schulkommission veranlassten Beschlüsse kontextualisiert, um das in ihnen zum Ausdruck kommende (oder fehlende) revolutionäre Potenzial des Arbeiter- und Soldatenrats zu analysieren.

## I. DIE PÄDAGOGISCHE REFORMBEWEGUNG AM ENDE DES 19. JAHRHUNDERTS IN HAMBURG

Die sich seit dem späten 19. Jahrhundert entwickelnde pädagogische Reformbewegung war gleichermaßen Kritik an einem tradierten, autoritären Schulsystem wie zunehmend auch Kritik an den sozialen Verhältnissen des Kaiserreiches. Die komplexe Bewegung gliederte sich dabei in höchst heterogene Strömungen mit individuellen Zielen und Ideen für die Zukunft der deutschen Schulbildung.<sup>6</sup> Bildung gewann insgesamt an gesellschaftlicher Bedeutung, zunehmend forderte auch die Arbeiterschaft bessere Bildungs- und Aufstiegschancen. »Es kommt [...] einem revolutionären Wandel gleich, daß und wie sich die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts von öffentlicher Bildung abhängig machte.«<sup>7</sup> Nach Willy Hellpach, in der Weimarer Republik badischer Unterrichtsminister, ließen sich drei Strömungen innerhalb der reformpädagogischen Bewegung identifizieren, die jedoch auch in sich nicht homogen agierten. Unter den Schlagworten »Nationalismus«, »Irrationalismus« und »Sozialismus« subsumierte er 1926 die Schwerpunkte, die von den unterschiedlichen Reformpädagoginnen verfolgt wurden.<sup>8</sup> Die nationalistische Strömung stand in enger Verbin-

5 Dieses Verständnis von Revolution ist angelehnt an *Richard Bessel*, *Revolution*, in: *Jay Winter* (Hrsg.), *The Cambridge History of the First World War*, Bd. 2: *The State*, Cambridge 2014, S. 126–144; *Reinhart Koselleck*, *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt am Main 2006, S. 240–251; *Hannah Arendt*, *Über die Revolution*, München 1963.

6 Vgl. dazu *Dietrich Benner/Herwart Kemper*, *Theorie und Geschichte der Reformpädagogik. Teil 2: Die Pädagogische Reformbewegung von der Jahrhundertwende bis zum Ende der Weimarer Republik*, Weinheim/Basel 2003, sowie *Jürgen Oelkers*, *Reformpädagogik. Eine kritische Dogmengeschichte*, Weinheim/München 1989.

7 Ebd., S. 24.

8 *Willy Hellpach*, *Die Wesensgestalt der deutschen Schule*, Leipzig 1926, S. 7, sowie *Milberg*, *Schulpolitik in der pluralistischen Gesellschaft*, S. 51f.

derung mit dem Nationalstaatswerdungsprozess seit der Reichsgründung 1871 sowie den von der christlichen Kirche verfolgten Bildungsidealen. Vor allem den Interessen des oberen Bürgertums entsprechend blieb bis 1918 die national-religiöse Erziehung vorherrschend in der wilhelminischen Schule.<sup>9</sup> Dies lag nicht zuletzt an der von Wilhelm II. persönlich auf der Schulkonferenz 1890 geforderten Linie, nach der die Gymnasien regelrecht zu ideologischen Instrumenten werden und die Vaterlandsliebe sowie Loyalität zur Monarchie fördern sollten.<sup>10</sup>

In Hamburg jedoch dominierten die beiden Strömungen des »Irrationalismus« und des »Sozialismus« in einer für die Stadt typischen »Verbindung von kultur- und sozialkritischer Reformtendenz«.<sup>11</sup> Die Sozialdemokraten hatten schon im Erfurter Programm 1891 bildungspolitische Ziele festgehalten, auf dem Mannheimer Parteitag 1906 formulierten Clara Zetkin und Heinrich Schulz dann bildungspolitische Leitsätze.<sup>12</sup> Zentrale Punkte waren hierbei die Trennung von Kirche und Schule sowie die Einheitlichkeit des Schulwesens unabhängig von Stand und Einkommen<sup>13</sup>, denn gerade die restriktive und sozialselektive Schulpolitik des Kaiserreiches stand in der Kritik der Arbeiterbewegung. Die höheren, bürgerlichen Schulen galten ihr als »Terrain der Verteidigung der alten politischen Ordnung« und dienten ihrer Ansicht nach der »Sicherung der überlieferten Privilegien«.<sup>14</sup> Die sozialistische Strömung der Reformpädagogik setzte sich also nicht nur für eine Verbesserung des pädagogischen Ansatzes in den Schulen ein, sondern ebenso für die Überwindung politisch-sozialer Konflikte und eine Verbesserung der Lebensbedingungen für die unteren Schichten. Bildung, und damit verbunden Schule, wurde Teil des Klassenkampfes der Sozialdemokratie, die über Bildung ein neues Menschenbild in der Gesellschaft verankern wollte.<sup>15</sup>

Der kulturkritisch-lebensphilosophische Ansatz des »Irrationalismus« wurde maßgeblich von der Kunsterziehungsbewegung geprägt, die wiederum stark dem Einfluss des Direktors der Hamburger Kunsthalle Alfred Lichtwark unterlag. Im Zentrum stand die Idee, die schöpferische Seite im Kind zu fördern. Mit seiner Einführung der »Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken« legte Lichtwark bereits 1887 den Grundstein für die Kunsterziehungsbewegung, die sich später zu einer »Pädagogik vom Kinde aus« entwickelte.<sup>16</sup> Selbst aus einer mittellosen Familie stammend verband Lichtwark in seinem Denken die Kulturkritik, wengleich er die technisch-industrielle Entwicklung im Vergleich zu anderen Kulturkritikern durchaus positiv bewertete, und die Sozialpädagogik. Im »Streben nach

9 Ebd., S. 52f.

10 *Benner/Kemper*, Theorie und Geschichte der Reformpädagogik, S. 26; *Milberg*, Schulpolitik in der pluralistischen Gesellschaft, S. 52.

11 Ebd., S. 53.

12 *Christa Uhlig*, Reformpädagogik: Rezeption und Kritik in der Arbeiterbewegung. Quellenauswahl aus den Zeitschriften *Die neue Zeit* (1883–1918) und *Sozialistische Monatshefte* (1895/97–1918), Frankfurt am Main/Berlin etc. 2006, S. 50, sowie *dies.*, Reformpädagogik und Schulreform. Diskurse in der sozialistischen Presse der Weimarer Republik. Quellenauswahl aus den Zeitschriften *Die neue Zeit/Die Gesellschaft* und *Sozialistische Monatshefte* (1919–1933), Frankfurt am Main/Berlin etc. 2008, S. 23.

13 *Benner/Kemper*, Theorie und Geschichte der Reformpädagogik, S. 25.

14 *Armin Bernhard*, Demokratische Reformpädagogik und die Vision von der neuen Erziehung. Sozialgeschichtliche und bildungstheoretische Analysen zur Entschiedenem Schulreform, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1999, S. 38.

15 *Benner/Kemper*, Theorie und Geschichte der Reformpädagogik, S. 61; *Bernhard*, Demokratische Reformpädagogik und die Vision von der neuen Erziehung, S. 38.

16 *Milberg*, Schulpolitik in der pluralistischen Gesellschaft, S. 52; *Lehberger/de Lorent*, Schulen in Hamburg, S. 117f.

Bildung« sah Lichtwark die »Erhebung des vierten Standes«. <sup>17</sup> Damit wurde er zum Vor- denker der hamburgischen Reformbewegung, die zunächst ausschließlich von der Volksschullehrerschaft getragen wurde und vor allem zur Zeit des »Sozialistengesetzes« Sympathien und Nähe zur Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung entwickelte. <sup>18</sup>

An dieser Stelle ist ein Blick in die Organisationsstrukturen der Hamburger Lehrerschaft sinnvoll, um die vor 1918 geführten Debatten einordnen zu können. Von staatlicher Seite regelte das Unterrichtsgesetz von 1870 den Schulbetrieb, womit Hamburg als einer der letzten Staaten eine geregelte Schulpflicht und die Volksschule einführte. Durch die in diesem Schulgesetz verankerte Schulsynode war der Hamburger Lehrerschaft ein gewisses Maß an Mitbestimmung zugestanden worden. <sup>19</sup> Zudem gab es mit den Schulvorständen bereits Selbstverwaltungsorgane an den Volksschulen sowie Schulkommissionen in jedem Hamburger Schulbezirk, denen es jedoch kaum gelang, ihre Kompetenzen gegen die Interessen der Oberschulbehörde zu behaupten. <sup>20</sup>

Die Hamburger Lehrerschaft war aus sich selbst heraus gut organisiert. Bereits 1805 hatte sich die »Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens« als Fachverband und Interessenvertretung gegründet. Knapp siebzig Jahre später, 1873, folgte die Gründung des »Vereins Hamburger Volksschullehrer«, die in der Gesellschaft der Freunde nicht repräsentiert waren. 1893 zählte der Verein mehr Mitglieder als die deutlich ältere, aber auch konservativere Gesellschaft der Freunde und hatte mit der »Pädagogischen Reform« ein viel beachtetes Publikationsmedium. Dennoch löste sich der Verein 1894 auf und die Mitglieder schlossen sich der Gesellschaft der Freunde an, die daraufhin einen ausgeprägt reformorientierten Flügel erhielt. Dies führte sowohl nach innen als auch nach außen zu Konfliktpotenzial, beispielsweise im Rahmen der durch den Senat 1906 beschlossenen Wahlrechtsreform mit plutokratischem Charakter und des Ausschlusses von Sozialdemokraten aus dem Schuldienst. <sup>21</sup>

### *Die Forderungen der reformorientierten Lehrerschaft Hamburgs im Kaiserreich*

Neben Reformbestrebungen der pädagogischen Lehr- und Lernansätze in Hamburger Schulen <sup>22</sup> forderten die Pädagogen – häufig unterstützt durch die Sozialdemokratie – auch strukturelle Veränderungen des Schulwesens in der Hansestadt. Zu den vier wichtigsten Forderungen gehörten die Einheitsschule, die Selbstverwaltung der Schulen, die Einbindung der Eltern in den Schulbetrieb sowie die Abschaffung des verpflichtenden Religionsunterrichts. Innerhalb dieser vier Themen variierten die genauen Forderungen und Vorstellungen gleichermaßen wie innerhalb der reformorientierten Lehrerschaft. Gemein war ihnen,

<sup>17</sup> Milberg, Schulpolitik in der pluralistischen Gesellschaft, S. 62.

<sup>18</sup> Ebd., S. 54ff.; Roger Niemann, Kulturelle und pädagogische Erneuerung in Hamburg von 1886 bis 1914. Alfred Lichtwark und seine Zeitgenossen, in: Quickborn, Zeitschrift für plattdeutsche Sprache und Literatur 82, 1992, S. 275–285, hier: S. 276.

<sup>19</sup> Reiner Lehberger, »Schule als Lebensstätte der Jugend«, Die Hamburger Versuchs- und Gemeinschaftsschulen in der Weimarer Republik, in: Ullrich Amlung/Dietmar Haubfleisch/Jörg-W. Link u. a. (Hrsg.), »Die alte Schule überwinden«. Reformpädagogische Versuchsschulen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 1993, S. 32–64, hier: S. 33; Hans Heesch, Das Verhältnis von Schule und Kirche in Hamburg, in: Hamburg, ein Sonderfall. Festschrift zum Kongreß der Lehrer und Erzieher in Hamburg 1966, hrsg. v. der Gesellschaft der Freunde des Vaterländischen Schul- und Erziehungswesens, Hamburg 1966, S. 119–125, hier: S. 119; Lehberger/de Lorent, Schulen in Hamburg, S. 111f.

<sup>20</sup> Milberg, Schulpolitik in der pluralistischen Gesellschaft, S. 60.

<sup>21</sup> Franklin Kopitzsch, Vaterländisches Schul- und Erziehungswesen, in: Volker Plagemann (Hrsg.), Industriekultur in Hamburg. Des Deutschen Reiches Tor zur Welt, München 1984, S. 218–222, hier: S. 219f.; Lehberger, Schule in Hamburg während des Kaiserreichs, S. 431.

<sup>22</sup> Vgl. hierzu Lehberger/de Lorent, Schulen in Hamburg, S. 117f.

dass sie alle in den Herbst- und Wintermonaten 1918 eine wichtige Rolle in den Plänen zur Umgestaltung der Gesellschaft spielen sollten. Daher lohnt es sich, diese Debatten kurz zu skizzieren, bevor die Umbruchphase am Ende des Ersten Weltkriegs in den Blick genommen wird.

»Das zweite die Hamburger Reformbewegung entscheidend prägende Moment [nach Alfred Lichtwark, C. E.] bestand darin, daß in ihr in der ersten Generation hervorragende Lehrer mitwirkten, die Lichtwarks Ideen über den engeren Zusammenhang von Pädagogik und Unterrichtsbetrieb hinaus durch Vertiefung seiner sozialpädagogischen Ansätze sowie durch Einbeziehung sozialpolitischer und weltanschaulicher Fragestellungen für den gesamten Bereich der inneren Reform fruchtbar zu machen verstanden.«<sup>23</sup>

Zu diesen Lehrern zählte Heinrich Wolgast, der ebenfalls schon 1887 mit seiner Bürokratismuskritik eine der größten späteren Debatten der Schulreform vorbereitete, nämlich die Frage der Selbstverwaltung der Schulen, die ab November 1918 eine wichtige Rolle spielen sollte. Ziel war eine Demokratisierung des Schul- und Unterrichtsbetriebs, das ab 1889 von der Schulsynode verfolgt wurde.<sup>24</sup> Die Kritik der radikalen Reformpädagogen richtete sich hierbei vor allem gegen die monarchieähnlichen Herrschaftsstrukturen an den Volksschulen durch die von der Oberschulbehörde auf Lebenszeit eingesetzten Hauptlehrer. Auf der deutschen Lehrerversammlung 1910 in Straßburg war es der Hamburger Volksschullehrer Wilhelm Paulsen, der die Gestaltung des Unterrichts durch den Lehrer, Selbstverwaltungsorgane aus Lehrern und Eltern sowie die Wahl des Schulleiters durch das Lehrerkollegium forderte. Eine Mehrheit fand Paulsen weder auf dem Kongress noch in der Hamburger Volksschullehrerschaft.<sup>25</sup>

Seit der Jahrhundertwende wurde die Idee, Eltern stärker in den Schulbetrieb einzubinden, vor allem von der Kunsterziehungsbewegung verfolgt, später mit großer Unterstützung der Sozialdemokratie. So forderte die Hamburger SPD 1906/07 Elternvertreter in allen Schulinstanzen. Diese demokratische Elternbewegung war durchaus teilweise erfolgreich, ab 1910 gründeten sich von Barmbek ausgehend in verschiedenen Stadtteilen Elterngemeinschaften.<sup>26</sup> Hinter diesen Gründungen standen nicht nur schulpflegerische und sozialpädagogische Absichten:

»Über diesen unpolitischen Rahmen hinaus dienten die Elterngemeinschaften vornehmlich dem Zweck, die Volksschuletern im Sinne der sozialdemokratischen Schulpolitik mit Erziehungsfragen vertraut zu machen und durch diese Elternkreise selbst die Forderung nach direkter Wahl ihrer Vertreter in die Schulvorstände stellen zu lassen.«<sup>27</sup>

Weiterführende Demokratisierungsbestrebungen in der Schule wurden jedoch, wie schon im vorangegangenen Absatz zur Selbstverwaltung angeführt, nicht maßgeblich weiter durchgesetzt, wengleich die Forderungen aus Hamburg diesbezüglich national artikuliert wurden.<sup>28</sup>

Zu den größten Kritikpunkten der pädagogischen Reformbewegung zählte die soziale Kluft, die zwischen Volksschulen und den höheren Schulen bestand und durch die bereits im Kindesalter soziale Selektion durch die hohen Gebühren der höheren Schulen sowie die Vorschulen der höheren Schulen stattfand. »Bevor sich schulische Begabung überhaupt herausbilden konnte, war die Trennung der Schulkinder faktisch schon realisiert.«<sup>29</sup> Die

23 *Milberg*, Schulpolitik in der pluralistischen Gesellschaft, S. 57.

24 *Ebd.*, S. 59.

25 *Lehberger*, Schule in Hamburg während des Kaiserreichs, S. 435.

26 *Milberg*, Schulpolitik in der pluralistischen Gesellschaft, S. 59f.

27 *Ebd.*, S. 60.

28 *Ebd.*, S. 60f.; *Lehberger*, Schule in Hamburg während des Kaiserreichs, S. 435.

29 *Ebd.*, S. 426.

Forderung der Volksschullehrerschaft, die schulische Ausbildung an Volksschulen qualitativ aufzuwerten, sowie die Forderung der Sozialdemokratie nach Lehr- und Lernmittelfreiheit trafen sich im Konzept der Einheitsschule. Gab es zwar auch hier unterschiedliche Vorstellungen über deren genaue Umsetzung, war der allgemeine Konsens zumeist eine gemeinsame, verbindliche Grundschule für alle Kinder unabhängig ihrer Herkunft.<sup>30</sup> Es war vor allem die Oberlehrerschaft, die auf Grundlage verschiedener Argumente, wie der Einschränkung des Schulwahlrechts der Eltern, gegen die Einheitsschule agitierte. Letztlich stellte die Idee der Einheitsschule die gesamte politisch-soziale Struktur des Kaiserreichs infrage,

»denn wenn man den Grundsatz der Rechtsgleichheit im Bildungswesen im Sinne des Einheitsschulgedankens auslegen würde, dann würde wohl auch die Gleichstellung aller Bürger bei politischen und kommunalen Wahlen, d. h. die Abschaffung des Klassenwahlrechts – und damit die Auflösung des ständisch gegliederten Staates gefordert.«<sup>31</sup>

Zu den wichtigsten Unterstützern der Einheitsschule gehörten Wilhelm Paulsen sowie der Volksschullehrer Richard Ballerstaedt, der im März 1919 vor dem Arbeiter- und Soldatenrat die Forderung nach Selbstverwaltung präsentieren sollte.<sup>32</sup>

Obwohl die Trennung von Kirche und Staat – und damit auch von Kirche und Schule – in der Hamburgischen Verfassung von 1860 offiziell vollzogen wurde, hatte die Kirche bis 1910 zwei Vertreter in der Oberschulbehörde.<sup>33</sup> In der Frage des Religionsunterrichts, beziehungsweise der Ablehnung des Religionsunterrichts, trafen sich die Vorstellungen der Reformpädagogen einmal mehr mit denen der Sozialdemokratie. Den reformorientierten Lehrern ging es dabei nicht um eine Absage an die Religion im Allgemeinen, Unterricht zur Geschichte der Religionen wurde durchaus nicht kategorisch abgelehnt. Der konfessionelle, verpflichtende Religionsunterricht hingegen stand seit den 1880er-Jahren stark in der Kritik. Die Oberschulbehörde reagierte auf diese Forderung, indem sie ab 1890 die Befreiung vom Religionsunterricht auf begründeten Antrag (beispielsweise die nicht evangelisch-lutherische Konfession der Eltern) hin ermöglichte – ein Recht, von dem in der hamburgischen Bevölkerung nur sehr zögerlich Gebrauch gemacht wurde, sodass die Frage nach der Abschaffung des Religionsunterrichts nicht verstummte.<sup>34</sup> Einen Höhepunkt fand die Ablehnung des Religionsunterrichts in der reformorientierten Volksschullehrerschaft zwischen 1903 und 1906. Zum einen wurde »versucht, die Biologie als Grundlage eines sozial gerichteten Humanismus zu empfehlen«.<sup>35</sup> Der seit 1896 in Hamburg nicht mehr im Lehrplan der Oberstufe in Volksschulen vorgesehene Biologieunterricht sollte dazu beitragen, die Gleichwertigkeit aller Menschen zu betonen, wonach ihnen auch die gleichen Möglichkeiten zugestanden werden sollten. Zudem organisierten sich ab 1905 die Freidenker in Hamburg straffer und fanden viele Anhänger unter den Volksschullehrern. Schließlich schritten Bremer Volksschullehrer 1905 voran und forderten die Abschaffung des Religionsunterrichts beim Bremer Senat; diese Bewegung hatte Einfluss auf die Hamburger Reformlehrer.<sup>36</sup>

30 *Benner/Kemper*, Theorie und Geschichte der Reformpädagogik, S. 36; *Uhlig*, Reformpädagogik: Rezeption und Kritik in der Arbeiterbewegung, S. 31 und 50; *Lehberger*, Schule in Hamburg während des Kaiserreichs, S. 428.

31 Ebd., S. 429.

32 Ebd., S. 429.

33 *Hans Georg Bergemann*, Staat und Kirche in Hamburg während des 19. Jahrhunderts (1848–1874), in: *Inge Mager* (Hrsg.), Hamburgische Kirchengeschichte in Aufsätzen, Teil 4: Das 19. Jahrhundert, Hamburg 2013, S. 27–74; *Kopitzsch*, Vaterländisches Schul- und Erziehungswesen, S. 218.

34 *Milberg*, Schulpolitik in der pluralistischen Gesellschaft, S. 63f.

35 Ebd., S. 71.

36 Ebd., S. 71f.

»Die Zahl der Gegner des Religionsunterrichts unter den Hamburger Volksschullehrern war also in den Jahren 1903 bis 1906 erheblich angewachsen – eine Folge nicht nur der Aktivität der Hamburger Freidenkerorganisationen und der Tatsache, daß in der Stellungnahme gegen den Religionsunterricht Bremen vorangegangen war, sondern eine Folge auch der Politisierung der Schulfrage, die sich in diesen Jahren vollzogen hatte, und der dieser Entwicklung entsprechenden Radikalisierung der an der Schulreform interessierten Lehrerschaft.«<sup>37</sup>

Dieses radikale und reformorientierte Potenzial der Hamburger Lehrerschaft brach sich im November 1918, in einem plötzlichen Moment der politischen Offenheit vor allem in den Anfangstagen des Novembers, Bahn und verband sich mit sozialdemokratischen sowie kommunistischen Vorstellungen über die Neugestaltung des hamburgischen Staats und der städtischen Gesellschaft. Dass Schule und Schulbildung in den Augen der linken Partei(en) eine wichtige Rolle spielten, macht schon die enge Verbindung von Reformlehrerschaft und Arbeiterbewegung beziehungsweise Sozialdemokratie im Hamburg des Kaiserreiches deutlich. Bildungspolitik wurde als Mittel verstanden, das soziale System des Kaiserreiches zu reformieren und die soziale Kluft und die Ungleichheit der Menschen im Reich zu überwinden. Im Folgenden werde ich darlegen, wie die neuen Machthaber in der Stadt mit diesem Potenzial umgingen. Dazu seien vorab einige Worte zu den Akteuren im Arbeiter- und Soldatenrat sowie der politischen Organisationsstruktur während dessen fünfmonatiger Amtszeit gesagt.

## II. SCHUL- UND BILDUNGSPOLITISCHE AKTEURE IM NOVEMBER 1918

Wer waren »die Revolutionäre«? Die Kommission für Unterrichts-, Kunst- und Bildungswesen des Hamburger Arbeiter- und Soldatenrats hatte drei Mitglieder und unterstand einem stark linken Einfluss. Carl Eulert sowie Erna Halbe saßen für die Linksradikalen im Arbeiter- und Soldatenrat, Jacob Rieper war Vorstandsmitglied der Hamburger Unabhängigen. Keiner der drei brachte praktische Erfahrung in der Schulpolitik mit, abgesehen von Tätigkeiten im Arbeiterbildungswesen und in der sozialdemokratischen Jugendarbeit. Erna Halbe war zudem ausgebildete Kindergärtnerin.<sup>38</sup> Vorsitzender der Kommission wurde Eulert. Möglicherweise gingen die Revolutionäre davon aus, der promovierte Jurist würde sich am ehesten gegen die reformverweigernde, konservative Oberschulbehörde durchzusetzen vermögen.<sup>39</sup>

Diese Schulkommission war eine von zwölf Kommissionen, die am 14. November 1918 gewählt wurden. Zu diesem Zeitpunkt war Hamburg bereits etwas über eine Woche in der Hand der Revolutionäre, die sich in der Nacht vom 5. auf den 6. November zentraler Schaltstellen in der Hansestadt bemächtigt hatten.<sup>40</sup> Am Morgen des 6. November 1918 gründete sich ein provisorischer Arbeiter- und Soldatenrat, der sich ausschließlich aus Mitgliedern der USPD zusammensetzte und proklamierte, die politische Macht in der Stadt übernommen zu haben. Am Mittag kam es zu einer Massenversammlung auf dem Heiligengeistfeld, von wo aus sich die Menschen zum Sitz des Generalkommandos im benachbarten Altona aufmachten. Der kommandierende General, Adalbert von Falk, war allerdings bereits in den frühen Morgenstunden geflohen und hatte somit widerstandslos auch die mi-

37 Ebd., S. 73.

38 Halbe war auch bis in den Dezember hinein die einzige Frau im Rat. *Volker Ullrich*, Arbeiter- und Soldatenrat und Schulreform 1918/19, in: *de Lorent/Ullrich*, »Der Traum von der freien Schule«, S. 11–24, hier: S. 15, sowie *Christina Lipke*, Erna Halbe, in: *Olaf Matthes/Ortwin Pelc* (Hrsg.), *Menschen in der Revolution. Hamburger Porträts 1918/19*, Husum 2018, S. 41–43, hier: S. 41.

39 *Ullrich*, Arbeiter- und Soldatenrat und Schulreform 1918/19, S. 15.

40 *Stalman*, *Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat 1918/19; ders.*, *Die Revolution von 1918/19 in Hamburg*, in: *ZfG* 62, 2014, S. 5–24, sowie *Volker Ullrich*, *Kriegsalltag. Hamburg im Ersten Weltkrieg*, Köln 1982.



litärische Macht in die Hände des Arbeiter- und Soldatenrats gelegt. Nachdem der provisorische Arbeiter- und Soldatenrat sich ausschließlich aus Mitgliedern der Unabhängigen zusammengesetzt hatte, kam es am 8. November zur Wahl eines Großen Arbeiterrats in den Betrieben, die als legitimatorische Grundlage für den nun zu bildenden Arbeiter- und Soldatenrat fungieren sollte. Aus den insgesamt 600 Mitgliedern des Großen Arbeiterrats wurden 18 Delegierte in die Exekutive entsandt, zu der außerdem je drei Delegierte der MSPD, USPD, Linksradikalen sowie der Gewerkschaften gehörten. Fast zeitgleich wählten die Soldaten des IX. Armeekorps im Gebiet des Staats Hamburg aus der Vollversammlung der Soldatenräte einen Delegiertenausschuss. Aus diesem heraus wurde der Oberste Soldatenrat bestimmt, der zunächst 15, später 30 Mitglieder umfasste. Die Mitglieder des Obersten Soldatenrats waren größtenteils politisch indifferent und unerfahren, es lässt sich keine eindeutige Parteizuordnung vornehmen.<sup>41</sup>

Gemeinsam bildeten die Exekutive des Großen Arbeiterrats und der Oberste Soldatenrat den »Arbeiter- und Soldatenrat Hamburg und Umgegend«, der erstmals am 12. November 1918 zusammentrat und sich bis zu seiner letzten Sitzung Ende März 1919 als oberste Revolutionsregierung der Stadt verstand. An seiner Spitze standen Heinrich Laufenberg und sein Vertreter, der Vorsitzende des Obersten Soldatenrats Wilhelm Heise. Während der in Hamburg bis dahin unbekannte Heise wohl eher zufällig an die Spitze der Revolution in der Hansestadt gespült worden war, war die Wahl Laufenbergs wegweisend für die politische Linie des Rats in den folgenden zwei Monaten. Denn Laufenberg gehörte zu den Linksradikalen – der politischen Gruppierung im Arbeiter- und Soldatenrat, die eigentlich den geringsten Rückhalt in der stark sozialdemokratisch geprägten Arbeiterschaft Hamburgs genoss. Doch seine Anti-Kriegs-Haltung und sein Einsatz für die Einigung der Arbeiterschaft hatten Laufenberg schon während des Kriegs Sympathien eingebracht. Als Ende Dezember der Sozialdemokrat Walther Lamp<sup>1</sup> den Vorsitz des Soldatenrats und Ende Januar der ebenfalls sozialdemokratische Gewerkschafter Karl Hense den Vorsitz des Arbeiterrats übernahm, wurde die Politik des Arbeiterrats spürbar gemäßiger.<sup>42</sup>

Die zwölf besagten Kommissionen wurden zwei Tage nach der konstituierenden Sitzung gebildet. Der Arbeiter- und Soldatenrat hatte mittlerweile seine neuen Sitzungsräume im Rathaus bezogen, von dessen Laube die rote Fahne wehte.<sup>43</sup> Die Kommissionen setzten sich ausschließlich aus Mitgliedern des Arbeiterrats zusammen. Die einzige Ausnahme bildete die Kommission für Militärwesen, die abgesehen von einem Beigeordneten aus dem Arbeiterrat den Soldatenratsmitgliedern vorbehalten blieb. Die größte Kommission war jene, die sich mit Fragen der Wirtschaft beschäftigen sollte (Kommission für Handel, Schifffahrt, Industrie und Gewerbe), was aufgrund der immensen Bedeutung dieses Sektors für die Prosperität der Stadt wenig überrascht.<sup>44</sup>

41 Volker Stalman, Die Revolution von 1918/19 in Hamburg. Vom Räteradikalismus zum hansestädtischen Parlamentarismus, in: Detlef Lehnert (Hrsg.), Revolution 1918/19 in Norddeutschland, Berlin 2018, S. 99–175, hier: S. 133.

42 Ebd., S. 135 und 163; Ursula Büttner, Politische Gerechtigkeit und sozialer Geist. Hamburg zur Zeit der Weimarer Republik, Hamburg 1985, S. 38.

43 Es handelte sich um folgende Kommissionen: 1. Auswärtiges, Politik und Presse, 2. Sozialpolitische Abteilung, 3. Verkehrswesen, 4. Ernährungswesen, 5. Justiz- und Gefängniswesen, 6. Sicherheitswesen, Polizei, 7. Sanitätswesen, 8. Bauwesen, 9. Unterricht-, Kunst- und Bildungswesen, 10. Handel, Schifffahrt, Industrie und Gewerbe, 11. Finanzwesen, Steuern, 12. Militärwesen. Kurzzeitig war zudem eine Kommission für Schadenersatzsachen angedacht, diese wurde jedoch schnell aufgehoben. Vgl. hierzu 8. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 14.11.1918, in: Stalman, Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat 1918/19, S. 295–198, hier: S. 197.

44 7. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 13.11.1918, in: Stalman, Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat 1918/19, S. 190–194, hier: S. 192, und 8. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 14.11.1918, S. 197.

Wenngleich sich nicht alle Mitglieder des Arbeiter- und Soldatenrats in ihrer parteipolitischen Zugehörigkeit identifizieren lassen, wird dennoch erkennbar, dass es die Mitglieder der MSPD verstanden hatten, sich in nahezu jede Kommission wählen zu lassen. In den Kommissionen für Verkehrswesen, in der Sozialpolitik sowie im Sanitätswesen dominierten sie eindeutig. Außer der Kommission für Militärwesen war die Schulkommission die einzige, aus der sich die Genossen der MSPD gänzlich herausgehalten haben. Diese war wiederum für alle drei ihrer Mitglieder nicht das einzige Betätigungsfeld innerhalb des Arbeiter- und Soldatenrats. Erna Halbe gehörte außerdem der Kommission für Ernährungswesen (Sitz im Kriegsversorgungsamt) an, Carl Eulert saß in der Kommission für Justiz- und Gefängniswesen (Sitz in der Welckerstraße) und Jacob Rieper war Teil der Kommission für Sicherheitswesen und Polizei (Sitz im Stadthaus). Das Ziel ihrer gemeinsamen Kommission beschrieb Heinrich Laufenberg dem Großen Arbeiterrat: »Die Schulkommission des Rats behandelt die Fragen der geistigen Bildung des Menschen, die Erziehung, die Universitätsfrage und alles, was daran hängt.«<sup>45</sup> Letztlich war es jedoch vor allem Eulert, der sich für die Schulpolitik einsetzte. Er bezog ein Büro in der Oberschulbehörde, dem Sitz der Schulkommission. Die Unterstützung seiner beiden Mitstreiter erhielt er nur in ausgewählten Situationen, diskussionsführend im Plenum des Arbeiter- und Soldatenrats blieb er zumeist allein. Er war es auch, der den engsten Kontakt zu Oberregierungsrat Klussmann als Vertreter der Oberschulbehörde sowie zum Mitte November gegründeten Lehrerrat pflegte.<sup>46</sup>

Es war noch der provisorische Arbeiter- und Soldatenrat, der sich bemühte, Einfluss auf die Hamburger Lehrerschaft zu nehmen und bereits am 8. November 1918 eine Versammlung aller Lehrerinnen und Lehrer im Gewerkschaftshaus zusammenrief. Während die Vertreterin des Arbeiter- und Soldatenrats, Frieda Düwell, die hohe Bedeutung von Schule und Bildung für den Rat unterstrich, indem sie betonte, die Lehrerschaft sei die erste Berufsgruppe, für die der Rat eine Notwendigkeit zur zügigen Organisation sah, war die Initiative für diese Veranstaltung von drei jungen Lehrern der Gesellschaft der Freunde ausgegangen.<sup>47</sup> Zwar äußerten sich neben Frieda Düwell auch einige Reformpädagogen wie Richard Ballerstaedt. Doch insgesamt war die Lehrerschaft unsicher, inwieweit dem Arbeiter- und Soldatenrat zu trauen sei, und kritisierte die kurzfristige Einberufung der Versammlung durch die neue Regierung. Fritz von Borstel äußerte sich konkret dazu: »Als Vorsitzender der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens bedauere ich, daß der Rat sich nicht an die größte Organisation der Hamburger Lehrerschaft gewandt hat. Deshalb könnte ich die heutigen Beschlüsse nicht als Stimme der Lehrerschaft ansehen.«<sup>48</sup> Es kam nicht zu der vom Arbeiter- und Soldatenrat geforderten sofortigen Bildung eines Aktionsausschusses der Lehrer, sondern der Antrag von Borstels wurde angenommen und die Lehrerschaft organisierte sich selbst unter Leitung der Gesellschaft der Freunde. 2.300 Lehrerinnen und Lehrer kamen am 12. November 1918 im Curio-Haus, dem imposanten Sitz der Gesellschaft der Freunde, zusammen und in einem bemerkenswerten Schulterschluss von Volksschul- und Oberschullehrerschaft wurde der Lehrerrat gegründet. Unterstützt wurden sie dabei von der Oberschulbehörde und dem Kriegsversorgungsamt, die Unterricht und Ausgabe von Lebensmittelkarten an diesem Tag frühzeitig enden ließen.<sup>49</sup> Unverzüglich trug der Lehrerrat zentrale Forderungen zusammen,

45 Rede Heinrich Laufenbergs in der Vollversammlung des Großen Arbeiterrats am 30.11.1918, S. 315.

46 *Volker Ullrich*, Arbeiter- und Soldatenrat und Schulreform 1918/19, S. 15.

47 *Reiner Lehberger*, Für Einheitsschule und Selbstverwaltung (Teil 1), in: HLZ 11, 2018, S. 56–61, hier: S. 56; *Ullrich*, Arbeiter- und Soldatenrat und Schulreform 1918/19, S. 12.

48 *Hamburger Nachrichten*, Morgenausgabe, 9.11.1918.

49 Schreiben der Oberschulbehörde an sämtliche Schulleitungen und die Leiter der ständigen Bezirksausgabestellen in Hamburg vom 11. November 1918, Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg (StAHH), 361-2 V, Nr. 81 Lehrerrat 1918/19.

namentlich den Erlass eines Reichsschulgesetzes, die Einführung der Einheitsschule, die Selbstverwaltung der Schulen unter Beteiligung der Eltern sowie Glaubens- und Gewissensfreiheit.<sup>50</sup> Auf Bitten Eulerts legte der Lehrerrat ihm frühzeitig die dringlichsten Forderungen noch einmal gesondert vor, wobei diese sich auf die Einführung der Einheitsschule, die Selbstverwaltung der Schulen sowie die Abschaffung des Religionsunterrichts beschränkten, während das Reichsschulgesetz zunächst nicht als vorrangiges städtisches Problem angesehen wurde.<sup>51</sup>

Die Schulkommission brachte im Laufe ihrer fünfmonatigen Tätigkeit zehn Themen in den Sitzungen des Arbeiter- und Soldatenrats ein, die nicht deckungsgleich mit jenen vom Lehrerrat (der bis Mai 1919 insgesamt 45 Mal tagte<sup>52</sup>) frühzeitig erarbeiteten Forderungen waren. Von den einzelnen Kommissionen sind keine Protokolle überliefert, sodass über interne Diskussionen im Vorwege der Plenumsitzungen nur spekuliert werden kann. Die meisten der Eingaben wurden nur ein einziges Mal diskutiert und entweder zum Beschluss gebracht oder nicht wieder angesprochen. Hierzu gehören die Erleichterung des Austritts aus Religionsgemeinschaften, die Abschaffung des Zölibats für Lehrerinnen, die Bildung von Schülerräten, die Belegung der Schulen durch das Militär, die Einführung von Wahlen für das Schulleiteramt und das Vorgehen gegen die Schulen, die sich weigerten, anlässlich der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts, wie vom Arbeiter- und Soldatenrat angeordnet, Halbmast zu flaggen. Die höchste Aufmerksamkeit im städtischen Bewusstsein erreichte die Kommission mit der Entscheidung für die Abschaffung des Religionsunterrichts kurz vor Weihnachten 1918. Vor allem aus bürgerlichen Kreisen regte sich hier starker Protest, sodass im Vorwege der Wahlen zur Nationalversammlung der schulische Religionsunterricht zum Politikum wurde. Innerhalb des Rats dominierten jedoch zwei andere Themen die Arbeit der Schulkommission. Sowohl das eigentlich schon vor dem Krieg erarbeitete und auf seine Verabschiedung wartende Fortbildungsschulgesetz<sup>53</sup> als auch die Abschaffung der Kirchensteuer wurden während der Amtszeit des Rats sechs Mal diskutiert und stießen vonseiten der Oberschulbehörde und des Senats auf den vehementesten Widerstand. Obschon Laufenberg auch die Universitätsfrage als Teil des Aufgabenbereichs der Schulkommission betrachtete, nahm sich dieser Sache der Rat geistiger Arbeiter an. Eine Diskussion über die zu gründende Universität gab es im Arbeiter- und Soldatenrat nicht. Ebenso auffällig ist die fehlende Diskussion über die Einheitsschule, eine der zentralen Forderungen des Lehrerrats.

### III. HANDLUNGSDYNAMIKEN UND DISKUSSIONSKULTUR IN DEN PROTOKOLLEN DES ARBEITER- UND SOLDATENRATS

Quantitativ lässt sich feststellen, dass die Schulkommission ihre Themen etwa einmal monatlich auf die Tagesordnung bringen konnte. Dabei wurden die Tagesordnungspunkte von den anderen Mitgliedern des Arbeiter- und Soldatenrats lange Zeit mehrfach ignoriert, sodass sich bei Eulert Mitte Februar eine gewisse Frustration einstellte, als er bemerkte: »Es ist schade, daß die Anträge heute verhandelt werden; wäre das in den nächsten Tagen

50 Ullrich, Arbeiter- und Soldatenrat und Schulreform 1918/19, S. 13; Nicolaysen, Demokratische Impulse in Schule und Universität, S. 233.

51 Milberg, Schulpolitik in der pluralistischen Gesellschaft, S. 110.

52 Hans-Peter de Lorent, Der Lehrerrat, in: ders./Ullrich, »Der Traum von der freien Schule«, S. 25–40, hier: S. 29.

53 Vgl. zum Fortbildungsschulgesetz die Examensarbeit von Jürgen Brühns, Erziehung der Ungelernten im Spannungsfeld gesellschaftlicher Interessen. Zur Entstehung und Entwicklung der allgemeinen Fortbildungsschule in Hamburg 1900 bis 1923, Hamburg 1982.

geschehen, dann hätte der Punkt zum 25. Mal auf der Tagesordnung gestanden.«<sup>54</sup> Diese Episode verrät zugleich etwas über die Arbeitsdisziplin der Ratsmitglieder. An diesem Tag hatten die Anträge der Schulkommission zwar ganz oben auf der Tagesordnung gestanden, doch nach einer kritischen Anmerkung Eulerts, zu Sitzungsbeginn sei eine zu knappe Besetzung von Ratsmitgliedern für solch wichtige Entscheidungen anwesend, wurden sie nach hinten verschoben.<sup>55</sup> Schulpolitik hatte mindestens bis Anfang Februar keine Priorität im Rat, wenngleich dies angesichts der Tatsache überraschen mag, dass auch die Trennung von Kirche und Staat – also eine alte sozialdemokratische Forderung aus dem Eisenacher Programm von 1869 und dem Erfurter Programm von 1891 – zu den Aufgaben der Schulkommission gehörte.<sup>56</sup> Zudem waren es die Sozialdemokraten gewesen, die im Kaiserreich mit der Reformlehrerschaft für die Etablierung einer neuen gesellschaftlichen Ordnung über die Bildungspolitik gekämpft hatten. Erst gut einen Monat vor den Wahlen zur Bürgerschaft, die im März 1919 stattfanden, wurde den Anträgen der Kommission mehr Raum in den Sitzungen und Diskussionen eingeräumt.

In den Debatten um die von der Schulkommission eingebrachten Anträge manifestiert sich der Unterschied zwischen politisch erfahrenen Bürokraten und den weniger versierten Idealisten. Frederik Seyd Baumann, der schon vor der Revolution in der Hamburger Verwaltung gearbeitet hatte, erinnerte sich 1924: »Daß aus dieser Atmosphäre kleinbürgerlicher Vereinsmeierei staatsumwälzende Beschlüsse hervorgehen konnten, wollte mir allerdings damals nicht recht in den Sinn.«<sup>57</sup> Volker Stalman sprach jüngst nicht nur von »eingeschränkten Gestaltungsmöglichkeiten«, sondern vielmehr auch von unüberlegten Entscheidungen und mangelnden »Kenntnissen, um die vielfältigen, komplexen Vorgänge einer städtisch-staatlichen Verwaltung zu durchschauen«.<sup>58</sup> Dennoch wurde im Rat viel Wert auf die Einhaltung bürokratischer Grundzüge gelegt, weshalb eine etwas unkonventionelle Antragseinbringung seitens der Schulkommission mehrfach kritisiert wurde. Vielfach fühlten sich vor allem die MSPD-Abgeordneten für eine Beschlussfassung nicht ausreichend informiert.<sup>59</sup> Karl Hense, seit Ende Januar 1919 Laufenbergers Nachfolger als Erster Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrats, monierte nach erneutem Fehlen einer Vorlage für eine Eingabe der Kommission: »Solche vom Zaun gebrochenen Beratungen mache ich nicht mehr mit, und ich protestiere entschieden dagegen, daß heute abend [sic!] ein Beschluß gefaßt wird.«<sup>60</sup> Damit machte er wenig Eindruck auf Eulert, der seine Aktivitäten für die Schulkommission ab Februar noch massiv verstärkte, ohne jedoch seine Politikführung zu ändern. Erneut war es Hense, der Kritik übte: »Aber wenn ich an eine Körperschaft herantrete, die etwas beschließen soll, dann kann es nicht immer so aus dem Handgelenk gemacht werden, wie das die Manier der Schulkommission bisher gewesen ist.«<sup>61</sup> Auch andere Ratsmitglieder übten Kritik an diesem Vorgehen, woran Unterschiede im politischen Verständnis erkennbar werden: Bürokratische Praxis galt im Rat mehr als revolutionärer Tatendrang, Ordnung war wichtiger als Spontanität oder Impulsivität.

54 64. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 13.2.1919, in: *Stalman*, *Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat 1918/19*, S. 922–931, hier: S. 922.

55 Ebd.

56 *Wilhelm Mommsen* (Hrsg.), *Deutsche Parteiprogramme*, München 1960, S. 349–353.

57 *Frederik Seyd Baumann*, *Um den Staat. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in Hamburg 1918/19*, Hamburg 1924, S. 42.

58 *Stalman*, *Die Revolution von 1918/19 in Hamburg. Vom Räteradikalismus zum hansestädtischen Parlamentarismus*, S. 143.

59 23. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 7.12.1918, in: *Stalman*, *Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat 1918/19*, S. 348–355, hier: S. 351.

60 31. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 21.12.1918, in: ebd., S. 412–419, hier: S. 414.

61 75. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 23.3.1919, in: ebd., S. 1034–1049, hier: S. 1040.

Auch der Umgang mit Senat und Bürgerschaft war von diesem politischen Verständnis geprägt. Dabei lassen sich parteiabhängige Unterschiede erkennen. Namentlich der linke Flügel des Rats, etwa Laufenberg, Eulert oder Carl Herz, sah eine Notwendigkeit darin, der alten Regierung ihre Grenzen aufzuzeigen oder sie »möglichst außer Spiel« zu lassen.<sup>62</sup> Während die Genossen um Karl Hense aber durchaus offen für den Dialog mit dem Senat waren – Eulert warf ihnen zwischenzeitlich vor, sogar im Interesse des Senats zu arbeiten<sup>63</sup> –, war die Schulkommission weniger kompromissbereit.

»Wenn ein Gesetz, das hier beschlossen ist, noch einmal zum Gegenstand einer Verhandlung mit dem Senat gemacht wird, dann kann ich nichts dagegen machen, aber ich als Schulkommission muß es ablehnen, mit dem Senat noch einmal zu sprechen und ihm Gelegenheit [zu] geben, Gesetze, die hier beschlossen sind, abzuändern. Das muß schon der Arbeiterrat tun, wenn der den Senat als übergeordnet ansieht. [...] Die Schulkommission hat sich nun nicht mit dem Senat wieder in Verbindung gesetzt, denn der Senat steht nicht über ihr, sondern wir über ihm. Ohne besonders stolz zu sein, kann man wirklich verstehen, wenn ich nicht noch einmal mit dem Senat sprechen wollte.«<sup>64</sup>

Diese Verweigerungshaltung stieß auf massive Kritik, schließlich sei es ein »Akt der Höflichkeit«<sup>65</sup>, auf Bitte des Senats als Verwaltungsbehörde noch einmal Rücksprache zu gewissen Entscheidungen zu halten. Die Parteidifferenzen kulminierten in dieser Situation, die Schuld an der Verzögerung der Abschaffung der Kirchensteuer wurde der KPD gegeben. Die Person Eulerts und die KPD scheinen hier eng miteinander verbunden, war es doch Eulert persönlich gewesen, der weitere Absprachen mit dem Senat verweigert hatte. »Wir von der Sozialdemokratischen Partei wie auch die Genossen der U.S.P. werden dafür sorgen, daß unser Beschluß, betr. Trennung von Staat und Kirche, durchgeführt wird.«<sup>66</sup> Das Verhältnis zur Oberschulbehörde, immerhin unter Vorsitz des Ersten Bürgermeisters Werner von Melle, war etwas differenzierter. Trotz der Zurückhaltung gegenüber dem Senat vonseiten der Schulkommission des Arbeiter- und Soldatenrats suchte diese dennoch die Expertise der Oberschulbehörde für größere Entscheidungen – zumindest zu Beginn der Tätigkeit. So beriet die Oberschulbehörde in ihrer Sitzung am 28. November 1918 über die Anträge des Lehrerrats, über die der Arbeiter- und Soldatenrat, nicht ohne die Meinung der Behörde eingeholt zu haben, Beschluss fassen wollte.<sup>67</sup> Dass die Oberschulbehörde, wenngleich eher aus strategischen Gründen als aus Überzeugung, durchaus gesprächsbereit war, zeigte sich an ihrer engen Zusammenarbeit mit dem Lehrerrat. Während die Behörde versuchte, den Kontakt zu Eulert so gering wie möglich zu halten, kam sie dem Lehrerrat teilweise in den in ihren Augen annehmbaren Vorschlägen entgegen, andernfalls bediente sie sich einer Verzögerungstaktik, in der Hoffnung, tief greifende Veränderungen im Schulwesen verhindern zu können. Dabei galt es vor allem auch, den Arbeiter- und Soldatenrat aus den Beratungen möglichst herauszuhalten.<sup>68</sup>

Die Parteiunterschiede und ein in diesen Parteizugehörigkeiten inhärentes Selbstverständnis führten insbesondere gegen Ende der Regierungszeit des Arbeiter- und Soldatenrats zu Konflikten. Mit der Terminierung der Wahlen auf den 19. Januar 1919 beziehungsweise 16. März 1919 entwickelten vorrangig die Mitglieder der Mehrheitssozialdemokratie ein ausgeprägtes Wahlkampfalkül. Entscheidungen wurden vor dem Hintergrund des

62 74. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 18.3.1919, in: ebd., S. 1023–1033, hier: S. 1024.

63 51. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 28.1.1919, in: ebd., S. 663–681, hier: S. 678.

64 75. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 23.3.1919, S. 1041 und 1043.

65 Ebd., S. 1043.

66 Ebd., S. 1044.

67 Auszug aus dem Protokoll der Oberschulbehörde vom 28. November 1918, StAHH, 361-2 V, Nr. 81 Lehrerrat 1918–1920.

68 Ullrich, Arbeiter- und Soldatenrat und Schulreform 1918/19, S. 15f.

Stimmengewinn getroffen. Dies betraf in der Schulpolitik vor allem die Beschlüsse zur Trennung von Kirche und Staat. Ende Dezember 1918 äußerte Max Konsalik:

»Wir treten in der nächsten Zeit in die Wahlbewegung und sollten uns gerade jetzt hüten, mit irgendwelchen Beschlüssen die Wähler vor den Kopf zu stoßen. Vergessen Sie doch nicht, daß auch die Frauen wählen können und daß die Pfaffen gerade auf die Frauen noch einen sehr großen Einfluß haben. Ich möchte Sie also bitten, [...] eventuell die Sache auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben. Ich fürchte, wenn wir das Gesetz jetzt veröffentlichen, einen nachteiligen Einfluß auf unsere Wahlbewegung.«<sup>69</sup>

Anstatt die Gunst der Stunde zu nutzen, um Entscheidungen im vielfach beschworenen revolutionären Sinne durchzusetzen, verlagerten einige Ratsmitglieder ihr Engagement lieber auf die Zeit nach Einsetzung einer gewählten Konstituante. Politisches Kalkül überlagerte revolutionäre Aufbruchsstimmung – zumindest in Bezug auf das Kirchenaustrittsalter von 14 Jahren, in dessen Kontext Konsalik seine Bedenken äußerte. Damit folgten die Mitglieder der MSPD durchaus der aus Berlin von Friedrich Ebert vorgegebenen Linie, immerhin sah der Parteivorsitzende die Aufgabe der Räte auch eher als Reichsverweser, während eine zu wählende Konstituante die Zukunft des Landes bestimmen sollte.<sup>70</sup>

Auf der anderen Seite stellte sich nach den Wahlen zur Bürgerschaft am 16. März 1919 eine gewisse Resignation bei den »Verlierern« der Wahl (die USPD hatte nur 8,1 % der Stimmen bekommen, die KPD war zu den Wahlen zur Bürgerschaft nicht angetreten<sup>71</sup>) ein. So sah Carl Herz, Vertreter der USPD im Arbeiter- und Soldatenrat, es am 18. März nicht mehr in seiner Entscheidungsgewalt, wie den Beharrungskräften im Senat begegnet werden sollte, die die Verabschiedung des Fortbildungsschulgesetzes noch immer verzögerten.

»Die ganze Angelegenheit ist eigentlich eine Frage der politischen Macht. Nun sind wir ja eine Körperschaft, die im Sterben liegt, und über unseren Leichnam verfügen die mehrheitssozialistischen Genossen. Wir müssen nun eine Erklärung von den Genossen, die M.d.B. [Mitglied der Bürgerschaft, C.E.] sind, darüber haben, was sie mit dem Leichnam beginnen und wie sie den Nachlaß liquidieren wollen. [...] Die Mitglieder des Arbeiter- und Soldatenrats, die nicht M.d.B. sind und nicht die Mehrheit haben, können zu dieser Frage eigentlich kaum Stellung nehmen.«<sup>72</sup>

Es erhob sich sofort Einspruch vonseiten der Mehrheitssozialdemokraten, Peter Stuhr forderte, das Gesetz zu verabschieden, »eben weil wir noch da sind. Ich will nicht, daß wir begraben werden, ehe wir tot sind.«<sup>73</sup> Die von Herz angesprochene Frage der politischen Macht galt also nicht nur zwischen Rat und (neugewählter) Bürgerschaft, sondern auch innerhalb des Rats.

Gleichzeitig einte die Ratsmitglieder das Selbstverständnis als Sozialdemokraten, welches Eulert geschickt nutzte, als es um die Abschaffung des Religionsunterrichts ging: »Für einen Sozialdemokraten ist die ganze Geschichte selbstverständlich.«<sup>74</sup> Ferdinand Kalweit von den Unabhängigen unterstrich dazu noch, dass die Trennung von Schule und Kirche »eine alte Forderung unseres Programms«<sup>75</sup> sei. Die Abschaffung des Religionsunterrichts wurde schließlich einstimmig angenommen. Diese Situation stellte eine der wenigen Gelegenheiten

69 31. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 21.12.1918, S. 414f.; vgl. auch 30. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 19.12.1918, in: *Stalman*, Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat 1918/19, S. 406–410, hier: S. 409f., und Vollversammlung des Großen Arbeiterrats am 27.12.1918, in: ebd., S. 440–447, hier: S. 446f.

70 *Volker Ullrich*, Die Revolution von 1918/19, München 2009, S. 35.

71 *Volker Stalman*, Einleitung, in: ders., Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat 1918/19, S. 9–103, hier: S. 101f., sowie *Ursula Büttner*, Politische Gerechtigkeit und sozialer Geist, S. 63.

72 74. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 18.3.1919, S. 1023f.

73 Ebd., S. 1024.

74 23. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 7.12.1918, S. 351.

75 Ebd.

dar, in der sich die Schulkommission geschlossen hinter eine Sache stellte. Alle drei Mitglieder plädierten hintereinander für die Durchführung des Gesetzes, was schließlich auch ohne weitere Gegenstimmen angenommen wurde.<sup>76</sup> Die Durchsetzungskraft von Ratsentscheidungen durch die von Laufenberg vielfach beschworene Einigkeit innerhalb des gesamten Rats wurde bei dieser Entscheidung deutlich. Die Abschaffung des Religionsunterrichts wurde trotz Widerstand vor allem aus dem Bürgertum durchgesetzt.

Auch persönliche Konflikte spielten in der Zusammenarbeit der Revolutionäre eine Rolle. Dies tritt in den Auseinandersetzungen zwischen Karl Hense und Carl Eulert ab Anfang 1919 am deutlichsten zutage und entzündete sich Anfang Februar um die Abschaffung der Kirchensteuer. Diese wollte der Senat erneut durch Aussitzen mindestens für das Jahr 1919 zu vermeiden versuchen, zumal das Ende der Tätigkeit des Arbeiter- und Soldatenrats mittlerweile absehbar war. Während Hense sich aus praktischen Gründen hinter die Finanzdeputation des Senats stellte – die Beamten zur Einziehung der Steuer für 1919 seien schließlich schon eingesetzt –, bestand Eulert auf die Umsetzung des Beschlusses und warf dem Vorsitzenden des Arbeiterrats vor, die Macht des Rats nicht nutzen zu wollen. Henses Antwort macht deutlich, dass die beiden nicht das erste Mal aneinandergerieten: »Sooft der Genosse Eulert das Wort nimmt und gegen mich polemisiert, kommt er immer mit der Unterstellung, daß ich kein Interesse daran hätte, daß wir irgendeinen Einfluß auf den Staat gewinnen. Das ist eine Unterstellung, die durch die fortwährende Wiederholung nicht an Beweiskraft gewinnt.«<sup>77</sup> Am Ende unterlag Hense in dieser Abstimmung. Doch schon im Kontext des nächsten Tagesordnungspunkts – der Verweigerung vieler Schulen, wie angeordnet zu Ehren Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs Halbmast zu flaggen – suchte er erneut die Konfrontation mit Eulert. Dieser fühlte sich moralisch geohrfeigt durch die Missachtung der Vorgaben des Rats. Hense nannte die bloße Anordnung »eine Unklugheit« und einen »taktischen Fehler«.<sup>78</sup>

Die Diskussionskultur war insgesamt stark von einer ablehnenden Haltung gegeneinander und anderen Ansichten gegenüber geprägt. Wortmeldungen beinhalteten fast immer Kritik und Gegenargumente. Dass diese aber oft nicht die Meinung der Mehrheit der Ratsmitglieder wiedergaben, lässt sich an den Abstimmungsergebnissen ablesen. So kam es in der Frage um den erleichterten Kirchenaustritt ab 14 Jahren, die Ende Dezember 1918 diskutiert wurde, zu Protest gegen das in den Augen einiger Mehrheitssozialdemokraten zu niedrige Alter für eine solche Entscheidung. Obwohl Karl Hense, Max Konsalik und Wilhelm Heise gegen die Beschlussfindung in dieser Sache opponierten, standen ihnen nur Eulert als Antragssteller sowie Laufenberg als Unterstützer entgegen. Andere Mitglieder des Arbeiter- und Soldatenrats enthielten sich eines Kommentars, stimmten aber mit 20 zu 13 Stimmen für den Antrag Eulerts, der damit eine deutliche Mehrheit fand.<sup>79</sup> Der erleichterte Austritt aus Religionsgemeinschaften ab 14 Jahren war beschlossen.

Einer der entscheidendsten Aspekte zum Verständnis der Handlungsdynamiken innerhalb des Rats war die vorherrschende Uneinigkeit über das konkrete Verständnis von Revolution. Die Akteure stimmten nicht darin überein, wie genau sie zu fassen und wann sie beendet beziehungsweise vollzogen sei. Heinrich Laufenberg konstatierte in seiner Rede vor dem Großen Arbeiterrat am 30. November 1918: »Die Revolution ist nicht abgeschlossen, und wir, die wir an der Spitze stehen, sind die einzigen, die es noch versuchen können, die Dinge in friedlicher und unblutiger Weise in den neuen Zustand hinüberzuführen.«<sup>80</sup>

76 74. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 18.3.1919, S. 1024.

77 64. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 13.2.1919, S. 924.

78 Ebd., S. 925.

79 31. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 21.12.1918, S. 414f.

80 Rede Heinrich Laufenbergs in der Vollversammlung des Großen Arbeiterrats am 30.11.1918, S. 311.

In den frühen Diskussionen um das Fortbildungsschulgesetz äußerte sich vor allem Eulert jedoch in anderer Weise. Das Gesetz hatte bereits 1913 vorgelegen, ausgearbeitet von in Eulerts Augen »unzeitgemäßen«, weil vorrevolutionären Behörden.<sup>81</sup> »Es ist von Vertretern der sozialdemokratischen Bürgerschaftsfraktion erklärt worden, daß es sich um ein ganz vorzügliches Gesetz handelt. Das mag für 1913 zutreffen, für 1918, nach der Revolution, ist es nicht mehr der Fall.«<sup>82</sup> Für Eulert war die Revolution Anfang Dezember 1918 vollzogen, eine Auffassung, die im Rat nicht unbedingt geteilt wurde. Wenngleich sich alle Ratsmitglieder der vor ihnen liegenden Aufgaben in einer neu anbrechenden Zeit bewusst waren, herrschte kein einheitliches Verständnis davon, was »Revolution« eigentlich war. Entsprechend different waren die Erwartungen und Absichten, die mit diesem Begriff verbunden wurden und die sich in der unterschiedlichen Politikführung widerspiegeln. Diese unterschiedlichen Erwartungen definierten zudem die Handlungsspielräume und erklärten die unterschiedlichen Konzepte der Aneignung, mit denen die Akteure auf die Veränderungen reagierten.

Aber auch die Auffassung über die »unzeitgemäßen Behörden« herrschte nicht unter allen Ratsmitgliedern vor. Bei der ersten Debatte um das Fortbildungsschulgesetz sprachen sich gleich vier Mitglieder der MSPD für die sofortige Verabschiedung des Gesetzes aus. Immerhin habe die Ausarbeitung neun Jahre in Anspruch genommen und man könne »doch jetzt das mühsam geschaffene Werk nicht durch ein paar Reden wieder außer Kraft setzen!«.<sup>83</sup> Dies ist umso erstaunlicher, als eine Nachprüfung durch die Schulkommission ergab, dass »ein großer Teil der Anträge der sozialdemokratischen Fraktion nicht mit in das Gesetz aufgenommen worden ist«.<sup>84</sup> Der gemäßigte Flügel des Arbeiter- und Soldatenrats sah seine Aufgabe also durchaus nicht nur darin, sich von den alten Institutionen abzugrenzen und Neues zu schaffen. Vielmehr werden auch hier Entwicklungslinien deutlich, die sich in die reformpädagogische Bewegung des Kaiserreiches zurückverfolgen lassen und nun eher reformistisch als revolutionär umgesetzt werden sollten. Kommt dieses Vorgehen im Kontext des Fortbildungsschulgesetzes zwar bereits 1918 zum Ausdruck, nahm allerdings der Reformwille (und in diesem Zusammenhang noch mehr der Revolutionswille) vor allem gegen Ende der Amtszeit des Rats ab. Durch die Wahlen zur Bürgerschaft und in der Erwartung eines Wahlerfolgs sahen die gemäßigten Ratsmitglieder die Möglichkeit, Veränderungen durch ein demokratisch gewähltes Parlament statt durch eine sich selbst legitimierende Übergangsregierung umzusetzen.

Den Mitgliedern des Arbeiter- und Soldatenrats war daran gelegen, die Geschicke der Stadt nachhaltig zu verändern und ihre politische Durchsetzungskraft zu demonstrieren. Dafür eignete sich die Schulpolitik gut und vor allem gegen Ende der Amtszeit des Rats wurde noch eine Reihe von Beschlüssen verabschiedet. Herz äußerte dazu: »In der Bürgerschaft muß natürlich zu erkennen gegeben werden, daß es sich um eine Vorlage des Arbeiter- und Soldatenrats handelt, weil immer der Vorwurf erhoben wird, daß der Arbeiter- und Soldatenrat nichts an positiver Arbeit geleistet hat.«<sup>85</sup> Doch was hatte der Rat in der Schulpolitik umgesetzt und welche Bedeutung kommt diesen Beschlüssen in ihrem historischen Kontext zu?

81 18. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 28.11.1918, in: *Stalman*, Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat 1918/19, S. 285–294, hier: S. 292.

82 23. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 7.12.1918, S. 349.

83 18. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 28.11.1918, S. 292.

84 23. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 7.12.1918, S. 349.

85 74. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 18.3.1919, S. 1023.



## IV. REVOLUTIONÄRE ERRUNGENSCHAFTEN ODER REALISIERUNG VON REFORMTENDENZEN?

## DIE BILDUNGSPOLITIK DES ARBEITER- UND SOLDATENRATS

Wie sich aus der Untersuchung der Protokolle des Arbeiter- und Soldatenrats ergeben hat, zeichneten sich die Handlungsdynamiken eher durch starre Bürokratie, parteiübergreifende und persönliche Konflikte sowie die Positionierung und (Nicht-)Durchsetzung gegenüber den alten Eliten aus als durch revolutionären Eifer und Tatendrang. Dennoch gelang es der Schulkommission um Carl Eulert, einige Beschlüsse durchzusetzen, die in einem größeren Kontext betrachtet werden sollten, um die von ihnen ausgehenden revolutionären Impulse bewerten zu können.

Der einzige vom Lehrerrat unterbreitete Vorschlag, den Eulert mit Nachdruck und entsprechend zügig verfolgte, war die Abschaffung des Religionsunterrichts an öffentlichen Schulen, nachdem die Oberschulbehörde Ende November beschlossen hatte, den Eltern freizustellen, ihre Kinder am Religionsunterricht teilnehmen zu lassen. Eulert intervenierte und drängte im Arbeiter- und Soldatenrat zur Aufhebung des Religionsunterrichts, um die Angelegenheit aus der Hand der Oberschulbehörde zu nehmen. Am 10. Dezember 1918 wurde der entsprechende Beschluss des Arbeiter- und Soldatenrats veröffentlicht und sorgte für einen Sturm der Entrüstung vonseiten der Kirchen sowie des konservativen Bürgertums. Zahlreiche Flugblätter wurden in Umlauf gebracht, Unterschriften gesammelt und der Religionsunterricht vor allem von den rechten Parteien zum Wahlkampfthema im Vorfeld der Wahlen zur Nationalversammlung erhoben. Diese Entscheidung des Rats bot »ein willkommenes ›unpolitisches‹ Ventil«<sup>86</sup> für das mit der seit November in der Stadt voranschreitenden Entwicklung unzufriedene Bürgertum, seinen Unmut zu kanalisieren, und bot den gegenrevolutionären Kräften einen Rahmen, ein erstes deutliches Zeichen zu setzen.<sup>87</sup> Tatsächlich kam es hier zu einem Bruch mit dem in der Stadt Hamburg tief verwurzelten Protestantismus. Die alte sozialdemokratische Forderung der Trennung von Kirche und Schule wurde trotz großer Gegenwehr realisiert und die Ratsmitglieder demonstrierten ihr Potenzial, gesellschaftlich tief greifende Veränderungen herbeizuführen. Betrachtet man die Abschaffung des Religionsunterrichts also – durchaus zu Recht – als revolutionären Moment in der Schulpolitik des Arbeiter- und Soldatenrats, sollte aber die Folgeentwicklung dieses Beschlusses nicht außer Acht gelassen werden. Im März 1920 sprach sich der von der Bürgerschaft beauftragte Prüfungsausschuss, der die Beschlüsse des Rats auf ihre Rechtmäßigkeit untersuchen sollte, für die Beibehaltung des Gesetzes über die Abschaffung des Religionsunterrichts aus. Der Senat führte daraufhin eine Untersuchung des Gegenstands durch das Reichsgericht herbei, das im Dezember 1920 einen Widerspruch des Gesetzes mit der Reichsverfassung erkannte, woraufhin der Religionsunterricht in Hamburg wieder eingeführt wurde.<sup>88</sup> Wenngleich die Reichsverfassung Anfang Dezember 1918, als der Rat die Abschaffung beschloss, noch nicht einmal abzusehen war, unterstreicht dieses Ergebnis dennoch das revolutionäre Potenzial, welches in den Herbst- und Wintermonaten vorhanden gewesen ist. In diesem Punkt griffen der Impuls aus der reformpädagogisch orientierten Hamburger Lehrerschaft und die sozialdemokratischen Ziele, die man für wegweisend im Winter 1918/19 halten sollte, ineinander. Aus sich heraus hatten die neuen politischen Akteure neues Recht geschaffen, wie Heinrich Laufenberg es in einem anderen Zusammenhang vor dem Großen Arbeiterrat ausdrückte: »Jede Revolution schafft aus sich heraus neues Recht, und dieses neue Recht beruht auf der Tatsache der Macht, auf der Tatsache, daß eben die Revolution zum Siege gekommen ist. Tatsächliche

86 Milberg, Schulpolitik in der pluralistischen Gesellschaft, S. 121.

87 De Lorent, Der Lehrerrat, S. 30.

88 Walther Lamp'1, Das groß-hamburgische Revolutionsrecht, Hamburg 1921, S. 113.

politische Machtverschiebung ist die Grundlage der Rechtsordnung, wie sie aus einer Revolution erwächst.«<sup>89</sup>

Eine zweite Forderung des Lehrerrats und davor schon lange des radikalen Flügels der Hamburger Reformpädagogen, die Selbstverwaltung der Schulen, wurde als letzte Verordnung des Arbeiter- und Soldatenrats realisiert. Allerdings kam der Impuls hierfür eindeutig aus der Lehrerschaft heraus, wohingegen der Arbeiter- und Soldatenrat zuvor wenig Interesse an dieser durchaus revolutionären, nämlich demokratisierenden Veränderung des Schulwesens gezeigt hatte. Dem Lehrerrat war es bereits Anfang 1919 geglückt, sich in einer eigens gegründeten Kommission mit der Oberschulbehörde über einen diesbezüglichen Vorschlag zu einigen, ohne dass der Arbeiter- und Soldatenrat involviert war. Es waren die Beharrungskräfte im Senat, die eine Entscheidung verzögern und den Vorschlag erst im Zuge einer Neugestaltung des Unterrichtsgesetzes weiter diskutieren wollten.<sup>90</sup> Gleichzeitig wuchs die Unzufriedenheit der reformerischen Pädagogen in Hamburg mit dem fehlenden Engagement des Arbeiter- und Soldatenrats bereits vor Ablauf des Jahres 1918.

»Der Lehrerrat hat seine Beschlüsse gefaßt. Die Oberschulbehörde hat ihr Gutachten, das sich im allgemeinen auf dem Boden des Lehrerrats bewegt, gegeben. Und doch haben wir noch heute kein Gesetz, das die Verfassung unserer Schule auf die Grundlage stellt. Warum nicht? Uns scheint, noch nie hat eine Regierung von den fachständigen Stellen und von der Oeffentlichkeit so einmütige Vorschläge erhalten, die sich zugleich mit ihrem eigenen Willen und ihrer eigenen Auffassung decken. Warum säumt also der Arbeiter- und Soldatenrat noch, den Aufbau zu beginnen?«<sup>91</sup>

Ein Exekutivausschuss aus Mitgliedern der Gesellschaft der Freunde wandte sich schließlich, am Lehrerrat vorbei<sup>92</sup>, an den Rat, vor dem der Volksschullehrer Richard Ballerstaedt die Forderungen am 23. März 1919 vortrug. Noch am selben Tag wurde das Gesetz, welches letztlich sogar noch über die Forderungen der Lehrer hinausging, angenommen und sein sofortiges Inkrafttreten verkündet.<sup>93</sup> Bis zum 6. Mai 1919 hatten die Schulen Zeit, einen Schulleiter zu wählen, wobei die Wiederwahlquote bei 75 % lag. An den restlichen Schulen hatten sich die amtierenden Schulleiter häufig gar nicht zur Wahl stellen lassen. Schulleiterinnen gab es auch weiterhin kaum; nur drei der 198 Schulleiter an Hamburger Schulen waren Frauen.<sup>94</sup>

Mehrere Erkenntnisse über das revolutionäre Potenzial in Hamburg lassen sich hieraus gewinnen. Dem Arbeiter- und Soldatenrat war es durch die Einführung der Selbstverwaltung an Schulen gelungen, die Demokratisierung eines Bereiches des städtischen Alltags voranzutreiben. Doch ist Walther Lamp's nachträgliche juristische Bewertung dieses Gegenstands nicht uninteressant:

»Materiellrechtlich hat die Bürgerschaft der Ratsverordnung ihre Zustimmung erteilt; formell hat sie die Verordnung in abgeänderter und ergänzter Form zu einem späteren als in der Verordnung selbst vorgesehenen Zeitpunkt (etwa 14 Tage später) als Gesetz in Kraft treten lassen, so daß, streng formaljuristisch betrachtet, die Ratsverordnung selbst überhaupt nicht in Kraft getreten ist, wenn auch materiellrechtlich das, was die Ratsverordnung gewollt hat, geltendes hamburgisches Recht geworden ist.«<sup>95</sup>

89 Rede Heinrich Laufenbergs in der Vollversammlung des Großen Arbeiterrats am 30.11.1918, S. 306.

90 *De Lorent*, Der Lehrerrat, S. 32f.

91 Hamburger Fremdenblatt, 11.12.1918. Das Hamburger Fremdenblatt zitiert hier aus der Pädagogischen Reform ohne Angabe des Datums.

92 *De Lorent*, Der Lehrerrat, S. 35f.

93 75. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 23.3.1919, S. 1034ff.

94 *De Lorent*, Der Lehrerrat, S. 36.

95 *Lamp'l*, Das groß-hamburgische Revolutionsrecht, S. 138.

Tatsächlich wurde eine revidierte Fassung der Verordnung Ende April 1919 verabschiedet, wobei die Modifikation sich auf die Amtszeit der zu wählenden Schulleiter bezog.<sup>96</sup> Es wurde realisiert, was durchaus von nicht wenigen Mitgliedern des Arbeiter- und Soldatenrats intendiert gewesen war, nämlich die wegweisende Entscheidung, die Neugestaltung der Gesellschaft des Stadtstaats einer demokratisch gewählten Konstituante zu überlassen.

Des Weiteren wird in diesem Aspekt der Schulpolitik des Arbeiter- und Soldatenrats deutlich, dass sich die Bereitschaft zu revolutionären, tief greifenden Veränderungen in anderen Räten manifestierte, während es dem obersten Rätegremium hierzu teils an Bereitschaft mangelte. Die Initiative ging in dieser Angelegenheit von der Lehrerschaft aus, die im November 1918 ihre Gelegenheit für Reformen gekommen sah und sich selbst in einem Rat mit eigenen Vorstellungen und Zielen organisiert hatte. Am Ende der Regierungszeit der Räteregierung verstand die Lehrerschaft es, die noch verbliebene Macht des Arbeiter- und Soldatenrats für sich zu nutzen und damit unter Beweis zu stellen, welches Potenzial der Arbeiter- und Soldatenrat auch nach den Wahlen zur Bürgerschaft noch hatte. Gleichzeitig stellt sich die Frage, warum ein so weitreichender Beschluss, der zuvor im Lehrerrat breit diskutiert wurde, plötzlich und kurzfristig umgesetzt werden konnte, vorher aber im Arbeiter- und Soldatenrat keine Priorität gehabt hatte. Ballerstaedt sah hier ein Versagen des Lehrerrats, der sich früher mit geeigneten Anträgen an den Arbeiter- und Soldatenrat hätte wenden sollen. Eulert hatte ihm gegenüber geäußert, der Arbeiter- und Soldatenrat habe den Eindruck gewonnen, dem Lehrerrat habe nicht so viel an der Einführung der Selbstverwaltung der Schulen gelegen. Der Lehrerrat hingegen konnte sich das mangelnde Engagement des Arbeiter- und Soldatenrats in Schulfragen nicht erklären, denn alle Anträge des Lehrerrats seien dem Arbeiter- und Soldatenrat gedruckt übermittelt, aber dort nicht auf die Tagesordnung gesetzt worden.<sup>97</sup> Ein Grund für diesen Umgang mit bildungspolitischen Fragen mag darin zu finden sein, dass die Interessen innerhalb der Lehrerschaft teilweise divergierten und der Lehrerrat somit nicht die volle Unterstützung der Lehrerschaft genoss. Ebenso wie beim Arbeiter- und Soldatenrat wären auch für die Lehrerschaft ein einheitliches Vorgehen und gemeinsame Vorstellungen zielführender gewesen als gegenseitiges inneres Blockieren.

Die dritte Forderung des Lehrerrats, die Schaffung einer Einheitsschule, wurde indes vom Arbeiter- und Soldatenrat ignoriert, obwohl der Lehrerrat sich intensiv damit befassete. Mit der Einheitsschule sollten die Bildungschancen, die zuvor einkommens- und standesabhängig ungleich waren, besser verteilt werden. Der Lehrerrat definierte hierzu:

»Unter Einheitsschule ist zu verstehen die öffentliche allgemeine schulgeldfreie Schule für die gesamte nicht berufliche Erziehung und Bildung beider Geschlechter mit gemeinsamer Grundschule und gegliedertem Oberbau, mit freiem Aufstieg nach der körperlichen, geistigen und sittlichen Entwicklung und Leistungsfähigkeit der Schüler.«<sup>98</sup>

Die Einführung dieses Schulsystems und die damit verbundene Abschaffung der monetären Barrieren für die höhere Bildung hätte eine massive Veränderung der gesellschaftlichen Ordnung der Hansestadt bedeutet und wäre damit wohl eindeutig als revolutionäre Errungenschaft zu verbuchen gewesen, gleichzeitig eine Verwirklichung langer Bemühungen der Reformpädagogen und auch Sozialdemokraten der Stadt. »Die Einheitsschule ist mit Recht als das Hauptstück unserer Forderungen bezeichnet worden [...], wir rechnen zuversichtlich auf eine recht baldige Erfüllung unserer Forderung.«<sup>99</sup> Doch diese Ende

96 Ebd., S. 137f.

97 Pädagogische Reform, 2.4.1919.

98 Zit. nach: *De Lorent*, Der Lehrerrat, S. 31.

99 Pädagogische Reform, 23.11.1918.

November in der Pädagogischen Reform geäußerte Hoffnung der Lehrerschaft erfüllte sich nicht. Dabei hatte der Arbeiter- und Soldatenrat mit der Abschaffung des Religionsunterrichts und der Einführung der Selbstverwaltung der Schulen bewiesen, dass er zu Entscheidungen mit hoher Tragweite fähig war. In diesem Fall trifft auf den Arbeiter- und Soldatenrat wohl zu, was Hans-Peter de Lorent für den Lehrerrat konstatierte, nämlich eine Diskussionskultur, die »divergent und interessengeleitet« war.<sup>100</sup> Dabei waren die Voraussetzungen für die Einheitsschule gut. Die Oberschulbehörde erklärte sich bereits früh bereit, sich hinter das Einheitsschulgesetz zu stellen. Damit waren die stärksten Beharrungskräfte bereits aufseiten einer entsprechenden Reform. Offenbar war es den Sozialdemokraten im Arbeiter- und Soldatenrat jedoch kein allzu großes Anliegen, hier aktiv zu werden. Dies mag zum einen daran gelegen haben, dass die Genossen auf die zu wählende und absehbar stark sozialdemokratisch besetzte neue Bürgerschaft bauten. Zum anderen war die SPD nicht nur auf landespolitischer, sondern auch auf nationaler Ebene bereit, den Erziehungsdiskurs und die Schulpolitik als Feld für Kompromisse zu behandeln. Trotzdem mutet es irritierend an, dass es die Deutsche Demokratische Partei (DDP) war, die einen größtenteils mit den Lehrerratsforderungen übereinstimmenden Antrag einbrachte, als die Einheitsschule im April 1919 auf die Tagesordnung der neuen Bürgerschaft gelangte. Zwar wurde das Gesetz kurze Zeit später verabschiedet, mit Blick auf den nach dem Krieg angespannten Staatshaushalt wurde jedoch auf die Schulgeldfreiheit verzichtet. Trotz sozialdemokratischer Mehrheit war es nicht gelungen, diese wichtige Forderung durchzusetzen.<sup>101</sup> Damit schienen die Sozialdemokraten jene Linie weiterzufahren, die sie schon ab November 1918 verfolgt hatten, nämlich die als Revolution bezeichneten Monate »möglichst ruhig, ohne spektakuläre Initiativen, ausklingen zu lassen«.<sup>102</sup> Viel mehr noch: Bildungspolitik verlor ein Stück weit an Bedeutung für die Sozialdemokraten, die mit dem Weimarer Schulkompromiss einige ihrer eigenen, im Kaiserreich definierten Ziele »als Verhandlungsmasse politischer Kompromisspolitik preisgegeben«<sup>103</sup> hätten.

In Bezug auf die Realisierung des seit 1913 vorgesehenen Fortbildungsschulgesetzes lassen sich deutlich zukunftsorientierte und an den Zielen der Sozialdemokratie gemessene Ergebnisse erkennen. Tatsächlich war das Gesetz im Sommer 1913 kurz vor der Verabschiedung. Es sah vor, auch die ungelerten Jugendlichen der Schulpflicht zu unterwerfen und so zu verhindern, dass die Jugendlichen »verkommen«, vor allem wenn sie ungelernete Berufe wählten wie etwa Schiffer, Fabrikarbeiter oder Laufbursche.<sup>104</sup> Bis Ende Dezember traten jedoch nur einzelne Paragraphen des Gesetzes in Kraft, beispielsweise die Einrichtung der Behörde für das Gewerbe- und Fortbildungsschulwesen, noch im Frühjahr 1914 scheiterte die vollständige Einführung an Diskussionen um die Direktorengehälter der neuen Schulen. Erst im Januar 1919 schließlich wurde das Gesetz für die zwischen Ostern 1919 und Ostern 1920 die Schule verlassenden Jugendlichen eingeführt.<sup>105</sup> Das Fortbildungsschulgesetz sollte ursprünglich alle männlichen Jugendlichen unter 18 Jahren, die sich in einem Arbeitsverhältnis befanden, zum Besuch einer Fortbildungsschule verpflichten. Der Arbeiter- und Soldatenrat weitete das Gesetz unter anderem auf beide Geschlechter aus und verzichtete auf die Voraussetzung eines bestehenden Arbeitsverhältnisses.

100 *De Lorent*, Der Lehrerrat, S. 30.

101 *Werner Kantwill*, Neuere Geschichte des hamburgischen Schulrechts. Unter besonderer Berücksichtigung des Einheitsschulgedankens, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1995, S. 139.

102 *Ullrich*, Arbeiter- und Soldatenrat und Schulreform 1918/19, S. 19.

103 *Christa Uhlig*, Reformpädagogik und Schulreform, S. 28.

104 *Hamburger Nachrichten*, 16.12.1913.

105 StAHH, 361-8 II Berufsschulbehörde II, F II a 1 Erlass des Gesetzes über die Fortbildungsschulpflicht (1913–1920); Amtsblatt der Freien und Hansestadt Hamburg, 25.12.1913, Nr. 200, und 21.1.1919, Nr. 17.

Gleichzeitig erhöhte er die finanzielle Strafe bei Nichteinhaltung des Gesetzes und verkürzte die maximale Unterrichtszeit von ursprünglich 20 Uhr auf 18 Uhr.<sup>106</sup> Die Gleichberechtigung von Jungen und Mädchen in Hinblick auf die Fortbildungsschulpflicht kann in diesem Kontext als Erfolg sozialdemokratischer Forderungen verstanden werden. Allerdings war die Notwendigkeit dieser Gleichberechtigung bereits im Krieg deutlich und von den bürgerlichen Kräften erkannt worden:

»Eine grundsätzliche Gegnerschaft gegen den Fortbildungsschulzwang der Mädchen ist ja jetzt nicht mehr möglich; der Krieg hat uns auch hier die Augen geöffnet. Die gewonnenen Erfahrungen werden uns dazu führen, einer möglichst großen Zahl von Mädchen, auch der besseren Stände, eine berufliche Ausbildung zu geben, selbst wenn die Absicht einer dauernden Erwerbstätigkeit nicht vorliegt.«<sup>107</sup>

Die Notwendigkeit, in Abwesenheit der Männer das Leben selbstständig weiterzuführen sowie die »volkswirtschaftliche Bedeutung der Frau als Konsumentin und ihrer durchaus unzureichenden Vorbildung dafür«<sup>108</sup> war durch den Krieg bereits frühzeitig hervorgetreten. So wandten sich Anfang Dezember 1918 der »Hamburgische Landesverband für Jugendpflege«, der »Jugendbund Hamburg, Altona und Umgegend«, die »Hamburgische Jugendförderer-Vereinigung« und der Ausschuss für Jugendpflege der Gesellschaft der Freunde an den Senat und baten um die Einführung der Fortbildungsschulpflicht für Ostern 1919, unter anderem ebenfalls mit der Forderung der Ausdehnung des Gesetzes auf beide Geschlechter.

Die übrigen von der Schulkommission angestoßenen Beschlüsse betreffend den Austritt aus Religionsgemeinschaften, die Abschaffung des Zölibats für Lehrerinnen sowie die Abschaffung der Kirchensteuer wurden von dem von der Bürgerschaft eingesetzten Prüfungsausschuss untersucht. Die Verordnung zur Aufhebung des Zölibats wurde vom Ausschuss für gegenstandslos erklärt, hatte doch die Reichsverfassung ohnehin alle Ausnahmebestimmungen gegen weibliche Beamte aufgehoben.<sup>109</sup> Hier war immerhin ein Erfolg in Richtung Gleichberechtigung der Geschlechter zu verbuchen.

Die Verordnung über den Austritt aus Religionsgemeinschaften wurde im Dezember 1919 durch ein von der Bürgerschaft beschlossenes Gesetz ersetzt, welches die Verordnung des Rats um einige Punkte ergänzte.<sup>110</sup> Um die Aussetzung der Kirchensteuer hingegen gab es innerhalb des Prüfungsausschusses eine intensive Debatte, die den Ausschuss in sieben gegen sechs Stimmen spaltete. Die Mehrheit erkannte in dem Vorgehen des Senats, das Gesetz einfach außer Kraft zu setzen, eine Missachtung des während der Amtszeit des Arbeiter- und Soldatenrats geltenden Rechts.

»Zu einer klaren Entscheidung ist es allerdings nicht gekommen, so daß jetzt das Gesetz über die Erhebung der Kirchensteuer tatsächlich angewandt wird, obgleich es aufgehoben ist. Da die Verordnung des A.-u. S.-Rates den Wert und die Kraft eines Staatsgesetzes hat, so zeugt das Verfahren der Staatsverwaltung nicht gerade von einem großen Respekt vor dem Gesetz.«<sup>111</sup>

Aufgrund des Abstimmungsergebnisses des Prüfungsausschusses, das Gesetz in Kraft zu lassen, sahen die anderen sechs Mitglieder sich in der Verantwortung, einen Minderheitenbericht zu verfassen und dabei auch den Senat in Schutz zu nehmen. »Ueber die rechtlich

106 Vgl. 23. Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 7.12.1918, S. 350f.

107 Bemerkungen zur Einführung der Pflichtfortbildungsschule vom 8.4.1915, StAHH, 361-8 II Berufsschulbehörde II, F II a 1 Erlass des Gesetzes über die Fortbildungsschulpflicht (1913–1920).

108 Ebd.

109 *Lamp'!*, Das groß-hamburgische Revolutionsrecht, S. 131.

110 Ebd., S. 130.

111 Ebd., S. 123.

bindende Natur der A.- u. S.-Ratsverordnungen konnte man zunächst gewiß zweifelhaft sein.«<sup>112</sup> Vor allem entzündete sich die Debatte, wie bereits vorher zwischen Senat und Rat, um die Praktikabilität der Aufhebung der Einziehung der Kirchensteuer bereits für 1919, sei doch schon alles für das Jahr in die Wege geleitet worden. Letztlich war es die Reichsgesetzgebung, die der Bürgerschaft die Entscheidung erleichterte. Religionsgemeinschaften war es auf Antrag möglich, die Kirchensteuererhebung den Finanzämtern zu übertragen. Da solche Anträge absehbar waren, entschloss sich die Bürgerschaft, das Gesetz für gegenstandslos zu erklären.<sup>113</sup>

## V. REVOLUTIONIERTE SCHULPOLITIK?

Aus der Untersuchung der Schulkommission, ihres Standpunkts innerhalb des Arbeiter- und Soldatenrats und der bildungspolitischen Akteure der Stadt sowie der von ihr angestoßenen und durchgesetzten Veränderungen zwischen November 1918 und März 1919 lassen sich zwei zentrale Schlussfolgerungen ableiten.

1. Revolutionen passieren nicht, sondern werden von Menschen mit Erfahrungs- und Erwartungshorizonten, Idealen und Zielen gemacht. Diese prägen die auch innerparteilich differenzierten Standpunkte der einzelnen Akteure sowie ihre Handlungsspielräume. Während Anfang November die USPD und im Arbeiter- und Soldatenrat unter Heinrich Laufenberg die Linksradiكالen die Ereignisse maßgeblich prägten, gewannen ab Dezember die gemäßigten Genossen der MSPD an Einfluss. Zu dieser Zeit begann auch die Schulkommission ihre Anstrengungen zur Veränderung zu intensivieren, musste sich dabei aber häufig dem eher reformerischen als revolutionären Willen der Mehrheitssozialdemokraten beugen. Schon aus den ersten Ankündigungen des Arbeiter- und Soldatenrats wird deutlich, dass die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung oberste Priorität hatte.<sup>114</sup> Diese Devise prägte auch die Ratsarbeit. Je näher der Rat seiner Auflösung kam – und je stärker die gemäßigten Kräfte durch die beiden Wahlerfolge im Januar beziehungsweise März 1919 wurden –, desto weniger kann von dem sinnbildlichen »Sturm auf die Bastille« gesprochen werden. Stattdessen markierten Pragmatismus, politisches Kalkül und individuelle beziehungsweise parteibezogene Interessen die Handlungsspielräume der Akteure. Im Rahmen des Wahlkampfes wurde deutlich, dass die MSPD in Hamburg auf dem gleichen Boden wie die Parteispitze in Berlin stand, nämlich langfristige Veränderungen durch eine gewählte Konstituante herbeizuführen und bei den Wahlen so abzuschneiden, dass der eigene Einfluss so weit wie möglich gestärkt würde. Dadurch agierten die mehrheitssozialdemokratischen Delegierten vielfach zurückhaltender als die weiter links stehenden Ratsmitglieder, sodass viel Potenzial für tief greifende Veränderung ungenutzt blieb. Aber auch die parteiübergreifenden sowie persönlichen Differenzen, die die Diskussionskultur und Dynamiken beeinflussten, engten die Handlungsspielräume ein. Die Uneinigkeit innerhalb des Rats und teilweise auch innerhalb der einzelnen Parteien beschränkten mitunter die Möglichkeiten großer Veränderungen. Die Untersuchung der schulpolitischen Entscheidungen macht jedoch deutlich, dass alle Akteure sich der Bedeutung und des Potenzials der Bildungspolitik bewusst waren. Als Teil der Sozial-, Kultur- und Alltagsgeschichte bieten sich in diesen Bereichen noch viele Möglichkeiten, zu einem differenzierten und dezidierten Urteil über die Ereignisse 1918/19 in Hamburg und auch im ganzen Reich zu gelangen.

112 Ebd., S. 126.

113 Ebd., S. 129.

114 Vgl. hierzu *Olaf Matthes*, Die Revolution und ihre Bilder. Hamburg 1918/19, in: *Czech/Matthes/Pelc*, Revolution! Revolution?, S. 205–231, hier: S. 208.

2. Im November 1918 erwarteten die Menschen eine Revolution, weshalb dieser Begriff für die Ereignisse gebraucht wurde, bevor ihre Entwicklung oder ihr Ausgang abzusehen waren. »Revolution« – und darin immanent für die Beteiligten: »Revolutionärin/Revolutionär« – war Ausdruck des Selbstverständnisses der Akteure, das wiederum nur funktionierte, weil alle Seiten (im untersuchten Fall der Arbeiter- und Soldatenrat, die Oberschulbehörde beziehungsweise der Senat und die Lehrerschaft in Form des Lehrerrats) diese Zuschreibung akzeptierten. Dadurch konnte ein Mythos um die Personen und Tätigkeit der Akteure geschaffen werden, der gewisse Handlungsweisen implizierte, die als revolutionär angesehen wurden. Gleichzeitig kann nicht von einem einheitlichen Revolutionsverständnis der Akteure gesprochen werden. So groß die Schwierigkeiten heute sind, einen allgemeingültigen Revolutionsbegriff zu definieren, so unterschiedlich war auch die Wahrnehmung der Aufgaben eines Revolutionärs oder einer Revolutionärin 1918/19 in Hamburg. Zwar einte die Sozialdemokratie noch einen Großteil der neuen politischen Akteure und auch die Selbsteinschreibung in das Ereignis »Revolution« war durchaus allgemeingültig, doch was genau darunter zu verstehen war, divergierte und ist auch durch die Protokolle nur schwer zu greifen. Allen gemein war die Erfahrung der »Übergangszeit«<sup>115</sup>, derer sie sich bewusst waren und die Bemühung, diese auf die eine oder andere Weise zu beeinflussen und positiv zu gestalten. Durch die divergierenden Vorstellungen von »Revolution« wird jedoch ein den Ereignissen von 1918/19 allgemein innewohnendes Problem deutlich: Schon auf lokaler Ebene ist es schwierig, »die Revolution« zu fassen. Innerhalb einer Stadt gab es verschiedene Vorstellungen, Ziele und Ansätze, die anstehenden Aufgaben zu bewältigen. Umso vielschichtiger ist diese Zeit des Um- und Aufbruchs, wendet man den Blick folgerichtig auf andere Städte, Gemeinden und Länder.

Um die Ereignisse zu fassen und adäquat zu benennen, reicht es nicht, das nationale, auf Berlin und München konzentrierte Narrativ der großen Persönlichkeiten zu verfolgen, sondern es ist zwingend notwendig, die regionalen Spezifika noch näher als bisher geschehen herauszuarbeiten. Erst dann lässt sich die Frage »Wie revolutionär war die Revolution?« im Gesamtzusammenhang beantworten.

Für Hamburg lässt sich abschließend konstatieren, dass der gemäßigte Einfluss der Mehrheitssozialdemokratie die Ratsarbeit maßgeblich bestimmte. Revolutionäres Potenzial, also die Intention, nachhaltige, tief greifende Veränderungen in der Stadt umzusetzen und Brüche mit Traditionen und den alten Eliten herbeizuführen, war durchaus vorhanden. Doch gerade in Bezug auf Schulpolitik war dieses im Lehrerrat sehr viel verdichteter, konnte auf eine lange Tradition von reformpädagogischen Ideen und Vorstellungen zurückgreifen.

»Die ganze bisherige Arbeit des Lehrerrats gründet sich ausschließlich auf die ausgezeichnete, jahrzehntelange schulpolitische und pädagogische Vorarbeit der ›Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens‹ ja man kann sagen, daß sie nur durch diese Vorarbeit möglich war. In seinen Beschlüssen ist deshalb auch fast nichts enthalten, was nicht schon seit langem Forderung der großen Hamburger Lehrerverorganisation gewesen ist.«<sup>116</sup>

Im Arbeiter- und Soldatenrat herrschte eine starke Orientierung an den bürokratisch erprobten Prinzipien, sodass es den weniger politisch erfahrenen Mitgliedern schwerfiel, spontane Veränderungsimpulse einzubringen und durchzusetzen. Zugleich entstammten viele der umgesetzten Forderungen lange verfolgten Zielen, sei es der MSPD oder im untersuchten Fall der reformpädagogischen Bewegung. Über ihre Umsetzung ohne die Re-

115 Vgl. hierzu *Reinhard Koselleck*, *Revolution, Rebellion, Aufruhr, Bürgerkrieg*, in: *Otto Brunner/Werner Conze/Reinhard Koselleck*, *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 5: Pro-Soz, Stuttgart 1984, S. 653–788, hier: S. 749.

116 *Pädagogische Reform*, 25.12.1918.

volution lässt sich nur kontrafaktisch spekulieren. Die Hamburger Lehrerschaft bezog hierzu im November 1918 in der Pädagogischen Reform Stellung: »Und die Forderungen [...] hätten mit der Zeit, vielleicht erst in recht langer Zeit, auch wohl im alten Deutschland sich durchgesetzt.«<sup>117</sup> Durch die Beibehaltung der meisten Beschlüsse auch über den März 1919 hinaus zeigt sich, dass das Potenzial für Reformen vorhanden war und dabei nicht nur von den vermeintlichen Revolutionären ausging. Der Herbst und der Winter 1918/19 hatten in Hamburg weitreichende politische und gesellschaftliche Veränderungen mit sich gebracht. Es handelte sich eindeutig um eine Zeit des Umbruchs, der Unübersichtlichkeit und der Beschleunigung. In einer plötzlichen Verdichtung der Ziele und Ideen im November 1918 wurde »Revolution [...] kraft ihrer Substantialisierung zu einem ideologischen Kompensationsbegriff, in den alle Hoffnungen eingehen konnten«.<sup>118</sup> Doch in zukünftigen Untersuchungen sollte weiterhin die Frage mitschwingen, ob diese Umbrüche die Bezeichnung »Revolution« verdienen oder ob sich anhand der Ereignisse nicht die jüngst von Dieter Langewiesche gestellte Frage beantworten lässt, ob die Revolution vor Ausbruch der Gewaltphase, zu der es in Hamburg nicht gekommen ist, zu einer Reform-Revolution hätte gebändigt werden können.<sup>119</sup>

---

117 Pädagogische Reform, 23.11.1918.

118 *Koselleck*, Begriffsgeschichten, S. 250.

119 *Dieter Langewiesche*, *Der gewaltsame Lehrer. Europas Kriege in der Moderne*, München 2019, S. 153.



Mike Schmeitzner

## Der Kanzler als Historiker

### Hermann Müller und die Geschichte der Novemberrevolution\*

Die Ankündigung erfolgte im Superlativ: Im Novemberheft 1928 bewarb die Zeitschrift »Der Bücherkreis« der gleichnamigen Buchgemeinschaft das Erscheinen der »Revolutions-Erinnerungen« des amtierenden deutschen Reichskanzlers Hermann Müller (SPD) fast euphorisch: »Kaum eine[r] Neuerscheinung des deutschen Büchermarktes« sei »mit solcher Spannung entgegengesehen« worden. Das Interesse »beschränke sich nicht nur auf den Millionenkreis der republikanischen Freunde des verdienstvollen Staatsmannes, weit über dessen Grenzen hinaus, in allen Schichten des deutschen Volkes, weit hinaus auch über die geografischen Grenzen Deutschlands, in allen europäischen Ländern« bestehe ein »hochgespanntes Interesse an dem Werk«. Entscheidend dafür sei die im Werk behandelte Zäsur der deutschen Geschichte sowie selbstredend das »reichhaltige Material von höchstem geschichtlichen Wert«, welches der Verfasser vorlege, der »an der Spitze der mächtigsten deutschen Partei stehend, unmittelbar an den Ereignissen beteiligt war und bei seiner fesselnden Darstellung der gewaltigen Geschehnisse von 1918/19 aus dem vollen schöpfen konnte«. Müllers Werk »Die November-Revolution. Erinnerungen« erscheine »zur rechten Zeit, vereinigen sich doch in diesen Tagen Millionen im Gedenken an den 9. November des Jahres 1918, einem Gedenken, das erneutes Bekenntnis zum großen Gedanken der sozialen Demokratie« bedeute.<sup>1</sup>

Nun gehörte – bildlich gesprochen – schon damals das »Klappern zum Handwerk«. Doch die Erwartungshaltung, die von der sozialdemokratischen Buchgemeinschaft geschürt wurde, erschien etwas überzogen. Gewiss war Müller gleich nach dem 1925 verstorbenen Reichspräsidenten Friedrich Ebert der bedeutendste sozialdemokratische Staatsmann der Weimarer Republik<sup>2</sup>, ebenso gewiss war die Tatsache, dass Müller aufgrund seiner Schlüsselpositionen in der Revolution über Insiderkenntnisse verfügte und darüber hinaus diese tiefe Zäsur der deutschen Geschichte genau zehn Jahre zurücklag, hier also ein kleines Jubiläum anstand. Allerdings war Müller nicht der erste Prominente, der seine Erinnerungen oder Analysen zur Revolution veröffentlicht hatte.<sup>3</sup> Von daher durfte sein Buch sicherlich großes Interesse beanspruchen, aber wiederum nicht auf eine weltweite Beachtung hoffen, wie dies gerade der »Bücherkreis« so vollmundig verkündet hatte. Die Buchge-

\* Der Beitrag beruht auf dem gleichlautenden Vortrag, den der Verfasser auf dem Workshop »Hermann Müller (1876–1931). Sozialdemokrat, Parlamentarier, Außenminister und Reichskanzler« der Friedrich-Ebert-Stiftung, Archiv der sozialen Demokratie, am 30.11.2017 in Bonn gehalten hat. Die konzeptionelle Vorbereitung lag in den Händen von Rainer Behring, Bernd Braun, Mike Schmeitzner und Meik Woyke.

1 Die Bücher des 4. Vierteljahres 1928, in: *Der Bücherkreis* 4, 1928, H. 11, S. 176.

2 Vgl. *Peter Reichel*, *Der tragische Kanzler. Hermann Müller und die SPD in der Weimarer Republik*, München 2018; *Andrea Hoffend*, »Mut zur Verantwortung«. Hermann Müller. Parteivorsitzender und Reichskanzler aus Mannheim, Mannheim 2001; *Rainer Behring*, *Hermann Müller (1876–1931) und die Chancen der Weimarer Republik*, in: *Peter Brandt/Detlef Lehnert* (Hrsg.), *Sozialdemokratische Regierungschefs in Deutschland und Österreich 1918–1983*, Bonn 2017, S. 127–158; *Bernd Braun*, *Verfolgt im Nationalsozialismus – zur Geschichte der Familie des Reichskanzlers Hermann Müller*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 162, 2014, S. 403–429.

3 Vgl. *Gustav Noske*, *Von Kiel bis Kapp. Zur Geschichte der deutschen Revolution*, Berlin 1920; *Philipp Scheidemann*, *Der Zusammenbruch*, Berlin 1921.

meinschaft sah wohl vor allem die Möglichkeit, eine zeithistorisch interessante Publikation des amtierenden Kanzlers zu vermarkten, mithin selbst vom kleinen Jubiläum und vom »eigenen« Kanzler ordentlich zu profitieren.

Müllers Werk »Die November-Revolution« mit dem Untertitel »Erinnerungen« erschien ein halbes Jahr nach seinem (zweiten) Amtsantritt als Kanzler Anfang Dezember 1928.<sup>4</sup> Bereits der Titel wirft eine erste Frage auf: Um welches Genre handelte es sich hierbei eigentlich? War das Buch mehr eine Analyse, worauf das vom »Bücherkreis« schon thematisierte »reichhaltige Material« hinzuweisen schien, oder war es doch eher ein Memoirenband, der mehr der Selbstrechtfertigung dienen mochte? Oder zielte Müller vielleicht in Richtung einer Synthese? Dass Müller die zeitgenössische Geschichte und vor allem das Thema der Revolution beschäftigte, hatte zum einen mit seinen unerfüllten beruflichen Ambitionen und zum anderen mit der eigenen Stellung in eben dieser Revolution zu tun. Eigentlich wollte er das Studium der Nationalökonomie und der Geschichte aufnehmen<sup>5</sup>, doch musste er durch den frühen Tod seines Vaters notgedrungenerweise den Beruf eines Handlungsgehilfen erlernen, der ihn recht schnell in das Lager der Sozialdemokratie führte. Das Interesse an der Geschichte blieb dennoch wach, zumal er mehrere Jahre als Publizist und Redakteur arbeitete. Während einer schweren Krankheit 1929 ließ er sogar schriftlich wissen, dass er sich notfalls »aus der aktiven Politik zurückziehen und sich auf die Historie beschränken« müsse.<sup>6</sup> Hierbei galt sein besonderes Interesse der Revolution von 1918/19, hatte er doch darin eigene einschneidende Erfahrungen gemacht: Seit November 1918 war er Mitglied des Vollzugsrats der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte (ASR) gewesen, seit Mitte Dezember 1918 dann einer von drei Vorsitzenden des Nachfolgeorgans – nämlich des Zentralrats der deutschen ASR. Beide Gremien verstanden sich als Kontrollorgane der neuen Regierung, des »Rates der Volksbeauftragten«.<sup>7</sup>

Ungeachtet dieser persönlichen Interessenlagen soll im Folgenden der spezifischen Motivation des Autors nachgespürt werden. Gab es bestimmte Anlässe und Herausforderungen, die den zweifachen Kanzler, Außenminister sowie Partei- und Fraktionsvorsitzenden besonders motivierten, in seiner ohnehin nur schmal bemessenen Freizeit einen Band mit 286 Seiten Umfang zu verfassen? Welche Quellen und Literaturen nutzte der Kanzler für sein Werk und in welchem Maße flossen hier eigene Erfahrungen und Erkenntnisse ein? Richtete sich der Band wenigstens partiell nach historiografischen Grundregeln? Und welche Bewertungsmaßstäbe legte der Autor eigentlich zugrunde? Eine weitere Frage berührt die eingangs aufgeworfene Problematik der zeitgenössischen Rezeption: Wie stark wurde das Werk tatsächlich in den Medien der Weimarer Republik thematisiert? Inwieweit fand es Widerhall in der Tagespresse und, wenn ja, auch über Lagergrenzen hinaus? Nahm überdies die Fachwelt Notiz von diesem Band, den der Verlag so reißerisch (»neues Material«) angekündigt hatte? Versuchte Müller vielleicht sogar als Kanzler selbst Einfluss auf die Rezeption zu nehmen, indem er eigene Netzwerke und Freunde bemühte? Letztlich wird zu klären sein, welche Bedeutung dem Band im Kontext bereits veröffentlichter Werke zur Revolution (zum Beispiel von Eduard Bernstein<sup>8</sup>, Heinrich Ströbel<sup>9</sup> oder Richard

4 Vgl. *Hermann Müller*, *Die November-Revolution. Erinnerungen*, Berlin 1928. Im Folgenden wird der auf dem Buchcover genannte Hermann Müller als Verfasser zitiert, nicht der in der Titelei erwähnte Parlamentsname Hermann Müller-Franken.

5 Vgl. *Reichel*, *Der tragische Kanzler*, S. 16.

6 Zit. nach: ebd., S. 359.

7 *Volker Ullrich*, *Die Revolution von 1918/19*, München 2009, S. 37f. und 62f.

8 Vgl. *Eduard Bernstein*, *Die deutsche Revolution von 1918/19. Ihr Ursprung, ihr Verlauf und ihr Werk*, Bd. 1: *Geschichte der Entstehung und ersten Arbeitsperiode der deutschen Republik*, Berlin 1921. Ein zweiter Band ist nie erschienen.

9 Vgl. *Heinrich Ströbel*, *Die deutsche Revolution. Ihr Unglück und ihre Rettung*, Berlin 1920. Bis 1924 folgten weitere Ausgaben.

Müller<sup>10</sup>) zukam und welche Spuren der Band in der Erinnerungskultur des Landes hinterlassen hat. Mit in den Blick genommen werden soll aber auch die Genese dieses Bandes: Weniger bekannt, für die Bewertung jedoch von größerer Bedeutung ist nämlich Müllers zeitlich vorgelagerte geschichtspolitische Publizistik, die deshalb einbezogen werden soll.

Das Interesse am Thema war – wenn überhaupt – bislang nur randständig vorhanden<sup>11</sup>, obwohl sich das Urmanuskript des Buches mit diversen handschriftlichen Anmerkungen und Streichungen ebenso im Teilnachlass Hermann Müller im Archiv der sozialen Demokratie (AdsD) befindet wie die Korrespondenz des Kanzlers zu eben diesem Buch.<sup>12</sup> Doch warum sollte es Müllers geschichtspolitischen Veröffentlichungen anders ergehen als der Gesamtpersönlichkeit, die von der Forschung lange Zeit kaum beachtet worden ist?

## I. PUBLIZISTISCHE VORARBEITEN ODER: DIE GENESE EINES BUCHES

Müllers Beschäftigung mit dem Thema Novemberrevolution setzte nicht erst mit dem Schreibstadium 1927/28 ein, sondern mit einer fulminanten geschichtspolitischen Einlassung, die er drei Jahre vorher als umfangreiche Rezension zu camouflieren wusste. 1925 erschien in dem von Rudolf Hilferding herausgegebenen sozialdemokratischen Theorieorgan »Die Gesellschaft« eine zehnsseitige Besprechung mit dem Titel »Der Obmann als Geschichtsschreiber«<sup>13</sup>, der ein Jahr später der zwölfsseitige Beitrag »Die Geburtswehen der deutschen Republik« folgte.<sup>14</sup> Beide Texte, die vom Umfang und von der Anlage her eher den Charakter von kleineren Aufsätzen hatten, setzten sich mit einem Werk auseinander, das ebenfalls ein geschichtspolitischer Außenseiter veröffentlicht hatte: Es handelte sich um Richard Müller, den vormaligen Funktionär des Deutschen Metallarbeiterverbands, der im Weltkrieg als Vorsitzender der revolutionären Obleute der Berliner Metallarbeiter hervorgetreten war. In der Revolution hatte Richard Müller für wenige Wochen als Vorsitzender des bereits genannten Vollzugsrats des Berliner ASR Einfluss und Bekanntheit erlangt, bevor er nach einem Zwischenspiel als KPD-Funktionär (1920–1922)

10 *Richard Müller*, Vom Kaiserreich zur Republik, Bd. 1: Ein Beitrag zur Geschichte der revolutionären Arbeiterbewegung während des Weltkrieges, Berlin 1924, Bd. 2: Die Novemberrevolution, Berlin 1925, Bd. 3: Der Bürgerkrieg in Deutschland. Geburtswehen der Republik, Berlin 1925. Im Folgenden wird bei Verweisen auf die Neuausgabe der Trilogie in einem Band (»Eine Geschichte der Novemberrevolution«) verwiesen, die 2011 von Jochen Gester, Ralf Hoffrogge und Rainer Knirsch mit einer Einleitung von Ralf Hoffrogge neu herausgegeben worden ist.

11 Wolfgang Niess hat sich mit Hermann Müllers Werk lediglich kursorisch und deskriptiv beschäftigt: *Wolfgang Niess*, Die Revolution von 1918/19 in der deutschen Geschichtsschreibung. Deutungen von der Weimarer Republik bis ins 21. Jahrhundert, Berlin/Boston 2013, S. 103f., 439–441 und 543. *Ralf Krumpholz*, Wahrnehmung und Politik. Die Bedeutung des Ordnungsdenkens für das politische Handeln am Beispiel der deutschen Revolution 1918–1920, Münster 1998, S. 263–272, erblickt – anders als bei Friedrich Ebert, Philipp Scheidemann, Gustav Noske und Carl Severing – bei Müller während der Revolution mehr als nur Ordnungsdenken, nämlich auch Ambivalenz und Verständnis für den politischen Gegner, wozu er unter anderem dessen Werk heranzieht. *Reichel*, Der tragische Kanzler, S. 359, hat in seiner Teil-Biografie nur mit einem einzigen Satz auf den Band hingewiesen, sich für die Zeit der Revolution und Müllers Wirken darin aber fast ausschließlich auf dieses Werk als Quelle bezogen. Vgl. ebd., S. 380–382 (Anmerkungen).

12 Daneben ist noch eine schmale Akte mit Müllers Notizen bezüglich eines Neudrucks des Buches von Ende 1930 erwähnenswert, die sich jedoch nicht im AdsD, sondern im Berliner Teilnachlass Hermann Müllers im Bundesarchiv befindet.

13 *Hermann Müller*, Der Obmann als Geschichtsschreiber, in: Die Gesellschaft. Internationale Revue für Sozialismus und Politik 2, 1925, Bd. 1, S. 133–143.

14 *Ders.*, Die Geburtswehen der deutschen Republik, in: Die Gesellschaft 3, 1926, Bd. 1, S. 74–86.

als Linkssozialist, Publizist, Verleger und zu guter Letzt sogar als Bauunternehmer zu reüssieren vermochte.<sup>15</sup>

Die 1924 und 1925 von dem ehemaligen Schlosser und Autodidakten Richard Müller vorgelegte dreibändige Geschichte der deutschen Revolution 1918/19 war gleich in mehrfacher Hinsicht eine Herausforderung für die Sozialdemokratie und für Hermann Müller selbst. Als Herausforderung durfte es schon gelten, dass ausgerechnet der Autodidakt Richard Müller, der Ende 1918 die Nationalversammlung verhindern wollte und sich seitdem mit dem Spitznamen »Leichenmüller« konfrontiert sah<sup>16</sup>, mit einem opulenten Werk von circa 700 Seiten überraschte – zumal mit einer auf zahlreichen Originalquellen beruhenden »historischen Analyse der Revolution«, die auf eine »Ich«-Erzählung konsequent verzichtete. Wenn dieses Werk trotzdem als ein »Stück Rechtfertigungsliteratur« zu bezeichnen ist, so lag das an der politischen »Schlagseite« der Bände, in denen zwar nicht vom Gesichtspunkt der KPD her geurteilt wurde, aber von dem der revolutionären Obleute. Aus dieser Sicht erschien die Räte-Diktatur (oder: »Räte-Demokratie«) als Ziel<sup>17</sup>, das gegen die MSPD und ihre führenden Politiker Ebert (das »Haupt der Gegenrevolution«)<sup>18</sup> und Müller hätte durchgesetzt werden müssen, wobei letzterer zwar als »geistig hochstehende[r], [...] erfahrene[r] und geschickte[r] Redner« erschien, aber auch als Mann, der »mit List und Verschlagenheit« die Politik seiner Partei vertreten habe.<sup>19</sup>

Derart selbst herausgefordert, veröffentlichte Hermann Müller die bereits genannten Großrezensionen, die in gewisser Weise die Leitplanken seines späteren Werkes absteckten. Denn neben der Kritik an seinem Namensvetter fanden sich dort schon einschlägige Überlegungen und Thesen, die im Buch »Die Novemberrevolution« erneut und elaborierter auftauchten. Gleich am Anfang seines ersten Beitrags legte sich Müller dahin gehend fest, dass »für die Novemberrevolution [...] die Stunde objektiver Geschichtsschreibung noch nicht gekommen« sei, da »wir alle [...] noch im heißen Kampfe für und wider die Errungenschaften der ersten erfolgreichen Revolution der deutschen Geschichte« stehen würden. Um in Zukunft eine »leidenschaftslose Betrachtung« der Revolution zu ermöglichen, müssten alle entsprechenden Zeugnisse »rechtzeitig« zusammengetragen werden. In diesem Sinne begrüßte er die ersten beiden Bände Richard Müllers als »beachtenswert«. Dass eben diese Bände »mit größter Vorsicht« zu betrachten seien, ergab sich für Müller schon aufgrund der politischen »Brille« des Verfassers<sup>20</sup>, der den »Standpunkt des Obmanns der ›revolutionären Obleute.« einnehme.<sup>21</sup>

Müllers Urteil über Müllers Werk war ebenso hart wie über dessen Person: Gewiss attestierte er dem Autor, »persönlich ein uneigennütziger, opferbereiter Kämpfer« gewesen zu sein, der als Dreher zu den »hochqualifizierten Arbeitern dieser Branche« und von daher zur »Arbeiteraristokratie« [!] gehörte.<sup>22</sup> Richard Müllers Argument, dass die Vertreter der MSPD (also auch Hermann Müller) die revolutionäre Aktionsfähigkeit des Vollzugsrats gebremst, ja untergraben hätten, konterte der Rezensent jedoch mit dem Hinweis, dass die Linksradiakalen (also Richard Müller und andere) nur das »Weitertreiben der Revolution«, nicht aber die Konzentration auf die Kernaufgaben des Gremiums (Kontrolle der

15 Vgl. *Ralf Hoffrogge*, Richard Müller. Der Mann hinter der Novemberrevolution, Berlin 2008, S. 171–215.

16 Auf einer großen Versammlung in Berlin hatte Müller verkündet, dass der Weg zur Nationalversammlung nur über seine »Leiche« gehe. *Ullrich*, Die Revolution von 1918/19, S. 46.

17 *Ralf Hoffrogge*, Einleitung, in: *Müller*, Eine Geschichte der Novemberrevolution, S. 11–25, hier: S. 18.

18 *Müller*, Eine Geschichte der Novemberrevolution, S. 523.

19 Ebd., S. 280.

20 *Müller*, Der Obmann als Geschichtsschreiber, S. 133.

21 Ebd., S. 135.

22 Ebd., S. 137.

Regierung der Volksbeauftragten) im Blick gehabt und damit den Vollzugsrat selbst handlungsunfähig gemacht hätten. Mehr noch: Müller bescheinigte Müller dessen »eigene Unzulänglichkeit als Vorsitzender« des Vollzugsrats und das Fehlen »jeglichen Talents zum Führer«. <sup>23</sup> Polemisch hieß es weiter: »Wer eine sächsische Aussprache hat, genießt aber deshalb noch nicht die Vorrechte Treitschkes.« <sup>24</sup> Damit spielte er auf die äußerst einseitige Geschichtsdeutung des aus Sachsen stammenden Historikers Heinrich von Treitschke an, der sich als Berliner Professor zum Apologeten des Borussentums entwickelt hatte. <sup>25</sup>

War der eigentlich als zurückhaltend und konziliant bekannte SPD-Vorsitzende überhaupt willens, die durchaus vorhandenen Leistungen der Trilogie zu würdigen? Oder ließ er sich durch die Diktion der Bände den Blick hierfür verstellen? Gewiss vermochte auch Hermann Müller nicht die im jeweiligen Anhang der Bände befindlichen Dokumente zu ignorieren, die ganz wesentlich zum Wert der Trilogie beitrugen. Er kam nicht umhin, die »zahlreichen Aufrufe, Flugblätter, Protokolle« zu erwähnen, die »für viele manches neue« bringen. <sup>26</sup> Doch stimmte Hermann Müllers gleichzeitig erhobener Vorwurf, der Autor habe nur solches Material ausgewählt, das ihm zur Legitimierung der eigenen Deutung diene, nur teilweise. Denn Richard Müller hatte auch Reden Friedrich Eberts oder Aufrufe des Vollzugsrats und der Volksbeauftragten abgedruckt, die keineswegs einer linksradikalen Diktion folgten. Härter wog indes der Vorwurf, der Autor und frühere Vollzugsratsvorsitzender habe einen größeren Teil der Quellen einfach »annektiert«, »verschleppt« und damit »anderen unzugänglich« gemacht. Des Rezensenten Einwurf, das »Material aus der Vollzugsratszeit« sei auf seinem Antrag in der letzten Vollzugsratsitzung im Dezember 1918 hin zu »je ein[em] Exemplar« für die Parteiarchive der MSPD und USPD bestimmt gewesen <sup>27</sup>, traf zu. <sup>28</sup> Doch ließ sich sein Vorwurf, Richard Müller trage an der Nichtumsetzung dieses Beschlusses die »Hauptschuld« <sup>29</sup>, nicht verifizieren. <sup>30</sup> Denn eigenen Angaben zufolge hatte Richard Müller nur privat angefertigte »Durchschläge« der Exemplare verwendet, die er zudem 1924 dem Reichsarchiv abtrat. <sup>31</sup> Vermutlich hatte Hermann Müller recht, wenn er behauptete, dass es sich bei den Sitzungsprotokollen um von vormaligen Mitgliedern »nicht durchgesehene« Unterlagen handelte. <sup>32</sup>

23 Ebd., S. 141 und 143.

24 Ebd., S. 138.

25 Vgl. *Ulrich Langer*, Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten. Düsseldorf 1998; *Thomas Gerhards*, Heinrich von Treitschke. Wirkung und Wahrnehmung eines Historikers im 19. und 20. Jahrhunderts, Paderborn/München etc. 2013.

26 *Müller*, Der Obmann als Geschichtsschreiber, S. 134f.

27 Ebd., S. 134.

28 *Hoffrogge*, Richard Müller, S. 171, bestätigt diese Abmachung, indem er auf einen entsprechenden Brief Richard Müllers an das SPD-Zentralorgan »Vorwärts« von 1923 verweist.

29 *Müller*, Der Obmann als Geschichtsschreiber, S. 134.

30 Die Originale wurden nach Angaben Richard Müllers im Sommer 1919 von Noske-Truppen bei der Besetzung des Vollzugsrats-Büros vernichtet. Vgl. *Hoffrogge*, Richard Müller, S. 171f.; vgl. *Gerhard Engel/Bärbel Holtz/Ingo Materna* (Hrsg.), Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom Ausbruch der Revolution bis zum 1. Reichsrätekongress, Berlin 1993, S. XLVIIIf.

31 Vgl. *Hoffrogge*, Richard Müller, S. 178. Richard Müller erhielt für die Unterlagen vom Reichsarchiv die Summe von 15.000 RM, mit der er sich eine neue Existenz aufbauen konnte.

32 *Müller*, Der Obmann als Geschichtsschreiber, S. 135. Auch in seinem späteren Buch sprach *Müller*, Die November-Revolution, S. 112, von »nicht verifizierten Protokollen«. Und in der Tat waren die Protokolle »nicht auf ihre völlige Richtigkeit geprüft« worden. *Engel/Holtz/Materna*, Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19, S. XLVII. Dessen ungeachtet werden auch in diesen nicht korrigierten Protokollen Hermann Müllers Gegenpositionen zu den Standpunkten von Richard Müller, Ernst Däumig und Georg Ledebour überaus deutlich. Vgl. etwa Protokoll der Sitzung des Vollzugsrates vom 16.11.1918, in: ebd., S. 73f.

Obwohl der Rezensent die »wünschenswerte Deutlichkeit« des Verfassers hervorhob, dass »Revolutionen nicht gemacht werden können«, sondern von den konkreten gesellschaftlichen Umständen abhingen, kanzelte er die beiden schon erschienenen Bände brüsk ab – diese seien »keine Beiträge angewandter materialistischer Geschichtsauffassung«, sondern Ergebnisse einer »russischen Ausgabe von Karl Marx«. <sup>33</sup> Immerhin machte er sich die »materialistische« Sicht des Autors zu eigen, um das schon 1919 veröffentlichte schmale Buch des anderen vormaligen Obmanns und Volksbeauftragten Emil Barth als Produkt »eitler phantastischer Renommisterei« zu verreißen <sup>34</sup>, der sich in der Tat selbst als »Macher« der Revolution in Szene gesetzt hatte. <sup>35</sup>

Ungeachtet seiner (überzogenen) Kritik kam der Rezensent in seinen beiden Beiträgen zu Einsichten, die sich für das spätere Buchprojekt von erheblichem Wert erweisen sollten: So etwa mit Blick auf die von Richard Müller deutlich unterschätzte Einigungsatmosphäre im November 1918, die er mit dem Hinweis versah, dass der Autor keine Ahnung von der »Revolutionspsychologie der deutschen Arbeiter« habe. <sup>36</sup> Oder aber sein Hinweis darauf, dass diese Revolution trotz anderslautender Deutungen eine »wirkliche Revolution« gewesen sei – wie solle man denn anders den »Sturz der stärksten Militärmonarchie der Welt« beurteilen? <sup>37</sup> Bereits hier in seinen Rezensionen ließ Hermann Müller erkennen, dass er eine frühzeitige Einigung mit dem demokratischen Flügel der USPD schon für November 1918 für möglich und notwendig erachtet hatte, und dass aufgrund dieser fehlenden Einheit Forderungen nach einer Teilsozialisierung bedauerlicherweise nicht bewerkstelligt werden konnten. <sup>38</sup> Diese Einschätzung korrespondierte mit seinem bemerkenswerten Urteil, der Vollzugsrat sei das »Kontrollorgan der Regierung der Volksbeauftragten, sozusagen der Rechtsnachfolger des Reichstags während der Uebergangsperiode der Diktatur des Proletariats« gewesen. <sup>39</sup> Solche deutlich linkeren MSPD-Bewertungen waren im Übrigen nicht erst Ausfluss nachträglicher politischer Ortsbestimmungen <sup>40</sup>; derartige Beurteilungen fanden sich im späteren Werk ebenso wieder wie seine gelungene Beschreibung der machtpolitischen Lage in der Mitte Berlins Ende 1918: »In Wirklichkeit war es so, dass die Volksbeauftragten die Wilhelmstraße beherrschten, Karl Liebknecht über die Hohenzollerndenkmäler in der Siegesallee regierte und Emil Eichhorn [USPD] am Alexanderplatz und seiner nächsten Umgebung absoluter Herrscher war.« <sup>41</sup>

33 Müller, Der Obmann als Geschichtsschreiber, S. 135f.

34 Ebd., S. 136.

35 Vgl. Emil Barth, Aus der Werkstatt der deutschen Revolution, Berlin 1919.

36 Müller, Der Obmann als Geschichtsschreiber, S. 138.

37 Ebd., S. 133.

38 Allerdings scheint Müller in der Sozialisierungsfrage unschlüssig gewesen zu sein. Auf der einen Seite rechtfertigte er mit Kurt Eisners (USPD) Einlassungen, man könne »nicht sozialisieren, wenn kaum etwas da ist, was zu sozialisieren ist«, die Untätigkeit der MSPD, auf der anderen Seite erklärte er aber auch, dass ein »einiges Proletariat [...] auch für die Sozialisierung vielleicht [hätte] mehr tun können«. Ebd., S. 140f. Ausdrücklich wies er auf den großen Nachteil hin, dass der 9. November 1918 »kein sich schnellstens einigendes großes Arbeitergeschlecht vorfand«. Ebd., S. 139.

39 Ebd., S. 141. Fast dieselbe Formulierung von der Diktatur des Proletariats als Übergangsperiode 1918/19 gebrauchte er auch im Buch. Vgl. Müller, Die November-Revolution, S. 89.

40 Schon Krumpholtz, Wahrnehmung und Politik, S. 263–272, hier: S. 272, weist darauf hin, dass Müllers vermittelnde Rolle in der Revolution und seine »ambivalente Haltung« (anders als bei Ebert, Scheidemann oder Noske) keine »nachträgliche Schönfärberei« gewesen sei. Krumpholtz bezieht sich bei dieser Bewertung freilich nur auf Müllers Buch, nicht auf dessen Veröffentlichungen vor 1928.

41 Müller, Die Geburtswunden der deutschen Republik, S. 78. Vgl. die ganz ähnliche Formulierung in: Müller, Die November-Revolution, S. 247.

Bereits in seiner zweiten Rezension von 1926 hatte Hermann Müller durchblicken lassen, dass er sich ein etwas größeres Werk als die bisherigen Beiträge zur Revolution durchaus zutrauen würde: »Wenn ich all die Unrichtigkeiten und Schiefheiten der Müllerschen Darstellungen aufzeigen wollte, müßte ich ein ganzes Buch schreiben.«<sup>42</sup> Als ein weiterer früher Hinweis darauf, selbst ein größeres Werk zur Revolution vorzulegen, darf Müllers Rezension zu den Erinnerungen des früheren kaiserlichen Vizekanzlers (1917/18) und liberalen Politikers Friedrich von Payer gelten. Anders als im Falle Richard Müller lobte der Rezensent an dem Buch des »unbestechlich sachlichen« Payers die »schlichte Sachlichkeit«, die – anders als so viele andere Memoiren – »auf keiner Seite den Eindruck der Rechtfertigung« aufkommen lasse. Dass er überdies Payers Satz »Wenn die einen sprechen und die anderen schweigen, kommt die Geschichte nicht zu ihrem Rechte« mit »sehr richtig« würdigte<sup>43</sup>, verdeutlichte seine Überlegung, den Betrachtungen der anderen vielleicht einmal eigene, natürlich »sachliche« hinzuzufügen. Dieser Eindruck verstärkte sich 1927, als sich Müller in einem Beitrag über Prinz Max von Badens Erinnerungen mit der »Dolchstoßlegende« auseinandersetzte und Ebert vor vermeintlichen Fehlzuschreibungen in Schutz nahm. Bemerkenswert erschien zudem die stärkere Thematisierung der Matrosen-Revolutionäre und der Kriegsursachenforschung, die – deutlicher als im späteren Buch – den deutschen Flottenbau hervorhob.<sup>44</sup>

Seine insgesamt zehn Rezensionen und Aufsätze zu geschichtspolitischen Fragen der neuesten Zeit<sup>45</sup>, die bis in die erste Hälfte des Jahres 1928 erschienen<sup>46</sup>, umfassten circa 80 Seiten und waren eine wichtige und gar nicht hoch genug zu bewertende Vorleistung für das spätere Buch. Die Auseinandersetzungen mit der Revolutions-Trilogie von Richard Müller dürften dabei als entscheidender Anstoß wie auch als wichtigste Herausforderung zu betrachten sein.

## II. DAS BUCH »DIE NOVEMBER-REVOLUTION« (1928)

Für den Partei- und Fraktionsvorsitzenden der SPD war es wohl ein zeitlicher Glücksfall, dass er die Niederschrift seines Buches in dem Moment abgeschlossen hatte, als er zum zweiten Mal das Amt des Reichskanzlers Ende Juni 1928 antrat.<sup>47</sup> Über die Motive seiner Arbeit äußerte er sich sowohl im Buch selbst als auch in seinen Briefen. Am Ende seines ersten Buchkapitels betonte Müller, dass sein Werk »keine Geschichte der deutschen Revolution von 1918, sondern für den späteren Geschichtsforscher eine Quelle sein soll«. Er wolle sich »bemühen, den Ideen- und Stimmungsgehalt jener schweren Zeit so objektiv festzuhalten, wie das einer kann, dem es vergönnt war, den gewaltigen Umsturz des deutschen Verfassungslebens nicht nur aus nächster Nähe zu beobachten, sondern auch an dem

42 Müller, Die Geburtswehen der deutschen Republik, S. 74.

43 Hermann Müller, Die Geschichte des »zu spät«, in: Die Gesellschaft 2, 1925, Bd. 1, S. 426–433, hier: S. 426.

44 Ders., Der letzte Kanzler des Kaiserreichs, in: Die Gesellschaft 4, 1927, Bd. 2, S. 193–209, hier: S. 203 und 207f. Im Buch erklärte Müller, Die November-Revolution, S. 23, hingegen abschwächend, dass der Flottenbau »mit dazu beigetragen« habe, dass das »Mißtrauen gegen eine friedliche Politik Deutschlands immer stärker wurde«.

45 Selbst der längere Nachruf auf Friedrich Ebert fokussierte die Zeit von 1918/19. Vgl. Hermann Müller, Friedrich Ebert, in: Die Gesellschaft 2, 1925, Bd. 1, S. 297–308.

46 Die letzte große Buchbesprechung zu den zweibändigen Memoiren des Fürsten Lichnowsky erschien kurz vor Müllers zweiter Kanzlerschaft. Vgl. Hermann Müller, »Auf dem Wege zum Abgrund«, in: Die Gesellschaft 5, 1928, Bd. 1, S. 113–121.

47 Hermann Müller an Paul v. Hindenburg vom 13.12.1928, AdsD, NL Hermann Müller, 1/HMAG 000004, Bl. 144.

werdenden Neuen ordnend mitzuwirken«.48 In einem Brief an Reichspräsident Paul von Hindenburg wies Müller Ende 1928 noch einmal auf sein eigenes Bemühen um Objektivität hin, erklärte nun aber sein eigentliches inhaltliches Anliegen: Er habe das Buch deswegen »in Druck gegeben, weil ich überzeugt bin, dass über jene Zeit einer werdenden neuen Gesetzlichkeit Positives in der Geschichtsliteratur bisher so gut wie gar nicht erschienen« sei.49 Man darf davon ausgehen, dass dies das eigentliche Anliegen Müllers gewesen ist. Die Weichenstellung von 1918/19 als demokratische Revolution und Grundlage der darauf gewachsenen Weimarer Republik zu beschreiben, war – verbunden mit dem ersten anstehenden zehnjährigen Jubiläum – sein zentrales Motiv und die Gegeninterpretation zu Richard Müller.

Welche Quellen und zeitgenössischen Veröffentlichungen hat Hermann Müller seinem Werk zugrunde gelegt? Diese entscheidende Frage ist nicht ganz leicht zu beurteilen, da er selbst – und anders als der von ihm kritisierte Namensvetter – den eigenen Quellenfundus nicht eindeutig ausgewiesen hat. Fest steht, dass er eigene Unterlagen aus der Vollzugsratszeit benutzt hat. Ob diese Unterlagen aus dem eigenen Privatarchiv stammten oder ob er die seit 1924 im Reichsarchiv lagernden Bestände eingesehen hat, muss offenbleiben. Daneben benutzte Müller veröffentlichte Quellen wie das Protokoll der Verhandlungen des ersten Reichsrätekongresses. Hinzu kamen eigene Aufzeichnungen, Erfahrungen und Erkenntnisse. Über die benutzten zeitgenössischen Veröffentlichungen gibt der schmale bibliografische Überblick am Ende des Buches hinreichend Auskunft, der die Trilogie von Richard Müller ebenso umfasst wie etwa die frühen Werke von Eduard Bernstein und Emil Barth. Beachtlich ist zudem die – gezielt zeitgenössische Zeitungen und Interviews einbeziehende – Medienanalyse.50

Auffällig ist weiter, wie häufig Müller auf Bernstein als Kronzeugen für bestimmte Revolutionszäsuren zurückgriff.51 Augenscheinlich wollte er umstrittene Entscheidungen der MSPD mit der argumentativen Hilfe des früheren USPD-Mitglieds Bernstein absichern, um so einem Teil der wieder in der Partei befindlichen Linken (nämlich der Rest-USPD) von derartigen Weichenstellungen nachhaltiger zu überzeugen. Warum aber legte Müller überhaupt ein eigenes Revolutionswerk vor, wenn er denn Bernsteins Buch, das im hohen Maße MSPD-Positionen enthielt, um ein eigenes Vorwort erweitert vielleicht erneut hätte herausgeben lassen können? Gegen eine solche Überlegung dürfte wohl die persönliche Herausforderung durch Richard Müller und der in diesem Kontext an Gewicht erhaltene Vollzugsrat gestanden haben, der in Bernsteins Werk kaum eine Rolle spielt. Bleibt noch die Frage zu beantworten, warum Müller mit keinem Wort das gleichfalls profunde Werk von Heinrich Ströbel erwähnte, der sogar zwei Jahre vor der Vereinigung von 1922 zur MSPD zurückfand.52 Lag es daran, dass Müllers Interpretation eine größere Nähe zu Bernstein aufwies als zu Ströbel, dessen demokratisch-sozialistische Diktion viel eher die Versäumnisse der Revolution beschwor und die innerparteiliche Spaltungsgeschichte ab 1914 detailliert schilderte?53

48 Müller, Die November-Revolution, S. 22.

49 Hermann Müller an Paul v. Hindenburg vom 13.12.1928, AdsD, NL Hermann Müller, 1/HMAG 000004, Bl. 144.

50 Vgl. etwa Müller, Die November-Revolution, S. 82.

51 Vgl. ebd., S. 56.

52 Ströbel, der für die USPD im Winter 1918/19 als paritätischer preußischer Ministerpräsident amtiert hatte, war unmittelbar danach aus der Politik ausgeschieden, um sich – wie schon vor 1918 – der Publizistik zu widmen. Seit 1924 gehörte der frühere Chefredakteur des »Vorwärts« (bis 1916) als SPD-Abgeordneter dem Deutschen Reichstag an. Vgl. *Lothar Wieland*, »Wieder wie 1914!« Heinrich Ströbel (1869–1944). Biografie eines vergessenen Sozialdemokraten, Bremen 2009.

53 Zur Spaltungsgeschichte aus Sicht der USPD vgl. *Ströbel*, Die deutsche Revolution, S. 7–33. Obwohl Ströbel als »Vorwärts«-Chefredakteur Ende 1916 gekündigt worden war und Müller daran einen Anteil hatte, blieb dieser namentlich unerwähnt.



Müllers Anliegen und sein Anspruch, ein quellengestütztes Werk vorzulegen, war letztlich für die hybride Anlage des Bandes verantwortlich. Insofern erscheint der Titel des Werkes »Die November-Revolution« mit dem Untertitel »Erinnerungen« sogar symbolisch für diese Art der Hybridität. Auch wenn Müller selbst vorgab, keine »Geschichte« der Revolution zu liefern, sondern nur eine »Quelle« für den späteren Historiker, deutete der Haupttitel etwas anderes an. Und in der Tat wollten diese Memoiren mehr sein als eine bloße Addition von Anekdoten: Die Erinnerungen an bestimmte Phasen und Zäsuren der Revolution verschränkten sich mit grundsätzlichen Analysen der Politik der MSPD, des Rats der Volksbeauftragten und des Berliner Vollzugsrats. Dies wird auch deutlich bei der Darstellungsweise: In manchen Kapiteln überwog die Ich-Form des Erzählers, in anderen Kapiteln kam diese kaum zum Tragen, vor allem dort, wo Müller die Ereignisse nur aus der Ferne und vom Hörensagen kannte und deshalb auf nachträgliche Recherchen angewiesen war. Die hybride Form der Darstellung spiegelte sich auch in ihrer Gliederung, die in 18 Kapiteln die Geschichte der Revolution zu fokussieren versuchte – angefangen von den »Ursachen der Revolution« 1914/18 über die wichtigsten Zäsuren und Entwicklungen bis »zur neuen Gesetzlichkeit« Anfang 1919.<sup>54</sup> Die später als zweite Phase der Revolution benannte Zeit (Frühjahr 1919) sparte er aus, womit er auch in der Periodisierung Bernstein und nicht Ströbel<sup>55</sup> oder Richard Müller folgte.<sup>56</sup>

Wie viel Selbstdarstellung und Selbstrechtfertigung steckte nun in dem Band und wie stand es um Müllers gebetsmühlenartig wiederholten Anspruch um größtmögliche Objektivität? Festzuhalten ist, dass Müllers Darstellung keinen (größeren) Wert auf die Selbstrechtfertigung des eigenen Vorgehens und die Befriedigung eigener Ambitionen legte; an diesem Punkt waren sich – wie noch zu sehen sein wird – sogar die allermeisten Rezensenten einig. Das Bemühen um ein hohes Maß an Objektivität verschmolz allerdings mit seinem Bestreben, die Grundzüge mehrheitssozialistischer Politik zu rechtfertigen. Ihm kam es auf die Beweisführung an, weshalb die MSPD (vermeintliche) Handlungsspielräume ungenutzt ließ – sei es nun im Falle der Sozialisierung, der Militärreform oder der Gewalteskalation zur Jahreswende 1918/19. Aufgrund der besonderen Motivation des Autors war es gewiss kein Zufall, dass vor allem die Geschichte des Berliner Vollzugsrats einen größeren Umfang einnahm. Hier lieferte Müller die von ihm als notwendig befundenen Korrekturen zur Deutung seines Namensvetters. An diesen Stellen wird aber ebenso deutlich, dass es Müller geschickt verstand, seine Verdienste um die Einführung der demokratischen Republik und des Frauenwahlrechts herauszustreichen.<sup>57</sup> Überdies nutzte er sein Buch, um »Richtigstellungen« in eigener Sache vorzunehmen, die es ihm ermöglichten, sich als Wahrer der Pressefreiheit auszuweisen.<sup>58</sup>

Wenn im Folgenden nur bestimmte Ereignisse und Zäsuren in Müllers Darstellung Beachtung finden, so geschieht das mit Blick auf die hier zutage tretenden Beurteilungskriterien des Verfassers. Schon im ersten Kapitel seines Buches (»Ursachen der Revolution«) fällt auf, welche Themen Müller ventilierte und welche nicht. Wie schon in seinen ersten

54 Das Urmanuskript umfasste 20 Kapitel. Zwei Kapitel wurden textlich jedoch nur teilweise gestrichen: Die ursprünglich ersten beiden Kapitel »Hatten wir überhaupt eine Revolution?« und »Die Revolution bereitet sich vor« wurden zu einem Kapitel zusammengelegt, das ursprünglich 19. Kapitel »Die Berner Konferenz« stark gestrafft und in das 18. Kapitel »Die neue Gesetzlichkeit« inkorporiert. Vgl. Manuskript »Die November-Revolution«, AdsD, NL Hermann Müller, Box 2.

55 Ströbels Darstellung endete mit dem Kapp-Putsch 1920.

56 Richard Müllers Darstellung endete wiederum mit dem »Bürgerkrieg« im Frühjahr 1919, womit er die heutige Periodisierung vorwegnahm. Vgl. *Eberhard Kolb/Dirk Schumann*, *Die Weimarer Republik*, 8., überarb. u. erw. Aufl., München 2013, S. 171 f.

57 *Müller*, *Die November-Revolution*, S. 19 und 127–130.

58 *Ebd.*, S. 67.

Aufsätzen von 1925/26 legte er großen Wert auf die Feststellung, dass im November 1918 eine Revolution stattgefunden habe. Damit wandte er sich zum einen gegen »heute noch mit den Ergebnissen der Revolution unzufriedene Republikaner«, die der genannten Zäsur die revolutionäre Bedeutung absprachen, und zum anderen gegen jene, die behaupteten, dass eine Revolution wegen der Verfassungsänderungen vom Oktober 1918 »gar nicht mehr nötig gewesen« sei.<sup>59</sup> Für Müller bedeutete der November 1918 die entscheidende Zäsur – nämlich das »Ende des Obrigkeitsstaates«. Vom Volk gestürzt worden sei der den »Volkswillen verachtende, sich auf die preußischen Bajonette stützende Halbabsolutismus Wilhelm II.« mit der »vollkommensten Militärmaschine der Welt«. Das Volk habe sein »Schicksal selbst in die Hand« genommen und einen »Systemwechsel« herbeigeführt.<sup>60</sup> So sehr Müllers fast schon politikwissenschaftlich anmutende Bewertung der 1918er-Zäsur<sup>61</sup> plausibel erscheint, so sehr hielt er sich doch mit der Thematisierung längerfristiger Ursachen der Revolution und der Spaltungsgeschichte der eigenen Partei zurück. Dadurch, dass die Darstellung erst 1917/18 einsetzte, umging er die »Burgfriedenspolitik« der Partei und die eigene Rolle bei der Absicherung dieser Politik – so etwa seine umstrittene Rolle bei der Entlassung der linken »Vorwärts«-Redakteure 1916 und seine wenig zimperlichen Einlassungen gegen den früheren Partei-Ko-Vorsitzenden Hugo Haase.<sup>62</sup> Mit seinen Hinweisen auf ungenutzte Chancen einer Kriegsbeendigung schon 1917 wollte er wohl immerhin die Friedensfähigkeit der eigenen Partei bekräftigen.<sup>63</sup> Die geschichtspolitische Deutung von 1928 machte sich schon im ersten Kapitel bemerkbar.<sup>64</sup>

Besonders hervorzuheben ist indessen seine überzeugende Argumentation gegen die »Dolchstoßlegende« der gegenrevolutionären Kräfte: Eindrücklich schilderte er den Abfall mehrerer verbündeter Staaten des Deutschen Reiches seit September 1918 und die Tatsache, dass es die Oberste Heeresleitung (OHL) gewesen war, die der politischen Führung zur Aufnahme von Waffenstillstandsverhandlungen geraten habe. An eine Fortsetzung des Kriegs bis Jahresende 1918 hätten nur »Wahnsinnige« denken können. Im gleichen Atemzug wies er ebenso überzeugend Behauptungen zurück, wonach Flugblätter des Spartakusbundes den Krieg »entschieden« und mit sowjetischem Geld »die deutsche Revolution [...] gemacht« worden sei.<sup>65</sup> Mit seinem Hinweis darauf, dass Revolutionen »nicht gemacht«

59 Dieser Hinweis könnte dem gleichfalls 1928 erschienenen Werk von Arthur Rosenberg gegolten haben, der die Oktoberreformen von 1918, also die Erweiterung der Machtbefugnisse des (kaiserlichen) Reichstags, herausstrich und der starken Kontinuität der (parlamentarischen) Entwicklung über das Jahr 1918 hinaus das Wort redete. Vgl. *Arthur Rosenberg*, Entstehung der Weimarer Republik, Hamburg 1991 (zuerst 1928), S. 223f. und 239–242.

60 Müller, Die November-Revolution, S. 7.

61 Vgl. *Alexander Gallus*, Deutsche Revolution 1918/19: Die Etablierung der Weimarer Republik, in: *ders.* (Hrsg.), Deutsche Zäsuren. Systemwechsel seit 1806, Köln/Weimar etc. 2006, S. 133–163, hier: S. 137f. Gallus orientiert sich seinerseits am Modell von Wolfgang Merkel.

62 Vgl. *Reichel*, Der tragische Kanzler, S. 47.

63 Vgl. Müller, Die November-Revolution, S. 8.

64 Als »nachträgliche Interpretation« bezeichnete schon Eberhard Kolb Müllers Einlassung, der Ausbruch der Revolution sei bereits Ende Oktober 1918 sicher gewesen. Der MSPD-Parteivorstand und Müller selbst hatten an die Vermeidbarkeit der Revolution jedoch noch Anfang November 1918 geglaubt und danach gehandelt. Vgl. *Eberhard Kolb*, Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918/19, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1978, S. 30 (zuerst 1962).

65 Müller, Die November-Revolution, S. 12f. Dessen ungeachtet schilderte er einzelne Geldüberweisungen der Bolschewiki an USPD-Politiker, die jedoch für den Gesamtverlauf vernachlässigungswert geblieben seien. Zum Umfang der materiellen Unterstützung der deutschen Linksozialisten durch die Bolschewiki vgl. *Alexander Vatlin*, Die diplomatische Vertretung Sowjetrusslands in Berlin und die deutschen Linksozialisten 1918, in: *Wladislaw Hedeler* (Hrsg.), Die russische Linke zwischen März und November 1917, Berlin 2017, S. 175–186.

werden können, sondern sich »aus den gesellschaftlichen Zuständen« entwickeln<sup>66</sup>, erwies sich Müller als historischer Materialist, als der er ja auch – wie seine Aufsätze zeigen – wahrgenommen werden wollte.<sup>67</sup>

Das zweite Kapitel seines Buches (»Meine Reise nach Hamburg und Kiel«) darf vermutlich als das am stärksten subjektiv geprägte bezeichnet werden, das zudem in inhaltlicher Hinsicht ein besonderes war. Müllers Fahrt in die ersten Revolutionsgebiete vom 6. bis 9. November 1918 schnitt ihn zwar von den Vorgängen in Berlin ab, bot ihm aber die Möglichkeit, mit Hugo Haase einen Mann zu würdigen, der denselben Zug bestiegen hatte, um für die USPD in die Vorgänge in Hamburg und Kiel einzugreifen. Das nicht geplante Zusammentreffen und die gemeinsame Rückfahrt nach Berlin gaben Müller die Möglichkeit, den 1919 ermordeten Führer der USPD als Weggefährten und Bruder im Geiste vorzustellen (»Sein Rat war sehr begehrt«).<sup>68</sup> Immer wieder – so Müller – seien beide Führer gerade in kleineren Städten von Arbeitern und Soldaten beschworen worden, jetzt zusammenzugehen. Auch Haase sei schon auf der Fahrt von der »Notwendigkeit eines Zusammengehens beider Parteien zur Durchführung der Revolution überzeugt« worden.<sup>69</sup> Für Dritte nicht nachprüfbar, schilderte Müller die menschliche und geistige Nähe zu Haase – so konnten die Lesenden den Eindruck gewinnen, beide Führer hätten die Einheit schon vorgelebt und ein Stück weit die spätere gemeinsame Revolutionsregierung vorvollzogen. Mit Blick auf 1928 konnte oder sollte wohl auch der Eindruck entstehen, dass sich Haases Erbe beim neuen Parteiführer Müller in den besten Händen befinde.

Die Würdigung der (rechten) Führer der USPD zog sich durch das gesamte Buch und kulminierte im Kapitel über den biografisch-politischen Hintergrund des »Rates der Volksbeauftragten«: Dass Müller die drei Volksbeauftragten der MSPD (Friedrich Ebert, Philipp Scheidemann, Otto Landsberg) durchweg positiv thematisierte, wobei er Ebert gezielt hervorhob, verstand sich von selbst; Ebert war als Badener »sozusagen Demokrat von Geburt«. Doch würdigte er ebenso Hugo Haase und Wilhelm Dittmann (beide USPD).<sup>70</sup> Im Falle Haase thematisierte Müller nun auch die Spaltung der Partei, ohne jedoch Kritik an Haases Verhalten zu üben. Haase blieb der »glänzende Jurist«, der »uneigennützig Helfer und Berater der Armen und Getretenen«, der klare Verfechter einer parlamentarischen Demokratie und überdies ein unbedingter Gegner von Revolutionstribunalen.<sup>71</sup> Im Falle Dittmann ging Müller sogar so weit, dessen Reichstagsreden »gegen die Zensur und die Schutzhaft« während der »Militärdiktatur« im Krieg ebenso herauszustreichen wie dessen Festungshaft im Jahre 1918.<sup>72</sup> Diese Art der Würdigung überraschte, ließen sich doch damit Fragen nach der Haltung von MSPD-Politikern während der »Militärdiktatur«<sup>73</sup> formulieren. Im Falle des dritten, linken USPD-Volksbeauftragten Emil Barth markierte Müller dann die Grenze zwischen dem rechten und dem linken Flügel dieser Partei, dem er attestierte, den Umbruch »in sklavischer Nachahmung russischer Methoden [...] russisch weiter treiben« zu wollen.<sup>74</sup>

66 Müller, *Die November-Revolution*, S. 13.

67 Vgl. Müller, *Der Obmann als Geschichtsschreiber*, S. 135f.

68 Müller, *Die November-Revolution*, S. 36.

69 Ebd., S. 39.

70 Vgl. ebd., S. 74–78, Zitat S. 75.

71 Ebd., S. 76, 129 und 133. Haase habe sich – so Müllers Erinnerungen – bei allen Besprechungen über die Einführung von Revolutionstribunalen gegen diese gewendet, da »nie gewiß sei, wer zuletzt aktiv und wer passiv mit ihnen zu tun bekomme«. Ebd., S. 133.

72 Ebd., S. 77f.

73 Zur inhaltlichen Relevanz dieses Begriffes vgl. *Manfred Nebelin*, *Ludendorff. Diktator im Ersten Weltkrieg*, München 2010.

74 Müller, *Die November-Revolution*, S. 66.

Der rechte Flügel der USPD war für ihn also Teil der Sozialdemokratie und als solcher zu würdigen. Die Tatsache, dass die SPD-Reichstagsfraktion 1928 circa 40% ehemalige (rechte) USPD-Funktionäre umfasste (mit Dittmann an der Spitze)<sup>75</sup> und Müller als Partei- und Fraktionschef Rücksicht nehmen musste, mag bei dieser Beurteilung eine gewisse Rolle gespielt haben, entscheidend war sie aber nicht, da Müller ohnehin für seinen integrativen Kurs bekannt war.<sup>76</sup> Dieser Integrationskurs dürfte wohl auch der Grund dafür gewesen sein, eine noch im Manuskript auftauchende längere Würdigung Gustav Noskes vor dem Druck zu tilgen.<sup>77</sup>

Wie schon erwähnt, widmete Müller einen erheblichen Teil seines Werkes der Tätigkeit im Vollzugsrat der ASR, dem »Reichstagersatz«<sup>78</sup> während der Revolutionszeit. Gerade weil dieses Gremium »jeder Homogenität«<sup>79</sup> entbehrte (unter den 28 Mitgliedern befanden sich sowohl MSPD- und linke USPD-Mitglieder als auch Soldatenvertreter)<sup>80</sup>, jedoch den »Rat der Volksbeauftragten« zu kontrollieren versuchte und die darin vertretene radikale Linke darüber hinausgehende machtpolitische Ambitionen verfocht, verstand sich Müller als »Brückenbauer« zwischen den Gremien, was vor allem hieß: als Gesprächspartner des Volksbeauftragten Ebert. Er wollte so »Reibungen«, die »sich oft bedenklich häuften«, beseitigen, wohl wissend, dass der Vollzugsrat »mehr in der revolutionären Atmosphäre atmete«.<sup>81</sup> Obwohl Müller für die revolutionäre Un-Ordnung größeres Verständnis zeigte als andere Spitzenfunktionäre der MSPD<sup>82</sup>, dürfte er aber nicht nur einfach »Brückenbauer« gewesen sein – schon Eberhard Kolb hat darauf hingewiesen, dass Müller und Ebert ihr Vorgehen kühl kalkuliert und abgestimmt haben, um den Einfluss der radikalen Linken einzudämmen.<sup>83</sup> Kritisch äußerte sich Müller über die schwerfällige Arbeitsweise des Vollzugsrats, was er am Beispiel einer Resolution gegen den aufkommenden Antisemitismus illustrierte. Bemerkenswert war dagegen die im Vollzugsratskontext platzierte Würdigung des Beamtentums und der Sozialliberalen Hugo Preuß und Max Weber, die er als wichtige Partner in Erinnerung rief.<sup>84</sup>

Doch wollte Müller mit seinem Werk auch »Legenden« zerstören, die andere – wie Prinz Max von Baden – in die Welt gesetzt hätten: Dass Ebert die »soziale Revolution« hasse

75 Vgl. *Reichel*, *Der tragische Kanzler*, S. 371f.

76 Als Beispiel für viele sei Müllers Umgang mit der SPD-Reichstagsabgeordneten Toni Sender, der engagierten früheren USPD-Mitbegründerin, genannt. Obwohl sie in der wiedervereinigten Partei zum linken Flügel zählte, bedachte sie Müller mit wichtigen Aufgaben. Sender wiederum beschrieb Müller als Menschen mit einem »starken Verantwortungsgefühl« und einem Hang zu »fast übertriebener Objektivität«. Im privaten Umgang sei er »witzig und humorvoll« gewesen, im politischen Wirken eher nüchtern; allerdings sei er »nicht genug Kämpfer« gewesen. In den Flügelkämpfen der Partei habe sie ihn immer als »galanten« und »ritterlichen Gegner« wahrgenommen, mit dem eine Debatte »auf sehr hohem Niveau« geführt werden konnte. Vgl. *Toni Sender*, Autobiographie einer deutschen Rebellin, hrsg. v. *Gisela Brinker-Gabler*, Frankfurt am Main 2015 (zuerst engl. 1939), S. 235–237.

77 Vgl. Manuskript »Die November-Revolution«, S. 476. Die Würdigung bezog sich allerdings nicht auf den selbsternannten »Bluthund«, sondern auf dessen allgemeine organisatorische Qualitäten.

78 *Müller*, *Die November-Revolution*, S. 127.

79 Ebd., S. 91.

80 Die Mitgliederzahl wuchs allmählich auf 45 an. Vgl. ebd., S. 107.

81 Ebd., S. 104.

82 Vgl. *Krumpholz*, *Wahrnehmung und Politik*, S. 268f.

83 Dabei ging Müller deutlich flexibler vor als Ebert. Vgl. *Kolb*, *Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918/19*, S. 126 und 134.

84 *Müller*, *Die November-Revolution*, S. 107–109, 112f. und 125f. Eine tabellarische Aufstellung über den Haushalt des Vollzugsrats hatte Müller vor der Drucklegung wieder gestrichen. Vgl. Manuskript »Die November-Revolution«, S. 399f.

»wie die Sünde«, könne schon deswegen nicht stimmen, da Ebert ja »geschulter Marxist« gewesen sei und in »unzähligen Vorträgen über den Begriff der sozialen Revolution vor Tausenden von Zuhörern« gesprochen habe. Dessen Äußerung könne sich also nur auf die »bolschewistische Revolution« bezogen haben. Die zweite »Legende« – der Ebert-Groener-Pakt zur »Niederkämpfung der Revolution« – versuchte Müller mit dem Hinweis zu relativieren, dass beide Männer das Ziel verfolgt hätten, »ohne tiefgreifende Erschütterungen zu einem Frieden zu kommen« und das deutsche Volk in einer Nationalversammlung über sein politisches Schicksal selbst bestimmen zu lassen.<sup>85</sup> Von einer »Pakt«-Anbahnung könne auch deswegen keine Rede gewesen sein, da Ebert ohnehin »große Stücke« auf den Ludendorff-Nachfolger Wilhelm Groener gehalten habe.<sup>86</sup> Auch Müller selbst stellte sich vor Groener, dem er bescheinigte, in schwerster Zeit »Verantwortung« übernommen zu haben. Zudem platzierte er den Hinweis, dass Groener dafür »heute noch« von rechtsradikaler Seite »aufs schärfste persönlich angegriffen« werde.<sup>87</sup> Fast im gleichen Atemzug legitimierte Müller den »direkten Draht« zwischen der OHL (Groener) und Ebert.<sup>88</sup> Verteidigte Müller als Kanzler Groener deshalb so vehement, weil dieser seit Sommer 1928 als Reichswehrminister Mitglied seines eigenen Kabinetts war? Wie dem auch sei – es gelang Müller nicht, diese »Legenden« tatsächlich zu zerstören.

Müllers und Eberts Sympathien für Groener färbten aber auf die Beurteilung der »Hamburger Punkte« für eine durchgreifende Militärreform ab: Müller rechtfertigte mit Groeners Argumenten – keine Demobilisierung ohne OHL – die letztlich Ablehnung der »Hamburger Punkte«, obwohl diese sogar von mehrheitssozialistischer Seite verfasst und auf dem ersten Reichsrätekongress (Dezember 1918) beschlossen worden waren. Für das Ausbleiben einer – ebenfalls dort beschlossenen – »unverzüglichen« Sozialisierung der dazu »reifen« Industrien (vor allem des Bergbaus) machte er die bürgerkriegsähnlichen Ausschreitungen in Berlin Anfang Januar 1919 verantwortlich, in deren Folge es keine dafür notwendige sozialistische Mehrheit in der Nationalversammlung gegeben habe.<sup>89</sup> Doch diese Argumentation erscheint nicht wirklich konsistent, denn an einer anderen Stelle im Buch sprach er davon, dass infolge der »ungeheuren Verluste an Volkskraft und Volksvermögen die Vollsozialisierung nicht glatt« habe durchgeführt werden können.<sup>90</sup> Doch wer wollte eigentlich Ende 1918 eine »Vollsozialisierung« ins Werk setzen?<sup>91</sup> Der Reichsrätekongress hatte ja realistischere Weise nur eine schmale Teilsozialisierung – eben des Bergbaus – beschlossen. Sollte der Hinweis auf die nicht realisierbare »Vollsozialisierung« kaschieren, dass die Revolutionsregierung nicht einmal in der Lage gewesen war, »unverzüglich« die schmale Teilsozialisierung in Angriff zu nehmen?<sup>92</sup> Oder war sich Müller selbst nicht ganz im

85 Müller, *Die November-Revolution*, S. 75f.

86 Ebd., S. 172.

87 Ebd., S. 76.

88 Ebd., S. 172. Die geheime Telefonverbindung legitimierte Müller mit dem Hinweis, dass dadurch »spartakistische Spitzel« die Gespräche nicht hätten abhören können.

89 Ebd., S. 207.

90 Ebd., S. 281.

91 Diese Forderung wurde nur in Sachsen erhoben, wo in Kreisen der MSPD (!) ein elaborierter Plan für eine Vollsozialisierung plus Zentralwirtschaftsamt ausgearbeitet wurde. Vgl. Günther Sandner, *Otto Neurath. Eine politische Biographie*, Wien 2014, S. 109–121; Karsten Rudolph, *Die sächsische Sozialdemokratie vom Kaiserreich zur Republik 1871–1933*, Weimar/Köln etc. 1995, S. 215f.; Mike Schmeitzner, *Alfred Fellisch 1884–1973. Eine politische Biographie*, Köln/Weimar etc. 2000, S. 119–122.

92 Laut Heinrich August Winkler, *Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik. Von der Revolution zur Stabilisierung 1918 bis 1924*, Berlin/Bonn 1984, S. 79f., hätte eine »Enteignung der autoritärsten Gruppe des Unternehmerlagers [...] das antidemokratische Potential innerhalb der deutschen Machelite erheblich geschwächt«.

Klaren darüber, ob und wie viel Sozialisierung nötig gewesen wäre? Schon sein erster Aufsatz scheint in diese Richtung zu weisen.<sup>93</sup>

Die Auflösung der gemeinsamen Regierung aus MSPD und USPD Ende Dezember 1918 wurde von Müller aus Sicht der MSPD rekonstruiert, doch trug er die Argumente der USPD sachlich-dokumentarisch vor. Allerdings vermochte er die Frage nicht zufriedenstellend zu beantworten, weshalb Ebert Truppen der OHL zum Angriff auf Schloss und Marstall in Berlin anforderte, um den dort von der Volksmarinedivision gefangen genommenen Stadtkommandanten Otto Wels (MSPD) zu befreien? War der MSPD-Funktionär bei einem Angriff nicht viel stärker mit dem Tod bedroht als bei einer Verhandlungslösung? Müller selbst zog sich bei seiner Bewertung auf Bernstein zurück, der in seinem Buch von 1921 den darauf folgenden Rücktritt von Haase, Dittmann und Barth zwar als »menschlich« verständlich, doch politisch als unbegründet erachtet hatte. Die drei USPD-Politiker habe wohl die Perspektive, den bis dahin ihrer Partei zugehörigen Linksradikalen mit der vielleicht doch »notwendigen Repression« gegenüberzutreten, geschreckt.<sup>94</sup>

Die »notwendige Repression« gegen die Linksradikalen versuchte Müller in einem der letzten Kapitel (»Der Januaraufstand 1919«) zu rechtfertigen. Minutiös zeichnete er dabei den von den Linksradikalen initiierten Aufstand gegen die Regierung der MSPD nach, wobei er die Dramatik für die eigene Seite hervorhob: Nach der Eroberung der Pressehäuser und von öffentlichen Gebäuden durch die Aufständischen habe ihn Ebert zu sich bestellt und mit der Bildung einer neuen Regierung außerhalb Berlins beauftragt, falls die Lage in der Hauptstadt unhaltbar geworden wäre.<sup>95</sup> Dass es dazu nicht kam, lag in der von Müller eindringlich geschilderten Mobilisierungsfähigkeit der eigenen Partei begründet. Dass die darauf einsetzenden Verhandlungen nach mehreren Tagen scheiterten, habe freilich einzig und allein an der Weigerung der Aufständischen gelegen, das »Vorwärts«-Haus der MSPD freizugeben. Er – Müller – habe jedenfalls die Verhandlungen nicht so weit verzögert, bis die Pressehäuser mit der wachsenden militärischen Macht der Regierung zurückerobert hätten werden können.<sup>96</sup> Gewiss versuchte Müller auch in diesem Kapitel zu differenzieren, so, wenn er etwa die ernsthaften Bemühungen des Verhandlungsteams der rechten USPD (Karl Kautsky, Wilhelm Dittmann und andere) herausstrich. Allerdings rechtfertigte er nirgends stärker als an dieser Stelle den massiven Einsatz von Gewalt. Gerade in diesem Kapitel klang seine Motivation, endlich mit den Linksradikalen »abzurechnen«<sup>97</sup>, besonders stark an. Doch dürfte nicht genau diese Motivation<sup>98</sup> seinem Verhandlungswillen und damit einer weniger blutigen Lösung abträglich gewesen sein?<sup>99</sup>

93 Vgl. Müller, Der Obmann als Geschichtsschreiber, S. 141f.

94 Müller, Die November-Revolution, S. 238.

95 Ebd., S. 237f.

96 Diesen Vorwurf Kurt Rosenfelds, des Verteidigers im Ledebour-Prozess 1919, erwähnte Müller, ebd., S. 266.

97 Der Aufruf der Regierung vom 8.1.1919 endete nicht von ungefähr mit dem Satz: »Die Abrechnung naht.« Zit. nach: ebd., S. 264.

98 Mit Blick auf die erneute Besetzung des »Vorwärts«-Gebäudes, die erste war am 25.12.1918 kurzzeitig erfolgt, äußerte Müller: »Wir waren nicht gesonnen, uns etwas Aehnliches zum zweiten Male bieten zu lassen.« Ebd., S. 266.

99 Dass ein ausgewiesener militärischer Führer wie Major Franz von Stephani zögerte, das »Vorwärts«-Gebäude mit seiner regierungstreuen Truppe zu stürmen, schildert Müller, Die November-Revolution, S. 267, selbst. Laut Richard Müller (Müller, Novemberrevolution, Bd. 3, S. 574f.), der sich auf die Protokolle des später eingesetzten Untersuchungsausschusses des Preußischen Landtags stützte, habe von Stephani sogar eine Verhandlungslösung vorgezogen, um größere Verluste unter seiner Truppe zu vermeiden. Eine der detailreichsten und differenziertesten Darstellungen zur Verhandlungsfrage bietet immer noch Kolb, Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918/19, S. 232–240.

Müllers Diktum, »trotz des Januaraufstandes und auch des späteren Märzputsches, der noch mehr Opfer« als die 156 Toten im Januar gekostet habe, bleibe die »deutsche Revolution von 1918/19 eine der unblutigsten Revolutionen der Weltgeschichte«, bedarf zumindest der Relativierung. Nimmt man die französischen und die britischen Revolutionen und gar die russische Doppelrevolution von 1917/18 zum Maßstab, dann fiel die Opferträchtigkeit der deutschen Revolution von 1918/19 in der Tat deutlich geringer aus. Allerdings erreichte die Zahl der Opfer in Deutschland erst nach dem von Müller deklarierten Ende der Revolution im Februar 1919 erschreckende Ausmaße: Im Gefolge des von ihm bereits angedeuteten Märzputsches 1919 in Berlin starben nach offizieller Darstellung allein 1.200 Menschen, in München folgten im Mai 1919 noch einmal mindestens 1.000 Tote.

Auch wenn Hermann Müller diese zweite Phase der Revolution ausblendet und Mark Jones vornehmlich diese wiederum als Beleg für seine Revolutionsgeschichte der Gewalt heranzieht, so lässt sich die Durchsetzung der parlamentarischen Demokratie in Deutschland nicht einfach als eine blutgetränkte und von »Gründungsmassakern« gekennzeichnete Übergangszeit beschreiben.<sup>100</sup> Das schließt Kritik am überschießenden Einsatz von (militärischer) Gewalt durch den Volksbeauftragten und Wehrminister Gustav Noske (MSPD) nicht aus, der Verhandlungslösungen wenig zugeneigt war. Im Übrigen fand Müller selbst deutliche Worte der Kritik, als er Gefangenenerschießungen durch Stephanis Truppe als »durch nichts zu entschuldigenden kaltblütigen Mord« bezeichnete und den Doppelmord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg als ein »Verbrechen«, das nicht die »erwartete gerichtliche Sühne gefunden« habe.<sup>101</sup>

Gerade mit Blick auf Luxemburg und Liebknecht wird deutlich, dass Müller nicht gewillt war, politische Gegner zu dämonisieren, so wie es andere – vor allem Noske – taten.<sup>102</sup> Auch linksradikale Gegner waren Persönlichkeiten, die der differenzierten Darstellung bedurften. Besonders einprägsam gelang ihm die Charakterisierung von Rosa Luxemburg, die Müller bereits vor der Jahrhundertwende kennen- und schätzen gelernt hatte. Gewiss hätten sich beide schon vor 1914 »immer weiter auseinander« entwickelt, und fest stünde ebenso, dass ihre in der Revolutionszeit geschriebenen Artikel »von beißender Schärfe« gewesen seien. Doch auch jene, die nicht mit ihren »Auffassungen einverstanden« gewesen seien, hätten in der »Lektüre vieler ihrer wissenschaftlichen Arbeiten reiche Anregung« gefunden. Vor allem mit ihrem im Gefängnis geschriebenen und erst 1921 veröffentlichten Essay zur Russischen Revolution, in der sie die Parteidiktatur der Bolschewiki kritisierte, sei sie »uns als Denkerin näher« geblieben »als den Spartakisten«. Im Nachhinein bedauerte Müller gar, dass Luxemburgs »starker Geist« auf ihren »Mitkämpfer Liebknecht leider wenig Einfluß« gehabt habe. Dieser habe sich vom »vorsichtigen Taktiker« der Vorkriegszeit zum »bedenkenlosen Agitator« entwickelt.<sup>103</sup>

100 Vgl. *Mark Jones*, Am Anfang war Gewalt. Die deutsche Revolution 1918/19 und der Beginn der Weimarer Republik, Berlin 2017, S. 253 und 258f.

101 *Müller*, Die November-Revolution, S. 268 und 274.

102 In seinem 1920 veröffentlichten Rechtfertigungswerk glossierte Noske seine politischen Gegner wahlweise als »Maulhelden«, »gewissenlose Menschen«, Personen, die »in wahnwitzig verbrecherischer Weise« handelten, »kommunistische Narren«, »Phantasten und Narren« oder als Leute, die sich »größenwahnsinnig gebärdeten«. Wahlweise unterstellte er politischen Gegnern auch »zynische Frechheit«, »verlogenste Hetzerei« oder »blödes Geschwätz«. Die Münchener Räterepublik war für ihn nur ein »Karneval des Wahnsinns«. *Noske*, Von Kiel bis Kapp, S. 73, 79, 87, 89, 101, 126 und 136. In seinem im ›Dritten Reich‹ geschriebenen zweiten Memoirenwerk, das nach dem Krieg erschien, glossierte er dann all jene, die die staatliche Ordnung störten, als »bedenkliche Elemente« und »Psychopathen«. *Gustav Noske*, Erlebtes aus Aufstieg und Niedergang einer Demokratie, Offenbach am Main 1947, S. 89. Wie man sieht, nahm bei Noske die Tendenz, den politischen Gegner zu pathologisieren, sogar noch zu.

103 *Müller*, Die November-Revolution, S. 276–279.

Auch seinen Hauptkontrahenten im Berliner Vollzugsrat, Richard Müller, skizzierte Müller differenziert. Trotz der Tatsache, dass Hermann Müller seinem Namensvetter »jede Fähigkeit« zur Führung des Vollzugsrats absprach<sup>104</sup>, und damit ältere Verdikte wiederholte, urteilte er über den Menschen Richard Müller doch gelassener: »Bei aller Gegensätzlichkeit der Meinungen kämpfte Richard Müller nicht gehässig. Das lag seinem Naturell fern. Selbst wenn er einmal starke Kraftworte einem Gegner in sächsischer Aussprache entgegenschleuderte, so milderte der Dialekt den Angriff.«<sup>105</sup> Weniger differenziert fiel sein Urteil über den zweiten Obmann, den linksradikalen Volksbeauftragten Emil Barth, aus, der sich mit seinem schmalen Band »Aus der Werkstatt der deutschen Revolution« (1919) alle wesentlichen Verdienste der Revolution selbst zugeschrieben hatte. Barths Werk war für ihn die »Rechtfertigungsschrift« eines »Renommisten«, dem »Klarheit und Konsequenz« fehlten. Mehr noch als diese groben Einlassungen erregten jedoch Schilderungen Widerspruch, die Barth als krankhaft veranlagten Menschen glossierten: Gemeint sind Müllers ausführliche Hinweise auf Barths »unpolitisches« Vorstrafenregister – seine Verteilungen wegen »Erregung öffentlichen Ärgernisses« vor dem Ersten Weltkrieg – und dessen (vermeintlicher) »Zug ins Pathologische«.<sup>106</sup> Es war diese publizistische Fehlleistung Müllers, die im Februar 1929 ausgerechnet die Mehrheit eines Berliner Bezirksparteitages der SPD dazu veranlasste, gegen die »Herabsetzung« des wieder in der Partei befindlichen Emil Barths öffentlich zu protestieren.<sup>107</sup>

Müllers Buch über die Novemberrevolution schloss mit der Wahl beziehungsweise dem Zusammentritt der Nationalversammlung Anfang 1919. Mit dieser Zäsur und dem Anbruch einer »neuen legalen Periode« endete für ihn die »Zeit der Revolution«. In Müllers Optik hatte die Revolution den »Übergang vom Obrigkeitsstaat zum Volksstaat« vollzogen. In erster Linie hieß das die Durchsetzung der parlamentarischen Demokratie auf allen Ebenen des deutschen Staats und die Realisierung eines neuen Verfassungsstaats. Doch erinnerte Müller auch an Errungenschaften, die im Gefolge der Revolution erst möglich geworden waren: Er nannte hier vor allem die Beseitigung der Gesindeordnung und der ausnahmegesetzlichen Bestimmungen für die Landarbeiter, sodann die Verwandlung der Beamten zu »freien Staatsbürgern«, die Einführung des Achtstundentags, eine umfassende gesetzliche Arbeitslosenversicherung, ein deutsches Tarifrecht samt Schlichtungswesen sowie die Schaffung von Betriebsräten. Hier anschließend postulierte er als nächstes großes Ziel, neben die »politische Demokratie die Wirtschaftsdemokratie zu setzen«. Das sei aber nur möglich, »wenn wir aus der Revolution die große Lehre ziehen« und eine »ge-einte Arbeiterklasse« schaffen würden.<sup>108</sup>

Einmal abgesehen davon, ob Müller an dieser Stelle die »Arbeiterklasse« oder aber die »Arbeiterbewegung« und auch die Einbeziehung der Kommunisten meinte, und einmal abgesehen davon, dass er mit der Schaffung einer Wirtschaftsdemokratie die innere Ausgestaltung der Republik vorantreiben wollte: Für den Reichskanzler des Jahres 1928 war die Weimarer Republik – trotz aller Probleme und Rückschläge vor allem im auswärtigen

104 Ebd., S. 108.

105 Ebd., S. 92. Unklar ist, weshalb der Verfasser immer wieder auf Richard Müllers sächsischen Dialekt zu sprechen kam, stammte doch der politische Kontrahent aus dem ostthüringischen Weira. Möglicherweise waren es Ähnlichkeiten der Dialekte, die den Kanzler zu dieser eindeutigen Zuschreibung animierten. Als ehemaliger Dresdner Schüler hätte er es freilich besser wissen können.

106 Ebd., S. 79f.

107 In einem Bericht über den Bezirksparteitag der Berliner SPD im »Vorwärts« vom 5.2.1929 (Morgenausgabe) hieß es, dass ein »Protest« gegen die »Herabsetzung« Emil Barths in Müllers Buch »angenommen« worden sei.

108 Müller, Die November-Revolution, S. 285f.



Bereich (Versailler Vertrag) – durchaus auch eine Erfolgsgeschichte. Nichts schien für ihn 1928 darauf hinzudeuten, dass sich dies plötzlich und mit elementarer Wucht so schnell ändern könnte.

### III. ZUR ZEITGENÖSSISCHEN REZEPTION DES WERKES

Allein aufgrund der Tatsache, dass der Band ein halbes Jahr nach Müllers Amtsantritt als Kanzler erschien, war ihm eine größere Aufmerksamkeit gewiss. Aber auch Müller selbst und die Parteipresse – allen voran das SPD-Zentralorgan »Vorwärts« – trugen entscheidend dazu bei. Den Startschuss lieferte der »Vorwärts« kurz vor Auslieferung des Bandes: Die damals auflagenstarke Tageszeitung unter ihrem ebenso bekannten wie einflussreichen Chefredakteur Friedrich Stampfer veröffentlichte am 24. November 1928 das vorletzte Kapitel des Buches (»Die Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg«) gekürzt als Vorabdruck<sup>109</sup>, worauf »Die Rote Fahne« der KPD mit einer wütenden Einlassung reagierte.<sup>110</sup> Doch damit nicht genug, veröffentlichte der »Vorwärts« nur drei Wochen später, am 19. Dezember 1928, eine Würdigung des Bandes in Form eines Leitartikels auf Seite eins: Der Verfasser, Eugen Prager, schien dafür bestens präpariert: Der vormalige Redakteur des USPD-Zentralorgans »Freiheit« und jetziger Redakteur der Abendausgabe des »Vorwärts«<sup>111</sup> war ein bedeutender Publizist, der bereits selbst ein Buch über die Geschichte der USPD vorgelegt hatte.<sup>112</sup> Er gehörte mithin zu jenen aus der USPD übernommenen Spitzenfunktionären, denen Müller mit seinem Buch und dem darin sichtbar werdenden Narrativ ein geschichtspolitisches Integrationsangebot unterbreitet hatte.<sup>113</sup> Dass der vormalige Mehrheitssozialist Stampfer den ehemaligen USPD-Funktionär Prager mit einer Rezension an derart prominenter Stelle betraute, sagte etwas über eine Partei, die sich geschichtspolitisch noch im Integrationsprozess befand.

Pragers Text, der ursprünglich Teil eines Briefes an Müller gewesen war, kam zu einem differenzierten, aber durchaus positiven Ergebnis. Dabei bekannte Prager offen, dass er als »ehemaliger Unabhängiger einen anderen Blick für die Vorgänge der Revolutionszeit« habe und »gewiss manches anderes« geschrieben hätte.<sup>114</sup> Doch gestand er Müller selbstverständlich das »Recht zu, die Vorgänge« von damals »so zu beschreiben, wie sie ihm in der Erinnerung als wahr erscheinen«.<sup>115</sup> Ausdrücklich erkannte er an, dass der Verfasser

109 »Rosa Luxemburgs und Liebknechts Tod. Hermann Müller über die November-Revolution«, in: Vorwärts, 24.11.1928 (Morgenausgabe).

110 Für das KPD-Zentralorgan war klar, dass der Artikel im »Vorwärts« und das entsprechende Kapitel in Müllers Buch nur der »Verschleierung« der »intellektuellen Schuld« der SPD-Führer an dem »Meuchelmord« diene. Die SPD-Führer hätten mehrere der Mörder geschützt und befördert. »Wer sind die Mörder?«, in: Die Rote Fahne, 27.11.1928. Problematisch war in der Tat, dass der »Vorwärts« in der Artikelüberschrift von »Tod« und nicht – wie in Müllers Buch – von »Mord« sprach. So konnte »Die Rote Fahne« auch diese Blöße ausnutzen.

111 Vgl. *Ilse Fischer/Rüdiger Zimmermann*, »Unsere Sehnsucht in Worte kleiden«: Eugen Prager (1876–1942). Der Lebensweg eines sozialdemokratischen Journalisten, Bonn 2005, S. 83–90 und 107.

112 Vgl. *Eugen Prager*, Geschichte der U.S.P.D. Entstehung und Entwicklung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Berlin 1921.

113 Neben Prager waren das vor allem Wilhelm Dittmann, Rudolf Breitscheid und Rudolf Hilferding, die auch in der wieder vereinigten Partei Schlüsselpositionen innehatten – Dittmann und Breitscheid in der Reichstagsfraktion und Hilferding als Reichsfinanzminister.

114 *Eugen Prager*, Brief über ein Buch. Zu Hermann Müllers »Novemberrevolution«, in: Vorwärts, 19.12.1928 (Morgenausgabe).

115 In diesem Kontext äußerte Prager zu Recht, dass es eine »reine, unvoreingenommene Wissenschaft« gar nicht gebe, da diese immer von der Subjektivität des Schreibenden »beherrscht«

alles vermieden habe, »was die verletzen könnte, denen sich die damalige Zeit in der Erinnerung anders« darstelle; jene nämlich, die auch in der wiedervereinigten Partei als »Unruhe«-Stifter in Erscheinung träten.<sup>116</sup> Zudem lobte Prager die »Fülle« des verarbeiteten Materials und manch wichtige neue Information. Müllers Wesen spiegele sich in seiner Schrift: »Kein himmelstürmender Eroberer, wohl aber ein zuverlässiger und treuer Verwalter und Mehrer überkommenen Gutes.« Sein distanzierter Blick habe sein »Urteil [...] weder von Haß noch von Liebe getrübt«. Kleine menschliche Schwächen glossierte er mit wohlwollendem Augenzwinkern.<sup>117</sup> Ausdrücklich würdigte Prager die Einheitspostulate des Verfassers als Unterpfand der Zukunft; schon die »Einheit der Sozialdemokratie« sei ein »kostbares Gut«. Er wünsche dem Buch »große Verbreitung« und eine »besinnliche Lektüre« auch in jenen Kreisen, »die vor zehn Jahren im anderen Lager gestanden haben«.<sup>118</sup>

Nicht nur an Pragers Rezension wurde deutlich, dass Müllers integrativer Ansatz Früchte trug. Auch im Falle weiterer Buchbesprechungen in den regionalen Periodika der SPD und der Presse der freien Gewerkschaften fand dieser Ansatz Resonanz. Dass dabei das Zentralorgan des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB), die »Gewerkschafts-Zeitung«, des Kanzlers Werk rundweg lobte, durfte wohl erwartet werden, da sich doch der ADGB und auch der Rezensent Paul Umbreit als Wegbereiter mehrheitssozialistischer Revolutionspolitik erwiesen hatten.<sup>119</sup> Bemerkenswert war aber doch, dass die von Toni Sender, einer USPD-Mitbegründerin, herausgegebene »Betriebsräte-Zeitschrift« den Band gleichermaßen lobte. Auch Senders Zeitschrift bedauerte die damalige Spaltung der »sozialistischen Arbeiterschaft« und die daraus folgende Entfremdung von Teilen der eigenen Klientel. Doch habe Müller ein »zutreffendes Bild jener Zeit gezeichnet« – und zwar auch mit Blick auf die Diktaturbestrebungen der KPD. Die Zeitschrift wünschte dem Buch »Massenabsatz in der Arbeiterschaft«.<sup>120</sup>

Eine der fundiertesten Besprechungen in der (Regional-)Presse der SPD, in der ebenfalls das integrative Moment des Bandes gewürdigt wurde, veröffentlichte der neue Chefredakteur des Dessauer »Volksblatts für Anhalt«, Gerhart Seger, der Sohn des USPD-Mitbegründers und langjährigen Leipziger Reichstagsabgeordneten Friedrich Seger. Für Seger zählte das Buch »trotz seiner nüchtern-sachlichen« Darstellung zu den »interessantesten und aufschlußreichsten Werken der ganzen Revolutionsliteratur«. Ungeachtet der persönlichen Teilnahme des Verfassers habe derselbe die Ereignisse mit »vorbildlicher Objektivität

---

und »objektiv beeinflusst« werde von der »Kenntnis der Quellen und ihre Zugänglichkeit«. Allerdings gelte: Je größer der Abstand zu den beschriebenen Ereignissen und »je geringer die persönlichen Berührungspunkte«, desto eher entstehe die »Möglichkeit einer Darstellung, die von allen Seiten als objektiv empfunden« werde. Ebd.

116 Offen bemerkte Prager, dass sich beide Teile der Partei immer dann »nicht verstehen« würden, »sobald unsere Unruhe Eure Ordnung stört«. Für ihn gehörte Müller zu den »Realpolitikern«, er selbst rechnete sich zu den »Nörglern«. Ebd.

117 Zu Müllers gar nicht ironisch gemeintem Hinweis, er habe am 6. November 1918 seine Reise ins Kieler Revolutionsgebiet nicht antreten wollen, ohne noch in seiner Wohnung ein »kleines Gepäck« zusammenzustellen (wodurch sich jedoch der Reiseantritt verzögerte), quittierte Prager mit der süffisanten Bemerkung: »Vielleicht hätten wir anderen es ebenso gemacht, aber trotz aller Liebe zur Wahrheit hätten wir wahrscheinlich solche Menschlichkeit der Nachwelt unterschlagen.« Ebd.

118 Ebd.

119 [Paul] U[mbreit], Die November-Revolution, in: Die Gewerkschafts-Zeitung 39, 1929, Nr. 9, S. 143f. Umbreit war Chefredakteur der Zeitung und hatte – wie die Spitze des ADGB – in der Revolution für eine Sozialpartnerschaft mit den Unternehmern geworben. Für ihn war die damalige »Wiederherstellung der Ordnung« entscheidend gewesen.

120 Rezension von: Hermann Müller: Die November-Revolution, in: Betriebsräte-Zeitschrift für die Funktionäre der Metallindustrie, 20.4.1929, S. 248.

dargestellt«. Besonders hob Seger das »unbeirrbares Gerechtigkeitsgefühl« und das »vornehme Urteil« hervor, mit dem der Verfasser auch »seine politischen Gegner« charakterisiert habe. Die »heutigen Kommunisten« könnten daraus lernen, wie man »Andersdenkende« behandle. Wichtig war Seger, dass Müller das Verdienst an der »Demokratisierung des politischen Lebens« nicht nur dem »Arbeitskreis« um Ebert – also der MSPD – zugeschrieben habe, sondern auch den »verantwortungsbewußten Führern« der USPD, also Haase, Dittmann, Hilferding. Kritik übte Seger nur an der »Kontinuität der Entwicklung gerade auf militärischem Gebiete«; mehr Misstrauen gegenüber dem alten Militär und ein entschiedenerer Reformwille wären hier zielführender gewesen. Dieser kritische Hinweis änderte jedoch nichts an Segers Gesamturteil: »Niemand« – so der Chefredakteur des »Volksblatts« – »wird das Buch ohne sachlichen Nutzen und innere, menschliche Bereicherung lesen«.<sup>121</sup>

Das Dessauer Blatt bewarb Müllers Buch deshalb konsequenterweise auch jenseits der Rezension.<sup>122</sup> Seger selbst, der vor 1922 ebenfalls USPD-Mitglied gewesen war und nach 1934 mit seinem KZ-Buch »Oranienburg« weltweite Beachtung fand, schickte übrigens Müller seine Rezension, nicht ohne jedoch darauf hinzuweisen, dass er der Sohn jenes Mannes sei, »dessen Sie in ihrem Buch gedenken«.<sup>123</sup> Tatsächlich hatte Müller bei der intensiven Schilderung des Reichsrätekongresses Mitte Dezember 1918 auch die Rolle von Friedrich Seger gewürdigt, der dort als einer der drei Vorsitzenden für einen professionellen Ablauf gesorgt hatte.<sup>124</sup>

Während manche SPD-Organen – wie »Das Freie Wort« des früheren MSPD-Politikers Ernst Heilmann – die Handlungsspielräume der MSPD-Akteure von 1918/19 sogar als deutlich geringer beurteilten als Gerhart Seger<sup>125</sup>, markierte eine sozialdemokratische Minorität die gegenteilige Position: An hervorgehobener Stelle darf hier die Zeitschrift der neu formierten SPD-Linken »Der Klassenkampf« genannt werden, die sich im Frühjahr 1929 deutlich vom Kanzler absetzte – und zwar in doppelter Hinsicht: Zum einen attackierte sie die Regierung der Großen Koalition als solche, nämlich als Verrat an den Klasseninteressen der Arbeiterschaft, zum anderen mokierte sie sich über den Kanzler als »Geschichtsschreiber«. Anders als die meisten anderen Rezensenten kannte der Thüringer Gewerkschafter und SPD-Bildungspolitiker Franz Petrich die geschichtspolitischen Einlassungen Müllers aus der Zeit vor 1928 und dessen scharfe Kritik an Richard Müller. Vor diesem Hintergrund und mit Blick auf die generelle Einstellung des »Klassenkampfes« konstatierte der frühere USPD-Funktionär Petrich<sup>126</sup> eine »heute« noch in der Arbeiterschaft bestehende »große Enttäuschung« über die Revolutionsergebnisse. Die Revolution sei »in der Veränderung der Staatsform stecken [ge]blieb[en]« und habe den »weitergehenden« sozialökonomischen Forderungskatalog nicht erfüllt.<sup>127</sup>

Petrich, der mit der Formel von der »stecken gebliebenen« Revolution einen entscheidenden Terminus der späteren kritischen Revolutionsgeschichtsschreibung der Bundesrepublik

121 Gerhart Seger, Die November-Revolution, in: Volksblatt für Anhalt, 26.2.1929.

122 Vgl. die Annonce zum Buch in derselben Ausgabe der Zeitung. Ebd.

123 Gerhart Seger an Hermann Müller vom 5.3.1929, AdSD, NL Hermann Müller, 1/HMAG 000004, Bl. 158.

124 Vgl. Müller, Die November-Revolution, S. 218 und 222.

125 In der Rezension hieß es etwa, Müllers Buch »erledige unzählige überflüssige Erörterungen über die ›Versäumnisse‹ der Revolution«. Zit. nach: Der Bücherkreis 7, 1931, H. 4, S. 189.

126 Petrich arbeitete seit 1919 als Redakteur an der »Osthüringer Tribune« in Gera, einer USPD-Zeitung. Von daher dürfte er auch USPD-Mitglied gewesen sein. Für den Hinweis auf den politischen Standort der Zeitung danke ich Mario Hesselbarth.

127 Franz Petrich, Der Reichskanzler als Geschichtsschreiber, in: Der Klassenkampf 3, 1929, Nr. 7, S. 206–211.

vorwegnahm<sup>128</sup>, konstatierte, dass dieses »Versagen« nicht allein in den »objektiven Verhältnissen« begründet lag, wie Müller zu erklären versucht habe.<sup>129</sup> Des Kanzlers Werk dürfe als Rechtfertigung für eine auch heute noch »stark umstrittene« Politik gelten, die nicht einmal den Versuch unternommen habe, wenigstens eine Teilsozialisierung und eine durchschlagende Militärreform anzupacken. Stattdessen rechtfertige Müller das verhängnisvolle Bündnis mit der OHL ebenso wie den »Geheimdraht« zwischen Ebert und Groener, der eben alles andere als »harmlos« gewesen sei. Anders als die ebenfalls gerade auf dem Buchmarkt erschienenen Memoiren Philipp Scheidemanns sei Müller in seiner Darstellung »gewiß zurückhaltender, klüger und sachlicher«. Doch lese man die »hochfahrende Abkanzlung des Obmannes [...] mit gemischten Gefühlen«. Geradezu mit Schaum vorm Mund reagierte Petrich jedoch auf jene Stelle im Buch, die Prager noch mit Augenzwinkern kommentiert hatte – Müllers »Sorge um das Handgepäck« am 6. November. Nirgends sonst käme so deutlich zum Ausdruck, welche Vorstellungen die MSPD von einer Revolution gehabt hätte! Petrichs Fazit: »Geschichtsschreibung? Du lieber Himmel!«<sup>130</sup> Einen (kleineren) Teil der früheren USPD-Funktionäre hatte Müller also nicht zu überzeugen vermocht. Das traf übrigens auch auf Heinrich Ströbel zu, der an seiner kritischen Bewertung festhielt.<sup>131</sup>

Wie man sieht, gestaltete sich die Bewerbung des Buches in der sozialdemokratischen Presse als eine Art Selbstläufer.<sup>132</sup> Doch zeigte eine Rezension im »Freien Wort«, dass weit-sichtigere SPD-Politiker außer einer (weitgehenden) Selbstbestätigung im eigenen Milieu auch eine »allerweiteste Verbreitung im Bürgertum« für sinnvoll erachteten, um den »hunderttausenden Lügen, die heute schon über die deutsche Revolution verbreitet werden, den Garaus« zu machen.<sup>133</sup> Das sah auch Hermann Müller so, der in einem Brief an den preußischen Ministerialdirektor Arnold Brecht äußerte<sup>134</sup>, sein »erstes Bestreben, das Buch in den weitesten Kreisen der Partei zu verbreiten«, um dort eine illusionsfreie Darstellung des Revolutionsquartals« zu vermitteln, sei mit »über 25.000« abgesetzten Exemplaren bislang (das heißt im April 1929) »gelingen«. Obwohl sein Buch nach eigenem Bekunden in der »Presse der republikanischen Parteien [...] sehr gut aufgenommen« wurde, habe der Band in »bürgerlichen Kreisen nicht die Verbreitung gefunden, die den Bürgerlichen zu wünschen wäre«. Ihm schwebte eine Besprechung in einem Journal wie die »Deutsche

128 Vgl. Eberhard Kolb, 1918/19: Die steckengebliebene Revolution, in: *Carola Stern/Heinrich August Winkler* (Hrsg.), *Wendepunkte deutscher Geschichte 1848–1945*, Frankfurt am Main 1979, S. 87–109.

129 Petrich, *Der Reichskanzler als Geschichtsschreiber*, S. 209.

130 Ebd., S. 206f. Mit Blick auf Müllers »Handgepäck« echauffierte sich Petrich weiter: »Daß so etwas 1928/29 noch veröffentlicht wird!« Ebd., S. 207.

131 Vgl. *Heinrich Ströbel*, Die deutsche Revolution, in: *Der Klassenkampf* 2, 1928, Nr. 21, S. 649–653. Acht Jahre nach Erstveröffentlichung seines Werkes kritisierte Ströbel in diesem Beitrag die Politik der MSPD noch deutlicher. Warum Petrich und nicht er selbst die Müller-Rezension verfasst hat, obwohl er als exzellenter Kenner der Materie und als Mit-Herausgeber der Zeitschrift »Der Klassenkampf« deutlich prädestinierter erschien, muss offenbleiben. Nicht auszuschließen ist, dass der 1916 von Müller als »Vorwärts«-Chefredakteur gemaßregelte Ströbel keine persönliche Abrechnung mit dem späteren Parteivorsitzenden und Kanzler vornehmen wollte.

132 Auch das Zentralorgan der österreichischen Sozialdemokratie veröffentlichte recht früh eine umfangreichere Besprechung, die Müllers »leidenschaftslose, verbindliche Art« in seinem Buch verkörpert sah. *K.L.*, Die November-Revolution, in: *Arbeiter-Zeitung*, 1.1.1929.

133 Zit. nach: *Der Bücherkreis* 7, 1931, H. 4, S. 189.

134 Brecht seinerseits hatte kurz zuvor das Buch gelesen und in einem Brief an Müller höchstes Lob für den Detailreichtum der Darstellung, für die Personencharakterisierung und die »führende Rolle der Soldaten« (für »mich ganz neu«) gespendet. Arnold Brecht an Hermann Müller vom 7.4.1929, AdsD, NL Hermann Müller, 1/HMAG 000004, Bl. 136.

Juristen-Zeitung« vor, die von jenen Kreisen stark wahrgenommen werde, denen er im Buch in besonderer Weise »gerecht zu werden« versucht habe: den Beamten. Ausdrücklich bat er Brecht, hier eine Rezension zu vermitteln.<sup>135</sup>

Auch wenn Müllers Wunsch nach einer Rezension in dieser speziellen Zeitschrift nicht in Erfüllung ging<sup>136</sup>, so konnte er mit einer Verbreitung seines Buches in nichtsozialdemokratischen Kreisen sehr zufrieden sein: In den in der geschichtswissenschaftlichen Zunft hoch angesehenen und von Albert Brackmann und Fritz Hartung herausgegebenen »Jahresberichten für Deutsche Geschichte« hieß es etwa, dass der Band »manche beachtenswerte Notiz« bringe und in der Frage des »sogenannten Pakt[es] Ebert-Groener« mit eigenen Interpretationen aufwarte.<sup>137</sup> Massenwirksamer war zweifellos die Besprechung im liberalen »Berliner Tageblatt«, die von dem bekannten und angesehenen Innenressortleiter Ernst Feder stammte. Feder nannte Müllers Werk einen »zuverlässigen, aktenmäßig belegten Bericht über die Vorgänge der ersten beiden Revolutionsmonate«. Wie andere Rezensionen auch folgte er dabei dem – auf Selbstbescheidung bedachten – Selbstverständnis des Verfassers, »keine Geschichte der Revolution«, sondern eine Quelle für den »künftigen Geschichtsforscher« zu eröffnen. Diese Aufgabe erfülle Müller »durch seine nüchterne, gewissenhafte Art, durch die Zurechtrückung vieler Vorgänge, die bisher verzerrt dargestellt sind, durch die Charakteristik zahlreicher Personen, die in jenen Wochen auftauchten und wieder verschwanden«.<sup>138</sup>

So sehr Müllers eigener historiografischer Ansatz an Selbstbescheidung grenzte, so wenig Selbstbescheidung legte er bei der Bewerbung des Buches (in bürgerlichen Kreisen) an den Tag. Nicht nur das Beispiel Arnold Brecht zeigt, dass Müller bestrebt war, seiner Darstellung eine weitestgehende Verbreitung, vielleicht sogar eine Art Deutungshoheit zu sichern. Außer wichtigen Sozialdemokraten<sup>139</sup> übermittelte er daher den zumeist bürgerlichen Mitgliedern des Reichskabinetts Widmungsexemplare seines Buches, darüber hinaus auch dem deutschnationalen Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, dessen einflussreichem Staatssekretär Karl Meissner, den Präsidenten des Reichsgerichts Walter Simons oder auch dem bedeutenden Kölner Verleger Alfred Neven DuMont. Das Exemplar an Hindenburg flankierte er mit einem Schreiben, in dem er einem der wirkungsmächtigsten Erfinder der »Dolchstoßlegende« gegenüber äußerte: »Trotzdem Sie, verehrter Herr Reichspräsident, die Geschehnisse jener Zeit sicherlich zum Teil aus einer anderen Weltanschauung heraus anders beurteilen, hoffe ich, dass dieses Buch in gelegentlichen Ruhestunden Ihr Interesse finden wird.«<sup>140</sup>

Auf sozialdemokratisch-republikanische Netzwerke konnte sich Müller im Übrigen bei den Organen des Vorläufers der heutigen Bundeszentrale für politische Bildung, der »Reichszentrale für Heimatdienst«, stützen, um eine Besprechung seines Buches auch in nicht-sozialdemokratischen Kreisen zu forcieren. Hier engagierte sich der für die Zeitschrift »Heimatdienst« zuständige Abteilungsleiter Robert Breuer, ein alter Bekannter Müllers,

135 Hermann Müller an Arnold Brecht vom 15.4.1929, ebd., 1/HMAG 000035, Bl. 68.

136 Besprechungen des Buches in der »Deutschen Juristen-Zeitung« ließen sich weder für 1929 noch für 1930 finden. Vgl. die »Literatur-Beilage« der beiden Jahrgänge.

137 Zit. nach: Der Bücherkreis 7, 1931, H. 4, S. 189.

138 Zit. nach: Der Bücherkreis 7, 1931, H. 3, S. 155.

139 Widmungsexemplare schickte Müller unter anderem an Karl Kautsky, Louise Ebert (die Witwe Friedrich Eberts), Otto Landsberg, Gustav Radbruch.

140 Hermann Müller an Paul v. Hindenburg vom 13.12.1928, AdsD, NL Hermann Müller, 1/HMAG 000004, Bl. 144. In seinem Antwortschreiben an Müller erklärte Hindenburg seinen »verbindlichsten Dank« und äußerte: »Ich werde nicht verfehlen, von dem Inhalt des Buches näher Kenntnis zu nehmen.« Paul v. Hindenburg an Hermann Müller vom 15.12.1928, ebd. Ob Hindenburg von dem Buch tatsächlich Kenntnis nahm und eigene Ansichten dadurch infrage stellte, muss offenbleiben, darf aber bezweifelt werden.

für eine entsprechende Veröffentlichung. Breuer, ein vormalig MSPD-naher Publizist und Presseverantwortlicher beim Rat der Volksbeauftragten, hatte wegen einer Rezension schon Ende 1928 bei Friedrich Thimme angefragt. Der bekannte liberal-konservative Historiker und Leiter der Reichstagsbibliothek war 1915 mit dem Band »Die Arbeiterschaft im neuen Staat« hervorgetreten.<sup>141</sup> Doch Thimme winkte ab, und zwar nicht, weil Breuer ihn in einem Brief schon »darauf einstellen« wollte, wie er denn das Müller-Buch besprechen sollte, nämlich im Sinne einer »Sicherung der Demokratie« durch die damaligen Mehrheitssozialisten. In diesem wichtigen Punkt stimmte Thimme Breuer sogar ausdrücklich zu: Die Verdienste der MSPD-Führung »und nicht zuletzt Hermann Müllers« lägen genau darin, dass diese die »Revolution auf das demokratische Geleis geführt« hätten. Thimme zog deswegen seine Zusage zurück, weil Ende 1928 auch Philipp Scheidemanns Memoiren veröffentlicht worden waren und er dazu eingehend »Stellung nehmen« müsste. Ungeachtet dieses Rückzugs ließ Thimme aber wissen, dass gegenüber dem »wenig sympathischen scheidemannschen Buch« Müllers Werk »noch ganz an Wert« gewinne, »gerade wegen seiner objektiven, ruhigen und immer sachlichen Art«.<sup>142</sup>

Als auch Breuer damit scheiterte, den noch bekannteren Berliner Historiker Friedrich Meinecke zu gewinnen<sup>143</sup>, sprang mit Gustav Mayer ein Historiker in die Bresche, der selbst außerplanmäßiger Professor an der Berliner Universität war und als großer Spezialist für die Geschichte der Arbeiterbewegung galt.<sup>144</sup> Mayer, der der SPD zumindest nahestand, erblickte in Müllers Werk eine »überaus wertvolle Bereicherung« der neueren Literatur zur Novemberrevolution. Auch er lobte das Buch als »schlicht, schmucklos, ohne Umschweife abgefaßt, ganz so wie es dem menschlichen und politischen Charakter des Verfassers entspricht, dem alles Reklamehafte zuwider« sei. Ebenso sympathisch fand er den Ansatz des Verfassers, selbst dem politischen Gegner »menschlich gerecht zu werden und seine Motive zu verstehen«. Als Historiker hob Mayer dann die Punkte hervor, die den Neuigkeitswert des Werkes ausmachten: Hier nannte er die Charakteristiken von Personen, die nur in der Revolution eine »große Rolle« gespielt hatten, das »wertvolle neue Material« aus dem Kontext des Vollzugs- und Zentralrats und die Tatsache, dass Ebert Anfang Januar 1919 Müller mit der Bildung einer »Exil«-Regierung beauftragt habe. Abschließend bescheinigte Mayer dem Verfasser, dass er die »Mentalität des deutschen Arbeiters aufs genaueste kannte«, die geringen Handlungsspielräume effektiv nutzte und die »demokratische Republik« als Ziel erstrebte.<sup>145</sup>

141 Robert Breuer an Friedrich Thimme vom 21.12.1928, ebd., Bl. 137. Thimme hatte dieses Buch gemeinsam mit Carl Legien, dem Chef der Generalkommission der freien Gewerkschaften (dem späteren ADGB), 1915 herausgebracht.

142 Friedrich Thimme an Robert Breuer vom 2.1.1929, ebd. Seinen Briefwechsel mit Thimme stellte Breuer dem Kanzler zur Verfügung. In seinem Brief hatte Thimme den Scheidemann-Band als »grellen, mit dem Spachtel aufgetragenen Farbaufwurf« bezeichnet, der »sich selbst alles Verdienst nahezu ausschließlich zuspricht« und der SPD »und deren Beurteilung vielen Schaden tun« wird. Ebd.

143 Vgl. Robert Breuer an Hermann Müller vom 7.1.1929, ebd. In dem Brief erfolgte Breuers Ankündigung.

144 Vgl. *Gottfried Niedhart* (Hrsg.), Gustav Mayer. Als deutsch-jüdischer Historiker in Krieg und Revolution 1914–1920. Tagebücher, Aufzeichnungen, Briefe, München 2009. Zum Zeitpunkt seiner Besprechung hatte Mayer bereits mehrere Studien zu Ferdinand Lassalle und Johann Baptist von Schweitzer sowie den ersten Band der groß angelegten Biografie über Friedrich Engels veröffentlicht, der seine Stellung in der Zukunft und seinen Nachruhm befestigte.

145 *Gustav Mayer*, Die Novemberrevolution, in: *Der Heimatdienst* 9, Nr. 3, 1. Februarheft 1929, S. 44f. Als einer der wenigen Rezensenten erwähnte Mayer in seiner Besprechung, dass Müller mit seinem Aufsatz »Der Obmann als Geschichtsschreiber« bereits eine Art Vorarbeit zum Buch geleistet habe.

Mayers Rezension im »Heimatdienst« blieb nicht die einzige in den Periodika der »Reichszentrale« – selbst in den Landesabteilungen der Einrichtung bemühten sich sozialdemokratisch-republikanische Netzwerker wie Heinrich Schnettler (Sachsen), das Buch in ihren Publikationen zu popularisieren und damit einem noch größeren Publikum zu erschließen.<sup>146</sup>

Wenn die Resonanz des Buches in manchen (bürgerlichen) Kreisen trotzdem nicht ganz den Erwartungen entsprach, die Müller selbst als Anspruch formulierte, so lag das nicht vordergründig an der Konkurrenzveröffentlichung des Parteigenossen Philipp Scheidemann begründet, dessen weit umfänglichere Memoiren fast zum selben Zeitpunkt erschienen waren. Als schwieriger erwies sich der Veröffentlichungsort, die sozialdemokratische Buchgemeinschaft »Der Bücherkreis« Berlin. Die Buchgemeinschaft gab pro Jahr vier Bücher zum Vorzugspreis an ihre Mitglieder ab, der Rest der Auflage ging zu einem höheren Preis in den Buchhandel.<sup>147</sup> Müllers interne Klage, dass die Veröffentlichung seines Buches im »Bücherkreis« ihm die Resonanz im bürgerlichen Lager schmälere<sup>148</sup>, schlug auf den Verfasser jedoch selbst zurück: Denn es war Müller gewesen, der im Sommer 1928 das Angebot eines renommierten Verlags mit dem Hinweis ausgeschlagen hatte, er könne seine »Revolutions-Erinnerungen« nur »im Parteiverlag« herausbringen, da dort »immerhin auch intime Parteiverhältnisse« berührt würden.<sup>149</sup> Der in Rede stehende Dresdner Carl Reissner Verlag, der bereits mit Veröffentlichungen zu Friedrich Ebert und Gustav Stresemann hervorgetreten war und sich anschickte, die Scheidemann-Memoiren zu veröffentlichen, hatte, wohl um seinem Angebot entsprechenden Nachdruck zu verleihen, fälschlicherweise behauptet, dass der für das Müller-Werk schon vorgesehene »Bücherkreis« nur für die eigenen Mitglieder und damit »unter Ausschluss des regulären Buchhandels« produziere.<sup>150</sup> Ungeachtet der Falschbehauptung war also frühzeitig klar, dass es sich um eine Publikation im SPD-Milieu handelte.

Müllers internes Ansinnen, den Band für die »allgemeine Buchausgabe [...] wahrscheinlich unserem Dietz-Verlag« zu übertragen, erwies sich schnell als gegenstandslos, da die Information des Dresdner Verlags nicht stimmte und ein Teil der Auflage der »Bücherkreis«-

146 Vgl. die Annotation des Müller-Buches, in: Mitteilungsblatt der Landesabteilung Sachsen der Reichszentrale für Heimatdienst 10, 1929, Nr. 5, S. 7, und *Heinrich Schnettler*, Die Novemberrevolution von Hermann Müller-Franken, in: ebd., Nr. 6, S. 2–7. Vgl. auch den Schriftwechsel zwischen Heinrich Schnettler, dem Direktor der Landesabteilung Sachsen, und Hermann Müller vom 1.2. und 2.2.1929, AdsD, NL Hermann Müller, 1/HMAG 000004, Bl. 161.

147 Die Mitglieder konnten pro Quartal zwischen zwei neu erscheinenden Bänden wählen; die Zeitschrift des »Bücherkreises« erhielten sie kostenlos. Vgl. Rückblick und Ausblick. Das Geschäftsjahr 1927 und das Programm des Jahres 1928, in: *Der Bücherkreis* 4, 1928, H. 1, S. 2. Zur Entwicklung der Buchgemeinschaft, die im Gegensatz zu bürgerlichen Buchgemeinschaften und auch zur Büchergilde Gutenberg mit circa 44.000 Mitgliedern eher kleiner strukturiert war, vgl. *Urban van Melis*, Die Buchgemeinschaften in der Weimarer Republik. Mit einer Fallstudie über die sozialdemokratische Arbeiterbuchgemeinschaft »Der Bücherkreis«, Stuttgart 2002, S. 149–230, hier: S. 161 und 172f. Müllers Buch kostete intern 3 RM, im Buchhandel 5,50 RM. Vgl. die entsprechende Annonce im Volksblatt für Anhalt vom 26.2.1929. Allerdings wies 1928/29 der Vertrieb über den Buchhandel (noch) große Lücken auf. Vgl. ebd., S. 173f.

148 Hermann Müller an Arnold Brecht vom 15.4.1929, AdsD, NL Hermann Müller, 1/HMAG 000035, Bl. 68.

149 Hermann Müller an Harry Schumann (Carl Reissner Verlag) vom 17.8.1928, AdsD, NL Hermann Müller, 1/HMAG 000044, Bl. 391.

150 Harry Schumann (Carl Reissner Verlag) an Hermann Müller vom 19.7.1928, ebd., Bl. 390. Schumann hatte in seinem Brief angeboten, die »offizielle Buchhandels-Ausgabe« zu besorgen, das heißt neben der vermeintlich nur internen »Bücherkreis«-Ausgabe. Aus dem Brief von Schumann ging allerdings auch hervor, dass sich Müller und der Verlagsinhaber schon seit geraumer Zeit kannten und Müller eigene literarische Projekte in diesem Verlag verfolgte. Ebd.

Ausgabe tatsächlich in den Handel ging.<sup>151</sup> Dass trotz der geschilderten Umstände das Buch ein Verkaufserfolg war, verdeutlichten die Zahlen: Die erste Auflage des Buches mit 30.000 Exemplaren hatte sich rasch verkauft, sodass kurz vor Müllers Tod, im Frühjahr 1931, noch einmal eine zweite, völlig neu gestaltete Ausgabe mit 8.000 Exemplaren ausgeliefert werden konnte. Im Rahmen des »Bücherkreises«, dessen Durchschnittsausgabe pro Buch ansonsten bei circa 5.000 Exemplaren lag, war Müllers Werk mit beiden Ausgaben also ein Bestseller.<sup>152</sup> In seinem Nachwort zur zweiten Ausgabe äußerte sich der frühere Kanzler zufrieden: »Die zahlreichen Besprechungen des Buches in Zeitschriften und Zeitungen gaben mir keinen Anlaß zu sachlich begründeten Korrekturen. Von einer Erweiterung des Buches habe ich wegen anderer dringender Arbeiten, und um das Buch nicht unnötig zu verteuern, abgesehen.«<sup>153</sup> Dass er für die Neuausgabe den öffentlich monierten Absatz über den (vermeintlich) pathologisch veranlagten Emil Barth tilgte, wollte Müller wohl nicht weiter thematisieren.<sup>154</sup>

Die breite Rezeption, die das Werk zu Zeiten der Weimarer Republik erfahren hatte, endete 1933 jäh. Wie andere linke Verlage und Buchgemeinschaften auch wurde der »Bücherkreis« Berlin von den Nationalsozialisten zerschlagen.<sup>155</sup> Eine weitere Verbreitung wurde dadurch unterbunden.

#### IV. AUSBLICK: MÜLLERS REVOLUTIONSBUCH IM KONTEXT DER ERINNERUNGSKULTUR

Im Ganzen betrachtet handelte es sich bei Hermann Müllers Werk »Die November-Revolution« um eine gut geschriebene Geschichte der Revolution, in die persönliche Erlebnisse und Einsichten einfließen, aber nicht völlig dominierten. Der »gänzlich unpräzise und in dokumentarisch-kargem Sprachstil« geschriebene Band ließ in der Tat Müllers »Potential erkennen«.<sup>156</sup> Wie der komplette Titel des Buches schon andeutete, sollte das Werk wohl beides sein: »Erinnerungen« aus dieser Zeit und Analysen des Revolutionsgeschehens. Wegen der Berücksichtigung auch abgelegener (privater) Quellen war der Band letztlich ein Hybrid, der überdies die Grundzüge der Revolutionspolitik der MSPD zu rechtefertigen versuchte. Es war zudem eine Antwort auf die linkssozialistisch inspirierte Revolutionstrilogie von Richard Müller. Trotz einiger Vorzüge erreichte das Werk allerdings nie die analytische Qualität, die etwa die Bände von Eduard Bernstein, Heinrich Ströbel oder die späteren Werke von Arthur Rosenberg auszeichnete. Müller fokussierte zudem fast ausschließlich die Ereignisse in Berlin, also dort, wo er als Politiker und Beobachter den direkten Einblick gehabt hatte. Bei großzügiger Auslegung mag man den Kanzler und geschichtspolitisch interessierten Publizisten als Historiker bezeichnen, ein Historiker im engeren akademischen Sinn des Begriffs war er jedoch nicht. Immerhin stießen seine Veröffentlichungen – auch die in »Der Gesellschaft« – selbst auf das Interesse der Fachhistoriker. Die intern gebliebene Würdigung von Friedrich Thimme mag dies belegen. Dass Müllers Werk aber auch als Quelle Beachtung gefunden hat, verdeutlicht nicht

151 *Van Melis*, Die Buchgemeinschaften in der Weimarer Republik, S. 173–177.

152 Vgl. ebd., S. 205f.

153 *Hermann Müller*, Nachwort, in: *ders.*, Die November-Revolution. Erinnerungen, Berlin 1931, S. 287. Das Nachwort hatte Müller im Dezember 1930 verfasst. Ebd.

154 Nunmehr äußerte Müller, es seien in der USPD und vor allem bei Hugo Haase »starke Bedenken« gegen eine Entsendung Barths in den »Rat der Volksbeauftragten« aufgetaucht, die »nicht auf Barths politische Tätigkeit gründeten«. Ebd., S. 79. Insgesamt nahm Müller 25 unwesentliche Änderungen vor, die den Satzspiegel des Buches nicht beeinträchtigten. Vgl. Handschriftliche Notizen Müllers vom Dezember 1930, BA Berlin, NL Hermann Müller, Nr. 15.

155 *Van Melis*, Die Buchgemeinschaften in der Weimarer Republik, S. 222–230.

156 *Reichel*, Der tragische Kanzler, S. 359.



zuletzt das Standardwerk von Eberhard Kolb.<sup>157</sup> Die zeitgenössische Rezeption des Bandes war enorm, was vor allem an Müllers Kanzlerschaft gelegen haben mochte. Doch fällt hier auf, wie der »gänzlich unpräzise« Kanzler (Peter Reichel) die Verbreitung seines Werkes zu steuern versuchte und dabei von dem ihm wohlgesinnten Netzwerkern in den eigenen Reihen profitierte. Seinen eigenen Wert erhält der Band von Müller vor allem dadurch, dass er am Vorabend der (finalen) Krise der Republik die Chancen und Potenziale der Republik betonte und die Zäsur von 1918/19 als demokratische Revolution sowie als Basis einer offen erscheinenden Entwicklung deutete. Für Müller wie für viele seiner Zeitgenossen war die Weimarer Republik bei Erscheinen des Buches (1928) eine ausbaufähige Demokratie. Nichts ließ Ende 1928 den baldigen Anbruch einer totalitären Diktatur erkennen. Müllers Werk war jedoch nicht nur eine demokratische Deutung der Revolutionsereignisse aus der Sicht eines vormaligen MSPD-Politikers, es war auch ein parteiinternes Integrationsangebot an den früheren rechten Flügel der USPD, der seit 1922 (wieder) Teil der Gesamtpartei war. Dass der Kanzler diesen Teil und dessen maßgebliche Persönlichkeiten derart respektvoll behandelte, kennzeichnete den Menschen wie den Politiker Hermann Müller, zeigte aber auch die notwendig gewordene interne Verständigung über ein zentrales Ereignis der Zeitgeschichte. Einen größeren Teil der Umworbenen vermochte er auf diesem Wege zu erreichen, einen kleineren Teil der neu formierten Parteilinken allerdings nicht. Jener Teil definierte die Zäsur von 1918/19 weniger als demokratische denn als »stecken gebliebene« Revolution. Jahrzehnte später wurde diese Diskussion – und dann auf breiter historisch-empirischer Basis – neu vermessen.

In den Geschichtsdeutungen und Erinnerungskulturen nach 1945 wurde an die bereits vor 1933 ausdifferenzierte Sicht auf die Revolution von 1918/19 in unterschiedlichem Maße und abhängig von Konjunkturen und staatlicher Verfasstheit angeknüpft. In der SBZ/DDR erhielt das Bild von der von Sozialdemokraten (wie Ebert und Müller) verratenen und im Blut ertränkten Revolution geradezu kanonischen Wert. Die KPD/SED vermochte hier – weit über Richard Müllers Deutungen hinaus – auch an eigene Veröffentlichungen wie die »Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution« von 1929 anzuschließen und die Rolle der eigenen Partei (KPD) mit der Generierung eines Gründungsmythos zu verbinden. In der frühen Bundesrepublik und zumal in der Hochzeit des Kalten Kriegs – den 1950er-Jahren – ließ sich die gegenläufige Tendenz beobachten: Der MSPD und ihren führenden Politikern (wie Ebert und Müller) wurden nun von tonangebenden Historikern (wie Karl Dietrich Erdmann) eine demokratische Schutzwall-Funktion vor dem drohenden »Bolschewismus« zugestanden. Mehr als diese beiden Alternativen habe es nicht gegeben. Erst eine jüngere Historikergeneration – genannt seien hier nur Eberhard Kolb, Reinhard Rürup, Peter von Oertzen und Ulrich Kluge – blieb es vorbehalten, seit den 1960er-Jahren das Gesamtbild deutlicher zu differenzieren und die demokratischen Potenziale der Rätebewegung in ihrer ersten Phase zu entfalten.<sup>158</sup> Mit ihren Bewertungen, die auch Versäumnisse der MSPD in der Militär- und Sozialisierungsfrage thematisierten, knüpften sie wenigstens partiell an ältere Urteile von Heinrich Ströbel und Franz Petrich an. Vor diesem Hintergrund verblasste der (scheinbar) alternativlose antibolschewistische Nimbus von

---

157 Vgl. Kolb, Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918/19, S. 44, 126, 131, 134, 198 und 232.

158 Kolb, Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918/19; Reinhard Rürup (Hrsg.), Arbeiter- und Soldatenräte im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Studien zur Geschichte der Revolution 1918/19, Wuppertal 1975; Peter von Oertzen, Betriebsräte in der Novemberrevolution. Eine politikwissenschaftliche Untersuchung über Ideengehalt und Struktur der betrieblichen und wirtschaftlichen Arbeiterräte in der deutschen Revolution 1918/19, Düsseldorf 1963; Ulrich Kluge, Soldatenräte und Revolution. Studien zur Militärpolitik in Deutschland 1918/19, Göttingen 1975.

Ebert und Müller, wenngleich Müllers Werk über die Novemberrevolution nach wie vor und gerade bei Kolb als Quelle häufig Verwendung fand. Doch statt Müllers Werk wurde – vermittelt von der westdeutschen Studentenbewegung – die Trilogie seines vormaligen Kontrahenten Richard Müller »wiederentdeckt«, weil sich diese mit ihren Thesen zur Rätebewegung und den tatsächlichen oder vermeintlichen Versäumnissen ausgezeichnet in den neuen Zeitgeist von »1968« einfügte. Richard Müllers Trilogie erfuhr so neue Auflagen und beeinflusste Sebastian Haffners Werk »Die verratene Revolution« ganz wesentlich.<sup>159</sup> Noch einmal 30 Jahre später und um die Erfahrungen der deutschen Wiedervereinigung reicher, brachten Heinrich August Winkler und seine Schülerin Teresa Löwe Eduard Bernsteins Klassiker von 1921 sorgfältig ediert erneut heraus.<sup>160</sup> Mit Blick auf das geringere Analysepotenzial des Müller-Bandes war dies gewiss die richtige Entscheidung. Mit dem Anbruch des 100. Revolutionsjubiläums verstärkte sich der Trend, in der Grundlegung der ersten deutschen Republik von 1918/19 den »wahren Beginn unserer Demokratie« zu betrachten.<sup>161</sup> Hinzu trat eine neue Tendenz in Teilen der deutschen Geschichtswissenschaft, die gescheiterte Weimarer Republik nicht nur von ihrem Ende her zu denken, sondern verstärkt ihre demokratischen Potenziale und Entwicklungsmöglichkeiten in den Fokus zu rücken. Das hatte auch Folgen für Müllers Werk und seine Deutungen: Dass der eher unbekanntes Severus-Verlag das Buch als Reprint neu herausgab<sup>162</sup>, fiel dabei weniger ins Gewicht als die Tatsache, dass jüngst das Werk als Quelle und als Deutungsmuster erneut an Zugkraft gewann. Angefangen von Peter Reichels umfangreicher Müller-Biografie über Robert Gerwarths positive Revolutionsdarstellung und dem großen differenzierten Werk von Joachim Käppner<sup>163</sup> war es vor allem das von Lars-Broder Keil und Sven Felix Kellerhoff gespendete »Lob der Revolution«, das Müller wieder stärker in den Blick nahm. Beide Verfasser bezogen sich explizit nicht nur auf Müllers Buch als Quelle, sondern auch und vor allem auf die im Buch veröffentlichten Deutungen. Die demokratische Revolution von 1918/19 erscheint – ungeachtet mancher Versäumnisse – so als Fixpunkt der deutschen Demokratiegeschichte und das Engagement von Politikern wie Hermann Müller als wichtiges »politisches Erbe«.<sup>164</sup>

159 Sebastian Haffner, *Die Verratene Revolution. Deutschland 1918/1919*, Bern/München etc. 1969; Vgl. Hoffrogge, Richard Müller, S. 180.

160 Vgl. Eduard Bernstein, *Die deutsche Revolution von 1918/19. Geschichte der Entstehung und ersten Arbeitsperiode der deutschen Republik*, hrsg. v. Heinrich August Winkler, Bonn 1998.

161 So etwa Wolfgang Niess, *Die Revolution von 1918/19. Der wahre Beginn unserer Demokratie*, München 2017.

162 Vgl. Hermann Müller-Franken, *Vom Sturz der Monarchie zur Weimarer Republik: Die Novemberrevolution 1918*, Hamburg 2017.

163 Vgl. Robert Gerwarth, *Die größte aller Revolutionen. November 1918 und der Aufbruch in eine neue Zeit*, München 2018; Joachim Käppner, *1918 – Aufstand für die Freiheit. Die Revolution der Besonnenen*, München 2017.

164 Lars-Broder Keil/Sven Felix Kellerhoff, *Lob der Revolution. Die Geburt der deutschen Demokratie*, Darmstadt 2018, S. 234 und 236.

Willy Buschak

## »Sozialismus und Freiheit«

Wie eine kleine Gruppe im mexikanischen Exil der 1940er-Jahre zu einem neuen Verständnis von Revolution kam und welche Folgen das für Europa hatte

Die Begriffe »Freiheit« und »Sozialismus« kennt man aus bundesrepublikanischen Wahlkämpfen. Auf entsprechenden Plakaten steht meist ein »statt«, manchmal auch ein »oder«. Es gilt, sich zu entscheiden, ist die Botschaft konservativer Kreise. Möglich ist angeblich nur eines, die Freiheit oder der Sozialismus. Dieser Artikel erzählt die Geschichte einer Gruppe von Exilierten in Mexiko des Zweiten Weltkriegs, die sich »Socialismo y libertad« (Sozialismus und Freiheit) nannte, für die Sozialismus ohne Freiheit unmöglich war. Der Artikel schildert, aufgrund welcher persönlichen und politischen Erfahrungen die bunt gemischte Gruppe – sie bestand vorwiegend aus Männern, aber auch einigen Frauen – aus Spanien, Frankreich, Deutschland, Italien, Russland, Mexiko und anderen Ländern zu der Überzeugung kam, mit dem sozialistischen Denken der zurückliegenden 100 Jahre lasse sich nicht mehr viel anfangen, etwas Neues müsse entwickelt werden. Die alten Begriffe »Klasse«, »Kapitalismus«, »Revolution«, »Partei«, »Eroberung des Staates« wurden rigoros auf den Prüfstand gestellt und ersetzt.

Historikerinnen und Historiker neigen dazu, die Abkehr vom traditionellen europäischen Sozialismus in die Zeit nach 1945 zu verlegen und dem Einfluss der US-amerikanischen Gewerkschaften dabei eine entscheidende Rolle zuzuschreiben.<sup>1</sup> Tatsächlich begann die Abkehr, wie hier gezeigt wird, schon wesentlich früher, in den 1930er-Jahren, und erlebte in den Diskussionen des mexikanischen und des englischen Exils in den 1940er-Jahren einen Höhepunkt. Beide Diskussionen sind deswegen so bemerkenswert, weil sie in mehrfacher Hinsicht grenzüberschreitend waren: über die Grenzen zwischen Angehörigen verschiedener Nationen, verschiedener Parteien und Richtungen der Arbeiterbewegung hinweg. Auch die Grenzen traditionellen sozialistischen Denkens wurden überschritten. Die Begriffe »Demokratie«, »Freiheit«, »Würde«, »Sozialisierung« wurden mit neuen, bis dahin unbekanntem Inhalten gefüllt.

Der Artikel gliedert sich in zwei große Teile. Im ersten Teil wird die Geschichte der Gruppe »Sozialismus und Freiheit« in Mexiko bis 1945 dargestellt, im zweiten Teil wird der Weg der von dieser Gruppe entwickelten Ideen im Nachkriegseuropa verfolgt und ihr Einfluss auf die entstehende Neue Linke insbesondere in Deutschland untersucht. Daraus ergibt sich die Schlussfolgerung, dass die Diskussionen der Gruppe »Sozialismus und Freiheit« nicht bloß folgenlose intellektuelle Gedankenspiele waren, sondern dass sie die Europabewegung der 1950er-Jahre entscheidend beeinflussten und Weichenstellungen vornahmen, die in den 1970er-Jahren zu mehr Demokratie und Mitbestimmung in Gesellschaft und Betrieben führten. Nicht zuletzt sind auch die handelnden Personen mit ihren spannenden Lebenswegen für das Thema von Bedeutung, da sie über Begriffe wie »Revolution« und »Veränderung« und die Rolle der Arbeiterschaft und anderer gesellschaftlicher Gruppen nachdachten.

<sup>1</sup> Vgl. etwa Julia Angster, *Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie. Die Westernisierung von SPD und DGB*, München 2003, S. 177.

## I. UNABHÄNGIGE SOZIALISTEN IN MEXIKO

Am 24. Juli 1940 traf der französische Sozialist Marceau Pivert nach einer viertägigen Bahnreise in Mexiko-Stadt ein. Er kam aus New York, wo er zuvor mit finanzieller Unterstützung der »Independent Labor League of America« (ILLA) das Sekretariat der »Internationalen Arbeiterfront gegen den Krieg« (IAF) geleitet hatte – ein Zusammenschluss linkssozialistischer Organisationen aus Europa und den USA. Am 8. April 1940 hatte er noch eine Rede auf dem Kongress der »Socialist Party of America« (SPA) gehalten. Danach wurde seine Aufenthaltserlaubnis in den USA nicht verlängert, Pivert war ohne Rückhalt.<sup>2</sup> Der mexikanische Präsident Lázaro Cárdenas del Río gewährte ihm aber umstandslos politisches Asyl.

Viele Freunde Piverts befanden sich bereits in Mexiko, unter anderem Julián Gorkin, der frühere Generalsekretär der »Partido Obrero de Unificación Marxista« (Arbeiterpartei der Marxistischen Einigung, POUM) und Enrique Gironella, Leiter der Jugendorganisation der POUM.<sup>3</sup> Weitere kamen in den folgenden Monaten: der belgisch-französisch-russische Schriftsteller Victor Serge mit seinem Sohn Vladimir (»Vlady«) im September 1941, der französische Surrealist Benjamin Péret, der die Madrider Radiostation der POUM geleitet hatte, im Oktober 1941.<sup>4</sup> Als letzte Flüchtlinge konnten sich der Spanier Manuel Adame und der Deutsche Max Diamant im März 1942 aus dem nationalsozialistisch besetzten Europa retten.<sup>5</sup> Für sie alle wurde Mexiko eine »seltsame Oase der Freiheit«.<sup>6</sup> Das Land nahm 15.000 spanische Bürgerkriegsflüchtlinge und an die 1.200 weitere Flüchtlinge auf.<sup>7</sup>

- 2 Bulletin Mensuel du Front Ouvrier International Contre la Guerre, April 1940, S. 23–24. Marceau Pivert (1895–1958) war in den 1930er-Jahren Kopf der Tendenz »Gauche Révolutionnaire« (GR, Revolutionäre Linke) in der Sozialistischen Partei Frankreichs (mit offiziellem Namen: Section Française de l'Internationale Ouvrière, SFIO, Französische Sektion der Arbeiterinternationale). Er gründete 1938 die »Parti Socialiste Ouvrier et Paysan« (PSOP). Vgl. *Jean Paul Joubert, Révolutionnaires de la SFIO. Marceau Pivert et le Pivertisme*, Paris 1977; *Jacques Kergoat, Marceau Pivert, »socialiste de gauche«*, Paris 1994, S. 174; zur IAF vgl. *Willy Buschak, Das Londoner Büro. Europäische Linkssozialisten in der Zwischenkriegszeit*, Amsterdam 1985, S. 304ff. Zur ILLA und ihrem Generalsekretär Jay Lovestone vgl. *Robert J. Alexander, The Lovestone-ites and the International Communist Opposition of the 1930s*, Westport 1981; *Angster, Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie*, S. 127–129.
- 3 Über Julián Gorkin (1901–1987), Enrique Gironella (1908–1987) und ihre Rolle in der POUM vgl. *Reiner Tosstorff, Die POUM im Spanischen Bürgerkrieg*, Frankfurt am Main 1987. Noch vor den Flüchtlingen kam das FBI nach Mexiko, das alle intensiv überwachte. Vgl. *Alexander Stephan, Im Visier des FBI. Deutsche Exilschriftsteller in den Akten amerikanischer Geheimdienste*, Stuttgart/Weimar 1995, S. 393ff.
- 4 Victor Serge (1890–1947) hieß mit eigentlichem Namen Victor Lvovitch Napoléon Kibaltchitch. Vgl. *Jean Rièr/Michel Dreyfus/Nicole Racine, Victor Serge*, in: *Dictionnaire biographique du mouvement ouvrier français*, Bd. XLI, Paris 1992, S. 254–263; *Susan Weissman, Victor Serge. The Course is Set on Hope*, London 2013. *Vladimir Kibaltchitch (1920–2005)* trug den Künstlernamen »Vlady«. Zu Benjamin Péret (1899–1959) vgl. *Karla Segura-Pentoya, Le surréalisme déplacé: Inventaire, établissement et étude des œuvres des surréalistes exilés au Mexique*, Diss., Cergy-Pontoise 2018, S. 48ff. und 66ff.
- 5 Zu Manuel Adame (1901–1945) vgl. *José María García Márquez, La UGT de Sevilla. Golpe militar, resistencia y represión (1936–1950)*, Córdoba 2008; *Johannes Platz/Antonio Muñoz Sánchez* (Hrsg.), *Max Diamant. Sozialist, Exilant, Gewerkschafter*, Bonn 2017, insb. *Patrik von zur Mühlen, Max Diamant und das mexikanische Exil*, in: ebd., S. 119–128.
- 6 *Victor Serge, Brief an Daniel Martinet vom 23.5.1945. Quatre lettres inédites de Victor Serge*, in: *La Révolution Prolétarienne*, Dezember 1947, S. 278. Eigene Übersetzung aller Zitate aus dem Französischen und Spanischen hier und im Folgenden.
- 7 *Fritz Pohle, Das mexikanische Exil. Ein Beitrag zur Geschichte der politisch-kulturellen Emigration aus Deutschland (1937–1946)*, Stuttgart 1986, S. 4.

Darunter befanden sich wenige Hundert unabhängige Sozialisten<sup>8</sup>, Anarchisten und frühere Kommunisten aus Deutschland, Österreich, Frankreich, Spanien, Italien und Russland.<sup>9</sup> Seit dem Oktober 1941 lebte der schwer kranke Edo Fimmen, Generalsekretär der Internationalen Transportarbeiterföderation (ITF), mit seiner Frau Alida de Jager und seinen beiden Töchtern in Cuernavaca. Fimmen war ein weltweit vernetzter Sozialist, viele Exilanten in Mexiko kannte er persönlich. Victor Serge besuchte de Jager und Fimmen gelegentlich.<sup>10</sup>

Die unabhängigen Sozialisten hatten umfangreiche revolutionäre Erfahrungen im Gepäck. Einige hatten die Russische Revolution 1917 mitgemacht, andere die deutsche Revolution 1918/19, manche den Aufstand in Asturien 1934 und viele die Spanische Revolution 1936–1939. Die meisten kamen aus kleineren linkssozialistischen Parteien wie der »Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands« (SAP), der spanischen POUM oder der französischen »Parti socialiste ouvrier et paysan« (PSOP). International waren sie über das von der britischen »Independent Labour Party« (ILP) betriebene »Internationale Revolutionär-Marxistische Zentrum« vernetzt. Zu der losen Gemeinschaft, die um die Zeitschrift »Mundo« entstehen sollte, gehörten auch Anarchisten wie Augustin Souchy, der Sekretär der »Internationalen Arbeiterassoziation«, und Veteranen der kommunistischen Bewegung, die sich aber alle von den kommunistischen Parteien gelöst hatten, wie Fritz Fränkel<sup>11</sup>,

8 Den Begriff »Linkssozialismus« benutzten die mexikanischen Exilierten nicht. Er hatte, wie Lucien Laurat noch 1955 erläuterte, einen abschätzigen Beigeschmack, weil Linkssozialisten als gutgläubige Hilfstruppe des Bolschewismus galten, *Lucien Laurat, Problèmes actuels du socialisme*, Paris 1955, S. 14. Sie bezeichneten sich stattdessen als »revolutionäre«, »demokratische«, »libertäre« oder auch »unabhängige« Sozialisten. Vgl. *Julián Gorkin, Denominación política*, in: *Análisis*, 1942, Nr. 1, S. 16–21; *Proposiciones para una declaración de principios*, in: *Mundo. Socialismo y libertad*, 1943, Nr. 1, S. 29–30. Das erste Heft der in Deutschland ab Juni 1950 erscheinenden Zeitschrift »Funken« trug noch den Untertitel »Aussprache-Hefte radikaler Sozialisten«. Der Belgier G. Ernestan (Ernest Tanrez) bezeichnete sich als »individualistischen« oder »libertären« Sozialisten, *G. Ernestan, Valeur de la liberté*, Brüssel 1952, S. 32. Die seit 1953 erscheinende Monatszeitschrift der Sozialistischen Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa nannte sich einfach »Gauche Européenne« (Europäische Linke).

9 Zum mexikanischen Exil vgl. *Wolfgang Kießling, Alemania Libre in Mexiko. Ein Beitrag zur Geschichte des antifaschistischen Exils*, 2 Bde., Berlin (Ost) 1974; *ders.*, *Brücken nach Mexiko. Traditionen einer Freundschaft*, Berlin (Ost) 1989; *Kießling* verbreitete abstruse Behauptungen über die unabhängigen Sozialisten Gustav Regler und Walter Öttinghaus. Sie hätten sich in Mexiko »einer Gruppe internationaler Trotzlisten angeschlossen und mit ihr die antisowjetische und antikommunistische Hetze« forciert (*Kießling, Alemania Libre in Mexiko*, Bd. 1, S. 276). Richtigstellend schon *Pohle, Das mexikanische Exil*, S. 152ff., 386ff., 428ff. und 446ff. Zum unabhängigen sozialistischen Exil in Mexiko neuerdings *Olga Glondys, El europeísmo y los exilios (1939–1945). Pretexto para unas reflexiones acerca del estudio del exilio*, in: *Elena Díaz Silva/Aribert Reimann/Randal Sheppard* (Hrsg.), *Horizontes del exilio. Nuevas aproximaciones a la experiencia de los exilios en Europa y América Latina durante el siglo XX*, Madrid 2018, S. 73–89, allerdings mit einer Reihe von Unstimmigkeiten. Beispielsweise lernten sich Gorkin und Pivert nicht erst 1939 in New York durch Jay Lovestone kennen (S. 76), sondern 1936 in Brüssel auf dem Kongress des Internationalen Büros für revolutionäre sozialistische Einheit. Marceau Pivert war nicht der Vorsitzende der französischen Gewerkschaft Force Ouvrière (S. 78), Jacob Abrams kein nordamerikanischer Herausgeber (S. 80), sondern ein in Mexiko lebender Veteran des Kronstädter Aufstands von 1921 und Herausgeber einer dem »Bund« nahestehenden Tageszeitung.

10 Zu Fimmen vgl. *Willy Buschak, Edo Fimmen. Der schöne Traum von Europa und die Globalisierung. Eine Biografie*, Essen 2002, S. 271ff.; *Victor Serge, Carnets (1936–1947)*, hrsg. v. *Claudio Albertani/Claude Rioux*, Marseille 2012, S. 282.

11 Vgl. *Klaus Täubert, »Unbekannt verzogen ...«. Der Lebensweg des Suchtmediziners, Psychologen und KPD-Gründungsmitglieds Fritz Fränkel*, Berlin 2005, S. 147ff.

Delegierter des Gründungsparteitags der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD), Walter Öttinghaus, Metallgewerkschafter und Reichstagsabgeordneter der KPD<sup>12</sup>, Otto Rühle, 1918 Gründer der »Internationalen Kommunisten Deutschlands« (IKD) in Sachsen, und José Ballejos, langjähriger Generalsekretär der »Partido Comunista de España« (Kommunistische Partei Spaniens, PCE). Manche, wie Manuel Adame, der nacheinander erst der anarchistischen »Confederación Nacional del Trabajo« (Nationale Arbeitskonföderation, CNT), dann der PCE und schließlich der »Partido Socialista Obrero de España« (Sozialistische Arbeiterpartei Spaniens, PSOE) angehörte, kannten alle drei Richtungen der Arbeiterbewegung.<sup>13</sup>

Fast alle hatten bittere persönliche Erfahrungen mit dem Stalinismus gemacht. Victor Serge wurde 1927 als Oppositioneller aus der Kommunistischen Partei Russlands ausgeschlossen, erhielt Ausreiseverbot, wurde am 8. März 1933 inhaftiert und erst 1936 dank einer internationalen Solidaritätskampagne nach Belgien freigelassen. Die POUM wurde 1937 im Spanischen Bürgerkrieg zur Zielscheibe für Stalinisten. Ihr Führer Andrés Nin wurde ermordet, die Mitglieder der Parteileitung inhaftiert und fälschlich beschuldigt, sie stünden mit Franco in Verbindung. Ausländische Milizionäre der POUM wurden zu Tausenden inhaftiert.<sup>14</sup> Der deutsche Schriftsteller und Spanienkämpfer Gustav Regler wurde noch in Mexiko von Stalinisten verfolgt, weil er sich 1937 von der KPD losgesagt hatte.<sup>15</sup>

Viele der unabhängigen Sozialisten in Mexiko kannten sich persönlich oder vom Namen her, Gorkin, Serge und Pivert zum Beispiel seit 1936 aus der Solidaritätsarbeit für die Spanische Revolution.<sup>16</sup> Max Diamant kannte als Leiter des Auslandsbüros der SAP in Barcelona und Herausgeber der deutschsprachigen Zeitung »Die spanische Revolution« die POUM-Führung, als Mitarbeiter des US-amerikanischen Fluchthelfers Varian Fry traf er 1940–1942 in Marseille viele Spanienkämpfer wieder, die auf eine Möglichkeit warteten, aus Europa zu fliehen.<sup>17</sup> Vertrauen musste nicht erst mühsam hergestellt werden. Man wusste, auf wen man sich verlassen konnte, Druck von außen schweißte weiter zusammen. Stalinisten des mexikanischen Ablegers der Bewegung »Freies Deutschland« und der Kommunistischen Partei Mexikos machten aus ihrer Abneigung gegen die Dissidenten keinen Hehl. Von verbalen Angriffen gegen die »Trotzkisten« und »POUMisten« als angebliche nationalsozialistische Spione gingen sie mehr als einmal zu Tötlichkeiten über. Serge, Gorkin und Regler wurden mit dem Tod bedroht.<sup>18</sup> Stalinisten dominierten die kulturellen

12 Uwe Schledorn, Walter Oettinghaus. Das Lebensbild eines westfälischen Arbeiterfunktionärs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Schriftliche Hausarbeit im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt, Bochum 1990, S. 176–218; Siegfried Mielke, Walter Oettinghaus, in: *ders./Stefan Heinz* (Hrsg.), Emigrierte Metallgewerkschafter im Kampf gegen das NS-Regime, Berlin 2014, S. 237–252.

13 Alice Rühle-Gerstel und Otto Rühle, der als Pädagoge ins Land gekommen war, lebten schon seit 1936 in Mexiko, vgl. *Gerd Stechlinal/Joachim Schille*, Otto Rühle. Leben und Werk, Weinheim/München 2003; *Lisette Jacinto*, Desde la otra orilla: Alice Rühle-Gerstel y Otto Rühle. La experiencia del exilio político de izquierda en México 1935–1944, in: *Historia Mexicana* 64, 2014, S. 159–242.

14 *Buschak*, Das Londoner Büro, S. 238ff.

15 *Günter Scholdt*, Gustav Regler 1898–1963. Saarländer-Weltbürger, Lebach 1988, S. 189–216; *Pohle*, Das mexikanische Exil, S. 140ff.

16 Zum Verhältnis Gorkin–Serge vgl. *Julián Gorkin*, Un homme de pensée et d'action au service de la vérité et de la liberté, in: *Agone*, 2010, Nr. 43, S. 235–240.

17 *Buschak*, Das Londoner Büro, S. 223f. und 234f.; *Anne Klein*, Politik als solidarische Praxis. Max Diamant und der Exodus der Emigranten aus Europa, 1940–42, in: *Platz/Sánchez*, Max Diamant, S. 103–118.

18 Höhepunkt der stalinistischen Gewaltkampagne war der Überfall vom 1. April 1943 auf eine von Gorkin und Serge im Kulturpalast von Mexiko-Stadt organisierte Veranstaltung zu Ehren von Viktor Alter und Henrik Erlich, zwei in der Sowjetunion ermordeten Führern der polnisch-

Einrichtungen des Exils. Unabhängige Sozialisten mussten sich ihre eigenen Ausdrucksmöglichkeiten schaffen. Gorkin, Serge und Pivert gründeten im Januar 1942 die Zeitschrift »Análisis. Revista de Hechos e Ideas«. <sup>19</sup> Die Zeitschrift erteilte jedweden »Parteienggeist« eine Absage, sie wollte offen für alle Tendenzen der Arbeiterbewegung sein. Ihre Aufgabe beschrieb die Redaktion so: »Das Schicksal hat uns in Mexiko, Land des Asyls, zusammengeführt, wo wir die Verpflichtung erfüllen, frei zu denken, im Namen derjenigen, die das heutzutage in Europa nicht können.« <sup>20</sup> Hinter sich habe man eine immense Erfahrung, vor sich die Aufgabe, aus der eigenen Vergangenheit alles zu revidieren, was revidiert werden müsse. Mit der zweiten Ausgabe vom Februar/März 1942 stellte die Zeitschrift ihr Erscheinen jedoch wieder ein.

Ein Nachfolger erschien erst über ein Jahr später, am 15. Juni 1943, mit der Revue »Mundo. Socialismo y Libertad«. <sup>21</sup> Der Unterschied zwischen beiden Zeitschriften hätte nicht größer sein können. »Análisis« war eine theoretische Zeitschrift, ohne Illustrationen, mit einfachem Layout und langen Beiträgen. »Mundo« hingegen war eine Revue, mit kurzen, selten über eine Doppelseite gehenden Artikeln, von Vlady sowie den Zeichnern Josep Bartolí, »Porta« und »Trapote« kongenial illustriert. Bis 1945 wurden in unregelmäßigen Abständen zwölf Ausgaben im Umfang von meist 32 bis 36 Seiten produziert. <sup>22</sup> Die erste Ausgabe war schnell ausverkauft, über die Auflagenhöhe ist im Übrigen aber nichts bekannt. Die letzte Ausgabe wurde im Juli 1945 veröffentlicht, danach löste sich die Gemeinschaft um die Revue auf. <sup>23</sup> Gironella, Gorkin und Pivert wollten nach Kriegsende so schnell wie möglich nach Europa zurückzukehren.

Die unabhängigen Sozialisten um »Mundo« lebten nicht allein mit dem Gesicht nach Europa, das macht schon die Tatsache deutlich, dass ihre Zeitschrift in spanischer Sprache erschien. Viele ließen sich auf ihre neue Umgebung ein. Serge und Gorkin stellten gute Beziehungen zu jüdischen Sozialisten Mexikos her. »Mundo« berichtete regelmäßig über Menschen und Ereignisse auf dem lateinamerikanischen Kontinent. Den Anfang machte Victor Serge mit seinem Artikel über den mexikanischen Künstler José Guadelupe

---

jüdisch-sozialistischen Organisation »Bund«. 200 bewaffnete Marodeure der mexikanischen KP versuchten die Veranstaltung zu sprengen, wurden aber zurückgeschlagen. Vgl. zu der Hasskampagne gegen die unabhängigen Sozialisten *Gustav Regler*, Sohn aus Niemandland. Tagebücher 1940–1943, hrsg. v. *Günter Scholdt/Hermann Gätje*, Basel/Frankfurt am Main 1994, S. 585f. und 638f.; *Serge, Carnets* (1936–1947), S. 115f., 174f., 292ff., 374, 455 und 491; *Weissman*, Victor Serge, S. 178f. Trotz der kommunistischen Hetze fühlte sich Serge in Mexiko aber nicht so vogelfrei wie in Sowjetrußland. Vgl. *Victor Serge, Mémoires*, Paris 1957, S. 363.

19 Übersetzt: »Analyse. Zeitschrift für Fakten und Ideen«. Chefredakteur war Gorkin.

20 *Análisis*, 1942, Nr. 1, redaktionelle Notiz auf der zweiten Umschlagseite und S. 1–2.

21 *Claudio Albertani*, *Le groupe Socialismo y Libertad. L'exil anti-autoritaire d'Europe en Mexique et la lutte contre le stalinisme*, in: *Agone*, 2010, Nr. 43, S. 241–266, hier: S. 244, gibt an, es seien drei Ausgaben von »Análisis« erschienen. Eine dritte Ausgabe konnte ich jedoch nicht finden. Der Titel von »Mundo« bedeutet: »Die Welt. Sozialismus und Freiheit« und war eine Anspielung auf die von Henri Barbusse ab 1928 in Paris herausgegebene Zeitschrift »Monde« (Welt), an der Serge, Gorkin und Regler mitgearbeitet hatten. Zur Gruppe »Mundo. Socialismo y libertad« gibt es kaum Darstellungen. Vgl. *Pohle*, *Das mexikanische Exil*, S. 385–389; *Susan Weissman* geht nur ganz am Rande auf die Gruppe ein, die für Serge aber eine große Bedeutung hatte, vgl. *Weissman*, Victor Serge, S. 177, 264 und 266. Die einzige ausführlichere Studie stammt von *Albertani*, *Le groupe Socialismo y Libertad*.

22 Die vollständigste Sammlung befindet sich in Europa in der Universität Autònoma de Barcelona. Alle Ausgaben bis auf Nr. 3 stehen dort digitalisiert und online zur Verfügung, URL: <<https://ddd.uab.cat/record/56854>> [8.8.2019].

23 *Socialismo y libertad debe ser organizado en Europa*, in: *Mundo*, 1945, Nr. 13, S. 32. In Argentinien, Chile und Uruguay erschienen weiterhin Revuen mit dem gleichen Titel.

Posada.<sup>24</sup> Es folgten Artikel über Chile oder die Präsidentschaft Cárdenas.<sup>25</sup> Serge und Regler reisten viel, Serge machte Bekanntschaft mit mexikanischen Künstlern, sein Sohn Vlady wurde zum anerkannten Maler, seine Frau, Laurette Séjourné, zur renommierten Archäologin. Serge schrieb für mexikanische Zeitschriften wie die Revue »Así«.<sup>26</sup> Er musste aber immer wieder erleben, dass die Zusammenarbeit durch stalinistischen Druck beendet wurde.<sup>27</sup> Vlady, Laurette, Alice Rühle-Gerstel und Otto Rühle sowie Max Diamant nahmen sogar die mexikanische Staatsbürgerschaft an. Diamant kehrte erst 1954, nach langem Zögern, nach Europa zurück.<sup>28</sup> Zentrum der unabhängigen sozialistischen Emigration war Mexiko-Stadt, aber es gab eine Dependance in Cuernavaca, wo neben den beiden Rühles, Edo Fimmen und Alida de Jager auch die russischen Anarchisten Mollie Steimer und Senia Fleshin lebten.<sup>29</sup>

»Análisis« erteilte Gewalt und Terror eine deutliche Absage: »Wir sind [...] Parteigänger der Freiheit in der Arbeiterbewegung. Freiheit des Denkens, Freiheit der Kritik, Freiheit der Organisationen.«<sup>30</sup> Die Nachfolge-Zeitschrift »Mundo« verstand sich weder als Organ einer Partei noch einer bestimmten politischen Richtung.<sup>31</sup> Anarchisten, Sozialdemokraten, unabhängige Sozialisten und ehemalige Kommunisten arbeiteten in einer Überzeugung zusammen: »Der Sozialismus ist unmöglich ohne Freiheit, ohne die Garantie der Rechte eines jeden, ohne die umfassende und vollständige Verwirklichung der Demokratie.«<sup>32</sup> Die Zeitschrift versuchte ernsthaft und mit Erfolg, einen der schlimmsten Fehler und Irrtümer der Arbeiterbewegung zu korrigieren, die »Intoleranz gegenüber den Anderen«.<sup>33</sup> »Niemand besitzt die absolute und ewige Wahrheit«, fasste Julián Gorkin das »Glaubensbekenntnis« von »Mundo« zusammen.<sup>34</sup> Der mexikanische Historiker Claudio Albertani bezeichnet die Gruppe zwar als »einflusslos«, unter anderem wegen des »doppelten Exils« ihrer Mitglieder: aus Europa geflüchtet, in Mexiko von Kommunisten und rechten Organisationen zurückgestoßen. Beim Blick über 1945 und über Mexiko hinaus ergibt sich aber ein anderes Urteil. »Mundo« hatte bedeutenden Einfluss auf die europäische Arbeiterbewegung und deren Verständnis von Revolution und Reform, Klasse und Partei, europäischer Einigung.

24 Tres opiniones sobre el arte de José Guadalupe Posada, in: Mundo, 1943, Nr. 1, S. 16–17; Serge, Carnets (1936–1947), S. 293.

25 Manuel Jimenez, El colapso del cardenismo, in: Mundo, 1944, Nr. 6, S. 16–18.

26 »Así« kann »so« oder »aha« bedeuten.

27 Serge, Carnets (1936–1947), S. 274.

28 Vgl. Michael Graulich, Le »couple« Kibaltchitch et la civilisation mexicaine, in: Socialisme, 1991, Nr. 226/227, S. 380–387; von zur Mühlen, Max Diamant und das mexikanische Exil, S. 126–128.

29 Zu Steimer und Fleshin vgl. Mollie Steimer, Toda una vida de lucha, México-Stadt 1980.

30 Contra el terrorismo y por la libertad en el movimiento obrero, in: Análisis, 1942, Nr. 1, S. 4. Bei Kießling findet sich die durch nichts belegte Behauptung, »Análisis« und »Mundo« hätten »den offenen Kampf gegen die Sowjetunion und die Antihitlerkoalition geführt, und zwar so, dass es einer Unterstützung der Fünften Kolonne des Hitlerfaschismus gleichkam«, Kießling, Alemania Libre in Mexiko, Bd. 1, S. 82.

31 Redaktionelle Notiz, in: Mundo, 1943, Nr. 1, S. 2.

32 Propositiones para una declaración de principios. Als Unterzeichner wurden genannt: »Confederación Nacional del Trabajo«, »Unión General de Trabajadores«, »Federación Anarquista Ibérica«, »Partido Socialista Obrero Español«, »Partido Obrero de Unificación Marxista«, »Parti Socialiste Ouvrier et Paysan«, Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands, Union deutscher und österreichischer Sozialisten, Gruppe »Révolution Proletarienne«, »Unione anarchica italiana«, Gruppen libertärer italienischer Sozialisten und die Linke Opposition in der Sowjetunion.

33 Victor Serge, Pleine attente (notes sur un voyage de Paris à Mexico), zit. nach: Adolfo Gilly, Victor Serge au Mexique: le dernier exil, in: Victor Serge/Laurette Séjourné, Écris-moi à Mexico. Correspondance inédite 1941–1942, hrsg. v. Françoise Bienfait/Tessa Brisac, Paris 2017, S. 8.

34 Julián Gorkin, Algunas conclusiones socialistas, in: Mundo, 1944, Nr. 10, S. 24–25.



Die Redaktion der Zeitschrift befand sich im »Centro Cultural Ibero-Mexicano« (Ibero-Mexikanisches Kulturzentrum) in Mexiko-Stadt. Verleger war Gustavo de Anda, der noch in den 1970er-Jahren als Verleger in Mexiko in Erscheinung trat. Um die engere Redaktion aus Julián Gorkin, Victor Serge, Gustav Regler, Paul Chevalier, Vlady und Enrique Gironella<sup>35</sup> scharten sich: Manuel Adame, der in Polen geborene französische Schriftsteller Jean Malaquais, Pierre Meunier, José Bullesjos, die POUM-Mitglieder Narcís Molins i Fàbrega und Jordi Arquer, Obrencio Labrador, Andrés Martín, die spanischen Anarchisten Fidel Miró, Mariano Viñuales Tierz und Ramón G. Anias, der spanische Sozialist Luis Araquistáin, Lopez Rey, der katalanische Anarchosyndikalist Ricardo Mestre, die beiden russischen Anarchisten Mollie Steimer und Senia Fleshin, der frühere Trotzkiist Grandizo Munis, die Italiener José Riera (Leo Weiczen), Mario d'Andrea (Mitbegründer der demokratischen Widerstandsbewegung »Giustizia e Libertà«) und der in den USA lebende Sozialist Gaetano Salvemini, sowie der jiddische Schriftsteller Moises Rubinstein. Die Deutschen Augustin Souchy, Alice Rühle-Gerstel und Otto Rühle, Babette Gross, Fritz Fränkel und Max Diamant unterstützten die Zeitschrift<sup>36</sup>, ebenso der in den USA lebende italienische Sozialist Gaetano Salvemini, der deutsche Anarchosyndikalist Rudolf Rocker und der unabhängige deutsche Kommunist Sebastian Franck (Heinz Jacoby), die Journalisten Alex Smith, Luis Fischer und die SPA. In Großbritannien stand die Führung der ILP, insbesondere Fenner Brockway und Bob Edwards, hinter »Mundo«.<sup>37</sup>

Die Arbeit an der Zeitschrift und der Bewegung »Sozialismus und Freiheit« muss man sich ungefähr so vorstellen: Viele der Gedanken, die in »Mundo« zum Ausdruck kamen, wurden zwischen Victor Serge, Julián Gorkin, Jean Malaquais und Enrique Gironella diskutiert, die den häufigsten Kontakt miteinander hatten. Ideen für Artikel entstanden in Unterredungen zwischen Serge, Fränkel und Herbert Lenhoff, in Diskussionen zwischen Serge und Rühle oder in Debatten kleiner Gruppen, so am 15. März 1943, als Serge, Fränkel, Öttinghaus, Malaquais und Pivert über die Folgen des Kriegs diskutierten. Beiträge für »Mundo« entstanden aus Vorträgen bei der deutschen sozialistischen Gruppe oder im Klub der katalanischen Republikaner, im »Orfeo Catalán«. Soweit der stalinistische Druck es zuließ, wurden öffentliche Versammlungen in Mexiko-Stadt organisiert.<sup>38</sup> Hin und wieder

35 *Albertani*, *Le groupe Socialismo y Libertad*, S. 241, übergeht Gironella in seiner Aufzählung der Mitarbeiter von »Mundo«, Victor Serge bezeichnet Gironella aber als »Redakteur«, *Serge, Carnets* (1936–1947), S. 374.

36 Fritz Fränkel und Herbert Lenhoff waren zwei der engsten deutschsprachigen Freunde von Victor Serge, alle drei diskutierten intensiv über Psychologie und Marxismus. Vgl. *Serge, Carnets* (1936–1947), S. 143, 162, 209, 283, 287, 331, 403, 426ff. und 461 ff. Von Max Diamant oder sonstigen Mitgliedern der »Union Deutscher und österreichischer Sozialisten in Mexiko« gibt es keine namentlich gezeichneten Artikel in »Mundo«. Im Juni 1942 hatte Diamant eine längere Diskussion mit Victor Serge, der eine Niederlage der Sowjetunion gegen das nationalsozialistische Deutschland für möglich hielt, während Diamant einwandte, die Sowjetunion sei viel stärker, als man annehme, der Stalinismus werde sich ändern und seine gewaltsamen Züge teilweise ablegen, was auf entschiedenen Widerspruch von Serge und Gorkin stieß, *Serge, Carnets* (1936–1947), S. 223. Vgl. auch *Max Diamant*, *Vulkan Osteuropa*, Mexiko-Stadt 1956, S. 37, es zeichne sich eine »auflockernde Bewegung« im Sowjetreich ab. Den Kontakt zum dem in New York lebenden unabhängigen Kommunisten Henry Jacoby dürfte Otto Rühle hergestellt haben. Vgl. *Henry Jacoby*, *Davongekommen*. 10 Jahre Exil 1936–1946, Frankfurt am Main 1982, S. 119–127. Der ebenfalls in Mexiko lebende legendäre deutsche Verleger Franz Pfemfert und seine Frau Alexandra Ramm-Pfemfert hielten sich abseits, die unabhängigen sozialistischen Emigranten kamen ihnen vor wie »verlorene Menschen, die irgendwo Anschluss an längst tote Richtungen haben«, *Alexandra Ramm-Pfemfert/Franz Pfemfert*, Brief an Ruth Fischer, 25.6.1942, in: *Julijana Ranc*, *Alexandra Ramm-Pfemfert. Ein Gegenleben*, Hamburg 2003, S. 437.

37 *Albertani*, *Le groupe Socialismo y Libertad*, S. 242.

38 *Serge, Carnets* (1936–1947), S. 261, 267, 277, 283, 303 und 374.

trafen sich alle in Mexiko ansässigen unabhängigen Sozialisten zu grundsätzlichen Diskussionen in der »Kommission für internationale Verbindungen der unabhängigen sozialistischen Gruppen«. Und nicht zuletzt gab es eine ausgedehnte Korrespondenz, etwa zwischen Babette Gross und Ruth Fischer oder zwischen Serge und Dwight MacDonald, in der die in »Mundo« diskutierten Ideen weitergetragen wurden. Es fällt auf, dass fast gar keine Frauen namentlich gezeichnete Beiträge in »Mundo« veröffentlichten.<sup>39</sup> Viele europäische Exilierte in Mexiko waren Spanienflüchtlinge, unter denen Männer als Mitglieder der Milizen und der Internationalen Brigaden dominierten. Es gab aber auch in Mexiko unabhängige Sozialistinnen mit reichlich journalistischer Erfahrung, etwa Babette Gross, die Lebensgefährtin Willi Münzenbergs, Alida de Jager oder Alice Rühle-Gerstel. Die Quellenlage ist spärlich, es lässt sich daher nur sagen, dass Babette Gross bei der Herstellung von »Análisis« mitarbeitete und ein Exemplar der Zeitschrift an die ehemalige KPD-Vorsitzende Ruth Fischer in die USA schickte.<sup>40</sup>

Der Kreis um »Mundo« blieb trotz teilweise heftiger Diskussionen und Reibereien über drei Jahre des Exils fast unverändert zusammen, auch wenn Victor Serge manchmal zweifelte und glaubte, eine Verständigung sei gar nicht mehr möglich, weil seine Genossen sich zu langsam von veralteten Vorstellungen lösten und Pivert und Gorkin auf der anderen Seite fürchteten, Serge sei dabei, zu viele marxistische Vorstellungen über Bord zu werfen. Aus persönlichen Gründen kam es zum Bruch zwischen Gustav Regler und der Gruppe um »Mundo« sowie zwischen Malaquais und Serge. Im Übrigen blieb der Kreis von den üblichen Querelen und Spaltungen im Exil verschont.<sup>41</sup> Den Anspruch, über die Grenzen von Parteien und Organisationen hinweg zu diskutieren, konnte die Gruppe einlösen. Die Zuhörerschaft bei den Diskussionsabenden der Zeitschrift war nicht minder bunt. Der Einfluss von »Mundo« ging weit über Mexiko hinaus. Ableger der Bewegung »Socialismo y libertad« gründeten sich in Argentinien, Bolivien, Uruguay (um Luce Fabbri und Julien Coffinet), auf Kuba und in Chile (um den Sozialisten Júlio César Jobet). Es gab regelmäßigen Gedankenaustausch mit der ILP, mit der SPA, US-amerikanischen Gewerkschaften und Zeitschriften, hin und wieder auch Kontakte zu Widerstandsgruppen in Europa: zu »L'Insurgé« in Lille, zum polnischen »Bund« und zum italienischen »Grupo Giustizia e Libertá« (Gerechtigkeit und Freiheit).<sup>42</sup>

Eine ähnliche Diskussion wie in »Mundo« wurde zur gleichen Zeit auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans im »Left Book Club« in England geführt, in dessen Büchern, in

39 Vgl. *Albertani*, *Le groupe Socialismo y Libertad*, S. 245. Allerdings gibt es etliche unsignierte Artikel von Korrespondentinnen oder Korrespondenten.

40 *Babette Gross*, Brief an Ruth Fischer, 26.4.1942, in: *Ruth Fischer/Arkadij Maslow*, Abtrünnig wider Willen. Aus Briefen und Manuskripten des Exils, hrsg. v. *Peter Lübke*, München 1990, S. 154.

41 *Serge*, *Carnets* (1936–1947), S. 530, 533, 539 und 543; *Weissman*, *Victor Serge*, S. 264, verweist auf eine von Vlady provozierte Spaltung in der Gruppe, ohne anzugeben, worum es dabei gegangen sein soll.

42 Vgl. *Información mundial*, in: *Mundo*, 1943, Nr. 1, S. 4–11; Nr. 2, S. 2–10; Nr. 4, S. 2–12; *Albertani*, *Le groupe Socialismo y Libertad*, S. 245; *Joubert*, *Révolutionnaires de la SFIO*, S. 235. »Mundo« veröffentlichte regelmäßig Informationen über die Untergrundbewegung in Europa, etwa in Nr. 11 über die französische Union Fédérale und Bemühungen der Untergrundbewegung in Dänemark, Frankreich, Italien, Norwegen, den Niederlanden, der Tschechoslowakei und Jugoslawiens, eine gemeinsame Erklärung für eine Europäische Föderation zu verabschieden. Vgl. ¡Hacia una Federación Europea!, in: *Mundo*, 1944, Nr. 11/12, S. 31–33; Manifesto de socialistas alemanas, in: *Mundo*, 1943, Nr. 6, S. 15; War Commentary, in: *Mundo*, 1944, Nr. 8, S. 31, mit Informationen über Diskussionen in England. Der »New Leader«, die Zeitung der ILP, berichtete über »Mundo«. Vgl. *Críticas y comentarios*, in: *Mundo*, 1943, Nr. 2, S. 26; der ILP-Abgeordnete John MacGovern bezeichnete sich im Unterhaus unter Berufung auf »Mundo« als »libertarian socialist«, *Mundo*, 1944, Nr. 9, S. 55.

seinem Mitteilungsblatt »Left News« und seinen Versammlungen. Dabei waren Frauen mit Hilda Monte (Hilde Meisel) und Minna Specht<sup>43</sup> etwas besser vertreten. Zwischen beiden Diskussionen gibt es Beziehungen. Das 1939 in Paris erschienene Buch des französischen Sozialisten Lucien Laurat »Le marxisme en faillite? Du marxisme de Marx au marxisme d'aujourd'hui« wurde 1940 vom »Left Book Club« unter dem Titel »Marxism and Democracy« herausgebracht.<sup>44</sup> Marceau Pivert und Victor Serge kannten das Buch wahrscheinlich, Pivert wird vielleicht auch Laurats Artikel im »Combat Marxiste« und »Critique Sociale« gelesen haben, auf denen das Buch aufbaute.<sup>45</sup> »Mundo« gelangte nach England, Bücher des »Left Book Club« und Schriften des »Internationalen Sozialistischen Kampfbundes« (ISK) trafen in Mexiko ein.<sup>46</sup> Unabhängig vom Left Book Club dachten auch Willi Eichler und der ISK in Großbritannien, Willy Brandt und die SAP in Schweden und Schweizer Sozialisten über Revolution und Sozialismus nach, mit Schlussfolgerungen, die oft ganz nahe bei denen der Gruppe um »Mundo« lagen.<sup>47</sup>

## II. ABSCHIED VOM VOKABULAR VON GESTERN

»Wir haben jede Menge an Fehlern und Irrtümern« hinter uns, notierte Victor Serge im März 1941, zu Beginn seiner Überfahrt nach Mexiko.<sup>48</sup> Den Fehlern musste auf den Grund gegangen werden, aber das Vokabular von gestern, der Kapitalismusbegriff von Karl Marx, die Imperialismustheorien Wladimir Iljitsch Lenins oder Rudolf Hilferdings waren dabei wenig hilfreich.<sup>49</sup> Damit begann, lange vor 1945 und lange vor der Einflussnahme der US-

43 Minna Specht war führendes Mitglied des ISK, Hilda Monte gehörte dem ISK bis 1939 an.

44 Übersetzt: Der Zusammenbruch des Marxismus? Vom Marxismus von Marx zum Marxismus von heute. Das Buch wurde in der europäischen Arbeiterbewegung viel beachtet. »Le Mouvement Syndicale Belge«, die Zeitung des belgischen Gewerkschaftsbundes, leitete die Besprechung in Nr. 4 am 20. April 1939 mit der Bemerkung ein: »Muss man gelesen haben«, Le Mouvement Syndicale Belge, 20.4.1939, S. 111. Zu Laurat und der Zeitschrift »Combat Marxiste« vgl. auch *Susanne Götze*, Die neue französische Linke von 1958–1968. Engagement, Kritik, Utopie, Marburg 2015, S. 110–150.

45 Pivert und Laurat kannten sich obendrein aus der SFIO. Vgl. *Joubert*, Révolutionnaires de la SFIO, S. 78 und 82. Im »Left Book Club« erschienen zwischen 1940 und 1944 folgende Bücher zu Themen, die in »Mundo« diskutiert wurden: *John Strachey*, Federalism or Socialism, London 1940; *Lucien Laurat*, Marxism and Democracy, London 1940; *Victor Gollancz*, The Betrayal of the Left. An Examination and Refutation of Communist Policy from October 1939 to January 1941. With Suggestions for an Alternative and an Epilogue on Morality, London 1941; *G. D. H. Cole*, Europe, Russia and the Future, London 1941; *Oscar Paul* [Oskar Pollack], Underground Europe Calling, London 1942; vgl. auch Towards European Unity. French-German Relations discussed by Henry Hauck, Willi Eichler, London 1943; The Future of International Socialism, London o.D. [1943]. Der in England lebende Richard Löwenthal dürfte die Diskussion intensiv verfolgt und wohl auch Lucien Laurat gekannt haben, erwähnt in der Literaturliste seiner berühmten Publikation »Jenseits des Kapitalismus« aber nur G. D. H. Cole als Quelle: *Paul Sering*, Jenseits des Kapitalismus. Ein Beitrag zur sozialistischen Neuorientierung, Regensburg 1947, S. 265. Oliver Schmidt umgeht die Frage in seiner Studie zu Löwenthal im Exil, *Oliver Schmidt*, »Meine Heimat ist – die deutsche Arbeiterbewegung«. Biographische Studien zu Richard Löwenthal im Übergang vom Exil zur frühen Bundesrepublik, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2007.

46 Vgl. die Rezension in *Mundo*, 1943, Nr. 1, S. 31; Notiz in *Mundo*, 1945, Nr. 11/12, S. 10.

47 Vgl. *Emil J. Walter*, Europäischer Sozialismus. Rückblick und Ausblick, Zürich/New York 1942; *Willy Brandt*, Die Kriegsziele der Großmächte und das neue Europa, hrsg. v. *Einhart Lorenz*, Bonn 2018.

48 *Serge/Séjourné*, Écris-moi à Mexico, S. 7.

49 *Victor Serge*, Necesidad de una renovación del socialismo, in: *Mundo*, 1943, Nr. 1, S. 18; *Enrique Gironella*, Nuestra contradicción fundamental, in: *Mundo*, 1943, Nr. 5, S. 23–24.

amerikanischen Gewerkschaften in Europa, der Versuch, eine Alternative zum traditionellen europäischen Sozialismus zu entwickeln.

Die Shoah spielte eine Rolle. Die erste Ausgabe von »Mundo« berichtete im Juni 1943 über den Selbstmord von Szmul Zygielbojm, Vertreter der jüdischen Arbeiterorganisationen in der polnischen Exilregierung in London, aus Verzweiflung über die unaufhörlich eintreffenden Nachrichten über die systematische Ausrottung der polnischen Juden.<sup>50</sup> Der Kreis um »Mundo« wusste, dass es Vernichtungslager in Osteuropa gab, in denen die Ermordung der europäischen Juden industriell betrieben wurde.<sup>51</sup> In langen Gesprächen versuchten Serge, Fränkel und Lenhoff, diese ungeheuren Geschehnisse, von denen, wie Serge in seinem Tagebuch notierte, wenig bekannt war und über die man wenig sprach, zu begreifen. Die nationalsozialistische Diktatur, glaubten sie, musste Tausende von willigen Helfern in den besetzten Ländern gefunden haben. Um die Shoah und den ihr zugrunde liegenden latenten Antisemitismus zu erklären, war das traditionelle marxistische Vokabular wenig hilfreich, man musste sich viel mehr mit Psychologie beschäftigen, als Marx das getan hatte.<sup>52</sup>

»Wir befinden uns vor der allgemeinen Liquidation fast eines ganzen Jahrhunderts sozialistischen Denkens«, schrieb »Mundo« und strebte als Neues eine Verschmelzung von Anarchismus und unabhängigem Sozialismus an, von libertärem Geist und sozialistischer Organisation.<sup>53</sup> Zu den Fehlern und Irrtümern zählte »Mundo« die seit Jahrzehnten ungebrochene Überzeugung, die Arbeiterklasse sei die einzige revolutionäre Klasse der Gesellschaft, dazu berufen, die Revolution anzuführen, weil ihre Interessen mit denen der Menschheit zusammenfielen. Dabei hatten doch alle Klassen Zusammensetzung, Funktion, Struktur und damit auch ihre Rolle grundlegend geändert, wandte Victor Serge ein. Die alte Gegenüberstellung Bourgeoisie–Proletariat galt nicht mehr. Der »Chef«, der klassische Eigentümer, war durch den Aktionär oder – in den totalitären Staaten – durch einen Funktionär abgelöst worden. Die Arbeiterklasse sei nicht homogen, schrieb Gorkin und

50 El antisemitismo, in: Mundo, 1943, Nr. 1, S. 12.

51 Vgl. Treblinka. Campo de la muerte in Polonia, in: Mundo, 1943, Nr. 4, S. 16–17; Oswiecim, Campo de terror y muerte, in: Mundo, 1944, Nr. 8, S. 16–18.

52 Serge, Carnets (1936–1947), S. 284f., 527, 549 und 555ff.; Fritz Fränkel/Herbert Lehnhoff, Socialismo y Psicología, in: Mundo, 1943, Nr. 2, S. 11–12.

53 Enrique Gironella, El punto débil del marxismo y del anarquismo, in: Mundo, 1943, Nr. 1, S. 20–21; ders., Nuestra contradicción fundamental; ders., Crisis del pensamiento o de la estrategia socialista, in: Mundo, 1945, Nr. 11/12, S. 28–30; Eric Berger, La victoria rusa y el futuro del movimiento socialista, in: Mundo, 1945, Nr. 13, S. 24–25; Dwight MacDonald, Balance y perspectivas, in: Mundo, 1943, Nr. 4, S. 22. Der französische Sozialist André Philip sprach schon 1928 von der Aufgabe, eine »neue Doktrin« des Sozialismus zu entwerfen, André Philip, Henri de Man et la crise doctrinale du socialisme, Paris 1928, S. 158. Susanne Götze bezeichnet Philip zu Recht als »sozialistischen Reformier«. Götze, Die neue französische Linke von 1958–1968, S. 184. Die sozialistische Zeitschrift »Combat Marxiste« erklärte die traditionellen Kampfmethoden 1933 für veraltet. Vgl. Notre but, in: Combat Marxiste, 1933, Nr. 1, S. 1. Genauso radikal formulierte Thomas von der Vring vom »Sozialistischen Deutschen Studentenbund« (SDS) 30 Jahre später: »Die alte, demokratisch-sozialistische Arbeiterbewegung ist gescheitert. [...] ihre überkommenen Vorstellungen, Kampfmethoden und Organisationsformen erweisen sich nicht erst heute in der politischen Auseinandersetzung als der Wirklichkeit fremd«, Thomas von der Vring, Probleme einer neuen sozialistischen Strategie, in: Neue Kritik, 1964, Nr. 21, S. 5–15, hier: S. 5. Von der Vring stammte aus dem Frankfurter SDS, war seit 1963 Assistent Peter von Oertzens in Göttingen und ab 1969 stellvertretender Bundesvorsitzender der Jungsozialisten. Er machte sich innerhalb des SDS durch seine Kritik an traditionellen marxistischen Konzeptionen einen Namen.

sah neue »Subklassen« entstehen: Angestellte in Produktion, Verwaltung und Bildung, Techniker, Wissenschaftler, leitende Kader in der nationalisierten Wirtschaft.<sup>54</sup>

Die Notwendigkeit des gesellschaftlichen Wandels war für Serge so groß, dass sie weit über die Interessen der Arbeiterschaft hinausging.

»Die Errichtung neuer Verhältnisse entspricht dem dringenden Interesse der Masse der Menschheit, die sehr viel weiter reicht als die Masse der Arbeiter, eine neue soziale Struktur kann man sich gar nicht vorstellen, ohne dass die Techniker und Intellektuellen in ihr eine herausragende Funktion einnehmen.«<sup>55</sup>

Die Revolution werde nur dann Erfolg haben, bekräftigte der Österreicher Oscar Paul (Oscar Pollack) im »Left Book Club«, wenn sie über die Arbeiterklasse hinausgehe.<sup>56</sup> George Hansen beharrte zwar in den »Left News« darauf, »socialism in our time can only be realised, if it is grounded in the working class«, hatte aber ein äußerst weites Verständnis von Arbeiterklasse: »workers in the widest sense of the word, manual and brain workers, peasants and artisans«.<sup>57</sup>

Wenn es die eine revolutionäre Klasse nicht mehr gab, dann ergab auch die Konzeption der Partei der Arbeiterklasse als Avantgarde der Revolution keinen Sinn. »Mundo« hatte tiefe Zweifel, ob eine Partei noch das geeignete Instrument sei, alle sozialistischen Strömungen zu umfassen.<sup>58</sup> Eine gründliche Abrechnung mit der leninschen Parteikonzeption hatte Lucien Laurat schon 1934 vorgelegt: Quintessenz des Leninismus sei eine »autokratische, diktatorische, ultrazentralistische Organisation«.<sup>59</sup> Die leninsche Partei, bekräftigte er 1940, sei »a sectarian and authoritarian organisation«, Ausdruck des tiefen Misstrauens gegenüber der Arbeiterschaft.<sup>60</sup> Am radikalsten griffen das in »Mundo« José Riera und Otto Rühle auf. Alle sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien der Welt seien »ein Hindernis für die Verwirklichung des Sozialismus«, weil sie glaubten, stellvertretend handeln zu können. Parteien seien autoritär-zentralistische bürgerliche Organisationen.<sup>61</sup> Enrique Gironella wollte über das enge Konzept einer Partei hinausgehen und schlug vor, die verschiedenen Strömungen – Sozialdemokratie, Anarchismus, unabhängiger Sozialismus – in einer breiten Bewegung zusammenzufassen.<sup>62</sup> Die kommende europäische

54 Julián Gorkin, *Unidad e diferenciación*, in: *Mundo*, 1943, Nr. 6, S. 26–28; *ders.*, *Algunas consideraciones socialistas*, in: *Mundo*, 1944, Nr. 10, S. 24–26; die Bedeutung der neuen »Subklassen« hatte James Burnham schon 1941 unterstrichen, vgl. *James Burnham, The Managerial Revolution. What is Happening in the World*, New York 1941, insb. S. 77ff.

55 *Serge*, *Necesidad de una renovación del socialismo*.

56 *Paul*, *Underground Europe Calling*, S. 11. Genauso Emil Walter in der Schweiz: »Die Arbeiterbewegung ist in den Jahren 1918/23 vor allem deshalb gescheitert, weil sie fast überall eine reine Industriearbeiterbewegung blieb, in ihrer Zielsetzung und ihren Forderungen, ihre Agitationssprache und Denkweise sich bloß an das industrielle Proletariat wandte.«, *Walter*, *Europäischer Sozialismus*, S. 63.

57 *George Hansen*, *European Socialism and the New Generation*, in: *Left News*, November 1942, S. 2304–2306, hier: S. 2306. Es dürfte sich um Werner Hansen handeln, mit eigentlichem Namen Wilhelm Heidorn, Funktionär des Zentralverbands der Angestellten in Bremen, nach 1933 Leiter der illegalen Arbeit des ISK im Rheinland, ab 1947 Vorsitzender des DGB-Landesbezirks Nordrhein-Westfalen, 1956–1969 Mitglied des DGB-Bundesvorstands.

58 *Enrique Gironella*, *Nuestra contradicción fundamental*, in: *Mundo*, 1943, Nr. 4, S. 23–24.

59 *Lucien Laurat*, *Réflexions sur l'unité*, in: *Combat Marxistes*, Juli/August 1934, S. 4–5.

60 *Laurat*, *Marxism and Democracy*, S. 122; vgl. auch *Marcel Pomméra*, *Controverses historiques autour du problème de la dictature du prolétariat*, in: *Cahiers Marxistes*, Januar 1935, S. 9–12.

61 *José Riera*, *El partido. Un obstáculo para la realización del socialismo*, in: *Mundo*, 1943, Nr. 1, S. 21; genauso *Otto Rühle*, *Parlamento, partidos y revolución*, in: *Mundo*, 1944, Nr. 9, S. 42–43.

62 *Gironella*, *Nuestra contradicción fundamental*. Die Aufgabe, das »amorphe Proletariat« in eine Klasse zu verwandeln, hatte Lucien Laurat 1934 nicht mehr der einen, revolutionären Partei,

Revolution brauche nach Manuel Adame zwar einen »revolutionären Organismus« mit einem »kühnen Programm und konkreten Lösungen«, damit meinte er aber eine neue »breite Bewegung«. <sup>63</sup> Die Zeit für minoritäre Sekten, spottete Victor Serge, sei endgültig vorbei. <sup>64</sup> Die leninsche Taktik des Ausgrenzens, Differenzierens, des Spaltens und Teilens, bekräftigte Gorkin, passe nicht mehr. Die Zusammenfassung aller sozialistischen Tendenzen in einer Bewegung, deren größtmögliche Einheit, sei ein Wert an sich. <sup>65</sup> Von kommunistischen Parteien grenzten sich die unabhängigen Sozialisten allerdings scharf ab. Jede Zusammenarbeit wurde ausgeschlossen. Kommunistische Parteien galten als außenpolitische Agenturen der Sowjetunion und nicht mehr als Teil der Arbeiterbewegung. <sup>66</sup>

Das Gedankengebäude Lenins wurde in »Mundo« so weit demontiert, dass nicht mehr viel davon übrig blieb. Der Bolschewismus, so das zusammenfassende Verdikt, sei eine »monströse Abweichung von den Prinzipien des Sozialismus«. <sup>67</sup> Lenins Widersacherin Rosa Luxemburg blieb von der Kritik nicht verschont. Ihre Spontaneität der Massen tat Serge als Mythos ab. Spontaneität habe sich nur selten gezeigt und sei im Übrigen sehr leicht zu manipulieren <sup>68</sup> – was allerdings auf den entschiedenen Widerspruch von Marceau Pivert stieß, der unverändert an den freien, spontan zum Ausdruck kommenden schöpferischen Geist der Massen glaubte. <sup>69</sup>

### III. REVOLUTION IST REVOLUTIONÄRE EVOLUTION

Heutzutage gelte alles Mögliche als Revolution, spotteten Victor Serge und Hugo Jordi. Man spreche von einer sozialen Revolution, einer technischen Revolution, einer Revolution der Sitten. Tatsächlich gebe es nur die politische und die soziale Revolution. Die eine sei mit dem Wechsel einer Regierung ziemlich schnell erledigt, die andere bedeute Veränderungen in der wirtschaftlichen Organisation und dem sozialen Aufbau einer Gesellschaft und benötige viel Zeit. <sup>70</sup> Der Übergang zu einer neuen Gesellschaft könne sich nicht an

---

sondern »den gewerkschaftlichen und sozialistischen Organisationen« in ihrer Gesamtheit zugeschrieben, *Laurat*, *Réflexions sur l'unité*, S. 4.

63 La situación revolucionaria y el organismo de lucha, in: *Mundo*, 1944, Nr. 10, S. 2–3.

64 *Serge*, Brief vom 23.5.1945 an Daniel Martinet, S. 23.

65 *Julián Gorkin*, *Bolchevismo, Stalinismo y Trotskismo*, in: *Mundo*, 1943, Nr. 2, S. 21, 25; *ders.*, *Europa ante el socialismo o ante la muerte*, Mexiko-Stadt 1946, S. 74ff.; genauso *Diamant*, *Vulkan Osteuropa*, S. 49. Vgl. auch *Victor Serge*, *La disolución de la Tercera Internacional*, in: *Mundo*, 1943, Nr. 2, S. 22–24.

66 *Serge*, *Carnets (1936–1947)*, S. 565; *Gaetano Salvemini*, *Marchar separados y golpear juntos*, in: *Mundo*, 1943, Nr. 4, S. 23; *Gironella*, *Nuestra contradicción fundamental. Anders als Angster, Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie*, S. 99, annimmt, war die »Bedrohung durch den totalitären Gegner« damit zumindest in Teilen der europäischen Arbeiterbewegung längst erkannt und musste nicht erst nach Ende des Zweiten Weltkriegs durch die US-amerikanischen Gewerkschaften ins Bewusstsein gerufen werden.

67 *Gorkin*, *Europa ante el socialismo o ante la muerte*, S. 13; den Ausdruck dürfte er von Lucien Laurat übernommen haben, der den Bolschewismus als »incurable degeneration« des Marxismus bezeichnete und zeitlebens betonte, der Stalinismus habe der Arbeiterbewegung unermesslichen Schaden zugefügt, *Laurat*, *Marxism and Democracy*, S. 7; vgl. *ders.*, *Problèmes actuels du socialisme*, S. 11.

68 *Victor Serge*, *Socialisme et psychologie*, in: *Masses*, 1947, Nr. 11, S. 17–22.

69 *Serge*, *Carnets (1936–1947)*, S. 682; *Marceau Pivert*, *Où va la Russie?... Mais aussi où va le Socialisme?*, in: *La Revue Socialiste*, Juni 1953, S. 50–70.

70 *Serge*, *Socialisme et psychologie*, S. 19; vgl. auch *Hugo Jordi*, *La prise du pouvoir et la réalisation du socialisme*, Paris 1946.

einem Tag vollziehen, sondern nur schrittweise.<sup>71</sup> Die Revolution gleiche mehr einer »revolutionären Evolution« als einer »gewaltsamen Explosion« und könne sich über mehrere Generationen erstrecken. Einen Tag X und eine Stunde Y, an der das Proletariat seine Diktatur errichte, um in relativ kurzer Zeit eine sozialistische Gesellschaft zu errichten, werde es nicht geben.<sup>72</sup> Der Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus könne nicht durch die Aktion einer klarsehenden Minderheit zustande kommen, die stellvertretend für die Massen handle.<sup>73</sup> Die Epoche einer handstreichartigen, von einer bewussten Minderheit durchgeführten Revolution sei zu Ende, schrieben unabhängige Sozialisten wieder und wieder. Im Unterschied zur bürgerlichen Revolution könne die sozialistische Revolution nur das Werk einer großen, ihres Ziels bewussten Mehrheit sein. Eine komplette Transformation der Gesellschaft könne nur von den Massen selbst ausgehen. Dazu brauche man eine lange, vorbereitende Arbeit der Organisation, der Erziehung und Bildung, der Reformen.<sup>74</sup> Eine Revolution dürfe, wie der indische Unabhängigkeitskämpfer Jayaprakash Narayan in »Mundo« warnte, nicht allein das Alte niederreißen. Eine Revolution sei mehr als ein destruktiver Prozess, sie sei eine große konstruktive Kraft.<sup>75</sup> Die Revolution, meinte Serge, müsse konkrete Antworten auf neue Herausforderungen finden. Die durchgeplante Wirtschaft der Neuzeit bedeute autoritäre Zentralisierung und Standardisierung, die Planwirtschaft »wird versucht sein, nach ihrem Belieben Information, Presse, Erziehung und die gedruckte Presse« zu planen und zu manipulieren, die Freiheit der Menschen auf ganz neue Weise unter Kontrolle zu bringen. Dem wollte Serge Bildung, Erziehung, Beteiligung, Transparenz und öffentliche Kontrolle entgegensetzen.<sup>76</sup>

Skizzen zu einer Theorie der Revolution, die aber nicht weiter ausgebaut wurden, finden sich bei Enrique Gironella. Danach hätten sich alle seitherigen Revolutionen, von der Französischen bis zur Russischen und deutschen Revolution, im Rahmen eines Landes entwickelt. Sie hatten internationale Auswirkungen, die aber den grundsätzlich nationalen Charakter einer jeden Revolution nicht änderten. Das Programm dieser Revolutionen sei auf den nationalen Rahmen zugeschnitten. Bislang sei jede Revolution eine Konfrontation zwischen dem Zentralstaat, dem die Kontrolle zunehmend entgleite, den landhungrigen Bauern und den nach sozialistischen Reformen rufenden Arbeitern gewesen. Mit der spanischen Revolution habe sich jedoch alles geändert. Zum ersten Mal seien sich internationale Arbeiterbewegung und internationale Mächte direkt gegenübergestanden. Die Revolution selbst, nicht nur der Aufbau des Sozialismus, müsse seitdem im internationalen Rahmen geplant werden.<sup>77</sup>

Gegen wen richtete sich die Revolution? Welche Verhältnisse und Zustände sollten revolutionär umgestürzt werden? Für Generationen von Sozialisten war die Antwort denkbar einfach. Die Revolution richtete sich gegen den Kapitalismus, gegen das kapitalistische

71 Laurat, *Marxism and Democracy*, S. 45ff. und 58ff.; genauso Maximilien Rubel, *La Pensée maîtresse du Manifeste communiste*, in: *La Revue Socialiste*, Januar/Februar 1948, S. 45–63.

72 Laurat, *Marxism and Democracy*, S. 225ff.

73 *Socialisme et liberté*, in: *Masses*, 1946, Nr. 1, S. 3–4.

74 Laurat, *Problèmes actuels du socialisme*, S. 57f.

75 *Jai Prakahs Narain* [Jayaprakash Narayan], *La última rebelión en la India*, in: *Mundo*, 1943, Nr. 1, S. 26–28.

76 Victor Serge, *Renouveau du socialisme*, in: *Masses*, 1946, Nr. 3, S. 12–14, hier: S. 13; ebenso Juan Andrade, »Socialismo y libertad«. *Colaboración de Francia*, in: *Mundo*, 1945, Nr. 13, S. 24–27. Vgl. auch Sebastian Franck, *La economía regimentada y el futuro del socialismo*, in: *Mundo*, 1943, Nr. 6, S. 21–22; José Bullejos, *Las nuevas rutas internacionales del socialismo*, in: ebd., S. 24–26.

77 Enrique Gironella, *En España se funden la última revolución nacional y la primera etapa de la revolución mundial*, in: *Mundo*, 1944, Nr. 9, S. 32–37; vgl. auch Fidel Miró, *Del pasado y del futuro de la Revolución española*, in: ebd., S. 38–41.

Eigentum an den Produktionsmitteln. Der Kapitalismus, wie Marx ihn gekannt hatte, existiere aber nicht mehr, eine neue Wirklichkeit sei entstanden, gab Lucien Laurat zu bedenken.<sup>78</sup> Eigentum war im modernen Kapitalismus bedeutungslos geworden. Die Verwalter des Eigentums hatten mehr zu sagen als seine Besitzer.<sup>79</sup> Eigentum an den Produktionsmitteln war durch Aktiengesellschaften bereits vergesellschaftet, es war nicht sinnvoll, dasselbe Eigentum noch einmal zu vergesellschaften. Es galt vielmehr, die Kontrolle einer plutokratischen Oligarchie über den Produktionsprozess durch öffentliche Kontrolle zu ersetzen.<sup>80</sup> Ganz genauso analysierte Thomas von der Vring in der SDS-Zeitschrift »Neue Kritik« 20 Jahre später, die historische Entwicklung der letzten 100 Jahre habe den privaten Eigentümer, gegen den sich der Kampf der Arbeiterbewegung richtete, weitgehend seiner Funktion beraubt. Das Management habe den Eigentümer ersetzt, »eine administrative Hierarchie übernahm die Funktionen des personalen Eigentümers«.<sup>81</sup>

Generationen von Sozialisten hatten geglaubt, sie müssten die Staatsmacht erobern, um die Revolution zu machen und die Wirtschaft zu sozialisieren. Der moderne Staat, erklärte Serge seinen Genossen am 13. September 1944 in der »Kommission für internationale Beziehungen«, sei viel mehr als eine kapitalistische Agentur, nämlich »auch die Organisation der Kommunikation, der Schulen, der öffentlichen Hygiene«.<sup>82</sup> Auch wenn er für seine Auffassung damals hart angegriffen wurde, sollte sie sich langfristig durchsetzen. Was die Rolle des Staates bei der Sozialisierung anging, so ironisierten Rudolf Rocker und Victor Serge mit Blick auf Sowjetrußland: Die Eroberung der Staatsmacht sei die ideale Voraussetzung, um soziale Ungleichheit aufrechtzuerhalten und für zu viele Sozialisten vom Mittel zum Ziel an sich geworden.<sup>83</sup>

Das Dilemma ließ sich nur durch mehr Demokratie lösen. Demokratie, von Kommunisten verächtlich »bürgerliche Demokratie« genannt, war für den Kreis um die Zeitschrift »Mundo« eine eigene Errungenschaft der Arbeiterbewegung und jedem Totalitarismus überlegen.<sup>84</sup> Nur Demokratie könne verhindern, dass die Wirtschaft nach der Revolution von einer kleinen Clique von Funktionären beherrscht würde, und die notwendige Transparenz aller Entscheidungen sichern. Gemeineigentum an den Produktionsmitteln ohne Demokratie habe mit Sozialismus nichts zu tun, sondern sei Staatskapitalismus.<sup>85</sup> Sozialistische Demokratie setze die gemeinsame Diskussion aller Betroffenen über alle Entscheidungen und die gemeinsame Ausarbeitung aller Wirtschaft und Gesellschaft betreffenden Pläne sowie die jederzeitige Möglichkeit zur Abberufung aller Funktionäre voraus.

78 Laurat, *Marxism and Democracy*, S. 199ff.

79 Laurat, *Problèmes actuels du socialisme*, S. 54; ähnlich auch *Sering*, *Jenseits des Kapitalismus*, S. 40ff.

80 Laurat, *Marxism and Democracy*, S. 225ff.

81 *Thomas von der Vring*, *Zur Strategie des Klassenkampfes in der Gegenwart*, in: *Neue Kritik*, 1965, Nr. 32, S. 20–32, hier: S. 22.

82 *Serge*, *Carnets (1936–1947)*, S. 530.

83 *Rudolf Rocker*, *El Socialismo y el Estado*, in: *Mundo*, 1943, Nr. 2, S. 15, 18; *Serge*, *Necesidad de una renovación del socialismo*; *Riera*, *El partido*; 20 Jahre später schrieb der SDSler Thomas von der Vring, als hätte er Serge gekannt, die bisherige sozialistische Strategie habe die Eroberung der politischen Macht zum »absoluten Zweck überhöht« und fälschlich zum »Angelpunkt sozialistischen Denkens« gemacht, *von der Vring*, *Probleme einer neuen sozialistischen Strategie*, S. 9f. Von der Vring leitete mit seinen Aufsätzen in der SDS-Zeitschrift »Neue Kritik« eine längere Diskussion über den Abschied vom orthodoxen Marxismus ein. Vgl. *Tilman Fichter/Sieghard Lönnendonker*, *Geschichte des SDS. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund 1946–1970*, Bielefeld 2018, S. 110 und 272.

84 *Gorkin*, *Europa ante el socialismo o ante la muerte*, S. 103.

85 *Julien Coffinet*, *Le Manifeste Communiste et la réalisation du socialisme*, in: *Masses*, 1948, Nr. 13, S. 5.



Gelenktes Denken, ›von oben‹ aufgezwungene Politik hätten mit Demokratie nichts zu tun. Demokratie bedeutete in den Worten Julián Gorkins: »permanente und direkte Intervention der Massen in Produktion und Verteilung sowie das politische und gesellschaftliche Leben«, aber auch individuelle Initiative, Rechte von Minderheiten und absolute Freiheit für alle politischen Kräfte – nicht nur für die Arbeiterschaft und nicht nur für die Parteigänger der Revolution.<sup>86</sup> Dieses Denken sollte nach 1945 weite Kreise ziehen und die Diskussion um industrielle Demokratie in den europäischen Arbeiterorganisationen tief beeinflussen.<sup>87</sup>

Ging Revolution mit Gewalt einher? Marceau Pivert argumentierte so, wie Revolutionäre das seit Jahrzehnten getan hatten: Die Gewalt der Unterdrückten sei ein Nichts im Vergleich zur Grausamkeit der Privilegierten, die ihre Macht verteidigten. Der Gewalt von Kapitalisten und Bürokratien müsse die sozialistische Bewegung in der Übergangsperiode revolutionäre Gewalt entgegensetzen. Pivert räumte allerdings auch ein, mit Terror könne man nichts Dauerhaftes schaffen. Terror bedeute »Schwäche und Unwirksamkeit«.<sup>88</sup> Lucien Laurat und Julián Gorkin fanden dagegen eindeutige Worte: Mit Gewalt, das habe die Erfahrung der 1930er-Jahre zur Genüge gezeigt, treibe man nur die Mittelschichten in die Arme der Faschisten und gefährde die Demokratie.<sup>89</sup> Zwar habe Marx Gewalt als die »Geburtshelferin« der neuen Gesellschaft bezeichnet, schrieb Hugo Jordi 1946, aber die seitherige Entwicklung der Waffentechnik mache gewaltsame Aufstände unmöglich und die Entwicklung der Demokratie mache sie unnötig. Die demokratischen Institutionen der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft gäben der Arbeiterklasse ausreichende Möglichkeiten, sich auf demokratischem Wege durchzusetzen. Der gewaltsame Umsturz löse nichts und führe zu nichts.<sup>90</sup> Klassenkampf werde es auch weiterhin geben, Klassenkampf dürfe man aber, so Lucien Laurat, nicht mit Gewalt und Bürgerkrieg verwechseln. Die normale Form des Klassenkampfes sei die friedliche Auseinandersetzung zweier oder mehrerer Klassen.<sup>91</sup> Die primitive Vorstellung, als gehe die Entwicklung über gewaltsame Katastrophen vorwärts zum Sozialismus, als sei die Katastrophe geradezu die Voraussetzung für den Sozialismus, sei durch die geschichtliche Entwicklung widerlegt, argumentierte Bernhard Reichenbach 1948 ganz wie Jordi und Laurat.<sup>92</sup> Die Absage an Gewalt war damit sehr eindeutig.

86 *Gorkin*, Europa ante el socialismo o ante la muerte, S. 104ff.

87 Von dieser Diskussion beeinflusst waren möglicherweise auch Richard Löwenthal, der in »Jenseits des Kapitalismus« ganz ähnliche Auffassungen entwickelte (*Sering*, Jenseits des Kapitalismus, S. 191ff.) und der US-amerikanische Gewerkschafter Victor Reuter. Zu Reuter vgl. *Angster*, Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie, S. 241. Beide könnten die Diskussion in den »Left News« verfolgt haben, zudem hatte der Kreis um »Mundo« auch Kontakte zu US-amerikanischen Gewerkschaften.

88 *Marceau Pivert*, A propósito del terrorismo, in: *Mundo*, 1943, Nr. 1, S. 25–26; *Pierre Meunier*, La reconstrucción económica socialista, in: *Mundo*, 1943, Nr. 2, S. 12–13.

89 *Laurat*, Marxism and Democracy, S. 144ff.; *Serge*, Carnets (1936–1947), S. 156ff. (Notiz vom 2.1.1942 über eine Diskussion mit Gorkin zum Thema Gewalt). Genau die gleiche Argumentation findet sich bei Peter von Oertzen, der Laurats und Gorkins Publikationen nicht gekannt haben dürfte. Vgl. *Philipp Kufferath*, Peter von Oertzen, 1924–2008. Eine politische und intellektuelle Biografie, Göttingen 2017, S. 439f.

90 *Jordi*, La prise du pouvoir et la réalisation du socialisme, S. 8 und 42.

91 *Laurat*, Problèmes actuels du socialisme, S. 79f.

92 *Bernhard Reichenbach*, 100 Jahre Kommunistisches Manifest, in: *Geist und Tat* 3, 1948, S. 56–63. Laurats Buch über »Marxism and Democracy«, das ja im »Left Book Club« erschien, dürfte der in London lebende Reichenbach gelesen haben.

## IV. SOZIALISMUS BEDEUTET MENSCHLICHE WÜRDE UND FREIHEIT

Sozialisierung, Nationalisierung, Kollektivierung waren von der Russischen bis zur Spanischen Revolution die Schlüsselemente jedes Konzepts von Revolution und Sozialismus. Die stalinistische Sowjetunion hatte aber gezeigt, dass es zwischen Nationalisierung und Sozialisierung einen erheblichen Unterschied gab. Nationalisierung wurde durch den Staat vorgenommen. Produktion und Eigentum, so der französische Sozialist Marius Maillat, sollten aber nicht in die Hände des Staates und damit einiger weniger Funktionäre, sondern in die Hände aller Arbeiterinnen und Arbeiter übergehen, die Gesamtheit müsse auch die Produktion lenken und leiten können.<sup>93</sup> Dazu sei Freiheit unabdingbar.<sup>94</sup> Der US-amerikanische jüdische Sozialist Hayim Greenberg benannte das Dilemma 1942 in den »Left News«: »we have learned from experience that even within a nationalised economy there can exist class divisions and exploitation«.<sup>95</sup> Victor Serge betonte, Vergesellschaftung, die die Lebensbedingungen der Menschen verschlechtere, habe mit Sozialismus nichts zu tun.<sup>96</sup> Sozialismus bedeutete menschliche Würde, Gerechtigkeit, Gleichberechtigung und Freiheit, argumentierte George Hansen in den »Left News«.<sup>97</sup> Frank Ridley und Bob Edwards von der ILP wollten die sozialisierten Industrien unter die Kontrolle der Arbeiterinnen und Arbeiter stellen.<sup>98</sup> Marceau Pivert sprengte den Begriffsrahmen 1947. Schlüsselindustrien sollten nicht mehr einfach innerhalb eines Nationalstaats »vergesellschaftet« werden, sondern, je nach ihrer Bedeutung, den Gemeinschaften gehören, für die sie wichtig waren: Städten, Regionen, Nationen oder einer Europäischen Konföderation. Kohle- und Eisenerzgruben, Telegrafienlinien und andere Kommunikationswege, Luftfahrt und Transportwesen sollten auf jeden Fall in die Hände der europäischen Gemeinschaft kommen.<sup>99</sup>

## V. EUROPÄISCHE FÖDERATION

Die europäische Einigung – ob als Zollunion, politische Föderation oder als Vereinigte Staaten Europas – stand seit dem Ende des Ersten Weltkriegs im Zentrum der Überlegungen von Sozialisten und Gewerkschaften. »Mundo« musste auf dem nur aufbauen. An der Begründung für die europäische Einigung änderte sich fast nichts: Kein Volk könne nach Ende des Zweiten Weltkriegs allein aus der Armut herauskommen, die zerstörte Infrastruk-

93 *Marius Maillat*, La prise du pouvoir, in: *Combat Marxistes*, Dezember 1934, S. 10; *Marcel Pomméra*, Nationalisation et socialisation, in: *Combat Marxistes*, Mai 1935, S. 20–21; vgl. auch *René Michaud*, Socialisation intégrale ou partielle?, in: *Combat Marxistes*, April 1934, S. 15–16, man müsse nach Mitteln und Wegen suchen, die Arbeiterklasse sehr viel direkter als bisher an der Lenkung der Produktion zu beteiligen.

94 *P. Caruhel*, La socialisation: garantie de la liberté et de la paix, in: *Combat Marxistes*, April 1934, S. 11.

95 *Hayim Greenberg*, Socialism Re-examined, in: *Left News*, Juni 1942, S. 2120–2122, hier: S. 2121; vgl. auch *Diamant*, Vulkan Osteuropa, S. 19ff.

96 *Victor Serge*, L'URSS a-t-elle un régime socialiste?, in: *Masses*, 1947, Nr. 9/10, S. 21–24.

97 *Hansen*, European Socialism and the New Generation. Vgl. auch *Greenberg*, Socialism Re-examined, S. 2121: »The only thing specifically good that socialism can offer, is the very thing that it had ignored in the past – the striving after human dignity and social worth for every individual.« Zustimmend *Frank Horrabin*, ebd., S. 2122. Vgl. auch *Andrade*, »Socialismo y libertad«, Sozialismus setze die menschliche Persönlichkeit über alles. *Roy Pascal*, Marxism and the Modern World, in: *Left News*, Mai 1943, S. 2474–2476, hier: S. 2476, war einer der wenigen, die »freedom of individuals« als »a set of abstract principles or ideals« abtaten.

98 *F. A. Ridley/Bob Edwards*, The United Socialist States of Europe, London 1944, S. 103.

99 *Marceau Pivert*, USA-Europe-URSS: La position socialiste, in: *La Revue Socialiste*, Dezember 1947, S. 566–570; ähnlich *Willi Eichler*, Nationalgefühl und Nationalismus, in: *Geist und Tat* 4, 1949, S. 145–149, hier: S. 146.

tur allein wieder aufbauen, sich der übermächtigen politischen und wirtschaftlichen Konkurrenz von USA und Sowjetunion allein stellen. Als Vorstufe für eine geeinte und geplante Weltwirtschaft müsse eine Europäische Föderation geschaffen werden. Mit der Zusammenlegung und gemeinsamen Planung der Grundstoffindustrien müsse in Europa begonnen werden.<sup>100</sup> Die Epoche der Nationalstaaten, glaubte »Mundo«, sei endgültig vorüber:

»Das Allgemeininteresse, das dem neuen Europa gemeinsam ist, wird sich nicht aus der arithmetischen Summe der Notwendigkeiten jeder Nation bestimmen, sondern als besonderes Interesse, als das der neuen staatlichen, politischen und wirtschaftlichen Einheit, die sich konstituiert.«<sup>101</sup>

Nach dem Sieg über Nationalsozialismus und Faschismus würden die Grenzen aufgehoben, der Nationalstaat werde verschwinden, Zentralismus und Autoritarismus mit ihm. Das neue Europa, meinte der spanische Anarchist Floreal Rojas, werde kein zentralistisches Gebilde sein.<sup>102</sup> Enrique Gironella betonte, ganz in der Tradition des rumänischen anarchistischen Schriftstellers Eugen Relgis, europäische Lösungen entstünden nicht (oder jedenfalls nicht allein) durch Zusammenarbeit zwischen den Staaten, sondern »aus dem Willen aller Menschen heraus, über die Grenzen hinweg zusammenzuarbeiten«.<sup>103</sup> Die kommende europäische Revolution, hoffte »Mundo«, werde »die wirtschaftliche, politische und geistige Einheit Europas herstellen [...] als ersten, aber sicherlich entscheidenden Schritt zur Vereinigung der Welt«. Der Nationalstaat sei historisch überwunden, nun gelte es, Europa zu vereinigen. Das bedeutete:

»die Vereinigung und Planung der grundlegenden Industrien, des Transportes, der öffentlichen Dienstleistungen, der Bergwerke, der Warenverteilung, das heißt, der Gesamtheit der europäischen Wirtschaft, nach den wissenschaftlichen und technischen Möglichkeiten und in Übereinstimmung mit den Bedürfnissen der großen Volksmassen«.<sup>104</sup>

Über den Nationalstaat wurde auch im »Left Book Club« ganz ähnlich diskutiert. George Douglas Howard (»G.D.H.«) Cole schrieb:

»The idea of nationality as basis for independent statehood is obsolete. Economic development, including the development of the economic arts of war, has destroyed it finally [...]. There must be in Europe a territorial sovereignty very much wider in its jurisdiction than the territory occupied by any single nation, and to this wider body must belong not only the power of peace and war, and all that

100 ¡Hacia una Federación Europea!; vgl. auch *Julius Braunthal*, *The Future of Austria. A Plea for the United States of Europe*, in: *Left News*, August 1943, S. 2565–2574, hier: S. 2570, vgl. auch *ders.*, *The Condition of Socialist Progress*, in: *Left News*, Oktober 1942, S. 2626, und *Walter Padley*, *The Economic Problem of the Peace. A Plea for World Socialist Unity*, London 1944, S. 89ff. Die Europavorstellungen waren Teil des »ideellen Erbes« der deutschen und europäischen Arbeiterbewegung, werden aber oft ausgeblendet, wenn es um die Rekonstruktion dieses Erbes geht, vgl. etwa *Angster*, *Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie*, S. 46–58.

101 *José Bullejos*, *La cuestión nacional en la nueva situación histórica*, in: *Mundo*, 1943, Nr. 2, S. 14–15.

102 *Floreal Rojas*, *Un militante de la Federación Ibérica de Juventudes Libertarias opina*, in: *Mundo*, 1944, Nr. 9, S. 55. Vgl. auch *Bullejos*, *La cuestión nacional en la nueva situación histórica; Jordi Arquer*, *Las etapas históricas de la revolución europea*, in: *Mundo*, 1944, Nr. 11/12, S. 36–38, hier: S. 37, schrieb dem Nationalstaat da, wo er eine »nationale Inspiration« darstelle, noch eine begrenzte Funktion zu.

103 *Gironella*, *Nuestra contradicción fundamental*, S. 24; zu Relgis vgl. *Eugen Relgis*, *Vereinigte Staaten Europas oder Europäische Föderation*, in: *Willy Buschak*, *Arbeiterbewegung und Europa im frühen 20. Jahrhundert. Dokumentenband*, Essen 2018, S. 669–672.

104 *Las tareas de la Revolución Europea* [Erklärung der »Comisión Socialista Internacional«], in: *Mundo*, 1944, Nr. 10, S. 31; vgl. auch ¡Hacia una Federación Europea!; *Bob Edwards*, *El plan mundial de los carteles*, in: *Mundo*, 1945, Nr. 11/12, S. 34–35; *Ridley/Edwards*, *The United Socialist States of Europe*, S. 10ff.

goes with it, but also the general control of economic policy, and the last word in all economic affairs.«<sup>105</sup>

Während Louis Lévy einer der wenigen war, die das für Zukunftsmusik hielten<sup>106</sup>, kam die Fabian Society in einem Gutachten über die politische und wirtschaftliche Entwicklung Europas nach dem Krieg zu dem Ergebnis: »it would be the height of folly if the people of Europe, after overthrowing the Nazis were to put back these barriers [die Grenzen, W. B.] in the way of common well-being«. <sup>107</sup> Der österreichische Sozialist Julius Braunthal fragte: »What in concrete and practical terms does the independence of nations mean in the world of to-day, a world of the closest economic and political interdependence, which makes the destiny of all mankind indivisible.«<sup>108</sup> Hilda Monte und Félix Gouin plädierten wie Cole für die Übertragung nationaler Souveränität auf den europäischen oder internationalen Zusammenschluss.<sup>109</sup> Eine supranationale Autorität müsse errichtet werden, schrieb Hilda Monte, andernfalls würden die internationalen kapitalistischen Monopole Staat und Gesellschaft übernehmen.<sup>110</sup>

## VI. DIE KOMMENDE EUROPÄISCHE REVOLUTION

»Mundo« und »Análisis« gaben zwar den Abschied von der Arbeiterschaft als revolutionärer Klasse bekannt, setzten aber dennoch auf eine Revolution in Europa am Ende des Zweiten Weltkriegs und verglichen die besetzten Länder Europas mit einem Pulverfass, das jeden Augenblick explodieren könne.<sup>111</sup> Julián Gorkin prophezeite eine revolutionäre Krise, die tiefer und umfassender sein werde als nach dem Ersten Weltkrieg. Mit der Nie-

105 *Populus* [G. D. H. Cole], *The World of Tomorrow*. International Socialist Forum, in: *Left News*, August 1941, S. 1832–1835, hier: S. 1833. Ähnlich der US-amerikanische Gewerkschafter *Mark Starr*, *New Europe and America*, in: *Left News*, April 1942, S. 2074–2076. Vgl. auch *Cole*, *Europe, Russia and the Future*. George Bruenner sprach sich ebenfalls lebhaft gegen »deification of the Nation« aus, *George Bruenner*, *Socialists on the National Problem*, in: *Left News*, Juni 1942, S. 2127–2130, hier: S. 2128. Hilda Monte hielt Grenzen aus wirtschaftlicher Sicht für ein Ärgernis und meinte, der Nationalstaat müsse einen Teil seiner Autorität an eine übergeordnete europäische oder internationale Autorität abgeben, *Hilda Monte*, *Europe: The Way to Peace, Unity and Prosperity*, in: *Left News*, Januar 1944, S. 2718–2723; *dies.*, *The Unity of Europe*, London 1943, S. 128ff.

106 *Louis Lévy*, *Europe, Russia and the Future*, in: *Left News*, Februar 1942, S. 1996–1998.

107 *A Word on the Future to British Socialists*, by a Committee of the Fabian Society, in: *Left News*, Juni 1942, S. 2112–2119, hier: S. 2117.

108 *Braunthal*, *The Future of Austria*, S. 2571.

109 *Felix Gouin*, *The Need for a Supreme State*, in: *Left News*, Oktober 1943, S. 2633–2634; *Hilda Monte*, *The Meaning of International Socialism Today*, in: *Left News*, Oktober 1943, S. 2637–2638. Hilda Monte schrieb eine Serie von fünf Artikeln für *Left News*: *Hilda Monte*, *The Balance of Europe*, in: *Left News*, November 1943, S. 2654–2658; *dies.*, *The Agrarian and Industrial Revolution*, in: *Left News*, Dezember 1943, S. 2679–2684; *dies.*, *Socialist Planning*, in: *Left News*, Januar 1944, S. 2718–2723; *dies.*, *Why a Socialist Europe?*, in: *Left News*, März 1944, S. 2776–2780. Zur Europadiskussion im britischen Exil vgl. auch *Werner Röder*, *Die deutschen sozialistischen Exilgruppen in Großbritannien 1940–1945. Ein Beitrag zur Geschichte des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus*, Bonn 1968, S. 226–230. Anders als Röder meint, trat die Europa-Idee nicht nur für den rechten Flügel des sozialdemokratischen Exils »an den Platz des Internationalismus« (ebd., S. 226), sondern auch für den linkssozialistischen ISK, auch ersetzte die Europa-Idee nach Auffassung ihrer Protagonisten den Internationalismus nicht, sondern füllte ihn mit neuem Leben.

110 *Monte*, *The Meaning of International Socialism Today*, S. 2637; vgl. auch *dies.*, *The Unity of Europe*, S. 120ff.

111 *Gabriel Morón*, *Perspectivas revolucionarias*, in: *Análisis*, 1942, Nr. 1, S. 21–22.

derwerfung von Faschismus und Nationalsozialismus werde es in Europa niemanden mehr geben, der sich den Forderungen der Arbeitermassen nach revolutionären und sozialistischen Veränderungen entgegenstellen könne.<sup>112</sup> Überall regte sich für »Mundo« die soziale Rebellion, ob in Italien mit seinen Fabrikbesetzungen, in Tunis, in Warschau oder in Spanien.<sup>113</sup> Was fehlte, sei ein »revolutionärer Organismus«, eine »breite Bewegung, die alle wirklich revolutionären Menschen« zusammenfasse.<sup>114</sup> Keine entschlossene Minderheit, sondern eine »breite Bewegung« werde die Revolution steuern, hielt »Mundo« fest. Im ersten Schritt werde die europäische Revolution alle »antitotalitären Militanten« befreien, die »Naziparteien vollständig liquidieren«, die Großbourgeoisie enteignen, Großindustrie, Transport und öffentlichen Dienst, Bergwerke und den Verteilungssektor »nationalisieren und kollektivieren«. Die Revolution werde das Recht jeder Nation auf Selbstbestimmung bestätigen, die klassischen Armeen auflösen, im politischen Leben für die Trennung von Kirche und Staat sorgen.

Das klang dann doch wieder wie das Remake von 1917 und 1918. Allerdings betonte »Mundo« auch, die kommende Revolution werde für die »freie und demokratische Entscheidung« gewählter »Volksorgane« sorgen, die ohne Einmischung welcher Partei oder Organisation auch immer arbeiteten. »Die Massen« sollten direkt und permanent in die Produktion, in das politische und soziale Leben eingreifen, ohne Bürokratie und ohne Spezialisten. Was immer damit genauer gemeint war, es machte deutlich, dass »Mundo« keine Wiederholung einer Bürokratenherrschaft wie in Sowjetrußland wollte. Der kolonialen Ausbeutung werde die europäische Revolution ebenfalls ein Ende setzen: »Die koloniale Ausbeutung, Produkt einer ungleichen Entwicklung zwischen den superindustrialisierten Metropolen und den Völkern mit zurückgebliebenen Wirtschaften« würde verschwinden. »Mundo« erklärte, alle Völker und alle Rassen seien gleich, auch das war keine Selbstverständlichkeit für europäische Sozialisten.<sup>115</sup>

Victor Serge dagegen spottete über den »kindischen Enthusiasmus« seiner Genossen, vor allem Marceau Piverts, die am Kriegsende Massenbewegungen wie 1789 oder 1917 erwarteten. Die Welt habe sich so sehr verändert, dass ihm das ausgeschlossen vorkam. Er sah stattdessen einen stockenden, schwankenden und inkohärenten Übergang zu einem neuen Europa, in dem sich Elemente der Planung, der Kollektivierung der Produktion und wirtschaftlichen Absicherung Einzelner miteinander vermengten, einfach deswegen, weil dies den Notwendigkeiten zivilisierten Lebens entspreche. So werde sich »eine Art von Sozialismus« durchsetzen, schrieb Serge, und war damit gar nicht so weit von der tatsächlichen Entwicklung entfernt.<sup>116</sup>

112 *Gorkin*, *Algunas conclusiones socialistas; ders.*, Europa ante el socialismo o ante la muerte, S. 18ff.; *Gironella*, Nuestra contradicción fundamental; vgl. auch: El discurso de Churchill y los primeros desembarcos en el Continente Europeo, in: *Mundo*, 1944, Nr. 8, S. 2–3; Los pueblos europeos tienen derecho a la revolución socialista, in: ebd., S. 28–30. Auch andere erwarteten gegen Ende des Kriegs eine Revolution in Europa. Vgl. mit der Ankündigung einer Konferenz zum Thema »The European Revolution«, in: *Left News*, April 1942, S. 2047; *Karl Czernetz*, The Soviet Union and the European Revolution, in: *Left News*, September 1942, S. 2219–2225; Is there a Revolutionary Situation in Italy?, in: *Left News*, Februar 1943, S. 2396–2398; *W. Schütz*, German Revolution, in: *Left News*, Juni 1943, S. 2490–2495; *Paul*, Underground Europe Calling, S. 9ff.

113 *Fidel Miró*, Perspectivas revolucionarias en la postguerra, in: *Mundo*, 1945, Nr. 13, S. 28–31.

114 La situación revolucionaria y el organismo de lucha; vgl. Las tareas de la Revolución Europea, S. 31.

115 Ebd.; vgl. auch *Marceau Pivert*, Viet-Nam. Premier Bilan, in: *Masses*, 1948, Nr. 13, S. 3–4.

116 *Victor Serge*, Brief vom 1.9.1945 an Daniel Martinet. Quatre lettres inédites de Victor Serge, in: *La Révolution Proletarienne*, 1947, Nr. 9, S. 23; vgl. dagegen *Raymond Riffet*, La révolution européenne, in: *Les Cahiers Socialistes*, November 1947, S. 1–10, der noch 1947 auf eine europäische Revolution setzte.

## VII. RÜCKKEHR NACH EUROPA

Die Rückkehr aus Mexiko nach Europa zog sich von 1946 (Marceau Pivert) bis 1954 (Max Diamant) hin und war oft mit schmerzlichen Erfahrungen verbunden. Unabhängige sozialistische Parteien wie SAP, PSOP oder POUM existierten nicht mehr. Nur die ILP war als Schatten ihrer selbst noch übrig geblieben. Um eine breite, alle Kräfte umfassende sozialistische Bewegung zu schaffen, schlossen sich die meisten aus Mexiko heimkehrenden Exilierten wieder den sozialistischen Parteien an, aus denen sie in den 1930er-Jahren ausgetreten oder herausgedrängt worden waren. Die Verbindung untereinander wollten sie dennoch nicht aufgeben. In Paris trafen sich im Frühjahr 1946 alle, die den Krieg überlebt hatten und schon aus dem Exil zurück waren, und kamen überein, auf ein Internationales Büro, wie vor 1939, zu verzichten. Stattdessen wollten sie zur Verbreitung der eigenen Ideen ein Bulletin herausgeben und eine »Bewegung für die Vereinigten Staaten des Sozialistischen Europa« aufbauen.<sup>117</sup>

Neue Zeitschriften nahmen die Vorstellungen von »Sozialismus und Freiheit« auf und brachten sie unter die Leute. Die in Brüssel ab 1944 erscheinende Zeitschrift »Les Cahiers Socialistes« (Sozialistische Hefte) definierte sich als Vertreterin eines libertären Sozialismus und einer »nicht-etatistischen sozialistischen Wirtschaft«.<sup>118</sup> In Paris erschien seit Januar 1946 die Zeitschrift »Masses« mit dem Untertitel »Sozialismus und Freiheit«, den sie bis zur Einstellung im Mai 1948 beibehielt. Marceau Pivert war Mitherausgeber der seit 1946 erscheinenden »Revue Socialiste« der SFIO. Auch die ab 1946 monatlich in Paris erscheinenden »Spartacus«-Hefte griffen die in »Mundo« diskutierten Themen auf, etwa mit der im März 1946 veröffentlichten Broschüre von Hugo Jordi »La prise du pouvoir et la réalisation du socialisme« (Die Machtergreifung und die Verwirklichung des Sozialismus). In der seit April 1947 in Paris wieder erscheinenden Zeitschrift »La Révolution prolétarienne« von Pierre Monatte schrieben Victor Serge sowie unabhängige Sozialisten, die in Frankreich bleiben können, wie Robert Louzon, Alfred Rosmer und Michel Collinet.<sup>119</sup>

In Deutschland waren es in der zweiten Hälfte der 1940er-Jahre Willi Eichler mit der von ihm herausgegebenen »Geist und Tat. Monatsschrift für Recht, Freiheit und Kultur«, die von Alfred Weiland in Berlin veröffentlichte Zeitschrift »Neues Beginnen. Blätter internationaler Sozialisten«<sup>120</sup> und »Pro und Contra« mit ihrem Motto: »Weder Ost noch West – die ungeteilte Welt« (das direkt von Marceau Pivert hätte stammen können), in denen über die von »Mundo« angeschnittenen Themen diskutiert wurde. Ab 1950 trat dann der »Funken« für lange Jahre als das deutschsprachige Organ des unabhängigen Sozialismus auf, an dem mit Sebastian Franck (Heinz Jacoby) auch einer der Autoren von »Mundo« mitarbeitete.<sup>121</sup> In Paris erschien ab 1952 die von Enrique Gironella herausgegebene

117 *Buschak*, Das Londoner Büro, S. 315. Das von Marceau Pivert herausgegebene Bulletin erschien zunächst unter dem Namen »Informations Internationales. Bulletin de liaison des socialistes révolutionnaires européens« und in den 1950er-Jahren als »Correspondance Socialiste Internationale«.

118 *Principes généraux du Mouvement Socialiste*, in: *Les Cahiers Socialistes*, November 1944, S. 38–39.

119 Die seit dem April 1949 erscheinende dissidente trotzkistische Zeitschrift »Socialisme ou barbarie« (Sozialismus oder Barbarei) grübelte zwar ebenso intensiv wie »Mundo« über Fragen der Revolution und der Sozialisierung, veröffentlichte aber nur Aufsätze von Autorinnen und Autoren aus dem eigenen Umkreis.

120 Vgl. *Michael Kubina*, Von Utopie, Widerstand und Kaltem Krieg. Das unzeitgemäße Leben des Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland (1906–1978), Münster/Hamburg etc. 2001, S. 201 ff.

121 Vgl. *Karljo Kreter*, Sozialisten in der Adenauer-Zeit. Die Zeitschrift »Funken«. Von der heimatlosen Linken zur innerparteilichen Opposition in der SPD, Hamburg 1986; *Michael Benz*,

»Gauche Européenne« (Europäische Linke) als Monatsschrift der Sozialistischen Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa.

Es mangelte also nicht an Publikationsmöglichkeiten und auch nicht an Gelegenheiten, sich persönlich auszutauschen. Zwischen 1946 und 1960 gab es ungefähr zwei Dutzend Kongresse und größere Konferenzen, auf denen sich sozialistische Franzosen, Belgier, Spanier, Briten, Deutsche und Osteuropäer trafen. »Netzwerkreste«<sup>122</sup> von Linksozialisten und oppositionellen Kommunisten wurden also nicht allein von den Vertretern der »American Federation of Labor« (AFL) in Europa aufgesogen, sondern gingen auch in der Sozialistischen Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa auf. In vielfacher Hinsicht war diese Bewegung ein politischer Gegenpol zum Einfluss der AFL, da sie Wert auf eine eigenständige Rolle Europas in der Weltpolitik legte und in der US-amerikanischen Wirtschaft auch eine Bedrohung Europas sah.<sup>123</sup> Scharf voneinander trennen lassen sich die beiden Netzwerke allerdings nicht. Es gab Personen wie August Enderle oder Ludwig Rosenberg, die sich in beiden bewegten.

### VIII. ABKEHR VON DER VERGANGENHEIT

Die Grundüberzeugung von »Mundo« – Sozialismus und Freiheit gehören zusammen – setzte sich rasch in der sozialistischen Arbeiterbewegung durch. In den »Cahiers Socialistes« bekannte sich der Brüsseler Raymond Riffet 1948 zur »absoluten Notwendigkeit«, »den Weg eines libertären Sozialismus zu wählen«, Sozialismus nicht einfach mit Verstaatlichung und Wirtschaftsplanung gleichzusetzen.<sup>124</sup> »Sozialismus ist vor allem Freiheit«, ergänzte Paul Frölich.<sup>125</sup> Die grundlegende Erneuerung des Sozialismus und Überprüfung aller Aspekte sozialistischen Denkens, die Victor Serge angemahnt hatte, zog sich quer durch alle sozialistischen Publikationen nach 1945. In der Berliner Zeitschrift »Neues Beginnen« war zu lesen: »Was uns also notwendig erscheint, ist eine tiefgehende selbstkritische Überprüfung, ja Abkehr von der Vergangenheit. Mit der Aufwärmung eines modifizierten Leninismus holt man keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor.«<sup>126</sup> Selbst Pierre Chaulieu (Cornelius Castoriadis) von der aus der trotzkistischen Tradition stammenden Gruppe »Socialisme ou barbarie« schrieb 1952, das sozialistische Programm sei durch die historische Entwicklung überholt.<sup>127</sup>

Mit dem Ausbleiben der am Ende des Zweiten Weltkriegs erhofften Revolution kam der Pessimismus. Der Glaube an die Revolution ging vielen verloren.<sup>128</sup>

---

Der unbequeme Streiter Fritz Lamm. Jude, Linksozialist, Emigrant 1911–1977. Eine politische Biographie, Essen 2007, S. 343ff. Jacoby hatte bedeutenden Einfluss auf Peter von Oertzen, einer der Köpfe der Linken in der SPD, Professor in Göttingen und Anfang der 1970er-Jahre Kultusminister in Niedersachsen. Vgl. *Kufferath*, Peter von Oertzen, S. 150ff.

122 Der Ausdruck stammt von *Angster*, Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie, S. 173.

123 *L'Europe, partenaire dans la politique mondiale*, in: *Gauche Européenne*, Oktober 1953, S. 16–17; *Sebastien Constant*, *La troisième zone*, in: *Gauche Européenne*, Januar 1953, S. 6–8.

124 *Raymond Riffet*, *Vers l'union occidentale?*, in: *Cahiers Socialistes*, April 1948, S. 1.

125 *Paul Frölich*, *Zur Krise des Marxismus. Eine Betrachtung*, Hamburg 1949, S. 43; vgl. auch *Henry Jacoby*, *Soziologie der Freiheit*. Otto Rühles Auffassung vom Sozialismus, Ulm 1951.

126 *Konzentration der Linken*, in: *Neues Beginnen*, August 1949, S. 19–21, hier S. 20; vgl. auch *Fritz Sternberg*, *Kapitalismus und Sozialismus vor dem Weltgericht*, Hamburg 1951, S. 146; *Lucien Laurat*, *Déchéance de l'Europe. Capitalisme et Socialisme devant l'héritage de la guerre*, Paris o.D. [1948], S. 95ff.

127 *Pierre Chaulieu* [Cornelius Castoriadis], *Sur le programme socialiste*, in: *Socialisme ou barbarie*, 1952, Nr. 10, S. 1–9, hier: S. 3.

128 *Victor Serge*, *Socialisme et psychologie*, in: *Masses*, 1947, Nr. 11, S. 17–22.

»Wenn man einen Moment innehält und all die Genossen Revue passieren lässt, die sich seit 20 Jahren bemüht haben, den Sozialismus gegen reformistische und bolschewistische Abweichungen zu verteidigen, und die den Kampf, demoralisiert und besiegt, aufgegeben haben, um sich auf sich selbst zurückzuziehen, den Garten zu pflegen und auf bessere Zeiten zu warten, dann kann man sich vor Zweifel und Pessimismus nicht bewahren«,

sagte sich Julien Coffinet 1948.<sup>129</sup> Besaß die Arbeiterklasse noch das revolutionäre Potenzial, das ihr im »Kommunistischen Manifest« zugeschrieben wurde? 1948, zum 100. Geburtstag des Manifests, wurde die in »Mundo« gestellte Frage in der sozialistischen Welt ganz Europas diskutiert, mit überraschend ähnlichen Antworten. André Philip und der belgische Sozialist Louis de Brouckère wiesen darauf hin, dass sich die Arbeiterklasse in zahlreiche Subgruppen aufgesplittert habe. De Brouckère sprach auch gar nicht mehr von der »Arbeiterklasse«, sondern von den »unterdrückten Klassen«, womit er schlicht alle vom Kapitalismus unterdrückten Schichten der Bevölkerung meinte.<sup>130</sup> Soziologische Forschungen der Nachkriegszeit ergaben, dass die Arbeiterklasse weit davon entfernt war, zur Mehrheit der Bevölkerung zu werden und sich sogar verringerte. Für Sozialisten war das ein Schock. Die Verwirklichung des demokratischen Sozialismus war damit kein »Selbstläufer« mehr, sondern konnte nur noch im Kompromiss zwischen verschiedenen sozialen Gruppen erreicht werden. Im Vordergrund stand nicht mehr das Klasseninteresse, sondern der Respekt vor übergeordneten Werten wie Freiheit und menschliche Würde.<sup>131</sup> Es gebe in der kapitalistischen Gesellschaft keine Klasse mehr, die beanspruchen konnte, die Allgemeinheit zu vertreten, schrieb L. A. Jenssen (Ludwig August Jacobsen) im »Funken«.<sup>132</sup> Die atomare Bedrohung verstärkte noch das Gefühl, wie »Neues Beginnen« schrieb, dass »der Kampf um die sozialistische Neugestaltung der Gesellschaft« zu einer »Angelegenheit der ganzen Menschheit« geworden sei.<sup>133</sup>

Die Arbeiterklasse habe sich, meinte Marceau Pivert 1950, weit empfänglicher als angenommen gegenüber den Ideologien der herrschenden Klassen gezeigt.<sup>134</sup> Der Gedanke tauchte sehr zugespitzt 1965 im SDS bei Sebastian Herkommer wieder auf, im Rahmen der Suche nach einer Strategie für den SDS und neuen revolutionären Subjekten, nachdem die SPD ihre Bande zu den sozialistischen Studenten mit einem Unvereinbarkeitsbeschluss gekappt hatte. Relativer Wohlstand, politische und geistige Manipulation, glaubte

129 *Julien Coffinet*, Pour un socialisme démocratique, ardent et fort, in: *Masses*, 1948, Nr. 14, S. 4–5; *L. A. Jenssen* [Ludwig August Jacobsen], Der Kampf um die Weltherrschaft und die Welt Einheit, in: *Funken* 3, 1952, H. 8, S. 1–3; *Paul Frölich*, Sozialismus und Freiheit, in: *Funken* 5, 1954, S. 117–120; anders die Zeitschrift »Neues Beginnen«, die Massen hätten »einen beispiellosen Elan«, Wo steht die Linke heute?, in: *Neues Beginnen*, April 1949, S. 2–12.

130 *Louis de Brouckère*, Jeunesse du Manifeste Communiste, in: *La Revue Socialiste*, Januar/Februar 1948, S. 7–17, hier: S. 14; *Frölich*, Zur Krise des Marxismus, S. 26f.; *Lucien Laurat*, Le Manifeste Communiste de 1848 et le monde d'aujourd'hui, Paris 1948. Thomas von der Vring vom SDS argumentierte fast 20 Jahre später, wahrscheinlich ohne den Namen de Brouckère je gehört zu haben, ganz ähnlich und sprach von der »Klasse der Beherrschten« und einem »festen Kern« innerhalb dieser Klasse, gab aber zu bedenken, eine klare Klassenscheidung mit entsprechender Rollenzuteilung gebe es nicht mehr, *von der Vring*, Zur Strategie des Klassenkampfes in der Gegenwart; zum Klassenbegriff vgl. auch *Sering*, Jenseits des Kapitalismus, S. 73ff.

131 *André Philip*, La crise doctrinale du socialisme, in: *La Revue Socialiste*, April 1952, S. 346–359; vgl. auch *Robert Mossé*, Socialisme et marxisme, in: *La Revue Socialiste*, Mai 1951, S. 588–601; *Manolis Korakis*, Le problème de l'unité européenne, in: *La Revue Socialiste*, Februar 1953, S. 137–146.

132 *L. A. Jenssen*, Sozialisierung [3 Teile], in: *Funken* 5, 1954, S. 163–168, S. 179–184 und *Funken* 6, 1955, S. 10–15.

133 Wo steht die Linke heute?, in: *Neues Beginnen*, April 1949, S. 2–12, hier: S. 6.

134 *Marceau Pivert*, La crise de l'internationalisme, in: *La Revue Socialiste*, April 1950, S. 258–266, hier: S. 258.



Herkommer, hätten die Entpolitisierung der Arbeiterklasse immer weiter voranschreiten lassen, Potenzial zum Widerstand gebe es in den westlichen Gesellschaften nur noch in den Randgruppen.<sup>135</sup> Den Arbeitern erscheine eine Veränderung der Gesellschaft weder möglich noch notwendig. Herkommers Verzweiflung ob der vermeintlichen Apathie der Arbeiterschaft ging so weit, dass er sich fragte, ob es überhaupt je eine Arbeiterbewegung gegeben habe, ob nicht von jeher nur eine sehr kleine Schicht der Arbeiterschaft so etwas wie »Klassenbewusstsein« besessen habe.<sup>136</sup> Während die in den 1970er-Jahren von Studentinnen und Studenten gegründeten kommunistischen Splitterparteien die Arbeiterklasse im Gegenzug bis zur Karikatur verklärten, zeichnet der in den frühen 1980er-Jahren viel gelesene Frankfurter »Pflasterstrand« das gesamte Proletariat schlicht und einfach zu einem »philosophischen Wahngebilde« von Marx.<sup>137</sup>

Die traditionelle Arbeiterklasse gab es laut André Philip und Serge Mallet nicht mehr, beide setzten ihre Hoffnung ganz auf die sich im Zug der zweiten industriellen Revolution herausbildende »neue Arbeiterklasse«, auf die Techniker, Forscher und Facharbeiter, die schon Victor Serge als eine der wichtigsten Gruppen für gesellschaftliche Veränderungen bezeichnet hatte. Mallet sah in ihr den Motor einer neuen Entwicklung zum Sozialismus.<sup>138</sup> Diese neue Arbeiterklasse sei durchaus revolutionär –

»wenn man unter revolutionär die ständige Bereitschaft versteht, die bestehenden sozialen Bedingungen zu verändern, dann machen die objektiven Bedingungen, in denen die neue Arbeiterklasse handelt und arbeitet, aus ihr eine vorbildliche Avantgarde der sozialistischen Bewegung«.<sup>139</sup>

#### IX. EINE GENERALKRISE WIRD ES NICHT MEHR GEBEN

Mallet wiederholte damit nur die Definition Laurats von der Revolution als einem ständigen Prozess sozialer Veränderungen. Die Revolution war kein Handstreich, sondern ein langer Prozess der Veränderung, hatte Laurat gemeint, seine Erkenntnis wurde in den 1950er-Jahren fast Allgemeingut. In Wirklichkeit habe es noch nie eine Revolution in einem industrialisierten Land gegeben, erklärte André Philip, und es könne auch keine geben. Dazu sei der Produktionsapparat viel zu kompliziert, eine gewaltsame Revolution würde ihn nur zerstören.<sup>140</sup> Ludwig August Jacobsen kam aus seiner wirtschaftlichen Analyse des Kapitalismus in der Zeitschrift »Funken« zu ganz ähnlichen Schlussfolgerungen. Die Hoffnung

135 *Sebastian Herkommer*, Zum politischen Interesse und Bewußtsein der Arbeiter, in: *Neue Kritik*, 1965, Nr. 28, S. 10–17. Herkommer war Mitglied des Frankfurter SDS, Forschungsassistent am Institut für Sozialforschung und promovierte 1965 bei Theodor W. Adorno über Chancen und Grenzen der politischen Bildung an Schulen. Auf dem Umweg über die Diskussion unter französischen Sozialisten könnte der Gedanke Piverts zu Herkommer gelangt sein. Der im SDS um diese Zeit viel gelesene französische Soziologe Serge Mallet bestritt allerdings die Integration der Arbeiterklasse in den Kapitalismus, *Serge Mallet*, Sozialismus und die neue Arbeiterklasse, in: *Neue Kritik*, Oktober 1965, S. 10–20.

136 *Herkommer*, Zum politischen Interesse und Bewußtsein der Arbeiter; Erich Gerlach schrieb Apathie vor allem der durch die Automation entstehenden neuen Unterklasse zu, die aus Angst um den Arbeitsplatz neuen Entwicklungen gegenüber eher konservativ reagiere. *Erich Gerlach*, Pragers Analyse des Nachkriegskapitalismus, in: *Neue Kritik*, 1965, Nr. 30, S. 20–24.

137 *Lebt wohl, Verdammte dieser Erde*, in: *Pflasterstrand*, 16.1.1981.

138 Für die frühe Rezeption von Mallet in Deutschland vgl. *Herkommer*, Zum politischen Interesse und Bewußtsein der Arbeiter. Serge Mallet und André Philip waren Mitglieder der »Parti Socialiste Unifié« (PSU), Philip war wegen seiner Kritik an der Algerienpolitik 1957 aus der SFIO ausgeschlossen worden.

139 *Mallet*, Sozialismus und die neue Arbeiterklasse, S. 15.

140 *André Philip*, *Les socialistes*, Paris 1969, S. 230f.

auf eine »Generalkrise des kapitalistischen Systems, die seine revolutionäre Umwandlung in eine sozialistische Gesellschaft unvermeidlich macht«, sei obsolet. Im »Zeitalter des Flugzeugs und der Atombombe« seien derartige »revolutionäre Träumereien etwas altbacken«. Weil es eine Generalkrise nicht mehr geben werde, war die Arbeit der Erziehung und Organisierung der Arbeiter umso wichtiger.<sup>141</sup> Angesichts der ungeheuer differenzierten modernen Wirtschaftsmechanik, die zu einem kaum noch übersehbaren komplizierten Mechanismus geworden sei, »erscheint es kaum noch möglich, durch einen revolutionären Akt eine Umwandlung des kapitalistischen in ein sozialistisches Wirtschaftssystem durchzuführen, wie es sich noch Marx und Engels vorstellten«. Revolution könne es nur noch als kontinuierlichen Prozess geben.<sup>142</sup> Thomas von der Vring vom SDS spottete über die »abenteuerliche Vorstellung«, die Welt mit einem kühnen Griff – der Revolution – wieder in vernünftige Ordnung bringen zu können. Auch er sah die Revolution als Prozess, der sich über eine große Zeitspanne ausdehnte.<sup>143</sup> Fritz Lamm erklärte in der SDS-Zeitschrift »Neue Kritik«, die »schematische Gegenüberstellung von Evolution und Revolution dient nur der politischen Demagogie«, die »demokratische Revolution« sei ein »stetiger Reifeprozess«, in dem sich auch die Struktur der Gesellschaft verändere, einen »Augenblick«, in dem sich die Strukturveränderung vollziehe, gebe es nicht.<sup>144</sup>

## X. SOZIALISIERUNG

Die Skepsis der Gruppe »Mundo« gegenüber der Gleichsetzung von Nationalisierung und Sozialismus fand ein weites Echo in den Zeitschriften der Linken nach 1945. Nationalisierung, schrieb André Ferrat in den 1950er-Jahren im »Spartacus«, sei an und für sich keine sozialistische Maßnahme, sondern führe nur zur Entstehung einer privilegierten bürokratischen Kaste. Verstaatlichung sei nicht das Herzstück des Sozialismus.<sup>145</sup> Von der bloßen Vergesellschaftung der Produktionsmittel dürfe man nach den Erfahrungen in Russland nicht das Heil erwarten, meinte Willi Eichler 1947 in der Zeitschrift »Geist und Tat«, und bekräftigte, ganz im Geist von »Mundo« und der Bewegung »Socialismo y Libertad«, das Ideal der Sicherung der persönlichen Freiheit und Menschenwürde könne nicht gegen die bloße Fernhaltung kapitalistischer Produzenten eingetauscht werden.<sup>146</sup> Sozialismus heiße nicht, die Kapitalisten durch eine Clique von Managern zu ersetzen, bekräftigte Julien Coffinet.<sup>147</sup> Sozialisierung sei mehr als Verstaatlichung, wiederholten Ludwig August Jacobsen und Otto Wolfgang im »Funken« mit Blick auf die verstaatlichte britische Kohleindustrie, in der sich die Arbeitsbedingungen wenig verändert hatten.<sup>148</sup> Willi Eichler

141 *Jenssen*, Der Kampf um die Weltherrschaft und die Welteinheit, S. 2; *ders.*, Erste Antworten an meine Kritiker, in: *Funken* 3, 1952, H. 10, S. 6–10, hier: S. 8; vgl. auch *ders.*, Finanzkapital und Imperialismus, in: *Funken* 3, 1952, H. 12, S. 11–15; vgl. auch die Debatte zwischen Jacobsen, Paul Frölich, Henry Jacoby und S. Altmann, in: *Funken* 3, 1952, H. 8 und H. 10.

142 *L. A. Jenssen*, Sozialisierung ist nicht Verstaatlichung, in: *Funken* 5, 1954, S. 179–184.

143 *Von der Vring*, Probleme einer neuen sozialistischen Strategie, S. 9.

144 *Fritz Lamm*, Der alte Marx und die neue Linke, in: *Neue Kritik*, 1964, Nr. 21, S. 16–24, hier: S. 19f. Genauso argumentierte auch Peter von Oertzen, vgl. *Kufferath*, Peter von Oertzen, S. 440.

145 *André Ferrat*, Révolution soviétique et troisième internationale, Paris 1947.

146 *Willi Eichler*, Deutschland und Europa, in: *Geist und Tat* 2, 1947, H. 1, S. 2–8.

147 *Coffinet*, Pour un socialisme démocratique, ardent et fort; vgl. *Jenssen*, Sozialisierung ist nicht Verstaatlichung; *Otto Wolfgang*, Nationalisierung und Sozialismus, in: *Funken* 6, 1955, S. 39–44; *Raymond Riffet*, Europe et le socialisme, Brüssel 1951, S. 5. Fritz Sternberg hielt die Nationalisierung für einen radikalen Schritt zur Umgestaltung des kapitalistischen Staates, räumte aber ein, die Lage der Arbeiterinnen und Arbeiter werde sich auch nach der Nationalisierung nur wenig verändern, *Sternberg*, Kapitalismus und Sozialismus vor dem Weltgericht, S. 435.

148 *Jenssen*, Sozialisierung; *Wolfgang*, Nationalisierung und Sozialismus.

beharrte auf strenger öffentlicher Kontrolle und Selbstverwaltung als unverzichtbaren Teil jeder Sozialisierung.<sup>149</sup> Damit wurde die Diskussion der 1960er- und 1970er-Jahre um Humanisierung der Arbeit und Demokratisierung mit vorbereitet.

## XI. BRAUCHT MAN NOCH EINE REVOLUTIONÄRE PARTEI?

Wenn es die traditionelle Arbeiterklasse nicht mehr gab und auch eine Generalkrise des Kapitalismus nicht mehr kommen werde, wenn eine »revolutionäre Situation«, in der es darauf ankam, Chancen kühn beim Schopf zu fassen und den Umsturz herbeizuführen, nicht existierte, dann benötigte man auch keine »revolutionäre Partei der Arbeiterklasse«. Nicht die eine revolutionäre Partei sei für die Durchführung der Revolution verantwortlich. Die Revolution vollziehe sich dann, wie Julien Coffinet in »Masses« 1946 schrieb, »durch die spezifischen Organisationen der Arbeiter: Parteien, Betriebsräte, Gewerkschaften, Genossenschaften, städtische Gemeinschaften, Räte aller Art«.<sup>150</sup> Nicht die Partei, sondern eine breite Bewegung aller Organisationen werde die Revolution machen: »Die kommende sozialistische Bewegung wird eine Angelegenheit aller Kräfte sein, gleichgültig, wo sie heute noch stehen, wenn sie nur aufrichtig und ohne Hintergedanken an die notwendige Klärung der Geister gehen«<sup>151</sup>, ergänzte »Neues Beginnen« drei Jahre später. Für die »Diktatur des Proletariats« war damit kein Platz.<sup>152</sup> Das war nichts anderes als das Konzept von »Mundo«.

Demgegenüber hielt die französische trotzkistische Gruppe »Socialisme ou barbarie« eisern an der leninschen Parteikonzeption fest. Die Partei repräsentiere »die ideologische und politische Führung der Klasse unter den Bedingungen des Regimes der Ausbeutung«, argumentierte Claude Montal (Claude Lefort).<sup>153</sup> Ihre Vorstellungen gewannen an Boden im SDS, der sich anfänglich sehr für das Konzept eines »freiheitlichen Sozialismus« interessiert hatte.<sup>154</sup> Nach dem Beschluss des SPD-Parteivorstands von 1961, dass die Mitarbeit im SDS unvereinbar sei mit einer Mitgliedschaft in der SPD, wurde im SDS heftig über neue Protest- und Aktionsformen und Möglichkeiten einer revolutionären Veränderung der Gesellschaft diskutiert. Lenins Kritik an der Sozialdemokratie fand im SDS nun stärkere Beachtung. Zwar schob Sebastian Herkommer Lenins Vorstellung von einer »verbürgerlichten« Arbeiteraristokratie beiseite. Die oberste Schicht der Arbeiterschaft sei immer noch die »Vorhut der Arbeiterklasse«.<sup>155</sup> Thomas von der Vring und Michael Vester

149 *Eichler*, Deutschland und Europa.

150 *Socialisme et liberté*.

151 Wo steht die Linke heute?, in: *Neues Beginnen*, April 1949, S. 2–13.

152 Vgl. für die Kritik des Begriffs nach 1945 *Jordi*, La prise du pouvoir et la réalisation du socialisme, S. 40; *J. Riès*, De l'autonomie socialiste, in: *La Revue Socialiste*, Mai 1951, S. 554–564; *Sternberg*, Kapitalismus und Sozialismus vor dem Weltgericht, S. 170.

153 *Claude Montal* [Claude Lefort], Le prolétariat et le problème de la direction révolutionnaire, in: *Socialisme ou barbarie*, 1952, Nr. 10, S. 18–27, hier: S. 26. Vgl. auch *Pierre Chaulieu* [Cornelius Castoriadis], La direction prolétarienne, in: ebd., S. 10–18, hier: S. 12. Zur Gruppe »Socialisme ou barbarie« vgl. *Andrea Gabler*, Antizipierte Autonomie. Zur Theorie und Praxis der Gruppe »Socialisme ou Barbarie« (1949–1967), Hannover 2009. Zwischen dem SDS und der Gruppe bestanden spätestens seit dem Mai 1962 lockere Beziehungen, als die Zeitschrift »Neue Kritik« in einer Anzeige auf »Socialisme ou barbarie« wie auch auf die englische Zeitschrift »International Socialism« und die beiden US-amerikanischen Zeitschriften »New Politics« und »Monthly Review« hinwies.

154 *Kufferath*, Peter von Oertzen, S. 123, verweist auf eine Tagung des Marburger SDS von 1948 zum »freiheitlichen Sozialismus«.

155 *Herkommer*, Zum politischen Interesse und Bewußtsein der Arbeiter, S. 15.

argumentierten dagegen, dass die Spitzen von Partei und Gewerkschaft in den kapitalistischen Herrschaftsapparate integriert und »allmählich selbst zu Herrschaftsformen geworden« seien,<sup>156</sup> Vester relativierte allerdings, Gewerkschaften, Partei und kritische Intellektuelle seien allesamt revolutionäre Subjekte, die ihre Rolle nur im Zusammenwirken ausfüllen könnten.<sup>157</sup> Hans-Jürgen Krahl, Sprecher der antiautoritären Strömung im SDS, verschmähte die leninsche Partei noch als Organisationsform, die für eine hoch entwickelte Klassengesellschaft völlig ungeeignet sei.<sup>158</sup>

Mit Bernd Rabehl kam aber endgültig ein neuer Ton in die Debatte. Für ihn war die Partei die Avantgarde, die den »Widerstandsaktionen der Arbeiter die revolutionären Ziele vermittelt«.<sup>159</sup> Sie war wieder da, die über der Arbeiterklasse stehende, sie von oben herab erziehende, lenkende und leitende Organisation. Rabehl und Rudi Dutschke stützten sich in ihren Büchern über Marx und Lenin und den »westeuropäischen Weg zum Sozialismus« auf Lenin, Luxemburg, Antonio Gramsci, Anton Pannekoek, Rudolf Hilferding, Otto Bauer und vor allem Karl Korsch, aber keine und keinen der unabhängigen sozialistischen Autorinnen und Autoren um die Zeitschrift »Mundo« oder spätere unabhängige sozialistische Zeitschriften. Sie waren ihnen offensichtlich unbekannt.<sup>160</sup> Von Julián Gorkin kannte man in Deutschland nur sein Buch über die Ermordung Leo Trotzki's.<sup>161</sup> Die Rezeption von

156 Michael Vester, Zur Dialektik von Reform und Revolution. Die Arbeitnehmer in der sozialistischen Strategie, in: Neue Kritik, 1966, Nr. 34, S. 15–28, hier: S. 19; von der Vring, Zur Strategie des Klassenkampfes in der Gegenwart, S. 24. Wer in die institutionellen Apparate überwechsle, zähle potenziell zu den Herrschenden. Vester war verantwortlich für den Inhalt der »Neuen Kritik« und, wie Thomas von der Vring, seit 1965 Assistent Peter von Oertzens in Hannover. Vgl. Kufferath, Peter von Oertzen, S. 307.

157 Vester, Zur Dialektik von Reform und Revolution, S. 15.

158 Heinz Bierbaum/Joachim Bischoff/Michael Krätke u. a., Zur Aktualität der Leninschen Partei, in: Sozialistische Politik 3, 1971, Nr. 10, S. 39–81 (unter Berufung auf Krahl). Vgl. dagegen die Lenin weniger eindeutig ablehnenden Aufsätze Krahls: Hans-Jürgen Krahl, Zu Lenin: Was tun?, in: ders., Konstitution und Klassenkampf. Zur historischen Dialektik von bürgerlicher Emanzipation und proletarischer Revolution. Reden und Entwürfe aus den Jahren 1966–1970, Frankfurt am Main 1971, S. 155–157; ders., Zu Lenin: Staat und Revolution, in: ebd., S. 182–190; ders., Zu Lenin: Der »linke Radikalismus, die Kinderkrankheit des Kommunismus, in: ebd., S. 191–198.

159 Bernd Rabehl, Rätedemokratie in der hochindustrialisierten Gesellschaft (II), in: Sozialistische Politik 1, 1969, Nr. 1, S. 26–37, hier: S. 30.

160 Darauf deutet auch die Broschüre Rudi Dutschke, Zur Literatur des revolutionären Sozialismus von K. Marx bis in die Gegenwart, in: sds-korrespondenz, Sondernr. 1966, hin; vgl. auch ders., Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen. Über den halbasiatischen und den westeuropäischen Weg zum Sozialismus, Berlin 1974; Bernd Rabehl/Wilfried Spohn/Ulf Wolter, Der Einfluss der jakobinischen und sozialdemokratischen Tradition auf das leninistische Organisationskonzept, in: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 1975, Nr. 17/18, S. 99–142; Rabehl, Rätedemokratie in der hochindustrialisierten Gesellschaft; Fichter und Lönnendonker sehen in den Schriften von Korsch den unausgesprochenen Konsens des undogmatischen SDS, Tilman Fichter/Siegward Lönnendonker, Dutschkes Deutschland. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund, die nationale Frage und die DDR-Kritik von links, Essen 2011, S. 46. Korsch's Schrift »Was ist Sozialisierung?« wurde 1962 vom Verlag Neue Kritik neu herausgegeben, in der »Neuen Kritik« erschien außerdem: Erich Gerlach, Karl Korsch und der Marxismus, in: Neue Kritik, 1963, Nr. 18, S. 16–21. Vgl. zur Vermittlung von »verschütteten Traditionen« des Sozialismus in der Bundesrepublik auch Kufferath, Peter von Oertzen, S. 153ff.

161 Julián Gorkin/Leandro Sanchez Salazar, Mord in Mexiko. Die Ermordung Leo Trotzki's – ein Musterbeispiel des politischen Verbrechens, Frankfurt am Main 1952 (zuerst span. 1950). André Philip war nur als Verfasser eines kleinen Beitrags in der Broschüre Die europäischen Widerstandskämpfer für den Schuman-Plan und für Europa. Eine Umfrage durch Peter Lütches und Eugen Budde, Düsseldorf o. J., S. 32–35, bekannt.

Victor Serge stand ganz am Anfang, er war in Deutschland nur als Romanautor bekannt. Seine »Erinnerungen eines Revolutionärs« kamen erst 1967 in deutscher Sprache heraus und wurden 1974 neu verlegt, aber erst 1975 mit der Veröffentlichung seiner Aufsätze über die Erneuerung des Sozialismus wurde er zu mehr als einer historischen Figur.<sup>162</sup>

Zwar erlebten Raubdrucke sozialistischer Autorinnen und Autoren in dieser Zeit eine wahre Blüte, schaut man sich aber näher an, was da nachgedruckt wurde, ohnehin fast nur deutschsprachige Literatur, erlebt man eine Überraschung. Spitzenreiter in der Bestsellerliste der Raubdrucke waren Wilhelm Reich mit 81 und Josef Stalin mit 37 Titeln. Mit Abstand folgten dann Trotzki (30 Titel) und Korsch (25 Titel). Unabhängige Sozialisten interessierten die Raubdrucker nicht.<sup>163</sup> Der 1965 aus dem SDS gegründete Verlag »Neue Kritik« begann mit seinen Veröffentlichungen vergessener sozialistischer Literatur erst 1968 und gab erst mit der Publikation der »Erinnerungen eines Parteiarbeiters« von Karl Retzlaw 1971 ein Buch heraus, das eine Vorstellung von der enormen Bandbreite der Sozialismus-Vorstellungen in der Arbeiterbewegung der Weimarer Republik vermittelte.<sup>164</sup> Peter von Oertzen beschäftigte sich zwar im Rahmen seiner Arbeiten über die Rätebewegung mit Otto Rühle, aber die in Marburg entstandenen Abhandlungen Karl Hermann Tjadens über die »Kommunistische Partei-Opposition« (1964), Werner Links über den ISK (1964) und Hanno Drechsler über die SAPD (1965) wurden erstaunlicherweise nur sehr zögerlich in der Studentenbewegung rezipiert.<sup>165</sup>

## XII. DIE HOFFNUNG: EUROPA

Im Februar 1944 wurde in London auf einer von der ILP organisierten Konferenz, an der Vertreter namhafter europäischer Widerstandsbewegungen teilnahmen, die »Bewegung für die Vereinigten Sozialistischen Staaten von Europa« (später umbenannt in »Sozialistische Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa«) gegründet. Sie war einer der Stränge, die zur europäischen Einigung führte, und wurde gedanklich wie organisatorisch stark von unabhängigen Sozialisten, Rückkehrern aus Mexiko und ihren Freunden beeinflusst. Wie schon nach dem Ersten Weltkrieg waren sich Sozialisten auch nach dem Zweiten

162 *Victor Serge*, Die große Ernüchterung, Der Fall Tulajew, Hamburg 1950 (zuerst frz. 1948); *ders.*, Erinnerungen eines Revolutionärs 1901–1941, Wien 1974 (zuerst frz. 1951); *ders.*, Geburt unserer Macht, München 1976 (zuerst frz. 1931); *ders.*, Unbekannte Aufsätze, Bd. 1: Für eine Erneuerung des Sozialismus, Hamburg 1975; vgl. auch *ders.*, Schriftsteller und Proletarier, Frankfurt am Main 1977 (zuerst frz. 1932). Die für das Verständnis von Serge so wesentlichen Tagebücher sind bis heute weder auf Deutsch noch auf Englisch erschienen. Es gibt lediglich einen englischsprachigen Auszug aus den mexikanischen Tagebüchern unter dem Titel »Mexican Notebook« in der *New Left Review*, Juli/August 2013, S. 31–62.

163 *Albrecht Götz von Olenhusen/Christa Gnirß*, Handbuch der Raubdrucke, Bd. 2: Theorie und Klassenkampf. Sozialisierte Drucke und proletarische Reprints, Pullach im Isartal 1973.

164 So der Untertitel von *Karl Retzlaw*, Spartakus. Aufstieg und Niedergang. Erinnerungen eines Parteiarbeiters, Frankfurt am Main 1971.

165 *Kufferath*, Peter von Oertzen, S. 272ff.; *Karl Hermann Tjaden*, Struktur und Funktion der KPD-Opposition (KPO). Eine organisationssoziologische Untersuchung der Rechts-Opposition im deutschen Kommunismus zur Zeit der Weimarer Republik, Meisenheim am Glan 1964; *Werner Link*, Die Geschichte des Internationalen Jugend-Bundes (IJB) und des Internationalen Sozialistischen Kampf-Bundes (ISK). Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, Meisenheim am Glan 1964; *Hanno Drechsler*, Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAPD). Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung am Ende der Weimarer Republik, Meisenheim am Glan 1965; In der »Neuen Kritik« findet sich nur ein Aufsatz aus der Marburger historischen Schule: *Karl Hermann Tjaden*, Einheitsfront oder Volksfront? Zur Biographie Heinrich Brandlers, in: *Neue Kritik*, 1966, Nr. 36/37, S. 46–49.

Weltkrieg einig, dass der europäische Binnenmarkt und eine mit wirtschaftlichen und monetären Kompetenzen ausgestattete europäische Regierung nötig seien, um »den Tod Europas zu vermeiden«. Auf sich allein gestellt waren die europäischen Staaten nicht lebensfähig.<sup>166</sup> »Europas Position als kapitalistisches und industrielles Zentrum der Welt besteht nicht mehr«, schrieb Fritz Sternberg und wiederholte damit nur, was Richard Calwer schon 30 Jahre früher geschrieben hatte.<sup>167</sup> Marceau Pivert sah in der europäischen Einigung sogar die neue, dritte Phase des Sozialismus. In der ersten Phase entstanden Arbeiterbewegung und marxistische Theorie, in der zweiten die Massenbewegung, in der dritten Phase waren alle Probleme nur noch international lösbar. Im nationalen Rahmen könne man unmöglich das Lebensniveau heben. Sogar die Demokratie sei in Gefahr, wenn sie nicht über ihre nationalen Grundlagen hinausging.<sup>168</sup> Für Europa strebte Pivert an: »eine konstituierende[n] Versammlung [...], eine Regierung, eine Ökonomie, eine Diplomatie«. <sup>169</sup> Europa solle ein Drittes, jenseits von amerikanischem Kapitalismus und russischem autoritären Zentralismus entwickeln.<sup>170</sup> Die europäische Einigung bedeute auf jeden Fall die Überwindung des Nationalstaats. Autonomie, meinte Henri Frenay, gebe es für die europäischen Völker ohnehin nur noch im kulturellen Sinn.<sup>171</sup> Die nationale Souveränität, ergänzte René Lefeuve, sei ein einziges Hindernis für die Entwicklung der Produktivkräfte. Der Nationalstaat, so André Gelo, sei an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit gekommen.<sup>172</sup> Willi Eichler, ein unbestrittener Befürworter der europäischen Einigung, machte aber gerade der »gewaltige Machtblock mit einem riesigen Kriegspotential« Sorge, den die Vereinigten Staaten von Europa darstellen würden (was zu dem Zeitpunkt eine sicherlich übertriebene Angst war). Deswegen »sollte also eine Bewegung für die Föderierung Europas aus Sozialisten bestehen, die ein einiges Europa als ersten Schritt für den Neuaufbau einer gegen Krieg und Armut gesicherten Welt ansehen«. <sup>173</sup> Gerade politische Stabilität werde es

166 *Raymond Rifflet*, Attention à l'article 48, in: *Gauche Européenne*, März 1953, S. 22–23; *André Philip*, Devons-nous réviser notre politique?, in: *Gauche Européenne*, Mai 1953, S. 6–9.

167 »Europa ist nicht mehr das Herz der Welt. Es hat seine industrielle Führerrolle an die USA verloren«, *Sternberg*, Kapitalismus und Sozialismus vor dem Weltgericht, S. 428; vgl. auch *B. V. Damalas*, Malfaisance des nationalismes économiques, in: *La Revue Socialiste*, Januar/Februar 1950, S. 45–56.

168 *Marceau Pivert*, Le socialisme fera l'Europe, in: *La Revue Socialiste*, Juni/Juni 1948, S. 18–23.

169 *Marceau Pivert*, Encore dans le brouillard, in: *Correspondance Socialiste International*, Juli/August 1952, S. 1–2, hier S. 1.

170 Pour le socialisme et la liberté, in: *Masses*, 1946, Nr. 4/5, S. 4–5; *Marceau Pivert*, Du troisième camp au troisième front, in: *Masses*, 1947, Nr. 7/8, S. 8–9. Ob das von allen unabhängigen Sozialisten so geteilt wurde, ist mehr als fraglich. Im April 1948 schrieb »Masses«, die USA seien eine Demokratie, wenn sie sich im Wettkampf mit der Sowjetunion durchsetze, könne die Arbeiterklasse ihren Kampf immer noch fortsetzen, im umgekehrten Fall, beim Sieg der Sowjetunion, breche die Nacht der Konzentrationslager an. Europa solle seine Unabhängigkeit verteidigen, aber sich vor leichtfertigen Anti-Amerikanismus hüten, meinte *Michel Collinet*, Le plan Marshall et l'avenir de l'Europe, in: *Masses*, 1948, Nr. 14, S. 13–16; *ders.*, L'Europe devant Staline, in: *Révolution Proletarienne*, April 1949, S. 4; ähnlich auch *Robert Louzon*, La figure du monde présent, in: *Révolution Proletarienne*, April 1947, S. 19f.

171 *Henri Frenay*, Le salut de l'Europe, in: *Cahiers Socialistes*, Dezember 1948, S. 4–6.

172 *René Lefeuve*, Libérons nous de tous les équivoques, in: *Masses*, 1946, Nr. 3, S. 3–4; *André Gelo*, Die Krise des Nationalstaats, in: *Pro und Contra*, 1950, Nr. 8, S. 8–14, Nr. 9, S. 8–10, und Nr. 10, S. 10–12; vgl. auch *Rifflet*, Europe et le socialisme, der den Nationalstaat als Hindernis für die weitere Entwicklung der Produktivität ansah; *Manolis Korakis*, Le problème de l'unité européenne, in: *La Revue Socialiste*, Februar 1953, S. 137–146.

173 *Willi Eichler*, Vereinigte Staaten von Europa, in: *Geist und Tat* 2, 1947, H. 2, S. 2–7, hier: S. 6. Eichler wandte sich vehement gegen die Vorstellung, als hätte man sich zwischen Ost und West zu entscheiden, als gäbe es keinen Dritten Weg. Vgl. *Eichler*, Deutschland und Europa, S. 3.

in der Welt nicht geben, wandte Max Barth ein, »solange nicht das brennendste weltpolitische Problem, die Einigung Europas, gelöst ist. Diese Einigung Europas hängt von der Erfüllung einer Hauptbedingung ab: der Einigung Frankreichs und Deutschlands«. Im Verhältnis dieser beiden Länder zueinander, glaubte Barth, spiele der Nationalstaat keine Rolle mehr. »Ein deutsch-französischer Staat als die Keimzelle einer europäischen Union« solle gebildet werden, um »aus dem französischen und dem deutschen Volk eine einzige Nation« zu bilden. Sitz des föderal aufgebauten Staates (um den beiden zusammenwachsenden Völkern ihre Besonderheiten zu lassen) solle Straßburg sein.<sup>174</sup> Daniel van der Gucht sprach sich in den »Cahiers Socialistes« für eine auf der Wirtschaftsdemokratie basierende Föderation der europäischen Staaten aus.<sup>175</sup>

Europa könne nur als Gesamtheit der Völker gegründet werden, die zu seiner historischen Gemeinschaft gehörten, unter Einschluss der mittel- und osteuropäischen Völker unter sowjetischer Herrschaft, betonten Bob Edwards, James Maxton von der ILP, Henri Frenay und Claude Bourdet von der französischen Résistance auf dem ersten Kongress der Sozialistischen Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa, dem bis 1960 ein gutes Dutzend von Kongressen und Konferenzen folgen sollte, mit an die 200 Delegierten aus 18 Ländern zusammen. Ganz wie man sich das im mexikanischen Exil vorgestellt hatte, wurde eine Bewegung gegründet, in der Sozialisten, Christen und Gewerkschafter zusammenarbeiteten, die über Sektionen in Deutschland, Belgien, Frankreich, Jugoslawien, Österreich und Ungarn verfügte.<sup>176</sup> Es fällt allerdings auf, dass sich zwar die Gewerkschaftsspitzen und führende sozialistische Parlamentarier aus Belgien, Frankreich, den Niederlanden, Österreich und Italien in der Sozialistischen Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa engagierten, Labour-Politiker sich in den 1950er-Jahren aber kaum noch an deren Kongressen beteiligten, sieht man von Bob Edwards ab, dem einflussreichen Präsidenten der Chemiearbeitergewerkschaft und Labour MP. Im Internationalen Komitee der Sozialistischen Bewegung arbeiteten mit Otto Bach, Hermann Brill, Ludwig Rosenberg und John van Nes Ziegler immerhin einige prominente deutsche Sozialisten und Gewerkschafter; an den Kongressen nahmen eine Reihe von deutschen Persönlichkeiten von damals regionaler oder lokaler Bedeutung teil, wie Karl Schiller, Wirtschafts-senator in Hamburg, oder Luise Klinsmann, die zweite Bürgermeisterin Lübecks.<sup>177</sup> Auf

174 *Max Barth*, Deutschland und Frankreich, in: Geist und Tat 2, 1947, H. 5, S. 5–8. Vgl. dazu allerdings auch die Leserbriefe in: Geist und Tat 2, 1947, H. 9, S. 28, Barth verbreite »utopische Wunschträume«; vgl. auch *Heinz Kühn*, Der deutschen Einheit entgegen, in: Geist und Tat 4, 1949, S. 250–254, die Abwehr der sowjetischen Expansion gehe einher mit der Schaffung der deutschen Einheit, dem Aufbau eines einheitlichen europäischen Wirtschaftssystems und der Vollbeschäftigung in Europa.

175 *D. van der Gucht*, Les conditions d'un fédéralisme socialiste, in: Les Cahiers Socialistes, Juni 1948, S. 8–14.

176 Notre but, in: Gauche Européenne, März 1953, S. 4. Genauso *Max Diamant*, Vulkan Osteuropa, S. 48. Autoren von »Gauche Européenne« waren unter anderem Michel Collinet, André Philip, Bob Edwards, Hermann Brill, Koos Vorrink, Paul Finet, Raymond Riffet, August Enderle. Im Redaktionskomitee saßen die beiden Deutschen John van Nes Ziegler (1949/50 Bundesvorsitzender des SDS) und Hermann Brill.

177 Vgl. zum Beispiel die Delegiertenliste des Frankfurter Kongresses 1952 der Bewegung: Paul Henri Spaak, Generalsekretär der Beratenden Versammlung des Europarats; André Genot, stellvertretender Generalsekretär der FGFB; Raymond Riffet, Herausgeber der »Cahiers Socialistes«, alle drei aus Belgien; Koos Vorrink, der Vorsitzende der Partei der Arbeit der Niederlande; Bruno Pittermann, Vorsitzender der sozialistischen Nationalratsfraktion Österreichs. Der SPD-Parteivorstand dagegen hatte nur seinen außenpolitischen Referenten Heinz Putzrath geschickt, der eher in das Netzwerk der AFL in Europa eingebunden war. Vgl. Die Sozialistische Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa. V. Europäischer Kongress in Frankfurt am Main, 15.–17. Februar 1952, o. O. 1952, S. 30ff. Der DGB-Vorsitzende Christian Fette sprach

dem ersten Kongress der deutschen Sektion der sozialistischen Bewegung für die Vereinigten Staaten Europas – die Initiative zur Gründung ging von den prominenten Sozialisten Hermann Brill und Anna Siemsen aus – im Jahr 1953 sah man den Bremer Bürgermeister Wilhelm Kaisen, mit ihm Adolf Ehlers aus Bremen, Ludwig Rosenberg vom DGB-Bundesvorstand, Curt Bley und Gustav Dahrendorf aus Hamburg sowie Annelore Leber aus Berlin.<sup>178</sup> Intensive Kontakte gab es zwischen der Sozialistischen Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa und dem SDS. Am Frankfurter Kongress der Bewegung im Februar 1952 nahmen der erste und der zweite Bundesvorsitzende, Günther Bantzer und Claus Arndt, sowie neun weitere Mitglieder des SDS teil. Die »Begeisterung« des SDS für Europa geht wohl auch auf diese Kontakte zurück und war keineswegs nur »abstrakt«, wie Tilman Fichter und Siegwald Lönnendonker in ihrer »Geschichte des SDS« meinen.<sup>179</sup> Die anfänglich gute Beziehung zwischen Sozialistischer Bewegung und SDS dürfte allerdings unter dem Engagement der Sozialistischen Bewegung für die Europäische Verteidigungsgemeinschaft gelitten haben, während sich der SDS gegen die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik stellte. Ende der 1950er-Jahre stellte die Sozialistische Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa ihre Aktivitäten ein, sie sah ihre Mission als erfüllt an. Die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft war gegründet, in der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl wurde zukunftsweisende Sozialpolitik betrieben. Die Bemühungen um ein soziales Europa sollten auf andere Art und Weise fortgesetzt werden. Die Beziehungen nach Deutschland schiefen ein.

### XIII. FAZIT

Die Gruppe um »Mundo« hat Entwicklungen vorgedacht und vorbereitet, die erst mit den 1970er-Jahren zum Tragen kamen. Willy Brandts Wille, mehr Demokratie zu wagen, der die Bundesrepublik Deutschland gründlich verändern sollte, lässt sich zurückverfolgen bis auf das Motto »Sozialismus und Freiheit« und den kategorischen Imperativ der Gruppe um »Mundo«, Sozialismus und Freiheit gehörten zusammen. Kein Wunder, schließlich bewegte sich Brandt als Mitglied der SAP im weiteren Umfeld der Gruppe. Beim demokratischen Umbruch in Spanien und Portugal, bei der Entwicklung von starken, auf die Werte von Sozialismus und Demokratie orientierten Gewerkschaften hat Max Diamant als Leiter der internationalen Abteilung der IG Metall eine Schlüsselrolle gespielt, die sich nur vor dem Hintergrund der Diskussionen in Mexiko verstehen lässt. Wenn sich in Frankreich, Belgien, in Großbritannien und Italien nach Ende des Zweiten Weltkriegs, wenn auch langsam, die Erkenntnis durchsetzte, dass die Nationalisierung von Schlüsselindustrien unbedingt der Ergänzung durch Arbeiterkontrolle und Transparenz bedurfte, ist auch das mit auf die Diskussionen in Mexiko um die Prinzipien von »Sozialismus und Freiheit«

---

immerhin auf der Europa-Kundgebung vom 16. Februar 1952 in der Frankfurter Paulskirche (»Sozialisten fordern einiges Europa«, in: *Welt der Arbeit*, 22.2.1952).

178 Gauche Européenne, Dezember 1953. *Wilfried Loth*, Die Sozialistische Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa (MSEUE), in: *ders.* (Hrsg.), Die Anfänge der europäischen Integration 1945–1950, Bonn 1990, S. 219–226; *Marleen von Bergen*, Anna Siemsen (1882–1951) und die Zukunft Europas. Politische Konzepte zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik, Stuttgart 2017, S. 388–391. Beim späteren DGB-Vorsitzenden Ludwig Rosenberg kann man vermuten, dass er zwar seinen Namen hergab, sich aber aus Zeitgründen wenig an der praktischen Arbeit beteiligte. Vgl. *Frank Ahland*, Bürger und Gewerkschafter. Ludwig Rosenberg 1903–1977, Essen 2016, S. 122f. Danach trat Rosenberg 1954 aus der Sozialistischen Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa aus.

179 Die Sozialistische Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa, V. Europäischer Kongress, S. 32; *Fichter/Lönnendonker*, Geschichte des SDS, S. 54.



zurückzuführen. Das Revolutionsverständnis von Victor Serge und seinen Freunden – Revolution als langer, sich über viele Jahrzehnte erstreckender Prozess gesellschaftlicher Veränderungen, in dem Bildung und Organisation eine zentrale Rolle spielen – wurde von der SPD und Willy Brandt, von den belgischen sozialistischen Gewerkschaften um Georges Debunne und vielen anderen Organisationen der westeuropäischen Arbeiterbewegung aufgenommen, auch wenn sie die Initiatoren, die die Debatte um Revolution und Veränderung angestoßen hatten, nicht immer kannten, vergessen hatten oder nicht erwähnten. Ihre größte Leistung erzielten die Gruppen um »Mundo« und den »Left Book Club« in London aber mit der Schaffung der Sozialistischen Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa, die den aus den 1920er-Jahren stammenden Europa-Enthusiasmus der Arbeiterbewegung am Leben hielt und dafür sorgte, dass in der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl die ersten Grundlagen eines sozialen Europa gelegt wurden.



Jan De Graaf

## Strikes as Revolutionary History?

### Probing the Potential for a Revolution in Post-1945 Europe through Wildcat Strikes\*

Why was there no proletarian revolution after the Second World War? This is a question that historians have been debating for decades. After all, right across post-liberation (continental) Europe, the circumstances for a revolution seemed so propitious: the interwar ruling class had been discredited by the Great Depression and by its collaboration with fascism, state authority had all but collapsed during the final stages of the war, and workers in bombed industrial cities found themselves in a truly desperate material situation. To be sure, the first post-war years witnessed considerable industrial activism and unrest. In the wake of liberation, some factories that had been abandoned by their (collaborationist) owners were placed under worker self-management. During the years that followed, the continent was swept by recurrent waves of largely spontaneous strikes and agitations. Yet these episodes were mostly short-lived and certainly pale by comparison with the larger outbursts of 1917–1921 or even 1968–1969.

The debate about the labour movement's failure to mount a revolutionary challenge to (state) capitalist reconstruction dates back to the late 1960s. In the charged socio-political atmosphere of the time, a new generation of radical historians first began to study the struggles that workers had fought in the aftermath of the war. These historians have often stressed that the industrial working class emerged much radicalised from the war and stood ready to take political power. This found its reflection in the grassroots participatory councils that sprung up all over continental Europe – »Antifa« in Germany, »Comitati di Liberazione Nazionale« in Italy, »Comités Départementaux de la Libération« in France et cetera – and assumed control over local administration and industrial management.<sup>1</sup> For historians in the radical tradition, these councils carried the germs of an altogether different Europe, based on direct democracy and worker self-management. Such historians have frequently attributed the fact that this different, more radical, Europe never came into being to the unwillingness of communist and/or socialist leaders to place themselves at the head of the revolutionary council movement. For by throwing their full weight behind the reconstruction effort and cold-shouldering the revolutionary fervour at their grassroots, the leaders of the post-war labour movement not only caused much disillusionment among their rank and file but also gave the capitalist class vital time to get back on its feet; thereby squandering a golden opportunity to remake the continent from below.<sup>2</sup> In this context,

---

\* The author would like to thank the »Deutsches Historisches Institut Warschau« and the »Deutsches Bergbau-Museum Bochum« for their generous support in funding part of the archival research that forms the basis for this article.

1 The standard work on these bodies is still *Ulrich Borsdorf/Lutz Niethammer/Peter Brandt* (eds.), *Arbeiterinitiative 1945: Antifaschistische Ausschüsse und Reorganisation der Arbeiterbewegung in Deutschland*, Wuppertal 1976.

2 For examples of this sort of reasoning see e.g. *Fernando Claudín*, *The Communist Movement: From Comintern to Cominform*, vol. 2: *The Zenith of Stalinism*, New York 1975; *Ernst-Ulrich Huster*, *Die Politik der SPD 1945–1950*, Frankfurt am Main/New York 1978; *Grégoire Madjarian*, *Conflits, pouvoirs et société à la Libération*, Paris 1980.

some of the radical historians have even spoken of a *verhinderte Neuordnung*<sup>3</sup> or a »betrayed resistance«.<sup>4</sup>

The notion that post-war Europe could have been transformed if only the leaders of the labour movement had taken a less cautious line attracted much criticism in the 1980s and 1990s. On the basis of newly available documents in state archives, historians started arguing that a proletarian revolution had never been on the cards in post-war (western) Europe. There were at least two reasons for this. In the first place, the desperate hunt for food, coal, and raw materials in the *Mangelwirtschaft* of the post-war years swallowed up all the energies of ordinary workers and their representatives at the helm of the council movement, leaving precious little scope for the pursuit of a revolutionary agenda.<sup>5</sup> Secondly, and more importantly, geo-political realities ruled out a revolution in post-war western Europe – as the fate of the communist insurrection in Greece, disowned by Stalin and crushed with the assistance of the western Allies, so clearly showed.<sup>6</sup> What is characteristic for many of these accounts is a more positive evaluation of the role played by the leaders of the labour movement.<sup>7</sup> Having been dealt a difficult hand, communist and socialist leaders are often credited with taking a pragmatic outlook. This secured socialist politicians and trade unionists a permanent seat at the negotiating table and even saw communist leaders achieve some success in their efforts to integrate communism in national political cultures.<sup>8</sup>

Since the turn of the century, however, the interpretation of the post-war era as a period of radical contestation has experienced a revival. Perhaps inspired by fresh research on grassroots radicalism and workplace democracy in eastern Europe<sup>9</sup>, which followed the

- 3 *Eberhard Schmidt*, *Die verhinderte Neuordnung 1945–1952. Zur Auseinandersetzung um die Demokratisierung der Wirtschaft in den westlichen Besatzungszonen und in der Bundesrepublik Deutschland*, 6., um e. Nachw. erg. Aufl., Frankfurt am Main/Cologne 1975 (first published 1970).
- 4 *Renzo Del Carria*, *Proletari senza rivoluzione. Storia delle classi subalterne italiane dal 1860 al 1950*, 2 vol., Milan 1966.
- 5 *Diethelm Prowe*, *Economic Democracy in Post-World War II Germany: Corporatist Crisis Response, 1945–1948*, in: *The Journal of Modern History* 57, 1985, pp. 451–482.
- 6 *Donald Sassoon*, *The Rise and Fall of West European Communism, 1939–1948*, in: *Contemporary European History* 1, 1992, pp. 139–169. On the failure of the far more tentative communist attempts to take power in post-war France: *Philippe Buton*, *Les lendemains qui déchantent. Le Parti communiste français à la Libération*, Paris 1993.
- 7 In his comments following a panel on »The Postwar Social Contract: Perspectives from France, Germany, Japan, and the United States« at the 1995 Annual Meeting of the American Historical Association, Charles S. Maier noted that »these papers reach a significantly different evaluation of labor's role than counterpart essays would have twenty-five years ago«. There was no longer »imputation of either sellout or capitulation on the part of the noncommunist labor leadership. Instead the moderate unions [...] achieved significant gains«. *Charles S. Maier*, *The Postwar Social Contract: Comment*, in: *International Labor and Working-Class History*, 1996, no. 50, pp. 148–156.
- 8 On the socialists: *Stefan Berger*, *European Labour Movements and the European Working Class in Comparative Perspective*, in: *id./David Broughton* (eds.), *The Force of Labour. The Western European Labour Movement and the Working Class in the Twentieth Century*, Oxford 1996, pp. 245–262, here: p. 247. Among the western European communists, the Italian Communist Party under the leadership of Palmiro Togliatti is generally deemed to have been the most successful in these efforts. See *Aldo Agosti*, *Palmiro Togliatti: A Biography*, Turin 1996. If the post-war French communists never achieved a similar measure of integration into state structures, Irwin M. Wall has argued that this was not for want of trying: *Irwin M. Wall*, *French Communism in the Era of Stalin. The Quest for Unity and Integration, 1945–1962*, Westport 1983.
- 9 See on these themes e.g. *Peter Heumos*, *State Socialism, Egalitarianism, Collectivism: On the Social Context of Socialist Work Movements in Czechoslovak Industrial and Mining Enterprises, 1945–1965*, in: *International Labor and Working Class History*, 2005, no. 68, pp. 47–74; *Mark Pittaway*, *The Politics of Legitimacy and Hungary's Postwar Transition*, in: *Contemporary European History* 13, 2004, pp. 453–475.

opening-up of archives in the region after 1989, historians have taken a renewed interest in the struggles that workers fought across liberated Europe.<sup>10</sup> To be sure, these historians forgo the highly polemical tone so characteristic of the work that radical historians produced in the 1960s and 1970s and largely concede that the advent of the Cold War spelled the end of the revolutionary aspirations of the liberation period. Yet, their accounts also stress that the years between the liberation in 1944/45 and the division of the continent in 1947/48 constitute a historical era in their own right, which knew a very different dynamics compared to the »brutal stability«<sup>11</sup> of the Cold War. This was a time of »radical openness«, as Geoff Eley has pointed out repeatedly, during which there was a real »opportunity for radical democratic change«.<sup>12</sup> In his view, this opportunity was embodied in the various post-liberation council movements: »these were the molecular forms of a different and more radical version of post-war reconstruction, not dissimilar in principle from the workers' councils that mushroomed in large parts of revolutionary Europe in 1917–1921«. In both East and West, however, returning national elites and the Allied occupiers looked with suspicion at the councils, and they were demobilised »before any proto-revolutionary challenge could coalesce«.<sup>13</sup>

The idea that the first years after the war should be understood as a distinct historical period when alternative outcomes still seemed possible has proved very pervasive.<sup>14</sup> Newer textbooks on post-war Europe frequently start with sections on the »new opportunities«<sup>15</sup> that arose or the »paths not taken«<sup>16</sup> following the liberation before moving on to the more familiar territory of the Cold War. This is often accompanied by calls for further research into the febrile atmosphere across post-liberation Europe. Or, as Neal Ascherson put it in his review of one of these textbooks, there is »a missing book« entitled »Europe's Buried Revolution, 1943–1948«, »a study of the revolutionary consensus on post-war change which arose in all the Resistance movements, East and West, and how that consensus sank under the floods of Stalinism and Cold War mobilisation«.<sup>17</sup>

If such a book-length analysis is obviously beyond the scope of this essay, it does address one of the key dimensions of the putative revolutionary consensus: the wildcat strikes that engulfed Europe's industrial heartlands in the aftermath of the war. With trade union leaders taking strong anti-strike attitudes during the first post-war years, fully invested as they were in the reconstruction effort and the concomitant production »battles« to increase industrial output, many thousands of such unauthorised strikes erupted in East and West

10 See e.g. the essays on workers in: *Eleonore Breuning/Jill Lewis/Gareth Pritchard* (eds.), *Power and the People. A Social History of Central European Politics, 1945–56*, Manchester 2005.

11 *Mark Mazower*, *Dark Continent. Europe's Twentieth Century*, London 1998, p. 249.

12 *Geoff Eley*, *Forging Democracy. The History of the Left in Europe, 1850–2000*, Oxford/New York etc. 2002, p. 295.

13 *Id.*, *When Europe was New: Liberation and the Making of the Postwar Era*, in: *Monica Riera/Gavin Schaffer* (eds.), *The Lasting War. Society and Identity in Britain, France and Germany after 1945*, Basingstoke 2008, pp. 17–43, here: pp. 34f. See for a similar line of reasoning *Rebecca L. Boehling*, *A Question of Priorities. Democratic Reform and Economic Recovery in Postwar Germany*, New York 1996.

14 See *Frank Biess/Robert G. Moeller* (eds.), *Histories of the Aftermath. The Legacies of the Second World War in Europe*, New York/Oxford 2010; *Norman Naimark*, *Stalin and Europe in the Postwar Period, 1945–53: Issues and Problems*, in: *JMEH* 2, 2004, pp. 28–57.

15 *Tony Judt*, *Postwar. A History of Europe since 1945*, London 2005, p. 63.

16 *Dan Stone*, *Goodbye to All That? The Story of Europe since 1945*, Oxford/New York etc. 2014, p. 15.

17 *Neal Ascherson*, *The Atlantic Gap*, in: *London Review of Books* 27, 2005, no. 22, pp. 7–9, here: p. 7.

between the liberation and the onset of the Cold War.<sup>18</sup> As spontaneous outbursts of worker militancy, these strikes occupy a central place in the narrative of post-war radicalism. In fact, the wildcat strikes have frequently been understood as an undiluted expression of the revolutionary sentiments within the working class, pitting radicalised workers against the political moderation preached by trade union leaders. Even if historians readily acknowledge that the direct cause of the bulk of these strikes was the disastrous food situation, their accounts stress the more properly political demands formulated by striking workers.<sup>19</sup>

There is indeed a long tradition among historians to view wildcat strikes, sparked by a set of specific bread-and-butter or wage-related grievances, as stepping-stones towards a proletarian revolution. This is especially true for accounts of strike waves that swept Europe during the first decades of the twentieth century. In their well-known book on strikes in revolutionary Russia, Diane Koenker and William Rosenberg argue that strikes »were central to the course of Russia's revolution«, for strikes saw the regional, shop, and trade loyalties that had divided workers prior to the war replaced by a clear-cut class identity.<sup>20</sup> More recently, other historians have pointed out how ordinary workers acquired a revolutionary consciousness through participation in wildcat strikes. The largely spontaneous strike militancy of the early twentieth century, explains Ralph Darlington in his comparative research on western Europe and the United States, saw syndicalist ideas around direct action and rank-and-file control over trade union leaders gain purchase among a much wider segment of workers.<sup>21</sup> In the same vein, Gerald Friedman has pointed out that unauthorised mass strikes »challenge all authority, that of the union leadership as well as that of the employer«. During these »moments of upheaval«, he continues, »striking workers create a *political* movement for a democratic revolution«.<sup>22</sup>

This article revisits that hypothesis for the turbulent aftermath of the Second World War. To that end, it deals with five sets of political and/or radical demands that have often been ascribed to the post-war European working class: a root-and-branch purge of political and economic life, the unification of the trade union (and broader labour) movement, the abolition of (individual) piecework and other performance bonuses, the socialisation of industry and worker participation in industrial management, and claims for workers to have a decisive voice in the political arena. In its efforts to provide a truly pan-European overview, this article focuses on five industrial regions in East and West that were particular hotbeds for wildcat strikes: the »industrial triangle« of Milan, Turin, and Genoa in Northern

18 See for national overviews *Stefan Berger/Marcel Boldorf* (eds.), *Social Movements and the Change of Economic Elites in Europe after 1945*, Cham 2018; *Jan De Graaf*, *No Italian Stalingrads. The C.G.I.L. and the Working Class in the Northern Industrial Heartlands, 1945–1955*, in: *Journal of Modern Italian Studies* 23, 2018, pp. 620–639; *Peter Heumos*, *Zum industriellen Konflikt in der Tschechoslowakei 1945–1968*, in: *Peter Hübner/Christoph Kleßmann/Klaus Tenfelde* (eds.), *Arbeiter im Staatssozialismus. Ideologischer Anspruch und soziale Wirklichkeit*, Cologne/Weimar etc. 2005, pp. 473–497; *Łukasz Kamiński*, *Strajki robotnicze w Polsce 1945–1948. Próba bilansu*, in: *Dzieje Najnowsze* 29, 1997, no. 4, pp. 47–56; *Christoph Kleßmann/Peter Friedemann*, *Streiks und Hungermärsche im Ruhrgebiet 1946–1948*, Frankfurt am Main/New York 1977.

19 See e.g. *Tom Behan*, *The Long Awaited Moment. The Working Class and the Italian Communist Party in Milan, 1943–1948*, New York 1997.

20 *Diane P. Koenker/William G. Rosenberg*, *Strikes and Revolution in Russia, 1917*, Princeton 1989, pp. 326–329.

21 *Ralph Darlington*, *Syndicalism and Strikes, Leadership and Influence: Britain, Ireland, France, Italy, Spain, and the United States*, in: *International Labor and Working-Class History*, 2013, no. 83, pp. 37–53.

22 *Gerald Friedman*, *Is Labor Dead?*, in: *International Labor and Working-Class History*, 2009, no. 75, pp. 126–144, here: p. 135.

Italy, the Walloon coal belt comprising Mons, Charleroi, and Liège in Belgium, the »steel heart« of Czechoslovakia around the city of Ostrava, the Upper Silesian coalfield around Katowice in Poland, and the Ruhr in (West) Germany.

In doing so, this article not only sheds fresh light on the links between (wildcat) strikes and revolutions, but also makes two contributions to debates on the revolutionary potential of post-war Europe. First of all, it questions the radical aspirations of the post-war working class. Elaborating on the research that Martin Conway has conducted on Belgium and western Europe more generally, it observes that workers across Europe emerged from the war in a severely weakened position. In these circumstances, wildcat strikes were mostly less a show of political strength than »desperate gestures by workers, who, after years of suffering, had almost nothing left to eat or to wear«. <sup>23</sup> Secondly, it draws attention to the profound divisions within the working class. In fact, wildcat strikes often revealed how the labour movement was fragmented along lines of gender, generation, background, and skill. These divisions, frequently made deeper still by trade unionists desperate to bring the wildcat strikes to a halt, ruled out any unified worker challenge to (state) capitalist reconstruction in post-war Europe.

## I. THE PURGE

Conventional wisdom about post-liberation Europe has it that the working class demanded nothing less than a merciless purge of former fascists, their interwar and wartime collaborators, and the managerial class more broadly. Insofar as collaborationist industrialists and supervisors had not fled the workplace during the final stages of the war, workers refused to relaunch production under their command in the wake of the liberation, with those foremen who dared to show up frequently threatened with violence or public humiliation. <sup>24</sup> It was only by promising a thorough purge of the industrial apparatus that the returning leaders of the labour movement managed to restore calm and get production going again. Yet the productivist aims of the reconstruction effort proved difficult to reconcile with a massive overhaul of management, and plans for a root-and-branch purge were quickly shelved by communists and socialists within the trade union movement and national government. <sup>25</sup> As most of the managers who had abandoned or were forced out of industry in the immediate aftermath of the war were rehired, radicalised workers were left with a deep sense of betrayal that manifested itself during the wildcat strikes of the first post-war years. <sup>26</sup>

23 *Martin Conway*, *The Sorrows of Belgium. Liberation and Political Reconstruction, 1944–1947*, Oxford/New York etc. 2012, p. 286.

24 *Serge Curinier*, *Les communistes, le charbon et la Reconstruction (1944–1947)*, in: *Michel-Pierre Chélini/Philippe Roger* (eds.), *Reconstruire le Nord – Pas-de-Calais après la seconde guerre mondiale (1944–1958)*, Villeneuve d'Ascq 2017, pp. 87–108, here: pp. 99f.; *Thomas Bertram*, »Revolution wird nicht geduldet«. *Der Gelsenkirchener Bergbau im Spannungsfeld gewerkschaftlicher Neuordnungsvorstellungen und alliierter Wiederaufbaupolitik*, in: *Hartmut Hering/Hugo Ernst Käufer/Michael Klaus* (eds.), *Für uns begann harte Arbeit. Gelsenkirchener Nachkriegslesebuch*, Oberhausen 1986, pp. 207–232, here: p. 212.

25 The Italian case was perhaps emblematic. For even though communists and socialists had monopoly control over the governmental departments directly responsible for the reckoning with fascism – with communist leader Palmiro Togliatti serving as justice secretary and socialist leader Pietro Nenni chairing the High Commission for Sanctions against Fascism – the purge »proved a disastrous failure«. See *Paul Ginsborg*, *A History of Contemporary Italy. Society and Politics 1943–1988*, London 1990, p. 92.

26 See e.g. *Dick Geary*, *Social Protest in the Ruhr, 1945–49*, in: *Breuning/Lewis/Pritchard*, *Power and the People*, pp. 17–28.

Recent accounts have already suggested that the question of industrial purges cannot be reduced to a clear-cut dichotomy between grassroots radicalism and elite moderation. First of all, the spontaneous purges performed by ordinary workers did not always revolve around the political record of the accused managers and foremen. In fact, the industrial purge often became enmeshed with shop floor conflicts in which workers sought to cleanse their workplace of »anti-social« bosses who had taken an authoritarian line on industrial discipline and production before and during the war.<sup>27</sup> This is also borne out by the wild-cat strikes against the reinstatement of purged personnel. During these conflicts, workers usually framed their shop floor grievances in the official vocabulary of the purge, but mostly failed to convince arriving trade union and state officials of the validity of their claims. That is what happened when miners at the Gottwald pits in Horní Suchá (Czechoslovakia) went on strike in October 1946 against the rehiring of a supervisor who, according to the strikers, had committed an »offense against national honour«<sup>28</sup> by insisting on higher production during the occupation and used »coarse language« against miners in doing so. Yet the district court to which he had been referred quickly released him and he was re-hired with the consent of the works council. After a stoppage of twenty minutes, the miners agreed to resume work.<sup>29</sup>

Much to the frustration of the local and national elites of the post-war labour movement, even bosses with an impeccable political record found themselves caught up in the wild purges. In the Ruhr, workers repeatedly demanded the dismissal in the context of the denazification programme of foremen who had not even been members of the Nazi Party.<sup>30</sup> Within weeks of the liberation of Czechoslovakia, meanwhile, the leadership of the trade union movement stepped in against the »egoistic motivations« that had informed shop floor purges.<sup>31</sup> One typical example saw the works council of the Pilsen waterworks, backed by the local trade union chapter, demand the removal of an engineer from management for reasons wholly unrelated to the official purge. In fact, its petition readily acknowledged that the complaints against the engineer »are not of a political nature and do not concern his national reliability«. The workforce much resented »his aggression and morbid ambition«, though, and therefore did not want to work with him.<sup>32</sup>

What is clear is that the purge carried very different connotations for ordinary workers than it did for the leaders of the labour movement. For communist and socialist leaders,

27 *Till Kössler*, *Confrontation or Cooperation? The Labour Movement and Economic Elites in West Germany after 1945*, in: *Berger/Boldorf*, *Social Movements and the Change of Economic Elites in Europe after 1945*, pp. 21–41; *Jakub Šlouf*, *Očista průmyslových závodů od kolaborantů a »asociálních živlů« v roce 1945*, in: *Soudobé Dějiny* 24, 2017, pp. 538–581.

28 The »offense against national honour« was enacted in the Small Retributive Decree, adopted by the Czechoslovak government in October 1945. Its aim was to punish those who, during the occupation, had »undermined public morale by unbecoming behavior insulting to the national sentiments of Czech or Slovak people«. See *Benjamin Frommer*, *National Cleansing. Retribution against Nazi Collaborators in Postwar Czechoslovakia*, Cambridge/New York etc. 2005, pp. 186–227.

29 Situational report of the National Security Corps in Horní Suchá, 7.10.1946, Archiv Bezpečnostních Složek, Prague (ABS), Fond A17, inv. j. 113.

30 *Kössler*, *Confrontation or Cooperation?*, pp. 34f.

31 Quoted in: *Jaromír Balcar/Jaroslav Kučera*, *The Works Councils in Czechoslovakia 1945–1949. Remarks on the Fate of a Social Movement in the Process of Transformation*, in: *Berger/Boldorf* (eds.), *Social Movements and the Change of Economic Elites in Europe after 1945*, pp. 113–135, here: p. 121.

32 Minutes of the meeting of the District National Committee, 19.7.1945, Archiv Města Plzně, Pilsen, Zápisy o schůzích Národního Výboru a rady Okresního Národního Výboru a Místního Národního Výboru statutárního města Plzeň 1945, fo. 162.



the aims of the purge were political first and foremost: to cleanse industry of those capitalists who were held responsible for the rise of fascism. Conversely, workers were primarily concerned with removing despised bosses and overseers, quite irrespective of their political convictions, from their immediate environment. In the absence of specific local or shop floor grievances, purges with political or anti-capitalist overtones frequently failed to resonate among ordinary workers.<sup>33</sup> This was even true in the historic heartlands of the labour movement. Police reports on public opinion in the communist stronghold of Solingen (Ruhr), nicknamed the *bergisches Moskau* on account of the radical traditions of its metalworkers<sup>34</sup>, noted that its inhabitants judged the denazification programme »very unfavourably«. <sup>35</sup> And that was not because denazification was considered to be overly lenient. Popular grumbling after the September 1948 acquittal of Hjalmar Schacht, who had served as president of the Reichsbank and Minister of Economic Affairs under Hitler, not so much concerned the acquittal itself, which had broad support, but »the great injustice« that »many humble [Nazi] party members have been penalized heavily for small transgressions«. As a result, »the entire denazification programme is regarded as a complete scam«. <sup>36</sup>

If the post-war purge was manifestly not about a political reckoning with the old order, how should we understand worker efforts to rid their workplaces of unwanted elements? Looking at how the industrial purge played out on the shop floor, two dimensions stand out. First of all, the purge was often closely intertwined with generational conflict. The pushback against unpopular bosses in most cases emanated from younger workers or newcomers to traditional industries. Reports on industrial discipline in the pits of the Gutehoffnungshütte complained that newly hired miners in particular explained »any resolute behaviour« on the part of pit officials »as slave driving«. <sup>37</sup> Especially where officials were »politically burdened« by their wartime record, it was very difficult for them to maintain their authority. <sup>38</sup> As most of the new recruits to the Ruhr coal mines had only arrived in the region after the war, however, allusions to the wartime wrongdoings of supervisory personnel seem to have acted largely as a lightning rod for the many grievances of these newcomers. Across the continent, youngsters from a rural background were lured to coal basins with great promises, only for them to end up living in shacks with severely limited perspectives, in western Europe at least, of upward mobility. The backlash against unyielding bosses, even if it was formulated with reference to their political past, must therefore be viewed in the context of the generational struggles that shaped industrial relations in post-war Europe. <sup>39</sup>

Secondly, worker efforts to purge the shop floor of (alleged) former fascists and collaborators often had xenophobic undercurrents. This was the case for the strike wave that swept the Walloon coal basin when thousands of Polish miners, who had been forced labourers in the Reich, arrived in June 1945. Most of these miners had already worked in Belgian pits prior to the war and had, when given the choice by their American and British liberators,

33 See e.g. *Adrian Grama*, *Laboring along. Industrial Workers and the Making of Postwar Romania*, Berlin/Boston 2019, pp. 84–91.

34 *Patrick Major*, *The Death of the KPD. Communism and Anti-Communism in West Germany, 1945–1956*, Oxford/New York etc. 1997, p. 89.

35 Report on popular attitudes and public opinion in Solingen, 15.12.1947, Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abteilung Rheinland, Duisburg (LAV NRW R), BR 2025/30.

36 Report on popular attitudes and public opinion in Solingen, 17.9.1948, LAV NRW R, BR 2025/30.

37 Situational report for July 1947, 9.8.1947, LAV NRW R, BR 105/67.

38 Situational report for July 1947, 1.8.1947, LAV NRW R, BR 105/67.

39 On these struggles see e.g. *Mark Roseman*, *Recasting the Ruhr, 1945–1958. Manpower, Economic Recovery and Labour Relations*, Oxford 1992; *Mark Pittaway*, *The Reproduction of Hierarchy: Skill, Working-Class Culture, and the State in Early Socialist Hungary*, in: *The Journal of Modern History* 74, 2002, pp. 737–769, here: pp. 753–757; *Padraic Kenney*, *Rebuilding Poland. Workers and Communists, 1945–1950*, Ithaca/London 1997.

opted against returning to war-ravaged and communist-dominated Poland. Their refusal to contribute to the (re-)construction of »People's Poland« attracted the ire of the Belgian Communist Party, a strong force in the Walloon coal mines, which branded these Poles »fascists« for supporting the Polish government-in-exile in London. Upon the arrival of the first crews of Polish miners, wildcat strikes broke out at several pits that reproduced this narrative: miners refused to work with their new Polish colleagues, claiming that they had been wartime collaborators who had worked in Germany voluntarily and that there were even former SS members among them. These claims appear to have been largely spurious<sup>40</sup>, and a closer look at the demands that the strikers formulated suggests the strikes had a rather different cause. What had sparked particular anger among Belgian miners was the fact that, whereas they had been waiting for months for their worn kits to be replaced, the Polish recruits were supplied with brand new outfits, prompting the strikers to ask why they »were considered less deserving than foreigners«. Traditional resentments against migrant workers were also reflected in murmurs that »our own collaborators« should be put to work before »foreign collaborators« were brought in<sup>41</sup> and thus seem to have played a far more important role in triggering the strikes than any concerns about the political record of the new recruits. After stoppages of at most one day, accordingly, work was resumed without the Poles having been released.

To sum up, the purge frequently served as a proxy for altogether different struggles, both between workers and their direct superiors and among different groups of workers. Even if worker protests and strikes against the presence of elements compromised by their wartime record might at face value be understood as a political movement, a more thorough analysis shows that workers often invoked a political discourse to press a specific shop floor agenda. For ordinary workers, the industrial purge thus lacked the politico-ideological significance that it carried for the elites of the labour movement. In Milan, for example, factory workers repeatedly petitioned the authorities to re-appoint owners who had been purged in the wake of the liberation. With the demobilisation of the war industry raising the spectre of mass unemployment in post-war Italy, these bosses had promised to bring in vital orders through their connections in the old boys' network of industrialists or their good relations with the Allies.<sup>42</sup> In these circumstances, a root-and-branch purge of the capitalist class, so often seen as part and parcel of the revolutionary desires of the working class, was the furthest thing on the minds of workers.

## II. CLASS UNITY AND SOLIDARITY

The strength of the working class has often been attributed to its fundamental unity. It is customary for historians to argue that the struggle against fascism generated a profound sense of solidarity among workers. This found its reflection first and foremost in a groundswell of worker support for the organisational unification of the trade union movement, which had been divided both along political lines and in rival sector-based unions prior to the war.<sup>43</sup>

40 On the sketchy basis of some of the accusations see: »Grèves dans les mines«, in: *Journal de Charleroi*, 3.7.1945.

41 *Jos Dedoyard*, *Les »Polonais«*, in: *La Wallonie*, 13.7.1945.

42 *Luigi Ganapini*, *Una città, la guerra. Lotta di classe, ideologie e forze politiche a Milano, 1939–1951*, Milan 1988, pp. 203f.

43 *Kevin McDermott*, *Communist Czechoslovakia, 1945–89. A Political and Social History*, Basingstoke 2015, p. 51; *Lutz Niethammer*, *Structural Reform and a Compact for Growth: Conditions for a United Labor Union Movement in Western Europe after the Collapse of Fascism*, in: *Charles S. Maier* (ed.), *The Origins of the Cold War and Contemporary Europe*, London/New York 1978, pp. 201–243.

In the belief that these divisions had been instrumental in the rise of fascism, the trade union rank and file exerted considerable pressure on sometimes reluctant leaders to merge their organisations into mammoth confederations that united the industrial working class, or at any rate large sections of it.<sup>44</sup> If the newly unified trade union movements that emerged across continental Europe »eloquently expressed the wartime solidarities« among workers of all persuasions<sup>45</sup>, they quickly succumbed to infighting in the context of the nascent Cold War. In western Europe, the communists were either marginalised in the trade union movement or, where they were too strong to be sidelined (notably in France and Italy), confronted with socialist and/or Catholic breakaway unions financed by the United States.<sup>46</sup> In eastern Europe, meanwhile, the communists took complete control over the trade unions, which increasingly abandoned their traditional function of worker representation to become »transmission belts« for the regime.<sup>47</sup> The re-politicisation of trade unionism could not destroy the underlying solidarity among ordinary workers, however, to which the many solidarity protests of the first post-war years testify.<sup>48</sup>

This »myth of labour unity« has already been challenged from a socio-spatial perspective. Far from finding universal resonance among the working class, it has been shown that calls for unity emanated chiefly from the »aristocracy of labour« of skilled workers in the main mining and metalworking regions.<sup>49</sup> What this section aims to demonstrate is that there were considerable divisions and resentments even between the skilled workers in the historic heartlands of the labour movement. This often revolved around the special privileges accorded to miners. As coal production was vital to the reconstruction effort, governments were desperate to halt the exodus from the mines that had followed the liberation. In the aftermath of the war, rather crude means were employed to achieve this: decrees that prohibited miners from changing jobs were adopted as massive recruitment programmes were launched to lure workers from other industries and regions to coal basins.

These measures, however, did not result in a marked increase in coal production and caused significant consternation within mining regions. As a consequence, trade unionists in the coalmines were quick to argue that the only effective way to attract (and retain) manpower was to offer better pay and conditions. During a shop floor meeting at the Osterfeld pits (Ruhr) in June 1946, a delegate of the Oberhausen trade union chapter insisted that »nothing is to be gained from hiring alien [*bergfremde*] workers«. The real problem, he went on, was that the miner only occupied »the ninth position in terms of pay; he should be in the first position and have the best provisions for his old age, then new recruits will find their way [to the mines]«. <sup>50</sup> Very similar sounds were to be heard in the coalmines around Ostrava. At a June 1946 meeting of miner's representatives in the Moravian coal basin, various speakers pointed out that the »brigades« of workers from other sectors, which

44 See e.g. *Rik Hemmerijckx*, *Van Verzet tot Koude Oorlog. Machtsstrijd om het ABVV, 1940–1949*, Brussels 2003, pp. 125–167.

45 *Eley*, *Forging Democracy*, p. 277.

46 *Federico Romero*, *The United States and the European Trade Union Movement, 1944–1951*, Chapel Hill 1992.

47 *Ben Fowkes*, *The Rise and Fall of Communism in Eastern Europe*, London 1993, p. 13.

48 *Jill Lewis*, *Worker Protest and the Origins of the Austrian Social Partnership, 1945–1951*, in: *Breuning/Lewis/Pritchard* (eds.), *Power and the People*, pp. 42–56; *Padraic Kenney*, *Working-Class Community and Resistance in pre-Stalinist Poland: The Poznański Textile Strike, Łódź, September 1947*, in: *Social History* 18, 1993, pp. 31–51.

49 See *Patrick Pasture*, *Window of Opportunities or Trompe l'Oeil? The Myth of Labor Unity in Western Europe after 1945*, in: *Gerd-Rainer Horn/Padraic Kenney* (eds.), *Transnational Moments of Change. Europe 1945, 1968, 1989*, Lanham/Boulder etc. 2004, pp. 27–49.

50 Protocol of shop floor meeting at the Osterfeld pits, 16.6.1946, Bergbau-Archiv, Bochum (BBA), 30/267.

the authorities had despatched to coal mines to make up for the desperate shortage in manpower, had only undermined morale among the permanent workforce.<sup>51</sup> It was »useless to send brigades to the pits«, argued one delegate; instead »wage policies should make sure that new recruits flock to the mines voluntarily«. This could be achieved »either by raising wages [in the mining sector] or by cutting wages in other industries«.<sup>52</sup>

If wages in other industries were not actually cut, the various material incentives that governments started offering coal miners from 1947 on certainly weakened the purchasing power of those workers outside the coal sector. The »points system« that was introduced in the Ruhr coal mines in January 1947, in which miners were awarded vouchers that could be traded for food and clothing in the rationed economy, not only ate into the stocks available to other workers but also drained the free market of scarce goods since points were increasingly used as currency to purchase freely tradable products and even services.<sup>53</sup> Small wonder that the system was much detested by those who had no access to points. Their anger quickly turned on the coal miners themselves, with regard to whom the population at large was making its feelings »quite clear«, as a July 1947 report on the situation at the Gutehoffnungshütte noted: »People are envious of the points that miners earn and reproach them for their low production«. As a consequence, »propaganda to abolish the points system is gaining ground«.<sup>54</sup>

Far from being abolished, however, the special benefits bestowed on miners were steadily extended over the next months and years. Complaints about the preferential treatment of miners were a recurring theme, therefore, during strikes in other sectors. In the strike wave that swept the Ruhr in early 1948, in which miners barely participated<sup>55</sup>, the leader of the metalworkers' union in Essen voiced the frustrations of the workers in these sectors: »Metalworkers, construction workers, and transport workers [...], who mostly also perform their job loyally and conscientiously, have no understanding whatsoever for the fact that they are discriminated against in the supply system«.<sup>56</sup> For where coal miners »only make up 1 % of the total population of the Ruhr«, he lamented, »between 10 and 15 % of the supply for the entire population is earmarked for their special provisions«.<sup>57</sup> Contrary to conventional wisdom about close-knit labour communities, such resentments were all the greater where those without special privileges worked in close proximity to coal mines. In Upper Silesia, for example, discontent about the lack of meat available on the free market manifested itself primarily in brickyards, which were often situated near

51 The brigadiers found themselves accused of having not only a poor labour discipline but also a propensity to »arguments, drunkenness, and thoughtless visits to women of ill-repute«. See on this last point *Heumos*, State Socialism, Egalitarianism, Collectivism, p. 49.

52 Minutes of meeting of the regional committee of the coal mining union in Moravian Ostrava, 6.6.1946, Všeodborový Archiv, Prague (VOA), Odborový Svaz Hornictví, Karton 1, inv. j. 2.

53 Situational report of the Bergamt Duisburg for March 1947, LAV NRW R, BR 108/236.

54 Monthly report on coal mining at the Gutehoffnungshütte for July 1947, 11.8.1947, LAV NRW R, BR 105/67.

55 On this strike wave, and the absence of miners in it, see *Jan De Graaf*, »Arbeiten ist eine Magenfrage.« Fehlschichten, wilde Streiks und Proteste im Ruhrbergbau, 1945–1948, in: *Der An-schnitt. Zeitschrift für Montangeschichte* 71, 2019, pp. 62–75, here: pp. 71–73.

56 Extract from speech by Richard Riegel delivered at trade union rally in Essen, 9.1.1948, Archiv Ernst Schmidt, Essen, Bestand 19-252, Dokumentation Richard Riegel, Mappe 5.

57 Quoted in: *Neue Streiks an der Ruhr*, in: *Die Welt*, 10.1.1948. The claim that miners made up only 1 % of the population of the Ruhr was a strong understatement. In 1948, there were on average 402,000 miners employed in the Ruhr mining sector, meaning that miners made up roughly 10 % of the 4,000,000 inhabitants of the Ruhr at the time. See for the numbers *Joachim Huske*, *Die Steinkohlenzechen im Ruhrrevier. Daten und Fakten von den Anfängen bis 2005*, 3rd rev. and ext. ed., Bochum 2006, p. 29.

collieries. Unlike the miners at neighbouring pits, brick makers did not receive vouchers for meat. This was the reason for a one-hour strike at the Waleska brickyard in Łaziska Średnie in September 1951.<sup>58</sup>

Even in its traditional heartlands, the post-war labour movement thus emerges far more fragmented than historiography has suggested. Accordingly, the protests and strikes instigated by the »aristocracy of labour« often attracted hostility rather than solidarity among other segments of the working class. The strike wave in the Walloon coal belt of May 1945 was »severely criticized« in public opinion in La Louvière, the capital of the Centre industrial region. Miners were widely held responsible for the lack of coal, which had made the cold winter of 1944/45 such a gruelling experience. More specifically, »workers in other industrial branches, metalworkers especially, accuse miners of selfishness«. For the strike movement in the mines had paralysed local industries dependent on coal supply, forcing these industries to reduce hours and robbing its workers of the opportunity to fight for their own demands.<sup>59</sup> In the unemployment crisis that followed the liberation of northern Italy, the metalworkers who made up the local »aristocracy of labour« likewise found themselves accused of selfishness. This had already been the case in the immediate aftermath of the war, when shop floor trade union bodies in the Genoese metal sector showed themselves unwilling to reduce overtime in a bid to hire more unemployed workers.<sup>60</sup> Similarly, the »struggle of three months« (February–May 1949) in the Turin metal sector, during which the main metalworkers' union sought to force a wage rise by short daily strikes and go-slow operations, drew unfavourable comments among the unemployed. What had sparked their anger was the fact that the wage demands as well as the agitation itself »would obstruct the recruitment of manpower«.<sup>61</sup>

From this perspective, it is not at all surprising that the impetus for trade union unity emanated chiefly from the »aristocracy of labour«. For it was workers in the heavy industries who stood to benefit from numerically strong trade unions. That was because class solidarity within these large trade union confederations was mostly a one-way street. When there were major conflicts in the mining or metal sectors, workers in other sectors, even if their wages and conditions were much worse, were expected to strike in solidarity.<sup>62</sup> Reciprocal support from the »aristocracy of labour« for struggles in other sectors was often not forthcoming, though. When state employees, who were among the worst-paid groups across Europe<sup>63</sup>, went on strike in Milan province in May 1946 over a wage conflict that had been dragging on for months, they called for an »act of solidarity« from workers in other sectors. Their pleas for workers across industry to strike for five minutes every day until the conflict was resolved, however, were flatly rejected by the industrial unions. As a result, there was »great distrust« towards the Milanese trade union authorities among

58 Monthly report of the Head of the Mining Department of the District Office for Public Security, 3.10.1951, Instytut Pamieci Narodowe, Warsaw (IPN BU), 01206/41.6, fo. 447.

59 Police report on general situation in La Louvière, 25.5.1945, Archives générales du Royaume, Brussels (AGR), Haute Commission pour la Sûreté de l'État, 1656.

60 Minutes of meeting of the Executive of the Genoese Chamber of Labour, 10.9.1945, Istituto Ligure per la Storia Sociale, Genoa, Archivio Storico della Camera del Lavoro di Genova, Busta 2, Fascicolo 8, doc. no. 00616.

61 I metallurgici in lotta. Bollettino d'informazione della Segreteria Provinciale della F.I.O.M. di Torino, 16.3.1949, no. 6.

62 See e.g. *De Graaf*, No Italian Stalingrads, p. 633.

63 I have dealt with this issue for four major industrial cities in: *Jan De Graaf*, Socialism across the Iron Curtain. Socialist Parties in East and West and the Reconstruction of Europe after 1945, Cambridge/New York etc. 2019, pp. 78–80.

state employees.<sup>64</sup> In fact, workers outside the »aristocracy of labour« were often the first to abandon the large trade union confederations when their precarious unity began to crumble under the weight of the Cold War.

### III. EGALITARIANISM

The post-war working class is famed for its egalitarian instincts. Historians have often explained how, right across Europe, workers associated democracy with income levelling and demanded that all would get their fair share in the rationed economies of the post-liberation era. This found its clearest expression in their efforts to introduce a fairer wage system in industry. In the wake of the war, with the capitalist class still in disarray, piece rates were abolished almost everywhere as »rigidly egalitarian wage and social policies« were brought in.<sup>65</sup> Yet hopes that liberation would usher in an age of social and economic equality proved short-lived. Even the communist parties, which had been the most vociferous opponents of piecework during the interwar years, rapidly got behind its (re-)introduction in the context of the reconstruction effort. In fact, communist and socialist leaders in the post-war governments even reneged on some of the hard-won victories that the interwar labour movement had won in its struggles against piecework.<sup>66</sup> The industrial struggles of the post-war years have therefore often been described as a manifestation of worker resistance against the rollback of the egalitarian spirit that had accompanied the liberation.<sup>67</sup> Even if these struggles were mostly lost, their persistent echoes in the industrial conflicts of the 1950s (e.g. the re-emergence of the old *Akkord ist Mord* slogan during the June 1953 strikes in the German Democratic Republic) attest to the strong passions that the question of piecework continued to evoke among the working class.<sup>68</sup>

A survey of the five industrial regions under scrutiny in this article offers some support for the egalitarian dispositions of the post-war working class. Especially during the first months after the liberation, the (re-)introduction of performance bonuses caused much resentment among industrial workers. This was linked both to the material legacy and to the bitter memory of the war. At the Jacobi pits in Oberhausen, miners refused to accept the piece rates offered by their foremen in June 1945, claiming that performance levels in the war-ravaged economy were so low that taking up piecework would see their wages drop well below the daily minimum of 6.25 Reichsmark.<sup>69</sup> In the Walloon coal belt, meanwhile, miners threatened to go on strike after the Allied authorities introduced differential rations

64 Minutes of meeting of the Executive Commission of the Milanese Chamber of Labour, 11.5.1946, Archivio del Lavoro, Milan (ADL), Archivio Camera Confederale del Lavoro di Milano, ESE 1, Fascicolo 2, doc. no. 12.

65 *Heumos*, State Socialism, Egalitarianism, Collectivism, p. 50.

66 The individual (performance-based) salary in the French coalmines, which had been abolished under the interwar Popular Front government, had already made a return during the occupation. Despite widespread calls to abolish it once more in the wake of the liberation, it was codified in the Mineworkers' Statute of 1946. See: *Bruno Mattéi/Evelyne Desbois/Yves Jeanneau*, *La foi des charbonniers. Les mineurs dans la Bataille du charbon 1945–1947*, Paris 2014, pp. 21f.

67 *Mark Pittaway*, *Making Postwar Communism*, in: *Dan Stone* (ed.), *The Oxford Handbook of Postwar European History*, Oxford 2012, pp. 265–282, here: pp. 274f.

68 See *Jörg Roesler*, *Akkord ist Mord, Normenerhöhung ist das Gleiche. Eine Tradition des Ökonomischen Kampfes der deutschen Arbeiterklasse und der 17. Juni 1953*, in: *Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung* 2, 2004, pp. 4–17; *Małgorzata Mazurek*, »Taniej i szybciej« – »dokładniej i więcej«. *Codzienność w zakładach pracy w PRL i NRD w latach 1953–1961*, in: *Przegląd Historyczny* 95, 2004, pp. 349–369, here: p. 360.

69 Operational meeting of the Neue Hoffnung pits, 8.6.1945, BBA, 30/268.

in January 1945. The Allies had hoped to attract new manpower to the pits by offering coal miners additional rations of meat and fats. Yet the differential treatment of underground and overground personnel – with face workers receiving double the rations of their surface colleagues – triggered a protest movement across the Borinage basin. Face workers quickly joined the protests begun by the surface workers, insisting that they wanted equal rations for all »even if that required reducing the rations accorded to underground workers«. <sup>70</sup> There was, as one observer noted, »a rough and rudimentary solidarity« among miners, drawing its inspiration from earlier protests against similar measures introduced under the German occupation. <sup>71</sup>

Such examples of egalitarian solidarity among workers co-existed, however, with a more instrumental attitude towards piecework and other performance incentives. In the face of the extreme material hardships of the first post-war years, skilled workers tended to see (individual) piecework as a means to boost their meagre income. The individualist pursuits of skilled workers often clashed with the more collectivist ethos propagated by shop floor elites. After the reintroduction of piecework in Italy in early 1946, the shop floor trade union bodies charged with negotiating piece rates at factory level initially opted for an egalitarian approach. Yet they would find quickly themselves under pressure from skilled workers to change tack. As one communist delegate at the Fiat Mirafiori plant in Turin, known for its radical traditions, later recalled:

»At the outset, we were fighting for equality. But then the skilled workers started to argue: ›but wait a minute, equality ... we have more responsibilities‹. So instead of a [collective] rate for the entire plant, they requested a piece rate at shop level. Afterwards they requested that shop rates be replaced by team rates. And then they demanded the introduction of individual piecework, as: ›In total, there are 40 of us, but should I compare myself to him?‹« <sup>72</sup>

In the Ruhr, skilled workers likewise exerted a strong influence on the implementation of piecework on the shop floor. When local employers in the coal-mining sector launched a concerted campaign to replace collective with individual rates for underground workers during the autumn of 1949, they initially encountered strong opposition from works councils in the Gelsenkirchen-Buer district. Once miners learned that average earnings had risen at those neighbouring pits where individual piecework had been introduced, however, all resistance to this form of production was abandoned. <sup>73</sup> In fact, the spread of piecework in the Ruhr coalmines, irrespective of whether it occurred under collective or individual rates, saw skilled workers exercise tight social control over their unskilled colleagues. Especially at the growing number of pits operating the longwall mining method, which required the maintenance of a steady labour rhythm to secure an orderly workflow, »the workshy are often urged by their colleagues to increase their production«. If such admonitions failed to have the desired effect, it was »not uncommon for workers who do not meet the required targets to be transferred to another company at the behest of their comrades«. <sup>74</sup>

The embrace of piecework by skilled workers came at the expense not only of the unskilled workers within their own companies but also of those sectors where trade unions were weak and employers could manipulate the system to their advantage. This was the

70 Report on rations allocated to miners by American military authorities, 15.1.1945, AGR, Cabinets Affaires Économiques, 603.

71 Report on strike threat at Anderlues pits, 4.1.1945, AGR, Cabinets Affaires Économiques, 603.

72 Quoted in: *Donato Antoniello*, *Da Mirafiori alla S.A.L.L. Una storia operaia*, Milan 2004, p. 124.

73 Situational report of the Oberbergamt Dortmund for the fourth quarter and the entire year of 1949, 2.5.1950, LAV NRW R, BR 112/75; Situational report of the Oberbergamt Dortmund for the first quarter of 1950, 6.7.1950, LAV NRW R, BR 112/75.

74 Situational report of the Oberbergamt Dortmund for the third quarter of 1949, 23.12.1949, LAV NRW R, BR 112/75.

cause of a strike at a garment factory in Sosnowiec (Poland) in April 1946. According to a report drawn up for the Ministry of Industry, the managing director of this factory treated the collective agreement for the textile sector, which laid down the rules and regulations for piecework, as »fiction«. For when payday arrived, he would single-handedly cut piece rates that had been agreed with the works council.<sup>75</sup> The re-introduction of piecework wreaked similar havoc for workers in the Milanese textile sector. This sector was made up of many small shops, employing a predominantly female workforce, whose owners often refused to respect the minimum wage for pieceworkers that had been stipulated by collective agreements. As a result, noted a rapporteur for the provincial trade union leadership, there was »great hostility« towards piecework among textile workers, »so much so that they demand its abolition«.<sup>76</sup> Such demands were in vain, however, as trade union policy was mostly set by the skilled workers in the large (and heavy) industries. In the context of the »politics of productivity«<sup>77</sup>, which accompanied the Marshall Plan in western Europe, the trade unions thus helped to implement a highly individualised system of performance bonuses tailor-made to the preferences of skilled workers.

If the dynamics of struggles over the state's production drive were very different in communist eastern Europe, the question divided the working class all the same. During the era of high Stalinism (1948–1953), overt resistance to performance bonuses emanated mostly from more experienced skilled workers. That was because production targets, which were constantly revised upward under the various Five- and Six-Year Plans, increasingly lost any bearing on and relation to productive reality. As one worker at the Batory iron-works in Chorzów (Poland) described it vividly: »Why would we work hard? If we achieve 125% [of our target] this month, then the plan will be increased by 20% next month and there will be no bonuses«.<sup>78</sup> In these circumstances, production targets came to serve a political rather than an economic purpose, with participation in »socialist work movements« (e.g. carrying out shock-work, outperforming production norms in the Stakhanovite labour competitions, volunteering for labour brigades) considered a token of ideological allegiance to the regime. This politicisation of the production process encountered strong opposition from older skilled workers, who devised various ways to resist and circumvent the Sovietisation of the shop floor.<sup>79</sup> At the same time, though, many unskilled newcomers to industrial life (women, rural migrants, youngsters et cetera) eagerly embraced the emancipatory opportunities that participation in state-sponsored productivist campaigns offered them.<sup>80</sup> Amid the chorus of complaints about labour brigades in the coal mines

75 Report of inspection at Garment Factory in Sosnowiec, 18.4.1946, Archiwum Akt Nowych, Warsaw (AAN), Ministerstwo Przemysłu i Handlu, 2.5. Delegatura w Katowicach, 190, fo. 40.

76 Minutes of meeting of the Executive Commission of the Milanese Chamber of Labour, 31.8.1946, Archivio del Lavoro, Milan (ADL), Archivio Camera Confederale del Lavoro di Milano, ESE 1, Fascicolo 2, doc. no. 21.

77 See *Charles S. Maier*, *The Politics of Productivity: Foundations of American International Economic Policy after World War II*, in: *International Organization* 31, 1977, pp. 607–633.

78 Monthly report of Department IV of the District Office for Public Security, 30.6.1948, IPN BU, 01206/41.3, fo. 72.

79 Rather than fighting labour competitions on an individual level, the workforce in many Czechoslovak factories developed a system whereby workers took turns »winning« the competition for best worker (and the attendant monetary bonus). See *Peter Heumos*, »Der Himmel ist hoch, und Prag ist weit!« Sekundäre Machtverhältnisse und organisatorische Entdifferenzierung in tschechoslowakischen Industriebetrieben (1945–1968), in: *Annette Schuhmann* (ed.), *Vernetzte Impositionen. Gesellschaftliche Subsysteme in Ostmitteleuropa und in der DDR*, Cologne/Weimar etc. 2008, pp. 21–41.

80 In her work on the youth brigades that were deployed help construct the »socialist model town« of Nowa Huta in Poland, Katherine Lebow has demonstrated how the opportunity to acquire



around Ostrava (see above), for instance, it was acknowledged that female brigadiers had »proven themselves« by outperforming their male counterparts.<sup>81</sup> However, as the communist regimes kept tightening the screws on the working class with the breakneck industrialisation programmes of the late 1940s and early 1950s, those willing to comply with incessant state demands to produce more and work longer hours were faced with increasing hostility on the shop floor. During episodes of industrial unrest, therefore, the younger newcomers who made up the bulk of brigadiers and shock workers often fell prey to acts of intimidation, sabotage, and violence.<sup>82</sup>

The post-war controversies surrounding piecework and performance incentives more generally show the working class to have been both weak and divided. If the re-introduction of performance payments was certainly linked to the desperate material situation in which the working class found itself, some workers quickly found that the system offered them manifold opportunities to improve their incomes and/or social position at the expense of others. To be sure, there were countless protests and strikes over piece rates during the late 1940s and early 1950s, but these mostly concerned the levels at which rates had been set rather than the principle of (individual) performance payments itself. In fact, the most serious misgivings about the rapid return of piecework were frequently expressed by shop floor activists and lower-level trade unionists, who were fearful of the divisive and detrimental effects of performance bonuses.<sup>83</sup> Yet their post-liberation dreams of creating a more egalitarian workplace foundered on the opposition not only of trade union leaderships closely involved in state production-raising campaigns, but also of those ordinary workers who reaped the fruits of these campaigns on the shop floor.

#### IV. INDUSTRIAL DEMOCRACY

The struggle for industrial democracy has frequently been described as a central plank of the radical agenda espoused by the post-war working class. The relevant historiography has highlighted two (interconnected) dimensions of this struggle. In the first place, it has underlined worker desires to bring industry under public ownership, a desire often formulated as a demand for socialisation (worker ownership) rather than nationalisation (state ownership). These aspirations to break the power of capitalists and rebuild the economy on entirely different foundations were shared among the wider population, to which broad support for socialisation measures in post-war opinion polls<sup>84</sup> and the June 1946 referendum

---

skills and qualifications as well as the chance to escape from village life inspired many youngsters from a disadvantaged background to join the brigades. *Katherine Lebow*, *Public Works, Private Lives: Youth Brigades in Nowa Huta in the 1950s*, in: *Contemporary European History* 10, 2001, pp. 199–219.

81 Minutes of meeting of the regional committee of the coal mining union in Moravian Ostrava, 6.6.1946, VOA, Odborový Svaz Hornictvi, Karton 1, inv. j. 2.

82 *Jan De Graaf*, *The Occupational Strikes in the Dąbrowa Basin of April 1951: Stalinist Industrialization against the Traditions of the Polish Working Class*, in: *International Labor and Working-Class History*, 2020 (forthcoming); *Heumos*, *Zum industriellen Konflikt in der Tschechoslowakei 1945–1968*, p. 478.

83 Protocol of meeting of communist personnel managers in the Katowice steel industry, 11.1.1946, AAN, Ministerstwo Przemysłu i Handlu, 2.5. Delegatura w Katowicach, 147, fos. 45–53; Minutes of meeting of the Executive Commission of the Milanese Chamber of Labour, 31.8.1946, ADL, Archivio Camera Confederale del Lavoro di Milano, ESE 1, Fascicolo 2, doc. no. 21.

84 *Antoine Prost*, *Une pièce en trois actes*, in: *Claire Andrieu/Lucette Le Van/id.* (eds.), *Les Nationalisations de la Libération. De l'utopie au compromis*, Paris 1987, pp. 236–246, here: p. 237.

in Hessen (Germany) attest.<sup>85</sup> Second, and more importantly, historiography has drawn attention to efforts by workers to participate in the day-to-day management of their firms. The revolutionary works councils that had placed »ownerless« (*herrenlose*) companies under worker self-management in the wake of the liberation showed the way in this respect. In fact, it has been argued that workers were willing to make sacrifices to the reconstruction effort and participate in the production battles as long as they felt that the voice of the councils was being heard.<sup>86</sup> This constructive attitude notwithstanding, the revolutionary works councils were quickly stripped of their competencies by the occupying powers and the returning elites of the labour movement. Participation thus became »the democratic fault-line of the postwar settlements in Western Europe«<sup>87</sup>, as an increasing fear of communism saw industrial democracy becoming »the main casualty« of the onset of the Cold War.<sup>88</sup> In eastern Europe, meanwhile, worker frustrations about »the continuing power of management« were an important factor in causing strikes.<sup>89</sup>

Claims that participation in management was a key concern of the working class are often based on a sketchy source basis<sup>90</sup>, however, and it was rarely a major factor in the spontaneous agitation and strikes in the five regions discussed in this article. Quite on the contrary, trade unionists often encountered considerable worker apathy or even hostility towards shop floor participatory bodies. Already in early 1946, a local trade union leader urged workers in the Val Bisagno industrial district (on the outskirts of Genoa) to take »a more active interest« in the newly-created management councils (*consigli di gestione*), the shop floor consultative bodies that brought together management and worker representatives and from which communists and socialists hoped to create full-fledged organs of worker co-determination.<sup>91</sup> That these efforts failed was due not only to the political headwinds which the Italian Left faced in the early stages of the Cold War but also to the strong tensions between the conflicting interests that the councils were supposed to reconcile.<sup>92</sup> As a consequence, ordinary workers never truly came to identify with the management councils. During a joint October 1948 meeting of the elected members (i.e. the workers' representatives) of the two management councils at Olivetti, the office equipment manufacturer, several speakers explained that their work could expect little sympathy from workers. Battered down by »marginal problems«, noted the secretary of the management council at its engineering plant, »the

85 *Major*, *The Death of the KPD*, pp. 92f.

86 See *Adam Steinhouse*, *Workers' Participation in Post-Liberation France*, Lanham/Boulder 2001.

87 *Eley*, *Forging Democracy*, p. 271.

88 *Herrick Chapman*, *France's Liberation Era, 1944–47: A Social and Economic Settlement?*, in: *Andrew Knapp* (ed.), *The Uncertain Foundation. France at the Liberation, 1944–1947*, Basingstoke 2007, pp. 103–120, here: p. 110.

89 *Mark Pittaway*, *The Workers' State. Industrial Labor and the Making of Socialist Hungary, 1944–1958*, Pittsburgh 2012, p. 66.

90 In his account of »the first major strike« in the German Democratic Republic in August 1951, for example, *Andrew Port* makes much of worker desires to participate in industrial management. He argues that the miners who went on strike at the East German Wismut mine »compared their situation unfavourably with that of West Germans«, who had just »wrought important concessions from the Adenauer government with respect to worker representation (*Mitbestimmung*) in the coal and steel industries«. Yet his article fails to offer any examples of the striking miners making reference to the new co-determination law in the Federal Republic of Germany or even more general demands for workers to be involved in industrial management. See *Andrew Port*, *When Workers Rumbled: The Wismut Upheaval of August 1951 in East Germany*, in: *Social History* 22, 1997, pp. 145–173, here: p. 156.

91 »Il Consiglio generale delle Leghe della Val Bisagno«, in: *La Voce del Lavoro*, 21.1.1946.

92 See *Ferruccio Ricciardi*, *L'échec de la démocratie industrielle dans l'Italie d'après-guerre: L'expérience du »conseil de gestion« chez Alfa Romeo, 1945–1951*, in: *Histoire, économie & société* 26, 2007, issue 1, pp. 125–142.

management council is an unpopular entity [...] both among the workforce at Olivetti and within the working class more generally«. This was backed up by the representative of the management council at its smaller mechanical shop, who reiterated »the unpopularity of the management council« and pointed to the conflicts that emerged between shop floor representatives and ordinary workers »when, in the interest of the operation of the company, decisions have to be taken which at face value have a negative impact on the workforce«.<sup>93</sup>

The works councils (*radz zakładowe*) in post-war Poland, which had sprung up spontaneously in the wake of the liberation but were quickly brought under trade union control, were likewise criticised for failing to put workers' interests first. Miners at the Kazimierz pits in Będzin were outraged when, in early 1947, its works council acquiesced in a new wage system whereby blue-collar wages were reduced by 500 zlotys per month while higher white-collar wages were left untouched. Scolding the works council for »neglecting [manual] workers and failing to stand up for worker demands«, they threatened to go on strike if the managing director and works council would not be replaced.<sup>94</sup> This was by no means an isolated incident. The annual report of the Polish Labour Inspection for 1948 observed that works councils »often lose their character of worker representative and turn into an auxiliary body for company management«.<sup>95</sup> In these circumstances, workers came to look back with considerable nostalgia on industrial relations during the interwar period, when there had been no works councils in Polish industry. In their view, after all, the »state capitalism« that was being introduced in »People's Poland« was far worse than interwar capitalism. For where it had been possible to »struggle and negotiate with the private capitalist«, workers were confronted with »some horrendous machine today«.<sup>96</sup>

Far from being enamoured with the new participatory structures that emerged in the aftermath of the liberation, workers thus often seemed to prefer more conventional forms of industrial bargaining. It could of course be argued that these structures, having been divested of key competencies in western Europe and submerged into top-down trade union hierarchies in eastern Europe, no longer provided workers with meaningful participation in management or actual control on the shop floor. Yet even when workers' representatives were offered a measure of control over the production process, other considerations often prevailed. This was the case for the strikes that broke out at the President Beneš and Hlubina pits after the Ostrava-Karviná Mines conglomerate introduced new production targets in October 1947. These targets had led to increased production and higher wages in pits in the Ostrava part of the coal basin, leaving miners in the Karviná part (in which the President Beneš and Hlubina pits were situated) aggrieved at the resulting wage differences. When negotiators had agreed that the new targets would be reviewed by »a workers' commission« in return for extraction to be resumed, however, miners refused »to follow their own negotiators and went home«. If the communist authorities were therefore quick to attribute the strike to the machinations of »foreign espionage services and anti-state elements«, it rather appears that residual resentments over the lack of textiles in the region outweighed any worker desires to participate in the running of their workplace.<sup>97</sup>

93 Meeting of the management council (elected part) at Olivetti, 12.10.1948, Istituto Gramsci Torino, Fondo FIOM, Busta 495, Fascicolo 1.

94 Ten-day report of Department IV of the District Office for Public Security, 3.3.1947, IPN BU, 01206/41.2, fo. 148.

95 Annual report of the activities of the Labour Inspection for 1948, AAN, Ministerstwo Pracy i Opieki Społecznej, 739, fo. 36.

96 Quoted in: *Jędrzej Chumiński/Krzysztof Ruchniewicz*, Arbeiter und Opposition in Polen 1945–1989, in: *Hübner/Kleßmann/Tenfelde*, Arbeiter im Staatssozialismus, pp. 425–451, here: pp. 431f.

97 Economic Commission of the Central Committee of the Communist Party of Czechoslovakia to Rudolf Slánský, 21.10.1947, Národní Archiv, Prague, Fond KSČ ÚV 100/1, svazek 106, arch. jednotka 688, fos. 1–2.

The real thrust for shop floor participation mostly emanated not from ordinary workers but from local and national trade union elites. In fact, the question of participation at times divided workers and trade unionists during strikes. The post-war strikes in the Liège metal sector offer a prime example of this. Led by the Liège Metalworkers' Federation of André Renard, a left-wing socialist with strong syndicalist beliefs, these strikes placed worker participation in industrial management front and centre. The seven immediate demands that had been formulated during the June 1946 general strike in the Liège metal factories, including lower prices and a fixed minimum wage, were nothing but »accessories« according to Renard. The »principal« demands, he went on, concerned the designation of permanent trade union delegates within factories and the creation of »genuine works councils« which had the right to participate in technical management and control the books.<sup>98</sup> This strong focus on the more abstract and long-term aims of participation and co-determination, however, often bewildered ordinary workers. When a wage conflict triggered a strike at the Cockerill steelworks in Seraing in September 1945, workers asked why the strike had not, as shop floor delegates had promised, been extended to other factories. The answer, delivered by the trade union representative at the nearby Tubes de la Meuse factory, is most revealing of trade union priorities. For he insisted that wage disputes had to be fought out at factory level, that a strike could only be extended to other factories when it concerned »a question of principle«, and that the trade union organisation had to »spare its energies for more important questions like trade union participation in the works councils«.<sup>99</sup>

What went for »worker participation« thus frequently denoted trade union participation in practice. In the Ruhr, some trade unionists even conceived of co-determination as a means for the trade union movement to regain its once dominant position among the working class. Following complaints about the high number of non-unionised workers at the Emscher-Lippe pits in Datteln, the district representative of the Mineworkers' Union noted that this problem would solve itself once the »socialisation question« had been settled. For »when the time arrives that we finally get a say in the companies, the unorganised workers run the risk of being unable to reap the fruits of trade union benefits; then they will flock [to us] automatically«.<sup>100</sup>

This is not to diminish the real struggles that West German workers fought for the right of co-determination, which was won on the back of a general strike in November 1948 and further strike threats in the early 1950s. Unlike the vast majority of the strikes covered in this article, however, these struggles were stage-managed by national trade union leaderships. Contrary to the claim that »demands for socialisation« already »played a central role« in the spontaneous strike wave that swept the Ruhr coal mines during the first months of 1947<sup>101</sup>, the protest resolutions adopted by (striking) miners in this period barely address the issue.<sup>102</sup> This is symptomatic of the low priority that the question of public ownership carried for the working class. In the Embo electric appliances manufacturer in Třebovice

98 »Dans tout le bassin de Liège des grèves éclatent qui ont essentiellement pour objet des revendications de principe. Une déclaration d'A. Renard«, in: *La Wallonie*, 27.6.1946.

99 Report of strike meeting at Seraing Theatre, 5.9.1945, Archives de l'État à Liège, Archives de le Société anonyme d'Ougrée-Marihaye, 870.

100 Minutes of workforce meeting at Emscher-Lippe pits, 9.2.1947, BBA, 35/235.

101 *Kleßmann/Friedemann*, *Streiks und Hungermärsche im Ruhrgebiet 1946–1948*, p. 45.

102 Out of the 15 protest resolutions for the first three months of 1947, available in the archives of the »Industrieverband Bergbau«, only three mention the question of socialisation. In this respect, socialisation ranked far behind the bread crisis, the plight of miner's wives who had to get up in the middle of the night to queue up at food stores in the blistering cold, and the demand for the dismissal and/or prosecution of the leadership of the Food Agency. The resolutions can be found in: Archiv für soziale Bewegungen, Bochum (AfsB), Archiv Industriegewerkschaft Bergbau, 13004.

(near Ostrava), workers even went on a nine-day strike against plans to nationalise the plant in March 1947.<sup>103</sup>

## V. POLITICS

The assumption in most of the historiography discussed so far is that the working class emerged from the war not only radicalised but also profoundly politicised, the war and the liberation struggle having driven workers to the political extremes. The main beneficiaries of this »distinct political radicalisation« were often the communist parties.<sup>104</sup> In fact, historians have pointed out how communist leaders within coalition governments in East and West had to walk a narrow tightrope to restrain their radicalised working-class supporters.<sup>105</sup> The fury of the strike waves that followed the (forced) communist departure from governments in western Europe, rather than reflecting some insurrectionary design on the part of communist leaders, was caused by the release of worker frustrations built up during the long years of compromise and moderation.<sup>106</sup> Similarly, it has often been argued that the elimination of the non-communist parties in eastern Europe could, initially at least, count on considerable worker support.<sup>107</sup> Whether it concerned the mass strikes in support of the February 1948 Prague Coup<sup>108</sup> or the ease with which trade unionists convinced Northern Italian workers »to strike on purely *political* issues« in the late 1940s and early 1950s<sup>109</sup>, historians have frequently stressed that the working class could be united and mobilised around a political agenda.

Accounts taking a grassroots perspective have already questioned the notion that post-war labour conflict mirrored political struggles<sup>110</sup> and ordinary workers in the five regions under scrutiny here mostly showed themselves disinterested in all matters political. In the wake of the liberation, the food crisis completely consumed the working class. An early 1945 report on public opinion in Charleroi noted that the ongoing governmental crisis had passed by almost unnoticed. Where »in normal times« the resignation of socialist ministers from the government »would have caused some consternation«, the news was now received »with complete indifference«. The announcement that a new government would present itself before parliament the following week had likewise provoked »no reaction« among the public; »everything in the region is geared towards the food question«.<sup>111</sup> The same was true for post-war Upper Silesia. Workers in its metal sector looked at the government »mostly through a material prism«, observed a May 1946 report for the provincial

103 Report on strike at Bojda firm in Třebovice, 31.3.1947, ABS, Fond A17, inv. j. 248.

104 *Harald Espeli*, Political Radicalisation and Social Movements in Liberated Norway (1945–1947), in: *Berger/Boldorf* (eds.), Social Movements and the Change of Economic Elites in Europe after 1945, pp. 179–198, here: p. 179.

105 This has often been called *doppiezza* (duplicity) in the context of the Italian Communist Party: the mechanism which allowed party leader Palmiro Togliatti to win rank-and-file support for his post-war policies of restraint and moderation by suggesting that a future proletarian revolution was firmly on the horizon. See *Pietro Di Loreto*, Togliatti e la doppiezza. Il PCI tra democrazia e insurrezione, Bologna 1991.

106 *Robert Mencherini*, Guerre froide, grèves rouges. Parti communiste, stalinisme et luttes sociales en France. Les grèves »insurrectionnelles« de 1947–1948, Paris 1998.

107 *Pittaway*, The Workers' State.

108 *Martin Myant*, New Research on February 1948 in Czechoslovakia, in: *Europe-Asia Studies* 60, 2008, pp. 1697–1715, here: p. 1709.

109 *Ginsborg*, A History of Contemporary Italy, p. 91.

110 See e.g. *Kenney*, Rebuilding Poland, p. 53.

111 Report on general situation in Charleroi region, 3.2.1945, AGR, Cabinets Affaires Economiques, 603.

security services. »They speak and think only about food and wages [...] political questions are not even mentioned«. <sup>112</sup> As a result, there was a distinct »lack of interest« in the upcoming »people's referendum«, in which the communist-led government hoped to win popular backing for the abolition of the Senate, for nationalisation and land reform, and for Poland's new western borders among workers in the region. <sup>113</sup>

It followed that ordinary workers often shied away from events with political overtones. Much to the frustration of trade unionists at the Emscher-Lippe pits, only »a handful of people« turned out for the May Day celebrations in 1946. Prior to the war, complained one of them, organised labour had been so dominant that even the office clerks had no choice but to participate in May Day marches. These days, however, miners themselves could hardly be mobilised. »They rather sleep in [and say]: ›What are we supposed to do there? Only the Communists, Social Democrats, and CDU-people [Christian Democrats] go there, we want nothing to do with that««. <sup>114</sup>

When ordinary workers did express an interest in politics, this was often linked closely to their material situation. In the wake of the Italian institutional referendum of 2 June 1946, in which Italians had voted by 54 to 46% to replace the monarchy with a republic, workers demanded a monetary bonus. This *premio della Repubblica* (republican premium) was to mirror the *premio della liberazione* (liberation premium), the bonus (equal to a monthly wage) that employers had been forced to pay out to workers in recognition of their contribution to the anti-fascist resistance. In a much stronger position than they had been the previous year, however, the employers initially refused to award the premium. As a result, the question of the republican premium became an important factor in the spontaneous strikes that rocked the Northern Italian industrial heartlands during the summer of 1946. <sup>115</sup> The efforts that trade unionists undertook to contain these strikes reflected their strong misgivings about the instrument of political premiums. During a meeting of the provincial trade union leadership in Milan, several speakers spoke out against the republican premium. For not only had the question complicated their ongoing wage negotiations with the employers, they also felt that the abolition of the monarchy was already a working-class victory and that worker demands for a premium devalued the struggles that had been fought in favour of the republic. However, the provincial trade union secretary struck a more conciliatory note. To be sure, he granted that »the continuous push for premiums« was a remnant of »a fascist mentality« within the working class. In the »situation of misery« in which workers found themselves, however, it did not suffice to »tell them that the [fact that we now have a] republic is already a premium in its own right«. <sup>116</sup>

Yet even after the material situation had taken a turn for the better and the prospect of acute starvation had receded somewhat, workers remained at best indifferent towards politics. After the June 1948 currency reform had put West Germany on the road to its economic miracle, workers in the Ruhr still took little interest in domestic politics. Only those geo-political events that raised the spectre of a new war, like the Berlin Blockade or the onset of the Korean War, were much debated in public opinion. <sup>117</sup> But the consultations of

112 Ten-day report of Department IV of the District Office for Public Security, 10.5.1946, IPN BU, 01206/41.1, fo. 74.

113 Ten-day report of Department IV of the District Office for Public Security, 11.6.1946, IPN BU, 01206/41.1, fo. 113.

114 Minutes of workforce meeting at Emscher-Lippe pits, 19.5.1946, BBA, 35/234.

115 On these strikes see *De Graaf*, No Italian Stalingrads, pp. 626f.

116 Minutes of meeting of the Executive Commission of the Milanese Chamber of Labour, 15.6.1946, ADL, Archivio Camera Confederale del Lavoro di Milano, ESE 1, Fascicolo 2, doc. no. 16.

117 Report on popular attitudes and public opinion in Solingen, 18.7.1948, LAV NRW R, BR 2025/30; Situational report of the Oberbergamt Dortmund for the second quarter of 1950, 4.9.1950, LAV NRW R, BR 112/75.

the Parliamentary Council in Bonn, which was in the process of drawing up a constitution for the Federal Republic of Germany, attracted »little interest« and were »mostly seen as a useless effort«. <sup>118</sup> This lack of interest even extended to issues that were at the heart of the struggles of the labour movement. For the late 1948 adoption of the Ruhr Statute and Law Number 75, which laid down the Allied preconditions for West German statehood and definitely closed the door on any remaining hopes to socialise the Ruhr industries, did »not get the attention among workers that their significance merited«. <sup>119</sup>

In these circumstances, communist efforts to politicise workers in the context of the early Cold War mostly fell flat. In eastern Europe, the hyper-politicisation of the workplace met with indifference or outright hostility among workers. The efforts of communist agitators in Czechoslovak industry, who delivered daily lunch talks on topics like the Korean War or West German »revanchism«, hardly registered with workers. <sup>120</sup> Reports of shop floor meetings in Upper Silesia likewise noted how the political speeches of local party leaders were often followed by worker complaints about their material grievances. A meeting at the Mysłków metal works, held at the height of the 1951 meat shortage, descended into chaos as the speaker was heckled with comments like »we don't want a speech, we want meat«, and many workers left the room during the speech. <sup>121</sup> But even in western Europe, where the communists were in opposition and could not be held directly responsible for the material woes of the working class, communist attempts to politicise industrial conflict often backfired. <sup>122</sup> The incessant mobilisation of Italian workers for the geo-political campaigns of the Soviet Union contributed to the series of defeats that the communist-led trade union confederation suffered in the early 1950s. For there was increasing »nausea« among those workers who were not »politically conscious«, declared a communist activist at the Fiat Mirafiori plant. These workers had »had enough of going on strike against the Atlantic Pact or the atomic bomb because, at the end of the month, they were short on lire and in these circumstances it became easy [for them] to break off«. <sup>123</sup>

Politics as such was thus by no means a key concern of the post-war working class. The only political issues that were able to capture the imagination of workers were those with a direct relevance to their everyday predicament. So while the Moscow and London conferences of the Big Four to discuss the future of Germany were barely noticed by workers in the Ruhr <sup>124</sup>, the breakdown of negotiations between the British occupation authorities and the Netherlands over the delivery of vegetables to the Ruhr »caused great disappointment«. <sup>125</sup> If strikes had any overt political connotations at all, it was often because workers had learned to appropriate the language of politics to press their bread-and-butter demands. A report on the recent strikes in the Dąbrowa basin (Upper Silesia) lamented that

118 Report on popular attitudes and public opinion in Solingen, 17.9.1948, LAV NRW R, BR 2025/30.

119 Situational report of the Oberbergamt Dortmund for the fourth quarter of 1948, 19.2.1949, LAV NRW R, BR 105/68.

120 *Johann Smula*, The Party and the Proletariat: Škoda 1948–53, in: *Cold War History* 6, 2006, pp. 153–175.

121 Internal Information Bulletin of the Provincial Committee of the Polish United Workers' Party in Katowice, 26.9.1951, AAN, Polska Zjednoczona Partia Robotnicza, Centralny Komitet, Część I, Wyd. Organizacyjny, 1948–1954, 237/VII-857, fo. 224.

122 See e.g. *Irwin M. Wall*, The French Social Contract: Conflict Amid Cooperation, in: *International Labor and Working-Class History*, 1996, no. 50, pp. 116–124, here: p. 121.

123 Quoted in: *Antonello*, Da Mirafiori alla S.A.L.L., pp. 129f.

124 Report on popular attitudes and public opinion in Solingen, 15.5.1948, LAV NRW R, BR 2025/30; Report on popular attitudes and public opinion in Solingen, 17.9.1948, LAV NRW R, BR 2025/30.

125 Situational report of the Bergamt Duisburg for September 1947, LAV NRW R, BR 108/236.

miners, during an August 1945 protest meeting at the Andaluzja pits in Piekary Śląskie, had presented a sharp list of demands »under the guise of a struggle with the reaction«. In fact, the resolution adopted during the meeting indicated that miners had interrupted their work for half an hour to »protest against the reaction«. If that chimed well with the rhetoric of the communist-led government, still engaged in an armed struggle with so-called »reactionary forces« (i.e. the remnants of the wartime Polish resistance), the resolution immediately went on to argue that reactionaries had also found their way into state institutions and were »sabotaging the development and regulation of social life«. The seven grievances that followed were mostly of a material nature (concerning e.g. wages, pensions, and speculation) and were accompanied by threats of a full-blown strike »if our moderate and legitimate demands are not met within fourteen days«. <sup>126</sup>

## VI. CONCLUSION

A study of the wildcat strikes that followed the liberation of Europe, and of worker sentiments more broadly, casts serious doubt on the revolutionary aspirations of the post-war working class. On each of the five themes explored in this article, ordinary workers appear to have been less radical and more divided than historiography has generally assumed, and nowhere near as politicised. The article has identified three reasons for the dearth of radical contestation in post-liberation Europe. First and foremost, the hunger and cold suffered by the working class trumped all political considerations, allowing those at the helm of nationalised or private industries to divide and rule by offering certain groups of workers preferential treatment. Against the conventional wisdom on strikes and revolutions, this article demonstrates how (wildcat) strikes in times of severe material hardship divided rather than united the working class.

Yet the desperate material situation alone cannot account for the absence of revolutionary struggles, as the proletarian revolutions in the wake of the First World War were hardly born out of material opulence. The failure to develop a comparable revolutionary challenge after 1945 must therefore also be attributed to the specific effects that the Second World War had on the labour movement. For this was a war during which working-class communities had their »heart [...] ripped out by policies of repression and exploitation«. <sup>127</sup> In the first place, the war (and its aftermath) wreaked massive changes to the social fabric of industrial regions, with millions of workers displaced or on the move on account of first the forced labour programmes implemented by the Nazis, subsequently the post-liberation displacement and expulsions, and last the recruitment drives launched by post-war governments. The concomitant tensions between established communities of older skilled workers and younger unskilled newcomers to industrial life divided the working class just as capitalism seemed momentarily in retreat. Secondly, the war did great damage to the bonds between the elites of the labour movement, forced underground or into exile, and ordinary workers. Upon their return, labour leaders were never quite able to command the working class like they used to, as the constant eruption of unauthorised wildcat strikes shows.

The disconnect between a moderate leadership and a radicalised rank and file is of course a key theme in the recent historiography of the post-war European labour movement. Yet as this article has shown, this often gets the dynamics of post-war industrial struggles the

<sup>126</sup> Report on strikes in the Dąbrowa Basin, 16.9.1945, AAN, Ministerstwo Przemysłu i Handlu, 1. Gabinet Ministra H. Minca, 40, fos. 26f.

<sup>127</sup> *Martin Conway*, *The Rise and Fall of Western Europe's Democratic Age, 1945–1973*, in: *Contemporary European History* 13, 2004, pp. 67–88, here: p. 74.



wrong way around. In fact, the most radical views were usually espoused not by ordinary workers but by local and shop floor elites like lower-level trade unionists and members of works councils. Whereas historians have frequently taken these views to be the authentic voice of the working class, this article has drawn attention to the wide gulf between workers and their direct representatives. The intervention of a delegate from Essen at a regional trade union conference, held at the height of the early 1947 hunger strikes in the Ruhr, illustrates this very well. Pointing to worker claims that life had been »ten times better« under fascism, he insisted that the food crisis jeopardised the democratic reconstruction of Germany. »We can only overcome this state of affairs«, he concluded to bravoes of the conference, »if we, in our struggle for a piece of bread, do not lose sight of the most important thing [...], that is the question of socialisation, that is the expropriation of war criminals without compensation«. <sup>128</sup> As we have repeatedly seen in this article, however, bread-and-butter issues far outweighed the questions of industrial democracy and the purge in the minds of ordinary workers, and trade union attempts to steer industrial conflict in a more ideological direction fell on deaf ears.

If recent scholarship has tended to overestimate both the radicalism and the openness of the post-war era, this does not necessarily vindicate the older literature praising the leaders of the post-war labour movement for their pragmatic attitudes. What this article has demonstrated is that trade unions were mostly concerned with bolstering their own role on the shop floor and in wider economic decision-making, while the everyday concerns of workers were neglected or dismissed. That was because the first post-war years had been a sobering experience for many trade unionists, who often complained bitterly about the selfishness and obsession with instant gratification that the war had engendered among workers. In their efforts to regain control over the working class, however, trade unionists preyed on exactly these instincts by favouring some groups of workers over others, thereby deepening the existing divides within the post-war labour movement. Even though these efforts ultimately succeeded in stemming the tide of wildcat strikes, which had become a rarity across continental Europe by the early 1950s, their divisive effects would be felt for years to come. In western Europe, workers outside of the aristocracy of labour became a thorn in the side of trade unions and were particularly active during later wildcat strikes. <sup>129</sup> In eastern Europe, meanwhile, skilled workers were to exact their revenge on communism during the upheavals of the mid-1950s, forcing the post-Stalinist regimes to show more respect for traditional hierarchies on the shop floor. <sup>130</sup>

---

128 Minutes of regional trade union conference for Ruhr, 2.4.1947, AfsB, Archiv Industriegewerkschaft Bergbau, sign. 13004.

129 See *Peter Birke*, *Wilde Streiks im Wirtschaftswunder. Arbeitskämpfe, Gewerkschaften und soziale Bewegungen in der Bundesrepublik und Dänemark*, Frankfurt am Main/New York 2007.

130 *Mark Pittaway*, *The Revolution and Industrial Workers: The Disintegration and Reconstruction of Socialism, 1953–1958*, in: *Hungarian Studies Review* 34, 2007, pp. 115–154.



Andrea Heidy Müller

## Kirche, Ethnizität und Mythos

### Die »Revolution des Poncho« in Ecuador (1960–1990)

In seinen Beobachtungen von 1963 bezeichnete der britische Historiker und Marxist Eric Hobsbawm Lateinamerika als die »explosivste Weltregion«.<sup>1</sup> Er artikulierte die Überzeugung, dass sich die »Armen und Unterdrückten« in verschiedensten Teilen des Kontinents erheben würden. In Ecuador blieb die Revolution allerdings aus. Waren hier die Einschätzungen des amerikanischen Geheimdiensts CIA aus dem Jahr 1967 realistischer? Wie in einem Bericht über die Stabilität der politischen Situation in dem südamerikanischen Andenstaat zu lesen ist, »existiert innerhalb der Bevölkerung kein genügend starker Wille, um die Opfer zu erbringen, die eine gewaltsame Revolution mit sich bringen würde«.<sup>2</sup> Es waren hauptsächlich die revolutionären Ereignisse in Kuba (1959) und später in Nicaragua (1979), die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Bewunderung oder Panik auslösten, in jedem Fall weit über die Region hinaus ausstrahlten. Zu einem Großteil ist es auf diese beiden Umbrüche zurückzuführen, dass sich ein »Revolutionsmythos Lateinamerika«<sup>3</sup> herausbildete, der sich nicht nur durch eine Vorstellung der permanenten potenziellen Subversion in diesem Teil der Welt speiste, sondern bis in die heutige Zeit durch (mediale) Repräsentationen von heldenhaften Guerilla-Kämpfern und -Kämpferinnen. Ein Revolutionsmythos ließ sich darüber hinaus, vor allem seit der Kubanischen Revolution, auch in einem realpolitischen Kontext entdecken. Die *revolución* war allgegenwärtig und dominierte in Lateinamerika die politischen Debatten der 1960er- und 1970er-Jahre. Die Gefahr eines »zweiten Kuba« wurde, entsprechend der Konfrontationslage im Kalten Krieg, von den herrschenden politischen Kräften als eine der größten Bedrohungen der Zeit angesehen. Die Kubanische Revolution als neues Feindbild oder aber, je nach ideologischer Positionierung, erstrebenswertes Vorbild bildete eine wichtige narrative Grundlage für politische Propaganda und für Mobilisierungsbestrebungen innerhalb verschiedener Bevölkerungsteile.

Dem mythologischen Charakter von Revolution widmet sich dieser Artikel. Er nimmt die ecuadorianische »Revolution des Poncho« zum Anlass, eine Reflexion über Narrative, Definitionen und die Deutungshoheit von Revolution anzuregen. Die Bezeichnung »Revolution des Poncho« wurde vom ecuadorianischen katholischen Priester Agustín Bravo Muñoz 1984 geprägt. Sie bezeichnete die »befreiende Pastoralarbeit« des Bischofs Leonidas Proaño von Riobamba, der zwischen 1954 und 1985 das Oberhaupt der katholischen Kirche in der Andenprovinz Chimborazo war.<sup>4</sup> Als charismatische Figur der latein-

1 Eric J. Hobsbawm, *Viva la revolución*. On Latin America, London 2016, S. 43. Der entsprechende Text von Hobsbawm wurde erstmalig am 2. Mai 1963 im »The Listener« veröffentlicht.

2 CIA Intelligence Memorandum zu Ecuador, 22.5.1967, S. 8, Electronic Reading Room, URL: <<https://www.cia.gov/library/readingroom/>> [7.5.2018].

3 Rezent reproduziert zum Beispiel in *Jorge Martín/John Peter Roberts*, *Permanent Revolution in Latin America*. Cuba, Nicaragua, Venezuela, London 2018; vgl. auch *Nikolaus Werz*, *Revolutionsmythen zu Lateinamerika*, in: *APuZ*, 2010, H. 41–42, S. 32–40; und allgemein *Reinhart Koselleck*, *Revolution als Begriff und als Metapher*. Zur Semantik eines einst emphatischen Worts, in: *ders.* (Hrsg.), *Begriffsgeschichten*. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache, Frankfurt am Main 2006, S. 240–251, hier: S. 250.

4 Gemäß Enrique Rosner, in Deutschland geborener Priester und Autor mehrerer Texte über Leonidas Proaño, hat Bravo Muñoz den Ausdruck zum Anlass des 30-jährigen Bischofsjubiläums

amerikanischen Befreiungstheologie ging der Ecuadorianer in die Geschichte ein. Bravo Muñoz, als Generalvikar ein enger Vertrauter Proaños, »taufte« mit »diesem bedeutenden Namen«<sup>5</sup> das Engagement des Bischofs für »die Indigenen«<sup>6</sup>, die *hombres de poncho*, die dank seiner Pastoralarbeit begonnen hätten, durch Organisation und Wertschätzung ihrer Kultur einen Ausweg aus ihrem Dasein als Unterdrückte zu suchen. Die seit den 1970er-Jahren zunehmend sichtbaren sozialen Bewegungen und vor allem die neuartige Indigenenbewegung galten Bravo Muñoz als Höhepunkt eines von der Kirche angestoßenen Prozesses der Bewusstseinswerdung. Dieses Aufwachen der Indigenen, das sich seit Anfang der 1990er-Jahre verstärkt in landesweiten *levantamientos* (Aufstände) manifestierte, verleitete sowohl Kirchenvertreter als auch engagierte katholische Laien und weitere Autoren dazu, den revolutionären Mythos rund um den »Befreier der Indios« aufzunehmen und in Form eines Erinnerungsdiskurses zu reproduzieren.<sup>7</sup> Warum also, so würde der zitierte Bravo Muñoz wohl einwenden, sollte Ecuador kein Land der Revolution sein?

Dieser Beitrag argumentiert, dass der hier im Zentrum stehende Revolutionsbegriff, der auf die Beschreibung des Mobilisierungsprozesses der ecuadorianischen Indigenenbewegung als Resultat einer an der Befreiungstheologie orientierten Kirchenarbeit abzielt, einen Mythos geschaffen hat, der auf einer Reihe bedeutungsgebender Repräsentationen basiert. Die Entstehung und Wirkmächtigkeit dieses Mythos' der »Revolution des Poncho« wird im Folgenden genauer betrachtet. Dabei werden drei Ebenen dieses Revolutionsbegriffs unterschieden.

Zunächst ist der während der Amtszeit Proaños entstandene und vom Bischof verwendete Revolutionsbegriff zu analysieren, der, von der Befreiungstheologie geprägt, einen »radikalen, aber friedlichen Wandel« zum Ziel hatte. Mit Bezug auf den lateinamerikanischen Kontext wird im ersten Teil gefragt, wie es hinsichtlich der sozialen und politischen Umwälzungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu erklären ist, dass eine etablierte und mächtige Institution wie die katholische Kirche die Ideen einer Revolution aufnahm. Anhand der Befreiungstheologie wird herausgearbeitet, welche Art von Revolution diese christliche Theologie vorsah und wo die Konfliktlinien und Kritikpunkte lagen.

Der zweite Teil geht tiefer auf die Zusammenhänge in Ecuador ein und analysiert die zentrale Rolle des Ponchos für den untersuchten Revolutionsmythos. Der Poncho, so lautet die hier vertretene These, steht nicht nur symbolisch für das »typische« Gewand der Indigenen, sondern verweist auch auf den in der Pastoralarbeit des Bischofs Proaño zunehmenden

---

(1984) zum ersten Mal in einem Aufsatz verwendet. Vgl. dazu *Enrique Rosner* (Hrsg.), *Revolution des Poncho. Leonidas Proaño – Befreier der Indios*, Frankfurt am Main 1991, S. 18. Ein Artikel mit dem Titel »La buena nueva de la revolución del poncho« wurde dann jedoch erst 1997 publiziert: *Agustín Bravo Muñoz*, *La buena nueva de la revolución del poncho*, in: *Cristianesimo nella storia* 18, 1997, S. 91–134. Dieser Artikel wiederum entstand im Rahmen eines Vortrags über Proaño, den Bravo 1995 in São Paulo an der Generalkonferenz der »Comisión para el Estudio de la Historia de las Iglesias en América Latina y el Caribe« (eine internationale Kommission für das Studium der lateinamerikanischen Kirchengeschichte) hielt.

5 Ebd., S. 92.

6 Die kritische Reflexion über Indigenendiskurse ist wichtiger Bestandteil dieser Forschung. Es werden an dieser Stelle einmalig Anführungszeichen verwendet, um auf den konstruktivistischen, prozessualen, kognitiven und temporalen Charakter dieser sozialen Kategorisierung aufmerksam zu machen. Indigen kann sich sowohl auf eine imaginierte Gruppe vonseiten kirchlicher Akteure beziehen, als auch auf Organisationen, die sich selbst als solche identifizieren. Theoretischer Bezug ist *Rogers Brubaker*, *Ethnicity without Groups*, Cambridge/London 2004.

7 Explizit neben Rosner (1991) zum Beispiel auch bei *François-Xavier Tinel*, *El papel de la Iglesia Católica en la »revolución del poncho«*, in: *François-Xavier Tinel* (Hrsg.), *Las voces del silencio. Procesos de resistencia de los indígenas de Chimborazo durante el gobierno de León Febres Cordero: 1984–1988*, Quito 2008, S. 69–125.

Fokus hin zu den Indigenen und weg von ›den Bauern‹. Mit anderen Worten proklamiert die »Revolution des Poncho« die Transformation eines Klassenkampfes hin zu einem Kampf der Indigenen. Anhand einer Fallstudie – die Gründung der Indigenenorganisation des ecuadorianischen Hochlands – wird aufgezeigt, dass die sozialen Realitäten auf lokaler Ebene um ein Vielfaches heterogener waren, als dies im Narrativ der »Revolution des Poncho« anhand der Gegenüberstellung von Klasse und Ethnizität dargestellt wird.

Schließlich und auf einer übergeordneten Ebene ist die »Revolution des Poncho«, wie bereits angedeutet, auch stets als Erinnerungsdiskurs<sup>8</sup> zu reflektieren. Die Namensgebung durch Bravo Muñoz war eine retrospektive Deutung der Pastoralarbeit Proaños, die einerseits von einem spezifischen Verständnis der Befreiungstheologie als revolutionärer Bewegung getragen wurde und andererseits auf einer essenzialistischen Repräsentation des ›Anderen‹, Indigenen, beruhte. Dass wir es im Zusammenhang mit der Befreiungstheologie mit einem Mythos zu tun haben, dürfte damit zusammenhängen, dass Beiträge zur Rolle der katholischen Kirche in der sozialen und politischen Transformation Lateinamerikas bisher hauptsächlich durch Befreiungstheologen selbst oder mit einer starken Konzentration auf spezifische berühmte Akteure veröffentlicht worden sind. Wie der Soziologe Malik Tahar Chaouch feststellt, ist die Personifizierung der Befreiungstheologie, im Beispiel Ecuadors mit Proaño, kein Einzelfall, sondern bestimmt das »kollektive Gedächtnis« dieser gesamten theologischen Tendenz.<sup>9</sup> Dabei wird mit dem Fokus auf einzelne Bischöfe, Theologen und vor allem auch Märtyrer das breite Engagement anderer Personen – vor allem Frauen, aber auch Priester – ausgeblendet. In der historisch-empirischen Forschung hat besonders die lokale Verankerung sowie die konkrete Praxis der Befreiungstheologie bisher noch wenig Aufmerksamkeit erfahren.<sup>10</sup> Dieser Beitrag will, entgegen dieser Tendenz in der Literatur, die Befreiungstheologie aus einer differenzierteren Perspektive betrachten, indem die »Revolution des Poncho« sowohl als tatsächlicher gesellschaftlicher und politischer Wandel in der Zeit von den 1960er- bis zu den 1980er-Jahren untersucht wird als auch in seiner Form als geschichtsmächtige Revolutionserinnerung, welche die Deutungshoheit über soziale und politische Prozesse beansprucht.<sup>11</sup>

## I. DIE BEFREIUNGSTHEOLOGIE ALS REVOLUTIONSTHEORIE?

Das primäre Ziel einer befreienden Kirche war die aktive Partizipation katholischer Kleiner und Laienorganisationen an der Bekämpfung sozialer Ungleichheiten. Als Anfänge der Befreiungstheologie werden in der Literatur zwei innerkirchliche Großereignisse hervorgehoben. Einerseits die Reformen, die durch das Zweite Vatikanische Konzil zwischen 1962 und 1965 angestoßen wurden. Andererseits, auf lateinamerikanischer Ebene, die zweite lateinamerikanische Bischofskonferenz 1968 in Medellín.

8 Für einen Überblick über die Debatte zur Erinnerungsgeschichte, die hier nicht weiter ausgeführt werden kann, vgl. *Christof Dejung*, Oral History und kollektives Gedächtnis. Für eine sozialhistorische Erweiterung der Erinnerungsgeschichte, in: GG 34, 2008, S. 96–115.

9 *Malik Tahar Chaouch*, La teología de la liberación en América Latina: una relectura sociológica, in: *Revista Mexicana de Sociología* 69, 2007, Nr. 3, S. 427–456, hier: S. 445.

10 *Christian Büschges*, 50 años de la Teología de la Liberación. Introducción, in: *Iberoamericana* 18, 2018, Nr. 68, S. 7–11; *Jan Eckel*, The Rebirth of Politics from the Spirit of Morality: Explaining the Human Rights Revolution of the 1970s, in: *ders./Samuel Moyn* (Hrsg.), *The Breakthrough. Human Rights in the 1970s*, Philadelphia 2014, S. 226–260, hier: S. 251.

11 Die Quellen für diesen Artikel stammen aus verschiedenen (Kirchen-)Archiven, Bibliotheken und von Interviews in Ecuador. Diese Arbeit ist Teil eines Dissertationsprojekts an der Universität Bern zu den Verflechtungen der katholischen Kirche und dem Entstehungsprozess der Indigenenbewegung in Ecuador während der 1960er- bis 1980er-Jahre.

Das Zweite Vatikanische Konzil markiert die ideologische Öffnung innerhalb der katholischen Kirche hin zu sozialen Fragen.<sup>12</sup> Wie der argentinische Philosoph und Theologe Enrique Dussel schreibt, beginnt mit dem Jahr 1962 die Ära einer »neuen Christenheit«.<sup>13</sup> Die Errungenschaften des Konzils manifestierten sich in der Enzyklika »Populorum Progressio«, die Papst Paul VI. im März 1967 publizierte und die als zentrales Thema die »Entwicklung der Völker« behandelte. Es wird darauf hingewiesen, dass sich »Entwicklung« hier nicht auf wirtschaftliche Veränderung bezieht, sondern »Ungleichheiten abtragen, Diskriminierungen beseitigen, den Menschen aus Versklavungen befreien [...]«<sup>14</sup> sollte. Ebenso zentral ist, dass die katholische Kirche in dieser Aktion eine aktive Rolle spielen sollte. Das Konzil fungierte sowohl als Treffpunkt als auch als Ort des Austauschs für Geistliche aus der ganzen Welt.<sup>15</sup> Während der Versammlungen trafen sich 18 Bischöfe »der Dritten Welt« – die Hälfte davon Brasilianer – mehrfach und erstellten das ebenfalls im Jahr 1967 publizierte »Manifest der Bischöfe der Dritten Welt«. Darin bekräftigten sie die Inhalte von »Populorum Progressio«, kritisierten die historischen Verbindungen der katholischen Kirche mit »den Mächtigen« und betonten, dass sich die »armen Völker von sämtlichen Kräften der Unterdrückung befreien müssen«.<sup>16</sup> Aus dem Manifest der 18 Bischöfe ist nicht nur die Bewegung Priester der »Dritten Welt« entstanden, sondern es ist auch einer der ersten Texte, in dem die Idee der Befreiung explizit erwähnt wurde. Zusammenfassend schreibt Enrique Dussel zu den Auswirkungen des Zweiten Vatikanischen Konzils:

»Erst das Zweite Vatikanische Konzil überwindet faktisch, real und kulturell den Rahmen des römischen (lateinischen und hellenistischen) Reiches und öffnet die Kirche in universaler Weise für die Evangelisierung aller Kulturen und der gesamten Menschheit. Zu diesem Schritt, den die Kirche (ab 1962) in ihrer Geschichte tut, kommt in Lateinamerika ein tiefgreifendes kulturelles Phänomen hinzu: die antioligarchische und anti-imperialistische Volksrevolution.«<sup>17</sup>

Wie hier deutlich wird, fand die Idee oder Notwendigkeit einer »Volksrevolution« in den Ländern Lateinamerikas in den 1960er-Jahren auch Einzug in Dussels Interpretationen.

Als zweites Ereignis, das als Grundlage für die lateinamerikanische Befreiungstheologie gilt, steht die zweite lateinamerikanische Bischofskonferenz in Medellín von 1968. Diese muss als Höhepunkt zahlreicher Treffen lateinamerikanischer Bischöfe gesehen werden, die seit dem Konzil auf regionaler und nationaler Ebene stattgefunden haben.<sup>18</sup> Die Literatur ist sich einig, dass diese vorrangigen Treffen für die Entstehung einer Theologie

12 Obwohl beispielsweise mit der katholischen Arbeiterjugendbewegung (»Juventud Obrera Católica«) seit den 1920er-Jahren reformistische Tendenzen bestanden, gilt das Konzil als Legitimation eines Wandels durch die höchste Hierarchiestufe der katholischen Kirche. Wie aus der Forschung allerdings klar wird, ist es in Bezug auf die Theologie der Befreiung angesichts der regional und lokal sehr unterschiedlichen Ausprägungen wenig zielführend, sich zu sehr auf einen genauen Zeitpunkt oder ein einziges Ereignis als Anfang festzulegen.

13 *Enrique Dussel*, Die Geschichte der Kirche in Lateinamerika, Mainz 1988 (zuerst span. 1967), S. 200.

14 Enzyklika *Populorum Progressio* von Papst Paul VI. über die Entwicklung der Völker, URL: <[http://w2.vatican.va/content/paul-vi/de/encyclicals/documents/hf\\_p-vi\\_enc\\_26031967\\_populorum.html](http://w2.vatican.va/content/paul-vi/de/encyclicals/documents/hf_p-vi_enc_26031967_populorum.html)> [29.11.2018].

15 *Edward L. Cleary*, Crisis and Change. The Church in Latin America Today, Maryknoll 1985, S. 18–20.

16 *Luis Miguel Baronetto*, La Memoria en Documentos: Manifiesto de los Obispos del Tercer Mundo, in: *Revista Tiempo Latinoamericano* 97, 2014, Nr. 32, S. 64–71. URL: <<http://www.revistatiempolatinoamericano.com/rev/097/TL-097S12.pdf>> [10.12.2018].

17 *Dussel*, Die Geschichte der Kirche in Lateinamerika, S. 201.

18 Seit 1952 werden die nationalen Bischofskonferenzen gegründet und 1955 fand in Rio de Janeiro die erste lateinamerikanische Bischofskonferenz statt.

der Befreiung sowie für die Ergreifung von konkreten Initiativen durch die Geistlichen maßgebend waren.<sup>19</sup> Dazu schreibt Christian Smith:

»Specifically, it was at these meetings that the experts began to move in their collective thinking beyond the social reformism of Vatican II and the modernization model of development. It was precisely during this time that dependency theory was becoming popular, that BECs<sup>20</sup> were spreading like wildfire, that pastoral workers were moving to the poor, and that Marxism was showing an increase in influence among university students, with whom many of these experts worked.«<sup>21</sup>

Smith hebt im Zitat den Einfluss der Dependenztheorie hervor. Diese in Lateinamerika entstandene Kritik an der Modernisierungstheorie geht von einer historisch-strukturellen Abhängigkeitsbeziehung zwischen Industrie- und Entwicklungsländern aus, welche die Erklärung für die vorherrschenden Ungleichheiten liefert.<sup>22</sup> Die Einbeziehung der Dependenztheorie begrenzte folglich die Idee der Befreiung nicht auf einen theologischen, prophetischen Sinn, sondern weitete sie aus auf eine wirtschaftliche, politische und kulturelle Befreiung.<sup>23</sup> Die wichtigste Neuerung der Konferenz in Medellín war die sogenannte Option für die Armen; als neuer Zugang der Kirche zur Gesellschaft. Dabei bezieht sich die Armut auf drei Aspekte: die materielle Armut, die spirituelle Armut sowie in Bezug auf eine arme Kirche als neues Vorbild.<sup>24</sup> Aufbauend auf diesen Grundsätzen galt schließlich die Veröffentlichung des Buches »Teología de la liberación« des peruanischen Priesters Gustavo Gutiérrez im Jahr 1971 als die offizielle Geburtsstunde der Theologie der Befreiung. Mit dieser Publikation erhielt diese neue Tendenz international Bekanntheit und es wurde in der Folge eine Reihe von Texten zum Thema veröffentlicht.<sup>25</sup> Gutiérrez unternimmt in seinem Buch einen Definitionsversuch:

»Die Theologie der Befreiung versucht, ausgehend vom Kampf zur Überwindung der augenblicklichen ungerechten Situation und vom Engagement zum Aufbau einer neuen Gesellschaft, über ein Leben im Glauben und über die Bedeutung des Christentums nachzudenken. [...] Es gibt keinen anderen Weg zur Befreiung von jeder Form von Ausbeutung, zur Chance eines menschlicheren und würdigeren Lebens und zur Schaffung eines neuen Menschen als eben diesen Kampf. Allerdings werden wir im Grunde nie zu einer echten Theologie der Befreiung kommen, wenn die Unterdrückten nicht selbst frei ihre Stimme erheben und sich unmittelbar und in schöpferischer Weise in Gesellschaft und Kirche äußern können.«<sup>26</sup>

Es ist zu betonen, dass die heute bekannten Verfechter dieser theologischen Strömung innerhalb des gesamten katholischen Klerus zu jeder Zeit eine Minderheit darstellten. Mit anderen Worten darf die lateinamerikanische katholische Kirche der 1970er-Jahre keineswegs

19 *Silvia Scatena*, In Populo Pauperum. La Chiesa Latinoamericana dal Concilio a Medellín (1962–1968), Bologna 2007; *Christian Smith*, The Emergence of Liberation Theology. Radical Religion and Social Movement Theory, Chicago/London 1991; *Cleary*, Crisis and Change; *Daniel H. Levine* (Hrsg.), Religion and Political Conflict in Latin America, Chapel Hill 1986.

20 BECs steht für »Basic Ecclesial Communities« (Christliche Basisgemeinden) und bezeichnet Nachbarschaftstreffen, bei denen die Lektüre der Bibel mit gesellschaftlichem Engagement verbunden wird.

21 *Smith*, The Emergence of Liberation Theology, S. 152f.

22 Als Standardwerk gilt hierzu: *Fernando Henrique Cardoso/Enzo Faletto*, Abhängigkeit und Entwicklung in Lateinamerika, Frankfurt am Main 1976 (zuerst span. 1967).

23 *Dussel*, Die Geschichte der Kirche in Lateinamerika, S. 375.

24 Vgl. *Scatena*, In Populo Pauperum, S. 499.

25 Der Anfang der Befreiungstheologie soll nicht auf die Publikation von Gutiérrez reduziert werden, auch wenn er damit als Namensgeber fungiert. Wegweisend war beispielsweise auch die Arbeit des Brasilianers Paulo Freire, der das Konzept einer befreienden Bildung und die Pädagogik der Unterdrückten geprägt hatte.

26 *Gustavo Gutiérrez*, Theologie der Befreiung, München 1986 (zuerst span. 1971), S. 287.

mit der Befreiungstheologie gleichgesetzt werden. Ebenfalls war die aussichtsreiche Aufbruchsstimmung von relativ kurzer Dauer. Bereits der konservative kolumbianische Bischof Alfonso López Trujillo versuchte als Präsident des Lateinamerikanischen Bischofsrats (CELAM) ab dem Jahr 1972, die noch junge Neuorientierung auszubremsen. Als Folge dieser Opposition kann gesehen werden, dass auf der dritten lateinamerikanischen Bischofskonferenz in Puebla 1979 die Option für die Armen zu einer »präferentiellen« Option heruntergestuft wurde. Die Repression innerhalb der Kirche, aber auch vonseiten der Politik – teilweise in Zusammenarbeit – ist dafür verantwortlich, dass wir heute mehrere Märtyrer der Befreiungstheologie<sup>27</sup> kennen. In Ecuador kam der Druck zunächst direkt aus dem Vatikan: Schon 1973 wurde ein Apostolischer Visitator nach Riobamba geschickt, der kontrollieren sollte, ob der »rote Bischof« – Leonidas Proaño – tatsächlich eine gewaltsame Revolution plane. 1976 wurde ein Treffen 17 lateinamerikanischer Bischöfe in Riobamba durch die Polizei aufgelöst, die Bischöfe festgenommen und des Landes verwiesen.<sup>28</sup> Es sind denn auch Ereignisse wie diese, die in der Historiografie der Befreiungstheologie sehr dominant rezipiert worden sind, meistens mit dem Bestreben, den revolutionären Charakter einerseits und die Unterdrückung dieser theologischen Strömung durch die Mächtigen andererseits hervorzuheben.

Die Entstehung der Theologie der Befreiung sowie auch die bereits erwähnten innerkirchlichen Veränderungen müssen immer im Kontext der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen der Region betrachtet werden. Als Beispiel wurde oben bereits der Zusammenhang mit der Dependenztheorie erwähnt. Ein wichtiger Punkt zum politischen Kontext der Kirchenreformen ist aber genauso die Kubanische Revolution. Die Ereignisse auf Kuba waren ein Weckruf für die katholische Kirche und es ging ihr Anfang der 1960er-Jahre hauptsächlich darum, eine weitere Revolution in Lateinamerika – zum Beispiel durch Sozialprogramme – zu verhindern.<sup>29</sup> Seit Mitte der 1950er-Jahre und verstärkt seit der Kubanischen Revolution hatte die katholische Kirche den Marxismus, den Kommunismus sowie deren inhärenten Atheismus als die größten Feinde angesehen. Darin war auch der Bischof von Riobamba, Leonidas Proaño, keine Ausnahme. Er gründete 1959 die Gruppe »Católicos de Vanguardia« mit dem erklärten Ziel, das »katholische Vaterland« gegen den »Satanismus des 20. Jahrhunderts« zu verteidigen und die jungen Studierenden und Arbeiter davon abzuhalten, dass sie vom Marxismus, dem »Zerstörer des Glaubens und der sozialen Ordnung«, erobert würden.<sup>30</sup> Obwohl Proaño, später vom Konzil und Medellín »verwandelt«, von seinen Gegnern selbst als »roter Bischof« bezeichnet wurde, ist es wichtig festzuhalten, dass auch Vertreter der erneuerten Kirche die Ideologie der Kubanischen Revolution stets ablehnten.<sup>31</sup>

In Bezug auf das Revolutionsverständnis eröffnete sich seit Kuba ein Spannungsfeld, das später für die Befreiungstheologie charakteristisch war. Die Frage war, wie ein sozialer und politischer Wandel mit katholischen Werten und Normen zu vereinbaren ist und mit welchen Mitteln diese Transformation erreicht werden soll.

27 Am berühmtesten ist sicher der Fall von Óscar Romero, Erzbischof aus El Salvador, der 1980 im Auftrag der Militärregierung während einer Messe ermordet wurde.

28 Equipo Tierra Dos Tercios (Hrsg.), *El evangelio subversivo. Historia y documentos del encuentro de Riobamba*, agosto 1976, Salamanca 1977.

29 Dazu auch *Ivan Illich, The Church, Change and Development*, hrsg. v. *Fred Eychaner*, New York 1970 (zuerst 1967), S. 26.

30 »Acta de fundación Católicos de vanguardia«, 1959, Archiv Monseñor Leonidas Proaño, Riobamba.

31 Vgl. dazu auch die Äußerungen zweier Befreiungstheologen: *François Houtart/Emile Pin, The Church and the Latin American Revolution*, New York 1965.



*Befreiungstheologie, Marxismus und Gewalt*

Ein Vergleich der Grundidee der Befreiungstheologie mit der Revolutionstheorie von Karl Marx und Friedrich Engels lässt auf den ersten Blick Gemeinsamkeiten ausmachen. Gemäß den beiden Autoren sei eine politische Revolution so auszudehnen, »dass die Lebensbedingungen der Menschen – deren real bestehende Bedürfnisse, deren real bestehendes Leid – den Bezugspunkt progressiv-revolutionärer Bewegung bilden«. <sup>32</sup> Sehr ähnlich ist also der Fokus auf die realen Probleme der Armut, auf »wirkliche Individuen, ihre Aktion und ihre materiellen Lebensbedingungen«. <sup>33</sup> Tatsächlich bedient sich die Theologie der Befreiung explizit des Marxismus, um die Realitäten der Gesellschaften Lateinamerikas zu beschreiben. Gustavo Gutiérrez beschreibt die Beziehung zwischen der zeitgenössischen Theologie und dem marxistischen Gedankengut als eine »unvermeidbare« und gleichzeitig »fruchtbare« Konfrontation und sieht den wichtigen Beitrag des Marxismus im Nachdenken über die Transformation der Welt und das Handeln des Menschen in der Geschichte. <sup>34</sup> Der (marxistische) Soziologe Michael Löwy, der sich intensiv mit Lateinamerika auseinandergesetzt hat, ist überzeugt, dass Anhänger einer Befreiungstheologie im Marxismus die »einzig fähige Theorie sahen, die eine präzise, systematische Analyse bot, um nicht nur die Gründe von Armut zu verstehen, sondern auch spezifische und radikale Vorschläge für die Überwindung von Armut«. <sup>35</sup> Die befreiende Kirche, die sich Solidarität mit den Armen vornahm, musste, dem Verständnis von Armut als strukturellem Problem folgend, die traditionelle katholische Auslegung von Armut überwinden. Das bedeutete, die Liebestätigkeit (*Caritas*) durch das Engagement für Gerechtigkeit zu ersetzen; denn nur, wenn die Armen keine passiven Opfer mehr sein würden, könnten sie ihre eigene Befreiung erreichen. Dazu schreibt Löwy: »[...] there is nothing farther from the poor as construed in the church's traditional doctrine – as the object of charity and paternal protection – than the role of the proletariat in Marxist thinking, as the agents of revolutionary action«. <sup>36</sup>

Das Neue an der Befreiungstheologie war somit nicht primär die Orientierung an den Bedürfnissen der Armen, sondern vielmehr die Betonung des »Handelns für Gerechtigkeit« <sup>37</sup>, also des politischen Engagements der Kirche. Vertreter einer befreienden Kirche unterstützten zunehmend Mobilisierungsbestrebungen und Widerstandskämpfe, was auch bedeutete, dass diese Akteure sich zum Thema des Klassenkampfes positionierten. So sagte zum Beispiel Gutiérrez, dass der Klassenkampf eine wirtschaftliche, soziale, politische, kulturelle und religiöse Realität sei und Neutralität in diesem Thema unmöglich. <sup>38</sup>

Löwy betont, dass die Verbindungen zum Marxismus zwar offensichtlich seien, spricht aber dennoch, auf Max Weber zurückgreifend, von einer »Wahlverwandtschaft«. Befreiungstheologen seien darauf bedacht gewesen, die Verbindung zum Marxismus auf seinen Nutzen als analytisches Werkzeug zu limitieren. Insofern war die marxistische Theorie nur soweit anzuwenden, als dass sie mit der Lehre des Evangeliums kompatibel war. Und gerade das Spannungsfeld zwischen *Caritas* und Gerechtigkeit zeigt die Grenzen dieser Kompatibilität auf, indem es die zentrale Frage in den Raum stellt, wie tief die Kirche in die Sphäre des Politischen eindringen sollte. Eine Frage, die auch unter Befreiungstheologen umstritten war, die aber insbesondere die höchste Hierarchiestufe der katholischen

32 Florian Grosser, *Theorien der Revolution zur Einführung*, Hamburg 2013, S. 94f.

33 Karl Marx/Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 3, Berlin 1958, S. 20.

34 Gustavo Gutiérrez, *Teología de la liberación. Perspectivas*, Salamanca 1971, S. 32.

35 Michael Löwy, *Marxism and Christianity in Latin America*, in: *Latin American Perspectives* 20, 1993, H. 4, S. 28–42, hier: S. 36.

36 Ebd., S. 31.

37 Daniel Levine, *Assessing the Impacts of Liberation Theology in Latin America*, in: *The Review of Politics* 50, 1988, S. 241–263, hier: S. 245.

38 Gutiérrez, *Teología de la liberación*, S. 353.

Kirche beschäftigte. Und das noch bis ins Jahr 2005, als Papst Benedikt XVI., einer der schärfsten Kritiker der Befreiungstheologie, in seiner Enzyklika »Deus caritas est« unter der Zwischenüberschrift »Gerechtigkeit und Liebe« den historischen Konflikt aufgriff:

»Gegen die kirchliche Liebestätigkeit erhebt sich seit dem 19. Jahrhundert ein Einwand, der dann vor allem vom marxistischen Denken nachdrücklich entwickelt wurde. Die Armen, heißt es, bräuchten nicht Liebeswerke, sondern Gerechtigkeit. [...] An diesem Argument ist zugegebenermaßen einiges richtig, aber vieles auch falsch. [...] Der Marxismus hatte die Weltrevolution und deren Vorbereitung als das Allheilmittel für die soziale Problematik vorgestellt: Durch die Revolution und durch die damit verbundene Vergesellschaftung der Produktionsmittel sollte – so diese Lehre – plötzlich alles anders und besser werden. Dieser Traum ist zerronnen.«<sup>39</sup>

Abschließend kam der Papst zum Schluss, dass die gerechte Ordnung der Gesellschaft und des Staats eine zentrale Aufgabe der Politik und nicht der Kirche sei.<sup>40</sup>

Ein weiteres Konfliktfeld, mit dem sich Befreiungstheologen auseinandersetzen mussten und das sich auch in Debatten zu Revolutionstheorien immer wieder findet<sup>41</sup>, ist die Frage der Gewaltanwendung für politischen Wandel. Praktisch alle heute berühmten Vertreter dieser Strömung verurteilten die Gewaltanwendung dezidiert. Obwohl Anhänger der Befreiungstheologie wie Óscar Romero aus El Salvador selbst der brutalen Staatsgewalt zum Opfer fielen, vertraten die meisten Geistlichen die Ansicht, dass ein radikaler Wandel nur durch friedliche Mittel erreicht werden sollte.<sup>42</sup>

#### *Revolution und Gewalt bei Leonidas Proaño*

Der Linie des gewaltlosen Widerstands schloss sich auch der ecuadorianische Bischof Leonidas Proaño an, der 1983 in einem Interview sagte: »Ich gehöre zu denjenigen, die eine Revolution wollen, einen radikalen, aber friedlichen Wandel.«<sup>43</sup> Dafür seien einzig gewaltlose Aktionen wie Streiks, Landbesetzungen oder Boykotte zu unterstützen. Dass Landbesetzungen auch in Gewalt münden konnten, hatte der Bischof in seiner Diözese mehrfach erlebt. Seine Aussage ist im Zusammenhang seiner Anlehnung an die Strömungen des gewaltfreien Widerstands – nach Mahatma Gandhi – zu lesen. Proaño wurde 1986 vom Argentinier Adolfo Pérez Esquivel als Kandidat für den Friedensnobelpreis nomi-

39 *Papst Benedikt XVI.*, *Deus caritas est*, 25.12.2005, URL: <[http://w2.vatican.va/content/benedict-xvi/de/encyclicals/documents/hf\\_ben-xvi\\_enc\\_20051225\\_deus-caritas-est.html](http://w2.vatican.va/content/benedict-xvi/de/encyclicals/documents/hf_ben-xvi_enc_20051225_deus-caritas-est.html)> [4.7.2019]; vgl. auch *Charles M. Murphy*, *Charity, not Justice, as Constitutive of the Church's Mission*, in: *Theological Studies* 68, 2007, S. 274–286.

40 Schon vor seiner Amtszeit als Papst äußerte sich Kardinal Joseph Ratzinger mehrfach kritisch zur Befreiungstheologie und war auch dafür verantwortlich, dass dem brasilianischen Befreiungstheologen Leonardo Boff ein Lehr- und Redeverbot auferlegt wurde.

41 Sehr prominent in der Rezeption der Texte von Frantz Fanon, vgl. dazu *Leo Zeilig*, *Frantz Fanon. The Militant Philosopher of Third World Revolution*, London/New York 2016; allgemein auch *Marc Becker*, *Twentieth-Century Latin American Revolutions*, Lanham/Boulder etc. 2017; *James DeFronzo*, *Revolutions and Revolutionary Movements*, Boulder 2011.

42 Eine Ausnahme bildet der Werdegang des kolumbianischen Priesters Camilo Torres (1929–1966), der für sein Engagement keinen anderen Ausweg sah, als sich der Guerilla anzuschließen. Torres, der bereits 1966 starb, wird verbreitet als Befreiungstheologe *avant la lettre* gesehen. Vgl. dazu *Daniel Levine*, *Camilo Torres: Glaube, Politik und Gewalt*, in: *Silke Hensel/Hubert Wolf* (Hrsg.), *Die katholische Kirche und Gewalt. Europa und Lateinamerika im 20. Jahrhundert*, Köln/Weimar etc. 2013, S. 297–326, hier: S. 302f.

43 *Francesc Valls*, *Declaraciones del »obispo de los indios«*, candidato a premio Nobel de la Paz: »Estoy entre quienes buscan la revolución, un cambio radical pacífico«, in: *El País*, 9.9.1983, Archiv Monseñor Leonidas Proaño, Riobamba.

niert. Esquivel seinerseits, ein enger Freund Proaños, hatte 1980 den Friedensnobelpreis für seinen gewaltfreien Einsatz für die Menschenrechte erhalten.<sup>44</sup>

Bei Proaño fand eine Reflexion über den Revolutionsbegriff und die Frage der Gewaltanwendung seit den 1980er-Jahren verstärkt statt. Die Aufnahme eines Revolutionsdiskurses ist auf seine Inspiration im befreiungstheologischen Milieu – er war international sehr gut vernetzt – einerseits und auf konkrete Ereignisse in Riobamba und andernorts zurückzuführen. Sehr wichtig war natürlich die Revolution in Nicaragua von 1979, woran Kirchenvertreter auch aktiv beteiligt waren, sowie der Beginn des Bürgerkriegs in El Salvador (1980). Die Ereignisse in Zentralamerika bewegten den Bischof dazu, in seinen Tagebüchern vertieft über die Aufgaben der Kleriker in revolutionären Prozessen nachzudenken. Doch genauso prägend waren die konkreten Erfahrungen während der 1960er- und 1970er-Jahre, als in Ecuador zwei staatliche Agrarreformen (1964 und 1973) und daraus resultierende Landkonflikte das politische Geschehen dominierten. Bauernorganisationen und Gewerkschaften kam vor allem im Hochland eine Schlüsselrolle in den politischen Auseinandersetzungen zu. In dieser Zeit tauchte die Revolution, als Begriff und als politisches Ziel, in Medien oder innerhalb linker Organisationen in Ecuador verstärkt auf.<sup>45</sup> Die Landwirtschaft in der Hochlandregion war bis dahin vom kolonialen System der *Hacienda* geprägt, das sich nicht nur durch Großgrundbesitz, sondern auch durch ein soziales und politisches System der Unterdrückung der Landarbeiterschaft auszeichnete. Die Provinz Chimborazo war vom *Hacienda*-Regime am stärksten betroffen. Eine Allianz aus Landbesitzern, Klerus und lokalen Autoritäten sicherte sich die Machtpositionen.<sup>46</sup> In Chimborazo waren bis Anfang der 1970er-Jahre mehr als 80 % der Landwirtschaftsfläche im Besitz aristokratischer Familien der Provinzhauptstadt Riobamba, der katholischen Kirche und einiger staatlicher Organe.<sup>47</sup> Die katholische Kirche gehörte zu den größten Landbesitzern in der Provinz.<sup>48</sup> Seit den Agrarreformen sowie den staatlich intendierten Modernisierungsprojekten im Landwirtschaftssektor wurde die Situation im ecuadorianischen Andenraum zunehmend konfliktgeladen und gewaltsam.<sup>49</sup> Die neu gegründeten sozialen und politischen Organisationen, welche die Agrarreformen als Geschenk an die Eliten kritisierten und Landbesitz forderten, waren unter den Militärregierungen seit 1972 starker Repression ausgesetzt.<sup>50</sup> Mehrere Anführer von Bauernorganisationen wurden bei Zusammenstößen mit der Polizei getötet, was die Aufstände vermehrte und folglich auch die Repression verstärkte. 1975, nachdem bei einem gewaltsamen Landkonflikt ein Anführer einer Bauernorganisation vom Militär getötet worden war, sprach Proaño, der sich mit den Anliegen der Bauern solidarisierte und die aufgeladene Situation zu beruhigen versuchte, von seinem Ziel der »friedlichen Gewalt«, um solche Konflikte zu lösen:

44 Vgl. dazu *Adolfo Pérez Esquivel*, *Christ in a Poncho. Testimonials of the Nonviolent Struggles in Latin America*, hrsg. v. *Charles Antoine*, New York 1983 (zuerst frz. 1981).

45 Zum Beispiel das offizielle Publikationsorgan der Marxistisch-Leninistischen Partei Ecuadors »En Marcha« oder andere wie »Lucha Socialista«, »El Pueblo« (Zentralorgan der kommunistischen Partei Ecuadors), »Tarea Urgente« (»Movimiento Revolucionario de los Trabajadores«).

46 *Anthony Bebbington/Galo Ramon* (Hrsg.), *Actores de una década ganada: tribus, comunidades y campesinos en la modernidad*, Quito 1992, S. 113f.

47 Ebd., S. 117.

48 *Paola Sylva*, *Gamonalismo y lucha campesina. El caso de la provincia de Chimborazo*, Quito 1986, S. 62.

49 Vgl. zum Beispiel *Amalia Pallares*, *From Peasant Struggle to Indian Resistance. The Ecuadorian Andes in the Late Twentieth Century*, Norman 2002.

50 Im Jahr 1977 schätzte man, dass über 30 % aller Zivilorganisationen (*organizaciones populares*) zwischen 1970 und 1975 gegründet worden sind, vgl. *Declaración de la Conferencia Episcopal Ecuatoriana sobre la Promoción de la Justicia Social*, 1977, S. 10, Bibliothek Aurelio Espinosa Pólit, Quito.

»Wir denken nicht an gewaltsame Methoden. Wir denken nicht an eine Guerilla oder ähnliches. Viel eher wird uns jeden Tag bewusster, dass wir eine friedliche Gewalt anwenden müssen. Das heißt, Druck ausüben, aber ohne dabei auf brutale Mittel wie die Waffen in einer blutigen Revolution zurückzugreifen.«<sup>51</sup>

Der Revolutionsbegriff, der von Proaño seit den 1980er-Jahren verstärkt verwendet wird, begrenzte sich, so Luis María Gavilanes del Castillo, nicht auf einen ökonomischen, sozio-politischen Wandel, sondern schloss die Transformation des Menschen als Ganzes mit ein. Im Einklang mit dem Evangelium war die christliche Revolution für ihn eine ganzheitliche Befreiung von den Sünden, sowohl in der persönlichen als auch in der sozialen und gesellschaftlichen Dimension. Insofern sprach Proaño auch vom »subversiven Evangelium«:

»Christus war gewiss ein Revolutionär, aber nicht in dem Sinne, wie wir Menschen die Revolution verstehen, wenn wir ökonomische und sozial-politische Transformationen verlangen. [...] Die Revolution von Christus besteht in der Zerstörung dieser Welt voller Sünden, damit er das Reich Gottes unter den Menschen errichten kann.«<sup>52</sup>

Eine Revolution, die sich auf die ökonomischen und politischen Dimensionen beschränkt, war für Proaño nicht nur unvollständig, sondern auch gefährlich, weil von Hass erfüllte Unterdrückte sich nach einer Revolution in neue Unterdrücker verwandeln würden. Er lehnte außerdem das Kopieren von bestehenden Revolutionsrezepten ab, weil diese nicht vom konkreten Menschen oder dem lokalen kulturellen und historischen Kontext ausgehen würden.

Abschließend sei hier betont, dass die Idee einer Revolution als radikaler gesellschaftlicher und politischer Wandel in der Befreiungstheologie eine dominante Rolle einnimmt. Dass Bischöfe, Priester und auch Laien eine aktive Rolle in der Transformation hin zu einer gerechteren Gesellschaft innehaben sollten, wurde durch die Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils und für Lateinamerika, in Medellín, als neuer Auftrag der katholischen Kirche festgelegt. Dennoch wurde die Befreiungstheologie, die für die Analyse der sozialen Realitäten Lateinamerikas auf ein marxistisches Argumentationsmuster zurückgriff, von der Kirchenhierarchie als zu radikal und zu politisch kritisiert. Die Frage, wie gesellschaftlicher Wandel und die gesuchte Gerechtigkeit für die Armen in einem Spannungsfeld zwischen christlichem und politischem Engagement erreicht werden können, prägte die Debatten der Zeit, aber auch die Praxis von Geistlichen, die sich an der Befreiungstheologie orientierten.<sup>53</sup> In der Welt, aber nicht von der Welt zu sein, lautete der Auftrag, welcher aber angesichts lokaler Gegebenheiten schwierig umzusetzen war. Wie das Beispiel von Leonidas Proaños zeigt, wurden einerseits die Anstrengungen der Landbevölkerung für eine gerechtere Verteilung des Landbesitzes unterstützt und diese Solidarität auch narrativ durch das Aufgreifen eines Revolutionsdiskurses umspannt. Andererseits musste diese Revolution im Einklang mit dem Evangelium stattfinden, als Prozess der Bewusstseinswerdung, der die Menschen von allen Sünden befreit, um ein Volk Gottes in Frieden zu schaffen. Der Anspruch der Befreiungstheologen, dass die ›Armen‹, nach Gutiérrez, »frei ihre Stimme erheben« und dies gleichzeitig zu einer Stärkung christlicher Werte und kirchlichem Engagement führen würde, war letztlich eine Utopie, oder wie der

51 »Chimborazo: Sólo promesas, la explotación continúa«, Interview mit Proaño, in: Nueva, Mai 1975, Nr. 19, S. 20.

52 Zitat von Leonidas Proaño in: *Luis María Gavilanes del Castillo*, Monseñor Leonidas Proaño y su misión profético-liberadora en la Iglesia de América Latina. Una aproximación crítica al pensamiento social y acción pastoral del obispo de los Indios, Quito 1992, S. 347.

53 Vgl. zum Verhältnis Revolution und Befreiungstheologie auch *Leo O'Donovan*, Die Theologie der Befreiung und das Problem der revolutionären Gewalt, in: *Hensel/Wolf*, Die katholische Kirche und Gewalt, S. 223–239.

Kirchenhistoriker Jeffrey Klaiber sagt, ein »religiös-intellektuelles Experiment«<sup>54</sup>, und nicht eine revolutionäre Bewegung an sich.<sup>55</sup> Damit verbunden haftet an der Befreiungstheologie auch ein unüberwindbarer Widerspruch in Bezug auf die Machtverhältnisse, was sich wiederum mit Proaño aufzeigen lässt. Er stellte zwar fest, dass die Armen ihn evangelisiert haben<sup>56</sup>, die Kirche also durch eine Rückbesinnung auf die Armen wieder zu sich selbst gefunden hat, doch es bleibt die Frage im Raum: War das auch die Absicht *der* ›Armen‹?

## II. DIE »REVOLUTION DES PONCHO« ODER DIE SUCHE NACH DEM ENDE DES KLASSENKAMPFS

Im Laufe seiner Amtszeit (1954–1985), vor allem seit den 1980er-Jahren, übersetzte der Bischof Leonidas Proaño die von Medellín ausgehende »Option für die Armen« zunehmend in die »Option für die Indigenen«. Eine materialistische Interpretation von Armut wich somit einem ethnischen Zugang. Bis heute wird Proaño deshalb in Ecuador als »Bischof der Indios« verehrt, als moderner Bartolomé de las Casas, was zu einer Mythologisierung der Rolle der katholischen Kirche in der Begründung der Indigenenbewegung geführt hat.

Wie bereits in der Einleitung erwähnt, war es Proaños Generalvikar Agustín Bravo Muñoz, der den Mythos der »Revolution des Poncho« aus der Taufe gehoben hat. Er bezeichnete die Kirche Riobambas unter Proaño als die »Kirche im Poncho« für die »Menschen im Poncho«.<sup>57</sup> Wie Bravo sagte, habe Proaño selbst »vor dem Angesicht der ganzen Welt« die »gute Nachricht der Revolution des Poncho verkündet«, als er im Rahmen der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Universität des Saarlandes 1987 in seiner Rede sagte:

»Wir nähern uns dem Jahr 1992, in dem es 500 Jahre werden, dass Amerika ›entdeckt‹ wurde und die erste Evangelisation der Indios begann. In dieser historischen Stunde unserer Geschichte haben die Indios einen Neuanfang gemacht, [...]. Sie haben begonnen, die Augen zu öffnen, ihr Selbstbewusstsein zu entfalten, ihre Sprache zu entdecken, ihr Wort zu finden und es mit Kraft und Mut vorzutragen. Sie haben begonnen, sich zu erheben, auf eigene Füße zu stellen und haben sich auf den Weg gemacht, sich zu organisieren. Sie sind zu einem Handeln gekommen, das von weitreichender Bedeutung für sie und die Länder Amerikas sein wird.«<sup>58</sup>

Proaño habe diese »Revolution des Poncho« als Erbe hinterlassen, so Bravo, und es gelte nun, seinen größten Traum, »seine letzte Utopie«, nämlich die Begründung einer »authentischen« und »autochthonen« Indigenenkirche, weiterzuführen.<sup>59</sup> Die Inkulturation der katholischen Kirche, also die Anerkennung und Wertschätzung nicht-westlicher Kulturen innerhalb des europäisch-abendländischen Christentums, war ein Thema, das nicht nur bei Proaño, sondern gegen Ende der 1980er-Jahre als Neuorientierung innerhalb der Befreiungstheologie vielerorts aufkam.<sup>60</sup> Wie Josef Estermann sagt, wurden die »gesichts- und

54 Vgl. zu dieser Debatte Jeffrey Klaiber, *Prophets and Populists: Liberation Theology, 1968–1988*, in: *The Americas* 46, 1989, S. 1–15.

55 Smith zum Beispiel spricht von einer Sozialen Bewegung, *Smith, The Emergence of Liberation Theology*, S. 53.

56 *Leonidas Proaño*, *Creo en el hombre y en la comunidad*, Quito 1989, S. 241.

57 *Muñoz*, *La buena nueva de la revolución del poncho*, S. 92f.

58 *Heide El Sioufy-Bauer*, *Reden und Vorträge aus Anlass der Verleihung der Würde eines Doktors der Philosophie ehrenhalber an Bischof Monseñor Leonidas E. Proaño am 26. Oktober 1987*, in: *Saarbrücker Universitätsreden* 28, 1988, S. 39f.

59 *Muñoz*, *La buena nueva de la revolución del poncho*, S. 111.

60 Bedeutende Beiträge zur Inkulturation kamen von Paulo Suess, zu Brasilien, oder von Diego Irrarázaval, für die Anden. Zu beiden Autoren vgl. *Markus Bükler*, *Befreiende Inkulturation – Paradigma christlicher Praxis. Die Konzeptionen von Paulo Suess und Diego Irrarázaval im Kontext indigener Aufbrüche in Lateinamerika*, Freiburg im Üechtland 1999.

namenlosen Armen« der klassischen Befreiungstheologie »theologisch, soziologisch und vor allem ethnologisch« genauer bestimmt: Sie bekamen Namen und Gesichter. In Ecuador trat der Indigene an die Stelle des »Armen« und die Frage des kolonialen Rassismus und der ethnisch bedingten Unterdrückung rückte besonders ins Zentrum, als sich das Jahr 1992, wie auch oben im Zitat sichtbar, näherte.<sup>61</sup> Diese entdeckte »Liebe zum Indio« hatte jedoch auch eine Idealisierung der indigenen Kulturen zur Folge, wie das Narrativ der »Revolution des Poncho« aufzeigt, das bezeichnend für den *cultural turn* der Befreiungstheologie ist. Der Poncho nimmt darin eine zentrale Rolle ein, indem er als »Gewand der Armen« und gleichzeitig »Gewand der Indigenen« eine soziokulturelle und sozioökonomische Konnotation verbindet. Indem Bischof Proaño seine Priesterkleidung gegen den Poncho eintauschte (vgl. Abbildung 1), machte er sich mit dieser symbolischen Geste selbst zum Armen und zum Indigenen. Gleichzeitig, so die Ansicht des Proaño-Biografen Enrique Rosner, machte er »aus dem verachteten und schmutzigen Poncho ein Ehrengewand« und gab »dem Indio sein Menschsein zurück«.<sup>62</sup> Diese Aussage zeigt wiederum die Problematik der Machtverhältnisse, denn erst als ein Bischof, in seiner mächtigen Position, den Poncho anzog, konnte dieser zum Ehrengewand werden. Schließlich schenkte Proaño auch Papst Johannes Paul II. einen Poncho bei seiner letzten Reise nach Rom, was den Höhepunkt des sozialen Aufstiegs dieses Gewands markieren sollte (vgl. Abbildung 2).<sup>63,64</sup>

Abbildung 1: Leonidas Proaño mit der Landbevölkerung<sup>63</sup>



Abbildung 2: Leonidas Proaño mit Papst Johannes Paul II.<sup>64</sup>



Die symbolische Bedeutung des Ponchos wurde auch im Erinnerungsdiskurs über die Pastoralarbeit Proaños, besonders von Missionaren und Theologen aus Europa, aufgenommen. In einem Artikel in der Zeitschrift für Missions- und Religionswissenschaft schreibt der Schweizer Theologe Giancarlo Collet:

»[...] jener Bischof, der an Stelle der kirchlichen Amtskleidung den Poncho, das Gewand der Armen, trug, und damit deutlich erkennbar für alle ein Zeichen setzte, wo sein Herz schlug und wem

61 Josef Estermann, Die Armen haben Namen und Gesichter. Anmerkungen zu einer hermeneutischen Verschiebung in der Befreiungstheologie, in: *Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft* 50, 1994, S. 307–320, hier: S. 308f.

62 Rosner, *Revolution des Poncho*, S. 16.

63 Leonidas Proaño mit der Landbevölkerung. Pressebild, Katholische Nachrichtenagentur, Frankfurt am Main, ohne Datum, Archiv Monseñor Leonidas Proaño, Diözese Riobamba, Ecuador, B3FOT9.2.8F42.

64 Leonidas Proaño mit Papst Johannes Paul II. Ohne Datum, ohne Angabe des Fotografen, Archiv Monseñor Leonidas Proaño, Diözese Riobamba, Ecuador, B3FOT13.3.3.

er sich zugehörig sah. Der Bischof im Poncho stellte sich immer auf die Seite der Kleinen und Armen und lehrte die Stummen reden.«<sup>65</sup>

Gemäß Collet sei es Proaño zu verdanken, dass »ein Volk, dem sein Gedächtnis ausgelöscht wurde und das somit seine Orientierung verloren hatte«, wieder zu sich fand. Die Indigenen Ecuadors seien aus ihrem »500-jährigen Schlaf« erwacht, hätten ihre Kultur wieder schätzen gelernt und seien in Form einer sozialen Bewegung als neue politische Akteure aufgetreten. Bravo Muñoz und Giancarlo Collet waren nicht die Einzigen, die die Entstehung der Indigenenbewegung Ecuadors weitgehend auf Proaños Engagement zurückführten. Als Prophet, Befreier oder Erlöser der Indigenen fand diese Interpretation Einzug in zahlreiche Publikationen und auch Filmproduktionen kirchlicher Hilfswerke, die Proaño während seiner Amtszeit bei Projekten für die Landbevölkerung mit finanziellen und personellen Ressourcen unterstützten.<sup>66</sup> In gleicher Weise hat diese Rezeption der Pastoralarbeit Proaños auch innerhalb Ecuadors stattgefunden und *el obispo de los indios* prägt das kollektive Gedächtnis sowohl was die Befreiungstheologie in diesem Land angeht, als auch das Aufkommen der Indigenenbewegung.<sup>67</sup> Die »Revolution des Poncho« vereint das befreiungstheologisch inspirierte Verständnis von Revolution – einhergehend mit der Mythologisierung Proaños als Befreier – mit einer essenzialistischen und romanisierenden Repräsentation des Indigenen.

### Die andere Perspektive

Tatsächlich nahm gegen Ende der 1980er-Jahre die Mobilisierung sozialer Gruppen, die sich in ihrer Zusammengehörigkeit, und vor allem in ihrer politischen Zielsetzung, zunehmend auf Ethnizität<sup>68</sup> beriefen, zu. 1990 erlebte diese Neue soziale Bewegung<sup>69</sup> einen ersten Höhepunkt, als Massenproteste das ganze Land wochenlang lahmlegten. Im Juni strömten Bauern und Teile der ländlichen Bevölkerung in die Hauptstadt Quito, sperrten Straßen und hielten Lieferungen landwirtschaftlicher Produkte in die Städte zurück. Die seit 1986 national vereinte Indigenenbewegung CONAIE (»Confederación de Nacionalidades

65 Giancarlo Collet, Leiden und Hoffnungen teilen. Zum 10. Todestag von Leonidas Proaño, Bischof der Indios, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 82, 1998, H. 3, S. 183–196, hier: S. 183.

66 Neben den bereits erwähnten Publikationen zum Beispiel auch in Biografien von Missionarinnen und Missionaren: *Bertrand Jégouzo*, Tous frères et sœurs. Chroniques d'un prêtre du XXe siècle, Paris 2017; *Sylvie Viaut*, Teresita, la théologie de la tendresse. Une Fille de la Charité chez les Indiens en Équateur, Paris 2015; *Claude Lacaille*, En mission dans la tourmente des dictatures 1965–1986. Haiti, Équateur, Chili, Montréal 2014. Film von *Alberto Pandolfi*, Movimenti Laici America Latina (MLAL): Un Uomo per la comunità. Incontro con Leonidas E. Proaño, vescovo degli indios, Rom 1986.

67 Das haben zahlreiche Interviews gezeigt, die im Rahmen dieser Forschungsarbeit in Ecuador geführt wurden. Außerdem gibt es zwei Institutionen, »Centro de Solidaridad Andina« und »Fundación Pueblo Indio«, welche mit zahlreichen Publikationen diesen Erinnerungsdiskurs aufrecht erhalten.

68 Ethnizität nach Fredrik Barth meint nicht das Vorhandensein geteilter kultureller Merkmale oder Praktiken, sondern vielmehr die Praxis der Kategorisierung, der Abgrenzung in Form der Selbst- und Fremdzuschreibung spezifischer Traditionen. *Fredrik Barth* (Hrsg.), *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference*, London 1969.

69 In der Bewegungsforschung wird die Indigenenbewegung oft als Neue soziale Bewegung definiert. Der Ansatz betont die Konstruktion von (kultureller) Identität innerhalb einer Bewegung. Vgl. dazu *Mark Herkenrath*, *Die Globalisierung der sozialen Bewegungen. Transnationale Zivilgesellschaft und die Suche nach einer gerechten Weltordnung*, Wiesbaden 2011; *Arturo Escobar/Sonia E. Alvarez* (Hrsg.), *The Making of Social Movements in Latin America. Identity, Strategy, and Democracy*, Boulder 1992.

Indígenas del Ecuador») erreichte durch die zunehmende strategische Verwendung von Ethnizität als politische Ressource in den Folgejahren bedeutende Zugeständnisse der politischen Machtelite.<sup>70</sup> Sie gilt bis heute als eine der ersten und einflussreichsten Indigenenorganisationen Lateinamerikas.<sup>71</sup> Die steigende »Ethnisierung des Politischen«<sup>72</sup> kann jedoch nicht nur auf die Rolle der katholischen Kirche, und namentlich Proaño, seit Mitte der 1960er-Jahre zurückgeführt werden. Eine tiefer gehende Analyse zeigt, dass die »Revolution des Poncho« und vor allem die Ethnisierung des Politischen, um ein Vielfaches heterogener und dynamischer verlaufen sind. Im Folgenden wird dargelegt, dass im Gegensatz zu den religiösen Akteuren in der aufkommenden Indigenenbewegung die Konzepte Ethnizität und Klasse keineswegs exklusiv, sondern vielmehr komplementär waren. Genauso wie es keine homogene Masse der Indigenen gibt, die alle dieselben Interessen vertreten, ist ebenso wenig ein uniformer Widerstandsdiskurs auszumachen.

Als es in Ecuador darum ging, das neue Evangelisierungsprojekt unter den Grundsätzen des Konzils in die Tat umzusetzen, befand sich die katholische Kirche schon seit einigen Jahren in einer Krise. Diese wurde durch die ecuadorianische Bischofskonferenz<sup>73</sup> Anfang der 1960er-Jahre explizit durch drei Probleme charakterisiert: erstens der akute Priestermangel, vor allem in ländlichen Gebieten, zweitens der zunehmende Atheismus und Protestantismus sowie drittens die Bedrohung durch den Kommunismus. Unter diesen Voraussetzungen, so die hier vertretene These, spielte die Wiederentdeckung des Anderen, in unserem Falle, des Indigenen, eine wichtige Rolle. Der Arme, der seit dem Konzil in den Fokus kirchlicher Aufmerksamkeit rückte, wurde mit dem Indigenen gleichgesetzt. Entsprechend dem seit der Kolonialzeit konstruierten *problema del indio*, das eine ökonomische, gesellschaftliche und politische Benachteiligung auf die »Minderwertigkeit der Rasse« zurückführte<sup>74</sup>, charakterisierte sich der Indigene als zu evangelisierendes Subjekt nicht nur durch materielle Entbehrungen, sondern durch seine kulturelle Armut oder »Rückständigkeit«. Folglich beschloss die ecuadorianische Bischofskonferenz in ihrer »Declaración Programática« (1967), dem Hauptdokument für die Umsetzung der Reformen des Konzils, dass für die ungefähr »eine Million Indigenen« ein »eigener Organismus geschaffen werden müsse, der mit dem Vorsitz eines Bischofs neue Strukturen suche, um den menschlichen Fortschritt und die Evangelisierung der Indigenen zu fördern.«<sup>75</sup> Denn, so wird in den Quellen auch deutlich, es war der Indigene, meistens in ländlichen Regionen wohnhaft und in der Landwirtschaft tätig, der am ehesten davon gefährdet war, Opfer der sogenannten Kommunismus-Fälle zu werden. Es soll hervorgehoben werden, dass die durch das Konzil angestoßenen Reformen und die weiterführenden Bestimmungen in Medellín, zumindest auf diskursiver Ebene, nicht nur bei den der Befreiungstheologie nahestehenden

70 Im Jahr 2000 wurde unter starkem Druck der CONAIE Ecuadors Präsident Jorge Jamil Mahuad gestürzt, der sich durch die Einführung des US-Dollars als Landeswährung beim Volk unbeliebt gemacht hatte.

71 Philipp Altmann, Die Indigenenbewegung in Ecuador. Diskurs und Dekolonialität, Bielefeld 2014.

72 Christian Büschges, Politicizing Ethnicity – Ethnicizing Politics. Comparisons and Entanglements, in: University of Cologne Forum »Ethnicity as a Political Resource« (Hrsg.), Ethnicity as a Political Resource. Conceptualizations across Disciplines, Regions, and Periods, Bielefeld 2015, S. 107–116.

73 Carta Colectiva de la Conferencia Episcopal Ecuatoriana al clero, 2.2.1960, Archiv Monseñor Leonidas Proaño, Riobamba.

74 Für eine Diskussion dieses kolonialen Konstrukts vgl. das programmatische Werk von José Carlos Mariátegui, der dieses »Problem« bereits 1928 als Resultat der sozioökonomischen Strukturen und vor allem des ungerechten Systems des Landbesitzes kritisierte, José Carlos Mariátegui, 7 Ensayos de Interpretación de la Realidad Peruana, Caracas 2007 (zuerst 1928).

75 Declaración Programática der ecuadorianischen Bischofskonferenz, 1967, S. 15, Bibliothek Aurelio Espinoza Pólit, Quito.



Bischöfen Anklang fanden. Der Arme-Indigene wurde zum neuen Subjekt der Evangelisierung für die gesamte ecuadorianische Kirche. Doch die konkrete Umsetzung der Reformen sowie die den Menschen zugeschriebene Rolle darin – zum Beispiel als passive Hilfeempfänger oder aktiv Beteiligte an einem Wandel – waren von Diözese zu Diözese sehr unterschiedlich. Die Kirchenhierarchie Ecuadors setzte weitgehend auf das Fortbestehen der karitativen Arbeit. Ebenso darf die Konzentration auf den Armen-Indigenen durch die katholische Kirche Ecuadors nicht lediglich als die Umsetzung der Kirchenreformen gesehen werden, sondern muss gleichzeitig als Antwort auf die politischen und sozialen Herausforderungen in Ecuador und Lateinamerika sowie auf die Krise der katholischen Kirche gelesen werden.

Es stellt sich nun die Frage, inwiefern der von der katholischen Kirche propagierte *cultural turn* von den sozialen Bewegungen rezipiert wurde. Diese sahen sich, wie erwähnt, zu der Zeit hauptsächlich mit der Frage des Landbesitzes konfrontiert und stützten sich in der Formulierung ihrer Forderungen eher auf eine Klassenideologie. Ein Blick auf die Entstehung der Indigenenorganisation der Anden-Provinzen kann diesbezüglich spannende Antwortansätze liefern. Bischof Leonidas Proaño war 1972 maßgeblich daran beteiligt, die Organisation ECUARUNARI<sup>76</sup> mit zu begründen, die in der Literatur<sup>77</sup> als erste Indigenenorganisation der Hochlandregion Ecuadors gilt. Diese Dachorganisation, die sämtliche Basisorganisationen der verschiedenen Anden-Provinzen vereinte, wurde später wichtige Teilorganisation der bereits erwähnten nationalen Organisation CONAIE. Was eine Analyse von Archivquellen und die Aussagen von Zeitzeugen zeigen, ist, dass sich ECUARUNARI bis in die späten 1980er-Jahre ideologisch zwischen einer Identifikation als Bauernbewegung auf der einen und einer Berufung auf Ethnizität auf der anderen Seite bewegte. Seit der Gründung wurde die Suche nach einer Identität von der Frage dominiert, ob ECUARUNARI die *campesinos* oder die *indígenas* vertreten sollte, oder beide.<sup>78</sup> Obwohl es sich bei *campesinos* und *indígenas* aufgrund des konstruktivistischen Charakters dieser sozialen Kategorisierung um dieselben Personen handeln kann, nahmen Proaño und andere Kirchenvertreter in dieser Frage ganz klar die Position ein, dass ECUARUNARI eine Organisation nur für die Indigenen sein sollte.<sup>79</sup>

Die Positionierungen unterschieden sich aber je nach Provinz sehr stark und ECUARUNARI war ein heterogener und loser Zusammenschluss von Teilorganisationen, die teilweise kaum Gemeinsamkeiten in ihrer politischen Ausrichtung aufweisen konnten. Ein Beispiel für die klare Vertretung eines Klassenkampfdiskurses ist bei der ECUARUNARI-Filiale der Provinz Pichincha (mit der Hauptstadt Quito) zu erkennen. Im Jahr 1975 trennte sich diese Organisation von ihren Vertretern aus der katholischen Kirche<sup>80</sup> und publizierte ab 1977 die Zeitschrift »El Campesino«:

»Es ist notwendig, dass unsere Bewegung stärker wird, damit sich Ecuarunari in den Provinzen und auf nationaler Ebene konstituieren kann. Alle unsere Anstrengungen stärken unser Bewusstsein, unsere Organisationen sowie deren Anführer für den endgültigen und definitiven Kampf, um die Macht für die Arbeiter und Bauern zu erobern und eine sozialistische Gesellschaft aufzubauen.«<sup>81</sup>

76 Abkürzung für »Ecuador Runakunapak Rikcharimuy«, in Quichua. Es bedeutet übersetzt: Das Erwachen des ecuadorianischen Menschen.

77 Zum Beispiel *Mechthild Minkner-Bünjer*, Zwischen Erfolgen und Ausbootung: Soziale Bewegungen in Ecuador, in: *Jürgen Mittag/Georg Ismar* (Hrsg.), ¿El pueblo unido? Soziale Bewegungen und politischer Protest in der Geschichte Lateinamerikas, Münster 2009, S. 133–166.

78 Confederación de Organizaciones Indígenas del Ecuador CONAIE (Hrsg.), *Las nacionalidades indígenas en el Ecuador. Nuestro Proceso Organizativo*, Quito 1989, S. 247.

79 Ebd.

80 Ebd., S. 164.

81 Zeitschrift *El Campesino*. Movimiento Campesino Pichincha Richarimui, Ecuarunari, Januar 1977, Archiv Monseñor Leonidas Proaño, Riobamba.

Diese Teilorganisation war eng verbunden mit den Arbeiterparteien und gehörte 1977 zu einem strategischen Zusammenschluss der Linken in der »Frente Amplio de Izquierda«. Angeführt von der Kommunistischen und Sozialistischen Partei, machte diese »breite, linke Front« Oppositionspolitik gegen das herrschende Militärtriumvirat.

Ganz anders klang es aus der Provinz Tungurahua, wo ECUARUNARI auch gegen Ende der 1970er-Jahre noch sehr stark mit der katholischen Kirche verbunden war und auch von einem Priester präsiert wurde. Der Bischof der Provinz, Vicente Rodrigo Cisneros Durán, beschrieb die Organisation 1975 als das »Zusammentreffen der Interessen, Fertigkeiten und Verwirklichungen der Indigenen der Provinz Tungurahua, die alle, von dem gleichen Geist des neuen Christen angeregt, Antworten auf ihre dringlichsten Bedürfnisse suchen«.<sup>82</sup>

In der Provinz Chimborazo, wo Proaño das Oberhaupt der katholischen Kirche war, ist es anfänglich nicht gelungen, ECUARUNARI zu formieren. Wie Zeitzeugen berichten, gab es zu der Zeit so viele andere Akteure – zum Beispiel politische Parteien, protestantische Kirchen oder entwicklungspolitische Organisationen –, die um die Gunst der Landlosen warben, sodass ECUARUNARI gar nicht erst sichtbar werden konnte.<sup>83</sup> Teilweise war es auch so, dass sehr kleine, lokale Organisationen die Führung, zum Beispiel bei Protesten, übernahmen, bei denen es oft um konkrete, örtliche Probleme ging. Außerdem, so berichtete ein ehemaliger Priester und naher Vertrauter des Bischofs, waren die gewaltsamen Ereignisse auf verschiedenen Haziendas, bei denen Anführer von lokalen Organisationen getötet worden waren – besonders im Jahr 1974 – die »Motoren der Mobilisierung in der Landfrage«.<sup>84</sup>

Abschließend sollen zu der Verbindung der Indigenenorganisation ECUARUNARI mit der katholischen Kirche zwei Punkte hervorgehoben werden. Erstens wird deutlich, dass ECUARUNARI in erster Linie ein Wunsch der katholischen Kirche war und nicht aus Eigeninitiative der Menschen, die in der Landfrage aktiv waren, gegründet worden ist. Wie ein ehemaliger Priester und Aktivist sagte, war ECUARUNARI »nicht mehr als eine Antwort auf die Beschlüsse der katholischen Kirche in Medellín, auf die Option für die Armen«.<sup>85</sup> Was hier klar wird, ist, dass dementsprechend auch die Ethnisierung des Politischen in dem behandelten Beispiel zunächst eine politische Ressource für die Kirche selbst war, die als Strategie eines umfassenden Evangelisierungsprojekts zu verstehen ist und die vor allem auch die Distanz zu dem im Andenraum prädominierenden Klassenkampfdiskurs<sup>86</sup> suchte. Grundlegend für diese Auslegung war, wie bereits ausgeführt, dass die Option für die Armen zu einer Option für die Indigenen geworden war, und sich somit der Fokus vom *campesino* zum *indígena* verschieben würde. Doch diese klare Trennung von zwei so in der Realität nicht existenten sozialen Kategorien verhinderte möglicherweise, dass sich die Organisation ECUARUNARI tatsächlich formieren konnte. Für die betrachteten 1970er-Jahre ist festzuhalten, dass sich ein ethnischer Fokus nicht zwingend mit den Interessen und politischen Absichten der existierenden und neuen Organisationen deckte. Der Zeitzeuge Francisco Coro, Bauer und ehemaliger Anführer einer Organisation

82 Diócesis de Ambato, Movimiento provincial Indígena del Tungurahua, 14.10.1975, Archiv Monseñor Leonidas Proaño, Riobamba.

83 Interview mit Pedro Torres, Riobamba, 10.7.2017.

84 1974 wurde in Chimborazo der politische Anführer Lázaro Condo ermordet. Er wurde zum Helden der Landrechtsbewegung. Vgl. dazu *Luis Fernando Botero*, *Mobilización indígena, etnicidad y procesos de simbolización en Ecuador. El caso del líder indígena Lázaro Condo*, Quito 2001.

85 Interview mit Mario Mullo, Quito, 1.8.2017.

86 Zur Klassenideologie, auch bei Ecuarunari, vgl. *Leon Zamosc*, *Agrarian Protest and the Indian Movement in the Ecuadorian Highlands*, in: *Latin American Research Review* 29, 1994, H. 3, S. 37–68.

in Chimborazo, berichtete, dass er Bischof Proaño dafür auch kritisierte: »Die Armut betrifft nicht nur die Indigenen, die Armut vereint uns alle, auch die *mestizos*.«<sup>87</sup>

Als zweiter Punkt ist zu berücksichtigen, dass in einer Zeit, in der die Repression vonseiten staatlicher Akteure, aber auch von der Kirchenhierarchie selbst, stark zugenommen hat, eine Befreiungstheologie, die sich von ihren Grundsätzen her sehr stark auf eine marxistische Interpretation der Realität bezog und eine strukturelle Veränderung anstrebte, immer schwieriger zu verteidigen war. Der Fokus auf die Indigenen kann darum auch als eine Reaktion auf die gegebenen Umstände gelesen werden. Wie der Priester Pedro Torres<sup>88</sup>, der ein Mitarbeiter Proaños war, sagte, wurde ein Engagement für benachteiligte Gruppen aufgrund der »Limite des Ideologischen« immer schwieriger. Für gewisse Priester war diese Limitierung, der sich auch befreiungstheologische Kirchenvertreter gewissermaßen beugen mussten, jedoch keine Alternative. Zum Beispiel für Homero García, der infolgedessen das Priesteramt niederlegte, um sich stärker in einen politischen Kampf in der Landfrage involvieren zu können: »Das waren Schlüsselmomente in Lateinamerika! In den 1970er-Jahren gab es hier in Ecuador eine Reihe politischer Ereignisse und auch die sozialen Bewegungen waren so präsent, dass für mich klar war, dass ich diese weiterhin unterstützten musste.«<sup>89</sup>

Wie das Beispiel der Verbindung der katholischen Kirche mit der Indigenenbewegung ECUARUNARI aufzeigt, ist die Suche nach dem Ende des Klassenkampfes zunächst vor allem von Akteuren der katholischen Kirche ausgegangen. Die Lokalbevölkerung sollte die Utopie einer Revolution der Indigenen, wie von Proaño propagiert, teilen und einen Befreiungskampf im Namen ihrer kulturellen Identität führen. Darin bestätigt sich die Problematik, die bereits für die Befreiungstheologie und ihr Revolutionsverständnis allgemein festgehalten wurde: Die weiterhin fortbestehenden Machtverhältnisse zwischen der Kirche und den »Armen« erschwerten eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe.

### III. FAZIT

Der mit der »Revolution des Poncho« geschaffene Revolutionsmythos ermöglichte reformorientierten Vertretern der katholischen Kirche Ecuadors sowie Anhängern Proaños eine Vereinnahmung eines Prozesses der sozialen Mobilisierung im Andenhochland. Es handelt sich außerdem um einen Diskurs, der die historische Rolle der Kirche als Kolonialmacht als *tempi passati* proklamiert. Ohne bestreiten zu wollen, dass sich einzelne Kräfte der katholischen Kirche seit den 1960er-Jahren den herrschenden Eliten entgegenstellten und aktiv die Bestrebungen sozialer Bewegungen unterstützten, hat die diesem Artikel zugrunde liegende Forschung gezeigt, dass es wichtig ist, den entstandenen Revolutionsmythos zu hinterfragen.

Das »Erwachen der Indigenen« wird einerseits bisher auf die spezifische Tätigkeit vor allem eines Bischofs zurückgeführt und hat mit dessen Amtszeit (1954–1985) einen genau definierten Anfangspunkt. Damit werden seit mindestens den 1940er-Jahren sehr prominent agierende politische Organisationen, die sich gegen das Hazienda-Regime wehrten, ausgeblendet.<sup>90</sup> Die imaginierte soziale Gruppe der Indigenen wird als bisher den Machenschaften der Hazienda-Besitzer tatenlos zusehende, passive Masse wahrgenommen, die erst durch das Engagement der Kirche aus ihrem »500-jährigen Schlaf« erwacht ist. Die

87 Interview mit Francisco Coro, Columbe, 23.6.2017.

88 Interview mit Pedro Torres, Riobamba, 10.7.2017.

89 Interview mit Homero García, Riobamba, 20.7.2017.

90 Zum Beispiel die »Federación Ecuatoriana de Indios«, vgl. dazu Marc Becker, *Indians and Leftists in the Making of Ecuador's Modern Indigenous Movements*, Durham/London 2008.

Historiografie der Befreiungstheologie hat es bisher noch versäumt, differenzierter auf die Erinnerungsdiskurse, aber auch auf die Rezeption und die konkreten Auswirkungen der Praktiken innerhalb dieser theologischen Linie zu fokussieren.

Das Aufkommen der Indigenenbewegung, wie sie in der Narration der »Revolution des Poncho« verstanden und reproduziert wird, reduziert die in der gelebten Realität komplexen Verbindungen von Merkmalen in der Wahrnehmung, Konstruktion und Ausprägung sozialer Gruppen zunehmend auf Ethnizität. Viele in sozialen Bewegungen engagierte Personen waren jedoch gleichzeitig in sehr unterschiedlich orientierten Gruppierungen aktiv und vielfach ging es ihnen auch nicht darum, sich einer eindeutigen ideologischen Linie unterzuordnen. Im Zentrum stand für sämtliche hier untersuchten Konfliktsituationen und den berücksichtigten Zeitraum immer die Landfrage. Anhand des Beispiels der Organisation ECUARUNARI wurde dieser komplexe, heterogene Raum ansatzweise aufgezeichnet. Eine Ethnisierung der politischen Forderungen, zum Beispiel nach kultureller Selbstbestimmung oder indigenen Territorien, bildete sich erst mit der Indigenenbewegung seit den 1990er-Jahren verstärkt heraus.<sup>91</sup> Auch dann standen aber die bisherigen Forderungen immer noch auf der politischen Agenda. So war beim *levantamiento* von 1990 weiterhin eine Lösung der zahlreichen Landkonflikte das primäre Anliegen.<sup>92</sup> Aus der Perspektive der sich formierenden Indigenenorganisationen gesehen, bedeutete die teilweise Aufnahme einer ethnischen Identifikation die Neudefinition und Inanspruchnahme eines Alteritätsdiskurses, dessen Produktion und Kontrolle seit der Kolonialzeit den dominanten Sektoren vorbehalten war. Dazu zählt auch die katholische Kirche. Weil Ethnizität und soziale Klasse untrennbare Bestandteile der Kolonialität<sup>93</sup> sind, also des Fortwirkens kolonialer Machtstrukturen, ist es naheliegend, dass die Forderungen der Indigenenbewegung auf eine Veränderung in beiden dieser Aspekte abzielen.

Der ethnische Fokus der Kirche, der sich auf einen romantisierenden Diskurs des Bewahrens einer Kultur stützte, konnte die Muster des Paternalismus nie gänzlich überwinden. Auch unter den einer Befreiungstheologie nahestehenden Katholiken war somit das in diesem Artikel aufgezeigte Spannungsfeld zwischen der christlichen Liebestätigkeit (*Caritas*) für den Armen, und später Indigenen, und der Anspruch eines politischen Engagements für soziale Gerechtigkeit auf Augenhöhe schwer zu durchbrechen. Insofern steht das hier behandelte Beispiel Ecuadors mit der »Revolution des Poncho« paradigmatisch für die der Befreiungstheologie inhärenten Machtbeziehungen zwischen den Akteuren einer befreienden Kirche – Bischöfe, Priester, Missionare, Laien – und den »Armen«.

Die Debatte um das theoretische Konzept der Revolution ist mit der »Revolution des Poncho« um ein kleines Kapitel länger, die Definitionsbemühungen zu sozialem und politischem Wandel damit jedoch nicht weniger komplex geworden.

91 Die Indigenenbewegung Ecuadors seit 1990 ist sehr eingehend studiert worden, unter anderem von *Segundo Moreno Yáñez/José Figuerola*, *El levantamiento indígena del Inti Raymi de 1990*, Quito 1992; *Diego Cornejo Menacho* (Hrsg.), *Indios. Una reflexión sobre el levantamiento indígena de 1990*, Quito 1992; *Altmann*, *Die Indigenenbewegung in Ecuador*; *Becker*, *Indians and Leftists*.

92 Wie der damalige CONAIE-Präsident Luis Macas sagte, waren die über hundert Landkonflikte im gesamten Hochland Ecuadors Hauptauslöser für den Aufstand. Vgl. *El levantamiento indígena visto por sus protagonistas*, in: *Diego Cornejo Menacho* (Hrsg.), *Indios. Una reflexión sobre el levantamiento indígena de 1990*, Quito 1991, S. 17–36, hier: S. 23.

93 *Aníbal Quijano*, *Kolonialität der Macht, Eurozentrismus und Lateinamerika*, Wien/Berlin 2016 (zuerst span. 2000).

Frank Bösch

## Transnationale Revolutionen

### Die Bundesrepublik und die Systemwechsel im Iran und in Nicaragua

In den 1970er-Jahren verdichtete sich die Kommunikation über Revolutionen. Wie digitale Suchmaschinen andeuten, fiel der Begriff in englischen, deutschen oder auch spanischen Publikationen so häufig wie nie zuvor und danach.<sup>1</sup> Für das studentisch geprägte linksalternative Milieu im Westen galt die Revolution in Kuba als Beleg, dass radikale Umstürze eine bessere Welt einleiten können. Für andere war die »Nelkenrevolution« in Portugal ein Zeichen, dass friedliche Proteste Wege zur Demokratie ebnen können. Das vielfältige Sprechen über Revolutionen formte Erwartungen und Ängste. Selbst harte Politikwechsel ›von oben‹ wurden nun häufig mit Revolutionsmetaphern versehen. Man sprach von Margaret Thatchers »konservativer Revolution«, der »Reagan Revolution« oder von revolutionären Reformen in China unter Deng Xiaoping.

Im Rahmen dieses grenzübergreifenden Revolutionsdiskurses und einer regelrechten Revolutionssehnsucht erreichten zwei fast zeitgleiche Revolutionen im engeren Sinne eine besonders starke globale Ausstrahlung: zum einen die iranische Revolution, aus der heraus sich seit Frühjahr 1979 eine islamische Republik unter Ajatollah Khomeinis Führung etablierte und die bis heute als ein wichtiger Startpunkt für das Aufkommen des fundamentalistischen Islams gilt. Zum anderen sorgte kurze Zeit später im Sommer 1979 die Revolution in Nicaragua für den Sturz der autoritären Herrschaft von Anastasio Somoza Debayle, die ebenfalls von breiten Bevölkerungsteilen getragen wurde. Dort gewannen rasch die sozialistisch geprägten Sandinisten die Oberhand, ohne dass diese den Sozialismus in Osteuropa kopierten. Beide Revolutionen entfalteten sich völlig unabhängig voneinander. Aber zusammen mit anderen weltweiten Umbrüchen standen sie für grundsätzliche, nachhaltige Neuanfänge, die sich Ende der 1970er-Jahre häuften und bis heute während Konstellationen und Herausforderungen markieren.<sup>2</sup>

Die Ursachen für das Aufkommen und den Erfolg derartiger Revolutionen wurden meist in den spezifischen sozialen Konstellationen des Landes gesucht. Mittlerweile geben einige Studien Überblicke über die Ursachen und den Verlauf der beiden Revolutionen.<sup>3</sup> Die vergleichende sozialwissenschaftliche Forschung hat zumindest vereinzelt nach typologischen Gemeinsamkeiten zwischen den Revolutionen im Iran und in Nicaragua gefragt und einige Ähnlichkeiten ausgemacht. So wurden beide Staaten von Autokraten beherrscht, die Macht familiär vererbten und einen Großteil der Wirtschaftsgüter des Landes besaßen oder lenkten. Angesichts einer wachsenden sozialen Ungleichheit richtete sich der Protest der verarmten Bevölkerung weniger gegen den Kapitalismus als solchen, sondern vielmehr gegen die Herrscherfamilien und die USA als unterstützende Supermacht.<sup>4</sup> Letzteres einte sie in der Revolution mit wohlhabenden Gruppen. Typologisch gehören beide

1 Vgl. eigene Suche mit Google Ngram Viewer unter dem Begriff »Revolution/revolution«, URL: <<https://books.google.com/ngrams/>> [14.2.2019].

2 Zum globalen Kontext und auch zu diesen beiden Fallbeispielen bereits ausführlicher: *Frank Bösch, Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann*, München 2019.

3 Vgl. zuletzt *Amin Saikal, Iran Rising. The Survival and Future of the Islamic Republic*, Princeton/Oxford 2019; *David Close/Salvador Martí i Puig/Shelley A. McConnell* (Hrsg.), *The Sandinistas and Nicaragua since 1979*, Boulder 2011.

4 So bereits bei: *Misagh Parsa, States, Ideologies, and Social Revolutions. A Comparative Analysis of Iran, Nicaragua and the Philippines*, Cambridge/New York etc. 2000, S. 286.

Revolutionen ins Feld der »Third World Revolutions«, also zu radikalen Umbrüchen im Globalen Süden, die eine nationale Unabhängigkeit von nördlichen Industriestaaten suchten, wie zuvor etwa in Mexiko 1910, Kuba 1959 oder China 1949.<sup>5</sup> Nationalistische Appelle an die Unabhängigkeit und gegen die Ausbeutung von außen, die mehr soziale Gerechtigkeit versprachen, ersetzten dabei auch im Iran und in Nicaragua gemeinsame politische Ziele. Die Protestgruppen hatten somit keine gemeinsame Ideologie, sondern die stärksten Gruppen in dem Protest setzten ihre erst nach dem Sturz durch.

Die vergleichende Revolutionsforschung erfasste meist typologisch die Ursachen und den Verlauf aus den revolutionären Ländern heraus.<sup>6</sup> Mein Artikel ergänzt diesen Zugang um eine internationale und transnationale Perspektive, die die Revolutionen vor allem aus ihren grenzübergreifenden Verbindungen heraus analysiert. Die Bundesrepublik Deutschland dient dabei als ein Beispiel, um diese Interaktionen mit nördlichen Industrieländern zu verdeutlichen. Mein zentrales Argument ist dabei, dass diese beiden Revolutionen in starken Maß im Kontext der intensivierten Globalisierung der Zeit zu verstehen sind. Das Aufkommen und der Erfolg dieser Revolutionen, so soll der Artikel zeigen, wurden durch die verdichtete Interaktion mit Ländern im »Westen« gefördert, obgleich sich ihr Nationalismus rhetorisch oft gerade gegen diesen richtete. Trotz aller kulturellen Differenzen zwischen dem islamischen Iran und »Nicaragua Sandinista« lassen sich entsprechend vergleichend ähnliche internationale Bezüge ausmachen. Der Artikel ist damit ein Plädoyer für typologische Überlegungen auf einer mittleren Abstraktionsebene, die zeitspezifische Charakteristika von Revolutionen akzentuiert.

## I. GLOBALE WEGBEREITER DER REVOLUTIONEN

Schon frühere Revolutionen hatten natürlich einen grenzübergreifenden Charakter. Medien transferierten Ideen und einzelne Akteure reisten auch im 18. und 19. Jahrhundert aus dem Ausland an, um an Massenprotesten teilzunehmen oder sie zu verhindern. Ebenso griffen mitunter ausländische Mächte ein. Der Globalisierungsschub seit den späten 1960er-Jahren sorgte jedoch für eine strukturell andere Form der Verdichtung und Vernetzung der Welt.<sup>7</sup> Die ökonomische Verflechtung sorgte für verstärkte wechselseitige Abhängigkeiten und die Verbilligung der Flugreisen ermöglichte rasche Begegnungen über die Weltmeere hinweg. Fax-Geräte erlaubten eine direkte, günstige Kommunikation und die Liveübertragung per Fernsehen eine direkte Teilhabe an fernen Ereignissen. Bereits der Vietnamkrieg und die weltweiten Gegenproteste verdeutlichten das große grenzübergreifende Mobilisierungspotenzial, das diese kommunikative Verdichtung im Westen auslösen konnte.

Der transnationale Charakter der Revolutionen zeigte sich zunächst darin, dass Emigranten im westlichen Ausland ihr Aufkommen förderten. Sie trugen maßgeblich dazu bei, die jeweiligen Autokratien international zu diskreditieren und dadurch deren Ressourcen zu beschneiden. Denn in der globalisierten Welt hingen die Regime beider Staaten von westlicher ökonomischer und militärischer Unterstützung ab. Bereits die studentischen Proteste

5 Dabei wurde zwischen »Third World Social Revolutions« und »Third World Colonial Revolutions« unterschieden; *John Foran*, *Taking Power. On the Origins of Third World Revolutions*, Cambridge/New York etc. 2005. Direkt vergleichend zu den Fällen hier bereits *ders.*, *A Theory of Third World Social Revolutions: Iran, Nicaragua and El Salvador Compared*, in: *Critical Sociology* 19, 1992, H. 2, S. 3–27.

6 Vgl. etwa *Keith M. Baker/Dan Edelstein* (Hrsg.), *Scripting Revolution. A Historical Approach to the Comparative Study of Revolutions*, Stanford 2015.

7 Vgl. einführend zur »zweiten Globalisierung«: *Peter E. Fäßler*, *Globalisierung. Ein historisches Kompendium*, Köln/Weimar etc. 2007, S. 120–152.

und deren Solidarität mit der ›Dritten Welt‹ Ende der 1960er-Jahre wurden im starken Maße von Menschen aufgebracht, die aus dem Ausland kamen.<sup>8</sup> Nicht nur in der Bundesrepublik waren es iranische Exilanten, die ab 1967 die Studentenbewegung und Öffentlichkeit gegen das Schah-Regime mobilisierten. Iranische Studenten und Exilanten brachten kritische Positionen in die Medien und veranstalteten eigene Protestaktionen gegen die autoritäre Herrschaft des Schahs und seine Folterkeller. Als besonders einflussreich erwiesen sich die Schriften des Exil-Iraners Bahman Nirumand, der zuvor bereits die internationale oppositionelle »Konföderation Iranischer Studenten« mit aufgebaut hatte. 1967, kurz vor dem Schah-Besuch, publizierte er ein äußerst erfolgreiches Buch über die Diktatur im Iran und dynamisierte mit einem Vortrag an der Freien Universität Berlin die dortigen Proteste gegen den Schah-Besuch.<sup>9</sup> Zugleich sorgten die Bilder prügelnder Schah-Anhänger und die tödlichen Schüsse des Polizisten und Stasi-Spitzels Karl-Heinz Kurras auf den Demonstranten Benno Ohnesorg dafür, dass die bisherige Sympathie für das persische Herrscherpaar kippte und eine kritische Aufmerksamkeit erhielt.<sup>10</sup> In iranischen Kreisen wurde Ohnesorg als früher Märtyrer und Opfer des Schahs angeführt. Auch in den 1970er-Jahren, als nach der ersten Ölkrise sich die internationalen Beziehungen zum Iran wieder intensivierten, waren die iranischen Exilanten eine treibende Kraft bei Protesten gegen die dortigen Menschenrechtsverletzungen. In diplomatischen Treffen zwischen Bonn und Teheran wurden diese immer wieder thematisiert und deren Verfolgung durch den Schah Mohammad Reza Pahlavi angemahnt.<sup>11</sup> Dies wiederum wirkte auf die Länder zurück. Wenn etwa beim Schah-Besuch in den USA 1977 Menschen dort protestierten, ermutigten diese Bilder, im Iran ähnlich zu agieren.

Auch Ruhollah Khomeini selbst lässt sich als ein transnational agierender Akteur fassen. Zum zentralen globalen Gegenspieler des Schahs wurde er vor allem im Exil nahe Paris 1978/79. Zweifelsohne war der Ajatollah seit den Protesten gegen die »Weiße Revolution« des Schahs auch im Ausland bekannt, mit der letzterer durch Frauenrechte und Landreformen den Iran modernisieren wollte. Khomeinis Schriften, insbesondere zum islamischen Staat<sup>12</sup>, wurden im Iran bereits in den 1970er-Jahren heimlich gelesen. Im französischen Exil konnte er jedoch dank der Pressefreiheit und der dortigen Weltpresse fortlaufend Interviews geben und die globale Öffentlichkeit erreichen. Die zahlreichen Aufnahmen machten ihn zu einer globalen Ikone, die auch im Westen auf Augenhöhe mit dem Schah erschien.<sup>13</sup> Dies stachelte wiederum im Iran den Protest an, ließ Khomeini als maßgeblichen Gegenspieler erscheinen und machte ihn bei seiner Ankunft in Teheran zur entrückten Heilsfigur. Sein Anflug nach Teheran am 1. Februar 1979 war entsprechend inszeniert: Allein 150 Journalisten befanden sich an Bord und Kamerateams aus der ganzen Welt warteten in Teheran, die indirekt ein Schutzschild bildeten. Über das neu verfügbare

8 Vgl. *Quinn Slobodian*, *Foreign Front. Third World Politics in Sixties West Germany*, Durham/London 2012.

9 Vgl. *Bahman Nirumand*, *Persien, Modell eines Entwicklungslandes oder Die Diktatur der Freien Welt*, Reinbek 1967.

10 Vgl. *Eckhard Michels*, *Schahbesuch 1967. Fanal für die Studentenbewegung*, Berlin 2017.

11 Vgl. etwa *Wieck/Botschaft Teheran an Auswärtiges Amt (AA)*, 21.10.1976, Bundesarchiv Koblenz (BArch) B 136/17572.

12 Übersetzt: *Ajatollah Khomeini*, *Der islamische Staat*, Berlin 1983 (zuerst 1970).

13 Vgl. *Shaul Bakhash*, *The Reign of the Ayatollahs. Iran and the Islamic Revolution*, New York 1984, S. 49. Iranische Journalisten ließ Khomeini nicht vor, erinnert: *Amir Taheri*, *The Spirit of Allah. Khomeini and the Islamic Revolution*, London 1985, S. 205. Einige sprechen von bis zu 200 Journalisten im Flugzeug, vgl. *Carole Jerome*, *Back to the Veil*, in: *New Internationalist*, 1.9.1980.

Satellitenfernsehen konnte die weltweite Öffentlichkeit die Revolution live daheim verfolgen.<sup>14</sup>

Ein ähnlich starker Einfluss von transnationalen Eliten lässt sich im Vorfeld der Revolution in Nicaragua ausmachen. Über die dortige autoritäre Herrschaft von Anastasio Somoza Debayle war im Westen in den frühen 1970er-Jahren noch wenig bekannt. Die Lateinamerikagruppen im alternativen Milieu blickten vor allem auf Chile, etwas seltener auch auf Argentinien.<sup>15</sup> Bereits in diesen Gruppen partizipierten zahlreiche Exilanten aus Südamerika. Die Nicaragua-Gruppen, die oft auch personell an sie anknüpften, entstanden ähnlich wie bei den Schah-Protesten maßgeblich unter Beteiligung von Exilanten und Studenten aus Nicaragua. In der Bundesrepublik und ihren westlichen Nachbarländern erwies sich vor allem der deutsch-nicaraguanische Student Enrique Schmidt Cuadra als Schlüsselfigur, um entsprechende Protestgruppen zu gründen und vor allem grenzübergreifend zu vernetzen. Er agierte dabei mit direkter Unterstützung und Anweisung der »Sandinistischen Nationalen Befreiungsfront« (FSLN).<sup>16</sup> Andere Exil-Nicaraguaner reisten durch die Welt, um gegen Somozas Herrschaft zu mobilisieren. Besonders die Auftritte des Schriftstellers und Priesters Ernesto Cardenal, den vor allem christliche Gruppen auch in der Bundesrepublik einluden, erwiesen sich als wirksam. Cardenal verkörperte mit seinem wallenden weißen Haar, seinem Poncho und seiner Baskenmütze die romantisierte Rolle des verfolgten Intellektuellen, den der Gemeindepastor bei einem Auftritt in Köln als »Zeugen des Unrechts« begrüßte.<sup>17</sup> Cardenals Buch »Das Evangelium der Bauern von Solentiname«, das mit christlichen Argumenten Ungerechtigkeit anprangerte und zum Widerstand aufrief, warb erfolgreich für den Umsturz. Cardenal forderte von der Bundesregierung die Einstellung der Entwicklungshilfe für Nicaragua, die er mit einer ausländischen Hilfe für Adolf Hitler verglich.<sup>18</sup>

Den Exilanten aus Nicaragua und dem Iran gelang es Ende der 1970er-Jahre, die zunächst auf Osteuropa bezogene internationale Menschenrechtsdebatte auf ihre Länder zu übertragen. Ein neuer zentraler globaler Akteur war dabei Amnesty International: So versorgten beispielsweise iranische Emigranten Amnesty mit Berichten über Folter, die dadurch auch für westliche Regierungen offiziellen Charakter erhielten, die dann wiederum die betroffenen Staaten damit konfrontierten.<sup>19</sup>

In beiden Fällen hatten diese transnational verwobenen Proteste »von unten« erstaunlich starke Rückwirkungen auf die westlichen Regierungen. So verlangte das Auswärtige Amt Anfang 1978 genauere Informationen über die Menschenrechtslage in Nicaragua.<sup>20</sup> Im Europäischen Parlament stellten Sozial- und Christdemokraten im Oktober 1978 sogar eine gemeinsame Entschließung, die die Unterdrückungen Somozas anprangerte und

14 Vgl. etwa ABC-News, 1.2.1979, URL: <<http://abcnews.go.com/Archives/video/feb-1979-ayatollah-khomeini-returns-12769714>> [14.2.2019]; damaliger ARD-Bericht von Ulrich Encke, in: *Ulrich Encke* (Hrsg.), *Vom Kaiserreich zum Gottesstaat. Reportagen aus 30 Jahren iranischer Revolution*, Norderstedt 2010, S. 30.

15 Hierzu vergleichend: *Frank Bösch/Caroline Moine/Stefanie Senger* (Hrsg.), *Internationale Solidarität. Globales Engagement in der Bundesrepublik und der DDR*, Göttingen 2018; *Kim Christiaens/Idesbald Goddeeris/Magaly Rodríguez García* (Hrsg.), *European Solidarity with Chile 1970s–1980s*, Frankfurt am Main/Bern etc. 2014.

16 Vgl. *Christian Helm*, *Botschafter der Revolution. Das transnationale Kommunikationsnetzwerk zwischen der Frente Sandinista de Liberación Nacional und der bundesdeutschen Nicaragua-Solidarität 1977–1990*, Berlin 2018, S. 45–58.

17 Kölner Stadt-Anzeiger, 7.12.1977.

18 Vgl. Vorwärts, 15.12.1977; public-forum, Jan. 1978, S. 23.

19 Für diese Hinweise danke ich Roham Alvandi (LSE London).

20 Vgl. Rechtfertigung in: *Botschaft Managua*, 20.1.1978, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PAAA), MANAG Bd. 17183.



die Freilassung der politischen Gefangenen forderte.<sup>21</sup> Die Bundesrepublik verkündete nun wie viele andere westliche Länder das Aussetzen von Hilfsmitteln, wobei sie 1978 noch Kredite von über zehn Millionen DM für Wirtschaft und Infrastruktur vorgesehen hatte.<sup>22</sup> Kritisch diskutierte die deutsche Öffentlichkeit auch im Bundestag, ob deutsche Unternehmen wie Siemens in seiner Niederlassung in Nicaragua Mitarbeiter an Somozas Polizei ausgeliefert hätte. Derartige Vorwürfe gegenüber westdeutschen Firmen in Nicaragua wanderten von der Opposition in Nicaragua über das Informationsbüro der Nicaragua-Solidarität in Wuppertal an bundesdeutsche Politiker. Die bundesdeutsche Botschaft prüfte die Anschuldigungen, befand sie allerdings für unzutreffend.<sup>23</sup>

Eine Schlüsselrolle spielte der im Vietnamkrieg geschulte, globale, humanitär-engagierte Journalismus. Oft waren es dieselben Journalisten, die von den Hotspots in Vietnam und den »Boat People« sowie im Iran und in Nicaragua Krisenbilder verschickten. Sie verbreiteten Bilder von Folteropfern aus den Ländern, die die Presse mit dem Reichtum der Herrscher in einen Zusammenhang setzte.<sup>24</sup> Damit förderten sie eine moralische Empörung, die eine wichtige Voraussetzung für die Revolutionen war. Oppositionelle und Emigranten verbreiteten zudem im Westen Bilder von gefolterten Menschen, die sowohl in kleinen Solidaritätsblättern als auch in Massenmedien aufgegriffen wurden.<sup>25</sup> Eine zentrale und erfolgreiche Strategie war dabei, Einzelschicksale vorzustellen und den Opfern ein Gesicht und eine Geschichte zu geben. Viele dieser Reporter wurden selbst zu Akteuren oder wurden ermordet, wie Bill Stewart von ABC in Nicaragua. Spielfilme wie »Under Fire« (USA 1983) thematisierten diese Mischung aus globalem Journalismus und politischem Engagement in Nicaragua.

## II. GLOBALE VERBINDUNGEN WÄHREND REVOLUTIONEN

Über das globale Engagement von einzelnen Akteuren hinaus wurden beide Revolutionen durch ähnliche strukturelle Vorbedingungen gefördert, die ebenfalls grenzübergreifenden Charakter hatten. So bildete der verdichtete ökonomische Austausch in den 1970er-Jahren eine wichtige Voraussetzung für die globale Bedeutung der beiden Revolutionen. Der Iran war durch seine Öllieferungen, die Ende der 1970er-Jahre rund zehn Prozent der Weltexporte ausmachten, fest in die globale Vernetzung des Handels eingebunden. Umgekehrt investierte der Iran seine Petrodollar in westliche Unternehmen wie Krupp und bestellte große westliche Investitionen – wie zwei Atomkraftwerke aus der Bundesrepublik 1976. Nicaraguas Haupteinnahmequelle war hingegen der Verkauf von Kaffee, der ebenfalls in den 1970er-Jahren ein globales Konsumgut wurde, das ubiquitär verbreitet war.<sup>26</sup> Diese Güter trugen mit dazu bei, dass der Nahe Osten und Mittelamerika eine neue globale Aufmerksamkeit

21 Vgl. Entschließung Europäisches Parlament, 12.10.1978, PAAA, B 33 ZA Bd. 111159.

22 Vgl. Gansel/Dohnanyi Bundestag, 7.12.1978, Sp. 9635 sowie Abt. 3 AA an Staatssekretär, 28.9.1978, PAAA, B 33 ZA Bd. 111159; Gesprächsvorbereitung Schmidt von AA, 17.10.1978, ebd. Bd. 111160; Sprechzettel Dohnanyi, 26.3.1979, ebd. Bd. 116101.

23 Vgl. Büro Nicaragua an Genscher, 15.9.1978, und Botschaft Managua, 6.12.1978, ebd. ZA Bd. 111159.

24 Vgl. etwa die Porträts vom Somoza-Clan in: Stern, 29.1.1978; Dollars für Kugeln, in: Der SPIEGEL, 23.1.1978, S. 119–121. Zum Wandel der visuellen Kultur und Bilddistribution vgl. *Annette Vowinkel*, *Agenten der Bilder. Fotografisches Handeln im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2016.

25 Vgl. etwa die »Nicaragua Nachrichten« im Archiv des Hamburger Instituts für Sozialforschung oder die online verfügbaren »Lateinamerika Nachrichten«, URL: <<https://lateinamerikanachrichten.de/historisches-archiv/>> [14.2.2019].

26 Vgl. aus deutscher Perspektive: *Monika Sigmund*, *Genuss als Politikum. Kaffeekonsum in beiden deutschen Staaten*, Berlin/München etc. 2015.

erhielten. Die Einnahmen aus den Exporten bescherten jedoch in beiden Ländern nur einer kleinen Elite großen Reichtum, kaum der ländlichen Bevölkerung. Zudem unterlagen Öl und Kaffee in den 1970er-Jahren starken Preisschwankungen, was die heimische Wirtschaft instabil machte. Dies förderte in beiden Ländern soziale Proteste, die durch Erdbeben noch verstärkt wurden, nach denen die internationale Hilfe allmählich versiegte.<sup>27</sup>

Eine weitere Gemeinsamkeit beider Staaten war, dass ihre Autokratien lange von den USA gestützt wurden. Dies führte zu einer kulturell aufgeladenen Abgrenzung von den USA: Nicht nur die Herrscher erschienen als Marionetten der USA und deren CIA, sondern der Wunsch nach nationaler kultureller Eigenständigkeit flammte auf. Als US-Präsident Jimmy Carter im Rahmen seiner Menschenrechtspolitik ab 1977 schrittweise auf Distanz zu den autoritären Regimen rückte, verloren diese jene wichtige internationale Stütze. Der amerikanische und internationale Druck zwang 1978 die Herrscher im Iran und in Nicaragua zu gewissen Zugeständnissen im eigenen Land und etwas mehr Meinungsfreiheit. Gerade diese leicht vergrößerten Spielräume ermöglichten jedoch ein weiteres Anschwellen von Protesten, die kompromisslos die Absetzung des Schahs und Somozas forderten.

In beiden Ländern hatte die Revolutionsbewegung eine auffallend breite Basis. Nicht nur städtische Unterschichten, sondern ebenso die Landbevölkerung und bürgerliche Gruppen beteiligten sich hieran. Im Iran protestierten konservative Muslime, Liberale, Sozialisten und Kommunisten auf den Straßen. Was sie einte, war die Ablehnung der korrupten Herrschaft des Schahs sowie die amerikanische Einflussnahme und Kultur.<sup>28</sup> Ebenso reichte der Protest in Nicaragua weit über die kämpfenden Guerillatruppen der Sandinisten hinaus. Im Manifest der »Gruppe der Zwölf« (Los Doce) traten unterschiedliche Intellektuelle, Priester und auch Unternehmer für Menschenrechte und den Übergang zu einer Demokratie ein, und selbst einige Geschäftsleute, Plantagenbesitzer und hohe Geistliche forderten den Umsturz.<sup>29</sup> Das Oppositionsbündnis »Frente Amplio de Oposición« verfestigte diesen Zusammenschluss zwischen bürgerlichen und linken Gruppen.

Bei beiden Revolutionen fällt die überraschend wichtige Rolle der Religion auf. Im Iran sorgten die säkularen Reformen des Schahs in den 1960er-Jahren bereits für Proteste islamischer Geistlicher. Ende der 1970er-Jahre bildeten islamische Fundamentalisten eine zentrale Protestgruppe, wengleich zunächst unklar war, ob sie sich durchsetzen würden. In Nicaragua spielte die katholische Befreiungstheologie eine zentrale Rolle, über die ebenfalls Ideen in Kirchen und Bildungseinrichtungen kursierten. 1979 unterstützten dann auch konservative Geistliche die Absetzung von Somoza. In dem katholisch geprägten Land ermöglichte dies eine breite Massenverankerung in der Bevölkerung, die bis in die mittelständische Bevölkerung und das Land reichte. Moscheen und Kirchen, Koranschulen und katholische Bildungsstätten waren angesichts von Pressezensur und Analphabetismus wichtige Orte der Kommunikation. Dies ermöglichte etwa, über Tonbänder die Reden von Khomeini aus seinem Exil zu verbreiten.

Die Religion förderte zudem die grenzübergreifende Vernetzung der Proteste: Die Befreiungstheologie schuf Verbindungen in Lateinamerika und erleichterte die Solidarität von christlichen Gruppen in Europa. Ebenso ging der islamische Protest mit dem internationalen Aufblühen eines islamischen Fundamentalismus einher, der sich von Pakistan bis

27 Dies wurde auch schon früh im Westen gesehen: Bericht Botschaft Managua, 8.5.1975, PAAA, MANAG Bd. 17183.

28 Vgl. *Stuti Bhatnagar*, Revolution in Iran, 1979. The Establishment of an Islamic State, in: *P.R. Kumaraswamy* (Hrsg.), Caught in Crossfire. Civilians in Conflicts in the Middle East, Reading 2008, S. 95–118, hier: S. 97.

29 Vgl. *Mark Everingham*, Revolution and the Multiclass Coalition in Nicaragua, Pittsburgh/London 1996, S. 134f.; *Jeffery M. Paige*, Coffee and Power. Revolution and the Rise of Democracy in Central America, Cambridge 1998, S. 272.

Saudi-Arabien zeigte. In Saudi-Arabien sorgte etwa die Belagerung und blutige Niederschlagung einer Geiselnahme in Mekka 1979 dafür, dass das Königshaus eine konservativ-religiöse Wende vollzog.<sup>30</sup> Um Aufstände zu vermeiden und die eigene Vorherrschaft religiös zu untermauern, gab das saudische Königshaus den Religionsgelehrten, den Ulama, mehr Macht, förderte islamische Aktivisten und den Pan-Islamismus.<sup>31</sup> Statt einer neuen Einheit des Islams förderte die iranische Revolution eher eine Spaltung. Saudi-Arabien richtete sich nun scharf gegen die iranische Revolution, Iran wiederum verspottete Saudi-Arabien als »amerikanischen Islam«.<sup>32</sup> Im globalen Norden erschien der Islam dennoch durch die iranische Revolution als eine einheitliche Bedrohung, die weltweit vorrückte. Im Westen wurden nun die Bilder vom radikalen Islam in Iran auf alle Muslime übertragen. Türkische Gastarbeiter verwandelten sich nach 1979 in Muslime und schmuckvolle Moscheen wie in Hamburg erschienen der Öffentlichkeit nun als Revolutionszentren.<sup>33</sup>

Dass sich aus den Protesten eine Revolution ergeben würde, war zunächst nicht absehbar. Der Begriff »Revolution« ist zunächst ja immer nur eine Behauptung. Massenproteste zeitgenössisch so zu bezeichnen, kann eine Ankündigung, Bedrohung oder ein Versprechen sein, um bestimmte Ziele zu erreichen. Ob etwas tatsächlich als eine Revolution gilt, wird jeweils kommunikativ ausgehandelt. Dass es in den beiden Staaten zu einer Revolution kommen würde, war bis 1978 schwer vorstellbar. Der iranische Umbruch wurde deshalb auch als »unthinkable revolution« bezeichnet, da erst aus der Erfahrung des Massenprotests die handlungstreibende Vorstellung entstand, ein Regimewechsel sei tatsächlich möglich.<sup>34</sup> Immerhin verfügte der Schah über eine hochgerüstete Armee und Geheimpolizei und wurde massiv von den USA unterstützt, während seine Gegner zunächst unbewaffnet auf die Straßen gingen.

Die kämpferische Phase der Revolution unterschied sich dabei in beiden Staaten. In Nicaragua entfaltete sich die Revolution im Rahmen eines blutigen Bürgerkriegs, in dem sandinistische Kämpfer schrittweise in die Hauptstadt vorrückten. Im Iran war die Revolution vonseiten der Protestierenden zunächst recht friedlich und beschränkte sich weitgehend auf massenhafte Proteste und Streiks, wobei besonders die Lahmlegung der Ölindustrie große Wirkung zeigte. In dem bevölkerungsreichen Land war es eher die schiere Masse an Demonstranten, die schließlich das Militär zwang, nicht einzuschreiten. Hier haben wir eher das Modell der zunächst recht friedlichen Revolution, die an den indischen Massenprotest unter Gandhi erinnerte und etwa durch Streiks in den Ölfeldern die Ressourcen des Regimes austrocknete. Allerdings kam aus dem Wissen über frühere Revolutionen Ende 1978 weltweit die Annahme auf, ein Sturz des Schahs werde mit massenhaften, blutigen Ausschreitungen einhergehen. Die Bundesregierung sorgte daher für die

---

30 Vgl. *Yaroslav Trofimov*, Anschlag auf Mekka: 20. November 1979 – Die Geburtsstunde des islamistischen Terrors, München 2008 (zuerst engl. 2007).

31 Vgl. *Thomas Hegghammer*, Jihad in Saudi Arabia. Violence and Pan-Islamism since 1979, Cambridge/New York etc. 2010, S. 21–26; *Florian Peil*, Aufstand in Mekka. Die Besetzung der großen Moschee 1979, Berlin 2006.

32 *Banafsheh Keynoush*, Saudi Arabia and Iran. Friends or Foes?, Basingstoke/New York 2016, S. 109–130.

33 Vgl. etwa die Titelgeschichten der Ausgabe »Zurück ins Mittelalter«: »Wenn der Teufel geht, kommt der Engel«, in: *Der SPIEGEL*, 12.2.1979, S. 102–112; *Hans Schuele*, Chomeinis Arm reicht bis nach Hamburg, in: *Die ZEIT*, 27.7.1979, S. 5.

34 So der Titel von *Charles Kurzman*, *The Unthinkable Revolution in Iran*, Cambridge/London 2004. Seine auf Interviews gestützte Studie richtet sich gegen klassische soziologische Ex-Post-Erklärungen.

Rückführung der im Iran lebenden Deutschen und bereitete heimlich die Evakuierung der dort Verbliebenen vor.<sup>35</sup>

Mobilisierend wirkten bei beiden Revolutionen Bilder und Berichte von einzelnen ermordeten Oppositionellen, die global die Autokraten diskreditierten. In Nicaragua war der Mord an Pedro Chamorro Anfang 1978 ein Fanal, im Iran die zeitgleichen Schüsse auf gläubige Demonstranten in der heiligen Stadt Ghom. Jeweils erwiesen sich die Beerdigungen als Momente, die den Straßenprotest kulminieren ließen: Denn sie ermöglichten eine emotionalisierte Zusammenkunft unterschiedlicher Gruppen.

Da in beiden Staaten sehr unterschiedliche Gruppen protestierten, war in der revolutionären Hochphase und nach dem Sturz der Regierung zunächst im Land und für weltweite Beobachter offen, welches Regime sich durchsetzen und inwieweit demokratische Strömungen Erfolg haben würden. In beiden Fällen gewannen die revolutionären Übergangsregierungen Akzeptanz, indem sie sich kompromissbereit gaben und breitere Koalitionen eingingen. Sowohl die Sandinisten unter Daniel Ortega als auch die Fundamentalisten unter Khomeini verdeckten ihre Machtstellung in neuen Verfassungskonstruktionen. So ernannte Khomeini mit Mehdi Bāzargān einen Premierminister, der sowohl im islamischen als auch im säkularen Widerstand gegen den Schah verankert war und eher der liberalen islamischen Richtung angehörte. Der Teheraner Professor, der in Frankreich Ingenieurwissenschaften studiert und in der französischen Armee gekämpft hatte, galt auch den westlichen Diplomaten als respektabel. So sah der bundesdeutsche Botschafter ihn als »Gewähr dafür, daß eine gewaltlose und weitgehend einvernehmliche Lösung ausgearbeitet werden kann«. Ob Khomeini einen Gottesstaat oder eine Demokratie anstrebe, erschien deshalb offen.<sup>36</sup> Ebenso fanden sich im neuen Kabinett Vertreter unterschiedlicher Protestbewegungen, die auch in den ersten diplomatischen Gesprächen moderat auftraten. So versprach etwa Hassan Nahsi, Mitglied des Revolutionsrats und Vertrauter Bāzargāns, den bundesdeutschen Diplomaten, die kommende Republik werde nur dem Namen nach islamisch sein und »sich am freiheitlichen Gedankengut der westlichen Welt orientieren«.<sup>37</sup>

Auch in Nicaragua erschien die Situation weltweit offen. Auch in internen Analysen des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten der DDR erschien es unklar, ob sich der marxistische Flügel der Sandinisten gegen »die Mehrheit der kleinbürgerlich progressiven Kräfte« durchsetze.<sup>38</sup> Die ersten politischen Institutionen unterstrichen ein breiteres Bündnis. Der im Juni 1979 gegründete Rat des Nationalen Aufbaus (die »Junta«) bestand etwa aus zwei bürgerlichen Demokraten, zwei Sozialisten und mit Sergio Ramírez einem Sozialdemokraten, der rasch zur revolutionären Seite zählte. 1980 nahm die sandinistische Dominanz jedoch zu, als die bürgerlichen Vertreter die Junta verließen und der Sandinist Daniel Ortega auch formal deren Leitung übernahm.<sup>39</sup> Die vielfältigen Oppositionsgruppen sollte der Staatsrat, der eher machtlose »Consejo de Estado« einfangen, in dem Parteien, Kirchen, Universitäten, Lehrer, Journalisten oder auch Verbände vertreten waren. Zum eigentlichen Machtzentrum entwickelte sich vielmehr das Direktorium der sandinistischen FSLN. In gewisser Weise folgte dieser Ablauf dem Skript der Revolutionen seit der Französischen Revolution: Einer euphorischen kurzen Phase der Freiheit und Offen-

35 Vgl. Bericht Botschaft Teheran an AA, 2.11.1978; Arbeitsstab Iran, 6.11. und 28.11.1978; Bericht Oldenkott für Bundeskanzler, 7.12.1978, alle BArch, B 136 16650; Aufzeichnung Meyer-Landrut an Staatssekretär, 10.1.1979, in: Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland (AAPD) 1979, S. 43.

36 Vgl. Botschafter Teheran an AA, 5.2. sowie 6.2.1979, BArch, B 136 16651.

37 Botschafter Teheran an AA, 14.2.1979, BArch, B 136 16651.

38 Vgl. Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der DDR, 22.7.1979, PAAA, M 95 Bd. 10777.

39 Vgl. *David Close*, Nicaragua. Navigating the Politics of Democracy, Boulder 2016, S. 74.

heit folgten lange zähe Machtkämpfe, in denen es zunehmend zu neuer Gewalt kam und sich eine radikalere Richtung durchsetzte.

### III. DIE NEUEN REVOLUTIONSREGIERUNGEN UND DIE WELT

Diese anfängliche Offenheit der Situation förderte eine globale Interaktion mit den neuen Regierungen: Westliche und sozialistische Staaten aus Osteuropa buhlten nun um Kontakte und Aufbauhilfe, um jeweils Einfluss auf den neuen Kurs zu nehmen. So suchten die Sowjetunion und ihre Verbündeten wie die DDR rasch ein gutes Verhältnis zur neuen islamischen Regierung.<sup>40</sup> Die neu gebildete iranische Regierung erkannten sie sogleich an.<sup>41</sup> Der Anti-Amerikanismus erwies sich als ein Bindeglied. Noch stärker engagierten sich die sozialistischen Staaten gegenüber Nicaragua. Glückwünsche kamen sofort aus der Sowjetunion, Kuba und der DDR, die gleich diplomatische Beziehungen aufnahmen und Hilfsgüter einflogen.<sup>42</sup> Selbst China erkannte im Rahmen seiner internationalen Öffnung die neue nicaraguanische Regierung an, auch um gegen Kubas Einfluss einen Akzent zu setzen.<sup>43</sup>

Gerade die Angst vor einer sowjetischen Einflussnahme führte dazu, dass auch die westlichen Demokratien bald den Kontakt zu den neuen revolutionären Regierungen suchten und sie ebenfalls mit Glückwünschen umwarben. Während in Nicaragua ein sowjetischer Stützpunkt nahe der USA befürchtet wurde, kam nach der iranischen Revolution die Angst auf, die Sowjets würden nun eine Einflusszone von Äthiopien bis hin nach Afghanistan ausbauen und damit Zugang zu den Ölgebieten und zur Straße von Hormus erhalten.<sup>44</sup> Neben politischen Zielen sollten die ökonomischen Beziehungen gesichert werden. Außenminister Hans-Dietrich Genscher erklärte schon in der Kabinettsitzung am 14. Februar 1979 »die Fortsetzung der freundschaftlichen Beziehungen« und Helmut Schmidt kündigte ein Glückwunschtelegramm an Bāzargān an, den er dem demokratischen Lager zurechnete.<sup>45</sup> Während die SPD-Führung mit antiamerikanischem Einschlag die Anerkennung der Revolutionsregierung forderte, da der Schah »ein undemokratischer Bündnis-Partner des Westens« gewesen sei<sup>46</sup>, äußerte das Auswärtige Amt erleichtert, dass im neuen iranischen Kabinett »links-extreme Kräfte« nicht vertreten seien und Bāzargān eine effektive Kontrolle über das Land erreicht habe.<sup>47</sup> Viele glaubten wie Bundeskanzler Schmidt, Khomeinis Herrschaft sei allenfalls temporär: »Die Ayatollahs können das Land auf Dauer nicht regieren«, äußerte er gegenüber dem ägyptischen Präsidenten Anwar as-Sadat.<sup>48</sup>

40 Vgl. etwa: Islamische Republik Iran für gute Beziehungen zur DDR, in: Neues Deutschland 3.4.1979, S. 1; Iran für freundschaftliche Beziehungen mit der DDR, in: ebd., 9.4.1979, S. 1.

41 Vgl. Auswertung sowjetische Presse in: AA, 31.1.1979, BArch, B 136 16650; Ernst Levy, Moskau blickt mit gemischten Gefühlen nach Iran, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.1.1979, S. 12.

42 Vgl. die Prawda und andere laut: Botschaft Moskau an AA, 23.7.1979, PAAA, B 33 ZA Bd. 116102; Die Fahnen der FSLN wehen über Managua, in: Neues Deutschland, 21./22.7.1979. Als Zeitzeugen: Mathias Dietrich, Solidarität war mehr als eine Staatsdoktrin, in: Erika Harzer/Willi Volks (Hrsg.), Aufbruch nach Nicaragua. Deutsch-deutsche Solidarität im Systemwettstreit, Berlin 2008, S. 29–35; Peter Strobinski, Nicaragua war uns wichtig, in: ebd., S. 62–67, hier: S. 63.

43 Vgl. Botschaft Peking AA, 1.8.1979, PAAA, B 33 ZA Bd. 116102.

44 Vgl. etwa die Vorlage Ref. 405 AA, 29.1.1980, PAAA, ZA Bd. 126878; Ref. 405 AA, 29.5.1980, ebd.

45 Kurzprotokoll Kabinettsitzung vom 14.2.1979, Sprechzettel Bundeskanzler, 15.2.1979, BArch, B 136 16651.

46 Karsten D. Voigt, Die neuen Verhältnisse in Teheran anerkennen. Der Westen muß seine Iran-Politik grundsätzlich neu orientieren, in: SPD-Pressedienst, 12.2.1979.

47 Bericht Botschaft Teheran, 14.2.1979, BArch, B 136 16651.

48 Aufzeichnung Gespräch Schmidt-Sadat, 29.3.1979, in: AAPD 1979, S. 427.

Frankreich und Großbritannien erkannten die neue Regierung ebenfalls mit antikommunistischen Argumenten an. Der französische Außenminister Jean François-Poncet bemerkte latent optimistisch über Khomeini: »Wenn er auch nicht die beste Lösung für den Iran sei, so sei er auch nicht die schlechteste«, da »die jetzigen Persönlichkeiten im Iran dabei sind, die Dinge verwaltungsmäßig wieder in den Griff zu bekommen.«<sup>49</sup> Noch deutlicher formulierte dies Präsident Valéry Giscard d'Estaing gegenüber Schmidt: Da bei einem Sieg der Linken keine Wirtschaftsbeziehungen möglich seien, hoffe er »auf einen Sieg Khomeinis – wenn dieser auch sehr hart und blutrünstig sei, und auf eine Niederlage von dessen Gegenspielern sowie den Kommunisten.«<sup>50</sup> Auch die Administration von US-Präsident Jimmy Carter bemühte sich in gutem Glauben um ein Auskommen mit den neuen Machthabern.<sup>51</sup>

Ebenso führte der Ost-West-Konflikt dazu, dass die westlichen Demokratien rasch die revolutionäre Regierung in Nicaragua umgarnten. Die Bundesregierung suchte besonders rasch den Kontakt zur revolutionären Regierung. Schon einen Monat vor dem Sturz Somozas leitete sie im Juni 1979 eine vertrauliche Annäherung zu den Sandinisten und der provisorischen Regierung ein.<sup>52</sup> Erste Begegnungen mit der nun regierenden Junta vermittelte die Sozialistische Internationale. Bereits zwei Tage nach Somozas Flucht reiste der SPD-Bundestagsabgeordnete Manfred Coppik nach Managua, um mit Junta- und Regierungsmitgliedern Hilfslieferungen zu klären.<sup>53</sup> Viele Sozialdemokraten wollten nicht nur helfen, sondern auch die Magie eines revolutionären Neuanfangs miterleben. Entsprechend gab es kaum ein anderes Land in der Größe, das in so kurzer Zeit von Politikern aus aller Welt besucht und empfangen wurde. Schon in den Wochen nach der Revolution folgte eine Sonderdelegation der Bundesregierung, die 300.000 DM Spenden für das Rote Kreuz übergab<sup>54</sup>, und einen Monat später kamen Bundestagsabgeordnete der SPD und CDU mit Hilfsgütern. Als der Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, Rainer Offergeld, im November 1979 in Nicaragua landete, wurde eine langfristige finanzielle Zusammenarbeit mit Krediten beschlossen.<sup>55</sup> Derartige Abkommen sollten zugleich bundesdeutsche Exporte fördern. Nicaraguas Regierung betonte, man werde Hilfe von allen Seiten annehmen, aber ohne Bedingungen. Zugleich sicherte sie bei den Abkommen den bundesdeutschen Politikern zu, dass es künftig konkurrierende Parteien und Privatunternehmen geben werde.<sup>56</sup>

Umgekehrt wurden die Abgesandten der Revolution im folgenden Jahr in Ost und West hofiert. Der Plantagenbesitzer Eduardo Kühl, selbst deutsch-nicaraguanischer Doppelstaatter, wurde wenige Tage nach dem Umsturz als erster Abgesandter des neuen Nicaraguas nach Westeuropa geschickt und von Stockholm bis Madrid begeistert empfangen. Er erhielt überall Hilfszusagen, obwohl oder gerade weil er politisch völlig unerfahren war.<sup>57</sup> Bereits im September 1979 empfing Jimmy Carter eine Junta-Delegation mit dem Sandinisten Daniel Ortega im Weißen Haus. In der Bundesrepublik folgte auf den Besuch von

49 Zit. Poncet 23.2.1979 bei deutsch-französischer Konsultation, Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung (AdsD), 1/HSAA006730; Gespräch Genscher – François Poncet, 22.2.1979, in: AAPD 1979, S. 223.

50 Gesprächsaufzeichnung Giscard d'Estaing – Schmidt, 23.2.1979, AdsD, 1/HSAA006730.

51 Vgl. *Christian Emery*, *US Foreign Policy and the Iranian Revolution. The Cold War Dynamics of Engagement and Strategic Alliance 1978–81*, Basingstoke/New York 2013, S. 105f.

52 Vgl. AA an Botschafter/San José, 20.6.1979 und 10.7.1979, PAAA, B 33 ZA Bd. 116102.

53 Vgl. Botschaft San José an AA, 23.7 und 26.7.1979, ebd. Bd. 116102.

54 Vgl. AA, 31.7.1979, ebd.

55 Vgl. BMZ an AA u. a., 30.11.1979, PAAA, B 33 ZA Bd. 136387.

56 So Innenminister Borge laut Aufzeichnung Limmer/AA nach Reise nach Nicaragua, 27.9.1979, in: AAPD 1979, S. 1365.

57 Vgl. Kühls Erinnerungen in *Toni Keppeler*, *Der rasende Botschafter des Sandinismus*, in: WOZ. Die Wochenzeitung, 3.11.2011, URL: <<http://www.woz.ch/-36>> [6.6.2019].

Kulturminister Cardenal im März 1980 eine Delegation unter Junta-Mitglied Sergio Ramírez und FSLN-Vertretern, die das Flair der romantisierten Revolution nach Deutschland brachten: Ramírez reiste mit drei Musikern an und abends sprach er, wie auch andere Sandinisten bei ihren Besuchen, in den rauchigen Räumen der Solidaritätsaktivisten.<sup>58</sup> Als schließlich im September 1980 Außenminister Miguel d'Escoto eintraf, versicherte Genscher ihm beim Empfang, dass die Bundesregierung und die bundesdeutsche Öffentlichkeit »Anteilnahme und Sympathie für die Revolution« hätten.<sup>59</sup>

Damit zeigte sich, dass der Kalte Krieg nicht die Globalisierung bremste, sondern gerade durch die Konkurrenz förderte. Die revolutionären Regime versuchten beide, möglichst rasch breite internationale Kontakte auszubauen, um einen Einmarsch zu verhindern.<sup>60</sup> Da beide mit den USA eine Großmacht vertrieben hatten, suchten sie eine breitere Unterstützung in der restlichen Welt, ohne sich einseitig auf Ost oder West festzulegen. Nationalismus und internationale Vernetzung gingen somit Hand in Hand. Hinzu kam der extensive Anspruch, ihre Revolution in die Nachbarländer zu tragen, der freilich neue Spannungen bescherte.

In beiden Fällen elektrisierten die Revolutionen die westliche Linke. Der Anti-Amerikanismus, die breite Unterstützung auf den Straßen und das plötzliche Taumeln der Gewaltherrscher faszinierte sie. Joschka Fischer pries etwa die iranische Revolution 1978 als Aufstand gegen den »konsumistischen Atheismus« im Westen<sup>61</sup>, und Michel Foucault, der gleich zweimal nach Teheran flog, sah sie als »die erste große Erhebung gegen die weltumspannenden Systeme, die modernste und irrsinnigste Form der Revolte«.<sup>62</sup> Hier zeichneten sich freilich rasch Unterschiede ab: In den Iran reisten noch im März 1979 feministische westliche Gruppen, die dort zunächst von den protestierenden Frauen fasziniert waren. Die Demontage von Frauenrechten und die gewaltsame Niederschlagung liberaler Frauenproteste in Teheran führten jedoch dazu, dass die westliche Linke den Iran fortan eher ignorierte, freilich auch die neuen Menschenrechtsverletzungen dort.<sup>63</sup>

Nicht nur die Welt reagierte auf die Revolutionen, sondern auch die Revolutionen aufeinander. Die Revolution im Iran wurde in Nicaragua beobachtet. So hielt die bundesdeutsche Botschaft in Managua im Februar 1979 als Stimmung fest: »Die Nachrichten von dem Regierungsumsturz in Teheran werden mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt. Es ist offensichtlich, daß Vergleiche gezogen werden und daß die Ereignisse in Persien von Regierungsgegnern allgemein als ermutigend aufgefasst werden.«<sup>64</sup> Der Umsturz im Iran ermutigte erst, dann diente die blutige Rache dort eher der Abgrenzung. »Ich weiß, daß Sie alle an den Iran denken«, sagte der frisch ernannte Innenminister Tomás Borge, der kurz zuvor noch in einem Foltergefängnis einsaß, auf seiner ersten internationalen Pressekonferenz in Managua im Juli 1979: »Wir wollen das Muster früherer Revolutionen durchbrechen. Würden wir auch mit Hinrichtungen und Folterungen anfangen, wofür hätten wir

58 Vgl. Gespräch Ramírez – Dohnanyi sowie mit Offergeld, 12.3.1980, PAAA, B 33 ZA Bd. 127451.

59 Gespräch Genscher – d'Escoto, 28.8.1980, PAAA, B 33 ZA Bd. 127450.

60 Vgl. dazu bereits *Odd Arne Westad*, Rethinking Revolutions. The Cold War in the Third World, in: *Journal of Peace Research* 29, 1992, S. 455–464.

61 *Joschka Fischer*, Durchs wilde Kurdistan, in: *Pflasterstrand*, 1979, Nr. 47, S. 28–31, hier: S. 31.

62 *Michel Foucault*, Il mitico capo della rivolta dell'Iran, in: *Corriere della sera*, 26.11.1978. Deutsche Übersetzung: Das mythische Oberhaupt der Revolte im Iran, in: *ders.*, *Dits et Écrits*. Schriften, Bd. 3, Frankfurt am Main 2003, S. 894–897, Zitat S. 897. Vgl. zu den Texten *Thomas Lemke*, Die verrückteste Form der Revolte – Michel Foucault und die Iranische Revolution, in: *Zeitschrift für Sozialgeschichte* des 20. und 21. Jahrhunderts 17, 2002, S. 73–89.

63 Vgl. als Erfahrungsbericht einer Feministin: *Alice Schwarzer*, Um ihre Hoffnungen betrogen, in: *Die ZEIT*, 20.3.1979.

64 Botschafter Managua an AA, 14.2.1979, PAAA, B 33 ZA Bd. 116101.

dann unsere Revolution gemacht.«<sup>65</sup> Tatsächlich gelang es in Nicaragua, auf eine blutige Rache zu verzichten.

#### IV. NACH DER REVOLUTION: SYSTEMTRANSFORMATIONEN UND WELTPOLITISCHE KONFLIKTE

Auch nach dem Regierungswechsel blieben die revolutionären Transformationen Teil globaler Interaktionen und Konflikte. Genauer: In und mit beiden Staaten entbrannten nun erst internationale Auseinandersetzungen, die wiederum durch die Brillen des Kalten Kriegs gesehen und beeinflusst wurden. Im Zuge der Ausbildung der islamischen Republik und der sandinistischen Vorherrschaft seit Ende 1979 verstärkten sich Konflikte im Land und international. Im Iran sorgte besonders die Geiselnahme in der Teheraner US-Botschaft für bis heute währende globale Spannungen. Die von den USA forcierte Sanktionspolitik setzte das neue Regime immer wieder unter Druck. Besonders effektiv war das Einfrieren iranischer Guthaben in den USA am 14. November 1979, das immerhin zwölf Milliarden Dollar betrug.<sup>66</sup> Andere westliche Länder, wie insbesondere die Bundesrepublik, sperrten sich aus ökonomischen Gründen dagegen und suchten weiterhin einen Austausch mit dem Iran. Sie betonten, dass die Sanktionen sie selbst härter trafen.<sup>67</sup> Dennoch verringerten sie die Zahl der Diplomaten, untersagten Waffenlieferungen und trafen schließlich Handels-sanktionen für neue Verträge seit der Geiselnahme, jedoch nicht für ältere, die wirklich wirtschaftliche Nachteile für die EG-Länder und den Iran bedeutet hätten.<sup>68</sup> Damit spaltete die iranische Revolution den Westen und sorgte für Spannungen zwischen den transatlantischen Bündnispartnern.

Die westeuropäischen Länder argumentierten, dass bei einem Wirtschaftsboykott die Sowjetunion und ihre Verbündeten im Iran einspringen würden, um nach dem Afghanistan-Einmarsch ein weiteres Land an sich zu binden.<sup>69</sup> Tatsächlich erfolgte direkt nach der Geiselnahme keine offizielle Verurteilung von der Sowjetunion und auch die DDR suchte danach engere Beziehungen zum Iran. Schon nach den ersten westlichen Sanktionen im November verkündete die DDR, dass sie und ihre Verbündeten den Iran mit allem Notwendigen versorgen könnten. Unter Federführung des »Bereichs Kommerzielle Koordination« von Alexander Schalck-Golodkowski lieferte sie ab 1980 zunehmend LKWs, Ausbildungsunterstützung und auch Waffen, allein 1981 bis 1983 im Wert von 477 Millionen »Valutamark«, und bezog dafür mehr Öl aus dem islamischen Land.<sup>70</sup>

65 Zit. in: Drei Flügel, in: Der SPIEGEL, 30.7.1979, S. 78–79, S. 78.

66 Stärker als Strafe für den Iran und Schutz des US-Dollars bewertet dies *Russell Moses*, *Freeing the Hostages. Reexamining U.S.-Iranian Negotiations and Soviet Policy, 1979–1981*, Pittsburgh 1996, S. 35f.

67 Vgl. Erklärung der Außenminister der Neun zu Iran, 22.4.1980, BArch, B 136 16652; Vermerk für Kabinettsitzung, 14.5.1980 und 21.5.1980, BArch, B 136 30561; Gespräch Genscher mit Vance, 16.4.1980, in: AAPD 1980, S. 734.

68 Wirtschaftsminister Lambsdorff setzte sich sogar, wenn auch vergeblich, für Freigrenzen bei neuen Verträgen ein, vgl. Tischvorlage Kabinettsitzung, 23.4.1980; Sprechzettel Regierungssprecher, 22.4.1980, BArch, B 136 16653.

69 Vgl. Referat 311, 3.1.1980, sowie Aufstellung BMWi, 26.3.1980, BArch, B 136 16652.

70 Vgl. *Harald Möller*, *DDR und Dritte Welt. Die Beziehungen der DDR mit Entwicklungsländern – ein neues theoretisches Konzept, dargestellt anhand der Beispiele China und Äthiopien sowie Irak/Iran*, Berlin 2004, S. 226–236, 433 und 437; *ders.*, *Waffen für Iran und Irak. Deutsche Rüstungsexporte und ihre Querverbindungen zu den ABC-Waffenprogrammen beider Länder. Ursachen, Hintergründe, Folgen*, Berlin 2006, S. 70–78; *Klaus Storkmann*, *Geheime Solidarität. Militärbeziehungen und Militärhilfen der DDR in die »Dritte Welt«*, Berlin 2012, S. 93–106; *Christian Emery*, *The Transatlantic and Cold War Dynamics of Iran Sanctions, 1979–1980*, in: *Cold War History* 10, 2010, S. 371–396, hier: S. 378.



Die Geiselnahme stand für eine Radikalisierung der Führung der iranischen Republik, die der Krieg mit dem Irak noch verstärkte. Gemäßigte Politiker verloren nun ihre Posten und der geistliche Wächterrat übernahm dank der neuen Verfassung unterhalb von Khomeini die eigentliche Macht. Dennoch spielten für den Westen Menschenrechtsfragen erst eine größere Rolle, als Medien über die massenhaften Hinrichtungen seit Sommer 1981 berichteten.<sup>71</sup> Nach Meldungen über hingerichtete Jugendliche und Kinder im Iran setzte ab September 1981 in der Bundesrepublik eine öffentliche Empörung ein. Schüler und Erwachsene wandten sich mit zahlreichen Schreiben und Unterschriftenlisten an die Politik. Daraufhin protestierten auch mehrere Politiker wie Bundesjustizminister Jürgen Schmude (SPD) beim Empfang für den UN-Menschenrechtsausschuss.<sup>72</sup> Probleme gab es zudem, weil der Iran Druck auf deutsche Unternehmen wie Bayer ausübte, Firmenanteile kostenlos dem Iran zu übertragen.<sup>73</sup>

Inwieweit führte diese Radikalisierung nach der Revolution zu einem Abbruch internationaler Beziehungen? Am Beispiel der Bundesrepublik lässt sich zeigen, dass dies zwar immer wieder einen engeren Austausch beeinträchtigte, dieser aber dennoch fortbestand. In den Monaten nach der öffentlichen Entrüstung über den Iran sprach auch Außenminister Genscher »die hohe Zahl an Todesurteilen« bei seinen Gesprächen mit iranischen Politikern deutlicher an, auch gegenüber Parlamentspräsident Ali-Akbar Häschemi Rafsandshāni 1984.<sup>74</sup> Dennoch pflegte kein westliches Land weiterhin so sehr den Kontakt zu Khomeinis Iran wie die Bundesrepublik. Die etablierten ökonomischen und kulturellen Beziehungen überlagerten die kritische Rhetorik der Medien. 1983 lag der Wert der deutschen Exporte bereits bei 7,7 Milliarden DM.<sup>75</sup> Die bundesdeutschen Ausfuhren in den Iran stiegen in der Folgezeit noch deutlich an und machten in den 1990er-Jahren bis zu 50 Prozent der gesamten EG-Exporte in den Iran aus.<sup>76</sup> Waffenlieferungen wurden zwar wegen des bis 1988 andauernden Kriegs mit dem Irak eingeschränkt, aber es wurde auch während der Hinrichtungswelle 1983 bereits über mögliche Rüstungsexporte nach Kriegsende gesprochen, wie über die Lieferung von U-Booten, Alpha-Jets und Panzern.<sup>77</sup>

Die Bundesrepublik suchte zugleich stärker als andere Länder den politischen Austausch. 1981 war sie das erste westliche Land, das iranische Staatsmänner empfing, und Außenminister Genscher reiste 1984 als erster hochrangiger westlicher Politiker zu einem Staatsbesuch in den Iran. In den 1990er-Jahren bemühte sich sein Nachfolger Klaus Kinkel intensiver als seine westlichen Kollegen um den Dialog mit der islamischen Republik. Ebenso blieben eingespielte Unternehmensbeziehungen größtenteils bestehen. Iran behielt etwa weiterhin seinen großen Anteil an Krupp-Aktien und damit einen Vertreter von Khomeinis Regime im Aufsichtsrat des Konzerns. Vor allem die im Westen ausgebildeten technisch-ökonomischen Eliten ermöglichten die weitere Zusammenarbeit. Dafür nahm die Bundesrepublik beträchtliche Spannungen zu den USA in Kauf. Erst der Druck der USA gegen Unternehmen mit iranischen Anteilen führte 2003 dazu, dass Thyssen-Krupp die iranischen Anteile weitgehend aufkaufte und die Partnerschaft beendete, um sein amerikanisches

71 Amnesty International nannte 1.800 Hinrichtungen in den drei Monaten; Bericht Ref. 311, 23.11.1981, und Bericht Botschaft Teheran, 2.11.1981, PAAA, Bd. 137673.

72 Vgl. diverse Unterlagen Okt. 1981, ebd.

73 Vgl. Bericht, 22.7.1982, in: AAPD 1983, S. 817, Anm. 7.

74 Gespräch Genschers mit Botschafter Velayati, 5.2.1982, in: AAPD 1982, S. 215; vgl. auch Gespräch Genschers mit Rafsandjani, 21.7.1984, in: AAPD 1984, S. 935. Dennoch zog Genscher eine positive Bilanz des Gesprächs; Genscher an Außenminister Shultz, 23.7.1984, ebd., S. 941f.

75 Vgl. Bericht Botschaft, 15.9.1984, PAAA, Bd. 137754.

76 Als internationalen Vergleich: *Roger Howard*, *Iran Oil. The New Middle East Challenge to America*, London 2003, S. 67. Sehr kritisch dazu: *Matthias Küntzel*, *Die Deutschen und der Iran. Geschichte und Gegenwart einer verhängnisvollen Freundschaft*, Berlin 2009, S. 151–176.

77 Vgl. Aufzeichnung Schlagintweit, 26.9.1983, in: AAPD 1983, S. 1402f.

Geschäft nicht zu gefährden. Insofern kann man bilanzieren, dass gewachsene Verbindungen auch nach dem revolutionären Umbruch und der Eskalation der Gewalt dauerhafte Brücken bauten.

Trotz dieser ökonomisch grundierten Toleranz blieben die deutsch-iranischen Beziehungen nicht spannungsfrei. Die Ausweisung islamistischer Iraner aus der Bundesrepublik führte 1982 etwa zur vorübergehenden Schließung der bundesdeutschen Botschaft in Teheran und ein Witz von Rudi Carrell über Khomeini<sup>78</sup> im bundesdeutschen Fernsehen 1987 löste eine diplomatische Krise, Proteste in Teheran vor der bundesdeutschen Botschaft und Schließung des dortigen Goethe-Instituts aus. Dennoch: Erst die Sanktionen, die die USA aufgrund des iranischen Atomprogramms im letzten Jahrzehnt über die UNO anstießen, sorgten für einen spürbaren Rückgang der Handelsbeziehungen zugunsten von China, Russland oder auch der Schweiz.

In Nicaragua blieben die globalen Verflechtungen stärker im Fluss. Anfangs unterstützte besonders der Westen das revolutionäre Nicaragua mit Krediten und Warenlieferungen. Ab 1981 rückten die USA unter Ronald Reagan ab und die konservativen Regierungen in Westeuropa reduzierten ihre Hilfe stark. Dass die Sandinisten vorerst keine Wahlen abhielten, ihre Anhänger begünstigten und die Meinungsfreiheit einschränkten, legitimierte dies. Da Nicaragua ökonomisch weniger Gewicht hatte als der Iran und zudem als linkes Experiment galt, fiel es auch der Regierung von Helmut Kohl leichter, die Entwicklungshilfe und Beziehungen zu Nicaragua einzustellen. Steuerfinanzierte Projekte wurden in der Bundesrepublik vornehmlich über parteinahe Stiftungen (wie die Friedrich-Ebert-Stiftung) und Entwicklungsdienste weitergeführt, wobei die Konrad-Adenauer- und die Friedrich-Naumann-Stiftung Nicaraguas Opposition mit Millionenbeträgen förderten.<sup>79</sup>

Markant für Nicaragua war die weltweite Unterstützung durch linksalternative Gruppen. Von Finnland bis Griechenland, von den USA bis Kuba reisten sie nach Nicaragua, um die Aura des revolutionären Aufbruchs zu spüren.<sup>80</sup> In der Bundesrepublik gründeten sich rund 300 »Nica-Gruppen« und rund 15.000 Aktivistinnen und Aktivisten fuhren meist auf eigene Kosten nach Nicaragua, um dort körperlich schwere Arbeiten zu übernehmen und danach authentische Erfahrungen über die Revolution in der Heimat zu vermitteln.<sup>81</sup> Die Unterstützung reichte dabei von christlichen bis hin zu marxistischen Gruppen, von Studenten über engagierte Lehrer und Lokalpolitiker bis hin zu Gewerkschaftern, Grünen und Jusos. Der Traum von der sozialistischen Revolution, die in ihren Heimatländern ausblieb, schien hier eine romantische Umsetzung zu finden. Gerade angesichts der Militärdiktaturen in Südamerika erschien Nicaragua als ein Hoffnungsschimmer und eine exotische

78 Am 15. Februar 1987, am achten Jahrestag der Islamischen Revolution im Iran, verkündete Carrell in seiner Satire-Sendung »Tagesshow«: »Ajatollah Khomeini wird von der Bevölkerung gefeiert und mit Geschenken überhäuft.« Danach sah man in einem geschnittenen Einspieler, wie Frauen dem Religionsführer Unterwäsche zuwarfen, URL: <<https://www.youtube.com/watch?v=ywY24qqeT-I>> [14.2.2019].

79 Dazu auch vergleichend *Frank Bösch*, Internationale Solidarität im geteilten Deutschland. Konzepte und Praktiken, in: *ders./Moine/Senger*, Internationale Solidarität, S. 7–34.

80 *Kim Christiaens/Idesbald Goddeeris*, Beyond Western European Idealism. A Comparative Perspective on the Transnational Scope of Belgian Solidarity Movements with Nicaragua, Poland and South Africa in the 1980s, in: *Journal of Contemporary History* 50, 2015, S. 632–655, hier: S. 637.

81 15.000 waren es laut Eigenangaben von Aktivisten; vgl. *Michael Förch*, Zwischen utopischen Idealen und politischer Herausforderung. Die Nicaragua-Solidaritätsbewegung in der Bundesrepublik. Eine empirische Studie, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1995, S. 101; *Christian Helm*, Booming Solidarity. Sandinista Nicaragua and the West German Solidarity Movement in the 1980s, in: *European Review of History/Revue européenne d'histoire* 21, 2014, S. 597–615, hier: S. 602.

Gegenwelt zur grauen Realität des Sozialismus in Mittelosteuropa. Tatsächlich förderten diese Solidaritätsgruppen in mehrfacher Hinsicht das Gelingen der Revolution. Ausländische »Alphabetisatoren« und Buchspenden trugen 1980 etwa zum Erfolg der Alphabetisierungskampagne bei, die sowohl mit bundesdeutschen Steuermitteln über die Friedrich-Ebert-Stiftung als auch mithilfe der DDR finanziert wurde.<sup>82</sup> Die vielen ausländischen Brigaden, die zum Kaffeepflücken und zur Unterstützung in Krankenhäusern oder auf Baustellen einrückten, waren ökonomisch sicher unbedeutend, sicherten aber eine fortgesetzte globale Aufmerksamkeit.

Ähnlich wie der Iran wurde aber auch Nicaragua nach der Revolution ein weltpolitischer Hotspot. Dass die USA die Contra-Rebellen finanziell und logistisch unterstützten, die in Nicaragua mit Waffengewalt den sandinistischen Staat bekämpften, mobilisierte weltweit ab 1983 eine erneute Unterstützung durch Solidaritätsgruppen. Gerade in den Kaffeepflanzungen im grenznahen Norden waren die Kämpfe besonders stark, sodass die Helfer zu menschlichen Schutzschilden wurden. Das Wuppertaler Informationsbüro verweis in seinen Rundschreiben direkt auf die »Entlastungsfunktion für die militärische Verteidigung« und das Ziel hin, »das Leben und auch das Risiko gemeinsam mit ihnen zu teilen«.<sup>83</sup> Die Berichte der deutschen Helfer beschrieben, wie sie mitunter trotz entfernter Detonationsgeräusche ernteten und zugleich hofften, dass ihr Ort wegen der ausländischen Brigaden nicht angegriffen würde.<sup>84</sup> Damit waren die westlichen Unterstützer Teil der nachrevolutionären Kämpfe, die ähnliche viele Todesopfer forderten wie die Kämpfe während der Revolution.

Ein Kennzeichen der transnationalen Revolutionen war auch der Umgang mit dem wichtigsten Handelsgut, dem Kaffee, dessen Konsum sich politisierte. Nicaraguas Kaffee ermöglichte, im Alltag die Revolution zu unterstützen und für sie zu werben. Schon direkt nach der Revolution vermittelte das Wuppertaler Büro der Fair-Trade-Handelsorganisation GEPA Kontakte zu den Sandinisten, die den Vertrieb von Nicaragua-Kaffee in die Bundesrepublik aushandelten. Der Kaffee aus Nicaragua markierte dabei den Übergang vom »Dritte-Welt-Handel« zum alternativen Handel, bei dem die politische Bedeutung des Herkunftslandes wichtiger war als dessen Armut.<sup>85</sup> Bereits 1980/81 machte der Kaffee aus Nicaragua ein Achtel der GEPA-Umsatzerlöse aus, seit dem Contra-Krieg über ein Viertel, obgleich der Export aus Nicaragua kriegsbedingt sank. Weitere Kaffeelieferanten ergänzten dies.<sup>86</sup> Im alternativen Milieu engagierten sich viele ehrenamtlich beim Export des Kaffees, sei es beim Schleppen der Säcke, am Tresen von »Dritte-Welt-Läden« und Studentencafés oder schlichtweg durch den teuren Kauf.

Erst ab Mitte der 1980er-Jahre kam in Teilen des alternativen Milieus eine »kritische Solidarität« mit Nicaragua auf. Sie bezog sich vor allem auf die Umsiedlungen und den Umgang mit den aufständischen indigenen Miskito, die als »Indianer« und »Indios« bezeichnet

82 Daten nach: Anträge Friedrich-Ebert-Stiftung 1979 sowie Botschaft Managua an AA, 1.9.1980, PAAA, B 98 146; Vermerk AA, 1.7.1980, ebd., B 33 ZA 124750; Vermerk AA, 28.12.1979, ebd., B 98 219.

83 Zit. nach: *Rosemarie Karges*, Solidarität oder Entwicklungshilfe? Nachholende Entwicklung eines Lernprozesses am Beispiel der bundesdeutschen Solidaritätsbewegung mit Nicaragua, Münster/New York 1995, S. 120.

84 Vgl. Rundbrief Erica Harzer, 1.1.1985, abgedr. in: *Erica Harzer*, Warum Nicaragua?, in: *Otter Bujard* (Hrsg.), Die Revolution ist ein Buch und ein freier Mensch. Die politischen Plakate des befreiten Nicaragua 1979–1990, Köln 2007, S. 324–341, hier: S. 337.

85 Sehr lesenswert hierzu: *Ruben Quaas*, Fair Trade. Eine global-lokale Geschichte am Beispiel des Kaffees, Köln/Weimar etc. 2015, S. 197–228.

86 Vgl. *Rainer Klee*, Vom Hausbau zum Kaffeehandel. Die Frage nach dem richtigen Bewusstsein, in: *Harzer/Volks*, Aufbruch nach Nicaragua, S. 137–140.

wurden.<sup>87</sup> Als die Sandinisten 1990 bei den nun zugelassenen freien Wahlen ihre Mehrheit an ein bürgerliches Bündnis verloren, war die Enttäuschung dennoch groß. Seit 2006 regiert der einstige Revolutionsführer Daniel Ortega zwar wieder, aber sein zunehmend autoritärer und korrupter Kurs hat auch viele seiner einstigen Weggefährten und Anhänger erbost. Ähnlich wie im Iran fällt das 40. Jubiläum der Revolution auch in Nicaragua gespenstisch aus: Beide Länder leiden unter einer katastrophalen ökonomischen Lage, Vetternwirtschaft und internationaler Isolation. Das Erbe der Revolution ist jedoch weiterhin im Land und international sichtbar.

## V. FAZIT

Revolutionen entstehen aus inneren sozialen Spannungen, kulturellen Zuschreibungen und Machtverschiebungen. Ergänzend dazu akzentuierte dieser Artikel die transnationale und globale Dimension von Revolutionen, die mit der intensiveren Vernetzung der Welt seit den 1970er-Jahren an Bedeutung gewann. Anhand der beiden Fallstudien konnte gezeigt werden, wie Emigranten im Vorfeld zur internationalen Diskreditierung der Regime beitrugen und Wortführer im Ausland sich zu zentralen Gegenspielern entwickelten. Die Migranten und Reisenden förderten den Ausbau transnationaler Netzwerke, die beim Ausbruch der Revolution Unterstützung gewährten. Ökonomische, politische und kulturelle Verbindungen sorgten für die globale Einbettung der Revolution. Ökonomisch erwies sich die große Bedeutung einzelner Exportgüter als zentrale Brücke, die grenzübergreifende Verflechtungen und Aufmerksamkeiten auch nach den Umbrüchen stärkte.

Politisch förderte der Kalte Krieg eine Konkurrenzsituation, in der Staaten aus Ost und West um Einfluss in den nachrevolutionären Staaten buhlten und so internationale Kontakte intensivierten. Beide Revolutionsregierungen versuchten dabei, sich auch international nicht eindeutig auf Ost oder West festzulegen. Die USA erwiesen sich als mächtiger Gegenspieler, der sich angesichts der internationalen Einbindung nicht durchsetzen, aber die ökonomische Lage in beiden Staaten beeinträchtigen konnte. Dass die USA als Hegemonialmacht zurückgedrängt wurden, förderte ebenfalls die internationale Anteilnahme an den revolutionären Entwicklungen.

Kulturell förderte besonders die Religion grenzübergreifend Dynamiken: sei es bei der Stärkung des islamischen Fundamentalismus und durch den Versuch, die iranische Revolution zu exportieren, sei es durch die Theologie der Befreiung in Nicaragua, die bis nach Europa hin ausstrahlte. Beide Revolutionen etablierten bis heute gültige Staatsformen, scheiterten allerdings weitgehend mit ihrem Anspruch, ihr Staatsmodell in der gesamten Region zu verankern. In allen diesen Feldern kann der Vergleich helfen, von den bisher üblichen landes- und akteurspezifischen Erklärungsmustern zu abstrahieren.

<sup>87</sup> Vgl. die Jahresberichte von Amnesty International zu Nicaragua 1981 (S. 170–175), 1982 (S. 157f.) und 1983 (159–163).

*Etienne Dubslaff*

## Die ostdeutsche Sozialdemokratie und die »friedliche Revolution«

»Wende«, »Zusammenbruch«, »friedliche Revolution« – all diese Begriffe finden Verwendung, wenn die Zeit von 1989 bis 1990 in der DDR beschrieben werden soll. Die Benutzung dieser Charakterisierungen ist keineswegs neutral. Vielmehr schwingen sowohl historische als auch politische Wertungen mit.<sup>1</sup> Davon zeugt der ursprünglich von Egon Krenz geprägte Begriff der »Wende«, dessen Erfolg im Volksmund paradoxerweise darauf beruht, dass »er die Bewertung im Ungewissen lässt«.<sup>2</sup> Hat man jedoch den Anspruch, diesen Umbruch wissenschaftlich einzuordnen, muss man die Frage nach dem Kontext, den Akteuren, den damaligen Absichten und Handlungen, dem Erfolg des Prozesses und der nachträglichen Bewertung all dieser Faktoren durch die Akteure und die Wissenschaft stellen. Daraus ergibt sich eine Tendenz zum »Zusammenbruch« oder zur »friedlichen Revolution«.

### I. DAS RINGEN UM DIE BEGRIFFE »ZUSAMMENBRUCH« UND »FRIEDLICHE REVOLUTION«

Hält man den »Zusammenbruch«, die »Implosion« oder den »Zerfall« als treffende Bezeichnungen für diese Periode hoch, werden strukturelle Aspekte hervorgehoben. Man wählt unweigerlich eine Herrschaftsperspektive.<sup>3</sup> Als Ursachen werden in diesem Fall ausgemacht: der Verlust der Existenzgarantie durch die Aufkündigung der »Brežnev-Doktrin«<sup>4</sup>, die miserable Wirtschaftslage, die Delegitimierung des SED-Regimes, die neuen Ausreisemöglichkeiten über Prag und Budapest im Sommer 1989 und die Unfähigkeit des Regimes, die Macht zu erhalten.<sup>5</sup> Die Bürgerbewegungen und die Massendemonstrationen werden bei einigen Autorinnen und Autoren dann auch nur beiläufig als Faktoren des Zusammenbruchs erwähnt. Eine zentrale Rolle wird ihnen allerdings nicht zugeschrieben. Es bleibt allerdings fraglich, ob das Ende des immerhin bis dato als stabil geltenden Systems ohne die Mobilisierung von Massenprotesten und die Zurückerlangung von einer unabhängigen Öffentlichkeit eingetreten wäre.<sup>6</sup> Zugespitzt ausgedrückt: Aus dieser Darstellung erwächst der Eindruck, die DDR sei von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen, der überfällige Zusammenbruch nur die logische Konsequenz. Als Siegerin der Geschichte habe sich die Bundesrepublik endgültig als das bessere Deutschland erwiesen.

Ohne die Argumente, die für einen Zusammenbruch sprechen, dezidiert von der Hand zu weisen, gewichten die Historikerinnen und Historiker, die die Vorgänge in der DDR analytisch als revolutionär deuten, die gleichen Parameter anders. Die Gründe, die die Ver-

1 *Eckart Conze/Katharina Gajdukowa/Sigrid Koch-Baumgartner*, »1989« – Systemkrise, Machtverfall des SED-Staates und das Aufbegehren der Zivilgesellschaft als demokratische Revolution, in: *dies.* (Hrsg.), *Die demokratische Revolution 1989 in der DDR*, Köln/Weimar etc. 2009, S. 7–24, hier: S. 15.

2 *Konrad Jarausch*, Kollaps des Kommunismus oder Aufbruch der Zivilgesellschaft? Zur Einordnung der friedlichen Revolution von 1989, in: *ebd.*, S. 25–45, hier: S. 25.

3 *Ebd.*, S. 26.

4 *Ilko-Sascha Kowalczyk*, Endspiel. Die Revolution von 1989 in der DDR, Bonn 2009, S. 303.

5 *Koch-Baumgartner/Gajdukowa/Conze*, »1989«, S. 7–10; *Martin Sabrow*, Die unerhörte Begebenheit. Zum Charakter des Umbruchs in der DDR 1989, in: *Peter Hoeres/Armin Owzar/Christina Schröder* (Hrsg.), *Herrschaftsverlust und Machtverfall*, München 2013, S. 293–300, hier: S. 296–299.

6 *Koch-Baumgartner/Gajdukowa/Conze*, »1989«, S. 10–12.

fechter der Implosion vorbringen, bilden aus Sicht der Revolutionsthese den krisenhaften Kontext, der eine revolutionäre Dynamik ermöglichte. Der Hauptunterschied liegt in der Rolle, die den handelnden Akteuren beigemessen wird, ihrem Verhältnis zur Regierung, zum Regime, zum Staat und schließlich zum System der DDR. Dabei können die Absichten, Organisationsformen, Forderungen, Handlungen und Ergebnisse als Kriterien zur Unterscheidung innerhalb der DDR-Bevölkerung im Allgemeinen und innerhalb der im weitesten Sinne gefassten »Opposition« im Besonderen dienen.

Dass die analytische Anwendung des Revolutionsbegriffs auf die DDR innerhalb der Wissenschaft umstritten ist, wird nicht zuletzt daraus ersichtlich, dass ihm in der Regel ein einschränkendes Adjektiv hinzugefügt wird. Von vornherein wird auf den unvollendeten Charakter dieser »Revolution« hingedeutet, das Gesamtphänomen wird als »friedliche«, »demokratische«, »konservative«, »nachholende«, »protestantische«, »verhandelte«, »gezähmte« oder »abgebrochene« Revolution dargestellt.<sup>7</sup> Eine eingehende Befassung mit den Implikationen eines jeden Adjektivs würde den hiesigen Rahmen sprengen. Es sei hier lediglich darauf hingewiesen, dass »friedlich«, »verhandelt«, »gezähmt« dem gewaltsamen, plötzlichen, radikalen und offenen Charakter einer Revolution zuwiderlaufen, genauso wie »konservativ« dem Fortschrittmoment einer Revolution und »abgebrochen« dem erfolgreichen Ausgang<sup>8</sup> des Prozesses. Jürgen Habermas' Begriff der »nachholenden« Revolution lässt mitschwingen, dass die Bundesrepublik zumindest als kapitalistischer Sehnsuchtsort, wenn nicht gar als zentrale Figur die Revolution maßgeblich geprägt, ja, vollendet habe.<sup>9</sup> Besonders unter westdeutschen Historikern ist die Revolutionsthese umstritten. Für Charles S. Maier rührt die Tatsache daher, dass viele Bürgerbewegte mit dem Entwurf eines »dritten Weges« zwischen »real existierender« DDR und »real existierender« Bundesrepublik in letzterer nicht das per se bessere Deutschland sehen wollten.<sup>10</sup> Hartmut Zwahr fügt hinzu, dass die Westdeutschen sich damit schwertun, die Vorgänge in der DDR als Selbstbefreiung durch die DDR-Bürgerinnen und -Bürger wahrzunehmen.<sup>11</sup> Sie betonen daher gern den Transfer von bundesrepublikanischen Institutionen als das Mittel des profunden und unumkehrbaren Wandels in den neuen Bundesländern. Michael Richter gibt dagegen zu bedenken, dass die Einheit ohne vorangegangene Transformation (in) der DDR unmöglich gewesen sei und die Bundesrepublik folglich in keiner Weise alleiniger Akteur habe gewesen sein können.<sup>12</sup>

Es wird hier ersichtlich, dass politische Motive in die Wertung der Ereignisse hineinspielen, denn die Legitimität des Vergangenen steht bei der Bemühung des Revolutionsbegriffs auf dem Spiel.<sup>13</sup> Eine vollwertige Revolution hat nämlich nicht nur das Ziel, profunde Veränderungen herbeizuführen, sie wird ex post nur so bezeichnet, wenn sie nicht nur

7 Ebd., S. 10–11.

8 Sabrow, Die unerhörte Begebenheit, S. 294. Der Erfolg gemessen an Dauerhaftigkeit und Umfang des Neuen gilt auch Peter Wende als maßgebliches Kriterium für die Revolution, vgl. Peter Wende, »Einleitung«, in: ders. (Hrsg.), Große Revolutionen der Geschichte. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart, München 2000, S. 9–17, hier: S. 13.

9 Beate Ihme-Tuchel, Wende, Implosion, Umbruch, Revolution oder »Refolution« in der DDR? – Versuche zur Einordnung eines historischen Großereignisses nach 15 Jahren, in: Helmut Wagner (Hrsg.), Europa und Deutschland. Deutschland und Europa, Münster 2005, S. 322–334, hier: S. 326.

10 Charles S. Maier, Das Verschwinden der DDR und der Untergang des Kommunismus, Frankfurt am Main 1999 (zuerst engl. 1997), S. 206.

11 Hartmut Zwahr, Die 89er-Revolution in der DDR, in: Wende, Große Revolutionen der Geschichte, S. 357–373, hier: S. 358.

12 Michael Richter, Die doppelte Demokratisierung – eine ostdeutsche Besonderheit der Transition, in: Totalitarismus und Demokratie 3, 2006, H. 1, S. 79–97, hier: S. 95.

13 Mark R. Thompson, Die »Wende« in der DDR als demokratische Revolution, in: APuZ, 1999, H. 45, S. 15–23, hier: S. 19.

aus Sicht ihrer Akteure die gesetzten Ziele erreicht, sondern der nachträgliche Betrachter im Ergebnis eine positive Entwicklung ausmacht. Darin liegt der Unterschied zu »Rebellion«, »Aufstand«, mehr noch zu »Hochverrat«, »Staatsstreich« oder »Pallastrevolution«: Die ersten bleiben erfolglos, die drei anderen gelten in den Augen des Betrachters als illegitim. Aus der nachträglichen Postulierung der Legitimität zum Handeln kann jedoch auch die Legitimität zum zukünftigen Handeln abgeleitet werden. Anders ausgedrückt, könnte die Aufwertung der »Opposition« die Bürgerbewegten auch in der Bundesrepublik zu Höherem berufen.

Neben Erfolg und Legitimität ist auch der Modus Operandi ein zentrales Kriterium für die analytische Verwendung des Begriffs »Revolution«. Gegen den der »friedlichen Revolution« ist angeführt worden, dass es sich hierbei um ein Oxymoron handle, so prägend seien die blutigen Bilder der englischen, amerikanischen oder französischen Revolution.<sup>14</sup> Martin Sabrow merkt jedoch an, dass sich der Revolutionsbegriff im Laufe der Jahrhunderte von den modernen Beispielen des Kampfes gegen die Monarchie emanzipieren konnte. Im Gegensatz zum »Aufstand« oder zur »Rebellion«, die ganz wie die Revolution der Mobilisierung des Volkes gegen die herrschende Elite bedürfen<sup>15</sup>, kann also die letztere durchaus einen friedlichen Verlauf nehmen. Am Rande sei bemerkt, dass der Begriff »friedliche Revolution« keineswegs von den Bürgerbewegungen geprägt wurde, sondern vielmehr von dem damaligen Regierenden Bürgermeister von Westberlin, dem Sozialdemokraten Walter Momper, der diesen Terminus während seiner Ansprache vor dem Schöneberger Rathaus am 10. November verwendete.<sup>16</sup> Der Begriff selbst stammte also aus dem Westen und bezog sich auf den Mauerfall, also die Durchbrechung der sowohl symbolischen als auch materiellen Grenze zwischen beiden deutschen Staaten. Die Grenzöffnung war jedoch keine explizite Forderung der Demonstranten.

Mehr als das Kriterium der Gewalt sei die »Unumkehrbarkeit der von [der Revolution] bewirkten plötzlichen Veränderung« ausschlaggebend.<sup>17</sup> Sigrid Koch-Baumgartner, Katharina Gajdukowa und Eckart Conze kommen zu einem ähnlichen Fazit und schlagen folgende Definition der Revolution vor:

»Eine Revolution ist eine abrupte, bruchartige, fundamentale Umwälzung des politischen Herrschaftsystems, die durch Massenmobilisierung herbeigeführt wird, [sic] und die in der Folge einen alle Gesellschaftsbereiche umfassenden radikalen Systemwandel herbeiführt. Das heisst [sic] in der Folge einer Revolution werden die Strukturen des Politischen [sic] Systems komplett umgestaltet, seine normativen, also Verfassungsgrundlagen werden genauso verändert wie die Verfassungswirklichkeit, also die Institutionen und Verfahren der politischen Entscheidungsfindung, die politischen Eliten werden ausgetauscht, ein Wertewandel wird eingeleitet. Gleichzeitig können auch das ökonomische System und die internationalen Bündniskonstellationen verändert werden.«<sup>18</sup>

Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, inwiefern die DDR in den Jahren 1989 und 1990 tatsächlich Schauplatz einer so definierten Revolution wurde und wer die Akteure dieses Umsturzes waren. Ganz besonders wird dabei nach der Rolle der Gründungsmitglieder der Sozialdemokratischen Partei in der DDR gefragt, die im Nachhinein den Anspruch erhoben, die revolutionärste Vereinigung innerhalb der »Opposition« ins Leben gerufen zu haben.

14 Jean-Clément Martin, *Violence et révolution. Essai sur la naissance d'un mythe national*, Paris 2006.

15 Koch-Baumgartner/Gajdukowa/Conze, »1989«, S. 18.

16 Am 10. November beglückwünschte Momper »die Bürgerinnen und Bürger der DDR zu ihrer friedlichen und demokratischen Revolution«, zit. nach: Bernd Lindner, »Begriffsgeschichte der Friedlichen Revolution. Eine Spurensuche«, in: APuZ, 2014, H. 24-26, S. 33-39, hier: S. 36.

17 Sabrow, *Die unerhörte Begebenheit*, S. 294.

18 Die Mobilisierung des Volkes ist bei der Revolution ausschlaggebender als die Anwendung von Gewalt, vgl. Koch-Baumgartner/Gajdukowa/Conze, »1989«, S. 16f.

Die Frage, inwiefern die Sozialdemokratische Partei in der DDR (SDP, dann SPD<sup>19</sup>) eine revolutionäre Partei gewesen sei, ist in der Geschichtsschreibung unterbelichtet geblieben.<sup>20</sup> Dies verwundert umso mehr, als die Akteure der Gründergeneration nachträglich in Podiumsdiskussionen, Zeitzeugengesprächen und Aufsätzen den Anspruch erhoben, das revolutionärste Unterfangen innerhalb der friedlichen Revolution sowohl initiiert als auch realisiert zu haben.<sup>21</sup> Dabei ist die »Revolution« weder bei den Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten noch bei den etwa gleichzeitig entstehenden Bürgerbewegungen ein Quellenbegriff. Es erscheint fast, als sei der Verweis auf das eigene revolutionäre Handeln erst im Nachhinein zum Tragen gekommen, nämlich nach Abschluss des revolutionären Prozesses – wenn es denn einer war – und nach dem Bedeutungsverlust der Handelnden als politische Akteure in der vereinigten deutschen Sozialdemokratie. So muss im Folgenden untersucht werden, worauf sich die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten stützen, um dem Anspruch gerecht zu werden, Revolutionäre gewesen zu sein.

Um den Stellenwert der Sozialdemokratischen Partei in der DDR im Besonderen herauszuarbeiten, kann man sich kritisch auf die theoretischen Ansätze von Wolfgang Merkel zum Systemwechsel aus akteurstheoretischer Sicht stützen.<sup>22</sup> Merkel unterscheidet analytisch drei Phasen in der Transformation, die für ihn gleichbedeutend mit Demokratisierung im westlichen Sinne ist.<sup>23</sup> Die kollektive Mobilisierung ist in der Endphase des scheidenden autokratischen Regimes am größten, flaut nach der Machtaufgabe beziehungsweise der Machtteilung ab, kann aber als Massenbewegung für ein kurzes Intervall die Agenda

19 Von Oktober 1989 bis zur auf der Delegiertenkonferenz von der Basis erzwungenen Änderung des Kürzels in SPD – bei Beibehaltung des ursprünglichen Namens – benutzte die Partei das Kürzel SDP. Zu Unterscheidungszwecken von der westdeutschen Partei wird hier das Kürzel SPD-Ost für die Zeit vom 13. Januar bis zum 26. September 1990 verwendet.

20 Bianca von der Weiden arbeitete die Gründung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR als bewusst illegalen Akt im Rahmen der Bürgerbewegung heraus. Daniel Friedrich Sturm begrüßte in der Unternehmung das Anliegen, als Totengräber der DDR zu fungieren. Bei Peter Gohle fand das Adjektiv »revolutionär« allenthalben im Rahmen der Arbeit des Zentralen Runden Tisches Verwendung und bezeichnete sonst eher die Demonstranten, die Gründung der SDP gilt ihm vornehmlich als »Provokation«, vgl. *Bianca M. von der Weiden*, Das Profil der Sozialdemokratischen Partei in der DDR (SDP/SPD), in: *Petra Schuh/dies.*, Die deutsche Sozialdemokratie 1989/90. SDP und SPD im Einigungsprozeß, München 1997, S. 13–180; *Daniel Friedrich Sturm*, Uneinig in die Einheit. Die Sozialdemokratie und die Vereinigung Deutschlands 1989/90, Bonn 2006; und *Peter Gohle*, Von der SDP-Gründung zur gesamtdeutschen SPD. Die Sozialdemokratie in der DDR und die Deutsche Einheit 1989/90, Bonn 2014.

21 *Dieter Dowe/Rainer Eckert* (Hrsg.), Von der Bürgerbewegung zur Partei. Die Gründung der Sozialdemokratie in der DDR. Diskussionsforum im Berliner Reichstag am 7. Oktober 1992, Bonn 1993; *Bernd Faulenbach/Heinrich Potthoff* (Hrsg.), Die deutsche Sozialdemokratie und die Umwälzung 1989/1990, Essen 2001; *Ilse Fischer* (Hrsg.), Von der frei gewählten Volkskammer zum vereinten Deutschland. Politik- und Alltagserfahrungen sozialdemokratischer Volkskammerabgeordneter. Dokumentation einer Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung am 23./24. September 2010 in Berlin, Bonn 2012; *Markus Meckel/Martin Gutzeit*, Opposition in der DDR. Zehn Jahre kirchliche Friedensarbeit – kommentierte Quellentexte, Köln 1994; *Markus Meckel/Steffen Reiche* (Hrsg.), »Nichts muss bleiben, wie es ist.« Gedanken zur Gründung der Ost-SPD, Berlin 2010; *Wolfgang Herzberg/Patrick von zur Mühlen* (Hrsg.), Auf den Anfang kommt es an. Sozialdemokratischer Neubeginn in der DDR 1989. Interviews und Analysen, Bonn 1993.

22 *Wolfgang Merkel*, Systemtransformation. Eine Einführung in die Theorie und Empirie der Transformationsforschung, Wiesbaden 2010.

23 Ebd., S. 23–26 und 353–361. Zur normativen Benutzung des westlich geprägten Demokratiebegriffs und zur Gleichsetzung von Verwestlichung und Demokratisierung vgl. *Anja Kruke/Philipp Kufferath*, Einleitung: Krisendiagnosen, Meistererzählungen und Alltagspraktiken. Aktuelle Forschungen und Narrationen zur Demokratiegeschichte in Westeuropa, in: *AfS* 58, 2018, S. 3–20, hier: S. 12f.



der Transformation in der Phase der Institutionalisierung der Demokratie (Aufkommen neuer oder Veränderung alter Verfassungsorgane, Gründung von Parteien und Verbänden) maßgeblich mitbestimmen. Die tief greifende, oft verfassungsrechtliche Transformation, die in die Phase der Verfestigung neuer politischer Kulturen mündet, ist nicht mehr Sache der Massen, sondern neuer Eliten respektive das Verhandlungsergebnis zwischen Vertretern der alten und der neuen Führungsschicht.<sup>24</sup> Diese Phasen sind durchaus vereinbar mit der Definition der Revolution, wie sie Koch-Baumgartner, Gajdukowa und Conze prägen.

Wendet man Merkels Ausführungen auf die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in der DDR an, reicht die erste Phase vom Sommer 1989 bis Anfang Dezember 1989. In diesem Herbst bezog die SDP ihre Legitimität daraus, dass diese dem Regime nicht entgegengesetzter hätte sein können. Ihre Macht resultierte aus der Bildung einer einheitlichen Oppositionsfront mit den Demonstrierenden und den Bürgerbewegungen. Dieser Schulterschluss gegen das Regime entspricht am ehesten dem Mythos der (in diesem Fall) »friedlichen« Revolution als einem Moment, in dem Volk und Regime sich entgegenstehen und der Ausgang offen erscheint. Mit der Bildung der Regierung Modrow im November und der Einsetzung des Zentralen Runden Tisches am 7. Dezember, jener De-facto-Teilung der Macht zwischen Regime und Opposition, begann die Ära der »ausgehandelten« Demokratisierung beziehungsweise Revolution, die bis zur ersten freien Volkskammerwahl am 18. März 1990 anhielt. In diesen dreieinhalb Monaten wurden die Macht des Regimes Zug um Zug zurückgedrängt und die Voraussetzungen für die institutionelle Demokratisierung geschaffen. Die SDP/SPD-Ost wurde vom Regime als Machtfaktor wahrgenommen; die Legitimität der jungen Partei rührte aus ihrem Anspruch, die DDR als autonomen Staat demokratisieren zu wollen.

Nach den ersten freien Parlamentswahlen, deren Ergebnis einhellig als »Plebiszit für die deutsche Einheit« gewertet wurde, begannen parallel zu der Konsolidierung der Demokratisierung auch die Reformen in der DDR. Vor allem zum Zweck der Angleichung an den institutionellen Rahmen der Bundesrepublik. Die Hoffnung, einen »dritten Weg« zwischen real existierendem Sozialismus und bundesrepublikanischem System zu schaffen, erhielt vom Wahlvolk eine Absage. In der Folge unternahm die SPD-Ost den Versuch, die alte Bundesrepublik und die westdeutsche SPD als Partnerpartei anhand positiver Aspekte der DDR zu reformieren. Im engeren Sinne war die revolutionäre Phase damit abgeschlossen und findet hier nur am Rande Beachtung. Die Konsolidierung der Demokratie auf lange Sicht, Merkels dritte Phase, kann hier nicht behandelt werden, da zur kulturellen Verfestigung der westlich verstandenen Demokratie innerhalb der autonomen DDR nicht die nötige Zeit blieb. Will man diese jedoch wie Merkel als Wesensmerkmal einer geglückten Revolution im Sinne einer nachhaltigen Demokratisierung ansehen und sie erst nach der Herstellung der Deutschen Einheit als erfüllt erachten, kann tatsächlich nicht von einer DDR-intern vollendeten Revolution gesprochen werden.<sup>25</sup>

## II. DER REVOLUTIONÄRE HERBST: DAS SOZIALDEMOKRATISCHE SELBSTVERSTÄNDNIS ALS MITTEL ZUR GRUNDSÄTZLICHEN INFRAGESTELLUNG DER REGIERUNG, DES REGIMES, DES STAATS UND DES SYSTEMS IN DER »FRIEDLICHEN REVOLUTION«?

Merkel sieht in der Gegnerschaft zur Regierung, zum Regime, zum Staat und schließlich zum System eine Steigerung, die auf der Stabilität jener vier Widerparte beruht. Unter Regime begreift er »die formelle und informelle Organisation des politischen Herrschafts-

<sup>24</sup> Merkel, Systemtransformation, S. 91–96.

<sup>25</sup> Richter, der insgesamt sieben Phasen ausmacht, sieht in dem Handeln der frei gewählten Volkskammer und in der Vereinigung als Institutionstransfer die sechste und siebente Phase der revolutionären Demokratisierung, vgl. Richter, Die doppelte Demokratisierung, S. 88–97.

zentrums«, den Staat als »dauerhafte Herrschaftsstruktur, die in ihrem Kern die legitimen und illegitimen Zwangsmittel einschließt«. Weiterhin führt er aus: »Was sich bei einem Regimewechsel ändert, ist weniger die Organisationsform des Staates selbst als die Definition dessen, was legitime oder illegitime Anwendung der staatlichen Zwangsmittel sind.« Für einen Systemwechsel bedarf es schließlich eines Wechsels in den drei vorher genannten Ebenen zusätzlich zu dem auf dem Gebiet der Wirtschaftsstrukturen und der gesellschaftlichen Mentalitäten.<sup>26</sup>

Wendet man sich den Diskursen der Sozialdemokratischen Partei in der DDR aus dem Sommer/Herbst 1989 zu, kommt man zu anderen Schlüssen als Merkel. Markus Meckel, mit Martin Gutzeit der Hauptinitiator des Unterfangens, spricht bezüglich der SDP-Gründung von einer »Kopfgeburt« und erhebt damit im Nachhinein den Anspruch, das revolutionärste Vorgehen innerhalb der Opposition in der DDR ins Leben gerufen zu haben.<sup>27</sup> Die Gefühlsebene, die für die Revolutionsästhetik durchaus prägend ist, gerät völlig ins Hintertreffen, und das Unterfangen scheint auf den ersten Blick rein taktischer Natur zu sein.<sup>28</sup> Um die revolutionäre Tragweite der Parteigründung in situ zu erkunden, muss man sich zuerst der Frage widmen, worauf es die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten absahen.

Dass die Gründergeneration strategisch dachte, lässt sich nicht zuletzt an der Wahl der Daten festmachen. Der Gründungsaufruf wird am 26. August 1989 im Rahmen eines Symposiums anlässlich des 200. Jubiläums der Erklärung der Menschenrechte verteilt und vorgestellt. Damit wird explizit ein Bezug zur Mutter aller Revolutionen hergestellt. Die Gründung erfolgte nicht zufällig am 7. Oktober 1989, am Tage des 40. Jubiläums der DDR. Auf den ersten Blick könnte diese Tatsache als Angriff auf den Staat DDR gewertet werden, muss jedoch als »nachhaltiges Geschenk« zum 40. Jahrestag der Staatsgründung gewertet werden.<sup>29</sup>

Die Wahl der Daten wäre aber rein symbolischer Natur, wenn der Inhalt den revolutionären Anspruch nicht untermauert hätte. Dabei sind die Zielsetzungen der Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten und die Wahl der Partei als Organisationsform ausschlaggebend. Im »Gründungsaufruf« findet man zu den Zielen bündig:

»Unsere Gesellschaft wird durch den absoluten Wahrheits- und Machtanspruch der SED bestimmt, auf den hin alle Verhältnisse in Staat und Gesellschaft geordnet sind. Die Kluft zwischen ideologischem Anspruch und Wirklichkeit tritt jedoch immer klarer hervor. Die notwendige Demokratisierung unseres Landes hat die grundsätzliche Bestreitung eines solchen absoluten Wahrheits- und Machtanspruchs zur Voraussetzung. Dazu gehört eine offene Auseinandersetzung mit den Grundlagen des Stalinismus und seiner Ausprägung in Geschichte und Gegenwart der DDR.«<sup>30</sup>

26 *Merkel*, Systemtransformation, S. 63–66.

27 »Man kann sagen, mit dieser Entscheidung von Gutzeit und mir, das war eine Kopfgeburt, das war eine strategische Entscheidung, die auch nichts mit den Verwandten zu tun hatte, das sind eher emotionale Bezüge gewesen, wenn es aber etwas strategisch Sinnvolleres gegeben hätte, hätten wir auch das gemacht. Das rührte aus dem eigenen geistigen, geschichtlichen und philosophischen Hintergrund von der notwendigen Unterscheidung zwischen Gesellschaft und Staat her. Es war eine klare politisch-geistige Entscheidung, die nicht von familiären Verbindlichkeiten bestimmt war«, vgl. Gespräch mit Markus Meckel, Berlin, 22.3.2011.

28 *Kruke/Kufferath*, Einleitung: Krisendiagnosen, Meistererzählungen und Alltagspraktiken, S. 16.

29 Gespräch mit Steffen Reiche, Berlin, 30.3.2011. Reiche meint dies ironisch dem Regime gegenüber, nicht jedoch in Bezug auf die DDR.

30 *Martin Gutzeit/Markus Meckel*, Aufruf zur Gründung der sozialdemokratischen Partei in der DDR, 27.7.1989, in: *dies.*, Opposition in der DDR, S. 364–386, hier: S. 365. Vgl. auch *Markus Meckel*, Programmatischer Vortrag zur Gründung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR (SDP) am 7. Oktober 1989 in Schwante, in: ebd., S. 379–396. Zur Entstehungsgeschichte beider Texte vgl. *Gohle*, Von der SDP-Gründung zur gesamtdeutschen SPD, S. 71–75 und 83–87. Zum »Stalinismus« und zur »Diktatur« des SED-Regimes in der Wahrnehmung der SDP-Gründerinnen und -Gründer vgl. auch die Gespräche mit Konrad Elmer-Herzig, Potsdam, 23.6.2011, Susanne Kschenka (geb. Seils), Cottbus, 29.9.2011, und mit Oliver Richter, Berlin, 14.12.2011.

Es muss unterstrichen werden, dass in den Augen der Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten das DDR-Regime »stalinistisch« und somit »diktatorisch« – also illegitim – ist.<sup>31</sup> Augenscheinlich wird hier lediglich die freie Meinungsäußerung eingefordert. Aus den mythischen und verfassungsrechtlichen Grundlagen (Artikel 1 der DDR-Verfassung) des DDR-Regimes heraus ergibt sich jedoch ein weit grundlegender Angriff, der sich in der Schaffung einer unabhängigen »Gegenöffentlichkeit« nicht erübrigt. Für viele Vertreter der Revolutionsthese in der DDR bestehen die revolutionären Verdienste der Bürgerbewegungen, und ganz besonders jene des am 9./10. September 1989 gegründeten »Neuen Forums«, darin, die Bevölkerung aus ihrer jahrzehntelangen Sprachlosigkeit befreit zu haben und – nomen est omen – ihr die Möglichkeit gegeben zu haben, ihre Unzufriedenheit kundzutun.<sup>32</sup> Die SDP-Gründerinnen und -Gründer, zum Großteil seit Jahren in der »Initiative Frieden und Menschenrechte« (IFM) aktiv und mit Vertretern anderer Gruppierungen vernetzt, wollten es bei der Schaffung einer Gegenöffentlichkeit nicht belassen. Mehr noch, Markus Meckel schließt aus seiner eigenen Erfahrung mit den Bürgerbewegungen, dass diese Form der »Opposition« wirkungslos und letzten Endes gar undemokratisch gewesen sei.<sup>33</sup>

Laut dem am 7. Oktober angenommenen Statut der SDP sollte über die Einführung der Meinungsfreiheit hinaus die Aktivierung des Volkes erreicht werden. Die Selbstbefreiung des DDR-Volkes sollte über die Einführung eines wahrhaftigen Parteienpluralismus, eine Diversifizierung der Eigentumsverhältnisse und die Schaffung einer ökologisch orientierten Marktwirtschaft erfolgen. Anders ausgedrückt, in den Augen der Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten reichte es nicht (mehr), die Voraussetzungen dafür zu schaffen, sich mit der real existierenden DDR durch den Abbau von Frustrationen zu arrangieren, es mussten Taten her, die das Land grundsätzlich verändern sollten.

»In entschiedener Ablehnung allen totalitären politischen Denkens und Handelns bemüht sich die SDP in Zusammenarbeit und gleichberechtigtem Wettstreit mit anderen demokratischen Kräften um die Entmonopolisierung, Demokratisierung und Teilung der Macht in Staat und Gesellschaft mit dem Ziel des Aufbaus einer ökologisch orientierten sozialen Demokratie. Eine solche Demokratie erfordert die möglichst klare Unterscheidung von Staat und Gesellschaft, das heißt u. a. eine Trennung von Staat und Parteien und Staat und Kirchen.«<sup>34</sup>

31 Die Akteure der »friedlichen Revolution« sowie die meisten Historikerinnen und Historiker sprechen bezüglich der DDR von einer Diktatur. Die Alltagsgeschichte der DDR hat jedoch aufgezeigt, dass die Intensität der Repression in den 1980er-Jahren nachließ, womit eher von einem autoritären Regime gesprochen werden müsse, vgl. unter anderem *Alf Lüdtke*, *La République démocratique allemande comme histoire. Réflexions historiographiques*, in: *Annales*, 1998, S. 3–39, und *Larissa Zakharova*, *Le quotidien du communisme: pratiques et objets*, in: *Annales*, 2013, S. 305–314. Merkel spricht seinerseits von einem »eingefroren[en] posttotalitär[en] [...] weitgehend geschlossenen autokratischen DDR-Regime«, vgl. *Merkel*, *Systemtransformation*, S. 353.

32 *Jaraus*, *Kollaps des Kommunismus oder Aufbruch der Zivilgesellschaft?*, S. 34; *Klaus-Dietmar Henke*, 1989, in: *ders.* (Hrsg.), *Revolution und Vereinigung 1989/90. Als in Deutschland die Realität die Phantasie überholte*, München 2009, S. 11–46, hier: S. 25f.

33 Eine gewisse auch nachträglich noch ausgefochtene Konkurrenz mag hineinspielen, wenn Meckel über Bärbel Bohley und das Neue Forum sagt: »Und dann kamen wir zu der – »wie ich immer noch glaube« – handlungsfähigsten Struktur, also zur Partei, während andere, wenn man sich den Aufruf des Neuen Forums anschaut, mehr zum Dialog aufriefen. Es gab da ja nicht einmal eine Mitgliedschaft. Ich habe damals immer polemisch gesagt, wenn Bärbel Bohley von einem Journalisten angerufen wird, dann glaubt sie als Mutter der Revolution für Hunderttausend zu sprechen über das, was sie nachts geträumt hat. Weil es eben keine gewählte Struktur gab. Wenn bei uns jemand redete, war klar, der redete im Auftrag derer, die für ihn gewählt hatten«, vgl. Gespräch mit Markus Meckel.

34 [*Konrad Elmer*], Statut der SDP – Sozialdemokratische Partei in der DDR – SDP, Artikel 5, Archiv der DDR-Opposition der Robert-Havemann Gesellschaft (RHG), SDP 01.

Auf den ersten Blick erscheint dieses Ansinnen der DDR-Wirklichkeit so sehr entgegengesetzt, dass beinahe davon ausgegangen werden könnte, dass nicht nur die Regierung und das Regime grundsätzlich angegriffen wurden, sondern vielmehr die DDR als legitimer Staat, ja als System. Die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten beabsichtigten jedoch nach damaligem Bekunden nicht, die DDR abzuschaffen. Vielmehr trachteten sie danach, die Einheit aus Staat und Partei aufzubrechen. Sie entwarfen die Vision einer eigenständigen DDR ohne Führung durch die SED. Das belegt nicht nur das oben erwähnte Gründungsdatum, sondern auch der Name und das Kürzel »Sozialdemokratische Partei in der DDR« (SDP). Als Neugründung wollte die neue Partei unterstreichen, dass sie keiner reformistischen Abspaltung vonseiten der SED entsprang.<sup>35</sup> Gleichzeitig unterstrich die Wahl eines eigenen Namens und Kürzels, dass die SDP auf die Eigenständigkeit ihrer Partei und ihres Staats und auf die Unabhängigkeit von der nunmehr westdeutschen SPD bestand. Dieses Vorgehen war nicht unumstritten: Steffen Reiche und Thomas Krüger hätten die legal mögliche Reaktivierung der Ostberliner SPD-Büros, die bis zum Mauerbau 1961 offen geblieben waren, bevorzugt.<sup>36</sup> Die Neugründung sollte indes das mythische Fundament der SED als Ergebnis der Fusion aus KPD und SPD, auf welchem der verfassungsmäßig verankerte Machtanspruch der Partei fußte, zunichtemachen.

Damit nicht genug: Die Einbettung in die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie sollte dazu dienen, den Mythos der Emanzipation, also der Selbstbefreiung aus der Unterjochung, hochzuhalten, wie Meckel es anlässlich seines »programmatischen« Vortrags am 7. Oktober ausführte:

»Mit der Wahl des Namens stellen wir uns bewußt in eine alte Tradition. Der Grundcharakter der deutschen Sozialdemokratie war von Anfang an das Eintreten für die Benachteiligten im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Prozeß – und das waren zuallererst die Arbeiter. Dabei war der Ansatz von vornherein nicht paternalistisch, sondern lag in der Mobilisierung der Betroffenen, die in der SPD zum Subjekt ihres eigenen Befreiungskampfes wurden.«<sup>37</sup>

Mit der Partei als Methode des politischen Kampfes verbanden die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in der DDR den Anspruch, über die bloße Regierung – beziehungsweise im Falle der DDR über die ZK-Führung – hinaus das alte Regime zu stürzen und das verbindliche Programm dank demokratischer Mehrheiten selbst umzusetzen.<sup>38</sup>

Die SDP wollte mittels freier Wahlen an die Macht gelangen und sich nicht durch einen Staatsstreich an die Macht hieven. In diesem Sinne muss auch der Bezug zur deutschen Sozialdemokratie Ende des 19. Jahrhunderts verstanden werden, als die SPD beschloss,

35 In keiner Weise ist die »friedliche Revolution« von Softlinern in der SED mitinitiiert oder gar durchgeführt worden, wie es zum Beispiel Heinz Fritz Niemann und Siegfried Prokop behaupten, vgl. *Heinz Fritz Niemann/Siegfried Prokop*, Sozialdemokratie als Idee und Tradition in der DDR: Versuch eines Problemaufrisses, Berlin 1995. Merkel betont, dass die Kreise um Egon Krenz und Günter Schabowski keineswegs als Softliner gelten dürfen, vgl. *Merkel*, Systemtransformation, S. 353.

36 Gespräche mit Steffen Reiche, Torsten Hilse, Berlin, 27.9.2011, Johannes Richter, Berlin, 12.12.2011, Oliver Richter und Angelika Barbe, Dresden, 9.1.2012; *Gohle*, Von der SDP-Gründung zur gesamtdeutschen SPD, S. 78f.

37 *Meckel*, Programmatischer Vortrag zur Gründung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR (SDP), S. 383f.

38 Für Meckel sei eine Partei, die nur für ihre Mitglieder spreche, demokratischer als Bewegungen, in denen sich jeder berufen fühlen könne, über alles und für alle zu sprechen, vgl. Gespräch mit Markus Meckel, und *Markus Meckel*, Konsequenzen aus den Erfahrungen der Oppositionszeit: Partei oder soziale Bewegung?, in: *Dowle/Eckert*, Von der Bürgerbewegung zur Partei, S. 53–66, hier: S. 60.

die Revolution solle fortan über Wahlen herbeigeführt werden.<sup>39</sup> Dennoch agierten die Initiatoren sehr bewusst aus der Illegalität heraus. Diese galt ihnen gar als legitimitätsstiftend, da sie ihnen Beweis für die Illegalität des Regimes war: »Wir wissen, dass [die Bildung einer Sozialdemokratischen Partei] zur Zeit nicht möglich ist. [...] Deshalb machen wir den Vorschlag, eine Initiativgruppe zu bilden, die für die Voraussetzungen einer legalen Parteigründung und ihre Vorbereitung arbeitet.«<sup>40</sup>

Ganz wie die anderen ihrerseits vornehmlich legalistisch<sup>41</sup> agierenden Bürgerbewegungen riefen sie jedoch zu keinem Augenblick zur Ausübung von Gewalt auf oder wandten welche an, was in erheblichem Maß zum sprichwörtlich friedlichen Charakter der Revolution beitrug. Die ostdeutschen Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten wollen bis heute im Begriff der »friedlichen Revolution« kein Oxymoron sehen.

Der Anspruch, selbst die Veränderungen in der DDR vorzunehmen, war im Oktober 1989 innerhalb der »Opposition« ein Alleinstellungsmerkmal. Damit standen die Gründerinnen und Gründer im Widerspruch zu ihrem bisherigen Handeln innerhalb der meist kirchlichen Bürgerbewegungen, die mit ihrem Protest auf Reformen innerhalb des Systems drängten. Für Klaus-Dietmar Henke bedeutet die Wahl der Form der »klassischen Partei« folglich einen Bruch innerhalb der Bürgerbewegungen, die viel stärker basisdemokratisch geprägt waren und auf eine »selbstbestimmte Lebensform« pochten. Während die Bürgerbewegungen vorwiegend »staats- und machtskeptisch« gewesen seien, rangen die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten um diese Macht, die sie allerdings unter völlig anderen Vorzeichen selbst ausüben wollten.<sup>42</sup> Somit decken sich Henkes Interpretationen mit der Unterscheidung Klaus Armingeons<sup>43</sup> zwischen »Partei« und »Bewegung«. Im Verhältnis zu repräsentativer Demokratie beziehungsweise zur Basisdemokratie sieht auch Richter eine wesentliche Ausdifferenzierung der Bürgerbewegungen nach dem Mauerfall.<sup>44</sup>

Allen Unterschieden in den Ansprüchen zum Trotz erklärten sich die SDP-Gründerinnen und -Gründer solidarisch mit allen in ihrem Sinne demokratisch gesonnenen Gruppen, nicht zuletzt mit den Demonstrierenden, mit denen sie sich in ihrem Kampf gegen das Regime vereint sahen. Noch vor Gründung der Partei hatte die Initiativgruppe am 4. Oktober 1989 einen »Gemeinsamen Aufruf« mit Vertretern von der IFM, dem »Demokratischen Aufbruch«, dem »Friedenskreis Pankow«, von »Demokratie Jetzt!«, dem »Neuen Forum« und der »Gruppe Demokratische SozialistInnen« unterzeichnet, der als gemeinsamer

39 »Schon früh band die Sozialdemokratie die Verfolgung ihrer Ziele an demokratische Wege und Methoden, d. h. an Rechtsverfassung und -normen«, vgl. *Meckel*, Programmatischer Vortrag zur Gründung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR (SDP), S. 383. Zu der aus Reaktion auf die Sozialistengesetze programmatischen Radikalisierung bei gleichzeitigem Rückgriff auf Wahlen als Mittel, um an die Macht zu gelangen, vgl. *Heinrich Pothhoff/Susanne Müller*, Kleine Geschichte der SPD. 1848–2002, Bonn 2002, S. 50–53, und *Dieter Dowe*, Von der Arbeiterpartei zur Volkspartei. Programmentwicklung der deutschen Sozialdemokratie seit dem 19. Jahrhundert, Bonn 2007, S. 8.

40 *Gutzeit/Meckel*, Aufruf zur Gründung der sozialdemokratischen Partei in der DDR, S. 366f.

41 *Hans Michael Kloth*, Vom »Zettelfalten« zum freien Wählen. Die Demokratisierung der DDR 1989/90 und die »Wahlfrage«, Berlin 2000, S. 184f.

42 *Henke*, 1989, S. 25f.

43 Für Armingeon besteht der Wesensunterschied zwischen Parteien und Bewegungen darin, dass Erstere ein allgemeines Programm entwerfen und dieses selbst umzusetzen gedenken, wogegen Letztere meist einzelne Politikfelder besetzen und Einfluss auf die Entscheidungsträger suchen, damit ihre Anliegen in konkrete Politik umgemünzt wird, vgl. *Klaus Armingeon*, Parteien, Verbände und soziale Bewegungen, in: *Herfried Münkler* (Hrsg.), Politikwissenschaft. Ein Grundkurs, Reinbek 2003, S. 447–489.

44 *Henke*, 1989, S. 25–29; *Richter*, Die doppelte Demokratisierung, S. 86f.

Forderungskatalog gelten kann.<sup>45</sup> Meckels »Vortrag« und die Pressemitteilung, die am 7. Oktober 1989 veröffentlicht wurde, riefen ebenfalls dazu auf, eigene Gruppierungen und Parteien zu gründen, sofern man sich mit den Prinzipien der SDP nicht einverstanden fühle. Somit wurde der Herstellung von Pluralismus absoluter Vorrang gewährt.<sup>46</sup> Dieser Schulterschluss über inhaltliche Differenzen hinweg erwuchs aus der gemeinsamen Feindschaft zum Regime und sollte Bestand haben, solange das Regime als stabil erachtet wurde.

Entgegen der These Sturms war die Überwindung der DDR, ja eine zügige Wiedervereinigung, also ein restloser Systemwechsel zugunsten des offiziellen »Klassenfeindes«, kein beabsichtigter Zweck der SDP-Parteigründung.<sup>47</sup> Vielmehr geißelte Meckel am 7. Oktober jene, die »einfach nur eine Wiedervereinigung als Angliederung an die Bundesrepublik« und keine andere Alternative zum »[ges]cheiter[ten] realsozialistischen Modell« als das »kapitalistische System« in Betracht ziehen wollten.<sup>48</sup> Laut SDP müssten die Eigentumsformen bei gleichzeitiger demokratischer Kontrolle der Wirtschaft in Hinblick auf demokratische Entscheidungsfindung, soziales Wohl und ökologische Verträglichkeit vermischt werden.<sup>49</sup> Ob dieser »dritte Weg« zwischen real existierender DDR und Bundesrepublik, das heißt zwischen zwei deutschen Staaten, ohne vollends gegensätzliche politische und wirtschaftliche Gründungsmythen als Legitimation an sich gangbar war, muss dahingestellt bleiben. Mehr noch, ob für ein solches Experiment Mehrheiten hätten gewonnen werden können, ist mehr als fraglich.

Aus eigener Kraft waren solche Vorstellungen nicht umzusetzen, dafür waren die rund vierzig Gründungsmitglieder ein verschwindend kleiner Teil der aufkommenden Gegenöffentlichkeit und beginnenden De-facto-Pluralisierung. Dennoch bleibt wichtig, dass die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten programmatisch auf einen Regierungs-, Regime- und Systemwechsel abzielten, nicht jedoch auf die Aufgabe »ihres« Staats. Ihr Vorgehen muss vielmehr als Bekenntnis zur autonomen DDR verstanden werden. Die von Merkel entworfene Steigerung scheint aus sozialdemokratischer Sicht nicht der gleichen Reihenfolge zu folgen, und es bedarf keines Angriffs auf den Staat, um einen Systemwechsel einzufordern.

Bisher wurde sich dem revolutionären Anspruch nur von der programmatischen Ebene her genähert. Betrachtet man die tatsächliche politische Identität der SDP, kommt man nicht umhin festzustellen, dass die Gründergeneration in ihrer Zusammensetzung jener der SED-Führung entgegengesetzter nicht hätte sein können. Sofern eine Revolution im sozialen Sinne »von unten«, also vom Volk als Gegenstück zu den »alten« Eliten aus erfolgt, ist die personelle Zusammensetzung des Gründerkreises problematisch: Mit einem verschwindend geringen Arbeiteranteil, der dem der Zahnärzte entspricht (6,7%), bei gleichzeitiger überwältigender Mehrheit an Theologen (40%) kann keineswegs von einem unterprivilegierten Milieu gesprochen werden.<sup>50</sup> Dass die Wortführer der Bürgerbewegungen und nicht zuletzt der SDP/SPD-Ost oftmals evangelische Geistliche waren, lag nicht nur daran, dass die Kirchen eine Sonderstellung in der DDR einnahmen, sondern

45 Initiativgruppe der SDP/IFM/DA/Friedenskreis Pankow/DJ/NF/Gruppe Demokratische SozialistInnen, »Gemeinsame Erklärung«, 4.10.1989, RHG, SDP 01.

46 Meckel, Programmatischer Vortrag zur Gründung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR (SDP), S. 396; [Vorstand der SDP], »SDP Sozialdemokratische Partei in der DDR«, Berlin-Ost, 7.10.1989, Privatbesitz Torsten Hulse.

47 Sturm, Uneinig in die Einheit, S. 134 und 141.

48 Meckel, Programmatischer Vortrag zur Gründung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR (SDP), S. 395f.

49 Zu den wirtschaftspolitischen Vorstellungen der Gründer vgl. Gohle, Von der SDP-Gründung zur gesamtdeutschen SPD, S. 85ff.

50 Etienne Dubslaff, »Oser plus de social-démocratie«. La récréation et l'établissement du Parti social-démocrate en RDA, Berlin 2019, S. 115–124.

auch daran, dass ihre Erfahrung in den Synoden ihnen bei der politischen Arbeit zugutekam.<sup>51</sup> Bianca von der Weiden zeichnet nach, dass ein Großteil der Gründerinnen und Gründer in gut situierten, regimekritischen, oft kirchlich geprägten Familien aufwuchs. Oft waren die Mütter untypischerweise für die DDR Hausfrauen, sodass ihre Kinder in der Regel dem Einfluss der staatlichen Massenorganisationen entzogen werden konnten.<sup>52</sup> Ganz wie die Aktivisten aus den Bürgerbewegungen IFM, »Initiative Absage an Praxis und Prinzip der Abgrenzung« und der »Umweltbibliothek« bildeten die SDP-Gründerinnen und Gründer eine soziokulturelle Gegenelite zum Regime.<sup>53</sup> Dieses bestand gemäß den Gründungsmythen der DDR und der SED aus ausgebildeten Arbeitern und Vertretern der Intelligenzija. So gesehen sprach das Regime, das der DDR-Gesellschaft viel eher entsprach, bezüglich der Bürgerbewegungen mit Fug und Recht von konterrevolutionären Kräften. Die soziologische Zusammensetzung der Gründergeneration konnte also die Gegnerschaft zum Regime begründen; die frappierende Ähnlichkeit zu den Bürgerbewegungen zeigt jedoch, dass die Wahl der Mittel und die Bestimmung der Ziele nicht auf rein soziologischen Fakten beruhen.

Die Gründerinnen und Gründer der SDP waren sich ihrer Sonderstellung in der DDR-Gesellschaft durchaus bewusst. Um über den revolutionären Moment hinaus zu einem Machtfaktor innerhalb eines auf freien Wahlen beruhenden Systems zu werden, mussten sie sich allen Schichten der Gesellschaft, zu der sie anfangs im krassen Gegensatz standen, öffnen. So mag der Versuch gedeutet werden, die SDP als Volkspartei zu etablieren: ein Anspruch, dem sie weder quantitativ noch qualitativ je gerecht wurde. Ging sie zur Jahreswende 1989/1990 von einer Mitgliederzahl von rund 100.000 aus, zählte der westdeutsche SPD-Vorstand im Sommer 1990 nur rund 25.000 Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in der DDR.<sup>54</sup> Die Auswertungen der Volkskammer- und Kommunalwahlergebnisse zeigen sehr deutlich, dass die SPD-Ost in keiner soziologischen Gruppe stärkste Kraft zu werden vermochte. Diese Tatsache gab Wasser auf die Mühlen der Parteitagsdelegierten, die monierten, dass die SDP/SPD-Ost mit ihren Positionierungen und ihrem Führungspersonal breite Kreise der Bevölkerung und in besonderem Maße die Arbeiterschaft nicht erreiche.<sup>55</sup> Vor Dezember 1989 stellte sich die Frage jedoch noch nicht, da die Legitimität der SDP auf ihrem Status als Antithese zur SED beruhte.

Das Selbstverständnis, die hochgehaltenen Symbole und die personelle Zusammensetzung der SDP-Gründerinnen und -Gründer weisen auf den Willen hin, mit der Gründung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR einen fundamentalen Umsturz in der DDR herbeizuführen, der die alten Herrschaftsstrukturen und Machthaber ablösen sollte. Über Wahlen sollte die Partei in die Position versetzt werden, eine grundlegende Demokratisierung in der DDR herbeizuführen. Allein, die Mitgliederstärke der SDP war viel zu schwach,

51 Weiden, Das Profil der Sozialdemokratischen Partei in der DDR, S. 51.

52 Ebd., S. 47.

53 Thorsten Moritz, Gruppen der DDR-Opposition in Ost-Berlin – gestern und heute. Eine Analyse der Entwicklung ausgewählter Ost-Berliner Oppositionsgruppen vor und nach 1989, Berlin 2000, S. 136ff.

54 Bernd Musiolek/Carola Wuttke (Hrsg.), Parteien und politische Bewegungen im letzten Jahr der DDR, Berlin 1991, S. 58f.; Sturm, Uneinig in die Einheit, S. 378.

55 Karsten Grabow, Abschied von der Massenpartei. Die Entwicklung der Organisationsmuster von SPD und CDU seit der deutschen Vereinigung, Wiesbaden 2000, S. 65, und exemplarisch die Wortmeldungen von Marawitsch, in: Vorstand der SDP (Hrsg.), Protokoll Delegiertenkonferenz der Sozialdemokratischen Partei in der DDR 12.1.–14.1.1990. Berlin, Kongreßhalle, Alexanderplatz, Berlin(-Ost) 1990, S. 172f., AdsD, 2/SDPA000007, oder Käthe Woltemath, in: Protokoll vom Parteitag der SPD (Ost) in Berlin, Internationales Congress Centrum (ICC), 26. September 1990, in: Vorstand der SPD (Hrsg.), Protokoll der Parteitage der SPD (Ost), der SPD (West), Berlin, 26.9.1990, Bonn 1990, Sp. 3–140, hier: S. 70–75.

um die hochgesteckten Ziele aus eigener Kraft zu erreichen. Dagegen entsprechen die demonstrierenden Bürgerinnen und Bürger viel eher dem Kriterium des »von unten« erzwungenen Wandels. Den Bürgerbewegungen, zu denen zu diesem Zeitpunkt bei allen Unterschieden auch die SDP zuzurechnen ist, fällt die gemeinsame Rolle zu, nicht nur als Forum, sondern als Katalysator der Bewegung zu dienen.

Für die Verfechter der Revolutionsthese bilden die Monate Oktober und November 1989 den revolutionären Höhepunkt. Dies ist insofern berechtigt, als in dieser Phase Bürgerbewegungen und Massenproteste trotz unterschiedlicher politischer Ausrichtungen<sup>56</sup> eine Einheitsfront bildeten, die dem Regime gegenüberstand. Diese zwei Monate lieferten auch die revolutionärsten Fernsehbilder, man denke an die wöchentlichen Umzüge auf dem Leipziger Ring (rund 70.000 Demonstrierende), an die Massendemonstrationen in der Hauptstadt am 7. Oktober und noch einmal am 4. November auf dem Alexanderplatz (rund 200.000 Teilnehmende), in deren Verlauf Regime und Opposition gleichermaßen das Wort ergriffen.<sup>57</sup> Das medial einprägsamste Bild dürfte jedoch jenes sein, das sinnbildlich für den »Mauerfall« steht und im Nachhinein auch die Überwindung des »Eisernen Vorhangs« und der Blöcke symbolisch erfasste: die tanzenden DDR-Bürger auf der Berliner Mauer.<sup>58</sup>

Gegen die analytische Verwendung des Revolutionsbegriffs und für die Kollapsthese spricht das Nichteingreifen der Staatsmacht während der SDP-Gründung am 7. Oktober und das Ausbleiben von staatlicher Gewalt am darauffolgenden Montag in Leipzig beziehungsweise die Erklärung, dass das Regime sich nicht mehr in der Lage wähnte, repressiv vorgehen zu können. Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) begnügte sich damit, die als konterrevolutionär eingestufte Gründungsveranstaltung in Schwante zu überwachen.<sup>59</sup> Freilich muss bedacht werden, dass nach der Aufkündigung der Brežnev-Doktrin durch Michail Gorbatschow ab 1985 repressive Maßnahmen gegen das Volk in Eigenverantwortung Ostberlins hätten erfolgen müssen.<sup>60</sup> Bei dieser Betrachtung darf man nicht der Teleologie anheimfallen: Aus Sicht der Akteure handelten die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten gegen ein Regime, das noch im Sommer 1989 die »chinesische Lösung« bei der blutigen Niederschlagung des Studentenaufstands gutgeheißen hatte.<sup>61</sup> Anders ausgedrückt, die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten sowie die anderen Bürgerrechtler oder Demonstranten mussten damit rechnen, dass sie Opfer von Gewalt werden könnten. Nicht von ungefähr erinnern sich die Zeitzeugen an eine Stimmung während der SDP-Gründung, die zwischen Angst, Ernst und Freude oszillierte.<sup>62</sup> Die Erosion der Macht war so gesehen nicht Vorbedingung der Anfechtung des Regimes, beide bedingten vielmehr einander.<sup>63</sup>

Die Phase, die von Oktober bis November reicht, ist für Richter und Merkel auch im Ergebnis die revolutionärste, nämlich jene, die zum Systemsturz führte.<sup>64</sup> Als Reaktion auf den Druck der Straße wird Erich Honecker am 18. Oktober von Egon Krenz im Zuge einer Palastrevolution gestürzt und ersetzt. Die »Wende«, die Krenz versprach, ließ den Bürgern der DDR und besonders den Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten wenig Hoffnung auf grundlegende Veränderungen, die durch die SED initiiert werden würden. Dafür

56 Henke, 1989, S. 27–32; Richter, Die doppelte Demokratisierung, S. 83–88.

57 Vgl. zu den Zahlenangaben Henke, 1989, S. 28; Kowalczyk, Endspiel, S. 446f.

58 Henke, 1989, S. 31f.

59 Gohle, Von der SDP-Gründung zur gesamtdeutschen SPD, S. 69–83.

60 Kowalczyk, Endspiel, S. 303.

61 Ebd., S. 33.

62 Vgl. die Gespräche mit Angelika Barbe, Torsten Hilse, Steffen Reiche, Johannes und Oliver Richter.

63 Jarausch, Kollaps des Kommunismus oder Aufbruch der Zivilgesellschaft?, S. 34.

64 Richter, Die doppelte Demokratisierung, S. 82.



war der Austausch des Führungspersonals nicht weitreichend genug. Vor diesem Hintergrund war der »Regierungswechsel« von Honecker zu Krenz weit weniger einschneidend als der von letzterem zu Modrow. Dieser genoss nämlich als früheres Objekt einer Schelte Honeckers den Nimbus des Reformators, eine Wahrnehmung, die führende Köpfe der SDP indes bis heute nicht teilen.<sup>65</sup> Zwischenzeitlich fiel die Berliner Mauer, wiederum nicht zufällig, sondern weil der Druck »von unten« zu hastigem Handeln führte. Die Grenzöffnung, die von den Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten im Osten zunächst mit betretenem Schweigen quittiert wurde, wurde von ihnen erst am 3. Dezember offiziell begrüßt. Sie führte aber zu einer erneuten Verstärkung des Drucks sowohl auf das Regime als auch auf die Opposition, da der Ausreise der unzufriedenen Bevölkerung buchstäblich nichts mehr im Wege stand.<sup>66</sup>

Wie alle Akteure der friedlichen Revolution inklusive des Regimes waren auch die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten im Herbst 1989 vom rasanten Wandel und der Offenheit des Ausgangs inhaltlich überfordert. Das Trachten nach Demokratisierung blieb bestehen, die konkrete Ausarbeitung eines Programms musste jedoch erst noch erfolgen. Die Gründungsgeneration war zeitgleich mit dem Aufbau von Parteistrukturen befasst, was unter sehr schwierigen technischen Voraussetzungen und ohne freie ostdeutsche Medien viel Kraft erforderte, zumal die Beteiligten politische Novizen waren. Auch wurden erste Kontakte zur West-SPD geknüpft.<sup>67</sup>

Während der großen Montagsdemonstration vom 20. November 1989 wurde die basisdemokratische Losung »Wir sind das Volk« in die Losung »Wir sind ein Volk« umgemünzt, die auch den Druck nicht nur auf das Regime, sondern auch auf die Bürgerbewegungen und die SDP vergrößerte, sich zur nationalen und staatlichen Einheit zu bekennen. Die Existenz der DDR als Staat stand nunmehr auf dem Spiel.<sup>68</sup> Henke gibt zu bedenken, dass selbst Helmut Kohls 10-Punkte-Plan vom 28. November 1989, der erst einmal nur »konföderative Strukturen« zwischen Bundesrepublik und DDR in Aussicht stellte<sup>69</sup>, auf Druck der ostdeutschen Straße zustande kam. Die Frage, ob die DDR ohne Mauer überhaupt überlebensfähig war, muss ihrerseits dahingestellt bleiben.<sup>70</sup> Zum damaligen Zeitpunkt erschien sie den Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten möglich. Erst am 3. Dezember entschied der Vorstand auf Druck der eigenen Basis, die staatliche Einheit zum Ziel der SDP zu erklären, die jedoch auf Augenhöhe zwischen zwei gleichwertigen Staaten ausgehandelt werden müsse:

»Die Sozialdemokraten in der DDR bekennen sich zur Einheit der Deutschen Nation. Diese Einheit muß von beiden deutschen Staaten gestaltet werden. [...] Wir sind dabei, gleichberechtigte Partner bei dieser Gestaltung zu werden. Eine schnelle Wiedervereinigung im Sinne eines Anschlusses an die BRD würde genau dies gefährden.«<sup>71</sup>

65 Kowalcuk, Endspiel, S. 314; Gespräch mit Angelika Barbe.

66 Bernd Eisenfeld, Macht und Ohnmacht. Ausreise aus der DDR, in: Hans-Herrmann Hertle/Konrad H. Jarausch/Christoph Kleßmann (Hrsg.), Mauerbau und Mauerfall. Ursachen – Verlauf – Auswirkungen, Berlin 2002, S. 223–236, hier: S. 233.

67 Gespräch mit Steffen Reiche; Hans-Jochen Vogel, Der Anteil der SPD am deutschen Einigungsprozess, in: ders./Erhard Eppler/Wolfgang Thierse (Hrsg.), Was zusammengehört. Die SPD und die deutsche Einheit 1989/90, Freiburg im Breisgau 2014, S. 9–183, hier: S. 53f.

68 Karl-Rudolf Korte, Die Chance genutzt? Die Politik zur Einheit Deutschlands, Frankfurt am Main/New York 1994, S. 82.

69 Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bulletin, Nr. 134, S. 1141–1148, hier: S. 1147.

70 Laut Henke bedeutete der Mauerfall, dass »die Monopolpartei [...] ihr letztes Druckmittel gegenüber der eigenen Bevölkerung verloren und ihr letztes Tauschmittel gegenüber der Bundesrepublik verloren« hatte, womit sie endgültig scheitern musste, vgl. Henke, 1989, S. 13.

71 Vorstand der SDP, Die SDP zur Deutschlandfrage, Berlin, 3.12.1989, RHG, SDP 02. Während Sturm hervorhebt, dass die ostdeutschen Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten den Mauer-

Dieses Mantra der SDP/SPD-Ost war keineswegs gleichzusetzen mit dem Anliegen, die DDR schnellstmöglich zu begraben und der Veränderung durch die Bundesrepublik preiszugeben. Dessen ungeachtet zeigt sich an diesem Vorgehen der Spagat, den die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten machen mussten, um sich die Unterstützung der Bürgerbewegungen und der Demonstranten zu wahren. Anders ausgedrückt, offenbarte sich in der Frage der »deutschen Einheit« ein erstes Bröckeln der oppositionellen Einheitsfront gegenüber dem Regime, was auch als Zeichen für die erodierende Wehrhaftigkeit des Regimes gelten darf. War für Richter die Frage der repräsentativen Demokratie versus Basisdemokratie der strukturelle Zankapfel innerhalb der Bürgerbewegungen, galt die »deutsche Frage« als programmatisches Motiv der Ausdifferenzierung.<sup>72</sup> Im Nachhinein erscheint deutlich, dass die SDP-Gründerinnen und -Gründer ein zwiespältiges Verhältnis zur deutschen Einheit hatten. Während Meckel weiterhin die These vertritt, dass die eigenständige Demokratisierung der DDR für die wünschenswerte Einheit eine unerlässliche Vorbedingung war, unterstreichen Angelika Barbe und Torsten Hilse, dass sie immer für die Vereinigung gewesen seien.<sup>73</sup> Der Wahrheitsgehalt dieser Bekundungen lässt sich im Nachhinein nicht rekonstruieren. Dass die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten sich spät, aber deutlich für die deutsche Einheit ausgesprochen haben, mag jedoch erklären, warum sie mit 21,9% für einen Vertreter der Bürgerbewegungen bei der Volkskammerwahl verhältnismäßig gut abschnitten.<sup>74</sup> Die Forderung nach einer raschen Einheit unter Führung der Bundesrepublik zeugte nämlich von einem Verdruss gegenüber Experimenten in einem Staat, der seit 40 Jahren nach einem immer wieder aufgeschobenen Fortschritt trachtete.<sup>75</sup>

Bevor es jedoch zur Volkskammerwahl kommen konnte, bedurfte es profunder Veränderungen im Gebilde DDR. Im Folgenden soll die Aushandlung des Wandels von einem autoritär geführten Regime zu einem demokratischen Staat untersucht werden. Dabei soll auch ein Fokus auf die Implementierung der eigenen Ansprüche als revolutionäre Partei seitens der SDP/SPD-Ost gelegt werden.

### III. DER REVOLUTIONÄRE WINTER: DER »AUSGEHANDELTE« SYSTEMWECHSEL

Die Einsetzung des Zentralen Runden Tisches am 7. Dezember 1989 durch die SED mit ihrem neuen starken Mann, Hans Modrow, stellt einen wahrhaftigen Bruch in der Geschichte der DDR dar. Die Einberufung erfolgte auf Druck der Opposition und der Demonstrierenden. Er stellte eine Konsequenz radikal veränderter Vorzeichen dar, die sich wiederum auf die Identität der Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten auswirkten. Fortan wurde zwischen vormalig verbotenen und bekämpften Gruppen der Opposition und Repräsentanten des Regimes die tatsächliche Demokratisierung durch die Schaffung neuer

---

fall begrüßten, unterstreicht Gohle, dass der SDP-Vorstand vom Mauerfall überrumpelt wurde und unter dem Leitgedanken »der Weg der Demokratisierung braucht Stabilität« sofort die Beibehaltung der Zweistaatlichkeit einforderte, vgl. *Sturm*, Uneinig in die Einheit, S. 140f., und *Gohle*, Von der SDP-Gründung zur gesamtdeutschen SPD, S. 98ff. Der Mauerfall war für Bärbel Bohley und andere Köpfe des »Neuen Forums« hingegen eine Hiobsbotschaft, fühlten sie sich dadurch doch der Chance beraubt, ihren Staat eigenmächtig zu verändern, vgl. *Markus Trömmel*, Der verhaltene Gang in die deutsche Einheit. Das Verhältnis zwischen den Oppositionsgruppen und der (SED-)PDS im letzten Jahr der DDR, Frankfurt am Main/Berlin 2002, S. 137–154.

72 *Richter*, Die doppelte Demokratisierung, S. 86f.

73 Gespräch mit Markus Meckel, Angelika Barbe und Torsten Hilse.

74 *Korte*, Die Chance genutzt?, S. 124 und 209, *Wolfgang Gröf*, »In der frischen Tradition des Herbstes 1989«. Die SDP/SPD in der DDR: Von der Gründung über die Volkskammerarbeit zur deutschen Einheit, Bonn 1996, S. 30f.; *Grabow*, Abschied von der Massenpartei, S. 7.

75 *Henke*, 1989, S. 41–43; *Sabrow*, Die unerhörte Begebenheit, S. 300.

Strukturen ausgehandelt. Von dem Austausch der SED-Führung einmal abgesehen, war es bisher zu keinem greifbaren Systemwechsel in der DDR gekommen. Der Wechsel, der nun stattfinden konnte, sollte nicht mehr auf Druck der Straße durch das scheidende Regime, sondern über die direkte Aushandlung zwischen Regime und Vertretern der Opposition vorgenommen werden. Es kam so zur Institutionalisierung der »Zivilgesellschaft«, die sich zu einem unabhängigen politischen Akteur wandelte.

Dazu musste vorher, am 1. Dezember, von der alten Volkskammer die Streichung des Führungsanspruchs der SED nach Art. 1 der Verfassung vollzogen werden. Es handelte sich jedoch nicht um eine freimütige, tief greifende Reform durch die SED, sondern um ein Nachgeben. Ein erstes Grundanliegen der ostdeutschen Sozialdemokratie war befriedigt: Die Alleinherrschaft der SED war gebrochen, der alleinige Wahrheitsanspruch passé. Gleichzeitig veränderte sich der Status der SDP/SPD-Ost vollends. Sie wandelte sich – just zwei Monate nach ihrer Gründung – von einer illegalen kleinen Partei, deren Legitimität auf der Gegnerschaft zur SED beruhte, zu einer vom Regime als Teil der Opposition anerkannten<sup>76</sup> größeren Partei, die Verantwortung für ihr Handeln übernehmen musste. Sie war fortan de facto Teil des institutionellen Machtgefüges in der DDR. Dabei war diesem Statuswechsel der SDP in der DDR sicherlich dienlich, dass unterdessen die SPD ihre Paralleldiplomatie zur SED nicht ohne Widerwillen aufgegeben und die SDP zu ihrer Schwesterpartei in der DDR erklärt hatte.<sup>77</sup>

Die Arbeit der SDP/SPD-Ost am Zentralen Runden Tisch kann hier nicht eingehend nachgezeichnet werden. Es wird nur auf die Handlungen eingegangen, die zur Demokratisierung als »ausgehandeltem Systemwechsel« der DDR beitragen konnten beziehungsweise von tatsächlicher Implementierung zeugten.<sup>78</sup> Während der Arbeit des Zentralen Runden Tisches litten die Vertreter der Opposition darunter, dass ihr Handeln jedweder gesetzlichen Grundlage oder tatsächlichen Legitimierung durch das Wahlvolk entbehrte. Die gefassten Entschlüsse wurden dank alter autoritärer Mechanismen von der Volkskammer übernommen.<sup>79</sup> Formal gesehen war bei allen Gesetzesänderungen wie schon bei der Verfassungsänderung das Regime der vollziehende Akteur, nur handelte es auf Druck der am Zentralen Runden Tisch vertretenen Parteien und Bürgerbewegungen.

Auch Modrow war sich der mangelnden Legitimität bewusst und bestand darauf, Vertreter der Opposition in sein Kabinett aufzunehmen. Die Mitglieder des Vorstands der SDP/SPD-Ost sträubten sich, Minister ohne Zuständigkeitsbereich in einer SED-PDS geführten Regierung zu werden, fürchteten sie doch im Umkehrschluss, ihre Legitimität als Spitzenpolitiker für die Zeit nach dem endgültigen Sturz des Regimes einzubüßen. So darf es auch nicht verwundern, dass am 5. Februar 1990 die nunmehrige SPD-Ost mit Walter Romberg keinen Gründer in die Regierung Modrow entsandte.<sup>80</sup>

76 Drei Tage zuvor forderte der Geschäftsführer der SDP die Anerkennung seiner Partei durch das Ministerium des Innern, vgl. *Manfred Böhme*, Zulassung der SDP in der DDR und ihre Arbeitsbedingungen, Berlin, 4.12.1989, RHG, MaB 54.

77 Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung (Hrsg.), »... auf 'ne gute Zukunft für die soziale Demokratie ...« Das Treffen von Hans-Jochen Vogel und Willy Brandt mit führenden Vertretern der Sozialdemokratischen Partei in der DDR (SDP) am 10. November 1989 in Ost-Berlin, Berlin 2014; Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.), Das verfemte Dokument. Zum 10. Jahrestag des SPD/SED-Papiers »Der Streit der Ideologien und die gemeinsame Sicherheit«, Berlin 1997, URL: <[http://library.fes.de/library/netzquelle/ddr/politik/pdf/verfemte\\_1.pdf](http://library.fes.de/library/netzquelle/ddr/politik/pdf/verfemte_1.pdf)> [20.11.2019].

78 *Gohle*, Von der SDP-Gründung zur gesamtdeutschen SPD, S. 141–152; *Uwe Thaysen*, Der Runde Tisch. Oder: Wo blieb das Volk? Der Weg der DDR in die Demokratie, Opladen 1990.

79 *Kowalczyk*, Endspiel, S. 495f.

80 *Sturm*, Uneinig in die Einheit, S. 295f.; *Gohle*, Von der SDP-Gründung zur gesamtdeutschen SPD, S. 148ff.

Peter Gohle zeigt auf, dass die Sozialdemokraten bis Januar 1990 Seite an Seite mit den Bürgerbewegungen und Parteien der anerkannten »Opposition« agierten, solange die fundamentale Bekämpfung der alten Macht auf der Agenda stand. So forderten sie gemeinsam die Kontrolle der Regierungsarbeit oder die Abschaffung des MfS beziehungsweise seines Nachfolgers, des »Amts für Nationale Sicherheit«.<sup>81</sup> Eine weitere zentrale Etappe auf dem Weg zur Demokratisierung war für die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten das Abhalten freier Wahlen. Die Vertreter der »Opposition« erreichten, dass die Sitzungen ab dem 8. Januar 1990 live im Ostfernsehen übertragen wurden, wodurch die Verhandlungen auch die Gelegenheit boten, Wahlkampf zu betreiben. Setzten die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten vormals auf die Berichterstattung durch die Westmedien, konnten sie nunmehr auch DDR-intern Werbung in eigener Sache machen beziehungsweise sich von den zu Konkurrenten werdenden Bürgerbewegungen medienwirksam abgrenzen.<sup>82</sup> So darf es nicht verwundern, dass der Zentrale Runde Tisch zum Austragungsort der Diskussion wurde, wodurch dem demonstrierenden Volk die zentrale Rolle im Wandlungsprozess genommen wurde.<sup>83</sup> Gleichzeitig muss hervorgehoben werden, dass die Vertreter der Bürgerbewegungen am Zentralen Runden Tisch in der Regel nicht nur politisch unerfahren, sondern auch medienscheu waren. Das könnte erklären, warum die friedliche Revolution keine großen Persönlichkeiten hervorgebracht hat, die es verstanden hätten, sich medienwirksam als revolutionäre Heldenfiguren zu inszenieren.<sup>84</sup>

Beim Aushandeln des Wahltermins kam es aus Eigeninteresse zu einem Umschwenken der Sozialdemokratie. Da ein frühestmöglicher Wahltermin sowohl für die den Umständen entsprechend äußerst strukturierte Sozialdemokratische Partei als auch für die im Zusammenbruch befindliche SED-PDS von Interesse war, kam es Ende Januar/Anfang Februar 1990 zu einer De-facto-Allianz zwischen den verfeindeten Parteien. Die Bürgerbewegungen blieben dabei außen vor.<sup>85</sup> Dem 6. Mai, der einen Bezug zu den Montagsdemonstrationen hergestellt hätte, wurde der 18. März vorgezogen, der auf die Märzrevolution von 1848 verwies. Dieses Datum wurde keineswegs zufällig gewählt, stellte es doch einen symbolischen Bezug zur Parlamentarisierung der Revolution von 1848 dar. Zudem sprachen sich die Vertreter der SPD-Ost dafür aus, dass nur Parteien zur Wahl antreten dürften, nicht aber Bewegungen. Man kann diese Episoden als Zeichen des Untergangs des Regimes werten, da der bisherige Schulterchluss innerhalb der Opposition sich als Zweckallianz auf Zeit entpuppte. Sie brach auf, sobald der gemeinsame Gegner besiegt war und das gemeinsame Ziel, nämlich die Demokratisierung des Landes, in greifbare Nähe rückte.

Allen Differenzen zum Trotz hatten die Teilnehmer am Zentralen Runden Tisch den Versuch unternommen, eine neue demokratische Verfassung zu entwerfen und noch vor dem Abhalten der freien Wahlen neue Regeln aufzustellen, nach denen die neuen Vertreter des Volkswillens hätten agieren müssen. Damit bemühten sie sich, eine neue Verfassung als Basis für einen neuen Staat DDR zu implementieren. Allerdings wurde diese neue Verfassung nie fertig ausgehandelt und bei einem negativen Votum der SPD-Ost an die Volkskammer überwiesen. Das von Konrad Elmer-Herzig auch im Nachhinein bemängelte Verhalten seiner Partei in dieser Frage beruhte auf dem Anliegen, dass die neue Verfassung von einem demokratisch gewählten Parlament ausgearbeitet werden sollte. Inhaltlich erschien den Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten der vorgelegte Entwurf allzu

81 Vgl. ebd., S. 141–151.

82 Kowalczyk, Endspiel, S. 497.

83 Richter, Die doppelte Demokratisierung, S. 87.

84 Jarausch, Kollaps des Kommunismus oder Aufbruch der Zivilgesellschaft?, S. 40; Martin Sabrow, Die DDR im Gedächtnis der Gegenwart, in: Koch-Baumgartner/Gajdukowa/Conze, Die demokratische Revolution 1989 in der DDR, S. 234–248, hier: S. 247f.

85 Kowalczyk, Endspiel, S. 145ff.

basisdemokratisch geprägt. Sie befürworteten mehrheitlich eine repräsentative Demokratie.<sup>86</sup> Aufgrund der größeren Distanz zum real existierenden Sozialismus könnte das Streben der Bürgerbewegungen nach Basisdemokratie als revolutionärer gelten als das nach einem repräsentativen System. Andererseits handelte die SPD-Ost auch machtpolitisch, wählte sie sich doch als zukünftige Wahlsiegerin, also als jene Kraft, die bei der Aushandlung einer eventuellen neuen Verfassung federführend sein würde. Mit anderen Worten, sie setzte darauf, den revolutionären Akt der Verkündung einer neuen Verfassung selbst und nach eigenen Vorstellungen vorzunehmen. Im Ergebnis hat sie bei dieser Gelegenheit die Chance vertan, die verfassungsmäßige Implementierung der Revolution zu prägen.

Zudem machten sich Martin Gutzeit und Susanne Kschenka unter den Vorzeichen eines erfolgreichen Wahlausgangs daran, die Geschäftsordnung der Volkskammer und der Regierung nach westdeutschem Modell umzuschreiben, getreu dem Anspruch, demokratische Strukturen in der DDR zu schaffen.<sup>87</sup> Diese Texte beinhalteten im Übrigen auch die Entlassung der Staatssekretäre und der vorbelasteten Abteilungsleiter, wodurch ein Austausch der Entscheidungsträger vorgesehen war, wie er in Revolutionen typischerweise vorgenommen wird.<sup>88</sup>

Mit der Volkskammerwahl endete unwiederbringlich die Vormachtstellung des alten Regimes: Weniger als 3 % der Mitglieder der neuen Volkskammer waren Teil der vorigen gewesen, selbst die SED-PDS wurde grunderneuert, denn ihre Fraktion zählte nur drei erfahrene Parlamentarier. Die politische Revolution, wie sie sich die Gründergeneration der SDP/SPD-Ost auf die Fahnen geschrieben hatte, war vollführt, es blieb die Aufgabe, die Wirtschaft und die Gesellschaft zu demokratisieren und die politische Kultur zu festigen. Es stellt sich die Frage, welcher Moment tief greifendere Veränderungen im Sinne der Demokratisierung der DDR herbeigeführt hat: die massive und dramatische Bewegung aus Sozialdemokratie, Bürgerbewegungen und Demonstrierenden im Zuge der »friedlichen« Revolution oder die nüchterner anmutende elitenlastige tatsächliche Umsetzung der Demokratisierung durch Aushandlung von Gesetzesänderungen. Vom Modus erscheint der Zentrale Runde Tisch als Träger der »ausgehandelten« Revolution weniger revolutionär, weil weniger spektakulär, vom Stellenwert hinsichtlich der schnellen, tief greifenden, tatsächlichen und nachhaltigen Transformation vielleicht stärker. Hier ist ersichtlich, wie sehr die tradierten Bilder und Meistererzählungen der Revolution als gewalt(tät)iger, offener und plötzlicher Bewegung prägend in den Augen des Betrachters bleiben.

86 Gespräch mit Konrad Elmer-Herzig; *Gohle*, Von der SDP-Gründung zur gesamtdeutschen SPD, S. 146–152; *Richard Schröder*, Grundsätze der SDP zur Verfassung. Für die Verfassungskommission des Runden Tisches, o. O., o. D., AdSD, 2/SDPA000120.

87 [*Martin Gutzeit*], »Grundgedanken zum Regierungsaufbau«, [Berlin-Ost], 13.3.1990, AdSD, 2/SDPA000139; [*Martin Gutzeit/Christoph Matschie*], Arbeits- und Terminplan für die Vorbereitung der Parlaments- und Regierungsarbeit, [Berlin-Ost], [vor dem 15.3.1990], [*Martin Gutzeit*], SPD-Fraktion in der Volkskammer der DDR – der Vorsitzende – An die in der neuen Volkskammer vertretenen Parteien und Vereinigungen, [Berlin-Ost], [vor dem 18.3.1990], [*Martin Gutzeit*], Erste Aufgaben des geschäftsführenden Fraktionsvorstandes, [Berlin-Ost], [vor dem 21.3.1990], alle drei in: AdSD, 2/SDPA000124. Vgl. auch Gespräch mit Susanne Kschenka, und Angaben von Gutzeit und Kschenka in: II. Podium, in: *Fischer*, Von der frei gewählten Volkskammer zum vereinten Deutschland, S. 81–116, hier: S. 83ff.

88 Im Gegensatz zu vielen Regimewechseln, in denen mangels qualifizierter Alternativen Teile der Eliten des scheidenden Regimes auch dem neuen Regime dienen, wurden im Zuge der Einheit viele staatliche Schlüsselpositionen in Ämtern, Justiz oder Wissenschaft in den Neuen Bundesländern mit westdeutschem Personal besetzt. Es kam zu einem tatsächlichen Austausch, der manchem Ostdeutschen als »Anschluss« galt, vgl. *Rainer Eckert*, Das historische Jahr 1990, in: APuZ, 2005, H. 40, S. 12–18.

## IV. WAS BLIEB, WAS BLEIBT?

In Anbetracht des Ausgangs der Volkskammerwahl vom 18. März lautete die Aufgabe für eine Partei, die den Wählerauftrag ernst nahm, die Einheit zu gestalten. Grundlegende Reformen in der DDR sollten nicht mehr deren Überlebensfähigkeit garantieren, sondern ihre Kompatibilität mit der Bundesrepublik stärken. Von da an kann von einer pragmatischen und demokratischen Aufgabe der DDR seitens der Gründergeneration der SDP/SPD-Ost gesprochen werden, wobei an dem Anliegen, als »gleichberechtigte Partner« in die Einheit zu gehen, stets festgehalten wurde, dieses aber nicht durchgesetzt werden konnte.<sup>89</sup>

Das Wahlergebnis war eine herbe Enttäuschung für die Sozialdemokratie in Ost und West. Im Wahlkampf hatte die Bonner SPD-Parteizentrale der SPD-Ost tatkräftige Unterstützung geleistet, ohne jedoch so massiv in die Planung oder die politische Ausrichtung der Partnerpartei einzugreifen, wie es CDU, CSU und FDP jeweils getan hatten. Gleichwohl war besonders Willy Brandt der exponierteste Redner in der DDR gewesen.<sup>90</sup>

Im Gegenzug zu ihrem Einlenken in puncto Einheit nach Art. 146 GG erreichte die SPD-Ost gegen den Willen der Bundesregierung, dass mit der Währungsunion auch eine Sozialunion einherging, setzte sich erfolgreich für die Bewahrung des ostdeutschen Abtreibungsrechts auf dem Boden der neuen Bundesländer ein sowie für den Fortbestand der Krippen oder der Polikliniken.<sup>91</sup> Somit trug die SPD-Ost die Abwicklung der DDR zwar mit, kämpfte aber darum, dass sozial- und gesellschaftspolitische Errungenschaften der DDR beibehalten und in die Bundesrepublik überführt wurden. Mit anderen Worten: Auch die Bundesrepublik sollte durch die Ausweitung des Geltungsbereichs des Grundgesetzes reformiert werden. Dabei kam es zu einer Umkehr der programmatischen Ausrichtung der SPD-Ost, die sich nun gewissermaßen zum Bewahrer der DDR-Identität im Einheitsprozess wandelte. Das hinderte sie in keiner Weise daran, auch aus der Opposition heraus noch für die Annahme der Staatsverträge durch die Bundestagsfraktion der Partnerpartei SPD zu streiten.<sup>92</sup> Sie erhob damit den Anspruch, auch über die Grenzen der DDR hinweg grundlegende Veränderungen herbeizuführen. Paradoxaerweise war sie zu diesem Zeitpunkt auf dem Zenit ihrer Macht.

Als sich Ende des Frühjahrs 1990 abzeichnete, dass die staatliche Vereinigung und damit auch die Vereinigung beider sozialdemokratischer Parteien kommen würden, wurde ein ähnlicher Weg dorthin eingeschlagen. Mit anderen Worten, die SPD-Ost sollte in den Institutionen der SPD-West aufgehen.<sup>93</sup> Die ostdeutschen Sozialdemokratinnen und

89 »Ich muss aber nachträglich sagen, unser Problem war, dass die eigene Bevölkerung in der großen Mehrheit nichts anderes wollte als den Status-quo-West, und wer Demokrat ist, der kann zwar Ideen zur Disposition stellen, das haben wir gemacht, aber der muss anerkennen, dass er bei dem gegebenen Bewusstseinsstand der Bevölkerung keine Akzeptanz findet«, vgl. Gespräch mit Markus Meckel.

90 Trömmel, Der verhaltene Gang in die deutsche Einheit, S. 190f.; Grabow, Abschied von der Massenpartei, S. 80–82; o. V., Protokoll der Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses vom 6.2.1990, AdsD, 2/SDPA000060.

91 Grundsätze der Koalitionsvereinbarung zwischen den Fraktionen der CDU, der DSU, dem DA, den Liberalen (DFP, BFD, F.D.P.) und der SPD vom 12. April 1990, Berlin, 12.4.1990, AdsD, 2/SDPA000140. Bis heute gelten diese Erfolge den SDP-Gründerinnen und -Gründern als maßgebliche Errungenschaften ihres Handelns, vgl. Gespräche mit Torsten Hilse, Eva Kunz, Berlin, 1.3.2011, und Knut Herbst, Berlin, 23.1.2012.

92 Sturm, Uneinig in die Einheit, S. 389–436; Gohle, Von der SDP-Gründung zur gesamtdeutschen SPD, S. 272–303.

93 Konrad Elmer, Änderungen und Ergänzungen am Organisationsstatut-West, Berlin, 1.7.1990, AdsD, 2/SDPA000188; Arnold Knigge, Sitzung der Statutenkommission der DDR-SPD am 12. Juli 1990 in Berlin (Ost), Bonn, 17.7.1990, AdsD, 2/PVDZ000236.

Sozialdemokraten setzten aus ihrer Minderheit heraus sowohl Quoten als auch einen Aspekt ihres ursprünglichen Selbstverständnisses durch: Die Willensbildung sollte fortan »von unten nach oben« erfolgen.<sup>94</sup> Sie besannen sich der revolutionären Ursprünge in dem Moment, als sie mit den bundesrepublikanischen Institutionen fusionierten. Genauer gesagt, die basisdemokratischen Züge, die im ursprünglichen Statut durchaus anzutreffen waren, aber im Laufe der vorangegangenen Monate zurückgedrängt wurden, erfuhren nun eine Aufwertung und wurden identitätsstiftend.<sup>95</sup> Ob dies das Antlitz der gesamtdeutschen Sozialdemokratie grundlegend veränderte, muss dahingestellt bleiben.

Wenn aber davon ausgegangen werden soll, dass die Bundesrepublik und auch ihre parteipolitischen Institutionen zumindest als Vollender der Revolution gelten sollen, so richtet sich das späte Handeln der Ost-Sozialdemokratie weniger gegen die DDR als gegen die »alte« Bundesrepublik, die in ihren Augen danach trachtete, ihren Wirkungskreis zu erweitern, ohne tradierte Handlungsmuster zu überdenken. Der Erfahrungswert der DDR-Sozialisation sollte nun also die »neue« Bundesrepublik »verbessern«.

Was die Fusion beider sozialdemokratischer Parteien anbelangt, verzichtete die ostdeutsche Seite auf eine Neuwahl des gesamten Vorstands anlässlich des Parteitags vom 26. bis 27. September 1990. Im Gegenzug garantierte die Westseite den hinzukommenden Landesverbänden einen Posten des stellvertretenden Parteivorsitzenden sowie zehn weitere Sitze im Vorstand und vorübergehende Quotenregelungen, die den ostdeutschen Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten mehr Gewicht auf den Parteitag von 1991 und 1993 einräumten, als den Landesverbänden zahlenmäßig zustand. Als neuer stellvertretender Parteivorsitzender wurde Wolfgang Thierse zum Gesicht der ostdeutschen Sozialdemokratie. Der letzte Parteichef der autonomen SPD-Ost war aber als »Novemberrevolutionär«<sup>96</sup> eben nicht Teil der Gründergeneration der SDP gewesen, die es, wie die anderen Bürgerbewegungen auch, versäumt hatte, gerade im revolutionären Herbst eine medial wirksame Identifikationsfigur vorzuweisen.

Formal wurde die Fusion der beiden Parteien über die Verabschiedung des »Manifest[s] zur Wiederherstellung der Einheit der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands« vollzogen.<sup>97</sup> Dabei handelte es sich um einen juristischen Trick seitens des Bonner Vorstands, um eine Urabstimmung, wie sie das Statut und das bundesrepublikanische Parteiengesetz vorschrieb, zu umgehen.<sup>98</sup> Diesem Text zufolge ist von der Gründung der SDP ein »Signal für das Ende der SED-Herrschaft« ausgegangen. Die Sozialdemokraten in der DDR hätten »mitgeholfen, [...] in der friedlichen Revolution die Geschicke Deutschlands zu wenden«. Schließlich wurde festgehalten, dass sie sich »als Teil jener revolutionären Bewegung, die den SED-Staat schließlich überwunden hat« verstanden hätten. Dies kommt einer minimalen Würdigung der revolutionären Verdienste der SDP-Gründerinnen und

94 Konrad Elmer, Vor- und Wirkungsgeschichte des Organisationsstatuts der SDP, in: Dowe/Eckert, Von der Bürgerbewegung zur Partei, S. 29–39, hier: S. 37f.

95 Etienne Dubslaff, Quel(s) statut(s) pour les sociaux-démocrates est-allemands (1989–1990)?, in: Allemagne d'aujourd'hui, 2017, Nr. 220, S. 14–24.

96 Sturm, Uneinig in die Einheit, S. 329; Gespräch mit Angelika Barbe.

97 Vorstand der SPD, »Manifest zur Wiederherstellung der Einheit der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands«, Berlin, 27.9.1990, URL: <<https://www.vorwaerts.de/system/files/manifest.pdf>> [20.11.2019].

98 »Da es hier um die Wiederherstellung des Normalzustands der Sozialdemokratie in Deutschland geht, ist eine Urabstimmung nicht erforderlich. Das Parteiengesetz der Bundesrepublik Deutschland und das Organisationsstatut verlangen eine Urabstimmung unter den Mitgliedern der Partei bei einer ›Verschmelzung mit einer anderen Partei‹. Ein derartiger Vorgang liegt nicht vor«, vgl. [Vorstand der SPD-(West)], Änderung des Organisationsstatuts und der Finanzordnung zur Wiederherstellung der Einheit der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, [Bonn], 25.6.1990, AdSd, 2/SDPA000185, S. 1.

-Gründer sowie einer Negierung ihrer ursprünglichen Zielvorstellungen gleich, zumal kein einziger von ihnen namentlich erwähnt wurde. Von den verdienten westdeutschen Sozialdemokraten Kurt Schumacher, Erich Ollenhauer, Ernst Reuter, Fritz Erler, Herbert Wehner, Gustav Heinemann, Willy Brandt und Helmut Schmidt hieß es hingegen, dass sie »den Wandel im Osten fördern und die Einheit vorbereiten konnte[n]«.

Auch das Hamburger Grundsatzprogramm aus dem Jahr 2007 begnügt sich mit folgender Feststellung: »Die friedlichen Revolutionen von 1989 haben die Spaltung Europas in Ost und West überwunden. Die deutsche Einheit hat Freiheit und Demokratie für unser ganzes Land gebracht.«<sup>99</sup> Die Einzigartigkeit der »friedlichen Revolution« und die Akteure selbst werden negiert, mehr noch, die Freiheit sei durch die Einheit, also durch die Bundesrepublik, herbeigeführt worden. Dabei geschieht diese bewusste Ignorierung in einem Passus des Programms, der die mythischen Grundlagen der Partei festschreibt und der Glorifizierung der eigenen Vergangenheit Raum lässt. Somit reiht sich die SPD offiziell in die Riege derer ein, die eine Revolution in der DDR – wenn überhaupt – in ihrem Aufgehen in der Bundesrepublik sehen wollen.

Diese minimale Würdigung der ostdeutschen Sozialdemokratie bezüglich der »friedlichen Revolution« und der Demokratisierung der DDR kann auf zwei miteinander verbundene machtpolitische Begebenheiten zurückgeführt werden. Zum einen hatte die in der Bundesrepublik aufgewachsene »Enkel-Generation« – Oskar Lafontaine, Björn Engholm, Rudolf Scharping, Gerhard Schröder – keinen direkten Bezug zur deutschen Nation; ganz im Gegensatz zur 1990 scheidenden Generation der SPD-Granden um Willy Brandt, Helmut Schmidt, Hans-Jochen Vogel und Johannes Rau.<sup>100</sup> Gleichzeitig zeichnete sich ein Generationenwechsel an der Spitze der Gesamt-SPD ab, sodass es im Interesse der westdeutschen Politiker lag, die Verdienste der ostdeutschen Parteigründer zu minimieren. Aus ihren anerkannten Leistungen hätten die ostdeutschen Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten nämlich eine Legitimierung zum Handeln und zum Führen ableiten können. Die junge Garde im Westen wartete lieber mit dem Nimbus des »Sieg[s] des Westens« auf.

Man kann sich abschließend fragen, ob die nachträgliche Betonung des revolutionären Handelns seitens der Gründergeneration der SDP nicht vorrangig ihrem Bedeutungsverlust in der Partei geschuldet ist. Obgleich die damaligen Quellen durchaus den revolutionären Anspruch plausibilisieren, kann zum Beispiel nicht bewiesen werden, dass viele von ihnen von je her für die deutsche Einheit an sich waren oder in dem politischen System der Bundesrepublik das bessere sahen.<sup>101</sup> Die Frage ist auch insofern politisch relevant, als daraus eine Legitimität zum Deuten und somit zum Handeln einhergeht. Mit der Frage, ob es in der DDR zu einer vollwertigen »friedlichen« und »ausgehandelten« Revolution gekommen sei oder nicht, stellt sich auch jene, wem der in der Regel als positiv geltende Ausgang zuzuschreiben ist. Liegen die Meriten bei der Bundesrepublik, kann sie getrost ihre Institutionen in die neuen Bundesländer übertragen. Ist jedoch eine demokratisierte DDR aus freien Stücken zur Bundesrepublik gestoßen, können die Ostdeutschen ganz andere Forderungen aufstellen.

99 Vorstand der SPD (Hrsg.), *Hamburger Programm. Grundsatzprogramm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands*, Berlin 2007, S. 8.

100 Vgl. die Äußerungen von Ingrid Matthäus-Maier und Ulrich Mählert in: III. Podium, in: *Fischer*, Von der frei gewählten Volkskammer zum vereinten Deutschland, S. 144–167, hier: S. 145f.

101 Zu den Chancen und Gefahren des Rückgriffs auf die Methoden der »Oral History« im Rahmen der Forschung zur ostdeutschen Sozialdemokratie vgl. *Etienne Dubslaff*, Faire parler les acteurs de la Révolution pacifique en RDA. Réflexions sur la coproduction de sources orales, in: *Emmanuel Droit/Hélène Miard-Delacroix/Frank Reichherzer* (Hrsg.), *Penser et pratiquer l'histoire du temps présent. Essais franco-allemands*, Villeneuve-d'Ascq 2016, S. 37–44.



## Forschungsberichte und Sammelrezensionen



Lutz Häfner

## Mehr als nur »zehn Tage, die die Welt erschütterten«

### Literaturbericht anlässlich des Zentenariums der Russländischen Revolution von 1917

»Das Jahr 1917 ist sozusagen ein ehernes Datum, aber es gibt keinen Namen für das, was sich ereignet hat. [...] Es war eine wirklich große Revolution, doch es war auch eine Revolution voller biblischer Schrecken. In dieser Revolution gingen jene Kräfte unter, die Rußland auf den Weg der industriellen Revolution gestoßen und das Land vorübergehend zum dynamischen Zentrum der Zivilisationsbewegung hatten werden lassen. Aber die russische Revolution ist zugleich eine Revolution gegen diese Revolution der Moderne. Was folgen wird, ist eine Modernisierungsbewegung ohne Moderne, eine Fortsetzung des Weges »auf der Höhe der Zivilisation«, doch ohne die Elemente der zivilen Gesellschaft. Es gibt kein Wort, das diesen Fortschritt, der eine Katastrophe war, und diesen Aufbruch, der mit einer Regression einhergeht, zusammenbringt. Es wäre ein Wort, in dem die Geschichte der Konstitution zugleich die Geschichte eines Zerfalls wäre.«<sup>1</sup>

Mit diesen Worten brachte Karl Schlögel vor drei Jahrzehnten die Ambivalenz dieses epochalen Vorgangs, des Ereignisses wie des daraus resultierenden Prozesses, pointiert zum Ausdruck. Mit dem Ende des Kalten Kriegs und der Implosion der Sowjetunion 1991 büßte die Russische<sup>2</sup> Revolution des Jahres 1917 ihre Stellung als führender Gegenstand des historischen Interesses ein. Das Jahr 1917 als Gründungsmythos des ersten sozialistischen Staats der Welt rückte in den Hintergrund. Selbst in der Russländischen Föderation avancierten andere Daten, insbesondere aber der 9. Mai, zu zentralen Referenzpunkten staatlicher Traditions- und Erinnerungspflege.

In der Forschung ließ sich bis zur Desintegration des Ostblocks in den späten 1980er-Jahren punktuell eine Konvergenz der westlichen und der marxistischen Historiografie konstatieren, nämlich in der Konzentration auf die *dramatis personae*: kollektiv auf die *bol'seviki*, individuell auf Vladimir Il'ič Lenin, geografisch auf die beiden Hauptstädte – Petrograd und Moskau. Hierin unterschieden sich konservative US-Historiker vom Schläge eines Richard Pipes oder sein liberaler Antipode Alexander Rabinowitch kaum von der sowjetischen Geschichtswissenschaft.<sup>3</sup>

Ohne Zweifel hat die sozialgeschichtliche Forschung seit den 1980er-Jahren ihren Fokus auf andere Aspekte gelegt: Indem sie sich nicht mehr den politischen Führern, Männern, Russen, staatlichen Institutionen sowie den beiden Hauptstädten widmete, sondern die breiten Massen – Arbeiter, Soldaten, Bauern, Frauen, aber auch Nationalitäten – oder einzelne Regionen, Gouvernements oder Provinzstädte thematisierte, verfolgte sie innovative

1 Karl Schlögel, *Jenseits des Großen Oktober. Das Laboratorium der Moderne. Petersburg 1909–1921*, Berlin 1988, S. 11.

2 Die Revolution erstreckte sich auf das ganze Imperium. Es wäre daher angemessen, von »russländischer« Revolution zu sprechen, wie dies auch russischsprachige Neuerscheinungen tun, bedeutete aber mit Sprachgewohnheiten zu brechen.

3 Richard Pipes, *The Russian Revolution*, New York 1990; Alexander Rabinowitch, *Prelude to Revolution. The Petrograd Bolsheviks and the July 1917 Uprising*, Bloomington/Indianapolis 1968; ders., *The Bolsheviks Come to Power. The Revolution of 1917 in Petrograd*, New York/London 1978; vgl. Boris Ivanovič Kolonickij, *Goroda imperii i gorožane v epochu vojn i revoljucij. Perspektivy sravnitel'nych issledovanij*, in: Aleksej Il'ič Müller/Dmitrij Nikolaevič Černyj (Hrsg.), *Goroda imperii v gody Velikoj vojny i revoljucii. Sbornik statej*, Nestor-Istorija, Sankt Petersburg 2017, 519 S., geb., 440,00 Rubel, S. 509–519, hier: S. 509.

Fragestellungen.<sup>4</sup> Die kulturgeschichtliche Forschung der jüngeren Vergangenheit rückte die Semantik, Diskurse, subjektive Befindlichkeiten, Werte und Emotionen in das Blickfeld.<sup>5</sup> Neben Studien zur in revolutionären Zeiten nachgerade ubiquitären Gewalt galt das Interesse der Differenz, der Vielfalt, der Heterogenität des Lebens, seiner Formen, und gerade angesichts der ethno-kulturellen respektive religiösen Vielfalt des einstigen Zarenreichs den Geschehnissen in den Provinzen sowie in den imperialen Peripherien. Diesem Ansatz, ein Kaleidoskop der revolutionären Ereignisse zu präsentieren, trugen mehrere Bände des internationalen Editionsprojekts »Russia's Great War and Revolution« Rechnung.<sup>6</sup>

Darüber hinaus aber haben Historiker und Historikerinnen unlängst auf die Wirkung der großen Strukturen abgehoben, wie den Kapitalismus und die mit ihm einhergehende wirtschaftliche Modernisierung, die in Kombination mit einer globalen Ideengeschichte und den internationalen Beziehungen bis hin zum Ersten Weltkrieg die Geschichte Russlands im frühen 20. Jahrhundert nachhaltig geprägt haben.

Die im Jubiläumjahr erschienene Literatur entstammt unterschiedlichen Gattungen und verfolgt verschiedene Zielsetzungen. Basiswissen hat Konjunktur. Diesem Bedürfnis tragen Enzyklopädien beziehungsweise Handbücher<sup>7</sup> sowie die quantitativ dominierenden Synthesen<sup>8</sup>

- 
- 4 Vgl. *Rex Arvin Wade*, The Russian Revolution at One Hundred. Issues and Trends in the English Language Historiography of the Russian Revolution of 1917, in: *Journal of Modern Russian History and Historiography* 9, 2016, S. 9–38; *ders.*, The Revolution at Ninety-(One). Anglo-American Historiography of the Russian Revolution of 1917, in: *Journal of Modern Russian History and Historiography* 1, 2008, S. 1–42.
- 5 *Orlando Figes/Boris Kolonitskii*, Interpreting the Russian Revolution: The Language and Symbols of 1917, New Haven/London 1999; *Mark D. Steinberg*, Introduction: The Language of Popular Revolution, in: *ders.* (Hrsg.), *Voices of Revolution, 1917*, New Haven/London 2001, S. 1–35; *Vladimir P[rochorovič] Buldakov*, Revolution and Emotions: Toward a Reinterpretation of the Political Events of 1914–1917, in: *Russian History* 45, 2018, S. 196–230; *Jan Plamper*, Die Russische Revolution 1917. Vier Forschungstrends und ein sinneshistorischer Zugang – mit ausgewählten Quellen für den Geschichtsunterricht, in: *Geschichte für heute. Zeitschrift für historisch-politische Bildung* 10, 2017, H. 4, S. 5–17.
- 6 *Sarah Badcock/Liudmila G. Novikova/Aaron B. Retish* (Hrsg.), *Russia's Home Front in War and Revolution, 1914–22*, Bd. 3/1: *Russia's Revolution in Regional Perspective*, Bloomington 2015.
- 7 *Silvio Pons/Stephen A. Smith* (Hrsg.), *The Cambridge History of Communism*, Bd. 1: *World Revolution and Socialism in One Country 1917–1941*, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2017, XX + 655 S., geb., 120,00 £; *Andrej Konstantinovič Sorokin* (Hrsg.), *Rossija v 1917 godu*. Ėnciklopedija, ROSSPĖN, Moskau 2017, 1.095 S., geb., 4.000,00 Rubel.
- 8 *Helmut Altrichter*, *Russland 1917. Ein Land auf der Suche nach sich selbst*, Ferdinand Schöningh Verlag, 2., durchges. u. erw. Aufl., Paderborn 2016 (zuerst 1997), 622 S., geb., 34,90 €; *Martin Aust*, *Die Russische Revolution. Vom Zarenreich zum Sowjetimperium*, Verlag C. H. Beck, München 2017, 278 S., brosch., 14,95 €; *Laura Engelstein*, *Russia in Flames. War, Revolution, Civil War, 1914–1921*, Oxford University Press, Oxford/New York etc. 2017, XXVII + 823 S., geb., 25,00 £; *Manfred Hildermeier*, *Geschichte Russlands. Vom Mittelalter bis zur Oktoberrevolution* (Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung), Verlag C. H. Beck, 3. Aufl., München 2016 (zuerst 2013), 1.504 S., geb., 49,95 €; *ders.*, *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates*, 2., überarb. u. erw. Aufl., Verlag C. H. Beck, München 2017, 1.348 S., geb., 49,95 €; *Heiner Karuscheit/Alfred Schröder*, *Das Revolutionsjahr 1917. Bolschewiki, Bauern und die proletarische Revolution*, VSA Verlag, Hamburg 2017, 172 S., 17,80 €; *Eric Lee*, *The Experiment. Georgia's Forgotten Revolution 1918–1921*, Zed Books, London 2017, XXV + 259 S., kart., 10,99 £; *Neil Faulkner*, *A People's History of the Russian Revolution*, Pluto Press, London 2017, XVII + 272 S., kart., 12,99 £; *Steven A. Smith*, *Revolution in Russland. Das Zarenreich in der Krise 1890–1928*, Verlag Philipp von Zabern/WBG, Darmstadt 2017 (zuerst engl. 2017), 496 S., geb., 31,99 €; *Mark D. Steinberg*, *The Russian Revolution, 1905–1921*, Oxford University Press, Oxford/New York etc. 2016, X + 388 S., geb., 76,00 £.

Rechnung. Darüber hinaus thematisieren mehrere Ausstellungskataloge<sup>9</sup> und Sammelbände die Russische Revolution.<sup>10</sup> Die Schwerpunkte letzterer liegen auf der Erinnerungskultur<sup>11</sup>, den politischen Parteien<sup>12</sup> oder sogar, wie im Falle der unter dem bezeichnenden Titel »Historically Inevitable?« von dem pensionierten britischen Botschafter in Moskau, Tony Brenton, herausgegebenen Publikation, den »großen historischen Persönlichkeiten«.<sup>13</sup> Selbst die themenorientierten Zeitschriftenhefte weisen eher einen zusammenfassenden Charakter auf, als dass sie Forschungslücken zu schließen versuchen.<sup>14</sup>

Forschungsorientierte Monografien bilden die große Ausnahme.<sup>15</sup> Zu erwähnen sind ferner ebenso gelungene wie sorgfältig recherchierte Biografien, von denen sich zwei mit überaus bedeutenden Männern der Revolutionsjahre beschäftigen, nämlich mit dem

- 
- 9 Helmut Altrichter/Jörg Baberowski/Winfried Dolderer u. a., 1917 – Revolutionäres Russland (DAMALS-Sonderband), Theiss Verlag/WBG, Darmstadt 2016, 128 S., geb., 24,95 €; 1917 Revolution. Russland und die Folgen (Essays), hrsg. v. Deutschen Historischen Museum/Schweizerischen Nationalmuseum, Sandstein Verlag, Dresden 2017, 199 S., geb., 34,00 €; 1917 Revolution. Russland und die Schweiz (Katalog), hrsg. v. Schweizerischen Nationalmuseum, Sandstein Verlag, Dresden 2017, 160 S., geb., 30,00 €; *Ekaterina Rogatchevskaia* (Hrsg.), Russian Revolution. Hope, Tragedy, Myths, British Library, London 2017, 239 S., kart., 25,00 £; *Matthew S. Witkovsky/Devin Fore* (Hrsg.), *Revoliutsiia! Demonstratsiia! Soviet Art Put to the Test* (Katalog) (The Art Institute of Chicago), Yale University Press, Chicago 2017, 324 S., geb., 65,00 \$.
- 10 Miller/Černyj, *Goroda imperii v gody Velikoj vojny i revoljucii*; *Tilman Mayer/Julia Reuschenbach* (Hrsg.), 1917. 100 Jahre Oktoberrevolution und ihre Fernwirkungen auf Deutschland, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2017, 286 S., brosch., 54,00 €.
- 11 Jan Claas Behrends/Nikolaus Katzer/Thomas Lindenberger (Hrsg.), 100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution, Ch. Links Verlag, Berlin 2017, 350 S., geb., 25,00 €.
- 12 Wladislaw Hedeler (Hrsg.), Die russische Linke zwischen März und November 1917, Karl Dietz Verlag, Berlin 2017, 335 S., brosch., 24,90 €; *Philippe Kellermann* (Hrsg.), Anarchismus und Russische Revolution, Karl Dietz Verlag, Berlin 2017, 415 S., brosch., 29,90 €.
- 13 Das Spektrum reicht von dem Mönch Rasputin über den konterrevolutionären beziehungsweise »bonapartistischen« General Kornilov bis hin zu Lenin und dem Zaren, *Tony Brenton* (Hrsg.), *Historically Inevitable? Turning Points of the Russian Revolution*, Profile Books, London 2016, 384 S., geb., 25,00 £.
- 14 1917. Historiographie, dynamiques révolutionnaires et mémoires contestées, *Cahiers du Monde Russe* 58, 2017, H. 1-2; The Centenary of the Russian Revolution. New Directions in Research, *Historical Research* 90, 2017, H. 247; *Revolution retour. 1917–2017: Vorwärts, und stets vergessen*, *Osteuropa* 67, 2017, H. 6-8; *Russian History* 45, 2018, H. 2; 1917–2017, The Russian Revolution a Hundred Years Later, *Slavic Review* 76, 2017, H. 3; *Les révolutions russes de 1917. Enjeux politiques et artistiques*, *Revue des études slaves* 90, 2019, H. 1-2.
- 15 *Gleb J. Albert*, Das Charisma der Weltrevolution. Revolutionärer Internationalismus in der frühen Sowjetgesellschaft 1917–1927 (Industrielle Welt, Bd. 95), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2017, 631 S., geb., 85,00 €; *Tsuyoshi Hasegawa*, Crime and Punishment in the Russian Revolution. Mob Justice and Police in Petrograd, Harvard University Press, Cambridge/London 2017, 368 S., geb., 29,95 \$; *Andrej Vladimirovič Mamaev*, *Gorodskoe samoupravlenie v Rossii nakanune i v period Fevral'skoj revoljucii* 1917 g., IstLit, Moskau 2017, 416 S., geb., 1.000,00 Rubel; *Melissa Kirschke Stockdale*, Mobilizing the Russian Nation. Patriotism and Citizenship in the First World War (Studies in the Social and Cultural History of Modern Warfare, Bd. 45), Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2016, XVIII + 284 S., geb., 110,00 \$; *Stephen F. Williams*, The Reformer. How One Liberal Fought to Preempt the Russian Revolution, Encounter Books, New York 2017, 464 S., geb., 29,99 \$; *David Mandel*, The Petrograd Workers in the Russian Revolution (Historical Materialism Book Series, Bd. 145), Brill, überarb. u. erw. Aufl., Leiden/Boston 2018, XIV + 504 S., geb., 135,00 €; *Rainer Thomann/Anita Friedetzky*, Aufstieg und Fall der Arbeitermacht in Russland, Die Buchmacherei, Berlin 2017, 681 S., brosch., 24,00 €.

kometenhaften Aufstieg des Ministerpräsidenten Aleksandr Fedorovič Kerenskij<sup>16</sup>, dessen Karriere durch den Oktoberumsturz ein jähes Ende nahm, und Lev Davidovič Trockij, der erst Anfang Mai 1917 aus den USA kommend in Petrograd eintraf.<sup>17</sup>

Unter den russischsprachigen Veröffentlichungen lassen sich zwei unterschiedliche Tendenzen konstatieren: zum einen populärwissenschaftliche Werke mit hohen Auflagen. Sie warten sehr oft mit Verschwörungstheorien auf, in denen die Revolution als »Machwerk« dunkler Mächte, der Freimaurer oder auch ausländischer Geheimdienste dargestellt wird, die das Ziel verfolgten, Russland zu schwächen.<sup>18</sup> Zum anderen ist die seriöse Geschichtswissenschaft zu nennen, die scharfe Kritik an monokausalen Konspirationstheorien übt<sup>19</sup>, aber aufgrund kleiner Auflagen ihrer Werke kaum das Massenpublikum erreicht.

Angesichts der Materialfülle sowie aus pragmatischen Gründen erörtert der Literaturbericht lediglich die Jahre 1914 bis 1921, also die Jahre von Krieg, Revolution und Bürgerkrieg. Besondere Beachtung erfährt das zentrale Jahr 1917. Der Beitrag folgt einer Mischung aus drei chronologisch gegliederten Abschnitten – Erster Weltkrieg, Februarrevolution, Oktoberumsturz und Bürgerkrieg – sowie fünf systematisch aufgebauten. Der erste systematisch gegliederte Abschnitt behandelt das Absterben des Staats, den Vertrauensverlust sowie die Kriminalität und Gewalt. Während der fünfte Teil erörtert, wie die Revolution in Synthesen dargestellt wird, untersucht Kapitel sechs ihre Darstellung in Ausstellungskatalogen. Der siebte Abschnitt zeigt den problembehafteten Umgang mit der Revolution des Jahres 1917 in der Russländischen Föderation, der verstreut in den hier zu besprechenden Werken thematisiert worden ist. Die heute in der Russländischen Föderation dominante Deutung der Revolution veranschaulicht ihre Aktualität und das Legitimationspotenzial für das Regime Vladimir Putins. Den Abschluss bilden einige resümierende Bemerkungen respektive Anregungen für die weitere Forschung.

## I. KRIEGSAUSBRUCH UND ERSTER WELTKRIEG: DER ANFANG DES »KONTINUUMS DER KRISE«

In der reaktionären Zeitung »Moskovskija Vedomosti« hieß es am Tag der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien: »Der Streik in Petersburg ist beendet. [...] Die Stimmung der Arbeiter ist gehoben, in vielen Fabriken fanden vor Arbeitsbeginn patriotische Demonstrationen statt. Das ist die beste Antwort an die Österreicher, die auf Arbeiterunruhen gehofft haben.«<sup>20</sup> Auch das billige und an die breiten Unterschichten adressierte Massenblatt »Gazeta-Kopejka« rückte das Streikende der Masse der Arbeiter in der Erd-

16 Boris Ivanovič Kolonickij, »Tovarišč Kerenskij«. Antimonarchičeskaja revolucija i formirovanie kul'ta voždja naroda (mart–ijun' 1917 goda), NLO, Moskau 2017, 512 S., geb., 471,00 Rubel.

17 Kenneth D. Ackerman, Trotsky in New York 1917. Portrait of a Radical on the Eve of Revolution, Counterpoint Press, Berkeley 2016, X + 372 S., geb., 30,00 \$.

18 Nikolaj Viktorovič Starikov deutet beispielsweise die Russische Revolution 1917 als eine Operation des britischen Geheimdienstes. Die Frage nach dem Sinn, während des Kriegs den eigenen Verbündeten zu destabilisieren, muss hier nicht erörtert werden. Starikovs in schneller Abfolge erscheinende Werke haben hohe Auflagen und erfreuen sich beträchtlicher Nachfrage. Nikolaj Viktorovič Starikov, 1917: razgadka »russkoj« revolucii, Moskau, Sankt Petersburg 2012; ders., Kto finansiruet razval Rossii? Ot dekabristov do modžachedov, Moskau, Sankt Petersburg 2012; ders., Likvidacija Rossii. Kto pomog krasnym pobedit' v Graždanskoj vojne, Sankt Petersburg 2015; ders., Kak predavali Rossiju, Sankt Petersburg 2018. Zur Kritik an Starikov vgl. Ivan Krastev, Analogie zum Jahr 1917? Was uns die Russische Revolution über Donald Trump sagen kann, in: APuZ 67, 2017, H. 34-36, S. 4-8, hier insb. S. 5.

19 Vgl. Jurij Aleksandrovič Petrov, Rossija nakanune Velikoj revolucii 1917 g.: sovremennye istoriografičeskije tendencii, in: Ekonomičeskaja istorija, 2017, H. 2, S. 9-28, hier: S. 19.

20 B., Rabočie i ich sovratiteli, in: Moskovskija Vedomosti, 15.7.1914, Nr. 163, S. 1.

ölindustrie Bakus<sup>21</sup> und ihrer Sankt Petersburger Kollegen, die aus Solidarität ebenfalls in den Ausstand getreten waren, in den Stunden der russischen Teilmobilmachung in einen patriotischen Kontext.<sup>22</sup>

Was war geschehen? Wie ist es zu erklären, dass wenige Tage nachdem in Sankt Petersburg mindestens 150.000 Arbeiter gestreikt<sup>23</sup>, Barrikaden errichtet, Straßenbahnwaggons umgestürzt und Polizisten mehrere Streikende durch Schüsse getötet hatten<sup>24</sup>, »Arbeiteraufstände durch die Kriegserklärung ausgebremsst« wurden? In der keineswegs immer gelungenen deutschen Übersetzung der Synthese von Stephen A. Smith heißt es dazu erklärend weiter: »Eine Welle von Patriotismus erfasste die russische Gesellschaft.«<sup>25</sup> Wurde wirklich die gesamte Gesellschaft, wie es der Kollektivsingular suggeriert, erfasst? Nicht weniger zweifelhaft ist die Darstellung der US-Historikerin Laura Engelstein. Sie schreibt, die Behörden hätten deutsche Agenten für die Streiks verantwortlich gemacht. Dies belegt sie zum einen mit den Erinnerungen des damaligen Petersburger Bürgermeisters Ivan Ivanovič Tolstoj.<sup>26</sup> Wer bei ihm aber nachliest, findet diese Ausführungen nicht.<sup>27</sup> Bei der zweiten Fundstelle handelt es sich um den französischen Botschafter in Russland, der weder als russische »Behörde« bezeichnet werden noch in diesem Falle als glaubwürdig angesehen werden kann.<sup>28</sup> Engelstein ist hier weit davon entfernt, als Paradigma für quellenkritisches und handwerklich einwandfreies historisches Arbeiten gelten zu können.

Festzuhalten ist, dass sich Fabrikleitungen und Arbeiter der jeweiligen Unternehmen bereits am 16. Juli 1914 a. St.<sup>29</sup> darauf verständigt hatten, den regulären Fabrikalltag zum 17. oder spätestens 18. Juli wieder aufzunehmen.<sup>30</sup> Vorausseilender Gehorsam im Zeichen patriotischer Gesinnung dürfte demnach kaum den Ausschlag gegeben haben. Vielmehr waren bereits in den Tagen zuvor ein Abbröckeln der Streikdisziplin und ein Rückgang der

21 Im Sommer 1914 hatten dort 30.000 Ölarbeiter gestreikt. Um der Situation Herr zu werden, wurde das Kriegsrecht über die Stadt verhängt, vgl. Zabastovki. V Baku, in: Zarja Povolž'ja. Vychodit eženedel'no. Obščestvenno-političeskij žurnal, posvjaščennyj interesam rabočich i torgovo-promyšlennyh službaščich, 12.7.1914, Nr. 25, S. 9; Andrej Ivanovič Kolganov, Oktjabr'skaja revolucija 1917, in: Sorokin, Rossija v 1917 godu, S. 669–674, hier: S. 669.

22 2-oe ekstremnoe večernee pribavlenie k Gazeta-Kopejka, 17.7.1914, Nr. 2155, S. 2.

23 Boris Vasil'evič Anan'ič (Hrsg.), Ivan Ivanovič Tolstoj, Dnevnik 1906–1916, Sankt Petersburg 1997, S. 518f. und 521; Robert B. McKean, St. Petersburg between the Revolutions. Workers and Revolutionaries, June 1907–February 1917, New Haven/London 1990, S. 300f.; Hildermeier, Geschichte Russlands, S. 1068.

24 Na Putilovskom zavode, in: Živaja Mysl' Truda, 4.7.1914, Nr. 11, S. 2; Zabastovki protesta, in: Zarja Povolž'ja. Vychodit eženedel'no. Obščestvenno-političeskij žurnal, posvjaščennyj interesam rabočich i torgovo-promyšlennyh službaščich, 12.7.1914, Nr. 25, S. 15; Mich. Ol'chonskij, Poslednija sobytii v Peterburge i zadači rabočich, in: ebd., 19.7.1914, Nr. 26, S. 4–6, hier: S. 4; McKean, St. Petersburg between the Revolutions, S. 299.

25 Smith, Revolution in Russland, S. 99; deutlich vorsichtiger und diese Darstellung hinterfragend Aust, Die Russische Revolution, S. 73. Hildermeier, Geschichte der Sowjetunion 1917–1991, skizziert den Ersten Weltkrieg in wenigen Strichen. Sein Werk, ursprünglich 1998 publiziert, stammt noch aus der Zeit vor der Kontinuums-These.

26 Engelstein, Russia in Flames, S. 37 und 640, Anm. 28.

27 Anan'ič, Ivan Ivanovič Tolstoj, S. 521.

28 Dass sich entsprechende Insinuationen in der russländischen offiziösen und offiziellen Presse fanden, ist als »Propaganda« interessierter Kreise zu deuten, vgl. Prekraščenie zabastovki rabočich i ich soznatel'noe ucastie v obščem nastroenii strany, in: Russkij Invalid. Gazeta voennaja, 17.7.1914, Nr. 155, S. 4.

29 Die Datierung erfolgt nach dem in Russland gültigen Julianischen Kalender, dem alten Stil (a. St.), der im 19. Jahrhundert 12, im 20. Jahrhundert 13 Tage weniger als der Gregorianische Kalender anzeigte. Letzteren führte Sowjetrussland am 1./14.2.1918 ein.

30 Sredi rabočich, in: Reč', 17.7.1914, Nr. 190, S. 4.

Streikbeteiligung zu beobachten gewesen. Nicht wenige Arbeiter befanden sich bereits seit Anfang Juni im Ausstand<sup>31</sup>, und im Gegensatz zu 1905 – und ebenso drei Jahre später im Februar 1917 – gelang es ihnen nicht, aus den Industriegebieten ins Zentrum der Kapitale vorzudringen und so eventuell den Schulterschluss mit anderen unzufriedenen gesellschaftlichen kollektiven Akteuren herbeizuführen. Hinzu kamen Ausnahmezustand, Massenverhaftungen führender Sozialisten, Gewerkschaftler und Arbeiter. Die Zensur beschränkte zunächst das Erscheinen ihrer Presseorgane und unterband es bei Kriegsausbruch.<sup>32</sup> Faktisch beschnitt die Einführung des Kriegsrechts die Rechte aller Untertanen und der Arbeiter im Besonderen weiter: Dies galt vom ohnehin vagen Vereinsrecht, dem auch die Gewerkschaften unterlagen, über das Versammlungs- und Streikrecht<sup>33</sup> bis hin zur Möglichkeit, renitente Arbeiter an die Front abzukommandieren.

Der österreichische Historiker Hannes Leidinger hat, allerdings ohne seine These empirisch zu erhärten<sup>34</sup>, die Kriegsbegeisterung, die patriotischen Bekundungen und auch die Anfang August 1914 zum Ausdruck gebrachte Bereitschaft, für Zar und »Mutter Russland« alle Opfer zu bringen, ja sogar das Leben zu riskieren<sup>35</sup>, in Zweifel gezogen. Sicher hat es solche Manifestationen des Patriotismus gegeben – auch das Proletariat war dagegen keineswegs immun<sup>36</sup>; aber quellenkritisches und methodisch reflektiertes historisches Arbeiten erfordert, darauf zu achten, wer sich wann, wie, wo und unter welchen Umständen geäußert hat, wer darüber berichtet und welche (kollektiven) Akteure in den Narrativen keine Erwähnung finden beziehungsweise sich ausschweigen. In welchem Maße es also dem Ancien Régime und seinen Eliten gelang, auch die Arbeiterschaft für den »Burgfrieden« zu gewinnen, wie es zahlreiche Historikerinnen und Historiker behaupten<sup>37</sup>, gilt es jeweils noch lokal nachzuweisen. Einen ersten Beitrag hat hierzu der gelungene Sammelband über Städte im Imperium geleistet: In Wilna fehlte jedwede Kriegsbegeisterung, Tiflis hingegen erwies sich als Nadir.<sup>38</sup>

Zu dem in der Geschichtsschreibung dominanten Narrativ enthusiasmierter Kriegsbegeisterung im Zarenreich im August 1914 existieren Gegennarrative.<sup>39</sup> Es gab nicht nur Resignation, sondern auch Proteste, kleinere Demonstrationen und Widerstand gegen die Mobilisierung und Einberufung – in Arbeitervierteln<sup>40</sup> ebenso wie auf dem flachen Land. Die Bauern nahmen den Krieg als eine Bürde wahr, die vor allem auf ihren Schultern lastete,

31 Vgl. die Artikel Buločnaja Koškina und Zavod Novyj Lessner, in: *Živaja Mysl' Truda*, 4.7.1914, Nr. 11, S. 2.

32 *Matvej Gustavovič Flerer*, Peterburgskij komitet bol'shevikov v gody vojny, Moskau 1925, S. 18f.; vgl. beispielsweise Ot redakcii, in: *Zarja Povolž'ja. Obščestvenno-političeskij žurnal, posvjaščennyj interesam rabočich i torgovo-promyšlennych služuščich*, 26.7.1914, Nr. 27, S. 2.

33 *Flerer*, Peterburgskij komitet bol'shevikov v gody vojny, S. 11f.

34 *Hannes Leidinger*, Zeit der Wirren: Revolutionäre Umwälzungen und bewaffnete Auseinandersetzungen im ehemaligen Zarenreich 1917–22, in: *Wolfram Dornik* (Hrsg.), *Die Ukraine zwischen Selbstbestimmung und Fremdherrschaft 1917–22*, Graz 2011, S. 29–60, hier: S. 30.

35 Vgl. *Sel'skij Vestnik*, 17.7.1914, Nr. 156, S. 2.

36 Vgl. *Flerer*, Peterburgskij komitet bol'shevikov v gody vojny, S. 18; *Hildermeier*, *Geschichte Russlands*, S. 1069.

37 Ebd., S. 1068f.; *Olena Betlij*, Kiev – gorod problemnych identičnostej, in: *Miller/Černyj*, *Goroda imperii v gody Velikoj vojny i revoljucii*, S. 272–317, hier: S. 279.

38 *Teodor Viks [Weeks]*, Vil'njus meždu imperiej i nacional'nym gosudarstvom v 1914–1922 gg., in: *Miller/Černyj*, *Goroda imperii v gody Velikoj vojny i revoljucii*, S. 173–208, hier: S. 174; *Vladimer (Lado) Vardosanidze*, Tiflis, 1914–1921. Dramatičeskije stranicy biografii »dvulikogo Janusa«, in: ebd., S. 410–473, hier: S. 416; *Kolonickij*, *Goroda imperii i gorožane v epochu vojn i revoljucij*, S. 512.

39 *William G. Rosenberg*, Reading Soldiers' Moods: Russian Military Censorship and the Configuration of Feeling in World War I, in: *AHR* 119, 2014, S. 714–740.

40 *Flerer*, Peterburgskij komitet bol'shevikov v gody vojny, S. 18.



weil sie die breite Masse des Heeres stellten. Sie wurden zwar instruiert, gegen wen sie zu kämpfen hatten; aber ihre Vorstellungen blieben doch recht vage. Dies galt erst recht für die viel wichtigeren Aspekte, warum sie kämpfen sollten und für wen oder was. Patriotisch-begeisterter Taumel lag ihnen in der Regel ebenso fern wie eine prinzipielle Ablehnung des Kriegs. Dominantes Charakteristikum ihres kollektiven Verhaltens war eher, dass sie sich resignativ in ihr Schicksal ergaben.<sup>41</sup> Ferner gab es Beispiele für zu meist als Folge übermäßigen Alkoholkonsums auftretende Pogrome und Unruhen im Kontext der Mobilmachung.<sup>42</sup> Als ein Offizier seiner Einheit einen schnellen Sieg über die Deutschen wünschte, stieß er unter seinen Soldaten auf wenig Sympathie. Sie hörten ihm zu, weil sie es mussten, blickten schwermütig und wirkten sehr bedrückt.<sup>43</sup> Dies zeigt, dass hinsichtlich der Reaktionen in der Öffentlichkeit auf den Kriegsausbruch noch Forschungsbedarf besteht. So hielt beispielsweise ein in Moskau lebender Schweizer Grafiker in seinen Erinnerungen fest:

»[...] statt um sieben Uhr früh waren alle gegen zwei Uhr mittags auf ihren Sammelplätzen. Man hatte es nicht eilig und von Begeisterung war keine Spur zu bemerken, bei gar niemandem. Die Russen sahen alle sogar sehr besorgt aus, was auch zubegreifen [sic] und durchaus natürlich war [sic] und sie zogen nur in den Krieg, weil sie mussten.«<sup>44</sup>

Während der britische Historiker Peter Gatrell die Existenz eines Nationalismus unter den Soldaten der zaristischen Armee bezweifelt und ihnen lediglich eine regionale Identität konzediert<sup>45</sup>, gehört Melissa Kirschke Stockdale gemeinsam mit ihren US-Kollegen Joshua A. Sanborn und Aaron Retish zu der kleinen Minderheit unter den Osteuropahistorikern, die – ungeachtet staatlicher Repression, ideologischen Differenzen, Standes- beziehungsweise Klassenantagonismus, ethnokonfessioneller Heterogenität und auch Vorurteilen, die einer nationalen Kohäsion entgegenstanden – vom Gegenteil überzeugt ist.<sup>46</sup>

In »Mobilizing the Russian Nation« hebt Stockdale auf die Existenz einer russischen *Union sacrée* ab, die sich durch Einigkeit, Dienst für das Vaterland, Generosität und Opferbereitschaft ausgezeichnet habe. Der Hass auf den deutschen Feind habe eine negative Integration bewirkt; aber auch durch positive Elemente, wie die erfolgreichen Kampagnen für Kriegsanleihen sei es gelungen, die Bevölkerung zu mobilisieren, Patriotismus zu entfachen und nationale Identität hervorzubringen. Ferner thematisiert Stockdale das Verhältnis von Kirche und Patriotismus sowie die Eigeninitiative und Selbstmobilisierung der Bevölkerung für die Kriegsanstrengungen. Dankbarkeit sei eine wesentliche Ressource gewesen, um ständische und ethnokonfessionelle Differenzen zu überwinden. Hierbei untersucht die Autorin drei Phänomene, nämlich Begräbnisriten und den Erinnerungskult für gefallene Soldaten, die öffentliche Ehrung und Belohnung der Kriegshelden und schließlich

41 *Steinberg*, *The Russian Revolution, 1905–1921*, S. 188; *Engelstein*, *Russia in Flames*, S. 39; *Colleen M. Moore*, *Demonstration and Lamentations: Urban and Rural Responses to War in Russia in 1914*, in: *The Historian* 71, 2009, S. 555–575, hier: S. 568–571; *Jörg Baberowski*, *Der Anfang vom Ende. Das Zarenreich im Ersten Weltkrieg*, in: *Osteuropa* 64, 2014, H. 2–4, S. 7–20, hier: S. 14.

42 *Steinberg*, *The Russian Revolution, 1905–1921*, S. 188.

43 *Dmitrij Prokof' evič Os'kin*, *Zapiski soldata*, Moskau 1929, S. 75.

44 *Christine Gehrig-Straube/Carsten Goehrke* (Hrsg.), *Ernst Derendinger, Erzählungen aus dem Leben: Als Graphiker in Moskau von 1910 bis 1938*, Zürich 2006, S. 101.

45 *Peter Gatrell*, *Tsarist Russia at War: The View from Above, 1914–February 1917*, in: *JMH* 87, 2015, S. 668–700.

46 *Stockdale*, *Mobilizing the Russian Nation*, S. 3f.; *Aaron B. Retish*, *Russia's Peasants in Revolution and Civil War. Citizenship, Identity, and the Creation of the Soviet State, 1914–1922*, Cambridge 2008, S. 4–7 und 22–63; *Joshua Sanborn*, *Drafting the Russian Nation. Military Conscription, Total War, and Mass Politics, 1905–1925*, DeKalb 2003.

die Einführung eines nationalen Feier- und Gedenktags für die Kriegshelden. Während der vorletzte Abschnitt eine negative Integration durch Verratsfantasien insbesondere am Beispiel und auf Kosten von Juden und Deutschen thematisiert, behandelt das letzte Kapitel die Zeit nach der Februarrevolution 1917 und die Frage, wie sich wachsende Kriegsmüdigkeit und soziale Spannungen auf den Patriotismus und die Debatten über die Staatsbürgerschaft auswirkten.

Die Untersuchung folgt keinem konsequenten methodischen Vorgehen, sondern schwankt zwischen Diskursanalyse und einer Top-down-Darstellung, in der der Patriotismus doch in hohem Maß staatlich orchestriert wirkt.<sup>47</sup> Aufschlussreich ist darüber hinaus, dass Stockdale keinerlei Anstalten macht, dem Projekt der Nation möglicherweise kritisch gegenüberstehende Kollektive, Sozialisten oder Arbeiter, zu untersuchen. Nicht einmal werden die Kriegsindustriekomitees erwähnt, in denen Industrielle und Arbeiter gemeinsame Anstrengungen unternahmen, die Kriegsproduktion durch zentrale Lenkung zu steigern. Gerade unter radikalen Sozialisten waren diese Komitees überaus umstritten und die Wahlveranstaltungen boten die Gelegenheit, für oder gegen den Krieg zu agitieren. Eine Analyse dieser Arbeiterversammlungen oder der Berichterstattung über sie hätte Hinweise auf den Verbreitungsgrad patriotischen Denkens in der Arbeiterschaft geben können. Stockdale hat diese Chance nicht genutzt.

Dem Hurrapatriotismus und der Begeisterung der ersten Kriegstage folgte selbst in Teilen der staatstragenden Eliten alsbald die Ernüchterung. In einem perlustrierten Brief an den Staatsdumaabgeordneten der Konstitutionellen Demokraten Lev Aleksandrovič Velichov hieß es beispielsweise, dass die Vaterlandsliebe in Odessa nur drei Tage gewährt habe.<sup>48</sup> Die Bruchlinien und Binnengrenzen der zu Kriegsbeginn proklamierten patriotischen Gemeinschaft aller Untertanen des Zarenreichs wurden schnell deutlich. Die Einheitsrhetorik beseitigte nämlich Konflikte und Animositäten nicht, sondern übertünchte sie bestenfalls. Zum Teil gelang nicht einmal das: Der Leitartikel im reaktionären »Vestnik Sojuza Russkogo Naroda« vom 29. Juli 1914 verwendete wie selbstverständlich die abfällige Vokabel *žid* (Itzig).<sup>49</sup> Insbesondere Juden wurden stigmatisiert und aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. So konnten sich zwar patriotische Jüdinnen für Kurse, die auf eine Tätigkeit als Krankenschwester vorbereiteten, bewerben, aber nicht alle Organisationen nahmen sie an. Gerade in einer Stadt wie Odessa, die 1914 einen jüdischen Bevölkerungsanteil von über einem Drittel aufwies, handelte es sich um einen Affront ohnegleichen.<sup>50</sup> Feindbilder blieben bestehen oder wurden im Kontext erster militärischer Misserfolge sogar noch intensiviert. Dies zeigte die von Brutalität begleitete Umsiedlung der Juden, die unter einem Generalverdacht der Spionage für und der Kollaboration mit dem Feind standen, aus der westlichen Peripherie des Imperiums durch das zaristische Militär.

Der vermeintlich einigende Patriotismus schürte zugleich einen interethnischen Wettbewerb: Einzelne Nationalitäten des Reiches versuchten auf Kosten anderer zum einen, dem Regime ihre besondere Loyalität zu demonstrieren, zum anderen verloren interethno-konfessionelle Animositäten und Konflikte aus der Vorkriegszeit nicht ihre Aktualität, wie

47 Vgl. Stockdale, *Mobilizing the Russian Nation*, S. 193.

48 Valerij Vasil' evič Žuravlev (Hrsg.), *Pervaja mirovaja vojna v ocenke sovremennikov: Vlast' i rossijskoe obščestvo 1914–1918*, Bd. 1: *Evoljucija vzgljadov*, Moskau 2014, S. 286.

49 Aleksandr Vital' evič Repnikov (Hrsg.), *Pervaja mirovaja vojna v ocenke sovremennikov: Vlast' i rossijskoe obščestvo. 1914–1918*, Bd. 2: *Konservatory: velikie razočarovanija i velikie uroki*, Moskau 2014, S. 41.

50 Ievgen Dzjumyga, *The Home Front in Odessa during the Great War (July 1914–February 1917). The Gender Aspect of the Problem*, in: *Danubius* 31, 2013, S. 223–242, hier: S. 234; Tanja Penter, *Odessa 1917. Revolution an der Peripherie*, Köln/Weimar etc. 2000, S. 53.

der ausgeprägte Antisemitismus der polnischsprachigen Presse in Kiew zeigte.<sup>51</sup> Im Übrigen blieb das zivilgesellschaftliche Engagement der Nationalitäten auf ihre spezifischen Belange beschränkt, was zum Teil dem Prinzip der Subsidiarität geschuldet gewesen sein dürfte: Von polnischen Untertanen finanzierte Hospitäler betreuten vor allem polnische Verletzte, jüdische Spendengelder blieben jüdischen Heimatvertriebenen, Zwangsumgesiedelten und Flüchtlingen vorbehalten. Dieser partikuläre Charakter lief dem Inklusionsprinzip des Patriotismus zuwider.

Hubertus Jahn argumentierte in seiner Dissertation, dass der patriotische Enthusiasmus, der nach Kriegsausbruch 1914 aufgelodert war, alsbald erodierte. Die vermeintlich geschlossene patriotische Front fragmentierte sich und beförderte seit 1915/16 eskapistische Tendenzen, die weder der Einheit des Reichs noch dessen Legitimität zuträglich waren.<sup>52</sup> Stockdale hebt hingegen – nahezu ausschließlich – auf die positiven, inkludierenden Beispiele einer vereinten russischen nationalen Gemeinschaft ab, die durch die gemeinsamen Opfer für das Imperium verbunden und nicht durch unterschiedliche ethnische Identitäten – russisch versus russländisch – getrennt war. Hinzu kommt ein wesentlicher Aspekt, dem Stockdale in ihrer homogenisierenden Perspektive auf den Patriotismus keine Rechnung trägt, dass nämlich unterschiedliche »patriotische« Projekte seit Kriegsausbruch miteinander konkurrierten: Die einen verfolgten die Absicht, durch einen erfolgreichen Krieg die Revolution abzuwenden. Andere hofften im Bündnis mit den konstitutionell verfassten Staaten der Entente, die Autokratie beschleunigt überwinden zu können. Eine dritte Gruppe zeigte sich davon überzeugt, dass allein in der Revolution die Basis einer erfolgreichen Beendigung des Kriegs liege. Ungeachtet konfligierender Interessenlagen einte aber alle diese Protagonisten die tiefe Überzeugung, Patrioten zu sein und entsprechend zu handeln.<sup>53</sup>

Nach zwei Büchern über den Zweiten Weltkrieg hat der polyglotte britische Arzt Prit Buttar nun seine vierte Monografie über die Ereignisse an der Ostfront der Mittelmächte im Ersten Weltkrieg sowie die Neugestaltung im östlichen Europa bis 1921 vorgelegt. Die Studie ist umfangreich recherchiert, basiert auf Archivmaterialien aus mehr als einem halben Dutzend Staaten, darunter auch einem »Krasnyj Archiv« in »Leningrad«, das die aktuelle Synopse der Archive Sankt Petersburgs nicht ausweist.<sup>54</sup> Die Kapitel sechs bis acht erörtern die Russische Revolution 1917, das folgende die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk. Sie basieren nicht auf der einschlägigen neueren Forschungsliteratur, bedienen sich aber Publikationen aus der Stalin-Ära, deren Informationen mit Vorsicht zu rezipieren sind. Zeitschriftenbeiträge fehlen nahezu vollständig. Die Ausnahme bildet ein Aufsatz aus dem Jahr 1955.<sup>55</sup> Wer sich für die Planungen und den Verlauf militärischer Operationen interessiert, kommt bei Buttar auf seine Kosten. Über einen Mehrwert für die Geschichte der Russischen Revolution verfügt das Buch indes nicht.

51 *Betlij*, Kiev – gorod problemnych identičnostej, S. 285.

52 *Michael C. Hickey*, Rez. von *Russian Culture in War and Revolution, 1914–1922*, Book 1: Popular Culture, the Arts, and Institutions/*Russian Culture in War and Revolution, 1914–1922*, Book 2: Political Culture, Identities, Mentalities, and Memory, in: *Revolutionary Russia* 29, 2016, S. 92–100, hier: S. 92.

53 Vgl. *Boris Ivanovič Kolonickij*, Resursy kul’turnoj pamjati i politika pamjati o pervoj mirovoj vojne v Rossii, in: *Cahiers du Monde Russe* 58, 2017, H. 1-2, S. 179–202, hier: S. 198f.

54 *Prit Buttar*, *The Splintered Empires. The Eastern Front 1917–21*, Osprey, Oxford 2017, 480 S., geb., 25,00 £, S. 440; vgl. URL: <<https://spbarchives.ru/archives>> [15.2.2019]. Möglicherweise meint Buttar die gleichnamige Zeitschrift, die er in den Fußnoten zitiert, unter den Periodika im Literaturverzeichnis aber fehlt.

55 *Leonid I. Strakhovsky*, Was there a Kornilov Rebellion? A Re-appraisal of the Evidence, in: *The Slavonic and East European Review* 33, 1955, S. 372–395; *Buttar*, *The Splintered Empires*, S. 458.

Die ausgewiesene Osteuropahistorikerin Catherine Merridale hat mit »Lenins Zug« nicht nur die seriöse Wissenschaft verlassen, sondern auch das Genre gewechselt. Ihr Hybrid richtet sich implizit an die britische Leserschaft und präsentiert ihnen in Zeiten des Brexit eine Lobeshymne auf das Empire: Zum einen zeigt sie den Weg von circa 30 aus dem einstigen Zarenreich stammenden Revolutionären aus ihrem Schweizer Exil nach Petrograd im März/April 1917 auf, zum anderen bemüht sich die Verfasserin aus britischer Perspektive um Kontextualisierung, um eine Einbettung dieser Episode in die Geschichte des Ersten Weltkriegs. Im Plauderton einer Reisebeschreibung präsentiert Merridale weit-schweifig und dünnelhaft ein Potpourri an Anekdoten, Klischees und redundanten Details.<sup>56</sup> Ob Biologismen, wie zum Beispiel Lenin habe »die bösen Augen eines Wolfes gehabt«, Stalin ein pockennarbiges »Wolfsgesicht« oder Georgij Valentinovič Plechanov sei »wie ein verstörter Zuchtbulle auf die Bühne getrieben« worden, in der Sache weiterführen und zur Erklärung der Vorgänge des Jahres 1917 beitragen, wird man füglich bezweifeln dürfen.<sup>57</sup> Wenn der britische Militärattaché voller Verachtung vom »Petrograder Pöbel« sprach oder äußerte, der Petrograder Sowjet bestünde »aus Juden und Schwachköpfen«, dann sollte Merridale sinnstiftend eingreifen, wenn sie sich nicht dem Verdacht aussetzen möchte, unkritisch zu sein oder den Standpunkt zu teilen.<sup>58</sup> Hinzu kommen zahlreiche sachliche Fehler.<sup>59</sup> Von der Lektüre sei daher dringend abgeraten.

Dass Merridale aber kein Verständnis für den zeitgenössischen Wunsch vieler Soldaten nach einem sofortigen Frieden, auch wenn er nicht der Grundlage »ohne Annexionen und Kontributionen« entspreche, aufzubringen vermag, sondern ihn als schändlich und übereilt charakterisiert, letztlich also einstige britische Interessen als Maßstab anlegt, ist kaum mit dem Objektivitätsgebot der Historiografie in Einklang zu bringen (S. 188). Als Ausdruck bemerkenswerter Arroganz ist die Aussage zu werten, es habe im Frühjahr 1917 britischer Sozialisten bedurft, »um dem Sowjet etwas Vernunft einzuhauchen« (S. 222). Werturteile, die sie von einem britischen Diplomaten übernimmt, wie Lenin sei als ein »elende[r] Kerl« zu bezeichnen, sind mitnichten sachdienlich (S. 193). Merridale ist jedenfalls schnell bei der Hand mit vernichtenden Urteilen wie zum Beispiel »Blindgänger« (S. 240). Das ist eigentlich nicht die Aufgabe einer Historikerin.

Ein wirklich gelungenes Pendant zu Merridales Reisebeschreibung stellt Kenneth D. Ackermans »Trotsky in New York 1917« dar.<sup>60</sup> Ackerman, ein bei Washington lebender Rechtsanwalt und Verfasser mehrerer Biografien, thematisiert die Irrungen und Wirrungen eines Internationalisten, dessen beharrliches Wirken für die sozialistische Revolution ihn 1916 zur Persona non grata in Frankreich und Spanien machte. 1917 emigrierten Trockij und seine Familie nach New York, wo sie Mitte Januar eintrafen. Hier erfuhr Trockij unter den zahlreichen, zumeist aus Europa stammenden Sozialisten nicht nur Solidarität, sondern fand auch – obwohl er kaum Englisch sprach – ein Betätigungsfeld als Agitator, Vortragsredner und Mitarbeiter der sozialistischen Zeitung »Novyj Mir«. Auf breiter Archiv- und Quellenbasis versteht es Ackerman anschaulich, in seiner überaus lebendigen und zugleich schwungvollen Narration, Trockij's nur 72-tägigen Aufenthalt in das Leben der

56 Catherine Merridale, *Lenins Zug. Die Reise in die Revolution*, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2017 (zuerst engl. 2016), 384 S., geb., 25,00 €, S. 34, 39, 41, 43f. und 244.

57 Ebd., S. 94, 184 und 222.

58 Ebd., S. 152f. Für weitere vernichtende Werturteile vgl. ebd., S. 192, 222 und 240.

59 Merridale behauptet erstens, Karl Kautsky habe sich dem Druck der Partei gebeugt, als er für die Kriegskredite optierte, obwohl er der Reichstagsfraktion gar nicht angehörte (S. 101), zweitens, dass der »plombierte Waggon« seinen Weg – *avant la lettre* – durch Baden-Württemberg [!] genommen habe (S. 182). Drittens schreibt sie Lenins Aprilthesen Sachverhalte zu, beispielsweise eine Koalition der *bol'seviki* mit den übrigen sozialistischen Parteien, die dort nicht zu finden sind (S. 260).

60 Ackerman, *Trotsky in New York 1917*.

pulsierenden US-Metropole einzubinden. Dargestellt wird nicht nur Trockij's Vorliebe für die New York Public Library. Breiter Raum wird seinen Bekannten- und Freundeskreisen sowie seinen öffentlichen Auftritten in den verschiedenen Stadtbezirken von der Bronx über Brooklyn bis Manhattan, dem Familienalltag und dem zeitgenössischen Kulturangebot gewidmet. Ackerman zeigt, wie sich das geistige Klima in den USA nach ihrem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zum Deutschen Reich Anfang Februar und der Kriegserklärung am 6. April 1917 änderte, wie Ressentiments gegenüber Kriegsgegnern, Sozialisten und Deutschen zunahmen. Ein überaus fadenscheiniger Geheimdienstbericht, der Trockij attestierte, eine große Summe Geldes mit sich zu führen, um damit den Sturz der Provisorischen Regierung finanzieren zu können, genügte den britischen Zollbehörden in Halifax, Kanada, ihm die Passage nach Europa, zu der er Ende März in New York aufgebrochen war, zu verwehren. Trockij wurde verhaftet und in ein Lager für deutsche Kriegsgefangene gesperrt. Erst der öffentliche Druck New Yorker Tageszeitungen einschließlich der New York Times, aber auch des Petrograder Sowjets nötigten einerseits das russische Außenministerium, sich für Trockij zu verwenden, und die britischen Behörden andererseits einzulassen. Trockij's Reise nach Petrograd war also deutlich problematischer als Lenins Rückkehr. Die Darstellungen von Trockij's Wirken in Revolution, Bürgerkrieg, in Sowjetrussland und später im Exil weisen nicht denselben Grad dichter Beschreibung auf, wirken wie ein überflüssiger Annex. Zu bedauern sind zahlreiche Fehler, insbesondere bei Eigennamen, doch mindern sie nicht nachhaltig den Wert des Werks.

Der britische Historiker, Archäologe und langjährige Aktivist der britischen »Socialist Workers Party« Neil Faulkner hat eine aus trotzkistischer Perspektive verfasste Geschichte Russlands und auch seiner Revolutionen vorgelegt. Gut vier Zehntel des Umfangs entfallen auf die Jahre von 1815 bis 1916, das Revolutionsjahr 1917 wird auf knapp 100 Seiten abgehandelt. Die Materialbasis ist schmal, es handelt sich neben den Klassikern des Marxismus-Leninismus ausschließlich um anglophone Literatur – lediglich Monografien, ohne Berücksichtigung der Zeitschriftenliteratur. Die Darstellung konzentriert sich auf Petrograd und das Handeln der bolschewistischen Parteiführung. Bei seinen Ausführungen über den Frieden von Brest-Litowsk, den Sowjetrussland mit den Mittelmächten am 3. März 1918 unterzeichnete, erinnert Faulkners Diktion an Margaret Thatcher: »[...] there was no alternative [...]«.<sup>61</sup> Statt eine Alternativlosigkeit kategorisch zu behaupten, hätte sich Faulkner lieber mit den davon abweichenden Positionen beschäftigen sollen, die alle zeitgenössischen politischen Parteien, sogar eine nennenswerte Fraktion innerhalb der *bol'sheviki* vertraten. Neue Einsichten vermittelt dieses Werk nicht.

## II. FEBRUARREVOLUTION

Während Lenin Anfang Januar 1917, zum Jahrestag der ersten Russischen Revolution, noch sagte: »Wir, die Alten, werden vielleicht die entscheidenden Kämpfe dieser kommenden Revolution nicht erleben«<sup>62</sup>, formuliert einer der besten Kenner der Geschichte der Russischen Revolution 1917, der US-Historiker Rex Arvin Wade, unumwunden: »As 1917 opened, Russia was ripe for revolution.«<sup>63</sup> Mit seiner kühnen Formulierung übergeht Wade einen bis heute offenen Disput<sup>64</sup>, inwieweit die Februarrevolution spontan »ausbrach« – wie

61 Faulkner, *A People's History of the Russian Revolution*, S. 227.

62 *Wladimir Iljitsch Lenin*, Werke, Bd. 23, 7. Aufl., Berlin[-Ost] 1975, S. 261.

63 *Rex Arvin Wade*, *The Russian Revolution and Civil War*, in: *Pons/Smith*, *The Cambridge History of Communism*, S. 74–95, hier: S. 74.

64 Vgl. *Semion Lyandres/Andrei Borisovich Nikolaev*, *Contemporary Russian Scholarship on the February Revolution in Petrograd: Some Centenary Observations*, in: *Revolutionary Russia* 30, 2017, S. 158–181, hier: S. 159.

viele Dramatis Personae, sozialistische Spitzenfunktionäre in Petrograd, post festum betonten<sup>65</sup> – oder ob eine revolutionäre Subelite, radikale internationalistische Sozialisten aus der zweiten Führungsebene, die Fäden gezogen hätten, wie einige anglofone Historiker mit guten Gründen argumentieren.<sup>66</sup> In Petrograd agierte im Februar 1917 das Proletariat im Verbund mit den Soldaten der Garnison und verließ der von liberalen Kräften, die sich um die Militärkommission der Staatsduma scharten, getragenen Revolte gegen das Ancien Régime die notwendige Massenbasis.

Im Anfang der Februarrevolution war nicht das Wort, nicht der Mann, sondern die Frau. Die Demonstrationen anlässlich des Internationalen Frauentages am 23. Februar des Julianischen Kalenders beziehungsweise 8. März 1917 nach Gregorianischem Kalender waren, wie die US-Historikerin Rochelle Goldberg Ruthchild zeigt, keineswegs spontan. Vielmehr handelte es sich um eine geplante Aktion von Damen der Gesellschaft ebenso wie von Arbeiterinnen.<sup>67</sup> Die Februarrevolution stützte sich auf drei Trägergruppen:<sup>68</sup> Die Rebellion der Arbeiter erlebte eine neue Qualität durch die sukzessive Weigerung der Einheiten der Petrograder Garnison, die Unruhen mit Waffengewalt niederzuschlagen. Dieser Bruch des Fahnenreids beraubte die Autokratie ihrer letzten und mit Ausnahme der Revolution von 1905 verlässlichen Stütze: des Militärs. Der Aufstand dieser beiden Gruppen, aus deren Mitte der Petrograder Sowjet mit seiner sozialistischen Mehrheit gekürt wurde, fiel zusammen mit der Revolte der Liberalen gegen das Ancien Régime. Federführend war, nachdem der Zar die Duma in die Parlamentsferien geschickt hatte, das Dumakomitee, das zunächst zögerlich, unter dem Druck der Ereignisse aber immer entschlossener handelte und sich am 27. Februar zur Machtergreifung entschloss.<sup>69</sup> Aus ihm sollte binnen Kurzem die Provisorische Regierung hervorgehen. Darüber hinaus schuf es die sogenannte Militärkommission, die nicht nur mit den Waffen in der Hand die revolutionären Ereignisse beschleunigte, sondern darüber hinaus Kontrolle über die aufständischen Massen ausüben und insgesamt die öffentliche Ordnung wieder herstellen sollte.<sup>70</sup>

Um die in Petrograd in der Februarrevolution entstandene Herrschaftskonstellation zu charakterisieren, wurde bereits zeitgenössisch der Terminus »Doppelherrschaft« (*dvoevlastie*)

65 *Sergei D. Mstislavskii*, *Five Days Which Transformed Russia*, hrsg. v. *William G. Rosenberg*, Bloomington/Indianapolis 1988 (zuerst russ. 1922), S. 23; *Wladimir Sensinow [Zenzinow]*, *Der geschichtliche Sinn der russischen Märzrevolution*, in: *Sozialistische Monatshefte* 33, 1927, Bd. 64, S. 173–175, hier: S. 174; *Noj Nikolaevič Žordanija*, *Moja žizn'*, Stanford 1968, S. 73; *Wladimir D. Nabokow*, *Petrograd 1917: Der kurze Sommer der Revolution*, Berlin 1992, S. 19.

66 *McKean*, *St. Petersburg between the Revolutions*, S. XIII–XV und 485; *Michael Melancon*, *Rethinking Russia's February Revolution: Anonymous Spontaneity or Socialist Agency?* Pittsburgh 2000; *ders.*, *Rethinking Russia's February Revolution: Anonymous Spontaneity or Socialist Agency?*, in: *Grigorij Nikolaevič Sevost'janov* (Hrsg.), *Političeskie partii v rossijskich revoljucijach v načale XX veka*, Moskau 2005, S. 240–269; *ders.*, *From the Head of Zeus. The Petrograd Soviet's Rise and First Days, 27 February–2 March 1917*, Pittsburgh 2009; *Alistair Dickins*, *A Revolution in March: The Overthrow of Tsarism in Krasnoïarsk*, in: *Historical Research* 90, 2017, S. 11–31.

67 *Rochelle Goldberg Ruthchild*, *Women and Gender in 1917*, in: *Slavic Review* 76, 2017, S. 694–702, hier: S. 696f.

68 *Tsuyoshi Hasegawa*, *Review of: A. B. Nikolaev, Revoliutsiia i vlast': How Has Nikolaev Changed the Interpretation of the February Revolution?*, in: *Journal of Modern Russian History and Historiography* 6, 2013, S. 1–16, hier: S. 15.

69 *Der langjährige Dumavorsitzende Michail Vladimirovič Rodzjanko konnte aber seinen Plan, die neue Regierung der legitimen parlamentarischen Macht unterzuordnen, nicht durchsetzen*, vgl. *Semion Lyandres*, *Conspiracy and Ambition in Russian Politics before the February Revolution of 1917. The Case of Prince Georgii Evgen'evich L'vov*, in: *Journal of Modern Russian History and Historiography* 8, 2015, S. 99–133, hier: S. 132f.

70 *Hasegawa*, *Review*, S. 4, 7, 9 und 12.

geprägt. Neuere Studien haben dieses Bild in Zweifel gezogen.<sup>71</sup> Zahlreiche Lokalstudien haben deutlich gemacht, dass diese Herrschaftsstruktur vielerorts keine Entsprechung hatte<sup>72</sup>, sondern sich vielmehr eine Art Polykratie Bahn gebrochen habe, in der eine Vielzahl verschiedener Körperschaften, Institutionen, Einrichtungen und Assoziationen die legitime Herrschaftsausübung für sich beanspruchten und miteinander darum konkurrierten.<sup>73</sup> Und auch für die Charakterisierung der Situation in Petrograd plädiert einer der besten westlichen Spezialisten der Russischen Revolution 1917, Tsuyoshi Hasegawa, dafür, anstelle der Doppelherrschaft von einer Herrschaftstrias (triple power) zu sprechen.<sup>74</sup>

Insgesamt dauerte es mehrere Tage, bis die Revolution über die Provinz- und die Kreisstädte bis in die letzten Dörfer der Weiten des zerfallenden Imperiums vordrang. In aller Regel erfolgte der »Wachwechsel«, die Demission der alten Eliten und die Etablierung neuer Machtzentren, weniger gewaltvoll als in der Hauptstadt, nicht selten ohne jedes Blutvergießen<sup>75</sup>, auch weil die soziale Polarisierung der Gesellschaft weniger ausgeprägt war als in Petrograd.<sup>76</sup> In unterschiedlichsten Konfigurationen und Denominationen – von (Provisorischen) Exekutivkomitees, über Komitees der öffentlichen Sicherheit –, getragen von gesellschaftlicher Eigeninitiative der Selbstverwaltungsorgane, zivilgesellschaftlicher Institutionen, aber auch von Repräsentanten der Arbeiter und Soldaten sowie weiterer gesellschaftlicher Kräfte entstand das neue, freie Russland. Es spricht aber vieles dafür, den nahezu alle Landesteile betreffenden Zerfall der Herrschaftsstrukturen, die zeitgenössisch immer in der Postfebruarperiode wieder als »Anarchie« bezeichnet worden ist<sup>77</sup>, als faktische »dual ›powerlessness«<sup>78</sup> sowohl der Sowjetinstitutionen als auch der Provisorischen Regierung, als eine »Machtlosigkeit« beider etablierten Institutionen zu charakterisieren. Aus diesem Grund hat der US-Osteuropahistoriker William G. Rosenberg vorgeschlagen, den revolutionären Staat nicht als ein Cluster von Institutionen und Verwaltungseinrichtungen

71 Laut *Steinberg*, *The Russian Revolution, 1905–1921*, S. 71, war die Doppelherrschaft allerdings ein ubiquitäres Phänomen, das in nahezu jedem Herrschaftsverhältnis, ob in der Armee, in der Fabrik, im Dorf, ja sogar in Bildungseinrichtungen, zu finden gewesen sei.

72 *Sarah Badcock*, *Politics and the People in Revolutionary Russia. A Provincial History*, Cambridge 2007, S. 14; *Dickins*, *A Revolution in March*, S. 29; *Liudmila Novikova*, *The Russian Revolution from a Provincial Perspective*, in: *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History* 16, 2015, S. 769–786, hier: S. 771.

73 *Michael C. Hickey*, *The Provisional Government and Local Administration in Smolensk in 1917*, in: *Journal of Modern Russian History and Historiography* 9, 2016, S. 251–274, hier: S. 253.

74 *Tsuyoshi Hasegawa*, *The Duma Committee, the Provisional Government, and the Birth of ›Triple Power‹ in the February Revolution*, in: *Daniel Orlovsky* (Hrsg.), *A Companion to the Russian Revolution*, Chichester/Malden (erscheint voraussichtlich 2020); *ders.*, *Review*, S. 5; vgl. *Williams*, *The Reformer*, S. 437; *Lyandres*, *Conspiracy and Ambition in Russian Politics before the February Revolution of 1917*, S. 132f.

75 *Mamaev*, *Gorodskoe samoupravlenie v Rossii nakanune i v period Fevral'skoj revoljucii 1917 g.*, S. 185.

76 *Engelstein*, *Russia in Flames*, S. 135.

77 Vgl. *Vozzvanie Ispolnitel'nago Komiteta Soldatskich i Rabočich deputatov*, in: *Na čužbine 1917*, H. 15, S. 31–32; *Sergej Dmitrievič Mstislavskij*, *K sozvyu Vserossijskago S'ezda Sovetov*, in: *Naš Put'. Organ Revoljucionnago Socializma 1917*, H. 2, S. 42–53, hier: S. 51. Vgl. ferner *Steinberg*, *The Russian Revolution, 1905–1921*, S. 77, 81ff. und 87.

78 *Lutz Häfner*, *German Historiography on the February Revolution of 1917 since the Demise of the Soviet Union*, in: *Journal of Modern Russian History and Historiography* 9, 2016, S. 39–64, hier: S. 47; ähnlich *Igor Narskij*, *Žizn' v katastrofe: Budni naselenija Urala v 1917–1922 gg.*, Moskau 2001, S. 35.

zu begreifen, sondern als eine Arena der Aushandlung, Schlichtung und Lösung unter anderem sozialer Konflikte.<sup>79</sup>

### *Sozialgeschichtliche Untersuchungen*

Dem alltäglichen Verwaltungshandeln der städtischen Selbstverwaltungsorgane in Zeiten der Krise ist die vorzügliche Studie Andrej Vladimirovič Mamaevs gewidmet.<sup>80</sup> Zum einen illustriert er am Beispiel der beiden Haupt-, aber auch zahlreicher Provinzstädte einen bemerkenswerten Politisierungs- und Demokratisierungsschub, den die Februarrevolution bewirkte.<sup>81</sup> Bis zur Revolution existierte eine munizipale Elitenherrschaft. Ein Zensuswahlrecht sorgte dafür, dass das Elektorat vielerorts nicht einmal zwei Prozent der Bevölkerung umfasste.<sup>82</sup> Die Revolution führte zu einem fundamentalen Wandel. Der Widerstand der alten Eliten gegen die sehr oft auch ›von unten‹ getragene Demokratisierung hielt sich in engen Grenzen. In der Regel wurden die Stadtverordnetenversammlungen durch Kooptation erweitert. Nicht selten wurden sogenannte Komitees für öffentliche Sicherheit aus der Taufe gehoben, die sich aus Stadtverordneten und Repräsentanten der Gewerkschaften, Vereine, Konsumgenossenschaften et cetera rekrutierten.<sup>83</sup> In der Regel fanden alsbald allgemeine demokratische Neuwahlen statt, an denen auch Frauen partizipieren durften. Mamaevs These, dass mit dieser Demokratisierung auch ein munizipaler Kompetenzverlust einhergegangen sei, ist erstens mit Blick auf die Verwaltungsbilanz der Städte bis zur Februarrevolution mit Vorsicht zu betrachten und müsste zweitens im Einzelfall empirisch belegt werden.<sup>84</sup>

Zum anderen zeigt Mamaev, wie die Selbstverwaltungsorgane immer mehr Kompetenzen erhielten, während nicht nur die galoppierende Inflation<sup>85</sup>, sondern auch ein zurückgehendes Steueraufkommen dafür sorgte, dass sie ihrem gewachsenen Anforderungskatalog immer weniger gerecht werden konnten.<sup>86</sup> Städte zahlten beispielsweise den Familien der Einberufenen einen Teil ihrer »staatlichen« Alimentierung.<sup>87</sup> Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatten die Städte wiederholt Anleihen aufgenommen, um ihre Projekte finanzieren zu können. Seit Kriegsausbruch konkurrierten die Städte auf dem Finanzmarkt mit dem Staat um Anleihen, was sich auf den Kurs auswirkte; hinzu kam, dass die Städte Finanzengpässe immer wieder mit kostspieligen kurzfristigen Krediten überbrücken mussten. Im Übrigen verschärfte die Einquartierung Tausender Flüchtlinge aus den vom Krieg betroffenen westlichen Landesteilen 1915 die Wohnungsnot.<sup>88</sup> Nach der Februarrevolution mussten die Stadtverwaltungen Milizen organisieren, um die öffentliche Sicherheit zu

79 *William G. Rosenberg*, Social Mediation and State Construction(s) in Revolutionary Russia, in: *Social History* 19, 1994, S. 169–188, hier: S. 171; vgl. *Hickey*, The Provisional Government and Local Administration in Smolensk in 1917, S. 253f.

80 *Mamaev*, Gorodskoe samoupravlenie v Rossii nakanune i v period Fevral'skoj revoljucii 1917 g., S. 372.

81 Ebd., S. 177.

82 Dieser Umstand lässt die These, die städtischen Selbstverwaltungsorgane seien »Schulen der Staatsbürgerlichkeit« gewesen, zweifelhaft erscheinen, vgl. ebd., S. 372.

83 Ebd., S. 177–186.

84 Ebd., S. 375.

85 *Leonid Iosifovič Borodkin*, Real'naja zarplata i snabženie naselenija gorodov Rossii v gody Pervoj mirovoj vojny: kogda načalsja obval?, in: *Miller/Černyj*, Goroda imperii v gody Velikoj vojny i revoljucii, S. 491–508, hier: S. 498–503.

86 *Mamaev*, Gorodskoe samoupravlenie v Rossii nakanune i v period Fevral'skoj revoljucii 1917 g., S. 142–153.

87 Ebd., S. 165.

88 Moskau ging im Herbst 1917 dazu über, einerseits den Zuzug in die Stadt zu untersagen, andererseits in Moskau lebende Flüchtlinge in das Kuban'-Gebiet umzusiedeln, vgl. ebd., S. 303.



gewährleisten. Darüber hinaus fiel die Versorgung der städtischen Bevölkerung mit Lebensmitteln und Brennstoff in ihren Aufgabenkatalog.<sup>89</sup> Die Stadtverwaltung Moskaus beschritt 1917 den Weg, zumindest teilweise Lebensmittelproduktion (Brot) und -handel zu municipalisieren, ohne jedoch der florierenden Korruption und dem Schwarzmarkt Einhalt gebieten zu können.<sup>90</sup> Weil sich die Stadtverwaltungen außerstande zeigten, diese virulenten Aufgabenbereiche zur Zufriedenheit der Bewohner zu erfüllen, sank deren Vertrauen in die Kompetenz der »Stadtväter«, führte zu Entfremdung und zur Suche nach radikalen Lösungen, wie sie beispielsweise die *bol'sheviki* offerierten.<sup>91</sup>

Nach der Februarrevolution organisierten unter der Leitung der städtischen Selbstverwaltung, der Moskauer Stadtduma, sogenannte Hauskomitees die Wohnraumfrage.<sup>92</sup> Dieses Problem erfuhr in zahlreichen Städten im Verlauf des Kriegs durch Evakuierungsmaßnahmen und Flucht aus den zum Kriegsgebiet gewordenen Westgebieten des Reiches eine außerordentliche Schärfe. Der Exodus begann unkoordiniert 1914, intensivierte sich seit dem Frühjahr 1915, um dann ab Ende August in einem »Bacchanal« der Gewalt insgesamt etwa sechs Millionen Menschen zu entwurzeln, Familien zu zerreißeln und sie Flugsand gleich über die urbanen Siedlungen des Zarenreichs zu verteilen.<sup>93</sup> Zum zweiten wurden die Selbstverwaltungsorgane auch in anderen zentralen Versorgungsbereichen aktiv, nämlich bei der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln, Brennstoffen und zum Teil auch mit Bekleidung. Zum dritten versuchten sie, das durch die Auflösung der Polizei entstandene innere ordnungs- und sicherheitspolitische Vakuum zu füllen, indem sie Bürger bewaffneten und mit Patrouillen die Sicherheit und körperliche Unversehrtheit der Bürger zu garantieren trachteten.<sup>94</sup>

Zwei mit viel Sympathie für den einfachen Arbeiter verfasste Sozialgeschichten widmen sich dem Fabrikalltag und den Lebensbedingungen des Petrograder Proletariats: zum einen die grundlegend überarbeitete Neuauflage der an der Columbia University in New York bei Leopold Haimson entstandenen Dissertation des heute an der Universität von Quebec lehrenden Politologen Mark-David Mandel. In der Forschung fand die zweibändige, ursprünglich vor dreieinhalb Jahrzehnten publizierte Studie, die vor allem auf umfangreichen Recherchen von Fabrik- und Gewerkschaftsunterlagen in drei Leningrader Archiven basiert, ein überaus positives Echo. Auf die Neuauflage hat Mandel viel Zeit und Mühe verwendet. Zahlreiche Passagen sind neu geschrieben, die Bibliografie um einige wenige Neuerscheinungen ergänzt, die allerdings selten Eingang in die Anmerkungen finden. Der Duktus der Argumentation und eine partiell mangelnde Quellenkritik sind allerdings erhalten geblieben<sup>95</sup>, auch sind die neuen Textpassagen nicht frei von indifferenten Formulierungen und auch Fehlern.<sup>96</sup>

89 Ebd., S. 290–299.

90 *Joshua A. Sanborn*, *Rekviem po imperii*, in: *Miller/Černyj*, *Goroda imperii v gody Velikoj vojny i revoljucii*, S. 482–490, hier: S. 488.

91 *Mamaev*, *Gorodskoe samoupravlenie v Rossii nakanune i v period Fevral'skoj revoljucii 1917 g.*, S. 376f.

92 *Eni [Anne] O'Donnell*, *Chozjajstvennaja žizn' i vlast' v Moskve, 1914–1920*, in: *Miller/Černyj*, *Goroda imperii v gody Velikoj vojny i revoljucii*, S. 19–51, hier: S. 37.

93 *Peter Gatrell*, *War, Refugeedom, Revolution: Understanding Russia's Refugee Crisis, 1914–1918*, in: *Cahiers du Monde Russe* 58, 2017, S. 123–146, hier: S. 124, 126 und 132.

94 *Vadim Viktorovič Rudnev*, *Bol'noj gorod (»Krasnaja Moskva«)*, in: *Sovremennye Zapiski*, 1922, Nr. 11, S. 311–337, hier: S. 331.

95 Die Ausführungen des bolschewistischen Arbeiters und späteren Volkskommissars für Arbeit, Aleksandr Gavrilovič Šljapnikov, zieht Mandel selten in Zweifel, obwohl deren Wahrheitsgehalt bereits zeitgenössisch durchaus umstritten gewesen sind, *Gosudarstvennyj Archiv Rossijskoj Federacii*, f. R6065: Postnikov, Sergej Porfir'evič, op. 1, d. 1, l. 23.

96 Vgl. zum Beispiel *Mandel*, *The Petrograd Workers in the Russian Revolution*, S. 440.

Zum zweiten ist auf die von dem Winterthurer Gewerkschaftler Rainer Thomann stammende Darstellung zu verweisen, die – wie Mandel auch – den Zeitraum vom Februar 1917 bis zum Sommer 1918 thematisiert.<sup>97</sup> Eine Quellenedition ergänzt das Textkorpus, nämlich eine Übersetzung aus dem Russischen von Dokumenten der Arbeiterfabrikkomitees.<sup>98</sup> Die Texte zeigen, wie die Arbeiter, ihre Fabrikräte und auch Gewerkschaften versuchten, sich in die wechselvollen revolutionären Zeitläufte einzubringen, aus der Not geboren, soziale Verantwortung zu übernehmen, um das wirtschaftliche Chaos zu minimieren und ihre Betriebe am Laufen zu erhalten. Sie mussten in ihnen bis dato unbekannte Sphären vordringen, sich im Prinzip »Herrschaftswissen« aneignen, um die Produktion zu organisieren. Sie taten dies weniger, um dem sozialistischen Endziel Rechnung zu tragen, als vielmehr das Überleben ihres Betriebs zu gewährleisten und die Interessen der Belegschaften zu wahren. Es handelte sich um Mitbestimmung im wahren Wortsinn.<sup>99</sup>

Mandels Quellenbasis ist umfassender, seine Herangehensweise professioneller, doch veranschaulichen beide Werke eindrucksvoll, wie das Petrograder Proletariat die Revolution 1917 initiierte, sie in nicht geringem Maße mitgestaltete, letztlich aber mehrheitlich kaum von dem politischen, sozialen und wirtschaftlichen Wandel, der sich nach dem Oktober 1917 vollzog, profitierte. Vielmehr folgten Fabrikschließungen, Arbeitslosigkeit, Hunger, der Exodus aus den Städten und damit letztlich auch das Ende des »klassenbewußten« Petrograder Proletariats.<sup>100</sup>

### *Biografische Studien*

Der 1986 von Ronald Reagan zum Richter am Berufungsgericht der USA ernannte Stephen F. Williams hat sich im zurückliegenden Jahrzehnt auch als vorzüglicher Kenner rechts-historischer Aspekte sowie des Liberalismus im späten Zarenreich einen Namen gemacht.<sup>101</sup> In seiner kenntnisreichen, allerdings nicht auf Archivarbeit beruhenden Biografie über den bedeutenden liberalen Strafverteidiger und Staatsdumaabgeordneten der Konstitutionellen Demokraten Vasilij Alekseevič [Vassili Alexeievich] Maklakov diskutiert Williams sowohl Aspekte der (fehlenden) Rechtsstaatlichkeit des Ancien Régime als auch die Hypertrophie der Exekutive. Öffentliche Foren wie die Staatsduma oder die überregionale Presse waren kaum imstande, die Exekutive einzuhegen.<sup>102</sup> Das Hauptaugenmerk der Monografie liegt auf den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Der Krieg und das Revolutionsjahr wirken wie eine Coda.<sup>103</sup> In seiner Darstellung der Februarereignisse widmet sich Williams allerdings weniger dem Geschehen auf der Straße und der normativen Kraft des Faktischen als vielmehr dem Wirken hinter den Kulissen: der Vergabe der Portefeuilles und vor allem der in den ersten Märztagen virulenten staatsrechtlichen Frage, die Dynastie der Romanovs zu bewahren, um so die Legitimität der Provisorischen Regierung zu sichern.<sup>104</sup> Der Bewahrung der Autokratie ist auch der populärwissenschaftliche Beitrag des Londoner Rechtsanwalts Donald Crawford gewidmet. Er präsentiert eine Vielzahl, der umfanglichen

97 Thomann/Friedetzky, Aufstieg und Fall der Arbeitermacht in Russland.

98 Isaak Izrailevič Minc (Hrsg.), *Fabrično-zavodskie komitety Petrograda: protokoly*, Moskau 1979. Anita Friedetzky hat weite Teile dieser Quellenedition erstmalig ins Deutsche übertragen und annotiert.

99 O'Donnell, Moskve, S. 37.

100 Thomann/Friedetzky, Aufstieg und Fall der Arbeitermacht in Russland, S. 409–439.

101 Vgl. Stephen F. Williams, *Liberal Reform in an Illiberal Regime. The Creation of Private Property in Russia, 1906–1915*, Stanford 2006.

102 Williams, *The Reformer*, S. 7.

103 Weniger als zehn Prozent des Umfangs sind dem Jahr 1917 gewidmet. Im Herbst 1917 entsandte die Provisorische Regierung Maklakov als Botschafter nach Paris, vgl. ebd., S. 350.

104 Ebd., S. 322–330.

Memoirenliteratur entnommener, irrelevanter Details und lässt die Lesenden hinsichtlich seiner Materialbasis völlig im Dunkeln, da er gänzlich auf Fußnoten verzichtet.<sup>105</sup>

Im Zentrum von Boris Ivanovič Kolonickijs Studie steht Aleksandr Fedorovič Kerenskij, »die erste Liebe der Revolution«.<sup>106</sup> Kolonickij, international renommierter Professor für Geschichte an der Europäischen Universität in Sankt Petersburg, untersucht den langjährigen Staatsdumaabgeordneten, der als Justizminister und einziger Sozialist bereits dem ersten Kabinett der Provisorischen Regierung angehörte, als ein Bindeglied zwischen Zarenmythos und Personenkult, wie ihn die *bol'sheviki* um Lenin und Stalin später initiierten und instrumentalisierten.<sup>107</sup> Die Studie fußt auf einer stupenden Materialbasis, die Argumentation ist über weite Strecken überzeugend, doch vernachlässigt der Autor Aspekte, die seine Gedankenführung nicht stützen. Auch wenn zahlreiche führende Kräfte innerhalb der »Partei der Sozialrevolutionäre« (SR) Kerenskij schätzten und hofierten, fiel dieser bei den Wahlen in ihr Zentralkomitee auf dem III. Parteitag Anfang Juni 1917 durch. Warum? Wirkten sein Charisma, der Mythos des Retters nicht auf die Parteitagsdelegierten, fürchteten sie eine bonapartistische Entwicklung oder war es mangelnder »Stallgeruch«, weil er keine langjährige Parteizugehörigkeit aufweisen konnte und immer als Fremdkörper galt?<sup>108</sup> War seine geringe Akzeptanz eventuell dem Umstand geschuldet, dass seine über den Interessen der Partei stehende, staatszentristische »Realpolitik«, seine Nähe zu bürgerlich-liberalen Kreisen keine Schnittpunkte mit den sozialistischen Zukunftsutopien gerade der Parteilinken, die schon früh im Jahre 1917 Massen für ihre radikaleren Ziele zu mobilisieren verstand, aufwies? Kolonickij argumentiert letztlich, dass Kerenskij Egozentrik unvereinbar mit jeder Form von Parteidisziplin und in der PSR gelebten Solidarität gewesen sei. Eine stärkere parteipolitische Bindung hätte ihn seiner Funktion als Bindeglied zwischen liberalem und gemäßigt sozialistischem Lager beraubt. Aufgrund dieser Stellung habe er sich der Popularität beider Lager erfreuen können. Sie erwies sich als unverzichtbare Machtressource seines ministeriellen Ich.<sup>109</sup> Allerdings behandelt Kolonickijs Werk nur die Monate von März bis Juni 1917, also die von Erfolgen gekrönte Phase sowohl Kerenskij als auch der Revolution, in der sich der Minister in weiten Teilen der Gesellschaft des Landes größter Popularität erfreute. Das Scheitern der großen Offensive der russischen Streitkräfte im Sommer 1917 leitete einen rapiden Verlust seiner Zustimmungswerte ein, denn als Kriegsminister hatte sie Kerenskij maßgeblich mit zu verantworten. Es spricht vieles dafür, dass eine zum Oktoberumsturz erstellte Popularitätskurve und Erfolgsbilanz Kerenskij deutlich anders ausgefallen wäre.

### III. OKTOBERUMSTURZ UND BÜRGERKRIEG

»Im Oktober 1917 kam der Kommunismus in Petrograd per Handstreich an die Macht.«<sup>110</sup> Dieser Satz verkennt nicht nur, dass die *bol'sheviki* sich erst Anfang März 1918 das Adjektiv

105 Donald Crawford, March 1917. The Last Tsar, in: Tony Brenton (Hrsg.), Was Revolution Inevitable? Turning Points of the Russian Revolution, Oxford/New York etc. 2017, S. 66–90. Crawford ist zudem Autor einer 2012 erschienenen populärwissenschaftlichen Biografie des jüngeren Zarenbruders Michail Aleksandrovich.

106 Vgl. Richard Abraham, Alexander Kerensky. The First Love of the Revolution, New York 1987.

107 Kolonickij, »Tovarišč Kerenskij«, S. 13f. und 495.

108 Konstantin Nikolaevič Morozov, »Rukovodstvo partii s.-r. vseгда rassmatrivalo Kerenskogo ... kak v izvestnoj mere popučika«, in: Rossijskaja Istorija, 2013, H. 4, S. 32–38, hier: S. 32 und 35; Kolonickij, »Tovarišč Kerenskij«, S. 384, vgl. dort auch die farbige Abbildung auf S. 384f.

109 Kolonickij, »Tovarišč Kerenskij«, S. 15, 365ff., 372f. und 384.

110 Jan C. Behrends, Was bleibt vom Kommunismus? Eine historische Betrachtung zum 100. Jahrestag der Russischen Revolution, in: Mayer/Reuschenbach, 1917, S. 23–36, hier: S. 23.

kommunistisch zulegten, dass sie zumindest bis in den Sommer 1918 keine Alleinherrschaft etablieren konnten, dass die Vorgänge in der Hauptstadt denen in der Provinz keineswegs entsprachen, dass auf die Phase des sogenannten Kriegskommunismus die Neue Ökonomische Politik folgte und damit kapitalistische Elemente im Wirtschaftsleben wieder Einzug hielten. Historische Genauigkeit sollte suggestiven Formulierungen nicht zum Opfer fallen. Zu bedauern ist ferner, dass insbesondere die deutschsprachige Historiografie, wenn sie das Jahr 1917 thematisiert, in der Regel den Oktoberumsturz im Auge hat, nicht aber das demokratische Potenzial, das der Februar hervorbrachte.

Zumindest in den von ihnen beherrschten Gebieten gelang es den *bol'sheviki* bis Mitte Juli 1918, ihre politische Hegemonie durch Verbote einflussreicher sozialistischer politischer Parteien wie den Sozialrevolutionären und den *men'sheviki*, durch umfassende Wahlmanipulationen, Zensur und schließlich parallel zum V. Allrussländischen Sowjetkongress Anfang Juli 1918 durch Waffengewalt gegen ihren einstigen Koalitionspartner, die Partei der Linken Sozialrevolutionäre, zu errichten. Die *bol'sheviki* erfanden und bestimmten, wie es in der »Cambridge History of Communism« heißt, die Texte, Symbole, Rituale und auch Strategien, die ihre Handlungen zu legitimieren halfen.<sup>111</sup> Es überrascht, dass dieses dreibändige Werk einleitend nicht umreißt, was im Folgenden unter Kommunismus verstanden wird, worin der entscheidende qualitative Unterschied zum Sozialismus bestanden habe. Für Russland bedeutet dies, dass Kommunismus gemeinhin mit den *bol'sheviki* identifiziert wird, sodass davon abweichende ideologische Zukunftsentwürfe – beispielsweise der Anarcho-Kommunisten oder auch der *narodniki*-Kommunisten – a priori unerwähnt bleiben. Analog gilt, dass sich der Beitrag von Eric D. Weitz<sup>112</sup> über den deutschen Kommunismus vor allem mit der Entwicklung der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) beschäftigt, differierende Sichtweisen, wie sie die Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands (KAPD), Otto Rühle, Karl Schröder oder Anton Pannekoek vertraten, aber keine Beachtung finden. Dem Anspruch des Verlags, eine Geschichte des Kommunismus zu präsentieren, wie die Überschrift verheißt, wird die Edition jedenfalls nicht annähernd gerecht, deren erster Band sich im Wesentlichen auf eine Geschichte der Sowjetunion und den jeweiligen nationalen Sektionen der Komintern beschränkt.<sup>113</sup>

Das Revolutionsjubiläum hat vor allem im von der Rosa-Luxemburg-Stiftung geförderten Karl Dietz Verlag zu einer gewissen Renaissance parteipolitischer Forschung geführt.<sup>114</sup> Eine ebenso umfangreich kommentierte wie vorzügliche Quellenedition hat Jörn Schütrumpf, Geschäftsführer des erwähnten Verlags, vorgelegt. Die meisten hier abgedruckten Texte stammen aus zum Teil selbst heute noch überaus schwer zugänglichen Presseorganen der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD), wie dem in Stuttgart erschienenen »Sozialdemokrat« oder dem Organ »Sozialistische Auslandspolitik«, aber auch der KPD und der Kommunistischen Arbeitsgemeinschaft. In der Edition kommen führende russische, österreichische und deutsche Sozialisten wie unter anderen Otto Bauer, Eduard Bernstein, Karl Kautsky, Alexander Stein, die russischen *men'sheviki* wie Julij Osipovič Martov oder Aleksandr Samojlovič Martynov beziehungsweise Kommunisten Karl Radek,

111 *Kolonickij, Goroda imperii i gorozane v epochu vojn i revolucij*, S. 518; *Lars T. Lih*, Bolshevik Roots of International Communism, in: *Pons/Smith*, The Cambridge History of Communism, S. 142–165, hier: S. 151.

112 *Eric D. Weitz*, German Communism, in: ebd., S. 551–572.

113 *Silvio Pons/Stephen A. Smith*, Introduction to Volume I, in: *dies.*, The Cambridge History of Communism, S. 28–45, hier: S. 28. Eine Diskrepanz ergibt sich für den Untersuchungszeitraum: Die Überschrift nennt die Jahre 1917–1941, die Herausgeber hingegen das Jahr 1939, ebd., S. 28.

114 *Jörn Schütrumpf* (Hrsg.), Diktatur statt Sozialismus. Die russische Revolution und die deutsche Linke 1917/18, Karl Dietz Verlag, Berlin 2017, 463 S., brosch., 29,90 €.

Adol'f Abramovič Ioffe, Nikolaj Ivanovič Bucharin, Lenin oder Trockij zu Wort, deren Artikel überwiegend im Jahre 1918 erschienen sind. Überaus kontrovers diskutieren diese Autoren zentrale Zäsuren der beiden ersten Revolutionsjahre wie den Oktoberumsturz, die gewaltsame Auflösung der Konstituierenden Versammlung im Januar 1918 auf Geheiß der Sowjetregierung, die auch mit Blick auf die Perspektiven der Weltrevolution geführten Debatten über Opportunität und Legitimität des Friedensvertrags von Brest-Litowsk sowie die Fragen von Terror, Gewalt oder der Zulässigkeit der Diktatur [der *bol'sheviki* im Namen] des Proletariats.

Die von Wladislaw Hedeler edierte Aufsatzsammlung präsentiert die Ergebnisse einer Konferenz, die in Moskau stattgefunden hatte. Die in der Regel recht kurzen Beiträge thematisieren die politisch relevantesten linken Gruppierungen, von den Anarchisten über die sozialdemokratischen *men'sheviki* und dem jüdischen Bund bis hin zu den SR und ihrem radikalen linken Parteiflügel. Weitere Texte erörtern bekannte Revolutionäre wie Lenin, seinen bedeutenden Kontrahenten innerhalb des bolschewistischen Parteiflügels, Aleksandr Aleksandrovič Bogdanov, den georgischen *men'shevik* Irakli Georgievič Cereteli, die Kontakte der sowjetischen Botschaft in Berlin zu deutschen Linksozialisten in der zweiten Jahreshälfte 1918 oder die Rolle der revolutionären Festungsstadt Kronstadt als erster Sowjetrepublik im Sommer 1917. Einige zentrale Quellentexte der einzelnen Gruppierungen komplettieren dieses mit zahlreichen Fotografien und einem kommentierten Personenregister versehene Werk.<sup>115</sup>

Eine gute Ergänzung stellt der von Philippe Kellermann, einem durch zahlreiche Publikationen sowie einer von ihm herausgegebenen Zeitschrift ausgewiesenen Anarchismus-Experten edierte Sammelband über das Verhältnis von Russischer Revolution und Anarchismus dar.<sup>116</sup> Dabei werden zum einen russische anarchistische und linkssozialistische Gruppierungen behandelt, zum anderen wird die Rezeption der Russischen Revolution in syndikalistischen und anarchistischen Kreisen Deutschlands, Belgiens, Frankreichs, Italiens, Spaniens und der Schweiz erörtert. Hervorzuheben sind zwei aus dem Russischen übersetzte Beiträge, die der politischen Ideengeschichte verpflichtet sind.<sup>117</sup> Beide Beiträge erörtern zwar die anarchistische Ablehnung des roten und weißen Terrors, übergehen aber anarchistische Gewalttaten, die insbesondere im Zusammenhang der Machno-Bewegung und ihrer antisemitischen Pogrome während des Bürgerkriegs endemisch waren.<sup>118</sup> Auch werden die Ergebnisse von Felix Schnell, der die Vergemeinschaftungsprozesse durch Gewalt analysiert hat, nicht zur Kenntnis genommen.<sup>119</sup> Bei Aleksandr Vladlenovič Šubin heißt es lapidar, die Machno-Leute hätten Ende Oktober 1919 die Stadt Ekaterinoslav besetzt. Ging dies gewaltfrei vonstatten?<sup>120</sup> Wichtig wäre auch zu erfahren, wie die Einnahmequellen der Machno-Bewegung aussahen, inwieweit sie Geiseln nahm, der lokalen

115 Hedeler, Die russische Linke zwischen März und November 1917.

116 Errico Malatesta, Anarchistische Interventionen. Ausgewählte Schriften (1892–1931), hrsg. v. Philippe Kellermann, Münster 2014; Michael Bakunin, Staat, Erziehung, Revolution. Ausgewählte Texte (1869–1871), hrsg. v. Philippe Kellermann, Lich 2015; Philippe Kellermann (Hrsg.), Anarchismus und Geschlechterverhältnisse, Bd. 1, Lich 2016; Gruppe russischer Anarchisten in Deutschland (Hrsg.), Die Verfolgung des Anarchismus in Sowjetrussland (1918–1922), hrsg. v. Philippe Kellermann, Lich 2017; Ne znam. Zeitschrift für Anarchismusforschung 1 ff., 2015 ff.

117 Dmitri Rublew [Dmitrij Ivanovič Rublev], Die politische Position der Anarchisten in der russischen Revolution 1917–1918, in: Kellermann, Anarchismus und Russische Revolution, S. 11–66; Alexander Schubin [Aleksandr Vladlenovič Šubin], Die Machno-Bewegung und der Anarchismus, in: ebd., S. 67–99.

118 Felix Schnell, Räume des Schreckens: Gewalt und Gruppenmilitanz in der Ukraine 1905–1933, Hamburg 2012, S. 287–344 und 363 ff.

119 Ebd., S. 345–362.

120 Schubin, Die Machno-Bewegung und der Anarchismus, S. 82.

Bevölkerung Kontributionen auferlegte oder diese einfach nur ausplünderte, wie das Isaak Babel über Semen Michajlovič Buděnyjs (kosakische) Kavallerieeinheit im Jahre 1920 so eindrucksvoll geschildert hat.<sup>121</sup>

Die Beziehungsgeschichte der russischen zur deutschen Sozialdemokratie hatte eine lange Tradition. Aber das bilaterale Verhältnis war schon im frühen 20. Jahrhundert belastet. Im Raum stand der Vorwurf, die SPD sei paternalistisch und wolle die russischen Genossen »zurechtweisen und schulmeistern wie geistig Unselbstständige«.<sup>122</sup> Schon früh erwachsen den russischen sozialistischen Akteuren aus der Februarrevolution Stolz und Selbstwertgefühl. Hatten sie bislang bei der SPD gelernt, emanzipierten sie sich nun von deren Vorherrschaft. Nun wies die Russische Revolution der Welt den Weg in die sozialistische Zukunft.<sup>123</sup>

Die Verheißung der Weltrevolution ist Gegenstand der vorzüglich recherchierten Dissertation Gleb J. Alberts, die der Börsenverein des Deutschen Buchhandels im Herbst 2018 prämierte. Im Mittelpunkt der Arbeit steht der Internationalismus, also die Idee einer internationalen Solidarität der Arbeiter, und sein Scheitern. Einleitend verdeutlicht Albert, dass der Internationalismus wenigstens drei Bedeutungsfacetten aufwies: die konsequente Ablehnung des imperialistischen Kriegs und der Burgfriedenspolitik, die Überzeugung von einer sozialen Revolution im globalen Maßstab und schließlich die Ablehnung von Xenophobie, Antisemitismus und nationalem Überlegenheitsdenken. Allerdings habe sich das Begriffsverständnis unter Stalin fundamental gewandelt.<sup>124</sup> Ziel der Studie ist aber keineswegs, lediglich die transnationalen Netzwerke und Kontakte zu untersuchen, sondern vielmehr die Wirkungen des Internationalismus innerhalb der sowjetischen Gesellschaft in drei »Zeitfenstern«, den Jahren des europäischen Flächenbrands 1918/19, des »Deutschen Oktobers« 1923 und des britischen Generalstreiks von 1926 mit einer akteurszentrierten Perspektive »von unten« zu verfolgen.<sup>125</sup> Albert praktiziert dies nicht nur für die Metropolen. Er hat auch Parteiakten der Provinzstadt Perm' im Ural ausgewertet und kann so zeigen, vor welchen Schwierigkeiten lokale Parteikader standen, Arbeitern und Bauern in mühevoller Kleinarbeit die offizielle Parteilinie in Fragen der internationalen Politik auseinanderzusetzen.

Fraglich bleibt allerdings, ob Internationalismus und die Idee der Weltrevolution<sup>126</sup> Alleinstellungsmerkmale der *bol'sheviki* waren. Dies erscheint aus zwei Gründen anfechtbar. Wahrer Internationalismus bedeutete zum einen für das Individuum, sich nicht nur in den herrschenden Diskurs einzuschreiben. Vielmehr war der Internationalismus eine *Conditio sine qua non* für einen echten *bol'shevik*.<sup>127</sup> Albert führt aus, dass dem Internationalismus ein Objektcharisma zu eigen gewesen sei. Seine Anhänger gaben sich einer gemeinsamen Sache hin, hatten sich dem Internationalismus verschrieben.<sup>128</sup> Als 1922 in Moskau der Schauprozess gegen mehr als 30 Sozialrevolutionäre stattfand, meldete die »Außerordentliche Allrussländische Kommission zur Bekämpfung von Konterrevolution« (ČK) in ihren

121 *Isaak Babel*, Tagebuch 1920, hrsg. v. *Peter Urban*, Zürich 1998, S. 63–69.

122 *Tretij s'ezd RSDRP april'–maj 1905 goda. Protokoly*, Moskau 1959, S. 58; vgl. *Lutz Häfner*, »Lernen« oder »Schulmeistern«? Zum komplizierten Verhältnis zwischen deutscher und russischer Sozialdemokratie 1903 bis 1919, in: *Rudolf Traub-Merz* (Hrsg.), *Sozialreformismus und radikale gesellschaftliche Transformation. Historische Debatten in der Sozialdemokratie in Deutschland und Russland*, Moskau 2015, S. 69–86, hier: S. 70.

123 *Manifestacija l.-gv. Pavlovskago polka*, in: *Delo Naroda. Organ Partii Socialistov-Revoljucionerov*, 15.3.1917, Nr. 1, S. 3; *Boris Davidovič Kamkov*, *Dve taktiki*, Moskau 1918, S. 17.

124 *Albert*, *Das Charisma der Weltrevolution*, S. 24f.

125 *Ebd.*, S. 26f. und 49.

126 *Ebd.*, S. 74.

127 *Ebd.*, S. 53.

128 *Ebd.*, S. 57.

Stimmungsberichten aus den Moskauer Betrieben eine verbreitete Passivität.<sup>129</sup> Bedeutet diese Feststellung, dass die Arbeit bolschewistischer Propagandisten zu wünschen übrig ließ, auch weil in der Arbeiterschaft doch eine gewisse Gleichgültigkeit vorherrschte? Ferner existierten zumindest bis in die Mitte der 1920er-Jahre in lokalen Sowjets, Gewerkschaften und Betrieben noch Mitglieder anderer sozialistischer Parteien, Fraktionen und Gruppierungen, die auch ein internationalistisches Credo besaßen und in der 2. oder 2½ Internationale organisiert waren. Im Falle des Schauprozesses gegen die SR zeigte es sich, dass die (sozialistische) europäische Öffentlichkeit mit ihrer Presseberichterstattung, ihren Solidaritätsadressen, Petitionen und kritischen Resolutionen als appellative Instanz fungierte<sup>130</sup>, deren Gewicht die sowjetische Regierung nötigte einzulenken: Die gegen zwölf SR verhängten Todesurteile wurden Anfang 1924 in Haftstrafen abgemindert. Es ist jedenfalls zu bedauern, dass Albert, ohne Gründe anzuführen, dem nichtbolschewistischen Internationalismus mit Ausnahme seiner Schlussbetrachtungen keine Aufmerksamkeit schenkt.<sup>131</sup> Weder die *men'seviki* noch im Besonderen ihr dezidiert internationalistischer linker Flügel, der sich im Herbst 1917 abspaltete, werden thematisiert – von anderen Spielarten des Sozialismus, wie dem russischen *neonarodničestvo*, ganz abgesehen. Doch kann diese Kritik den Wert dieser stupenden Studie nicht nachhaltig mindern.

#### IV. DAS ABSTERBEN DES STAATS, KRIMINALITÄT, VERTRAUENSVERLUST UND GEWALT

In den Tagen der Februarrevolution waren nicht nur die Gefängnistore geöffnet worden, sodass Tausende Kriminelle ihre Freiheit erlangten<sup>132</sup>, sondern auch reihenweise Waffengeschäfte geplündert worden. Die Verbreitung von Schusswaffen erreichte somit ein vorher nicht gekanntes Maß. Ungeachtet dessen löste die Provisorische Regierung am 10. März 1917 das Polizeidepartement auf. Sie bezweifelte sowohl Funktionsfähigkeit und Loyalität der Ordnungskräfte als auch deren Akzeptanz in der Bevölkerung. An die Stelle der Polizei sollte eine den lokalen Selbstverwaltungsorganen unterstellte, aus freiwilligen Bürgern rekrutierte Miliz als funktionales Äquivalent treten, um eine Erosion des staatlichen Gewaltmonopols zu verhindern.<sup>133</sup>

Die ausufernde Kriminalität im revolutionären Russland hatte viele Gründe. Der Krieg und die mit ihm einhergehende soziale Entwurzelung war nur einer ihrer »Väter«. Hinzu traten eine sich auftuende soziale Scherenkrise aus Reallohnverlust, Inflation und wachsender Arbeitslosigkeit, eine sich verschärfende Krise der Versorgung mit Lebensmitteln und Brennstoffen, verbunden mit langen Warteschlangen.<sup>134</sup> Eine Verkehrsinfrastruktur, eine städtische Verwaltung und auch eine zentrale Regierung, die nicht mehr wirklich funktionierten, trugen zur Tristesse des Alltags der einfachen Bevölkerung im revolutionären Petrograd bei. Diebstahl und Prostitution erwiesen sich als typische Delikte einer klassischen Beschaffungskriminalität; Alkohol- und Drogenkonsum erlaubten kleine Fluchten aus dem deplorablen Alltag.

129 *Konstantin Nikolaevič Morozov*, *Sudebnyj process socialistov-revoljucionerov i tjuremnoe protivostojanie (1922–1926). Ėtika i taktika protivborstva*, Moskau 2005, S. 91f.

130 *Gosudarstvennyj Archiv Rossijskoj Federacii*, f. 130: *Sovet narodnych komissarov RSFSR (SNK RSFSR) – Sovet Ministrov RSFSR*, op. 6, d. 326 und 327.

131 *Albert*, *Das Charisma der Weltrevolution*, S. 551.

132 *Vadim Ibragimovič Musaev*, *Prestupnost' v Petrograde v 1917–1921 gg. i bor'ba s nej*, Sankt Petersburg 2001, S. 26, schätzt, dass zum Jahreswechsel 1917/18 etwa 20.000 Kriminelle Petrograd unsicher machten.

133 *O'Donnell*, *Moskve*, S. 37.

134 *Borodkin*, *Real'naja zarplata i snabženie naselenija gorodov Rossii v gody Pervoj mirovoj vojny*, S. 491.

Deserteure waren ein weiterer wesentlicher Faktor für den Anstieg der Kriminalität: Im Sommer 1917 sollen sich allein in Petrograd 50–60.000 aufgehalten haben.<sup>135</sup> Mit der abnehmenden Disziplin in den Streitkräften stellten Soldaten ein beträchtliches Problem der öffentlichen Sicherheit dar, insbesondere dann, wenn Einheiten kollektiv den Gehorsam verweigerten, keinerlei Autorität anerkannten, marodierten und sich nicht scheuten, von der Waffe Gebrauch zu machen.<sup>136</sup> Angesichts dieser Rahmenbedingungen kann die bedröhtete Klage, »[...] gegenwärtig gibt es nur noch Plünderungen, Diebstahl und Gewalt«<sup>137</sup>, nur als Pars pro Toto betrachtet werden.

Hasegawas Monografie ist eine spannende Sozialgeschichte über Kriminalität, Lynchjustiz und Alkoholpogrome in Petrograd im ersten Jahr nach der Februarrevolution. Sie thematisiert zudem einen Aspekt, den die Forschung bisher weitgehend vernachlässigt hat. Auch in den Registern der hier besprochenen Synthesen finden sich die Lemmata Kriminalität, Mord, Verbrechen oft nicht.<sup>138</sup>

Um den Zerfall des gesellschaftlichen Gewebes und den für Hasegawa zentralen Zustand der Anomie zu erklären, rekurriert er auf die Theorieangebote Émile Durkheims, Georg Simmels, Max Webers, Talcott Parsons' und Anthony Giddens'. Gemeinsam ist diesen Autoren, dass sie die Stabilisierung und das Handlungsvermögen ihrer Institutionen beziehungsweise den Zerfall einer sozialen Ordnung erklären wollen. Ohne hier auf die Besonderheiten und Differenzierungen eingehen zu können, sind die Begriffe soziale Kohäsion, Solidarität und Vertrauen zentral. Durkheim und im Anschluss daran Parsons betonen, dass in einer modernen Gesellschaft soziale Kohäsion durch Solidarität entsteht. Sie beruht darauf, dass soziale Konflikte und Dissens durch staatliche Institutionen geleitet und auf der Basis eines gemeinsamen Normengerüsts ausgehandelt werden. Simmel, Weber und Giddens verweisen in diesem Zusammenhang auch darauf, dass Vertrauen zwischen Personen und in Organisationen maßgeblich sei, soziale Kohäsion herzustellen. Giddens bezeichnet Vertrauen als »confidence in the reliability of a person or system«<sup>139</sup>, während Weber eine moderne Gesellschaft allgemein als eine »notwendige Vertrauensgemeinschaft« definiert. Eine funktionierende Gesellschaft zeichne sich durch eine integrierte kulturelle und soziale Struktur aus, die die Basis einer organischen Solidarität bildeten. Hasegawa spinnt diesen Gedanken fort: Weil das Zarenreich keine gesetzeslose Gesellschaft gewesen sei, muss ein Grad gesellschaftlicher Akzeptanz für die alte Ordnung bestanden haben. Aus Einverständnis und Vertrauen leitet Weber die Akzeptanz einer rationalen Ordnung her, die ihre Stabilität letztlich durch »Gewohnheitshandeln« gewinnt.<sup>140</sup> Fehlen diese Merkmale, sind die Normen und Aushandlungsmodi geschwächt, so weicht die Kohäsion laut Durkheim der Anomie, also der Norm- und Regellosigkeit, und führt

135 *Aleksandr Borisovič Astašov*, *Dezertiry*, in: *Sorokin*, *Rossija v 1917 godu*, S. 288–290, hier: S. 289; *Musaev*, *Prestupnost' v Petrograde v 1917–1921 gg. i bor'ba s nej*, S. 27.

136 Inhaftierte Kriminelle wurden beispielsweise amnestiert, wenn sie sich freiwillig zum Militäreinsatz meldeten. Dass eine Desertion alsbald ihrem vermeintlichen Patriotismus folgte, dürfte kaum überraschen, *Natal'ja Anatol'evna Ivanova*, *Rossijskoe obščestvo nakanune i v gody revoljucii*, in: *Jurij Aleksandrovič Petrov* (Hrsg.), *Rossijskaja revoljucija 1917 goda. Vlast', obščestvo, kul'tura*, Bd. 1, Moskau 2017, S. 146–224, hier: S. 211.

137 *Leo Grigorjewitsch Deutsch [Dejč]*, Brief von Leo Grigorjewitsch Deutsch an Esfir Markowna Sinowjewa-Deutsch, 9. Oktober 1917, in: *Hedeler*, *Die russische Linke zwischen März und November 1917*, S. 252.

138 Beispielsweise *Engelstein*, *Russia in Flames*; *Hildermeier*, *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991*.

139 *Anthony Giddens*, *The Consequences of Modernity*, Oxford 1990, S. 34.

140 *Max Weber*, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hrsg. v. *Johannes Winckelmann*, 7. Aufl., Tübingen 1988, S. 456, 465 und 470f.



angesichts des versagenden Staats unter anderem zu einer unkontrollierten Kriminalität.<sup>141</sup> Der versagende Staat büßt nicht nur sein Gewaltmonopol ein, sondern er verliert auch das Systemvertrauen seiner Bürger und damit seine Legitimität.<sup>142</sup>

Bedeutet aber eine Revolution, dass nichts mehr funktioniert, dass die organische Solidarität vollständig abhandengekommen ist? Genau dies bejaht Hasegawa. Das revolutionäre Regime habe sich auf neue Werte, Gleichheit und Freiheit, berufen, die aber umstritten geblieben seien.<sup>143</sup> Ergibt sich daraus nicht als Konsequenz, dass alle Revolutionen zum Scheitern verurteilt seien, weil sie die alte Ordnung und den bestehenden Wertekanon durch etwas Neues, das erst gesellschaftliche Wurzeln schlagen muss, substituieren?

Im Angesicht wachsender Kriminalität gab es nicht nur beredete Klagen über eine wachsende Brutalisierung des alltäglichen menschlichen Umgangs<sup>144</sup> und eine Zunahme von Akten der Selbstjustiz, sondern auch in der zeitgenössischen Presse – vor allem der liberalen – über die um sich greifende Anarchie.<sup>145</sup> Mit Rekurs auf Gustave Le Bon attestiert Hasegawa dem Massenhandeln aufgrund seiner Anonymität eine geringere Hemmschwelle, Gewalt anzuwenden. Hasegawa deutet die Fälle der Selbstjustiz im städtischen Umfeld Petrograds als Ventil für alltägliche Frustrationen und zugleich kollektive Gewaltakte einer Massengesellschaft, die sich aber fundamental von der bäuerlichen unterschieden hätten, weil im Dorf die Sozialbeziehungen intakt gewesen seien und jeder jeden gekannt habe.<sup>146</sup> Hier ergeben sich gewisse Anknüpfungspunkte zu dem (fragwürdigen) kollektiv-psychosozialen Erklärungsmodell für die fehlende Kohäsion der Gesellschaft in Zeiten der Revolution des russischen Historikers Vladimir Prochorovič Buldakov. Er deutet 1917 als eine moderne »Zeit der Wirren« – eine rote *smuta* beziehungsweise eine Art Pogrom. Hier hätten sich Spontaneität und Gewaltbereitschaft, die in der Mentalität des russischen Volkes lägen, Bahn brechen können, weil alle moralisch-ethischen Schranken gefallen seien und die *bol'seviki* mit ihrer Politik die lumpenproletarischen Instinkte der Massen sowohl aufgriffen als auch bedient hätten.<sup>147</sup>

Eine neue Qualität erfuhr die Kriminalität in Petrograd mit den sogenannten Alkoholpogromen, die sich nach dem Oktoberumsturz vor allem bis zum Jahresende ereigneten, ohne dass das neue Regime imstande gewesen wäre, sie zu unterbinden. Lenin deutete diese umfangreichen Exzesse, die in vielen Städten im Winter 1917/18 durch die Plünderung der Spirituosengeschäfte und -lager die öffentliche Sicherheit nachhaltig gefährdeten, als Sabotage und Konterrevolution.<sup>148</sup> Die »Bourgeoisie« habe die »rückständigen und unaufgeklärten Soldaten« und »lumpenproletarische Elemente« einfach bestochen, um das neue Regime zu bekämpfen.<sup>149</sup> Der Rat der Volkskommissare beantwortete diese Exzesse, indem er die sowjetische Geheimpolizei, die ČK, aus der Taufe hob. Sie sollte Alkoholpogrome, Bandenkriminalität und vor allem auch die Konterrevolution bekämpfen.

141 *Émile Durkheim*, Der Selbstmord, Neuwied/Berlin 1973 (zuerst frz. 1897), S. 289; *ders.*, Über soziale Arbeitsteilung, Frankfurt am Main 2008 (zuerst frz. 1893), S. 108–185.

142 Vgl. *Max Weber*, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, hrsg. v. *Johannes Winkelmann*, 5., rev. Aufl., Tübingen 1972, S. 549f. und 824.

143 *Hasegawa*, Crime and Punishment in the Russian Revolution, S. 268.

144 *Igor Narstkij*, »Semiletaja vojna« i »uskorennye peremeny« v gorodach Urala (1914–1921/22), in: *Miller/Černyj*, Goroda imperii v gody Velikoj vojny i revoljucii, S. 79–99, hier: S. 91.

145 Vgl. *Hasegawa*, Crime and Punishment in the Russian Revolution, S. 98–102 und 107.

146 Ebd., S. 187ff. und 263.

147 *Vladimir Prochorovič Buldakov*, Krasnaja smuta: priroda i posledstvija revoljucionnogo nasilija, 2., erw. Aufl., Moskau 2010, S. 422, 470 und passim.

148 Wenn *Hasegawa*, Crime and Punishment in the Russian Revolution, S. 265, schreibt: »Crime became a counterrevolutionary act threatening the Soviet State«, dann sollte er »konterrevolutionär« in Anführungszeichen setzen.

149 *Wladimir Iljitsch Lenin*, Werke, Bd. 26, Berlin[-Ost] 1972, S. 516.

Für Hasegawa war diese Handlungsweise »alternativlos«. <sup>150</sup> Statt mit Sachzwängen zu argumentieren, sollten eher Handlungsoptionen geprüft werden. Dies unterbleibt. Darüber hinaus vernachlässigt Hasegawa die Situation eines erbarmungslosen Klassenkampfes, den Lenin predigte. <sup>151</sup> Realiter ist Hasegawa zu attestieren, dass seine Wissenschaftsprosa die Revolutionsgeschichte verharmlost: »We know that, when they first took power, the Bolsheviks believed that security would arise naturally from the realization of their ideological goals, with no need of police or courts or prisons.« <sup>152</sup> Das erinnert an die »revisionistische« sozialgeschichtliche Semantik der 1970er-Jahre von Alexander Rabinowitch: »The Bolsheviks Come to Power«. <sup>153</sup> Die *bol'sheviki* waren weder naiv noch »Gutmenschen«. Ihre Ideologie basierte auf gewaltsamem Klassenkampf. In seiner höchsten Intensität schlug er in einen Bürgerkrieg um, »den einzig rechtmäßigen, einzig gerechten, einzig heiligen Krieg [...], den heiligen Krieg der Unterdrückten gegen die Unterdrücker für den Sturz dieser Unterdrücker, für die Befreiung der Werktätigen von jeder Unterdrückung.« <sup>154</sup> Lenin zeigte sich einmal mehr als versierter Dialektiker: Einerseits ermunterte er die Massen der depossidierten Bevölkerung, den alten Eliten, der »Bourgeoisie«, »das Geraubte zu rauben«, also durch den »Krieg im Innern« landesweit für eine soziale Umverteilung zu sorgen. Andererseits propagierte er, die »marodierenden Elemente« zu bekämpfen. <sup>155</sup>

Vor diesem Hintergrund könnte die von Hasegawa erwähnte, vor allem von Angehörigen der städtischen Unterschichten kollektiv verübte Selbstjustiz politisch gedeutet werden, nämlich als Ausdruck noch nicht in vollem Umfang verwirklichter Freiheit und Gleichheit sowie als Versuch, sich den öffentlichen Raum anzueignen, die die bürgerliche Presse – solange die von den *bol'sheviki* verfügte Zensur es noch erlaubte – dann als »Anarchie« wertete, um für den Schutz von Eigentumsrechten zu werben. <sup>156</sup> Nicht nur diese Deutung allerdings fehlt bei Hasegawa.

Auch sein Schlusskapitel lässt angesichts einer auf starke Kontraste setzenden Schwarz-Weiß-Malerei zu wünschen übrig und mindert den Gesamteindruck. Dass die zaristische Polizei eine wirkliche Kontrolle über die städtische Bevölkerung – von der ländlichen aufgrund der extrem geringen Polizeidichte einmal ganz zu schweigen <sup>157</sup> – habe ausüben können, scheint doch mehr als zweifelhaft. <sup>158</sup> Sein Argument, die Revolution habe einen fundamentalen Wertewandel heraufbeschworen und den im Ancien Régime herrschenden Konsens auf den Kopf gestellt, entbehrt der Grundlage, denn Hooligans hatten sich bereits

150 Hasegawa, *Crime and Punishment in the Russian Revolution*, S. 260 und 265.

151 Robert Service, *Lenin as Historical Personality*, in: *Pons/Smith*, *The Cambridge History of Communism*, S. 121–141, hier: S. 131.

152 Hasegawa, *Crime and Punishment in the Russian Revolution*, S. 276.

153 Vgl. Donald J. Raleigh, *The Russian Revolution after All These 100 Years*, in: *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History* 16, 2015, S. 787–798, hier: S. 793.

154 *Lenin*, Werke, Bd. 26, S. 399.

155 *Lenin*, Werke, Bd. 26, S. 516 und 518.

156 Hasegawa, *Crime and Punishment in the Russian Revolution*, S. 106f. und 273.

157 Steven Anthony Smith, *Russia in Revolution. An Empire in Crisis, 1890 to 1928*, Oxford 2017, S. 19, geht für den ländlichen Raum von einem Polizeibeamten je 4.700 km<sup>2</sup> beziehungsweise 50.000 bis 100.000 Menschen aus. In Sankt Petersburg entfiel nominell – es blieben aber nicht wenige Stellen vakant – am Vorabend des Ersten Weltkriegs ein Polizist auf 343 Einwohner, vgl. Jonathan W. Daly, *The Watchful State. Security Police and Opposition in Russia, 1906–1917*, DeKalb 2004, S. 19.

158 Dies legt die Studie von Felix Schnell, *Ordnungshüter auf Abwegen? Herrschaft und illegitime polizeiliche Gewalt in Moskau 1905–1914*, Wiesbaden 2006, nah, die Hasegawa nicht herangezogen hat.

vor dem Ersten Weltkrieg den zentralstädtischen Raum angeeignet, wie Joan Neuberger unterstrichen hat.<sup>159</sup>

Die Kriminalität in Petrograd, aber auch in Moskau und anderen großen Städten nahm nach dem Oktoberumsturz ungeahnte Ausmaße an. Nach zeitgenössischen Berichten waren systematische Plünderungen alltäglich, Raub und Diebstahl keine Ereignisse, die Opfer noch schockierten. Wer der Kriminalität nicht zum Opfer fiel, war eine Ausnahmeerscheinung.<sup>160</sup> Entscheidend für den Erfolg der *bol'seviki* im Bürgerkrieg war ihre Kontrolle über den städtischen und ländlichen Raum.<sup>161</sup> Entgegen der Argumentation Hasegawas gelang es auch den *bol'seviki* in den Jahren des Bürgerkriegs nicht, der Kriminalität Einhalt zu gebieten. Obwohl die Bevölkerung Petrograds beispielsweise von 2,41 Millionen Einwohnern 1916 auf 722.000 Ende August 1920 fiel<sup>162</sup>, stieg nach Angaben des Volkskommissariats für Inneres die Kriminalität bis 1921 exponentiell an. Erst 1922 sank die Zahl der Delikte auf die Hälfte des Vorjahresniveaus.<sup>163</sup> Hinzu kommt, dass die *bol'seviki* selbst den Zustand der Anomie beförderten, indem sie die »bürgerliche Rechtsprechung« zunächst informell bereits wenige Tage nach dem Oktoberumsturz und formal schließlich durch das Gerichtsdekret vom 22. November 1917 außer Kraft setzten. Damit waren der Willkür der Strafverfolgung und der Verurteilung von Delinquenten nach dem neu implementierten Klassenrecht, das dem »revolutionären Gewissen« und »revolutionäre[n] Rechtsbewusstsein« verpflichtet war<sup>164</sup>, Tür und Tor geöffnet. Soziale Herkunft und Loyalität gegenüber der sowjetischen Regierung spielten für die Urteilsfindung eine entscheidende Rolle: Angehörige der alten Eliten waren Klassenfeinde und damit objektiv Feinde des neuen Regimes beziehungsweise »Volksfeinde«.<sup>165</sup>

Folgt man der Argumentation des irischen Historikers Alan Kramer, dann kann die Russische Revolution 1917, insbesondere aber der Oktoberumsturz, als Folge einer »Dynamik der Zerstörung« betrachtet werden, die der Erste Weltkrieg transportiert hat. Letztlich sei der Krieg dafür verantwortlich gewesen, dass Gewalt nicht nur an den Fronten alltäglich zu erleben gewesen sei, sondern auch zunehmend in das Leben der Zivilisten im Hinterland eingedrungen sei.<sup>166</sup> Die überaus blutige Niederschlagung von Streiks wie beispielsweise

159 Joan Neuberger, *Hooliganism. Crime, Culture and Power in St. Petersburg, 1900–1914*, Berkeley/Los Angeles etc. 1993.

160 Vladimir Aleksandrovič Auërbach, *Revoljucionnoe obščestvo po ličnym vospominanijam*, č. 2: V bol'sevickoj Rossii, in: Archiv Russkoj Revoljucii 16, 1925, S. 49–99, hier: S. 57; Terence Emmons (Hrsg.), *Time of Troubles. The Diary of Iurii Vladimirovich Got'e – Moscow – July 8, 1917 to July 23, 1922*, Princeton 1988, S. 91, 98, 116, 173ff. und passim.

161 Matthew Rendle, *The Battle for Spaces and Places in Russia's Civil War. Revolutionary Tribunals and State Power, 1917–22*, in: *Historical Research* 90, 2017, S. 101–116, hier: S. 101.

162 Statističeskij sbornik po Petrogradu i Petrogradskoj gubernii 1922 g., Petrograd 1922, S. 2 und 6.

163 Murray Frame, *Crime, Society and »Revolutionary Conscience« during the Russian Civil War: Evidence from the Militia Files*, in: *Crime, Histoire & Sociétés/Crime, History & Societies* 17, 2013, H. 1, S. 129–150, hier: S. 130. Zur Entwicklung der Straftribunale vgl. Rendle, *The Battle for Spaces and Places in Russia's Civil War*, S. 113; ders., *Making Sense of 1917: Towards a Global History of the Russian Revolution*, in: *Slavic Review* 76, 2017, S. 610–618, hier: S. 617f.

164 Vgl. Helmut Altrichter, *Einleitung zu Dekret über das Gericht*, 22. November (5. Dezember) 1917, URL: <[https://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument\\_ru&dokument=0001\\_ger&object=pdf&st=&l=de](https://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_ru&dokument=0001_ger&object=pdf&st=&l=de)> [8.5.2019].

165 Hiroaki Kuromiya, *Communism, Violence and Terror*, in: Pons/Smith, *The Cambridge History of Communism*, S. 279–303, hier: S. 290f.

166 Alan Kramer, *Dynamics of Destruction. Culture and Mass Killing in the First World War*, Oxford/New York etc. 2007; vgl. Dietrich Beyrau, *Der Rote Oktober in zeitgenössischen Deutungen. Bolschewistische Camouflage und bürgerliche Apokalypse*, in: Behrends/Katzer/Lindenberger, *100 Jahre Roter Oktober*, S. 29–58, hier: S. 30; Hasegawa, *Crime and Punishment in the Russian Revolution*, S. 274.

1915 in Kostroma, die antideutschen Unruhen im Mai 1915 in Moskau oder das Marodieren von Soldaten im Hinterland seien Indizien dafür, dass der Krieg, zumindest aber der Geist der Gewalt, »heimgekehrt« sei.<sup>167</sup>

Gegen diese Argumentation spricht allerdings die ungeheuerliche Brutalität des kurzen, aber überaus gewalttätigen Finnischen Bürgerkriegs. Obwohl Finnland zum Russländischen Reich gehörte, nahmen finnische Einheiten – mit Ausnahme einiger Freiwilliger – nicht an den Kampfhandlungen des Ersten Weltkriegs teil. Durch russische Rüstungsaufträge profitierte das Land sogar. Gleichwohl führten die soziale Polarisierung der Gesellschaft, die unmittelbare Nachbarschaft zu Petrograd als Zentrum der Revolution, die Unabhängigkeitserklärung Finnlands Anfang Dezember 1917 und die Einmischung Russlands und des Deutschen Reiches zum Finnischen Bürgerkrieg. Seine ersten Vorboten waren im August 1917 zu verzeichnen, als die Niederschlagung eines Streiks Opfer forderte, er spitzte sich im November in einem Generalstreik zu, begann Ende Januar 1918 in vollem Umfang mit militärischen Operationen und endete in den letzten Apriltagen 1918 mit der Einnahme Viipuris durch weißfinnische Verbände unter dem Kommando des Generals Carl Gustaf Emil Mannerheim beziehungsweise der Kapitulation »roter« Verbände im Südosten des Landes Anfang Mai.<sup>168</sup> Annähernd 40.000 Menschen, über ein Prozent der Bevölkerung des Landes, starben. Die militärischen Auseinandersetzungen forderten verhältnismäßig wenig Opfer, deutlich mehr Menschen kamen in Lagern und Gefängnissen, durch Hunger, Misshandlungen, im Zuge von Terror, Vergeltungsaktionen und standrechtlichen Erschießungen um ihr Leben. Diese zügellose Gewalt machte das finnische Beispiel zu einem der tödlichsten Bürgerkriege des 20. Jahrhunderts.<sup>169</sup>

Schon nach der Februarrevolution konnte die Provisorische Regierung ihren Herrschaftsanspruch nicht mehr im ganzen Land durchsetzen. Die Zentralmacht fragmentierte beziehungsweise atomisierte sich – ein Regionalismus, sogar ein Lokalismus<sup>170</sup> brach sich Bahn. Der Verlust des Machtmonopols führte dazu, dass im Sommer 1918 über 30 Republiken lokal zu herrschen vorgaben.<sup>171</sup> Letztlich basierte die Autorität jeder lokalen Regierung auf einer Verfügungsgewalt über Waffen, Getreide, Menschen und Kapital. Fehlte eine dieser Ressourcen, waren die Tage ihrer Herrschaft gezählt.<sup>172</sup>

Genau diese Volatilität der Herrschaft hat Igor Narskij in seiner vorzüglichen Studie über Revolution und Bürgerkrieg im Ural detailliert analysiert und vor allem in den gesamtrossländischen Kontext eingeschrieben.<sup>173</sup> Unter der Überschrift »Topografie der Katastrophe« hat Narskij eine Korrelation zwischen instabilen politischen Verhältnissen infolge wieder-

167 *Joshua A. Sanborn*, *Imperial Apocalypse. The Great War and the Destruction of the Russian Empire*, Oxford/New York etc. 2014, S. 96ff.; *ders.*, *Rekviem po imperii*, S. 488; *Ivanova*, *Rossijskoe obščestvo nakanune i v gody revoljucii*, S. 211; *Williams*, *The Reformer*, S. 332.

168 *Buttar*, *The Splintered Empires*, S. 294–306.

169 *Tuomas Hoppu*, *The Road to Finland's Independence and the Civil War*, in: *Tuomas Hoppu/Pertti Haapala* (Hrsg.), *Tampere 1918. A Town in the Civil War*, Tampere 2010, S. 10–21, hier: S. 21; *Pertti Haapala/Marko Tikka*, *Revolution, Bürgerkrieg und Terror in Finnland 1918*, in: *Robert Gerwarth/John Horne* (Hrsg.), *Krieg im Frieden. Paramilitärische Gewalt in Europa nach dem Ersten Weltkrieg*, Göttingen 2013 (zuerst engl. 2012), S. 134–149, hier: S. 134 und 142, nennen 36.000 Tote; vgl. *Jason Lavery*, *Finland 1917–1919: Three Conflicts, One Country*, in: *Scandinavian Review* 94, 2007, H. 3, S. 6–14, hier: S. 12; *Robert Gerwarth*, *The Continuum of Violence*, in: *Jay Winter* (Hrsg.), *The Cambridge History of the First World War*, Bd. 2: *The State*, Cambridge/New York etc. 2014, S. 638–662, hier: S. 649.

170 Vgl. *Steinberg*, *The Russian Revolution, 1905–1921*, S. 73 und 76.

171 *Igor Narskij*, *Die Zerstörung des Landes und der Bauernkrieg. Die Russische Revolution jenseits der städtischen Zentren*, in: *1917 Revolution. Russland und die Folgen*, S. 55–67, hier: S. 56.

172 Ebd.

173 *Narskij*, *Žizn' v katastrofe*.

holter Herrschaftswchsel, Verarmung und Leiden der Bevölkerung aufgezeigt. Während die Verhältnisse im Norden, in Zentralrussland und den westlichen Wolgagouvernements mit maximal drei Herrschaftswchseln seit der Februarrevolution weitgehend stabil waren, erlebten das Gouvernement Ufa im Ural, das Don-Gebiet und der Vorkaukasus bis zu sieben Herrschaftswchsel, die Gebiete der Ukraine und der Krim mehr als acht, die Stadt Kiew sogar wenigstens 14 Herrschaftswchsel.<sup>174</sup>

## V. DIE REVOLUTION IN SYNTHESSEN

Selbst nach 100 Jahren intensiver Bemühungen, die Russländische Revolution zu erforschen und ihre Gründe zu erklären, sind die Zäsuren der vielfältigen sozioökonomischen und kulturellen Prozesse, die im Februar 1917 kulminierten, umstritten. Die meisten der hier präsentierten Untersuchungen datieren den Beginn auf ein Ereignis<sup>175</sup>, sei es die Hungersnot der Jahre 1891/92, die Studentenunruhen von 1899, die Revolution von 1905<sup>176</sup> oder der Kriegsbeginn 1914.<sup>177</sup> Auch das Ende der Revolution bleibt diffus. Markierte es der X. Parteitag der Kommunistischen Partei Russlands (RKP[b]) im Jahre 1921, der nicht nur mit der Niederschlagung des Aufstands in Kronstadt zusammenfiel, sondern auch das Ende des Kriegskommunismus und den Übergang zur Neuen Ökonomischen Politik bedeutete? Die *bol'sheviki* gaben den Versuch auf, gleichsam mit militärischen Mitteln die Verwirklichung des Sozialismus zu erzwingen. Sie lenkten ein und erlaubten in der Landwirtschaft, im Handel sowie im Handwerk und im produzierenden Kleingewerbe kapitalistische Methoden. Als weitere Zäsuren könnten das vorläufig endgültige Ausbleiben der Revolution in Deutschland und anderen Ländern Europas im Jahre 1923, der Übergang zur Politik des »Sozialismus in einem Land«, Lenins Tod und Stalins langsamer Aufstieg zur unbeschränkten Macht in Partei und Staat 1924 oder die von Stalin propagierte Kollektivierung der Landwirtschaft als Basis der Kapitalakkumulation einer forcierten Industrialisierung im Jahre 1928 gelten.<sup>178</sup>

»Am Anfang war nicht Lenin. Am Anfang war die Krise.«<sup>179</sup> Helmut Altrichters 1997 erstmalig publizierte Darstellung über das Revolutionsjahr 1917 bis zur Auflösung der Konstituierenden Versammlung im Januar 1918 ist eine sozialgeschichtlich orientierte, synthetisierende Meisterleistung. Seine hundertseitige Einleitung erörtert zentrale Fragen wie zum Beispiel »Was ist eine Revolution?«<sup>180</sup> Darüber hinaus thematisiert er die gesellschaftlichen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen, ethnischen und religiösen Rahmenbedingungen des Ancien Régime, behandelt den »Charakter« der Revolution. Drei Großabschnitte erörtern die Strukturdimensionen Staat, Gesellschaft und Nationalitäten. Die Kultur hingegen fehlt. Die zum einhundertjährigen Jubiläum durchgesehene und erweiterte Auflage hingegen kann als Taschenspielertrick des Verlags gelten. Der Satzspiegel beider Ausgaben ist identisch. Mit Ausnahme eines zwanzigseitigen Nachworts, das im Wesentlichen die Revolutionsfeierlichkeiten 1918, 1927, 1967 und 1987 thematisiert, erfolgte keine Überarbeitung. Nicht einmal das Quellen- und Literaturverzeichnis wurde aktualisiert. Der Forschungsstand ist daher in weiten Teilen überholt.

174 Ebd., S. 45ff. und 574f.; vgl. *Aleksej Il'ič Miller*, Vvedenie: Goroda imperii v epochu vojn i revolucij, in: *ders./Černyj*, Goroda imperii v gody Velikoj vojny i revolucii, S. 5–18.

175 *Smith*, Revolution in Russland, gibt als Zäsuren 1890–1928 an, spricht aber im ersten Kapitel von den 1880er-Jahren.

176 *Aust*, Die Russische Revolution; *Steinberg*, The Russian Revolution, 1905–1921.

177 *Engelstein*, Russia in Flames.

178 *Aust*, Die Russische Revolution; *Smith*, Revolution in Russland.

179 *Altrichter*, Russland 1917, S. 9.

180 Ebd.

In den beiden umfangreichen Synthesen des Göttinger Emeritus Manfred Hildermeier fungiert die Revolution von 1917 als Zäsur: einerseits als allerdings keineswegs zwangsläufiger Fluchtpunkt der russischen Geschichte, andererseits als Ausgangspunkt einer Gesamtschau des sowjetischen Jahrhunderts und der auf ihren Ruinen erstandenen Russländischen Föderation. Insbesondere das zweite, inhaltlich hier relevantere Werk, hat der Autor – wie Text und materialgesättigter Anmerkungsapparat zeigen – grundlegend überarbeitet und deutlich erweitert.

In der Regel kondensieren beziehungsweise generalisieren Synthesen, weil sie letztlich um eine Metaerzählung bemüht sind. So schildert Hildermeier beispielsweise bei aller Kürze detailliert die ereignisreichen Zeitläufe in der Hauptstadt im Februar und März 1917. Aber die durchaus blutige Revolution in Petrograd ist keineswegs »typisch« für das Reich gewesen und lässt sich daher nicht verallgemeinern. Der Anspruch einer Totalgeschichte ist nicht einzulösen. Die Lesenden bekommen Partialwissen vermittelt und müssen sich von der Vorstellung verabschieden, durch die Lektüre einer Synthese den Einblick in den Kollektivsingulär »Russländische Revolution 1917« zu erhalten. Dies gilt umso mehr, als nur etwa zehn Prozent des Umfangs der »Geschichte der Sowjetunion« auf die Krisenjahre von 1914 bis 1921 entfallen. Selbst die unter den Neuerscheinungen kürzeste Revolutionsdarstellung vom Bonner Professor für osteuropäische Geschichte Martin Aust hat doppelt so viele Seiten zur Verfügung.

Aust gliedert seine Darstellung chronologisch in fünf Abschnitte. Der erste behandelt die Revolution von 1905 bis 1907 und deren Vorgeschichte, der zweite Abschnitt die Kriegsjahre 1914/15, der mittlere, »Aufstand und Revolutionen« betitelt, die Jahre 1916/17. Er bildet mit einem Umfang von 70 Textseiten das Herzstück der Monografie. Der vierte Abschnitt erörtert die Welt- und Bürgerkriegsjahre von 1918 bis 1921, der abschließende fünfte versucht bilanzierend, »Das sowjetische Momentum der Weltgeschichte« von 1921 bis 1928 zu beleuchten.

Aust ist kein bisher ausgewiesener Spezialist der Revolutions- und Bürgerkriegsjahre. Seiner Wissenschaftsprosa mangelt es an Genauigkeit. So differenziert der Verfasser nicht zwischen Ereignis und Prozess. Er verzichtet auf die Bezeichnung Oktoberumsturz für die Ereignisse am 25./26. Oktober 1917 in Petrograd und spricht generell von Oktoberrevolution.<sup>181</sup> Darüber hinaus fällt eine sehr einseitige Belegstruktur auf, die sich in weiten Passagen der Darstellung über die Russische Revolution 1917 und den Bürgerkrieg auf die Synthese des an der Universität von Warwick lehrenden britischen Osteuropahistorikers Christopher Read stützt.<sup>182</sup>

Laura Engelstein redet zwar dem Kontinuum der Krise das Wort, unterteilt aber ihr Buch in Krieg, Revolution und Bürgerkrieg, sodass eigentlich die beschworene Klammer aufgebrochen wird. Gewalt und Macht sind zentrale Kategorien ihrer Darstellung. Die politische Geschichte findet viel Beachtung, die klassische Sozialgeschichte mit Ausführungen über Streiks, die soziale Lage der Mittelschichten und anderes mehr fristet eine Nischenexistenz. Ihr Werk basiert, ähnlich wie die Synthesen von Stephen A. Smith und Mark D. Steinberg, unter anderem auf russischen Archivalien. Sie trägt aber durchaus dem US-Buchmarkt Rechnung, wenn sie im Kontext des Kriegs und der Ideen, ihn zu beenden, Woodrow Wilson breiten Raum widmet.<sup>183</sup> Für eine Geschichte Russlands und seiner Revolution wirkt dies deplatziert. Ihre Dichte der Ausführungen zu den multiethnischen Gebieten des einstigen Imperiums im Bürgerkrieg ist allerdings ein Alleinstellungsmerkmal.<sup>184</sup>

181 Aust, *Die Russische Revolution*, S. 137ff.

182 Vgl. ebd., S. 246f.

183 Engelstein, *Russia in Flames*, S. 246ff.

184 Vgl. ebd., part V.

Eine informativere Lektüre bietet die Synthese des britischen Sozialhistorikers Stephen A. Smith, einem seit dreieinhalb Jahrzehnten ausgewiesenen Spezialisten der Russischen Revolution. Für sein Werk hat der Verfasser neues, meist englischsprachiges Material herangezogen. Das Metanarrativ ist vertraut, verzichtet aber bis auf das letzte Kapitel auf Ausführungen zur Kultur.

Im Kapitel über die Februarrevolution ignoriert Smith nicht nur die neuen Erkenntnisse seiner US-Kollegen Semion Lyandres<sup>185</sup> und Tsuyoshi Hasegawas<sup>186</sup>, sondern unterlässt es auch, den Revolutionsverlauf in der Provinz zu behandeln. Während Hildermeier vom »Sturz der Regierung im Schutze der Legalität des Sowjets« spricht<sup>187</sup>, hebt Smith auf die Rückendeckung des Oktoberumsturzes der *bol'sheviki* ab. Er verweist darauf, dass nicht nur die *bol'sheviki* die Parole »Alle Macht den Räten« unterstützt haben, sondern auch andere radikale sozialistische beziehungsweise anarchistische Parteien und Gruppierungen.<sup>188</sup> Engelstein ergänzt im Übrigen ein wesentliches bei Smith fehlendes Element, nämlich dass die proletarischen Massen mehrheitlich eine homogene sozialistische Allparteienregierung befürwortet hätten und nicht die Diktatur einer einzelnen Partei.<sup>189</sup>

Smith sucht in seiner Darstellung hinter der nahezu ubiquitären Gewalt immer wieder nach einer instrumentellen Ratio, ist aber mit dem Hinweis auf eine »konterrevolutionäre Verschwörung« 1918/19 darum bemüht, Lenin weitgehend für die eskalierende Gewaltspirale zu exkulpieren, denn die bolschewistische Gewalt sei nur eine Antwort auf die Bedrohung durch Feinde gewesen.<sup>190</sup> Damit verkennt Smith, dass Gewalt gerade die Ressource war, derer sich die *bol'sheviki* bedienten, um die Macht zu erringen und ihre Herrschaft zu konsolidieren. Es gab nicht nur einen bolschewistischen Gewaltkult, Gewalt wurde für die *bol'sheviki* stilbildend, um mit ihrer Hilfe jedes Problem lösen zu können. Vieles spricht dafür, was Smith konzediert<sup>191</sup>, dass Gewalt ein fester Bestandteil menschlicher Handlungsweisen ist und menschliche Zivilität lediglich ein dünner Firnis. Fällt das staatliche Gewaltmonopol wie in Russland nach der Februarrevolution 1917 weg, dann entstehen Räume, in denen sich die Gewalt Bahn brechen kann, ohne dass es eine sanktionierende Instanz außer etwaiger Gegengewalt gibt.

Gleichwohl zählt Smith zu jenen Historikern, die den Sieg der *bol'sheviki* keineswegs als zwangsläufig betrachten. So fragt er wiederholt, welche Entwicklungsoptionen existiert hätten: Die revolutionäre Geschichte seit dem Februar 1917 war also durchaus ein entwicklungsöffener Prozess. Wie Aust betont auch Smith, dass der revolutionäre Prozess über die Jahre des Bürgerkriegs hinaus fortgedauert habe. Erst Stalin habe ihm ein Ende gesetzt. Ob sich nach Ende des Bürgerkriegs eine Zivilgesellschaft herausgebildet habe oder ob Sowjetrussland ein – wenn auch autoritärer – Wohlfahrtsstaat gewesen sei, wie Smith schreibt, scheint eher fraglich.<sup>192</sup> Vielleicht hätte Smith stärker den intentionalen Charakter, der den *bol'sheviki* nicht abzusprechen ist, betonen sollen, wie dies beispielsweise David L. Hoffmann in seiner plausibel argumentierenden Monografie gemacht hat.<sup>193</sup>

185 *Semion Lyandres*, *The Fall of Tsarism. Untold Stories of the February 1917 Revolution*, Oxford 2013.

186 *Hasegawa*, *Review of A. B. Nikolaev*, S. 1–16.

187 *Hildermeier*, *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991*, S. 119. Allerdings zieht Hildermeier die prekäre Legitimationsbasis der Provisorischen Regierung nicht ins Kalkül.

188 *Smith*, *Revolution in Russland*, S. 173f.

189 *Engelstein*, *Russia in Flames*, S. 230.

190 *Smith*, *Revolution in Russland*, S. 230, 232 und 300.

191 *Ebd.*, S. 435.

192 *Ebd.*, S. 358 und 365.

193 *David L. Hoffmann*, *Cultivating the Masses. Modern State Practices and Soviet Socialism, 1914–1939*, Ithaca/London 2011, S. 54f. Für die späten 1930er-Jahre bezeichnet Hoffmann, *ebd.*, S. 63, die UdSSR allerdings auch als einen autoritären Wohlfahrtsstaat.

Die Übersetzung des Buches von Smith ist wiederholt sinnetstellend. Als Pars pro Toto soll hier der Beleg genügen, dass im englischsprachigen Original von »Black Sea Straits« die Rede ist, die Übersetzung aber nicht »Bosporus« und »Dardanellen« lautet, sondern »die Straße von Kertsch«. <sup>194</sup> Smith sollte daher nur im Original gelesen werden.

»Moderne Revolutionen sind Bacchanale der Wörter.« <sup>195</sup> So beginnt der produktive US-Historiker Mark D. Steinberg seine Synthese. Das Zitat ist zugleich Programm. Steinberg setzt sich durch einen umfangreichen Rekurs auf die zeitgenössische Publizistik zum Ziel, den einfachen Menschen in den Blick zu rücken – aber nicht in der Form von Kollektiven wie Nationen, Klassen et cetera, sondern mit Rekurs auf die beiden Kategorien Erfahrung und Erlebnis als Individuum, das die Gegenwart wahrnimmt, mit ihr Furcht, Hoffnungen und andere Emotionen verbindet, sie interpretiert und sich zurechtzufinden versucht, um sein eigenes Leben zu gestalten. <sup>196</sup> Dazu zählt auch, wie Steinbergs Kapitel über die Boulevardpresse zeigt, dass einfache Menschen zu Revolutionären werden konnten. Steinberg lässt Journalistinnen zu Wort kommen und fügt bedauernd hinzu, dass Frauen, insbesondere aus den Unterschichten, kaum für Zeitungen geschrieben oder Schriftzeugnisse hinterlassen hätten. <sup>197</sup> Darüber hinaus widmet er der Frau im bäuerlichen Umfeld in Zeiten der Revolution ein ganzes Kapitel. Zugegeben: Hier greift er in die Zeit vor 1905 zurück, fasst im Wesentlichen bekannte Wissensbestände zusammen, und doch sucht seine Herangehensweise konzeptionell ihresgleichen. Der Revolution in der multinationalen Peripherie trägt der Autor nur unzureichend Rechnung und handelt, indem er einen der führenden ukrainischen Politiker in den Mittelpunkt stellt, seinem eigenen Konzept zuwider, das *einfache* Individuum ins Rampenlicht zu rücken. Wägt man aber Umfang und Gehalt ab, dann ist von den anglofonen Synthesen seine – ungeachtet der Tatsache, dass die deutsche Forschung weitgehend unberücksichtigt bleibt – diejenige, die es zu lesen gilt.

## VI. DIE REVOLUTION IN AUSSTELLUNGSKATALOGEN

Bilder der Revolution – wie groß ist die Zahl derer, die das bolschewistische Propagandaplakat, in dem der Betrachter aufgefordert wird, sich als Freiwilliger zur Roten Armee zu melden, das Foto Lenins, der gerade die »Pravda« liest, oder El' Lisickijs Bürgerkriegsgemälde »Schlag die Weißen mit dem roten Keil« nicht kennen? Bilder brennen sich in das Gedächtnis ein.

Matthew S. Witkovsky, Kurator der Fotografiesammlung am Kunstinstitut von Chicago, hat gemeinsam mit Devin Fore, Professor für deutsche Philologie an der Universität von Princeton, ein bemerkenswertes Kaleidoskop vorgelegt, das etwa 350 Werke umfasst. <sup>198</sup> Adressiert werden die unterschiedlichen »Schlachtfelder« der Propagandafrent, die von kritischer Bedeutung für Produktion, Rezeption und Zirkulation der sowjetischen Kunst waren, nämlich Schulen, Presse, Theater, das Heim, die Fabrik, Festivals, Ausstellungen und Demonstrationen. Der Schwerpunkt liegt allerdings nicht auf den Jahren von Revolution und Bürgerkrieg, sondern vielmehr auf den 1920er-Jahren. Präsentiert werden Gemälde von El' Lisickij oder Natal'ja Sergeevna Gončarova, aber auch Skulpturen, Architekturmodelle, Buch- und Zeitschriftencover, Textilien, Porzellan, Fotografien und Filme. Nicht nur die reichhaltige Ausstattung mit Illustrationen, sondern auch die kurzen, aber sehr informativen Texte komplettieren eine gelungene Edition.

<sup>194</sup> Smith, *Revolution in Russland*, S. 142.

<sup>195</sup> Steinberg, *The Russian Revolution, 1905–1921*, S. 13.

<sup>196</sup> Ebd., S. 4.

<sup>197</sup> Ebd., S. 31.

<sup>198</sup> Witkovsky/Fore, *Revoliutsiia! Demonstratsiia!*



Eine Mischung aus chronologischer und systematischer Gliederung liegt dem Katalog »1917. Russland und die Schweiz« zugrunde.<sup>199</sup> Ausgehend von einer Momentaufnahme um 1900 werden die Entwicklungen in der Schweiz und Russlands kontrastiert. Kurze Texte kontextualisieren die jeweiligen Exponate. Dominieren anfänglich kubistische und futuristische Gemälde von Ljubov<sup>7</sup> Sergeeva Popova bis hin zu Aleksandra Ėkster, folgt eine sehr stark die sozialen Gegensätze im ausgehenden Zarenreich betonende Gegenüberstellung von Exponaten wie den kunstvollen Fabergé-Eiern, über Fotografien der Zarenfamilie und aus Fabrikschlafsälen. Eine kurze Sektion behandelt die Juden, den Antisemitismus, Pogrome und mit einem Plakat der Partei des jüdischen »Bund« aus dem Jahr 1918 auch die Politisierung. Eine Sektion über das Jahr 1917 in Russland fehlt. Das entsprechende Kapitel umfasst vielmehr den Zeitraum bis in die stalinistischen 1930er-Jahre. Nur ein kleiner Teil der Exponate bezieht sich auf die Revolutions- und Bürgerkriegsjahre. Es handelt sich um zeitgenössische Fotografien, Propagandaplakate, einen handschriftlichen Entwurf von Lenins »Aprilthesen«, aber auch um ein hagiografisches Leningemälde von 1925. Der Band hat einen ästhetischen Reiz; aber er wirkt in seiner Auswahl, die eher eine Gesamtschau ist, als einem roten Faden folgt, etwas beliebig. Für das Verständnis der Geschichte Russlands im Kontinuum der Krise ist er wohl verzichtbar.

Der Ausstellungsband »Russian Revolution« überzeugt durch die Auswahl seiner Exponate, insbesondere den recht zahlreichen Abbildungen aus zeitgenössischen Satiremagazinen. Diese gewähren einen tiefen Einblick in die Probleme und Widrigkeiten des Alltags.<sup>200</sup> Die guten Übersetzungen erlauben es auch den Lesenden, die kein Russisch verstehen, die semantischen Feinheiten des Sprachwitzes nachzuvollziehen. Allerdings ist diese Edition deutlich textlastiger als die übrigen hier vorgestellten Werke. Zu bedauern ist lediglich, dass in den Anmerkungen zwar die vollständigen Titel angeführt, aber keine Seitenzahlen genannt werden. Eine intersubjektive Überprüfbarkeit der Textverweise ist so kaum möglich.

In welchem Umfang war die Frau in der revolutionären Ikonografie präsent? Vieles spricht dafür, dass die mit der Revolution verbundenen Zukunftserwartungen auf eine gerechtere, bessere und vor allem gleichberechtigte Welt auch von den *bol'sheviki* alsbald zu Grabe getragen wurden: Als zentrales Symbol der Bildsprache ihrer Plakate figurierte der männliche Metallarbeiter, während die Frau und ihre Anliegen, die auf Bannern zum Internationalen Frauentag mit der Formulierung »Solange die Frau Sklavin ist, gibt es keine Freiheit. Es lebe die gleichberechtigte Frau«<sup>201</sup> so prägnant zum Ausdruck gebracht worden waren, wieder in den Hintergrund traten.<sup>202</sup> Der Bildband präsentiert die Frau mit Ausnahme ihrer Inkarnation als freies Russland in der Gestalt einer weiß gekleideten, unschuldigen, zugleich aber heroischen jungen Frau, die ihre Metallfesseln abgestreift hat und eine wehende rote Fahne trägt<sup>203</sup>, zumeist als Opfer: als »rückständige«, illiterate Bäuerin, als Objekt von Gewalt, Zerstörung und Hunger<sup>204</sup>, oder – allerdings wie in einer Wandzeitung bereits aus dem Jahre 1927 dargestellt – als multifunktionales Glied der sowjetischen Gesellschaft: Hausfrau, Erzieherin, Mutter, Gattin und aktiven Parteikader.<sup>205</sup>

199 1917 Revolution. Russland und die Schweiz, S. 7.

200 *Rogatchevskaia*, Russian Revolution, S. 81, 95, 100, passim.

201 Vgl. die Fotografie bei *Richard Pipes*, Die Russische Revolution, Bd. 1: Der Zerfall des Zarenreichs, Berlin 1992 (zuerst engl. 1990), S. 476.

202 Auch wenn das Lemma Frauen im Register existiert, spielen sie in der ansonsten sowohl durch die Bildauswahl als auch durch den Begleittext überaus gelungenen Edition von *Rogatchevskaia*, Russian Revolution, keine Rolle.

203 Ebd., S. 77.

204 Ebd., S. 112f., 163 und 171. Zugleich enthält der Band auf S. 97 eine Fotografie von Marija Leont'evna Bočkareva, die in der aktiven Armee als Offizierin diente.

205 Ebd., S. 172. In einem Propagandaplakat mit arabischer Schrift wird eine junge Frau als kommunistische Agitatorin dargestellt, die die traditionale Gesellschaft vom muslimisch-patriarchalen Joch befreien sollte, ebd., S. 210.

VII. DAS »LAND MIT DER UNBERECHENBAREN VERGANGENHEIT«<sup>206</sup>

Mit Blick auf die Französische Revolution von 1789 hat der Historiker François Furet bereits im Jahre 1978 die Auffassung vertreten, dass sie endgültig Geschichte geworden sei und keine Relevanz für tagespolitische Debatten zeitige.<sup>207</sup> Für die circa 125 Jahre »jüngeren« Revolutionen in Russland und Deutschland lassen sich hingegen abweichende Urteile fällen. Mit Blick auf die Novemberrevolution hat der deutsche Historiker Alexander Gallus vor weniger als einem Jahrzehnt geurteilt, dass sie »vergessen« sei, diese Charakterisierung unlängst – auch mit Blick auf ihr Zentenarium – modifiziert.<sup>208</sup> Die Irrungen und Wirrungen der sowjetischen, die Aufbrüche, Um- und Neudeutungen in der heutigen »vaterländischen« Geschichtswissenschaft der Russländischen Föderation sind Legion. Mit Nachdruck verweist der Direktor des Instituts für Russländische Geschichte an der Akademie der Wissenschaften, Jurij Aleksandrovič Petrov, auf die Notwendigkeit, die Epoche der »großen Erschütterungen« mit nicht nachlassender Intensität zu erforschen. Seiner Auffassung nach hat die Russländische Revolution 1917 ihre Aktualität nicht verloren.<sup>209</sup>

Ekaterina Makhotina hebt auf einen seit der Ära Boris Nikolavič El'cins zu beobachtenden Paradigmenwechsel bei den Feierlichkeiten der Jahrestage der Revolution ab. Schon El'cin hatte mit der kommunistischen Vergangenheit gebrochen. Versöhnung und vor allem nationale Einheit, verbunden mit einem ausgeprägten Staatspatriotismus, traten als neue Fixsterne an den postsowjetischen Wertehimmel. War die Revolution früher eine »Lokomotive der Geschichte«, galt sie nun – auch aus Furcht vor dem Potenzial der »farbigen« Revolutionen der Nachbarstaaten der Russländischen Föderation<sup>210</sup> – eher als Übel, die es, notfalls gewaltsam, zu verhindern gilt, weil sie unweigerlich den Staat schwächen.<sup>211</sup>

Der Zar, das alte Imperium und die orthodoxe Kirche – also die Feinde der *bol'sheviki* – sind zu zentralen Bezugspunkten in Putins Russländischer Föderation avanciert. Bei einem solchen Patriotismus darf die »schimmernde Wehr« als Referenzgröße und wichtige Stütze des Regimes nicht fehlen: Wurde am 7. November über 80 Jahre lang der Jahrestag der »Großen Sozialistischen Oktoberrevolution« zelebriert, trat 2005 an ihre statt der »Tag des militärischen Ruhms«.<sup>212</sup>

206 Vgl. *Boris Kolonickij*, Unvorhersehbare Vergangenheit. Gedächtnispolitik und Erinnerungskultur im heutigen Russland, in: 1917 Revolution. Russland und die Folgen, S. 157–171, hier: S. 157; *ders./Maria Matskevich*, Unberechenbare Vergangenheit in ungewissen Zeiten. Hundert Jahre Revolution im heutigen Russland, in: *Geschichte der Gegenwart*, 27. August 2017, URL: <<https://geschichtedergegenwart.ch/unberechenbare-vergangenheit-in-ungewissenzeiten-hundert-jahre-revolution-im-heutigen-russland>> [5.12.2018].

207 *François Furet*, *Penser la Révolution française*, Paris 1978, Kap. 1: La révolution est terminée.

208 *Alexander Gallus* (Hrsg.), *Die vergessene Revolution von 1918/19*, Göttingen 2010; *ders.*, Auf dem Weg zur Reaktualisierung durch Historisierung. Die vergessene Revolution von 1918/19 revisited, in: *Andreas Braune/Michael Dreyer* (Hrsg.), *Weimar als Herausforderung. Die Weimarer Republik und die Demokratie im 21. Jahrhundert*, Stuttgart 2016, S. 9–30, hier: S. 9.

209 *Petrov*, *Rossija nakanune Velikoj revoljucii 1917 g.*, S. 13.

210 *Ekaterina Makhotina*, Hundert Jahre Russische Revolution: Das Jahr 1917 in der aktuellen Geschichtspolitik Russlands, in: *Mayer/Reuschenbach*, 1917, S. 85–94, hier: S. 85 und 94; *Ekaterina Makhotina*, Keine Experimente. Russlands Geschichtspolitik und die Revolution, in: *Osteuropa* 67, 2017, H. 6–8, S. 211–230, hier: S. 221; *Matthew Rendle/Anna Lively*, Inspiring a »Fourth Revolution«? The Modern Revolutionary Tradition and the Problems Surrounding the Commemoration of 1917 in 2017 in Russia, in: *Historical Research* 90, 2017, S. 230–249, hier: S. 241f. und 244.

211 *Ekaterina Makhotina*, Erinnerung an die Russische Revolution im heutigen Russland, in: *APuZ* 67, 2017, H. 34–36, S. 27–32, hier: S. 27.

212 *Makhotina*, *Keine Experimente*, S. 221.

Ende Juni 2012 hatte Putin in seiner Rede vor dem Föderationsrat die Kapitulation vor den Mittelmächten und die Annahme des Friedens von Brest-Litowsk noch als »Resultat des Verrats der damaligen Regierung« bezeichnet und damit implizit Lenin als Vorsitzenden des Rats der Volkskommissare verantwortlich gemacht.<sup>213</sup> Seither ist ein Wandel zu erkennen, der zu einem nicht geringen Teil einer nostalgischen Betrachtungsweise der UdSSR unter den Führungseliten der Föderation geschuldet ist.<sup>214</sup> Die *bol'sheviki* werden als diejenigen Kräfte gedeutet, die den Staat und das Imperium der Romanovs wiedererichteten und damit die Fehler des nach der Februarrevolution entstandenen Regimes beseitigten.<sup>215</sup> Auch wenn die Revolution als eine »Zeit der Wirren« – ähnlich wie zu Beginn des 17. Jahrhunderts – betrachtet werden könne, sei Russland in der Gestalt der Sowjetunion letztlich gestärkt hervorgegangen.<sup>216</sup>

Salomonisch hatte Kulturminister Vladimir Rostislavovič Medinskij bereits Anfang Februar 2013 geurteilt, dass die Aufgabe der vaterländischen Historiker nicht darin bestehe, die Schuld der Weißen, Roten oder Grünen am Bürgerkrieg zu klären. Viel wichtiger sei die Erkenntnis, dass sie alle Russland geliebt hätten.<sup>217</sup> Hier findet sich bereits der Schlüssel zum Verständnis der Funktion der Geschichte in der heutigen Russländischen Föderation, in der Putin und sein Regime die Versöhnung in das Zentrum gerückt haben.<sup>218</sup> Entsprechend präsentierte der überaus einflussreiche TV-Journalist Dmitrij Konstantinovič Kiselev im meistfrequentierten Sender »Rossija 1« Ende Januar 2017 die offiziöse Interpretation der Russländischen Revolution des Jahres 1917, wobei er allerdings nicht vergaß, ihre herausragende Bedeutung<sup>219</sup> für die gesamte Menschheit zu betonen:<sup>220</sup> Nicht die

- 213 Putin obvinil bol'shevikov v nacional'nom predatel'stve. Odnako vinu za separatnyj mir s Germaniej kommunisty iskupili vo Vtoroj mirovoj vojne, sčitaet president [Putin beschuldigte die bol'sheviki des nationalen Verrats. Aber die Schuld für den Separatfrieden mit Deutschland haben die Kommunisten während des Zweiten Weltkriegs gesühnt], URL: <<https://iz.ru/news/528739>> [10.2.2019]; vgl. *Maria Ferretti*, La mémoire impossible: La Russie et les révolutions de 1917, in: *Cahiers du Monde Russe* 58, 2017, S. 203–240, hier: S. 203 und 240.
- 214 *Kolonickij*, Resursy kul'turnoj pamjati i politika pamjati o pervoj mirovoj vojne v Rossii, S. 181. Laut einer vom russischen Levada-Institut für Meinungsforschung am 19.12.2018 veröffentlichten Umfrage stiegen die Nostalgiewerte für die UdSSR von 58 % 2017 auf nunmehr 66 % der Respondenten an, URL: <<https://www.levada.ru/2018/12/19/nostalgiya-po-sssr-2/>> [1.1.2019].
- 215 Vgl. den Beitrag von *Mark Edele*, Friday Essay: Putin, Memory Wars and the 100th Anniversary of the Russian Revolution, 9.2.2017, URL: <<http://theconversation.com/friday-essay-putinmemory-wars-and-the-100th-anniversary-of-the-russian-revolution-72477>> [4.12.2018].
- 216 Vgl. *Jan Kusber*, Was nach hundert Jahren bleibt. Russland und der Rote Oktober 1917, in: *Osteuropa* 67, 2017, H. 6-8, S. 231–242, hier: S. 232.
- 217 *Ol'ga Minajlo*, Ministr kul'tury Rossii Vladimir Medinskij pomožet izmenit' Omsk, URL: <[http://www.omsk.aif.ru/society/society\\_transport/114337](http://www.omsk.aif.ru/society/society_transport/114337)> [6.11.2019].
- 218 Vgl. *Makhotina*, Keine Experimente, S. 225; *Matthew Rendle/Aaron B. Retish*, Introduction. Silences and Noices: Commemorating 1917, in: *Revolutionary Russia* 30, 2017, S. 151–157, hier: S. 152; *Gleb Albert*, Der vergessene Internationalismus von 1917 und das heutige Russland, in: *Zeitgeschichte-online*, 17.3.2018, URL: <<https://zeitgeschichte-online.de/thema/der-vergessene-internationalismus-von-1917-und-das-heutige-russland>> [10.2.2019]. Bereits 1996 hat Boris El'cin mit einem Präsidentenerlass den einstigen Feiertag der »Großen Sozialistischen Oktoberrevolution« in einen »Tag der Versöhnung und Eintracht« verwandelt, vgl. *Irina Scherbakowa*, 1997: Eine Wende, still und leise, in: *Behrends/Katzer/Lindenberger*, 100 Jahre Roter Oktober, S. 235–254, hier: S. 235; *Rendle/Lively*, Inspiring a »Fourth Revolution«, S. 235.
- 219 Ähnlich wie vor der Implosion der Sowjetunion ist wieder von der »Großen Russländischen Revolution« die Rede, vgl. zum Beispiel *Tat'jana Aleksandrovna Filippova*, Politiko-kul'turnye smysly Velikoj rossijskoj revoljucii, in: *Jurij Aleksandrovič Petrov* (Hrsg.), *Rossijskaja revoljucija 1917 goda. Vlast', obščestvo, kul'tura*, Bd. 2, Moskau 2017, S. 546–559.
- 220 *Dmitrij Kiselev*: Dobruju energiju sposobna dat' liš' ljubov', URL: <<https://www.youtube.com/watch?v=FKVnPL3nqT4>> [6.11.2019].

Spaltung in konfigrierende Lager, sondern die Versöhnung im Lichte des Patriotismus und unter besonderer Würdigung der heldenhaften Leistungen des russländischen Militärs in allen Epochen stehen im Zentrum des staatlichen geförderten und instrumentalisierten Geschichtsbilds. Dies sei die Voraussetzung, um zu verhindern, dass sich aus der russischen Perspektive die beiden katastrophalsten Ereignisse der Geschichte des 20. Jahrhunderts – 1917 und 1991 – wiederholen könnten: den Verlust der Staatlichkeit und damit verbunden des Großmachtstatus.<sup>221</sup>

Hiermit schließt sich der Kreis; denn Putin beschwört – was auch als implizite Drohung an die aus der zerfallenden UdSSR hervorgegangenen Nachbarstaaten verstanden werden könnte – damit den Kollektivsingular, das heilige, einige und unteilbare Russland wie einst die Untertanen vor der Revolution im Februar 1917.<sup>222</sup> In diesem Sinne erklärte Putin Anfang Dezember 2016 in seiner Rede vor der russischen Föderationsversammlung: »Die Lehren der Vergangenheit benötigen wir vor allem zur Versöhnung, zur Festigung der gesellschaftlichen und politischen Eintracht. [...] Erinnern wir uns daran: Wir sind ein geeintes Volk, wir sind ein Volk<sup>223</sup>, und wir haben nur ein Russland.«<sup>224</sup>

Die Aufgabe für den Kreml im Jubiläumsjahr bestand darin, einem welthistorischen Ereignis Rechnung zu tragen. Der Kreml dürfte sowohl den Februar 1917 mit seinem westlich orientierten bürgerlich-demokratischen Gehalt als auch den mit dem Oktober verbundenen kommunistischen Zukunftsentwurf als Danaergeschenke betrachten, die ihn zudem vor die Quadratur des Kreises stellen, konfigrierende Deutungen zu harmonisieren.<sup>225</sup> Vor diesem Hintergrund war es wenig überraschend, dass Putins Pressesprecher Dmitrij Sergeevič Peskov am 25. Oktober 2017 erklärte, der Kreml plane keinerlei Feierlichkeiten anlässlich des Oktoberumsturzes.<sup>226</sup> Der Jahrestag des Zentenariums blieb ein normaler Arbeitstag; und der Kreml übergang ihn – ungeachtet zahlreicher von ihm finanzierter wissenschaftlicher Konferenzen, Ausstellungen in Museen und Galerien – schweigsam.<sup>227</sup>

## VIII. ERGEBNISSE UND PERSPEKTIVEN ODER »VIEL LÄRM UM NICHTS«?

Über Geschmack lässt sich nicht streiten. Bedürfnisse, Interessen, Vorlieben, Fragestellungen rahmen nicht nur Urteile, sondern beeinflussen wie auch Vor- und Sprachkenntnisse, Zugriffsmöglichkeiten oder das verfügbare Zeitbudget, welches Werk rezipiert wird. Wer sich einen schnellen Überblick verschaffen möchte, wird zu einer Synthese greifen, die gemeinhin den Forschungsstand kondensieren. Sie geben den Lesenden einen Ariadnefaden

221 Zur Bedeutung des Großmachtstatus für das Selbstverständnis russischer Historiker vgl. *Boris Nikolaevič Mironov*, *Rossijskaja imperija. Ot tradicii k modernu*, 3 Bde., Sankt Petersburg 2014, hier: Bd. 1, S. 271: Es gelte, nachdem Russland seinen imperialen Charakter eingebüßt habe, den Großmachtstatus aufrechtzuerhalten, »ohne in die Situation eines zweitrangigen Staates oder noch schlimmer« [sic] hinabzusinken, wie die Kolonialreiche Großbritannien, Frankreich, Spanien oder die Niederlande nach dem Verlust ihrer überseeischen Besitzungen.

222 Vgl. Putins Rede vom 1.12.2016, URL: <<http://kremlin.ru/events/president/news/53379>> [4.12.2018].

223 Putin versteht den Kollektivsingular imperial und inklusiv, hatte er doch Mitte März 2014 betont, dass Ukrainer und Russen ein Volk seien, vgl. *Gerhard Simon*, »Bürgerliche« Nationen abschaffen – »sozialistische« Nationen schaffen. Kommunismus und nationale Frage, in: *Mayer/Reuschenbach*, 1917, S. 67–84, hier: S. 82.

224 URL: <<http://kremlin.ru/events/president/news/53379>> [18.2.2019].

225 *Rendle/Lively*, *Inspiring a »Fourth Revolution«?*, S. 231.

226 URL: <<http://russialist.org/interfax-kremlin-had-no-plans-for-russian-revolution-centenary-celebrations-in-first-place-peskov/>> [10.2.2019].

227 *Rendle/Retish*, Introduction, S. 151.

an die Hand, an dem sie sich durch das revolutionäre Labyrinth bewegen können, ohne in Sackgassen zu enden. Synthesen orientieren sich mehrheitlich an den Petrograder Ereignissen. Angesichts des rapiden Verfalls staatlicher Strukturen im Verlauf des Jahres 1917 helfen hauptstädtische Handlungslogiken allerdings kaum, lokale Verhältnisse zu erklären. Eine Ausnahme bildet die Untersuchung Steinbergs. Sie fußt auf umfangreichen Archivstudien und nutzt intensiv die Provinzpresse. Sie gewährt von den hier vorgestellten Synthesen mit ihrer erheblichen Bandbreite und unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen am ehesten eine kaleidoskopische Perspektive. Wer aber wirklich in die Tiefe der Geschichte einer Provinz eintauchen möchte, wird auf spezialisierte Monografien zugreifen müssen.

Welches Fazit lässt sich mit Blick auf das reichhaltige Literaturneuangebot im Jubiläumsjahr ziehen? Ungeachtet der zahlreichen Neuerscheinungen im Jubiläumsjahr hat die Russische Revolution von 1917 als Forschungsgegenstand zumindest im Westen keine Konjunktur mehr. Ausnahmen wie Hasegawas Untersuchung über die Kriminalität in Petrograd bestätigen eher diese Regel. Substanzielle Forschungsergebnisse, wie beispielsweise Kolonickijs Kerenskij-Biografie, sind auf Russisch erschienen. Marktwirtschaftliche Interessen der Verlage dürften für einen nicht geringen Teil der Publikationen verantwortlich sein. Dies gilt insbesondere für auflagenstarke Synthesen, die gerade auch an den allgemein interessierten Konsumenten adressiert sind. Typische Handlungsmuster beziehungsweise Konventionen des Wissenschaftsbetriebs tragen zu einem weiteren Teil der Veröffentlichungen bei, die auf Konferenzen und Symposien aus Anlass des Jubiläums zurückzuführen sind.

Zu den besten Neuerscheinungen des Jubiläumsjahres der Revolution zählt zweifellos die vom Direktor des Instituts für Russische Geschichte an der Akademie der Wissenschaften, Jurij Aleksandrovič Petrov, herausgegebene zweibändige Kollektivmonografie. 32 ausgewiesene Spezialisten decken mit ihren Beiträgen, die in der Regel einen sehr guten Überblick über die russische und anglophone Forschung gewähren, nahezu alle Aspekte der (modernen) Politik-, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte der Revolutionsjahre 1917/18 ab. In seinem Nachwort verdeutlicht Petrov, wie ideologisch aufgeladen und polar noch immer die Darstellung der Ereignisse des Jahres erfolgt, auch wenn diese nicht mehr der weltanschaulichen Blockbildung des Kalten Kriegs folgt: Wie schon der in Polen geborene jüdische US-Historiker Richard Pipes vor über einem Vierteljahrhundert beklagt Petrov neben der fundamentalistischen Gesinnungsethik der (revolutionären) *intelligencija* insbesondere die mangelnde Kompromissfähigkeit aller politischen Akteure. Ob letztlich aber die Kluft einer dualen Kultur, der »Logos der [bürgerlichen] Kultur« einerseits und die Spontaneität beziehungsweise »elementare Naturgewalt [stichija] der Revolution« andererseits<sup>228</sup>, wirklich unüberwindlich war und als Erklärungsansatz für unermessliche Gewalt in Krieg und Revolution hinreichend ist, ist eine grundsätzliche Frage, derer sich künftige Forschung anzunehmen hat.<sup>229</sup> Die Bruchlinien der sozialen Revolution verliefen keineswegs ausschließlich zwischen Arm und Reich, Zentrum und Peripherie, Stadt und Land, Liberalen und Sozialisten, Weißen und Roten, Russen und anderen Ethnien, Mann und Frau<sup>230</sup> und vielen weiteren Dichotomien. Von Bedeutung sind die Bruchlinien innerhalb der jeweiligen Akteursgruppen ebenso wie die regionalen Unterschiede, die sich in dem

228 Tat'jana Aleksandrovna Filippova, Politiko-kul'turnye smysly Velikoj rossijskoj revoljucii, in: Petrov, Rossijskaja revoljucija 1917 goda, Bd. 2, S. 546–559, hier: S. 554.

229 Steinberg, The Russian Revolution, 1905–1921, S. 171, hält es für einen Trugschluss, von zwei kulturell getrennten Welten auszugehen.

230 Die unzureichende Berücksichtigung der Rolle der Frau in der Revolution, selbst in neuen im Übrigen bemerkenswert gut recherchierten Werken wie beispielsweise dem Werk von Mark R. Baker, moniert Ruthchild, Women and Gender in 1917, S. 696. Steinberg, The Russian Revolution, 1905–1921, S. 170–222, widmet diesem Aspekt das Kapitel 6 seiner Synthese.

einstigen Imperium ergaben. Mark R. Baker hat in seiner auf breitem lokalen Archivmaterial basierenden Studie gezeigt, wie Bauern 1917/18 um das Land kämpften, benachbarte Dörfer zum Teil einen regelrechten Krieg im Kleinen führten.<sup>231</sup>

Auch 100 Jahre nach der Revolution erweist sich die historische Semantik als ein Minenfeld. Unterschichten als Ochlos, als Pöbel oder Mob zu bezeichnen, fand sich bereits in der Sprache zumeist konservativer Zeitgenossen, avancierte in den 1990er-Jahren in Russland zu einer populären Kategorie, um die Masse der den Oktoberumsturz tragenden Akteure zu charakterisieren<sup>232</sup>, hat aber auch wie beispielsweise noch jüngst bei Engelstein und Merridale Eingang in die Forschungsliteratur – und dies oft ohne Anführungszeichen – gefunden.<sup>233</sup>

Es wäre ein gravierender Fehler, der Februarrevolution ein Scheitern zu attestieren. Auch wenn das als Folge der Februarrevolution etablierte politische Regime durch den Oktoberumsturz beseitigt wurde, konnte es doch durchaus auf zahlreiche und beachtliche Erfolge verweisen. Selbst Lenin räumte dies in seinen April-Thesen ein: »Rußland ist zur Zeit von allen kriegführenden Ländern das freieste Land der Welt.«<sup>234</sup> Die Bürgerrechte wurden garantiert. Ohne das Recht auf Versammlungsfreiheit, von dem alltäglich und ubiquitär Gebrauch gemacht wurde, wäre Russland 1917 nicht zu denken. Die Zensur wurde aufgehoben, Meinungsvielfalt etablierte sich, die Selbstorganisation und damit auch die Zivilgesellschaft erfuhren ein vorher nicht gekanntes Maß. Die patriarchalen gesellschaftlichen Strukturen wurden in ihren Grundfesten erschüttert und Frauen erhielten das aktive und passive Wahlrecht. Daher sollte in dem Krisenkontinuum, das die Geschichtswissenschaft seit Peter Holquists 2002 publizierter Monografie<sup>235</sup> nicht müde wurde zu betonen, das Jahr 1917 nicht auf- beziehungsweise untergehen.<sup>236</sup> Im Gegenteil: Es war nicht nur das entscheidende Scharnier zwischen Krieg und Bürgerkrieg, sondern auch ein Scheitelpunkt: ein Zeitraum von mehr als einem halben Jahr, in dem die Bevölkerung des Zarenreichs Freiheiten und Freiräume erhielt und erlebte wie nie zuvor und wie sie sie bis zur El'cin-Ära nicht mehr erfahren sollte, um von der Gegenwart einmal ganz zu schweigen. Dieses bemerkenswerte Reformprogramm der Provisorischen Regierung sollte, wie Steinberg

231 *Mark R. Baker*, Peasants, Power, and Place. Revolution in the Villages of Kharkiv Province, 1914–1921, Cambridge 2016, S. 69f. und 89; *Orlando Figes*, A People's Tragedy. The Russian Revolution 1891–1924, London 1996, S. 364; *ders.*, Peasant Russia, Civil War. The Volga Countryside in Revolution, 1917–1921, Oxford/New York etc. 1989, S. 47–56 und 122ff.

232 *Makhotina*, Keine Experimente, S. 217.

233 *Bruce F. Adams* (Hrsg.), V. V. Shulgin, Days of the Russian Revolution. Memoirs from the Right 1905–1917, Gulf Breeze 1990, S. 115 und 131; *Tsuyoshi Hasegawa*, Crime, Police, and Mob Justice in Petrograd during the Russian Revolution of 1917, in: *Charles E. Timberlake* (Hrsg.), Religious and Secular Forces in Late Tsarist Russia. Essays in Honor of Donald W. Treadgold, Seattle/London 1992, S. 241–271; *Beyrau*, Der Rote Oktober in zeitgenössischen Deutungen, S. 37; *Engelstein*, Russia in Flames, S. 157; *Merridale*, Lenins Zug, S. 152f.; *Richard Pipes*, Die Russische Revolution, Bd. 2: Die Macht der Bolschewiki, Berlin 1992, S. 110.

234 *Wladimir Iljitsch Lenin*, Über die Aufgaben des Proletariats in der gegenwärtigen Revolution, in: *ders.*, Werke, Bd. 24, Berlin[-Ost] 1978, S. 1–8, hier: S. 4. *Steinberg*, The Russian Revolution, 1905–1921, S. 13–43, betitelt sein erstes Kapitel, in dem er ausgiebig zeitgenössische Presse zitiert, »Springtime of Freedom«.

235 *Peter Holquist*, Making War, Forging Revolution. Russia's Continuum of Crisis, 1914–1921, Cambridge/London 2002.

236 Mit diesem Plädoyer stimmen überein *Hasegawa*, Crime and Punishment in the Russian Revolution, S. 12; *Michael C. Hickey*, Rez. von Russian Culture in War and Revolution, 1914–1922, Book 1: Popular Culture, the Arts, and Institutions/Russian Culture in War and Revolution, 1914–1922, Book 2: Political Culture, Identities, Mentalities, and Memory, in: Revolutionary Russia 29, 2016, S. 92–100, hier: S. 92 und 100; *Daniel Orlovsky*, Review Essay. The Russian Revolution at 100: Four Voices, in: Slavic Review 76, 2017, S. 763–771, hier: S. 764.

hervorhebt<sup>237</sup>, ungeachtet ihrer baldigen Demission im Oktober 1917 nicht in Vergessenheit geraten.

In der neueren Forschung haben universalistische Deutungen Konjunktur: Die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs, der institutionelle Staatsausbau, die Überwachung der Bevölkerung, die Mobilisierung von Ressourcen bis hin zu Getreiderequisitionen im Rahmen des Staatsinterventionismus, wie sie nach Kriegsausbruch 1914 unter anderem im Deutschen Reich, Großbritannien, aber partiell auch in Russland praktiziert worden waren<sup>238</sup>, übernahmen die *bol'seviki* und machten sie zu konstitutiven Elementen des Sowjetstaats. Holquist spricht von einem »revolutionären Ökosystem« (revolutionary ecosystem), das den kriegführenden Staaten gemein gewesen sei.<sup>239</sup> Ohne der These eines russischen Sonderwegs das Wort reden zu wollen, sollte über die von Holquist betonten universalisierenden Tendenzen ein gravierender qualitativer Unterschied nicht aus den Augen verloren werden:<sup>240</sup> Weder in West- und Mitteleuropa noch in Russland mussten Bauern um ihr Leben fürchten, wenn sie Getreide horteten. Die Brutalisierung der Nahrungsmittelbeschaffung nach dem Oktoberumsturz 1917 war ein Spezifikum, das der manichäischen Ideologie der *bol'seviki* und deren Bereitschaft, den Klassenkampf gnadenlos auszufechten, geschuldet war.<sup>241</sup>

Für die künftige Erforschung der Russländischen Revolution birgt die Erfahrungsgeschichte noch auszuschöpfendes Potenzial, wie die bahnbrechende Regionalstudie über den Ural in Revolution und Bürgerkrieg von Igor Narskij gezeigt hat. Gerade indem Hoffnungen, Wünsche und auch Zukunftsängste unterschiedlicher (kollektiver) Akteure zum Untersuchungsgegenstand avancieren, können deren »Erfahrungsräume« und »Erwartungshorizonte«, wie es Reinhart Koselleck formuliert hat, deutlich gemacht werden.<sup>242</sup>

Am 10. Juli 1918 verabschiedete die absolute Mehrheit der bolschewistischen Delegierten auf dem V. Allrussländischen Sowjetkongress die Verfassung der Russländischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik.<sup>243</sup> Zwischen Verfassungstext und der Realität tat sich eine unüberwindliche Kluft auf. Die politische Praxis lehrte, dass das Regime politische Freiheiten bestenfalls in Zeiten der Not aus Gründen der politischen Opportunität gewährte, um sie nach eingetretener Konsolidierung wieder zu kassieren. Die Annahme dieser Verfassung bedeutete nicht nur eine Absage an die Egalität der Werktätigen, schloss darüber hinaus a priori zahlreiche »Ehemalige« von den Wahlen aus, sondern definierte letztlich Partizipationsrechte politisch – also über ihre »Loyalität« zur bolschewistischen Partei. Damit mussten weite Teile der Bevölkerung ihre nach dem Februar 1917 aufgekeimten Zukunftsutopien eines Lebens in Freiheit und Demokratie zu Grabe tragen.

237 Steinberg, *The Russian Revolution, 1905–1921*, S. 72.

238 Vgl. Benjamin Ziemann, *Agrarian Society*, in: *Winter, The Cambridge History of the First World War*, Bd. 2, S. 382–407, hier: S. 385 und 392; Holquist, *Making War, Forging Revolution*, S. 238–240 und 285f.; David L. Hoffmann, *The Great Socialist Experiment? The Soviet State in Its International Context*, in: *Slavic Review* 76, 2017, S. 619–628, hier: S. 619–621 und 627.

239 Holquist, *Making War, Forging Revolution*, S. 144.

240 Vgl. Marharyta Fabrykant, »Do It the Russian Way«: *Narratives of the Russian Revolution in European History Textbooks*, in: *Slavic Review* 76, 2017, S. 741–752, hier: S. 741.

241 Für eine Kritik an Positionen, wie sie unter anderem Holquist vertreten hat, vgl. Roger D. Markwick, *Violence to Velvet: Revolutions – 1917 to 2017*, in: *Slavic Review* 76, 2017, S. 600–609, hier: S. 601.

242 Einen Beitrag in diese Richtung verspricht die Edition von Franziska Schedewie/Bernhard Dierks (Hrsg.), *Imagining the Future in Russia's February Revolution: Instant Voices in the Press across the Empire*, Leiden (erscheint voraussichtlich 2020), zu leisten.

243 URL: <[https://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument\\_ru&dokument=0005\\_ver&object=context&l=de](https://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_ru&dokument=0005_ver&object=context&l=de)> [22.10.2019].

Die Neuwahlen zu den Sowjets zeigten im Frühjahr 1918, dass die Popularität der *bol'sheviki*, derer sie sich mancherorts im Herbst 1917 erfreut hatten, erheblich gelitten hatte.<sup>244</sup> Ohne massive Wahlfälschungen und die Macht der Gewehrläufe beziehungsweise Bajonette hätte sich die Partei Lenins nur schwerlich gegen sozialistische Parteien, anarchistische Gruppierungen oder die proletarische »Bewegung der Bevollmächtigten« behaupten können.<sup>245</sup> Die Konsolidierung der Macht einer Partei vermittels einer bereits zeitgenössisch so bezeichneten »Kommissarherrschaft«<sup>246</sup> war gleichbedeutend mit einer Absage an einen politischen Pluralismus, der nach 1921 auch in der Kommunistischen Partei selbst jede Opposition zu ersticken begann und schließlich – keine 20 Jahre nach dem Sturz der Autokratie und einem Aufbruch in die Freiheit sowie eine lichte Zukunft – in den Stalinismus mündete.<sup>247</sup>

Selbst über 100 Jahre nach der Revolution gibt es Themenfelder, die es zu behandeln gilt. Über viele Städte und Regionen liegen in westlichen Sprachen noch keine Werke vor. Das Leben der städtischen Bevölkerung bei Kriegsausbruch ebenso wie im Verlauf von Revolution und Bürgerkrieg harrt – ungeachtet der gelungenen Pionierstudie »Goroda Imperii«<sup>248</sup> – ebenso noch der Bearbeitung wie eine moderne, vergleichende Erforschung der Russischen und Deutschen Revolutionen.

Für die Russländische Föderation gilt, dass nach wie vor viele Facetten der revolutionären Vergangenheit brisant sind – insofern ist das Ringen um sie und ihr Erbe virulenter als für Frankreich 1789 oder Deutschland 1918.

244 Bis zu ihrem endgültigen Verbot im Sommer 1918 berichtete in Sowjetrußland darüber die sozialistische Presse. Als Informationsquelle der interessierten europäischen Öffentlichkeit dienten vor allem die von *men'sheviki* und SR in Stockholm auf Französisch und Deutsch erscheinenden Zeitschriften »Les échos de Russie« und »Stimmen aus Rußland«. Letztere erscheint in einer umfangreich kommentierten Ausgabe in diesem Jahr, *Marion Schütrumpf-Kunze* (Hrsg.), »Stimmen aus Rußland« (Juni bis Oktober 1918), Leipzig 2019, S. 12f.

245 Ebd., S. 192–205; *Grigorij Jakovlevič Aronson*, Dviženie upolnomočennyh ot rabočich fabrik i zavodov v 1918 godu, New York 1960; *Yoshimasa Tsuji* (Hrsg.), Sobranie upolnomočennyh i Piterskie rabočie v 1918 godu. Dokumenty i materialy, Sankt Petersburg 2006.

246 *Michail Fedorovič Krušinskij*, Čto takoe vlast' Sovetov, Odessa 1919, S. 42; vgl. *Lutz Häfner*, »Nur im Kampf wirst Du Dein Recht erlangen!«. Sozialisten-Revolutionäre (Maximalisten) und Linke Sozialisten-Revolutionäre in der Russischen Revolution 1917/18: Ideologische Grundlagen, Organisation und Handeln, in: *Kellermann*, Anarchismus und Russische Revolution, S. 100–127, hier: S. 121; *Steinberg*, The Russian Revolution, 1905–1921, S. 209.

247 Vgl. *Jan Plamper*, 2017: Erinnerung und Verdrängung der Revolution in Rußland – zwischen Märtyrologie, Konspirologie und starkem Staat, in: *Behrends/Katzer/Lindenberger*, 100 Jahre Roter Oktober, S. 279–294, hier: S. 294.

248 *Miller/Černyj*, Goroda imperii v gody Velikoj vojny i revoljucii.



*Nadine Rossol*

## Historisierung oder Popularisierung?

### Die Revolution 1918/19 zwischen öffentlichem Jubiläum und geschichtswissenschaftlichen Impulsen

Hundertjährige Jubiläen geschichtlicher Ereignisse des 20. Jahrhunderts häufen sich 2018 und 2019, allerdings ist die damit verbundene mediale Aufmerksamkeit jeweils nur kurz. So hat sich das öffentliche Interesse mittlerweile von der Revolution, der 2018 gedacht wurde, auf die neuen Jubilare verschoben: das Bauhaus und die Weimarer Verfassung. Vortragsreihen, Tagungen und Zeitungsartikel über das Neue Bauen, Verfassungsgeschichte und – geschichtspolitisch aktuell – über die Frage nach »Weimarer Verhältnissen« beschäftigen die Gemüter.<sup>1</sup> Weitere Gedenktage, darunter das Erinnern an 70 Jahre Grundgesetz und 30 Jahre Mauerfall, standen in der zweiten Jahreshälfte 2019 an. Diese Entwicklung folgt den normalen medialen Zyklen, die historische Ereignisse nur schlagpunktartig beleuchten. Komplexe Beziehungsgeflechte von Kontinuitäten und Brüchen, so zum Beispiel die Zusammenhänge zwischen November 1918 und August 1919, sind in den kurzen Aufmerksamkeitsfenstern von Gedenkveranstaltungen schwer zu vermitteln.

Trotzdem bieten Geschichtsjubiläen Chancen und kombinieren idealerweise zwei Aspekte: Erstens geben sie einer interessierten Öffentlichkeit vielfältige Gelegenheiten, mehr über das entsprechende Ereignis zu erfahren. Zweitens erlauben sie Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen neue Forschungsperspektiven zu präsentieren und zu erklären. Der erste Punkt scheint für das Revolutionsjubiläum 2018 besser funktioniert zu haben. Dabei waren beide Bereiche von Bedeutung, denn die deutsche Revolution stellte nicht nur ein in der Öffentlichkeit wenig bekanntes Ereignis dar, sondern wurde auch von der Forschung lange Zeit kaum noch bearbeitet. Kurz gesagt: Hier bot sich die Möglichkeit sowohl für eine größere öffentliche Wahrnehmung als auch für neue Forschungsperspektiven.

Das Revolutionsgedenkjahr 2018 bescherte eine Vielzahl öffentlicher Veranstaltungen. Ausstellungen in Kiel und München, in Hamburg und Berlin sowie in vielen anderen Städten informierten über die revolutionären Ereignisse.<sup>2</sup> Während Berlin den »Themenwinter 100

1 Vgl. die von Andreas Wirsching initiierte Artikelserie zur Frage »Weimarer Verhältnisse« aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung von 2017, nachgedruckt in: *Andreas Wirsching/Berthold Kohler/Ulrich Wilhelm* (Hrsg.), *Weimarer Verhältnisse? Historische Lektionen für unsere Demokratie*, Ditzingen 2018. Siehe auch *Jörn Leonhard*, *Demokratie ist keine Selbstverständlichkeit*, in: *Tagesschau.de*, 6.2.2019, URL: <<https://www.tagesschau.de/inland/weimarer-verfassung-interview-101.html>> [10.7.2019]; *Heribert Prantl*, *Die Europäer müssen den Ernst der Stunde erkennen*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 5.2.2019, URL: <<https://www.sueddeutsche.de/politik/weimarer-republik-eu-europawahl-1.4317124>> [10.7.2019]; *Robert Birnbaum*, »Demokratie ist und bleibt ein Wagnis«, in: *Der Tagesspiegel*, 6.2.2019, URL: <<https://www.tagesspiegel.de/politik/100-jahre-weimarer-reichsverfassung-demokratie-ist-und-bleibt-ein-wagnis/23957738.html>> [10.7.2019]. Für einen Fokus auf die Weimarer Verfassung vgl. *Christoph Gusy*, *100 Jahre Weimarer Verfassung: Eine gute Verfassung in schlechter Zeit*, 2018; *Udo Di Fabio*, *Die Weimarer Verfassung: Aufbruch und Scheitern*, 2018. Für einen Überblick über die verschiedenen Veranstaltungen zum Bauhaus-Jubiläum: *Bauhaus 100*, URL: <<https://www.bauhaus100.de/das-jubilaeum/>> [10.7.2019].

2 Vgl. *Weimarer Republik e. V.*, *Veranstaltungskalender*, URL: <<https://www.weimarer-republik.net/860-0-Veranstaltungskalender.html>> [10.7.2019].

Jahre Revolution – Berlin 1918/19« ausrief<sup>3</sup>, gedachte Kiel »der Stunde der Matrosen«. <sup>4</sup> Der Verein Weimarer Republik e. V. publizierte ab Herbst 2018 jeden Tag eine relevante Primärquelle online – als virtuellen Countdown zum 9. November – und das Landesarchiv Baden-Württemberg präsentierte sein neues Online-Themenmodul »Von der Monarchie zur Republik«. <sup>5</sup> Vorträge, Bücher, Themenabende, Ausstellungen in Stadtmuseen und Archiven, Theaterstücke sowie Schwerpunktausgaben von populärwissenschaftlichen Zeitschriften zeugen von den eindringlichen Versuchen, »eine vergessene Revolution« <sup>6</sup> der Öffentlichkeit vorzustellen.

Die zahlreichen Publikationen, Ausstellungen und Tagungen sollten allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass Historiker und Historikerinnen ihre Konzentration schon lange nicht mehr auf die Revolutionsereignisse 1918/19 gerichtet hatten. Die großen geschichtswissenschaftlichen Diskussionen stammen aus den 1960er- und 1970er-Jahren. Hier konzentrierten sich die Debatten auf politische Abläufe und Auswirkungen, auf Spielräume und Gestaltungsmöglichkeiten der politischen Linken vom Herbst 1918 bis zum Frühjahr 1920. Dabei nahmen Fragen nach einer »verpassten«, »ungewollten« oder »steckengebliebenen« Revolution eine wichtige Rolle ein. Es wurde diskutiert, ob die Sozialdemokraten im Winter 1918/19 Deutschland vor dem Kommunismus gerettet oder das Demokratisierungspotenzial der Räte verkannt hatten. Die Einschätzungen über Versäumnisse der Revolution, oft mit dem Vorwurf des Verrats verbunden, bezogen sich nicht nur auf die Felder der Politik, sondern auch auf die Durchsetzung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Veränderungen. Hier wurde die SPD oft an dem gemessen, was hätte sein können und was dann doch nicht erreicht wurde. <sup>7</sup> Die Bewertung von politischen Handlungsspielräumen und der Rolle der Räte war ein wichtiger Bereich der Revolutionsforschung, der ausgiebig debattiert wurde. Ein verstärkter Blick auf die Geschichte der Arbeiterschaft, auf Massenstreiks und auf Forderungen der Sozialisierung erlaubte eine Konzentration auf die handelnden Akteure und Akteurinnen. <sup>8</sup> Oft wurden hierfür Lokalstudien unternommen, die das westdeutsche Industriegebiet thematisierten. Tatsächlich sind es besonders diese Arbeiten, an die die neue Revolutionsforschung anknüpfen kann, wenn sie nach alltags- und erfahrungsgeschichtlichen Zugängen fragt. Ebenfalls in die Zeit der intensiven Beschäftigung mit der Revolution in den 1970er- und 1980er-Jahren fallen wertvolle Editionsprojekte, unter anderem über die Räte in Baden und Württemberg oder die Revolution in München, deren Umfang und Rechercheleistung noch immer beeindruckend sind. <sup>9</sup>

3 URL: <<https://100jahrerevolution.berlin/>> [10.7.2019]. Vgl. auch *Ingo Julcher*, 1918/1919 in Berlin. Schauplätze der Revolution, Berlin 2018.

4 URL: <[https://www.kiel.de/de/kultur\\_freizeit/1918/index.php](https://www.kiel.de/de/kultur_freizeit/1918/index.php)> [10.7.2019]. Die Ausstellung »Die Stunde der Matrosen« wurde im Schifffahrtsmuseum gezeigt.

5 URL: <<https://www.weimarer-republik.net/1266-0-Revolution-und-Gruendung-der-Republik-Tag-fuer-Tag.html>> [10.7.2019]; URL: <<https://www.leo-bw.de/themenmodul/von-der-monarchie-zur-republik/informationen-zum-themenmodul-von-der-monarchie-zur-republik>> [10.7.2019].

6 Alexander Gallus hat in einem in diesem Zusammenhang oft erwähnten Sammelband von 2010 über die »vergangene Revolution« geschrieben: *Alexander Gallus* (Hrsg.), Die vergangene Revolution von 1918/19, Göttingen 2010.

7 Für eine detailreiche Auseinandersetzung mit den Interpretationen der deutschen Revolution in der Geschichtswissenschaft vgl. *Wolfgang Niess*, Die Revolution von 1918/19 in der deutschen Geschichtsschreibung, Berlin 2013.

8 Vgl. besonders *Erhard Lucas*, Zwei Formen des Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt am Main 1976. Für eine größere Konzentration auf Räte und Gewerkschaften vgl. *Reinhard Rürup* (Hrsg.), Arbeiter- und Soldatenräte im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, Wuppertal 1975.

9 Exemplarisch sind hier zu nennen: *Gerhard A. Ritter/Susanne Miller* (Hrsg.), Die deutsche Revolution 1918–1919. Dokumente, Frankfurt am Main 1968; *Gerhard Schmolze* (Hrsg.), Revolution

Auch wenn keine Einigung zwischen den verschiedenen Interpretationen des Revolutionsgeschehens hergestellt wurde, verblasste das wissenschaftliche Interesse an der Revolution zunehmend ab den 1990er-Jahren, was vermutlich auch an der intensiven Forschungsarbeit in den Jahrzehnten zuvor lag.<sup>10</sup> Andere Themenbereiche rückten in den Vordergrund, an welchen Historiker und Historikerinnen innovative methodische Ansätze und Interpretationsweisen erprobten. Damit wurde die Revolution von neuen geschichtswissenschaftlichen Entwicklungen abgekoppelt – ganz besonders augenfällig ist dies für den Bereich der Kulturgeschichte. Die inspirierenden Studien zum Ersten Weltkrieg und zur Weimarer Republik, darunter zu den Erfahrungen von Frauen und Soldaten, zu der Bedeutung von Emotionen und zu der Herausbildung einer Protestkultur, gepaart mit dem Einfordern politischer Veränderungen, haben die Forschung über die Revolution 1918 bisher nur in Ansätzen erreicht.<sup>11</sup> Revolutionen anderer Länder, allen voran natürlich die Russische und die Französische, sind hier weitaus vielseitiger ausgeleuchtet.<sup>12</sup>

Der Politikwissenschaftler Alexander Gallus fordert, die deutsche Revolution als »offene historische Situation voller Lebendigkeit und Risiken« zu begreifen und dabei die Erwartungen, Erfahrungen, Hoffnungen, Ängste und Wünsche verschiedener Gruppen im Blick zu behalten.<sup>13</sup> Diese Idee liegt einigen neuen Arbeiten über die Revolution 1918/19 zugrunde<sup>14</sup>, es werden allerdings immer noch alte Schlachten um die moralische Schuld der SPD geschlagen. Alex Burkhardt schlussfolgert richtig, dass auch viele neue Studien den Sozialdemokraten das Scheitern einer durchdringenderen und damit demokratisierenden Revolution weder vergeben noch vergessen haben.<sup>15</sup> Die Revolution von 1918/19 als offenes Ereignis zu interpretieren und sich an den Wahrnehmungen der Zeitgenossen zu

---

und Räterepublik in München 1918/19 in Augenzeugenberichten, Frankfurt am Main 1969; *Eberhard Kolb/Klaus Schönhoven* (Bearb.), Regionale und lokale Räteorganisationen in Württemberg 1918/19, Düsseldorf 1976; *Peter Brandt/Reinhard Rürup* (Bearb.), Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden 1918/19, Düsseldorf 1980. Für einen Fokus auf Berlin vgl. *Gerhard Engel/Bärbel Holtz/Gaby Huch* u. a. (Hrsg.), Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Vom 1. Reichsrätekongress bis zum Generalstreikbeschluss am 3. März 1919, Berlin 1993.

- 10 Dieser Befund gilt nicht für Diplom- und Magisterarbeiten, die oft lokalhistorische Themen untersuchen und in welchen auch die Revolution 1918/19 immer noch eine Rolle spielt.
- 11 Vgl. die aktuellen Aufsätze zum Forschungsstand von *Volker Stalmann*, Die Wiederentdeckung der Revolution von 1918/19, in: *ZfG* 64, 2016, S. 521–541; *Alexander Gallus*, Auf dem Weg zur Reaktualisierung durch Historisierung, in: *Michael Dreyer/Andreas Braune* (Hrsg.), Weimar als Herausforderung, Stuttgart 2016, S. 9–22; *Alex Burkhardt*, Forgotten, not Forgiven? New German-Language Works on the 1918/19 German Revolution, in: *German Historical Institute London Bulletin* 40, 2018, H. 1, S. 99–109.
- 12 Vgl. *Orlando Figes/Boris Kolonitskii*, Interpreting the Russian Revolution. The Language and Symbols of 1917, New Haven 1999; *Mark D. Steinberg* (Hrsg.), Voices of Revolution 1917, New Haven 2001; *Donald J. Raleigh*, Experiencing Russia's Civil War. Politics, Society, and Revolutionary Culture in Saratov 1917–1922, Princeton 2002; *David Andress* (Hrsg.), Experiencing the French Revolution, Oxford 2013. Klassiker sind die Arbeiten von *Lynn Hunt* über die Bedeutung von politischer Kultur in der Französischen Revolution, unter anderem: *Lynn Hunt*, Revolution and Urban Politics in Provincial France, Stanford 1978; *dies.*, The Family Romance of the French Revolution, Berkeley/Los Angeles etc. 1992.
- 13 *Gallus*, Auf dem Weg zur Reaktualisierung durch Historisierung, S. 17f.
- 14 Vgl. *Moritz Föllmer*, The Unscripted Revolution: Male Subjectivity in Germany 1918–1919, in: *Past and Present* 2018, Nr. 240, S. 161–192, und *John Ondrovčik*, »All the Devils Are Loose«. The Radical Revolution in the Saxon Vogtland 1918–1920, Diss., Cambridge 2008. Die Konferenz »Living the German Revolution« am DHI London (18.–20.10.2018) bezog sich explizit auf Revolutionserfahrungen.
- 15 *Burkhardt*, Forgotten, not Forgiven?.

orientieren, fällt noch immer schwer. Die Historisierung der Revolution ist noch nicht beendet.<sup>16</sup>

## I. GESCHICHTEN VON ANFANG UND AUFBRUCH IM NOVEMBER 1918

Die literarische Verarbeitung der Revolution ist nicht neu. Alfred Döblin hat in seinem vierbändigen Werk »November 1918. Eine deutsche Revolution«<sup>17</sup> Maßstäbe gesetzt, aber er war nicht der einzige Autor, der die revolutionären Ereignisse in seine Romane einfließen ließ.<sup>18</sup> Die Verbindung des Literarischen mit dem Historischen kennzeichnet auch zwei Bücher, die sich im Revolutionsjubiläum 2018 an eine geschichtlich interessierte Öffentlichkeit richteten. Volker Weidermanns »Träumer« und Daniel Schönplugs »Kometenjahre« rücken die Aufbruchstimmung im Winter 1918/19 in den Vordergrund.<sup>19</sup> Leider verzichten beide Autoren auf Anmerkungen und Fußnoten. Ihre dritte Gemeinsamkeit liegt in dem Montage-Prinzip, welches hier verwendet wird, um eine Vielzahl von schnell abwechselnden Erzählperspektiven zu präsentieren.

Volker Weidermann zeigt ein aufregendes und aufgeregtes München in den Wintermonaten 1918/19. Eine Stadt, in der es plötzlich und kurzfristig möglich war, dass Künstler, Schriftsteller, Ästheten und Dichter die Politik bedeutend mitgestalteten. Das ist interessant, weil sich diese Geschichte durch ihre Dramatik beschwingt erzählen lässt. Bedauerlicherweise erfahren die Leser und Leserinnen nur wenig über die Bevölkerung von München, die dieser »Gaudi«, wie es Viktor Klemperer in seinem Tagebuch nannte<sup>20</sup>, teils abwartend und teils vergnügt beiwohnte. Der Historiker Martin H. Geyer hat in seiner beachtlichen Studie »Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne. München 1914–1924« schon 1998 gezeigt, wie irritierend, unerwartet und erstaunlich diese Dekade mit Krieg, Revolution, Räterepublik, Gegenrevolution und Inflation für viele Münchner war.<sup>21</sup> Die bayerische Hauptstadt wurde eine Stadt der Extreme, die sich schnell von einer linken Räterepublik der Poeten in ein nationalistisches Sammelbecken rechter Kräfte verwandelte. Die Radikalität, die Welt zu einer besseren machen zu wollen, die Volker Weidermann in seinem Buch beschreibt, löste Gegenreaktionen aus, die sich in einer ganz anderen Geschichte Münchens erzählen lassen. Nur ein kleiner Teil davon hat mit den »Träumern« zu tun, an die Volker Weidermann erinnert. Aber es ist ein schön erzählter Anfang für eine widersprüchliche Epoche, die auch bereits im November 1918 nicht nur mit den kühnen Zukunftsideen von Künstlern und Dichtern begann.

Auch Schönplugs »Kometenjahre« handelt von Anfang und Aufbruch. Und auch er stellt die Erzählungen seiner Protagonisten in den Mittelpunkt. Anders als Volker Weidermann konzentriert sich Daniel Schönplugs nicht auf eine bestimmte Stadt, sondern gibt Einblicke in ein europäisches und amerikanisches Panorama zu einer Zeit, in der lautstark nach Zukunftsentwürfen gesucht wurde. Das ist eine reizvolle Idee, denn sie zeigt die Vernet-

16 Zu einer positiveren Einschätzung kommt Volker Stalman in seinem Forschungsüberblick, obwohl auch er eine Reihe von Themenbereichen anschnidet, die – trotz der Publikationsflut 2018 – auf mehr Aufmerksamkeit warten. *Stalman*, Die Wiederentdeckung der Revolution von 1918/19.

17 *Alfred Döblin*, November 1918. Eine deutsche Revolution, 4 Bde., München 1978.

18 Vgl. *Ulrich Kittstein/Regine Zeller* (Hrsg.), »Friede, Freiheit, Brot!«. Romane zur deutschen Novemberrevolution, Amsterdam/New York 2009.

19 *Volker Weidermann*, Träumer. Als die Dichter die Macht übernahmen, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017, 288 S., geb., 22,00 €; *Daniel Schönplugs*, Kometenjahre. 1918: Die Welt im Aufbruch, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2017, 320 S. geb., 20,00 €.

20 *Viktor Klemperer*, Man möchte immer weinen und lachen in einem. Revolutionstagebuch 1919, Aufbau Verlag, Berlin 2015, 263 S., geb., 19,95 €, S. 28–32.

21 *Martin H. Geyer*, Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne. München 1914–1924, München 1998.

zung und Interaktionen von Politikern und Intellektuellen, die Erschöpfung nach dem Krieg, gepaart mit den Erwartungen an eine bessere Zeit. Außerdem stellt Schönpflug auch die vor, die zwar nach neuen Ideen, aber nicht immer nach demokratischen und liberalen Lösungen suchten.

Wie Weidermann benutzt Schönpflug bereits publizierte Quellen für sein Potpourri aus verschiedenen Erzählperspektiven. Dadurch sind die Stimmen, die hier zu Wort kommen, leider nicht ganz so unerwartet, sondern gehören oft zur politischen oder künstlerischen Elite, die ihre Eindrücke in veröffentlichten Tagebüchern, publizierten Erinnerungen oder Briefen hinterlassen hat. Auch dieses Buch ist gut gemacht, liest sich leicht und ist als Idee ambitioniert – doch die unterschiedlichen Schauplätze und der Zeitrahmen, der noch bis in die frühen 1920er-Jahre reicht, wirken mitunter beliebig. Warum die Leser gerade über die hier vorgestellten Akteure und Akteurinnen etwas erfahren, wird nie ganz klar und wirkt daher zufällig.

Laura Spinney führt den internationalen Kontext, den »Kometenjahre 1918« angestoßen hat, populärwissenschaftlich weiter aus und schaut auf ein globales Ereignis – die Spanische Grippe. Ihr Buch »1918 – Die Welt im Fieber« konzentriert sich auf die Ausbreitung, den Verlauf und die Bekämpfung des Virus.<sup>22</sup> Das Buch behandelt ein faszinierendes Thema in einem dafür notwendigen internationalen Zusammenhang, was es zu einer lezenswerten Überblicksstudie macht. Zwar kann es durch diesen weit gesteckten Rahmen nicht viel zu dem Thema der deutschen Revolution beitragen, es schärft aber die Sinne für ein wichtiges Ereignis 1918, das durch die Konzentration auf das Weltkriegsende und seine Folgen oft in den Hintergrund gerät, obwohl es für die Betroffenen genauso wie für Ärzte, Wissenschaftler, Gesundheitsexperten, Journalisten und Politiker vordringlich war. Oliver Haller verweist auf die geringe Bedeutung, die die Spanische Grippe in den deutschen militärischen Erklärungen der Kriegsniederlage fand. Hier wurde lieber auf Drückeberger, Kriegsgegner und weitere Aspekte der Dolchstoßlegende verwiesen.<sup>23</sup>

## II. VERRAT AN DER REVOLUTION? POLITIK- UND GEWALTERFAHRUNGEN VON 1918 BIS 1920

Auch wenn die bisher besprochenen Arbeiten diesen Eindruck erwecken könnten, ist die Politikgeschichte keineswegs aus den Studien über die Revolution verschwunden. Tatsächlich finden sich in diesem Revolutionsgedenkjahr einige populärwissenschaftliche Bücher, die ältere geschichtspolitische Schlachten noch einmal schlagen. Diese sind zum Beispiel Klaus Gietingers »November 1918. Der verpasste Frühling des 20. Jahrhunderts« und, auf der anderen Seite des Arguments, »Lob der Revolution. Die Geburt der deutschen Demokratie« des Autorenduos Lars-Broder Keil und Sven Felix Kellerhof.<sup>24</sup> Allerdings ist Klaus Gietingers Buch polemischer<sup>25</sup>, als es die geschichtswissenschaftlichen Debatten, die für eine stärkere Beachtung der Räte votierten, waren. Die Verräter der Revolution sind für Gietinger die Sozialdemokraten, besonders Friedrich Ebert, ohne jegliche Versuche, die Handlungen der Akteure aus ihrem Zeitverständnis zu verstehen oder einzuord-

22 Laura Spinney, 1918 – Die Welt im Fieber. Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte, Hanser Verlag, München 2018, 384 S., geb., 26,00 €.

23 Oliver Haller, German Defeat in World War I, Influenza and Post-war Memory, in: Klaus Weinhauer/Anthony McElligott/Kirsten Heinsohn (Hrsg.), Germany 1916–23. A Revolution in Context, Transcript Verlag, Bielefeld 2015, 266 S., brosch., 39,99 €, S. 166–179.

24 Klaus Gietinger, November 1918. Der verpasste Frühling des 20. Jahrhunderts (Nautilus Flugschrift), Edition Nautilus, Hamburg 2018, 272 S., brosch., 18,00 €; Lars-Broder Keil/Sven Felix Kellerhof, Lob der Revolution. Die Geburt der deutschen Demokratie, Theiss/Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2018, 288 S., geb., 24,00 €.

25 Der Umgang mit geschichtswissenschaftlichen Arbeiten, die eine andere Meinung vertreten, ist befremdlich in diesem Buch: Gietinger, November 1918, S. 23f.

nen. Er schlussfolgert, dass der Terror gegen die Arbeiterbewegung in der Revolution »den Terror in die deutsche Innenpolitik einführt und den Weg bereitet für den späteren Terror der Nazis, auch wenn diese Heerstraße der Vernichtung nicht zwangsläufig hätte genommen werden müssen«. <sup>26</sup> Diese Idee ist interpretatorisch und methodisch fragwürdig. Klaus Gietingers Arbeit ist eine politische Polemik für mehr Basisdemokratie – es ist nur bedingt eine fundierte Geschichte der deutschen Revolution.

»Lob der Revolution« von Lars-Broder Keil und Sven Kellerhoff hat ebenfalls ein politisches Anliegen – allerdings ein anderes als Klaus Gietinger. Hier soll, so erläutert das Nachwort, eine Ehrenrettung der Revolution betrieben werden. Es wäre gut gewesen, dies in einem Vorwort zu erklären, damit der Interpretationsrahmen von Beginn an deutlich wird. Außerdem hätten die Autoren kurz auf die unterschiedlichen Sichtweisen der Revolution eingehen sollen. Dies geschieht nur unvollständig in dem Kapitel »Verrat« am Ende des Buches. <sup>27</sup> Die Revolution 1918/19 kann, wie es die Autoren vorschlagen, trotz ihrer Phase der Gewalt im Frühjahr 1919 als positives Ereignis interpretiert werden, dies hätte aber früher deutlich gemacht werden sollen.

Eigentlich ist »Lob der Revolution« viel besser, als der Titel und das Nachwort vermuten lassen. Auf leicht verdaulichen 230 Seiten Haupttext findet sich eine solide politische Überblicksgeschichte, die erfreulich oft über den Tellerrand Berlins hinausblickt und mitunter wenig bekannte Zeitzeugen präsentiert. Schulkinder einer Berliner Grundschule, die Ende 1918 über die Ereignisse der letzten Monate schreiben, kommen sonst selten zu Wort. <sup>28</sup> Die Künstlerin Käthe Kollwitz und der spätere Chef des Berliner Polizeiinstituts Ernst van den Bergh sind zwar bekanntere Stimmen, gehören aber auch nicht zu den viel zitierten Standardchronisten der Revolution. Einen kleinen Einblick in die Formen politischer Teilnahme erlaubt die Beschreibung lokaler Räte. Über die Gründe ihres Eintritts vermuten die Autoren: »Die Motive sind vielschichtig: Viele wollen mit der Zeit gehen, das Neue nicht verpassen, ihren eigenen Status retten, aber auch spezielle Berufsinteressen voranbringen.« <sup>29</sup> Hier hätte durchaus länger hingeschaut werden können, denn politische Teilnahme, egal aus welchen Gründen, gehört sicherlich zu den Aspekten, die die Autoren in ihr »Lob der Revolution« einschließen wollen.

Auch Joachim Käppner betont in seiner Studie »1918 – Aufstand für die Freiheit. Die Revolution der Besonnenen«, dass die Revolution und ihre Protagonisten mehr Anerkennung verdienen. Für Käppner sind es die Matrosen, Soldaten und Arbeiter, die später ihre Macht mit den Räten und der neuen Revolutionsregierung teilten, die die Besonnenheit dieser Revolution ausmachen. Trotzdem ist Joachim Käppners Buch eine klassische Politikgeschichte. Sein Hauptaugenmerk liegt auf Berlin und darauf, wie sich der Rat der Volksbeauftragten, genauso wie die Revolutionären Obleute und die Spartakisten, zur Revolution verhalten. Dabei konzentriert sich Käppner besonders auf den Aspekt der Militärpolitik, den er als »Gretchenfrage« betrachtet. Er interpretiert die Nichtumsetzung der Hamburger Punkte zur Entmachtung und Demokratisierung des Militärs als eine folgenschwere Fehlentscheidung der neuen Revolutionsregierung. <sup>30</sup> Auch wenn Joachim Käppner ein kurzes Kapitel seines Buches den Frauen in der Revolution widmet <sup>31</sup>, wirkt dieser Ausflug weg von den Berliner Entscheidungsstellen und ihren männlichen Entscheidungsträgern nicht ganz überzeugend.

26 Ebd.

27 Keil/Kellerhoff, *Lob der Revolution*, S. 236.

28 Ebd., S. 96.

29 Keil/Kellerhoff, *Lob der Revolution*, S. 68.

30 Joachim Käppner, *1918 – Aufstand für die Freiheit. Die Revolution der Besonnenen*, Piper Verlag, München 2017, 528 S., geb., 28,00 €, S. 310.

31 Ebd., S. 357–376.

»1918 – Aufstand für die Freiheit« ist packend geschrieben. Käppner vermeidet allzu eindeutige Urteile, indem er die Zwänge, Spielräume und den Handlungsdruck der agierenden Politiker untersucht. Doch auch er entkommt nicht völlig der Frage des Verrats der Revolution, auch wenn er es nicht so nennt. Er sieht in den ungenutzten Chancen und ungelösten Fragen der Revolutionszeit 1918/19 den Kern der Probleme, die beim Untergang der Weimarer Republik eine Rolle spielten. Damit bleibt Käppner bei den Interpretationen, die schon aus den Debatten der 1970er- und 1980er-Jahren bekannt sind. Allerdings hat Käppner sein Buch mit anschaulichen Details bereichert. Unter anderem zählt dazu das wunderbare Beispiel der Verzögerungstaktik der Verwaltung, die den unerfahrenen neuen Staatssekretär mit Formularen, Akten und Bürokratieprozessen überhäuft, damit die neuen Herren im Haus mit einer Papierlawine beschäftigt sind, statt eigene Ideen umzusetzen.<sup>32</sup>

Eine gelungene Überblicksstudie der politischen Ereignisgeschichte ist Käppners Buch allemal, aber er unterlässt es, gerade bei den Themen der Militär- und Sicherheitspolitik neue Akzente zu setzen. Fragen nach Reformen des Militärs und der Polizei sowie nach der Sicherung des staatlichen Gewaltmonopols sind bei revolutionären Ereignissen von essenzieller Bedeutung, und Käppner legt zu Recht großen Wert auf diese Bereiche. Es hätte noch weiter nach der Art der Gewaltanwendung und nach ihren Mitteln gefragt werden können, um diese in Beziehung zum Gewaltmonopol des Staates zu setzen. Joachim Käppners Arbeit gibt hier Anregungen, aber die wären gerade bei seiner Betonung der Sicherheitspolitik ausbaufähig gewesen.<sup>33</sup>

Deutlich an ein Fachpublikum wenden sich die geschichtswissenschaftlichen Studien von Mark Jones und Axel Weipert, deren Forschung ebenfalls in der Politikgeschichte verankert bleibt, aber auch von kulturgeschichtlichen Ansätzen inspiriert ist. Die Themen Gewaltanwendung(en) und staatliche Sicherheitspolitik, die in Joachim Käppners Arbeit angerissen werden, stehen ganz im Zentrum von Mark Jones Studie »Founding Weimar. Violence and the German Revolution of 1918–1919«. <sup>34</sup> Auch wenn die Revolutionserfahrung vieler Deutscher eine friedliche war – eine Tatsache, die im November 1918 oft mit Erstaunen in Tagebüchern und Briefen vermerkt wurde –, eskalierte die Gewalt zu Beginn 1919 in verschiedenen deutschen Großstädten und Regionen. Jones konzentriert sich in seiner Arbeit besonders auf München und Berlin. Basierend auf vielfältigen Archivbeständen aus Berlin, München, Freiburg, Karlsruhe und Stuttgart analysiert Mark Jones nicht nur die staatliche Gewaltanwendung in der Revolution, wie es auch schon andere Studien getan haben<sup>35</sup>, sondern er nimmt die dazugehörigen Kommunikationskonzepte, die zur Legitimation dieser Handlungen führen konnten, in den Blick. Gerüchte in der Presse, übertriebene Propaganda, Angst vor »russischen Zuständen« genauso wie vor Aktionen »der proletarischen Masse« beeinflussten die Wahrnehmung von Handlungsspielräumen und deren Grenzen. Kompromissloser Einsatz von Gewalt zur Sicherung des staatlichen Gewaltmonopols, welches Ende 1918 und Anfang 1919 nicht mehr durch die Polizei und nur

32 Ebd., S. 244.

33 Vgl. für diese Ideen *Klaus Weinhauer*, Bewaffnete Ordnungskonflikte zwischen Staatsgewalt und urbanen sozialen Bewegungen in Hamburg 1916–1923, in: *Hans-Jörg Czech/Olaf Matthes/Ortwin Pelc* (Hrsg.), *Revolution! Revolution? Hamburg 1918/19*, Wachholtz Verlag, Hamburg 2018, 352 S., geb., 29,90 €, S. 272–297.

34 *Mark Jones*, *Founding Weimar. Violence and the German Revolution of 1918–1919*, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2016, XXIV + 380 S., geb., 70,99 £.

35 Siehe für eine Auswahl von Arbeiten zur Gewalt am Kriegsende und in der Revolution: *Rüdiger Bergien*, *Die bellizistische Republik. Wehrkonsens und »Wehrhaftmachung« in Deutschland 1918–1933*, München 2012; *Klaus Weinhauer*, *Protest, kollektive Gewalt und Polizei in Hamburg zwischen Versammlungsdemokratie und staatlicher Sicherheit 1890–1933*, in: *Friedrich Lenger* (Hrsg.), *Kollektive Gewalt in der Stadt. Europa 1890–1933*, München 2013, S. 69–102; *Benjamin Ziemann*, *War Experiences in Rural Germany 1914–1923*, Oxford 2007.

teilweise durch das Militär gewährt werden konnte, sollte, so zeigt »Founding Weimar«, die Republik sichern und Ordnung kommunizieren. Eskalationen von Gewalt wurden dabei in Kauf genommen. Jones hätte auf diesem Gebiet noch deutlicher nach der Größe der Spielräume einer prekären Regierung fragen können.

Das Buch ist eine argumentativ starke Studie. Die Konzentration auf die Gewaltanwendung im Inneren ab 1919 ist ein zentrales Thema, denn auch wenn sie nicht überall unmittelbar erlebt wurde, gehören die Fragen, wann, wie, mit welchen Mitteln und gegen wen ein Staat Gewalt ausübt, zu den bedeutenden Feldern politischer Staatlichkeit – nicht nur in revolutionären Umbruchphasen. Umso mehr befremdet die teleologische These in der deutschen Fassung dieses Buches, welche die Gewalt vom Frühjahr 1919, die Gustav Noske durch seinen Schießbefehl legitimierte, als einen Schritt auf dem Weg zur Gewalt des Dritten Reichs sieht.<sup>36</sup> Mark Jones kann diese Entwicklung nicht beweisen und seine Interpretation ist merkwürdig rückwärtsgerichtet. Es ist erstaunlich, dass die deutsche Fassung des Buches Thesen enthält, die hinter das englische Original zurückfallen und dort so auch nicht zu finden sind.

Axel Weiperts Studie »Die zweite Revolution« über die Rätebewegung in Berlin verschiebt den Blick von der oft thematisierten ersten Revolutionsphase 1918 auf die Zeit von 1919 bis 1920. Weipert verdeutlicht, wie ein klassisches Thema der Revolutionsforschung – die Konzentration auf die Räte<sup>37</sup> – etwas über die politische Teilnahme und über Erwartungshaltungen verschiedener gesellschaftlicher Gruppen aussagen kann.<sup>38</sup> Dabei zeigt er, dass es zwischen parlamentarischer Demokratie und kommunistischem Räte-system eine Vielzahl politischer Gestaltungsmöglichkeiten gab. Die Berliner Rätebewegung wurde von 1919 bis 1920 radikaler, allerdings nicht, wie die Überzeichnung eines roten Schreckgespensts vorgaukelte, bolschewistischer.

Eingeteilt in zwei große Themenblöcke, bietet der erste Abschnitt der Arbeit einen Überblick über drei entscheidende Ereignissen: 1. den Berliner Generalstreik im März 1919, 2. die Demonstration gegen die Verabschiedung des Betriebsrätegesetzes mit fatalen Folgen im Januar 1920 und 3. die Niederschlagung des Kapp-Putsches im März 1920. Der Mobilisierungsgrad der Räte war bei allen drei Ereignissen enorm, aber alle drei Ereignisse machten auch deutlich, dass die Umsetzung rätedemokratischer Forderungen, *nach* erfolgreicher Mobilisierung, den wirklichen Knackpunkt darstellte. Denn was die Weimarer Regierung als Zugeständnis ansah, zum Beispiel die Erhaltung der Räte in den Betrieben, entsprach kaum dem Anspruch, den die Rätebewegung formulierte. Das lag, so Weipert, nicht nur an der Stärke staatlicher Stellen, die die Räte teilweise einbanden und, wenn es nötig erschien – wie im Ruhrgebiet 1920 –, massiv bekämpften: »Hinzu kamen eigene Unzulänglichkeiten, etwa die Kommunikationsschwäche, die organisatorische und politische Zersplitterung innerhalb Berlins sowie die mangelhafte überregionale Zusammenarbeit.«<sup>39</sup>

Der zweite Teil der Studie konzentriert sich auf unterschiedliche Räte, darunter Schüler-räte, Erwerbslosenräte, Räte der geistigen Arbeiter und auf die Situation von Frauen in Räten. Hier wurde politische Teilhabe organisiert, aber es wird auch deutlich, dass die Räte,

36 Mark Jones, *Am Anfang war Gewalt. Die deutsche Revolution 1918/19 und der Beginn der Weimarer Republik*, Berlin 2017, S. 254. Dies ist die deutsche Fassung von »Founding Weimar«.

37 Die Publikationen über die Rätebewegung, meist mit pointierten Stellungnahmen für oder gegen die Räte als wichtiges politisches Instrument, sind zahlreich und stammen meist aus den 1970er- und 1980er-Jahren, als die Revolution 1918/19 noch im Fokus der Geschichtswissenschaft stand. Ein Klassiker ist die Studie von Peter von Oertzen, *Betriebsräte in der Novemberrevolution*, Düsseldorf 1976.

38 Axel Weipert, *Die Zweite Revolution. Rätebewegung in Berlin 1919/1920*, be.bra Verlag, Berlin 2015, 476 S., brosch., 32,00 €.

39 Weipert, *Die Zweite Revolution*, S. 447.



die sich ab 1919 verstärkt formierten, oft nicht viel miteinander gemein hatten. Nicht alle versuchten ihre Basis zu vergrößern und die Arbeiterschaft einzubeziehen – die Schüler- räte legten zum Beispiel wenig Wert darauf – und nicht alle Räte stellten sich in Opposition zur parlamentarischen Demokratie. Einige verlangten basisdemokratische Mitbestimmung, die das parlamentarische System ergänzen sollte, andere forderten gravierende Umstrukturierungen. So sahen die Erwerbslosenräte ihre Funktion »als Kampforgan in der Gegenwart und Grundelement für den Aufbau der kommenden Gesellschaft«. <sup>40</sup> Die Gewerkschaften misstrauten den Räten zunächst, da sie diese als Konkurrenz betrachteten, konnten aber letztlich von der Verankerung von Betriebsräten profitieren. <sup>41</sup> Auch wenn Betriebsräte heute als wichtiges Vermächtnis der Rätebewegung angesehen werden können, war ihre Etablierung für jene, die eine radikalere Umgestaltung des wirtschaftlichen Systems sowie betriebliche Beteiligung forderten, ein schwacher Trost. Axel Weiperts Arbeit »Die Zweite Revolution« macht klar, dass der Rätegedanke zu einer Zeit in Berlin noch weit verbreitet war, als Historiker und Historikerinnen ihn oft schon als nicht mehr bedeutend abgetan hatten.

### III. DIE REVOLUTION UND IHRE POLITISCHEN AKTEURE

Eng verbunden mit dem Fokus auf die politische Ereignisgeschichte der Revolution sind die Lebenserinnerungen und autobiografischen Rückblicke von führenden SPD- und USPD-Politikern, die nachträglich ihre Rolle in den turbulenten Wintermonaten von 1918/19 erklären. <sup>42</sup> Historiker Wolfgang Niess bezeichnet besonders die sozialdemokratische Memoirenliteratur als geprägt von der Idee »der Abwehr bolschewistischer Gefahr«. <sup>43</sup> Historiker und Historikerinnen haben ihre eigenen Arbeiten zu den führenden Entscheidungsträgern in der Revolution vorgelegt und in vielen Fällen das fein konstruierte Selbstbild korrigiert. <sup>44</sup> Die drei hier im Folgenden vorgestellten Politiker – Kurt Eisner, Richard Müller und Wilhelm Sollmann – reichen vom radikalen bis zum moderaten Flügel des linken Spektrums. Ihre Wirkungsstätten lagen in München, Berlin und Köln und zwei von ihnen dürften, trotz ihrer Bedeutung für das Revolutionsgeschehen, nur Fachhistorikern und Fachhistorikerinnen ein Begriff sein.

Beginnen wir mit dem bekanntesten Mann dieses Trios, dem Journalisten, USPD-Politiker und Revolutionär Kurt Eisner (1867–1919). Im Jahre 2016 erschien sein »Gefängnistagebuch«. <sup>45</sup> Eisner verbrachte die Zeit vom Februar bis Oktober 1918 in Haft für seine

40 Ebd., S. 303.

41 Ebd., S. 443.

42 Vgl. z.B. *Emil Barth*, Aus der Werkstatt der deutschen Revolution, Berlin 1919; *Otto Braun*, Von Weimar zu Hitler, New York 1940; *Hermann Müller*, Die Novemberrevolution, Erinnerungen, Berlin 1928; *Wilhelm Dittmann*, Erinnerungen, 3 Bde., Frankfurt am Main 1995; Wilhelm Groener, Lebenserinnerungen, Göttingen 1957; *Gustav Noske*, Von Kiel bis Kapp. Zur Geschichte der deutschen Revolution, Berlin 1920; *Philipp Scheidemann*, Memoiren eines Sozialdemokraten, 2 Bde., 1928; *Richard Müller*, Eine Geschichte der Novemberrevolution. 3 Bde., Berlin 1925/28.

43 *Wolfgang Niess*, Die ungeliebte Revolution. Die verdrängte und politisierte Erinnerung an 1918/19 im geteilten Deutschland, in: *Andreas Braune/Michael Dreyer* (Hrsg.), Zusammenbruch, Aufbruch, Abbruch? Die Novemberrevolution als Ereignis und Erinnerungsort, Stuttgart 2019, S. 289–308, hier: S. 292.

44 Ernst Pipers neue Arbeit über Rosa Luxemburg konnte hier leider nicht mehr berücksichtigt werden. Vgl. *Ernst Piper*, Rosa Luxemburg. Ein Leben, München 2018.

45 *Kurt Eisner*, Gefängnistagebuch, ediert, eingeleitet und hrsg. v. *Frank Jacob/Cornelia Baddack/Sophia Ebert* u. a., Berlin 2016.

Mitorganisation des Januarstreiks in München. Die knappe Einleitung schweigt leider darüber, was Kurt Eisner zu diesem Schriftstück motiviert haben könnte. Das »Gefängnistagebuch« ist eine Kombination aus verschiedenen Textabschnitten, die mehrheitlich sein politisches Handeln rechtfertigen. Dabei liegt der Fokus zuerst auf dem Januarstreik 1918 und dann auf Eisners Haltung zum Ersten Weltkrieg. Erst von Seite 21 bis 27 vermittelt Eisner kleine Einblicke in seine, mitunter dunklen, Gefühle im Gefängnis und beschreibt den Alltag dort. Vielleicht betrachtete er sein Gefängnistagebuch als Entwurf für spätere Memoiren.<sup>46</sup> Er verteidigt vehement seine politische Tätigkeit, ohne sich mit Selbstkritik aufzuhalten, und kritisiert scharf die Haltung der Sozialdemokraten zum Krieg. Die eigene Selbststilisierung wird deutlich, wenn er schreibt: »Bevor mir irgendein einfältiger Zufall vielleicht den Mund schliesst, will ich einige Aufzeichnungen über die Vorgänge der letzten Jahre niederschreiben.«<sup>47</sup> Eisners Haft, so scheint es oder so wollte er es scheinen lassen, bestärkte nur seine politischen Überzeugungen.

Der biografische Forschungsstand über Kurt Eisner ist überschaubar, allerdings gibt es – im Vergleich zu Richard Müller und Wilhelm Sollmann – mehrere Arbeiten über ihn.<sup>48</sup> Albert Earle Gurganus' Buch »Kurt Eisner. A Modern Life« ist die erste Biografie über Eisner auf Englisch und richtet sich an eine geschichtlich und kulturell interessierte Leserschaft.<sup>49</sup> Erfreulich ist an dieser Arbeit, dass sie trotz ihrer populärwissenschaftlichen Ausrichtung Fußnoten und Quellenverzeichnisse enthält. Chronologisch in 24 Kapitel eingeteilt, die sich an Eisners Lebenslauf orientieren, wird nie ganz klar, was die große Idee dieser Arbeit sein könnte. Eisner als »personification of German modernity«, wie die Einleitung bemerkt, scheint als Konzept zu vage und beliebig, um so die Person Kurt Eisner zu erklären.<sup>50</sup>

Ralf Hoffrogges Biografie über Richard Müller (1880–1943), einer der wichtigsten Führer der Revolutionären Obleute, betrachtet besonders die Zeitspanne von Müllers politischer Arbeit, da private Quellen kaum zur Verfügung stehen.<sup>51</sup> Daher rücken in diesem Buch neben Richard Müller auch die Revolutionären Obleute in den Vordergrund – eine Organisation, die besonders für die Vorbereitung der Revolution, zum Beispiel bei den schon erwähnten Januarstreiks 1918, von großer Bedeutung war. Fest in der betrieblichen Arbeiterschaft verankert, schufen sie sich durch ihre Mobilisierungsmöglichkeiten von Arbeitern und Arbeiterinnen eine beachtliche Machtbasis. Richard Müller stammte aus armen Verhältnissen und war gelernter Dreher, der seine politische Anlaufstelle beim Deutschen

46 Ebd., S. 90. Hier betonte Eisner, dass er »gerade nicht in der Lage sei«, ein Buch zu schreiben, daher sollten seine Aufzeichnungen vermutlich als Ersatz dienen.

47 Ebd., S. 89.

48 Franz Schade, Kurt Eisner und die bayerische Sozialdemokratie, Hannover 1961; Bernhard Grau, Kurt Eisner 1876–1919. Eine Biografie, München 2001, Karl Heinrich Pohl, Kurt Eisner (1867–1919). Vom Reformler zum Revolutionär, in Detlef Lehnert (Hrsg.), Vom Linkliberalismus zur Sozialdemokratie, Köln 2014, S. 67–91.

49 Albert Earle Gurganus, Kurt Eisner. A Modern Life, Camden House, Rochester/New York 2018, 610 S., geb., 45,00 £, S. 5. Der »sales pitch« in der Einleitung übertreibt es allerdings dann doch etwas: »Kurt Eisner: A Modern Life has been cast for the broad band of English speakers with an interest in Wilhelmine politics and culture, the Jew in German society, turn of century journalism as practice and profession, European socialism and the labour movement, imperialism at its zenith, the First World War, the rise of fascism and conceptions of modernity.« Es scheint nahezu kein Thema zu geben, was in Eisners Leben keine Rolle spielt.

50 Ebd.

51 Die deutsche Originalfassung erschien 2008: Ralf Hoffrogge, Richard Müller – Der Mann hinter der November-Revolution, Berlin 2008. Die englische Übersetzung erschien unter dem Titel *ders.*, Working-class Politics in the German Revolution. Richard Müller, the Revolutionary Shop Stewards and the Origins of the Council Movement, Leiden 2014.

Metallarbeiterverband fand. Müller irritierte der Kurs der Sozialdemokraten zur Kriegszeit. Er ging aus Protest zur USPD und später zur KPD, die ihn allerdings 1924 aus der Partei ausschließen wollte.<sup>52</sup> Den moderaten Sozialdemokraten war Richard Müller zu links und den radikal Linken oft zu pragmatisch. Eines seiner bekannteren Zitate war der Vorwurf der »revolutionären Gymnastik« an die Spartakisten und ihre ständigen Mobilisierungsaktivitäten mit entsprechend lauter Rhetorik.<sup>53</sup> Tatsächlich zeigt Ralf Hoffrogges Arbeit über Müller deutlich, wie wenig von der enormen Macht, die Richard Müller als Führer der Revolutionären Obleute besaß, er in politische Weichenstellungen umsetzen konnte. Ab November 1918 musste Müller eine Reihe von politischen Niederlagen einstecken – so lehnte er den Eintritt der USPD in den Rat der Volksbeauftragten ebenso ab wie den Aufstand im Januar 1919. Beides trat jedoch ein, und die von ihm favorisierten politischen Machtzentren, die Räte – ob Vollzugsrat oder Berliner Arbeiter- und Soldatenrat –, verloren als Kontrollinstanz der Regierung rapide an Bedeutung.

Richard Müller blieb als Theoretiker und Verfechter rätendemokratischer Konzepte sowie als Publizist über die Revolution nur einem relativ kleinen Expertenkreis bekannt. Er zog sich Mitte der 1920er-Jahre völlig ins Privatleben zurück. Sein Biograf Hoffrogge nennt ihn »the Syphus of the Revolution who was ultimately destroyed by the scale of his political task, changed sides and eventually gave up his revolutionary vocation«.<sup>54</sup> Ihm fehlte die Dramatik, der Hang zur großen Geste und letztlich auch die Tragik, die aus anderen Führern der politischen Linken Märtyrer machte.<sup>55</sup> Vielleicht fehlte aber auch das Verständnis dafür, dass Revolutionen manchmal genau diese Attribute brauchen und die Rolle des strebsamen Organisations, aus der alten Schule der Gewerkschaften, schon von zu vielen besetzt war. Es wird auch deutlich, dass Müller im Laufe der Zeit die organisatorische Basis fehlte, die in den Revolutionstagen 1918 noch vorhanden war.

Viel weiter in der gemäßigten Mitte stand der sozialdemokratische Politiker Wilhelm Sollmann (1881–1951) – ein Name, der eng mit dem Rheinland, der SPD Kölns und mit ihrem Parteiorgan »Rheinische Zeitung« verbunden war. Aus dem reformistischen Flügel der SPD verfolgte Sollmann die Verständigung zwischen Sozialisten und Christen, was ihn in der Kölner Kommunalpolitik zu Bemühungen des Ausgleichs mit dem Zentrum führte. Im Rheinland, einer Gegend mit christlich geprägter Arbeiterschaft, war dies für Sollmann, so sein Biograf Simon Ebert, keine wahltaktische Haltung, sondern eine Überzeugung.<sup>56</sup> Der Kölner Sozialdemokrat vertrat und beschrieb, als leitender Redakteur der »Rheinischen Zeitung«, in der Revolutionszeit genau die Haltung, die Kurt Eisner und Richard Müller an der SPD kritisierten: Reformen statt Revolution, Arbeiter- und Soldatenräte als Übergangsorgane, Einbeziehung der bürgerlichen Kräfte, Zusammenarbeit mit den etablierten bürgerlichen Vertretern der Kommunalpolitik und Umgestaltung des politischen Systems zu einer parlamentarischen Demokratie.<sup>57</sup>

Köln sowie das Rheinland insgesamt waren schwieriges politisches Terrain für die SPD und die USPD. Dies lag an der für linke Parteien schwierigen Struktur der Stadt, die kaum klassische Industriearbeiter aufwies, aber eine starke katholische Kirche zu bieten hatte. Das Taktieren der SPD in den Revolutionstagen verhinderte zudem, dass die USPD an Profil gewann. Die Sozialdemokraten nahmen unter Leitung Wilhelm Sollmanns dem paritätisch besetzten Arbeiter- und Soldatenrat bewusst Aufgaben ab, um sie an bürgerliche

52 Hoffrogge, Working-class Politics in the German Revolution, S. 7.

53 Ebd., S. 64.

54 Ebd., S. 238.

55 Ebd., S. 232.

56 Simon Ebert, Wilhelm Sollmann. Sozialist – Demokrat – Weltbürger (1881–1951), Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2014, 608 S., brosch., 58,00 €, S. 130–132.

57 Ebd., S. 136–138.

Kräfte weiterzuleiten, damit diese ebenfalls Verantwortung übernehmen mussten.<sup>58</sup> Außerdem übernahm der erfahrene Zeitungsredakteur Sollmann den Vorsitz des Presseausschusses des Arbeiter- und Soldatenrates und bestimmte so die Interpretation der Ereignisse.<sup>59</sup>

Simon Eberts Biografie richtet sich auch auf den weiteren Lebensweg Sollmanns, der in der Weimarer Republik Reichstagsabgeordneter wurde und mit dem Beginn der NS-Zeit in die USA auswanderte. Er sollte seine neue Heimat nicht mehr für eine politische Funktion in Deutschland verlassen. Das Beispiel Köln und die Rolle, die Wilhelm Sollmann dort in der Revolution spielte, zeigt deutlich, wie lokale Umstände den Verlauf des Revolutionsgeschehens beeinflussten. In einer wenig revolutionär gesinnten Stadt, in der weder die SPD noch die USPD die meisten Arbeiter vertraten, waren die Persönlichkeiten, die den Revolutionsverlauf bestimmten, der Zentrumsmann und Oberbürgermeister Konrad Adenauer und der moderate Sozialdemokrat Wilhelm Sollmann.

#### IV. SYMBOLE, TEILHABE UND STADTRÄUME: DIE REVOLUTION ALS KULTURGESCHICHTE

Die bereits erwähnte lange Unterbrechung in der geschichtswissenschaftlichen Konzentration auf die Revolution 1918/19 macht sich besonders auf den Forschungsfeldern der Kultur- und Emotionsgeschichte bemerkbar. Während Bereiche der Politik- und Wirtschaftsgeschichte genauso wie der Arbeitergeschichte in den Studien der 1970er- und 1980er-Jahre untersucht wurden, ist eine kulturgeschichtliche Betrachtungsweise oder eine Kulturgeschichte des Politischen erst in Ansätzen erkennbar. Ob die Deutschen ab Kriegsende bis zur Annahme des Friedensvertrages im Sommer 1919 wirklich so viel erwartet haben von der neuen Zeit, wie Michael Geyer in Anspielung auf Ernst Troeltschs Idee des »Traumlandes der Waffenstillstandsperiode« zu Recht infrage stellt<sup>60</sup>, müsste durch neue Arbeiten, die sich begriffsgeschichtlich auf Erfahrungen und Erwartungen konzentrieren, weiter ausgeleuchtet werden.<sup>61</sup>

Mit einem explizit kulturgeschichtlichen Fokus und dem Versuch eines internationalen Vergleichs wartet der Sammelband »Germany 1916–23. A Revolution in Context« auf.<sup>62</sup> Die Tatsache, dass damit dieses 2015 publizierte Buch zu einem der Ersten mit deutlich anderer Herangehensweise an das Thema Revolution wurde<sup>63</sup>, verdeutlicht erneut den enormen Nachholbedarf in der Forschung. Während der internationale Ausblick in »Germany 1916–23« nur bedingt funktioniert, weil er nur punktuell angewendet wird, überzeugt die Konzentration auf kultur- und erfahrungsgeschichtliche Perspektiven umso mehr. Unterteilt in drei Themenbereiche, die sich mit Gewalt- und Ordnungserfahrungen, Kommunikation und Revolutionsvorstellungen und mit Subjektivität und Kultur beschäftigen, wird eine offene Betrachtungsweise auf die revolutionären Ereignisse angeboten. Aufsätze des Sammelbandes untersuchen, in welcher Weise zeitgenössische Akteure und Akteurinnen, zum Beispiel Polizisten, Frauenrechtlerinnen, Aktivistinnen und Künstler/innen, die neue Zeit gestalten und beeinflussen wollten.<sup>64</sup> Angst und (Un-)Sicherheit, genauso wie die Möglich-

58 Ebd., S. 147, S. 151.

59 Ebd., S. 143.

60 Michael Geyer, Zwischen Krieg und Nachkrieg – die deutsche Revolution 1918/19 im Zeichen blockierter Transnationalität, in: *Gallus*, Die vergessene Revolution, S. 187–222, hier: S. 195.

61 Das Begriffspaar »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« bezieht sich auf Kosellecks Begriffsgeschichte.

62 Weinbauer/McElligott/Heinsohn, *Germany 1916–23*.

63 Interessante Anregungen finden sich auch schon in *Gallus*, Die vergessene Revolution.

64 Nadine Rossol, Incapable of Securing Order? The Prussian Police and the German Revolution 1918/19, in: Weinbauer/McElligott/Heinsohn, *Germany 1916–23*, S. 59–83; Kathleen Canning, Gender and the Imaginary of Revolution in Germany, in: ebd., S. 103–126; Ian Grimmer, Moral Power and Cultural Revolution. Räte Geistiger Arbeiter in Central Europe 1918/19, in: ebd.,

keiten der Mitgestaltung und ein Verlangen nach Veränderung, beeinflussten die Wahrnehmung der Revolution und bestimmte die jeweiligen Handlungsstrategien. Auch die räumliche Dimension des Revolutionsereignisses wird in den Beiträgen aufgegriffen.<sup>65</sup> Als Wegweiser für die Themenkomplexe, deren Bearbeitung im Revolutionsjubiläum 2018/19 aufschlussreich gewesen wäre, erwies sich das Buch »Germany 1916–23« allerdings leider nicht.<sup>66</sup> Der Blick auf politikgeschichtliche Erzählungen dominierte letztlich einen großen Teil der publizierten Neuerscheinungen, besonders je näher ihr Publikationsdatum an das Revolutionsjubiläum heranrückte.

Ebenso 2015 erschien die Studie »Räume der Revolution« von Julian Aulke und damit eine Monografie, die raumgeschichtlich an die deutsche Revolution herangeht.<sup>67</sup> Aulkes zeitlicher Rahmen reicht von 1918 bis 1920 und konzentriert sich auf Berlin, München und auf das Ruhrgebiet.<sup>68</sup> Methodisch verankert ist die Studie in der Protestforschung des Kaiserreichs, die sich besonders auf die Straße als öffentlichen Raum bezieht, und in der politischen Kulturgeschichte der Weimarer Republik. Emotionsgeschichtliche Ansätze hätten hier stärker benannt werden können, obwohl diese deutlich sind, aber nicht immer ausreichend thematisiert werden. Julian Aulkes Buch ist in sieben Schwerpunkte unterteilt, die bedrohte und umkämpfte Räume aufzeigen und dabei Sicherheit, Unsicherheit und Kontrolle analysieren. Symbole, Kommunikationsstrategien und kulturelle Praktiken werden genauso untersucht wie die dadurch entstehende visuelle beziehungsweise akustische »Besetzung« urbaner Räume und die – oft temporäre – »Eroberung« umkämpfter Räume. Während der öffentliche Raum, sei es die Straße, die Kneipe, der Bahnhof oder das Polizeirevier eine große Rolle spielt, erfahren die Leser und Leserinnen dieses Buches auch etwas über private Räume, die unter anderem durch polizeiliche Durchsuchungen nicht mehr privat und sicher blieben.<sup>69</sup>

»Räume der Revolution« ist vollgepackt mit großartigen Quellen und jedes Kapitel thematisiert neue und aufregende Fragestellungen. Damit ist diese Studie eindeutig eine Bereicherung für die Revolutionsforschung. Weniger eindeutig wirkt der Zusammenhalt der einzelnen Kapitel, die mehr von einem breiten Raumkonzept und der Bedeutung der Akteure und Akteurinnen in diesen Räumen getragen werden als von einer übergreifenden These. Das ist bedauerlich, denn so sind die einzelnen Kapitel stärker als ihre Summe. Trotz dieser Kritik ist Julian Aulkes Arbeit eines der wichtigsten Bücher dieses Revolutionsjubiläums, nicht nur weil er die Bedeutung des öffentlichen Raumes in seinen unterschiedlichen

---

S. 205–227; *Gleb J. Albert*, *Activist Subjectivities and the Charisma of World Revolution*, in: ebd., S. 181–203.

65 *Mark Jones*, *The Crowd in the German November Revolution 1918*, in: ebd., S. 37–57; *Norma Lisa Flores*, *Fear of the Revolution. Germany 1918/19 and the US Palmer Raids*, in: ebd., S. 127–149.

66 Auf *Braune/Dreyer*, *Zusammenbruch, Aufbruch, Abbruch?*, kann hier leider nur kurz hingewiesen werden. Aus kultur- und alltagsgeschichtlicher Perspektive besonders interessant sind die Beiträge: *Heidrun Kämper*, *Die Sprache der Revolution 1918/19*, in: ebd., S. 197–217; *Mark Jones*, *Die Toten der Revolution beerdigen. Politische Trauerfeiern im November und Dezember 1918*, in: ebd., S. 177–196; *Helmut Kiesel*, *Die literarische Verarbeitung der Novemberrevolution in der Weimarer Republik*, in: ebd., S. 249–270; *Kirsten Heinsohn*, *Zusammenbruch und Kontinuitäten. Konservative Reaktionen auf die Revolution 1918/19*, in: ebd., S. 85–100; *Detlef Lehnert*, *Eine politische Revolution der Städtevielfalt. Die deutsche Republikgründungszeit 1918/19 auf kommunaler Ebene*, in: ebd., S. 15–32.

67 *Julian Aulke*, *Räume der Revolution. Kulturelle Verräumlichung in Politisierungsprozessen während der Revolution 1918–1920 (Studien zur Geschichte des Alltags, Bd. 31)*, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2015, 483 S., geb., 76,00 €.

68 Ebd., S. 97–104.

69 Ebd., Kapitel 7: Von anderen Räumen.

Varianten für die Revolution und ihre Akteure und Akteurinnen klarmacht, sondern weil er eine Reihe wichtiger Themen anschnidet, die noch weiter zu erforschen sind. Dazu gehört die Bedeutung des Akustischen und des Visuellen der Revolution<sup>70</sup> – unter anderem durch Plakatanschläge oder Kleidung<sup>71</sup>, die Rolle von Frauen und Jugendlichen<sup>72</sup> sowie die Versuche der Kontrolle durch Revolutionäre und andere Akteure.

Julian Aulkes Untersuchung städtischer Räume in der Revolution, auch das Ruhrgebiet wird hier als verdichteter urbaner Raum aufgefasst, ist ein gutes Sprungbrett für die Konzentration auf den nächsten wichtigen Themenbereich des Revolutionsjubiläums – die Lokalgeschichte. Zumal die Lokalgeschichte der Revolutionsereignisse in den meisten Fällen noch immer Stadtgeschichte und nur selten die Geschichte der Revolution im ländlichen Raum ist.

## V. DIE REVOLUTION LOKAL VERORTEN: ORTS- UND LOKALGESCHICHTE

Gespeist durch zahlreiche Veranstaltungen, die 2018 in vielen Städten und Orten begangen wurden, ist das lokalhistorische Interesse neu erwacht. Gerade die deutsche Revolution erlaubt es, Geschichten zu erzählen, die nicht nur in der Hauptstadt spielten.<sup>73</sup> Befehlsverweigerung in Wilhelmshaven, Matrosenaufstand in Kiel, Räterepublik in München und Bremen, Massenstreiks im Ruhrgebiet – alle diese Schauplätze stehen exemplarisch für ein Revolutionsgeschehen, welches sich ungeordnet ausbreitete. Lokal- und Regionalstudien sagen daher fundamental etwas über den Charakter dieser Revolution aus. Diesen Befund ließen natürlich schon die Historiker und Historikerinnen der 1970er- und 1980er-Jahre in ihre Lokalstudien zur Revolution einfließen.<sup>74</sup> Der Detmolder Archivar Erich Kittel (1902–1974) forderte bereits 1968 eine vergleichende Revolutionsforschung, die Gemeinden, Städte und Regionen stärker einbezieht.<sup>75</sup>

Der Sammelband »Die Stunde der Matrosen« begleitet die gleichnamige Kieler Ausstellung und ist ein gutes Beispiel dafür, wie die Revolution im Jubiläumsjahr der lokalen Öffentlichkeit vorgestellt wurde.<sup>76</sup> Kiel kann durch den Matrosenaufstand 1918 ein dramatisches Narrativ anbieten. Außerdem versuchte die norddeutsche Stadt mit dem Slogan »Demokratie erkämpfen – Demokratie leben« das geschichtliche Ereignis und seine Folgen

70 Ebd., S. 385–388.

71 Ebd., S. 285–290, S. 266–279. Vgl. *Molly Loberg*, *The Struggle for the Streets of Berlin. Politics, Consumption and Urban Space 1914–1945*, Cambridge/New York etc. 2018, S. 18–59.

72 *Aulke*, *Räume der Revolution*, S. 182–192.

73 Die Friedrich-Ebert-Stiftung bietet online eine bibliografische Landkarte der Novemberrevolution 1918/19, die 88 Städte aufweist und dazugehörige Literatur auflistet. Nicht alle neuen Studien der letzten 12 Monate wurden schon eingearbeitet, aber es ist ein guter Anfang für einen schnellen Überblick über lokalgeschichtliche Arbeiten. URL: <<http://www.geschichte-der-sozialdemokratie.de/demokratie/netzwerk-demokratiegeschichte/bibliografische-landkarte-der-novemberrevolution-191819/>> [10.7.2019].

74 Lokalstudien über die Revolution 1918/19 wurden nicht erst zum Revolutionsjubiläum 2018 publiziert. Vgl. z. B. *Johann Cramer*, *Der rote November 1918. Revolution in Wilhelmshaven, Wilhelmshaven 1968*; *Peter Kuckuk*, *Revolution und Räterepublik in Bremen, Frankfurt am Main 1969*; *Reinhard Rürup* (Hrsg.), *Arbeiter- und Soldatenräte im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Studien zur Geschichte der Revolution 1918/19*, Wuppertal, 1975; *Werner Abelshäuser/Reinhard Himmelmann* (Hrsg.), *Revolution in Rheinland und Westfalen*, Essen 1988.

75 Zitiert in *Wilfried Reininghaus*, *Die Revolution 1918/19 in Westfalen und Lippe als Forschungsproblem. Quellen und offene Fragen*, Münster 2016, S. 24.

76 *Sonja Kinzler/Doris Tillmann* (Hrsg.), *Die Stunde der Matrosen. Kiel und die deutsche Revolution 1918*, Theiss/Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2018, 304 S., geb., 24,95 €. Die Ausstellung war von Mai 2018 bis Anfang März 2019 im Kieler Schifffahrtsmuseum zu sehen.

an aktuelle Themen anzubinden, um breite Kreise der Bevölkerung anzusprechen. Das ist geschichtspolitisch einleuchtend, wird allerdings in dieser Verkürzung den Forderungen der Matrosen im Herbst und Winter 1918 nicht gerecht.

»Die Stunde der Matrosen« ist reich bebildert und opulent gestaltet. Es bietet in acht Themenblöcken einen chronologischen Überblick der Kieler Revolutionsereignisse. Auf Anmerkungen wurde in den verschiedenen Beiträgen leider verzichtet. Es ist nicht ganz verständlich, warum kurze englische Zusammenfassungen eingeführt werden, die Beitragstexte allerdings nur auf Deutsch abgedruckt sind. Wenn ein internationales Publikum angesprochen werden soll, hätten konsequenterweise alle Texte in beiden Sprachen gedruckt werden müssen. Neben den notwendigen und erwartbaren Themenbereichen des Matrosenaufstands bietet das Buch den Leserinnen und Lesern auch erfreuliche Überraschungen: Revolutionsräume werden vorgestellt (in der Stadt und auf dem Land)<sup>77</sup>, Angst und Gewalt thematisiert<sup>78</sup> und soziale urbane Bewegungen beschrieben.<sup>79</sup> Besonders gelungen ist die Konzentration auf die schwierige Erinnerungskultur des Matrosenaufstandes. Die Marinestadt Kiel tat sich mit dem Aufstand lange schwer – bevor sie ihn als Marketing-slogan entdeckte.<sup>80</sup> Die Tatsache, dass Frauen in diesem Sammelband hauptsächlich vorkommen, wenn vom Wahlrecht die Rede ist, reflektiert den leider noch immer geringen Forschungsstand zur Rolle von Frauen in der deutschen Revolution.

Regional- und lokalgeschichtliche Ausrichtungen können mehr als eine Lücke in der lokalen Überlieferung füllen, sie helfen neue Fragen genauer in den Blick zu nehmen. Wilfried Reininghaus, der ehemalige Präsident des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen, macht genau dies in seinem Buch »Die Revolution 1918/19 in Westfalen und Lippe als Forschungsproblem«. Er verweist auf die wenig erforschten Felder der Revolution, zum Beispiel die Kommunikationsgeschichte oder die Erfahrungen von Jugendlichen und Frauen, und erläutert, welche Quellenbestände für diese Themen zur Verfügung stehen und wo Verluste zu verzeichnen sind.<sup>81</sup> Damit ist diese Handreichung, zumal von einem Archivfachmann verfasst, ein lehrreicher und unverzichtbarer Führer durch Archivsammlungen, Bibliotheksbestände und Lokalzeitungen für die Region Westfalen und Lippe. Wer hier aufmerksam liest, findet kleine Schätze wie das Kriegstagebuch eines Paderborner Lehrers, die Aufsätze über die Revolution einer Bocholter Schulklasse, die Berichte von westfälischen Kirchenvertretern oder die Protokollbücher landwirtschaftlicher Vereine, um nur einige Beispiele zu nennen.<sup>82</sup> Das Verzeichnis von Bauernräten im Anhang des Buches kann dazu benutzt werden, die Revolution auf dem Land genauer in den Blick zu nehmen.<sup>83</sup>

Die Ereignisse in München und Berlin Ende 1918 und Anfang 1919 waren dramatisch, aber nicht repräsentativ für die Revolutionserfahrung vieler Deutscher. Nicht nur, weil es an anderen Orten friedlich blieb, sondern weil sich die Revolution auch in kleinen und

77 *Knut-Hinrik Kollex*, Ruhe und Ordnung. Provinzielle Revolution in Schleswig-Holstein, in: ebd., S. 133–139.

78 *Martin Göllnitz*, Revolutionsangst und konterrevolutionäre Gewalt in Kiel 1919–22, in: ebd., S. 202–209; *Mark Jones*, Panik und Gewalt in den ersten vierundzwanzig Stunden der Revolution, in: ebd., S. 110–115.

79 *Klaus Weinbauer*, Revolution und soziale Bewegungen in Deutschland während der globalen Umbruchphase um 1916 bis 1923, in: ebd., S. 183–190.

80 *Oliver Auge*, Aufstand oder Meuterei? Kiels Problem im Umgang mit den Ereignissen vom November 1918, in: ebd., S. 276–283.

81 *Reininghaus*, Die Revolution 1918/19 in Westfalen und Lippe als Forschungsproblem, Münster 2016.

82 Ebd., S. 151f.; S. 171; S. 175–177.

83 *Reininghaus*, Die Revolution 1918/19 in Westfalen und Lippe als Forschungsproblem, S. 259–379. Eine Ausnahme zu dieser Konzentration auf die Revolution in Städten ist die grandiose Arbeit von *Ondrovčík*, All the Devils Are Loose.

mittleren Städten abspielte und dort auf andere Bedingungen traf als in der bayerischen oder preußischen Metropole. Das Buch »Revolution 1918/19 in Norddeutschland«, herausgegeben von Detlef Lehnert, über die Revolutionsereignisse in Kiel, Hamburg, Bremen, Lübeck, Rostock und Lüneburg zeigt dies durch einen Blick auf verschiedene Städtetypen.<sup>84</sup> Die Studie ist der erste Teil eines größeren Projekts, in welchem weitere Publikationen über die Regionalmetropolen Preußens folgen sollen.<sup>85</sup> Die in ausführlichen Beiträgen vorgestellten Städte – Lüneburg gehört als kleinere Provinzstadt ebenso dazu<sup>86</sup> – werden mit einem besonderen Augenmerk auf die Tagespresse analysiert.

Es wird deutlich, wie wichtig andere Überlieferungen sind, zum Beispiel Material der Arbeiter- und Soldatenräte, um mehr über die Einschätzung der Akteure zu erfahren und so über eine deskriptive Zusammenstellung der Ereignisse hinauszukommen. Allerdings, dies zeigen alle Beiträge, wurde durch die lokale Presse die Revolution nicht nur kommuniziert, sondern natürlich ebenso interpretiert. Und damit macht eine Konzentration auf Lokalzeitungen klar, welche Interpretation der Ereignisse die jeweilige Stadtbevölkerung angeboten bekam. Dabei war es von großer Bedeutung, ob politische Parteien über eigene Publikationsorgane verfügten, durch die sie ihre Sicht der Ereignisse darstellen konnten. Für das Beispiel der mittelgroßen Stadt Rostock bedeutete das Fehlen radikal linker Zeitungen (z. B. Zeitungen der USPD), dass diese politischen Kräfte in der lokalen Berichterstattung kaum auftauchten.<sup>87</sup>

Leider wird nie ganz klar, ob der Band »Revolution 1918/19 in Norddeutschland« eine Kommunikationsgeschichte der Revolution im städtischen Raum sein will oder eine Beschreibung der politischen Ereignisse zwischen November 1918 und Frühjahr 1919, vorrangig durch Presseauswertung. Deutlich wird allerdings, und dies ist ein wichtiger Aspekt des Buches, wie sehr die Revolution von den kommunalpolitischen und lokalen Verhältnissen geprägt wurde, die weitaus bedeutender waren als zum Beispiel Nachrichten über den Revolutionsverlauf aus anderen Gegenden.

Felix Bluhms kurze Studie »Die Massen sind aber nicht zu halten gewesen« von 2014 konzentriert sich auf die Stadt Hamborn und die dortige Streikbewegung, die in der ersten Hälfte des Jahres 1919 das gesamte Ruhrgebiet kennzeichnete.<sup>88</sup> Die Reaktion der Arbeiter des Ruhrgebiets auf die Revolution ist kein unbearbeitetes Forschungsfeld – im Gegenteil.<sup>89</sup> Aber das Beispiel des als radikal eingestuftes Hamborn ist trotzdem bemerkenswert, da sich hier die Streikbewegung gegen den Willen der etablierten Gewerkschaften ausbreitete. Bluhms Buch basiert auf seiner Magisterarbeit und hat daher einige unvermeidliche Schwachstellen bezüglich Länge, Forschungsintensität und Möglichkeiten des Quellenstudiums. Trotzdem zeigt Bluhm, wie hilfreich ein Blick auf lokale Kommunikationsräume

84 Detlef Lehnert (Hrsg.), *Revolution 1918/19 in Norddeutschland*, Berlin 2018.

85 Ein erster kursorischer Überblick bietet der Aufsatz von Detlef Lehnert, *Eine politische Revolution der Städtevielfalt. Die deutsche Republikgründungszeit 1918/19 auf kommunaler Ebene*, in: Braune/Dreyer, *Zusammenbruch, Aufbruch, Abbruch?*, S. 15–32.

86 Bernd Rother, *Lüneburg 1918/19 – Eine Revolution in der Provinz*, in: Lehnert, *Revolution 1918/19 in Norddeutschland*, S. 347–382.

87 Axel Weipert, *Eine Revolution in »geordneten Bahnen«: Rostock 1918/19*, in: ebd., S. 301–345.

88 Felix Bluhm, *»Die Massen sind aber nicht zu halten gewesen«: Zur Streik- und Sozialisierungsbewegung im Ruhrgebiet 1918/19*, Münster 2014. Bluhm betont die Bedeutung der Arbeiten von Erhard Lucas für seinen Ansatz und natürlich auch für sein Fallbeispiel Hamborn.

89 Vgl. die Sammelbände von Rürup, *Arbeiter- und Soldatenräte im rheinisch-westfälischen Industriegebiet*; Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Arbeiterbewegung an Rhein und Ruhr. Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Rheinland-Westfalen*, Wuppertal 1974, und Karl Christian Führer u. a. (Hrsg.), *Revolution und Arbeiterbewegung in Deutschland 1918–1920*, Essen 2013. Die einschlägigen Studien von Klaus Tenfelde, Franz-Josef Brüggemeier, Hans Mommsen und Alf Lüdtke zählen ebenso dazu.



und informelle Netzwerke sein kann. Zechenkolonien funktionierten in Hamborn wie anderswo Kneipen oder andere Austauschstätten. Allerdings, auch dies zeigt das Buch, begrenzte diese Art der Organisation und der Kommunikation die Streikbewegung auf eine Kerngruppe der eigenen Zeche, die sich nicht auf andere Arbeiterschichten ausbreiten konnte. So waren diese informellen Netzwerke ohne strenge Hierarchien für staatliche Stellen schwer auszuschalten, konnten sich aber auch nicht über eine bestimmte Gruppe hinaus ausbreiten.

Wie schon Felix Bluhm, so setzt auch das Buch »Menschen in der Revolution. Hamburger Porträts 1918/19« den Schwerpunkt auf lokale Akteure und Akteurinnen. Es ist dabei besonders für eine geschichtlich interessierte Öffentlichkeit in Hamburg von Bedeutung.<sup>90</sup> »Menschen in der Revolution« entwickelt seinen Charme durch kurze Porträts von 58 Personen, davon sechs Frauen, deren Rolle und Aktivität in der Hamburger Revolution vorgestellt werden. Arbeiter, Soldaten und Matrosen, die sich mit Begeisterung der Revolution anschlossen, sind genauso darunter wie Bürgermeister, Unternehmer und Juristen, von denen einige um ihren Besitz fürchteten. Die Kindergärtnerin Erna Halbe, eine der wenigen Frauen im Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat, ist ein besonders beeindruckendes Beispiel.<sup>91</sup> Arbeiter- und Soldatenräte waren in den meisten Fällen reine Männerorganisationen beziehungsweise erscheinen so in der schriftlichen Überlieferung, da die unterstützenden Tätigkeiten von Frauen selten Erwähnung finden. Auch wenn dieses Buch nicht mehr vermitteln will als einen Querschnitt durch die Hamburger Bevölkerung, wie die kurze Einführung betont, hätte eine größere Konzentration auf die Entwicklungen in den Revolutionstagen der Einbettung der Porträts gutgetan. Eine Chronologie der Ereignisse genauso wie eine längere Einleitung, die die vorhandenen Möglichkeiten der Mitgestaltung und Einflussnahme, des Beobachtens und Ablehnens aufzeigt, hätten die unterschiedlichen Reaktionen auf die Revolution der hier vorgestellten Hamburger und Hamburgerinnen verständlicher gemacht.

## VI. DIE REVOLUTION IN QUELLEN: EDITIONEN UND TAGEBÜCHER

Der Zugang und das Sammeln von Dokumenten spielten für die deutschen Revolutionäre eine wichtige Rolle. Arbeiter- und Soldatenräte versuchten zunächst die politischen Akten der Polizei zu sichern, um so Kontrolle über staatlich gesammelte Informationen zu erlangen.<sup>92</sup> Revolutionssammlungen mit Flugblättern, Maueranschlägen, Postern und Bekanntmachungen wurden angelegt.<sup>93</sup> Die Überlieferungslage für die Räte in Württemberg ist auch deshalb so gut, weil im April 1919 der Historiker Dr. Erich Troß eine erfolgreiche Initiative zur Gründung eines Revolutionsarchivs anstieß. Er begründete dies mit den Worten:

»Die künftige Geschichtsforschung wird zweifellos für die Zeit der Revolution ein besonderes Interesse haben. Jedes Aktenstück der revolutionären Organe, das uns heute alltäglich vorkommt, wird dann einen hohen historischen Wert haben und angestaunt werden. Helfen wir den kommenden Geschichtsschreibern der großen deutschen Revolution, sichern wir uns gleichzeitig eine zukünftige

90 *Olaf Matthes/Ortwin Pelc* (Hrsg.), *Menschen in der Revolution. Hamburger Porträts 1918/19*, Husum Verlag, Husum 2018, 211 S., geb., 14,95 €.

91 *Christina Lipke*, Erna Halbe, Kindergärtnerin, in: *Matthes/Pelc*, *Menschen in der Revolution*, S. 41–43.

92 Sitzung des Aktionsausschusses vom 20.11.1918. Die Rote Fahne, 23.11.1918, in: *Kolb/Schönhoven*, Regionale und lokale Räteorganisationen in Württemberg 1918/19, S. 16–18; Vollversammlung des Arbeiterrats Groß-Stuttgart, 25.–26.11.1918, in: ebd., S. 20–76, hier: S. 32.

93 Landesarchiv NRW, Duisburg, BR 0007, Nr. 15976, Bl. 170, 4.9.1919. Verweis auf eine Revolutionssammlung der Stadtbibliothek Hamburg, an die alle Oberpräsidenten Material abgeben sollen.

gerechte Beurteilung gegen alle heutige ungerechte Kritik, indem wir der Nachwelt eine ganze Fülle der von uns geleisteten Arbeit, unsere Akten und Tätigkeitsberichte durch Aufbewahrung und Sammlung in einem württembergischen Revolutionsarchiv der Arbeiter- und Soldatenräte unterbreiten.«<sup>94</sup>

Und natürlich produzierten die Räte ihrerseits, auch in Orten ohne Revolutionsarchiv, Protokolle, Sitzungsberichte und Beschlussvorlagen – Schriftstücke, die sich an der Sprache und an den Bürokratieprozessen der Gewerkschafts- und Parteienarbeit orientierten. Leider haben nicht alle dieser Dokumente die letzten 100 Jahre überstanden.

Für Historiker und Historikerinnen sind Quellensammlungen und Editionsprojekte ein Glücksfall, versammeln sie mitunter weit verstreute Archivquellen an einer Stelle. Die sehr gelungene »Edition der Sitzungsprotokolle des Hamburger Arbeiter- und Soldatenrats« gehört dazu.<sup>95</sup> Hier wird nicht nur eine detailreiche und gut recherchierte tausend Seiten starke Edition vorgelegt, sondern das Fallbeispiel Hamburg ergänzt jetzt die Studien über die Räte in Württemberg und Baden aus den Jahren 1976 und 1980.<sup>96</sup> Dass die Arbeiten für den Hamburger Band schon Anfang der 1980er-Jahre begannen<sup>97</sup>, aber erst knapp 30 Jahre später fertiggestellt und publiziert wurden, veranschaulicht, ob gewollt oder ungewollt, die Verschiebung des wissenschaftlichen Interesses an der Revolution. Mit Hamburg weitet sich der Blick, der zu oft nur auf Berlin, München oder dem Ruhrgebiet liegt<sup>98</sup>, auf Deutschlands zweitgrößte Metropole. Hamburg besaß einen Arbeiter- und Soldatenrat, der lange von linksradikalen Kräften dominiert wurde. Ein Tatbestand, der nicht für viele deutsche Städte zutrif. So spiegelte der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat die Stimmung in der Arbeiterschaft zu Beginn der Revolution, doch letztlich lähmte und zerrieb er sich zwischen Linksradikalen, USPD, SPD und Gewerkschaften. Während in anderen Städten der Arbeiter- und Soldatenrat reibungslos mit der kommunalen Verwaltung zusammenarbeitete, wurde dies in Hamburg zunehmend schwierig, da der Rat kaum noch zu einheitlichen Positionen fand.<sup>99</sup>

Die hier vorgestellten Quellen gehen, wie schon bei den Editionen für Baden und Württemberg, über ihre Bedeutung für lokalgeschichtliche Aspekte hinaus. Historiker und Historikerinnen sollten sie auch dazu benutzen, die politische Kultur der Räte zu erforschen.<sup>100</sup> Die Protokolle erlauben Einblicke in den Ausdruck von Emotionen genauso wie in das Aufeinanderprallen unterschiedlicher politischer Gestaltungsentwürfe. Ein Teilnehmer der Sitzungen des Hamburger Arbeiter- und Soldatenrats erinnerte sich so:

»Die meisten, die das Wort erhielten, kamen vom Hundertsten ins Tausendste, ohne die Beratungen zu fördern. [...] Für das politische Niveau der Debatte war bezeichnend, dass ein Vertreter der Radikalen sich ausführlich über die künstlerische Ausgestaltung und Form der zu druckenden Mitgliedskarten verbreitete. [...] dass aus dieser Atmosphäre kleinbürgerlicher Vereinsmeierei staatsumwäzende Beschlüsse hervorgehen konnten, wollte mir allerdings damals nicht recht in den Sinn.«<sup>101</sup>

94 Kolb/Schönhoven, Regionale und lokale Räteorganisationen in Württemberg 1918/19, S. LXXII.

95 Volker Stalman (Bearb.), Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat 1918/19, Düsseldorf 2013.

96 Kolb/Schönhoven, Regionale und lokale Räteorganisationen in Württemberg 1918/19; Brandt/Rürup, Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden 1918/19.

97 Volker Stalman, Einrichtung der Edition, in: *ders.*, Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat, S. 109–122, hier: S. 111.

98 Detlef Lehnert, Revolution 1918/19 in Kiel und fünf Hansestädten. Einleitung, in: *ders.*, Revolution 1918/19 in Norddeutschland, S. 7–20, S. 11.

99 Volker Stalman, Einleitung, in: *ders.*, Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat, S. 11–104, hier: S. 103.

100 Hier könnte die wegweisende Arbeit von Thomas Mergel über den Reichstag in der Weimarer Republik als Vorbild dienen: *Thomas Mergel, Parlamentarische Kultur in der Weimarer Republik, Politische Kommunikation, symbolische Politik und Öffentlichkeit im Reichstag*, Düsseldorf 2002.

101 Zitiert in *Stalman*, Einleitung, S. 60.

Es sind genau diese Ausführungen, die Editionen der Arbeiter- und Soldatenräte zu einem Schatz werden lassen, der über politikgeschichtliche Fragen hinaus verwendet werden kann.

Ein anderes Beispiel für ein Editionsprojekt politischer Quellen, die noch mehr Gewicht auf die Waage bringen als die Hamburger Sitzungsprotokolle, sind zwei Bände mit Schriften, Reden und Briefen des Juristen und linken Politikers Paul Levi (1883–1930). Das Buch »Ohne einen Tropfen Lakaienblut« wurde von Jörn Schütrumpf herausgegeben, der auch die Einleitung für die Edition verfasste.<sup>102</sup> Damit komplettieren die beiden Bücher die schon 2016 erschienenen Bände, die ebenfalls von Jörn Schütrumpf herausgegeben wurden und sich auf Paul Levis Publikationen für die »Sozialistische Politik und Wirtschaft« konzentrierten.<sup>103</sup> Schütrumpf ist ein ausgewiesener Kenner der Materie, er hat sich lange mit dem Wirken und Leben Levis beschäftigt. Vielleicht erklärt dies die sehr positiv formulierte Einführung, die durchaus mehr kritische Distanz zur radikalen Linken hätte vertragen können. Dass niemals nach Leo Jogiches und Rosa Luxemburg »Emanzipation, Revolution und Demokratie so konsistent nicht nur zusammengedacht, sondern auch in der Politik verfolgt wurde«, ist doch arg schwärmerisch.<sup>104</sup>

Bei der Präsentation der Dokumente wäre weniger mehr gewesen. Das Lesen der Zeitungsartikel, die Paul Levi für »Die Rote Fahne« schrieb, erinnert an die sprachgewaltige Leidenschaft, mit welcher hier um die Revolution, ihren Verlauf und ihr Erbe gestritten wurde. Ähnliches gilt für die kommunistischen Flugschriften und für die Partei-Korrespondenz. Trotzdem hätte eine Auswahl die Sinne für die wirklich wichtigen Texte geschärft. Natürlich ist Paul Levi, »der schwäbelnde Polyglott«, als scharfsinniger Rechtsanwalt und Geliebter von Rosa Luxemburg genauso wie als Politiker eine hochinteressante Figur.<sup>105</sup> An Levis politischem Lebensweg, von der SPD, zur Mitbegründung und Führung der KPD und zurück zum linken Flügel der SPD, lässt sich viel über das Ringen nach vermeintlich richtigen Zukunftsideen des frühen 20. Jahrhunderts erzählen.<sup>106</sup>

Ebenfalls von Jörn Schütrumpf herausgegeben ist eine etwas andere Quellenedition – es ist der »Bericht des Untersuchungsausschusses über die Januar-Unruhen 1919 in Berlin«, der 1921 gedruckt wurde.<sup>107</sup> Diese Edition versteht sich als eine »Rettungsbergung«, da der Originalbericht wegen der schlechten Papierqualität kaum noch zu nutzen ist.<sup>108</sup> Das ist ein sehr löbliches Unterfangen des Herausgebers und des Verlags. Leider ist der Kontext, in den der Bericht in der Einleitung gestellt wird, weniger objektiv, als es die Betonung der Dokumentrettung vermuten lässt. Unterschlagung beziehungsweise Ignoranz der Quelle wird hier Zeitgenossen sowie Historikern und Historikerinnen vorgeworfen, um das Vorgehen der SPD-Regierung gegen die Kommunisten zu rechtfertigen.<sup>109</sup> Den Untersuchungsbericht als eine Quelle zu bezeichnen, die »in der Öffentlichkeit versteckt wurde«,

102 *Paul Levi*, Ohne einen Tropfen Lakaienblut. Schriften, Reden, Briefe, hrsg. von Jörn Schütrumpf, Bd. I: Spartakus, Bd. 1: Das Leben bis zur Ermordung des Leo Jogiches; Bd. 2: An der Spitze der deutschen Kommunisten 1919/20, Karl Dietz Verlag, Berlin 2018, 1921 S., geb., je 49,99 €.

103 *Paul Levi*, Ohne einen Tropfen Lakaienblut. Schriften, Reden, Briefe, hrsg. von Jörn Schütrumpf, Bd. II: Sozialdemokratie, Sozialistische Politik und Wirtschaft, 2 Bde., Berlin 2016.

104 *Jörn Schütrumpf*, Von Hechingen nach Moskau – aus der Provinz an die Peripherie, in: *Levi*, Ohne einen Tropfen Lakaienblut, Bd. I/1, S. 33–80, hier: S. 35.

105 Ebd., S. 34.

106 Für eine anschauliche biografische Skizze über Paul Levi vgl. *Thilo Scholle*, Paul Levi. Linkssozialist – Rechtsanwalt – Reichstagsabgeordneter, Berlin 2017.

107 *Jörn Schütrumpf* (Hrsg.), »Spartakusaufstand«. Der unterschlagene Bericht des Untersuchungsausschusses der verfassunggebenden Preußischen Landesversammlung über die Januar-Unruhen 1919 in Berlin, Berlin 2018.

108 *Ders.*, Zur Edition, in: ebd., S. 76.

109 Vgl. *ders.*, Der Spartakusaufstand – Ein deutsches Wintermärchen, in: ebd., S. 13–44.

weil er zwar veröffentlicht, aber nie weitergereicht wurde, erscheint merkwürdig.<sup>110</sup> Es sollte lieber danach gefragt werden, warum der Abschlussbericht 1921 in der Öffentlichkeit keine Rolle mehr spielte. Vielleicht sollte die Konzentration daher auf Jörn Schütrumpfs Anliegen liegen, der Forschung den Zugang zu einem wichtigen Quellenkorpus zu erleichtern. Dies ist mit dieser Edition sicherlich geglückt.

Dass die politikgeschichtliche Bedeutung der Revolution immer noch die Editionsprojekte dominiert und sich dadurch besonders auf männliche Akteure konzentriert, hat nicht nur mit der Art und Weise zu tun, wie Archive und Bibliotheken ihre Bestände sammeln. Es zeigt, dass es noch immer die Interpretation des politischen Verlaufs der Revolution ist, die große Aufmerksamkeit bindet. Der Schritt zur Alltags- und Erfahrungsgeschichte ist auch hier noch am Anfang.<sup>111</sup>

Ein sehr gelungenes Beispiel für ein Buch, welches alltägliche Beobachtungen einfängt, ist das »Revolutionstagebuch« von Viktor Klemperer »Man möchte immer weinen und lachen in einem.«<sup>112</sup> Klemperer, der durch seine detailreichen Tagebuchaufzeichnungen und seine Analyse der NS-Sprache zum viel zitierten Chronisten des Dritten Reichs<sup>113</sup> wurde, schrieb hier über seine Zeit in München im Revolutionsjahr 1918/19. Damit ist dem Aufbau Verlag eine Überraschung gelungen, denn Klemperer galt bis zu dieser Publikation nicht als Kommentator der Revolution. Mit dem »Revolutionstagebuch« bekommen nicht nur die Revolutionsereignisse in München einen kenntnisreichen Chronisten, sondern auch Viktor Klemperer eine deutliche Verankerung in der Weimarer Republik. Das »Revolutionstagebuch« ist mit Zeittafeln, sorgfältigen Anmerkungen, 16 Bildtafeln sowie mit einem einordnenden Nachwort von Wolfram Wette versehen. So werden die grandiosen Texte von Viktor Klemperer adäquat eingerahmt.<sup>114</sup>

Klemperer war kein Freund der Münchener Revolutionsereignisse. Seine Aufzeichnungen geben Einblicke in die Atmosphäre auf den Straßen der bayerischen Metropole und verbergen nicht seine Verwunderung über die Geschehnisse. Im Gegensatz zu Theodor Wolf, der die Revolution in Berlin als traurig, grau und erschöpft beschrieb<sup>115</sup>, vermittelte Viktor Klemperer ein anderes Bild. Die Ereignisse in München verbreiteten für ihn ein Gefühl ähnlich dem südländischen Karneval – eine vergnügliche und leichte Revolution im November 1918.<sup>116</sup> Doch dabei blieb es nicht. Klemperer befürchtete Radikalisierung und Gewalt, wenn das Volk Versprechungen schnell eingelöst sehen wollte. Sein Bericht

110 *Ders.*, Vorbemerkung, in: ebd., S. 7–11, hier: S. 7.

111 Natürlich liegen auch hier schon einige, allerdings wenige, Quellensammlungen vor, die Einblicke in alltägliche Revolutionserfahrungen bieten. Vgl. z. B. *Gerhard Schmolze* (Hrsg.), *Revolution und Räterepublik in München 1918/19 in Augenzeugenberichten*, München 1978; *Nadine Rossol* (Hrsg.), *Kartoffel, Frost und Spartakus. Weltkriegsende und Revolution 1918/19 in Essener Schüleraufsätzen*, Berlin 2018. Publierte Tagebücher, die interessante Einblicke in das Revolutionsgeschehen bieten, sind z. B. *Käthe Kollwitz*, *Die Tagebücher*, Berlin 1989; *Volker Stalman* (Bearb.), *Bernard Falk (1867–1944), Erinnerungen eines liberalen Politikers*, Düsseldorf 2012; *Karl Wille*, *Tagebuchbekenntnis einer Berliner Schulmeisters in den Revolutionsjahren 1918/19*, Berlin 1996; *Thomas Mann*, *Tagebücher 1918–1921*, hrsg. von *Peter de Mendelssohn*, Frankfurt am Main 2003, *Harry Graf Kessler*, *Tagebücher 1918–1937*, Berlin 2013.

112 *Klemperer*, *Man möchte immer weinen und lachen in einem*.

113 Vgl. *Viktor Klemperer*, *LTI. Notizbuch eines Philologen*, Berlin 1947; *ders.*, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945*, 8 Bde., Berlin 1999.

114 Der Gymnasiallehrer und Publizist Josef Hofmiller, viel weiter rechts auf dem politischen Spektrum verortet als Klemperer, schrieb über den gleichen Zeitraum in München. Vgl. *Josef Hofmiller*, *Revolutionstagebuch 1918/19*. Aus den Tagen der Münchner Revolution, Leipzig 1938.

115 *Theodor Wolff*, *Der Marsch durch zwei Jahrzehnte*, 1936, S. 181f.

116 *Klemperer*, *Man möchte immer weinen und lachen in einem*, S. 30–32.

über eine Sitzung des »Revolutionstribunals« im April 1919 beendet Viktor Klemperer mit dem Verweis, dass es jetzt noch »Revolutionsspiel« sei, sich dies aber schnell ändern könnte, wenn das Volk sich enttäuscht fühlte.<sup>117</sup> »Man möchte immer weinen und lachen in einem« enthält das »Revolutionstagebuch«, welches Klemperer, über 20 Jahre nach den Ereignissen, 1942 als Teil seiner Erinnerungen schrieb, sowie seine Zeitungsartikel für die »Leipziger Neuesten Nachrichten« von Februar 1919 bis Januar 1920. Dabei wird deutlich, wie sich Klemperer im Rückblick an die revolutionären Ereignisse in München erinnerte und im Vergleich dazu, wie er sie ab Februar 1919 den Leipziger Zeitungslesern erklärte.

Weg von der bayerischen Hauptstadt und an eine Vielzahl von Schauplätzen führen die Herausgeber und die Herausgeberin der Quellensammlung »1918: Die Deutschen zwischen Weltkrieg und Revolution«. Sie nehmen ihren Buchtitel ernst und beginnen mit Tagebucheinträgen im Januar 1918 und enden im Dezember 1918.<sup>118</sup> Danach beschließt der Abdruck von Sebastian Haffners »Erinnerungen an die Revolution 1918« – hier fehlt erstaunlicherweise ein Verweis auf das Publikationsjahr – den Dokumententeil des Buches. Aus Heidelberg, Berlin und München genauso wie aus Flandern, den Vogesen oder aus dem Allgäu versammelt dieses Buch Ego-Dokumente, die gemeinsam haben, dass sie im Jahr 1918 verfasst wurden. Aufgrund der Chronologie der Edition, die jahreszeitlich in die Abschnitte »Frühjahr«, »Sommer«, »Herbst« und »Winter« unterteilt ist, nehmen die Quellen zur Revolution – konsequenterweise – nur einen kleinen Teil ein. Tagebücher und Briefe von bekannten Persönlichkeiten wie Harry Graf Kessler, Walther Rathenau und Max Weber stehen neben denen von Soldaten, Krankenschwestern, Kriegsgefangenen und Ehefrauen. Kurze Biografien der Autoren und Autorinnen befinden sich am Ende des Bandes. Damit ist eine schöne Auswahl erreicht, die weibliche und männliche Erfahrungen berücksichtigt. Allerdings wird auch deutlich, dass Dokumente von Arbeitern, sollten sie nicht als Soldaten an der Front sein, genauso fehlen wie von kommunalpolitischen Entscheidungsträgern. Dadurch entsteht ein Bild der Revolution, welches mehrheitlich von abwartendem Verhalten und negativen Erwartungen geprägt wurde.

Letztlich ist dieses Buch eine Quellensammlung über das letzte Kriegsjahr. Dieser Fokus wird auch in der Einleitung und im abschließenden Teil deutlich – leider sind beide Texte ohne Fußnoten oder Anmerkungen. Dennoch zeigt »1918. Die Deutschen zwischen Weltkrieg und Revolution« einen zwar offensichtlichen, aber manchmal vergessenen Aspekt: Für viele Deutsche war es das Kriegsende und die damit verbundenen Sorgen, die ihre Haltung im Herbst und Winter 1918 prägten. Die Revolution hatte den Krieg beendet und jetzt musste ausgelotet werden, was nach vier Jahren Kriegszeit geschehen würde. Die Aufbruchstimmung und die Zukunftshoffnung, der Wille zur politischen Neugestaltung und zur Beteiligung bleiben bei diesem Ansatz und dem gewählten Zeitrahmen allerdings auf der Strecke.<sup>119</sup>

## VII. FAZIT

Das hundertjährige Revolutionsjubiläum 2018 stellte ein wichtiges Geschichtsereignis mit viel Verve der Öffentlichkeit vor. Lokale, regionale und bundesweite Veranstaltungen hatten einen großen Anteil daran. Die populärwissenschaftlichen Publikationen, die mit dem

<sup>117</sup> Ebd., S. 137f.

<sup>118</sup> *Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz* (Hrsg.), 1918. Die Deutschen zwischen Weltkrieg und Revolution, Ch. Links Verlag, Berlin 2018, 312 S., geb., 25,00 €.

<sup>119</sup> Eine Quellensammlung, die sich auf die umstrittene Erinnerung an den Krieg von 1918 bis 1934 bezieht, ist *Bernd Ulrich/Benjamin Ziemann*, Krieg im Frieden. Die umkämpfte Erinnerung an den Ersten Weltkrieg, Frankfurt am Main 1997.

Jubiläum einhergehen, konzentrierten sich oft auf die politische Ereignisgeschichte der Revolution, präsentierten dabei jedoch unterschiedliche lokale Schwerpunkte und Erzählperspektiven. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier bezeichnete die Revolution 1918/19 in seiner Gedenkrede vor dem Bundestag am 9. November 2018 als ersten Schritt in Deutschlands Demokratiegeschichte<sup>120</sup> – die Würdigung der Nationalversammlung, der Weimarer Verfassung und des Grundgesetzes folgte 2019. Es war, demokratiegeschichtlich gesehen, ein terminreiches Jahr. So löblich dieses Narrativ in Anbetracht demokratiefeindlicher Stimmen ist, hier werden die geschichtlichen Linien etwas zu gerade gezogen, um sie der Gegenwart anzupassen. Was Matrosen, Arbeiter, Soldaten und viele andere Akteure und Akteurinnen in den Novembertagen 1918 verband, war ihr Wunsch nach Frieden. Für die politische Neugestaltung Deutschlands nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs gab es unterschiedliche Vorstellungen.

Die erstaunlich vielfältigen Aktivitäten und Veröffentlichungen im Jahr 2018 verstellen den Blick darauf, dass die geschichtswissenschaftlichen Neuentwicklungen in der Revolutionsforschung nicht so zahlreich sind, wie es die Publikationsmenge suggeriert. Eine stärkere Konzentration auf lokalgeschichtliche Perspektiven und auf »eine gelebte Revolution«, um Fragen nach Handlungsmacht, Emotionen, Erfahrungen, Teilhabe und Netzwerke besser auszuleuchten, verspricht eine Fülle interessanter Themen. Raum- und kulturgeschichtliche Ansätze spielen dabei eine wichtige Rolle, genauso wie die Gewaltforschung.

Die Tatsache, dass in diesem Rezensionssatz kaum Studien von Historikerinnen vorgestellt wurden, muss zu denken geben. Die deutsche Revolution ist ein mehrheitlich von Männern untersuchtes Ereignis.<sup>121</sup> Dies gilt für Sammelbände, Monografien und Quelleneditionen gleichermaßen, mit einer Ausnahme: das Frauenwahlrecht.<sup>122</sup> Wenn die Revolution aber als eine historisch offene Situation betrachtet werden soll, wäre es an der Zeit, das populäre Narrativ des fahnenschwingenden männlichen Revolutionärs zu überdenken.<sup>123</sup> Kerstin Wolff bemerkt zu Recht, dass der Kampf um das Frauenwahlrecht als »weibliche Seite der Revolution« verstanden werden kann.<sup>124</sup>

Es geht aber nicht nur darum, was erforscht wird, sondern auch von wem. Die Revolutionsforschung scheint uns auf alte und hoffentlich überwundene Kategorien zurückzuführen, in denen Frauen über Frauen schreiben und Männer über Politik und Gewalt. Warum ist es nicht andersherum? Frauen und Männer machten neue Erfahrungen und nutzten neue Handlungsspielräume in der Revolution und durch die Revolution. Vielleicht schlägt sich diese Vielfalt der Möglichkeiten beim nächsten Jubiläum deutlicher in der Vielfalt der Autorenschaft nieder.

120 *Frank-Walter Steinmeier*, Rede des Bundespräsidenten zur Gedenkstunde am 9. November 2018, URL: <<http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Frank-Walter-Steinmeier/Reden/2018/11/181109-Gedenkstunde-Bundestag.html>> [10.7.2019].

121 Damit soll nicht gesagt werden, dass sich Historikerinnen nicht mit der Politik- und Sozialgeschichte Deutschlands im frühen 20. Jahrhundert auseinandergesetzt hätten. Vgl. u. a. *Margaret MacMillan*, *Die Friedensmacher. Wie der Versailler Vertrag die Welt veränderte*, Berlin 2015; *Birte Förster*, 1919. Ein Kontinent erfindet sich neu, Stuttgart 2018.

122 Vgl. z. B. *Hedwig Richter/Kerstin Wolff* (Hrsg.), *Frauenwahlrecht. Demokratisierung der Demokratie in Deutschland und Europa*, Hamburg 2018; *Dorothee Linnemann/Jan Gerchow* (Hrsg.), *Damenwahl! 100 Jahre Frauenwahlrecht*, Frankfurt am Main 2018; *Kerstin Wolff*, *Unsere Stimme zählt. Die Geschichte des Frauenwahlrechts*, Überlingen 2018.

123 *Hedwig Richter*, *Demokratiegeschichte ohne Frauen? Ein Problemaufriss*, in: *APuZ*, 68, 2018, H. 42, S. 4.

124 Vgl. *Kerstin Wolff*, *Eine Revolution der Frauen?*, in diesem Band.

*Rainer Behring*

## Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung

Ein Literaturbericht (2013–2018). Erster Teil: Erster Weltkrieg, Kontroversen um den italienischen Faschismus und um Benito Mussolini

Der vorliegende Forschungsbericht schließt unmittelbar an einen entsprechenden Beitrag an, der 2014 im Archiv für Sozialgeschichte erschienen ist<sup>1</sup> und dessen Kenntnis gleichsam implizit vorausgesetzt wird, da an dort dargelegte Hinweise zum Forschungsstand und zu Kontroversen der Forschung angeknüpft wird: Auch diese Fortsetzung wird erneut durch eine weitgehende Konzentration der deutschsprachigen Forschung auf Aspekte der faschistischen Diktatur gekennzeichnet sein, während die italienische Geschichte vor 1919/22 und nach 1943/45 weiterhin eine demgegenüber deutlich geringere Beachtung findet. Im Zentrum steht die Problematik eines generischen Faschismusbegriffs in seiner Anwendung auf den italienischen Faschismus. Es geht darüber hinaus um die Qualität der faschistischen Herrschaft als eines verbrecherischen Regimes insbesondere im Vergleich zur nationalsozialistischen Herrschaft. Generell spielen vergleichende und beziehungsgerichtete Perspektiven auf Deutschland und Italien in den im Berichtszeitraum erschienenen Monografien und Sammelbänden vielfach eine wesentliche Rolle. Aufgrund der Fülle der im Berichtszeitraum 2013 bis 2018 publizierten einschlägigen Arbeiten erscheint dieser Literaturbericht in zwei Teilen. Der erste Teil enthält nach einem kurzen Blick auf den Ersten Weltkrieg, dessen Jahrhundertgedenken in der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung im Hinblick auf die Rolle des Königreichs Italien nur eine schwache Resonanz hervorgerufen hat, eine ausführliche Diskussion der einschlägigen Titel zu Kontroversen um den italienischen Faschismus und um die Rolle Benito Mussolinis als dessen zentraler Figur. Im zweiten Teil, der im nächsten Band folgen wird, werden Spezialstudien und Quellenpublikationen zur Analyse der faschistischen Diktatur vorgestellt. Sie haben die mediale Inszenierung und die spezifisch faschistische Ästhetik und Architektur, das Verhältnis von Faschismus und katholischer Kirche, die Behandlung der italienischen Juden und der im Zweiten Weltkrieg besetzten Gebiete und den Systemwechsel von 1943/45 zum Thema. Außerdem wird ein Blick auf die Geschichte der Italienischen Republik seit 1946 zu werfen sein.

### I. DEUTSCHLAND UND ITALIEN: »FERNE NACHBARN«?

Als »Ferne Nachbarn« bezeichnet Christof Dipper Deutsche und Italiener im Titel eines Bandes, der seine überwiegend in den vergangenen zwanzig Jahren entstandenen, teilweise aktualisierten »vergleichende[n] Studien zu Deutschland und Italien in der Moderne« versammelt.<sup>2</sup> Ein Blick auf Dippers durchweg reflektierte und ertragreiche Beiträge soll diesen Literaturbericht eröffnen, weil sie Perspektiven aufweisen, denen in den im Folgenden

1 *Rainer Behring*, Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung. Ein Literaturbericht (2006–2013), in: AfS 54, 2014, S. 345–394. Der Verfasser dankt Christian Jansen (Trier) und Lennart Schmidt (Düsseldorf) für ihre kritische Lektüre des Manuskripts.

2 *Christof Dipper*, Ferne Nachbarn. Vergleichende Studien zu Deutschland und Italien in der Moderne (Italien in der Moderne, Bd. 23), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2017, 362 S., geb., 45,00 €.

zu besprechenden Büchern wiederholt begegnet wird: Es geht unter anderem um die Problematik der Moderne als für die Geschichtswissenschaft relevanter Kategorie, um Möglichkeiten und Grenzen eines über nationale Staaten, Gesellschaften und Entwicklungspfade hinausweisenden Vergleichs und um Fragen von Unterschieden und Asymmetrien, die im Ergebnis solchen Vergleichs hervortreten und die nicht zuletzt die entsprechende wissenschaftliche Tätigkeit selbst charakterisieren. Denn, wie Dipper als einschlägig ausgewiesener Gelehrter in erfrischender Selbstbescheidung einräumt, es könne letztlich nur darum gehen, »aus der sicheren Kenntnis der eigenen Geschichte die vergleichbaren Phänomene der anderen zu betrachten« und »deutsche Fragen in der Absicht« zu stellen, »dadurch umso klarere italienische Antworten zu erhalten« (S. 88) – die unvermeidliche Asymmetrie von Bemühungen um einen inter- oder auch transnationalen Vergleich liegt somit auf der Hand, sofern die unterschiedliche Sachkenntnis eines Autors im Hinblick auf zwei oder gar mehr geschichtswissenschaftlich zu vergleichende nationale Untersuchungsobjekte eingestanden wird.

Anhand seiner Fallstudien zum deutsch-italienischen Vergleich möchte Christof Dipper der verbreiteten Vorstellung einer Parallelgeschichte dieser beiden Staaten und Gesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert entgegenreten. Er streicht stattdessen die Asymmetrien und insbesondere die Unterschiede heraus, die der Vergleich immer wieder, ja nahezu durchgehend zutage fördert. Dabei liegen die Asymmetrien nicht bloß in der bekannten machtpolitischen (lange Zeit auch militärischen) und ökonomischen Überlegenheit der deutschen Seite begründet, die das deutsch-italienische Verhältnis bis in die Gegenwart kennzeichnet und tendenziell belastet, jedenfalls die Idealvorstellung einer Gleichwertigkeit Deutschlands und Italiens in der internationalen Politik als realitätsfern erscheinen lässt. Vielmehr erfüllt Italien für die Deutschen über seine Rolle als Objekt von wirtschaftlichen Investitionen und Abnehmer von Exportwaren hinaus seit je eine Funktion als Sehnsuchts- und Reiseland, als touristisches Ziel von Bildungsreisen in ein Land voller Kunstschatze oder von Urlaubsreisen in das Land von Sonne und Mittelmeerstränden. Die Präsenz von Italienern in Deutschland ist dagegen ebenso traditionell in erster Linie durch die Suche nach Erwerbsmöglichkeiten motiviert. Damit korrespondiert in der wechselseitigen Einschätzung auf deutscher Seite eine verbreitete Mischung aus Zuneigung und Verachtung gegenüber den Italienern, während letztere Deutschland und den Deutschen eher mit Respekt, aber auch mit Vorstellungen einer von jenseits der Alpen ausgehenden Bedrohung, ja mit ausgeprägten Minderwertigkeitskomplexen zu begegnen scheinen. Deutsche und Italiener seien jedenfalls »ferne Nachbarn« schon insofern, als sie wenig voneinander wüssten, »obwohl sie vom Gegenteil überzeugt sind« (S. 9f.; prägnant zur Asymmetrie am Beispiel der Europapolitik der Bundesrepublik und Italiens nach 1945 S. 312f.). Die Asymmetrie der gegenseitigen Wahrnehmung komme auch darin zum Ausdruck, dass die Vorstellung einer deutsch-italienischen Parallelgeschichte vornehmlich nördlich der Alpen verbreitet sei, in Italien selbst dagegen auf wenig Resonanz stoße (S. 323–325). Beim Blick auf die Behandlung des anderen Landes durch die jeweilige Zeitgeschichtsforschung, so ließe sich ergänzen, stehen einer Fülle von einschlägigen Studien deutsch(sprachiger) Autoren zu Themen der italienischen Zeitgeschichte – von denen der vorliegende Bericht Zeugnis ablegt – ziemlich wenige relevante Resultate aus italienischer Produktion gegenüber, die sich forschend mit deutscher Zeitgeschichte auseinandersetzen; Ausnahmen korrespondieren zumeist mit einer lebensgeschichtlichen Verwurzelung der Autoren in der deutschen Wissenschaftslandschaft.

Dipper findet grundsätzlich »mehr Unterschiede als Parallelen« und »die wenigen deutsch-italienischen Studien« aus dem Bereich der »erweiterten Sozialgeschichte« legten »erhebliche Unterschiede auch dort nahe, wo sich auf den ersten Blick Ähnlichkeiten, Parallelen zeigen« (S. 327f.). »Die Unterschiede sind das Thema« des Buches, unterschiedliche Wege



zweier Gesellschaften nämlich in eine(r) Moderne, von der alle europäischen Gesellschaften erfasst würden, damit aber auf unterschiedliche Weise umgingen und sie entsprechend verschieden gestalteten (S. 10f.). Die Moderne weise ganz unterschiedliche Gesichter auf, wie Dipper am Beispiel einer spezifisch mediterranen Form von Industrialisierung skizzenhaft darlegt. Um sie zu analysieren, gelte es, sich vom west- und mitteleuropäischen Paradigma der Industrialisierung zu lösen und die spezifischen, etwa auch mentalen, Bedingungen zu erkennen, unter denen sich eine andersartige ökonomisch-technische Modernisierung in Italien vollzog: Ohne das Vorwalten von Riesenbetrieben, Hochöfen und Schloten, Kohlenförderung und Erzverarbeitung, vielmehr durch ein spätes, aber dann beschleunigtes Wachstum von und durch Elektrifizierung, Dienstleistungen, kleine und mittlere Industrie- und Gewerbebetriebe, eigentümliche staatskapitalistische Strukturen, schließlich eine Konzentration auf die Fertigung von langlebigen Konsumgütern, auf Tourismus und Bauwirtschaft – eine andere Moderne eben in Italien als in Deutschland und mit einer Phasenverschiebung, die Italien erst in den 1950er-Jahren als – in divergenter Weise – industrialisiertes Land erscheinen lasse. Es gebe auch im sozioökonomischen Bereich keine idealtypische Moderne, sondern unterschiedliche Industrie- und Technikkulturen, und Italien sei gleichsam unter weitgehendem Verzicht auf schwerindustrielle Strukturen direkt und durchaus erfolgreich von der Agrar- in die Dienstleistungsgesellschaft eingetreten (S. 157–165 und 300f.).

Nicht zuletzt bei der Betrachtung von Faschismus und Nationalsozialismus betont Christof Dipper die tief greifenden Unterschiede zweier Bewegungen und Herrschaftssysteme: Ein Vergleich der Gesellschaftspolitik beider Regime etwa zeige nicht nur die teilweise tief ins 19. Jahrhundert zurückreichenden unterschiedlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen auf, von denen jegliche einschlägigen Maßnahmen geprägt gewesen seien. Vielmehr setzten die Nationalsozialisten »die Akzente ihrer demographischen Politik deutlich anders« als die Faschisten (S. 179) – Eugenik und Rassismus standen gegen eine klassenbewahrende Familienpolitik –, und während sowohl NS-Regime als auch die Diktatur Mussolinis in mancherlei Weise Mittelstandsförderung betrieben und auf spezifische Art die gesellschaftliche Rolle von Frauen beförderten – damit aber wiederum jeweils gesamteuropäischen Trends folgten –, bot die Behandlung der Arbeiterschaft durch die NS-Führung, soweit sie politisch angepasst war und ethnisch und erbgesundheitlich für unproblematisch befunden wurde, dem Beobachter ein »deutlich vorteilhafteres Bild« gegenüber den Verhältnissen im faschistischen Italien, wo man beispielsweise in der Lohnpolitik »vergeblich nach Zeichen der Moderne suchen« werde (S. 190f.). Während der italienische Faschismus die überlieferte Klassengesellschaft konserviert habe, sei der Nationalsozialismus auf seinem Weg in eine wesentlich durch rassistische Kriterien definierte ›Volksgemeinschaft‹ relativ weit vorangekommen. Jedenfalls hätten es weder sozialgeschichtliche Studien zum Sozialprofil von »Nationalsozialistischer Deutscher Arbeiterpartei« (NSDAP) und »Partito Nazionale Fascista« (PNF) und ihrer Anhängerschaft noch Forschungen zur von Gewalt geprägten Praxis dieser Bewegungen, die mit der Motivation unternommen worden seien, »in vergleichender Absicht eine Faschismustheorie auszuarbeiten«, vermocht, »die Wahrnehmung wesentlicher, wenn nicht gar wesensmäßiger Unterschiede zwischen den beiden Faschismen« zu verstellen (S. 334f.).

Es ist am Ende erstaunlich, dass Dipper angesichts von »wesensmäßigen Unterschieden« überhaupt an den »Faschismen« oder den »faschistischen Diktaturen« als analytischen Begriffen festhält. Seine vergleichenden Studien, die nicht zufällig etwa von »nationalsozialistischer und faschistischer Wissenschaftspolitik« handeln und eben nicht von faschistischer Wissenschaftspolitik als Typus, tragen zur Vorstellung von der Notwendigkeit eines generischen Faschismusbegriffs tatsächlich nichts bei. Wenn Dipper behauptet, die Nationalsozialisten hätten »eine ganze Reihe zentraler Institutionen des ›Dritten Reichs‹

nach faschistischem Vorbild aufgebaut«, dann kann er lediglich »die Deutsche Arbeitsfront und ihre Unterorganisation Kraft durch Freude« benennen (S. 275), wo doch der unbefangene Betrachter bei in der Sache »zentralen Institutionen« des nationalsozialistischen Regimes unwillkürlich an den absoluten Führerstaat denkt, die Wehrmacht, die Vierjahresplanbehörde, an die SS, das Reichssicherheitshauptamt und die Konzentrationslager, an Einsatzgruppen und Einrichtungen zur massenhaften Tötung von Menschen. Für nichts davon existierten im faschistischen Italien Vorbilder. Dipper lässt keinen Zweifel daran, dass der umfassende, letztlich von vornherein eliminatorisch angelegte Rassismus als ideologisch determinierter Daseinszweck der NS-Herrschaft im Faschismus kein Pendant findet (vgl. etwa S. 24f., 335–339 und 349–352); sein Verweis auf die »Repubblica Sociale Italiana« seit Herbst 1943 (S. 336) erscheint wenig plausibel, weil sie nicht nur ausschließlich als deutscher Satellitenstaat existenzfähig und in ihren Handlungen entsprechend fremdinduziert war, sondern weil in ihr Randgruppen des faschistischen Spektrums in die zentralen Positionen einrückten, die ihnen verwehrt geblieben waren, solange die faschistische Herrschaft autonom agierte und aus sich selbst heraus Bestand hatte. Zu der Erkenntnis der »wesensmäßigen Unterschiede« zwischen Faschismus und Nationalsozialismus fügt Dipper noch die Einsicht hinzu, dass auch die Asymmetrie zwischen Deutschland und Italien kaum je größer war als zwischen 1933 und 1945, nicht allein angesichts des schließlich erdrückenden politischen, wirtschaftlichen und militärischen Übergewichts des Deutschen Reiches und einer vielfach von deutschen Stellen an den Tag gelegten verächtlichen Rücksichtslosigkeit gegenüber den italienischen Verbündeten, sondern im Hinblick auf die tief begründete letztliche Unvereinbarkeit eines nationalsozialistisch beherrschten Deutschen Reiches und eines faschistisch regierten Königreichs Italien:

»Faschistische Politik geriet [...] immer wieder mit sich selbst in Widerspruch, denn für zwei Regime, die nach außen hin Seite an Seite auftraten, ihren Völkern jedoch zugleich einhämmerten, sie, also die Italiener bzw. die Deutschen, seien das von der Geschichte auserwählte, zur Führung berufene Volk, musste loyale Zusammenarbeit und Bündnistreue ein Fremdwort bleiben.«

Beide Diktaturen wollten sich »ganz grundsätzlich weder binden noch ernsthaft militärisch zusammenarbeiten« (S. 18f.): Auch das verweist auf die grundsätzliche Problematik eines generischen Faschismusbegriffs, die im Folgenden weiter zu erörtern sein wird.

## II. DER ERSTE WELTKRIEG UND SEINE NACHWIRKUNGEN

Die entscheidende Bedeutung des Ersten Weltkriegs für die Genese und gesellschaftliche und politische Durchsetzung der faschistischen Bewegung steht außer Frage. Dennoch sind für den Berichtszeitraum lediglich zwei Titel zu annotieren, die sich mit Italien im »Großen Krieg« beschäftigen. Ein Sammelband enthält parallele Aufsätze zu »Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg«.<sup>3</sup> Italienische und österreichische Historikerinnen und Historiker stellen jeweils einen Beitrag zu Regierung und Politik, zur militärischen Kriegführung, zu den Soldaten und zur gesellschaftlichen Mobilisierung in beiden Staaten gegenüber, ferner zu den Bereichen Kultur und Propaganda sowie Erinnerung und Geschichtsschreibung. Das Vorhaben sei bezüglich dieser beiden Länder und ihrer Geschichtswissenschaften präzedenzlos, wie die Herausgeber nicht ohne Stolz konstatieren, und solle zur weiteren transnationalen Bearbeitung der österreichisch(-ungarisch)-italienischen Konfrontation im Ersten Weltkrieg Anstöße liefern. Dabei räumt Oswald Überegger ein, dass »der Band letztlich keine wirklich transnationale österreichisch-italienische Geschichte des Ersten Weltkrieges verkörpert«, sondern es sich lediglich um »für ein breites historisch

3 *Nicola Labanca/Oswald Überegger* (Hrsg.), *Krieg in den Alpen. Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg (1914–1918)*, Böhlau Verlag, Wien/Köln etc. 2015, 346 S., geb., 40,00 €.

interessiertes Publikum« geschriebene »Parallelgeschichten aus österreichischer und italienischer Perspektive« handele, die bestenfalls die Grundlage einer »Vergleichsgeschichte« abgeben könnten (S. 14).<sup>4</sup> So erstellt Daniele Ceschin ein informatives, wenngleich konventionelles Bild der innenpolitischen Entwicklung Italiens von 1915 bis 1918<sup>5</sup>, hinter das Fortunato Minniti Beitrag zur italienischen Kriegführung noch weit zurückfällt: Er bietet nichts als die ziel- und aussagenlose Aufzählung von Operationsplänen, Schlachtverläufen, Armeekorps und Mobilisierungsziffern und wirft mit seiner methodischen Rückständigkeit kein gutes Licht auf die an einer römischen Universität betriebene Form der Militärgeschichte.<sup>6</sup> Dagegen heben sich die Aufsätze von Federico Mazzini zu den Kriegserfahrungen italienischer Soldaten an der österreichischen Front und von Giovanna Procacci zur italienischen Gesellschaft im Krieg positiv ab: Man erfährt von der resignativen Grundhaltung, mit der die überwiegend aus dem landwirtschaftlichen Bereich rekrutierten italienischen Infanteristen den Krieg gleichsam wie eine Naturkatastrophe hinnahmen und über sich ergehen ließen, wobei diese Repräsentanten des bäuerlichen Italien in Form der industrialisierten und entindividualisierten Kriegführung oft überhaupt erstmals mit der technischen Moderne konfrontiert wurden.<sup>7</sup> Die Soldaten kämpften unter Zwang und ohne patriotische Ideale »gleichsam in einer Art Dämmerzustand« (S. 146) und entwickelten dabei »ein zurückhaltend-stoisches Verhalten« als »komplexes soldatisches Handlungsmuster« (S. 150), das zur Erklärung ihres Durchhaltens in einem als sinnlos erachteten Geschehen beitrage, in dem ein Sieg für sie als Person unmöglich und Aufbegehren nutzlos erschienen sei. Die italienische Gesellschaft sei schon vor 1915 von tiefer Spaltung gekennzeichnet gewesen, die im Krieg durch einen von der Regierung nicht gesteuerten sozialen Delegitimierungsprozess – Unterversorgung und Desorganisation allenthalben vor dem Hintergrund fortdauernder Klassenkonflikte – zunehmend vertieft worden sei und schließlich zur Radikalisierung gegensätzlicher Lager und damit zu einer latenten Bürgerkriegssituation geführt habe, die sich nach 1918/19 bruchlos fortgesetzt und weiter verschärft hätten. Wenngleich die Beiträge des Bandes insgesamt keine grundlegend neuen Einsichten oder Perspektiven aufweisen, bieten sie doch als Synthesen des Forschungsstands einen nützlichen Einblick in die Bedeutung des Ersten Weltkriegs für die gesellschaftliche Entwicklung Italiens über die konventionellen Zäsuren 1915/1918 hinweg. Zugleich wird in den Studien die Ähnlichkeit vieler kriegsbedingter Erscheinungen im Königreich Italien und in der Habsburgermonarchie angesichts der Herausforderung durch den »Großen Krieg« vor Augen geführt: Die Abdankung der Legislative zugunsten von Regierung und Militär, die Militarisierung von Wirtschaft und Gesellschaft sowie das Versagen der Behörden angesichts von Versorgungsengpässen und zunehmender Äußerungen von Unzufriedenheit aus der Bevölkerung zeigen am Ende tatsächlich Perspektiven für eine grenzüberschreitende Gesellschaftsgeschichte des Ersten Weltkriegs auf.

Dezidiert vergleichend angelegt gibt sich die Berliner Dissertation von Pierluigi Pironti über die Kriegsofopferversorgung im Gefolge des Ersten Weltkriegs in Deutschland und Italien.<sup>8</sup> »Ziel dieses Buches ist es, die Entwicklung der Kriegsofopferpolitik zu beleuchten«

4 Oswald Überegger, Einleitung. Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg, in: ebd., S. 7–19.

5 Daniele Ceschin, Regierung, Politik und Öffentlichkeit in Italien, in: ebd., S. 21–44.

6 Fortunato Minniti, Generalstabschef Luigi Cadorna und die italienische Kriegführung, in: ebd., S. 69–104.

7 Federico Mazzini, Kriegserfahrungen. Italienische Soldaten an der italienisch-österreichischen Front, in: ebd., S. 129–154; Giovanna Procacci, Heimatfront. Die italienische Gesellschaft im Krieg, in: ebd., S. 181–208.

8 Pierluigi Pironti, Kriegsofopfer und Staat. Sozialpolitik für Invaliden, Witwen und Waisen des Ersten Weltkriegs in Deutschland und Italien (1914–1924) (Italien in der Moderne, Bd. 22), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2015, 556 S., geb., 70,00 €.

(S. 25): Dieses Ziel wird zweifellos erreicht. Man erfährt außerordentlich viel Wissenswertes über die unzureichende Vorbereitung der 1914/15 in den Krieg eintretenden Mächte auf eine langwierige Auseinandersetzung zwischen Massenheeren im Hinblick auf die medizinische, orthopädische, psychologische, berufsvorbereitende und vor allem finanzielle Versorgung von Millionen von Kriegsbeschädigten einerseits, Hinterbliebenen andererseits. Pironti schildert die wenig organisierten Ansätze einer Kriegsopferversorgung durch lokale und vielfach private Initiativen in der ersten Kriegsphase, die mit zunehmender Kriegsdauer von einer allmählichen Zentralisierung und Übernahme staatlicher Verantwortung überlagert wurde; er begibt sich mit seinen Lesern in die Stätten der Entwicklung und Anpassung von Prothesen, in Einrichtungen zur psychologischen Betreuung und beruflichen Schulung von Kriegsversehrten, in die Köpfe von Experten, die über die landwirtschaftliche Siedlung oder die Eingliederung der körperlich und seelisch geschädigten ehemaligen Kriegsteilnehmer in Handwerks- oder Industriebetriebe berieten, vor allem in die Blätter der allmählich entstehenden Interessengruppen von Kriegsopfern, in denen immer erneut das Ungenügen aller staatlichen und gesellschaftlichen Bemühungen insbesondere um die ausreichende finanzielle Entschädigung von Kriegsbeschädigten, Witwen und Waisen beklagt wurde. Er diskutiert durchgehend das Spannungsverhältnis zwischen einer karitativen Fürsorge auf der Basis von Wohltat und Gnade einerseits und dem von den Kriegsopfern selbst reklamierten Anspruch auf Rechte, die sich aus ihrem Einsatz für den Staat ergeben hätten. Es werden verbreitete Vorurteile gegen die Betroffenen in Erinnerung gerufen, sie seien ausschließlich auf auskömmliche Renten oder ein bequemes Arbeitsleben im Büro einer öffentlichen Verwaltung fixiert gewesen; im Diskurs der Experten fallen rückwärtsgerichtete, urbanisierungsfeindliche und agrarromantische ideologisch gelagerte Denkfiguren auf, stärker noch die insbesondere in der deutschen Öffentlichkeit, aber auch in Italien zu beobachtende Überzeugung, die Kriegsbeschädigten müssten wieder in die Arbeitswelt integriert werden, um sich nützlich zu machen, produktiv und der ›Volksgemeinschaft‹ dienlich zu sein, ja sich einem gesunden ›Volkkörper‹ einzugliedern. Über all dem macht Pironti ein fundamentales Staatsversagen deutlich mit Regierungen, die mit der unerwarteten Situation und den Anforderungen einer umfassenden sozialpolitischen Neuordnung schlicht überfordert waren. Scheiterte das Reichsversorgungsgesetz von 1920 schon an den ungeheuren Summen, die hätten geleistet werden müssen, sodass im Strudel der Hyperinflation von 1923 einfach die Leistungen zurückgefahren und die Verantwortung wieder dezentralisiert und letztlich die lokale Fürsorge erneut zur entscheidenden Instanz erhoben wurde, so bildete die Entwicklung in Italien letztlich das Versagen des überkommenen politischen Systems der liberalen Eliten ab: Obwohl im Herbst 1917 eigens ein Ministerium für Militärfürsorge und Kriegsrenten ins Leben gerufen wurde, das von einigen Zeitgenossen schon »als Ausgangspunkt für ein Wohlfahrtsministerium« im weitesten Sinne angesehen wurde, gelang es den handlungsschwachen Nachkriegsregierungen nicht, daraus ein nachhaltiges Projekt zur konstruktiven Handhabung der Kriegsofopferproblematik zu gestalten. Es blieb bei einer unüberschaubaren Vielzahl von halbgenen Regelungen und Verordnungen. Das Ministerium wurde im November 1919 zum Staatssekretariat herabgestuft, die Masse der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen beziehungsweise ihrer nationalen Interessenvertretung folgte den Verlockungen Benito Mussolinis und des Faschismus, die sich wenigstens verbal der Sorgen und Nöte der Kriegsofopfer annahmen und den Kult der an der Front gefallenen und versehrten Soldaten in den Rang eines ihrer zentralen Mythen erhoben.

Das alles und noch viel mehr an Detailwissen vermögen die Leser dieser fleißigen Dissertation zu entnehmen. Zielbewusst wird »beleuchtet« und es entsteht beinahe so etwas wie ein umfassendes Handbuch zur Thematik. Leider geraten die übergeordneten Zusammenhänge dabei zu häufig in Vergessenheit und ein über die Beschreibung von einschlägigen

Entwicklungen und Zusammenhängen hinausreichendes Ziel sucht man vergeblich. Man erfährt sporadisch von italienischer Unterentwicklung und beschleunigten Aufholprozessen, von Elementen einer Vorbildfunktion des Deutschen Reiches etwa im Bereich der orthopädischen Wissenschaft, von Auswirkungen eher föderaler oder zentralistischer Traditionen, doch eine Fokussierung des Vergleichs auf eine durchgreifende Fragestellung oder gar die Reflexion eines Erkenntnisinteresses, das diese Studie leiten und ihre Erkenntnisse bündeln könnte, sind nicht auszumachen: Es bleibt am Ende unerfindlich, welche Funktion dieser Arbeit zukommen und welchen Stellenwert sie im wissenschaftlichen Diskurs einnehmen soll. Im Wesentlichen werden zwei nationale Entwicklungspfade nebeneinandergestellt und getrennt voneinander nacherzählt, oft in zu geringer Distanz zu den Quellen, so wenn die klagenden Mitteilungsblätter der Kriegssopferverbände oder die stolzen Leistungsbilanzen von Verwaltungen oder Klinikchefs kommentarlos zitiert und als Abbild der Wirklichkeit hingestellt werden. Auf die Heranziehung von unpubliziertem Quellenmaterial wurde ebenso kommentarlos verzichtet, sodass nicht zufällig die veröffentlichte Selbstdarstellung der Akteure ohne kritischen Abgleich mit anderen Perspektiven im Mittelpunkt steht. Kriegssopfer als Individuen kommen an keiner Stelle zu Wort, ihre konkrete Situation und ihr reales Leben im Deutschland und im Italien der Nachkriegszeit werden vom Verfasser nicht thematisiert. Stattdessen wird vielfach in langen Anmerkungen Handbuchwissen reproduziert und der darüber hinausgehende, eigenständige Ertrag dieser Studie bleibt im Dunkeln: Ein ebenso interessanter wie inhaltsreicher Ansatz, der aber keine durchgreifende weiterführende Perspektive aufweist.<sup>9</sup>

### III. NEUES ZUM FASCHISMUS ALS IDEOLOGIE, BEWEGUNG UND HERRSCHAFTSFORM?

Thomas Schlemmer und Hans Woller vom Münchener Institut für Zeitgeschichte zählen zu den führenden deutschen Vertretern einer einflussreichen Forschungsrichtung, die den Faschismus als eine Gattung betrachtet, die sich in ganz Europa und tendenziell darüber hinaus als Ideologie, soziale Bewegung und Herrschaftsform historisch beobachten und analysieren lasse. Es gebe »heute nur noch wenige Fachleute [...], die einen generischen Faschismusbegriff kategorisch ablehnen«, resümieren Schlemmer und Woller in der Einleitung zu ihrem Sammelband »Der Faschismus in Europa«, der aus einer Tagung über »Die faschistische Herausforderung. Netzwerke, Zukunftsverheißungen und Kulturen der Gewalt in Europa 1922 bis 1945« hervorging.<sup>10</sup> Angesichts dieses von vornherein feststehenden Urteils wirken ihre beiden Leitfragen rhetorisch: »Kann man vom Faschismus überhaupt als allgemeinem Phänomen sprechen? Und: Wie weit trägt ein generischer Faschismusbegriff?« Auch verwundert es nicht, wenn die Herausgeber darauf verzichten, wissenschaftliche Gegner eines generischen Faschismusbegriffs heranzuziehen bei dem Unterfangen, »Fragen nach den historischen Wurzeln, nach der sozialen Basis, nach dem

---

9 Wenigstens anmerkungswise sei auf den für eine sozialgeschichtliche Studie bemerkenswert sorglosen Umgang mit Zahlenangaben hingewiesen: Die gewichtige Behauptung, »Italien mobilisierte 1915 [...] über 5 Millionen Mann für den Krieg« (S. 188), ist sachlich falsch; diese Zahl gilt kumulativ für den gesamten Zeitraum von 1915 bis 1918. Falsche Zahlen- beziehungsweise Prozentangaben finden sich unter anderem in Anm. 285 auf S. 218, Anm. 320 auf S. 235 oder Anm. 223 auf S. 498.

10 *Thomas Schlemmer/Hans Woller*, Politischer Deutungskampf und wissenschaftliche Deutungsmacht. Konjunkturen der Faschismusforschung, in: *dies.* (Hrsg.), *Der Faschismus in Europa. Wege der Forschung* (Zeitgeschichte im Gespräch, Bd. 20), De Gruyter Oldenbourg, München 2014, 144 S., kart., 16,95 €, S. 7–16, Zitat: S. 12. Dieser Band enthält die theoretisch-methodischen Beiträge der Tagung, die empirischen sollen in einem separaten Band veröffentlicht werden.

Stellenwert von Ideologie und Programm sowie nach der gesellschaftlichen Funktion des Faschismus in Europa« zu erörtern (S. 8).

Folglich bilanzieren einige einschlägig ausgewiesene, durchweg männliche Forscher unterschiedlicher Generationen ihre Erkenntnisse. Roger Griffin reflektiert die Reichweite und Akzeptanz seiner von ihm selbst so genannten »berühmte[n] Faschismusdefinition«, die er in den Satz komprimiert: »Faschismus ist eine politische Ideologie, deren mythischer Kern in seinen diversen Permutationen eine palingenetische Form von populistischem Ultra-Nationalismus ist« (S. 17).<sup>11</sup> Fernando Esposito erörtert das Verhältnis von Faschismus und Moderne: Der Faschismus, selbst ein paradigmatischer Ausdruck der Moderne, habe im Zusammenhang einer seit dem späten 19. Jahrhundert gesamtgesellschaftlich zu konstatierenden intensiven Sehnsucht nach Ordnung eine neue, mythisch grundierte Ordnung mit Ewigkeitsanspruch, eine alternative Moderne schaffen wollen.<sup>12</sup> Espositos Erkenntnisinteresse richtet sich dabei primär auf den Faschismus als ideengeschichtliches Phänomen und auf seine Gemeinschaft stiftenden Narrative. Dagegen betont Sven Reichardt mit seinem praxeologischen Ansatz die Erlebnisdimension des Faschismus, die Bedeutung eines Kults des Willens und der Gewalt unter den sich primär als Tatmenschen begreifenden Faschisten.<sup>13</sup> Diese Züge hätten auch das faschistische und das nationalsozialistische Regime gekennzeichnet mit ihren polykratischen und netzwerkartigen Herrschaftsstrukturen und ihrer permanenten Mobilisierung und Radikalisierung. Reichardt verweist darüber hinaus auf die Bedeutung wechselseitiger transfer- und beziehungshistorischer Verflechtungen zwischen den verschiedenen faschistischen Bewegungen, die, »gerade im Bereich der Repressionspolitik, zu Überbietungs- und Radikalisierungsprozessen führen« konnten (S. 85). Emilio Gentile schließlich skizziert die Bedeutung des Mythos vom »neuen Menschen« für die faschistische Herrschaft in Italien.<sup>14</sup> Der Versuch Mussolinis, durch die ständige Propagierung dieses am Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs orientierten Leitbilds eine neue italienische Nation zu schaffen, habe den Charakter eines totalitären Experiments getragen, sei aber spätestens angesichts der Herausforderungen, die die Beteiligung Italiens am Zweiten Weltkrieg mit sich brachte, an seine Grenzen gestoßen. Die angestrebte anthropologische Revolution sei gescheitert; der »neue Mensch« habe nie das Licht der Welt erblickt. In den weiteren Beiträgen befasst sich Robert Paxton mit den Konzepten von Kultur und Zivilgesellschaft im Hinblick auf die Erforschung des Faschismus – er hält die Mehrzahl der kulturalistischen Studien zum Thema für wenig hilfreich –, Martin Baumeister prüft skeptisch die Ansätze, den Faschismus als politische Religion zu begreifen – das führe in vielerlei Aporien, sei von begrenztem Nutzen und taue nicht zum leitenden Forschungsparadigma –, und Maurizio Bach plädiert für eine intensive Nutzung des Idealtypus der charismatischen Herrschaft zur Erklärung der Phänomene Hitler und Mussolini, ihres Aufstiegs und ihrer Regime.<sup>15</sup>

Die Beiträge sind insgesamt als Resümee des Forschungsstands anregend. Zweifel und Bedenken im Hinblick auf die Notwendigkeit, die Tragfähigkeit und den Nutzen eines generischen Faschismusbegriffs, der über Griffins denkbar rudimentäre Definition hinaus-

11 *Roger Griffin*, Palingenetischer Ultrationalismus. Die Geburtswehen einer neuen Faschismusdeutung, in: ebd., S. 17–34.

12 *Fernando Esposito*, Faschismus und Moderne, in: ebd., S. 45–58.

13 *Sven Reichardt*, Faschistische Tatgemeinschaften. Anmerkungen zu einer praxeologischen Analyse, in: ebd., S. 73–88.

14 *Emilio Gentile*, Der »neue Mensch« des Faschismus. Reflexionen über ein totalitäres Experiment, in: ebd., S. 89–106.

15 *Robert O. Paxton*, Kultur und Zivilgesellschaft im Faschismus, in: ebd., S. 35–44; *Martin Baumeister*, Faschismus als »politische Religion«, in: ebd., S. 59–72; *Maurizio Bach*, Mussolini und Hitler als charismatische Führer. Was kann Max Webers Modell der charismatischen Herrschaft zur Erklärung der Dynamik faschistischer Bewegungen beitragen?, in: ebd., S. 107–122.

reichen würde, räumen sie nicht aus. Das gilt schon angesichts der Bemerkung verschiedener Autoren, der Faschismus sei heterogen und wandelbar (Griffin, S. 18), ein »in sich selbst fluide[s] Phänomen« (Esposito, S. 55), »nicht monolithisch und homogen«, sondern »voller Gegensätze und Widersprüche«, mit sich wandelnden Mythen in verschiedenen Ausprägungen (Gentile, S. 106), er habe eine Metamorphose durchgemacht (Schlemmer/Woller, S. 143).<sup>16</sup> Definitionen des Faschismus primär als Ideologie oder als soziale Praxis lassen sich nicht leicht miteinander vereinbaren; als faschistisch definierte Bewegungen mögen sie einiges miteinander gemein haben, die faschistische Herrschaft in Italien und die nationalsozialistische im Deutschen Reich könnten gleichwohl durch erhebliche Unterschiede charakterisiert sein. Thomas Schlemmer und Hans Woller versuchen etwai- gen Aporien gleichsam präventiv zu begegnen, indem sie ihr Ungenügen an einer »minimalistischen« Faschismusdefinition im Sinne Griffins zum Ausdruck bringen und ihr einen gewissermaßen maximalistischen, wenngleich bislang nicht vollständig ausgearbeiteten Ansatz entgegenhalten: Sie erheben den Nationalsozialismus zum Kern des Faschismus und erklären Rassismus und Antisemitismus, eine unerhörte Radikalität und Gewaltbereitschaft, totalitäre Herrschaft, »Imperialismus und Krieg, Gewalt und Judenmord« zu »den eigentlichen Signaturen des Faschismus« (S. 12f. und 124). Dabei irritiert ein eigentümlich triumphaler Gestus. Bemühungen, den generischen Faschismusbegriff »aus dem Verkehr zu ziehen«, seien »gescheitert«: »Nationalsozialismus, italienischer Faschismus und die anderen verwandten Bewegungen sind näher zusammengedrückt; die alten Schlachten sind geschlagen und entschieden« (S. 12–14). Es sei dahingestellt, ob es zu den Aufgaben der Geschichtswissenschaft gehört, Schlachten zu schlagen und Siege zu feiern; vielmehr muss es darum gehen, immer erneute Arbeitshypothesen und Interpretationsangebote zu erstellen und diese wiederum zur Diskussion zu stellen; auf mehr als vorläufige und *fragwürdige* Ergebnisse ist dabei kaum Anspruch zu erheben. Die von Schlemmer und Woller zur Schau gestellte Selbstgewissheit hinsichtlich vermeintlich endgültiger Resultate geisteswissenschaftlicher Arbeit wirkt jedenfalls befremdlich und erweckt eher den Eindruck, über mögliche Einwände solle von vornherein hinweggegangen werden, statt sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

In das Zentrum ihrer maximalistischen Faschismusinterpretation rücken Schlemmer und Woller seit mehr als einem Jahrzehnt den Komplex Rassismus und Antisemitismus, die »in der faschistischen Welt [...] ein gemeinsames Wesensmerkmal darstellten. Faschismus ohne Rassismus und Antisemitismus gab es nicht. Rassismus und Antisemitismus waren keine nationalsozialistische Eigenart, sondern vielmehr die Essenz des europäischen Faschismus in seiner Epoche« (S. 144; vgl. S. 126). Das bleibt für mehr als eineinhalb Jahrzehnte des italienischen Faschismus weiterhin fraglich, eines Faschismus, dessen zentrale programmatische Dokumente bis weit in die 1930er-Jahre hinein von Antisemitismus frei blieben und der viel von Nation und Staat, kaum jedoch von Rasse sprach. Sven Reichardt, der Schlemmer und Woller zu sekundieren geneigt ist und ebenfalls betont, »dass auch der italienische Faschismus antisemitische und rassistische Züge trug«, räumt gleichwohl ein, erst »seit 1935/36 [...] näherte sich der italienische Faschismus in seiner rassistischen Gesellschaftspolitik dem NS-Regime an« (S. 82), und Emilio Gentile hebt hervor, dass »der Faschismus den Rassismus erst nach der Eroberung Abessinians 1936 in den Kanon seiner wichtigsten ideologischen Prinzipien aufnahm« (S. 97). Eine wesentliche methodisch-definitive Aporie eines maximalistischen Faschismusverständnisses im Sinne Schlemmers und Wollers liegt auf der Hand: Sofern man dem italienischen Faschismus mindestens in seiner Entstehungsphase und in den 1920er-Jahren, ja bis 1936/38 insbesondere den rassistisch begründeten Antisemitismus als prägendes Merkmal abspricht

16 Thomas Schlemmer/Hans Woller, *Essenz oder Konsequenz? Zur Bedeutung von Rassismus und Antisemitismus für den Faschismus*, in: ebd., S. 123–144.

– und das erscheint weiterhin angebracht –, dann fällt er aus dieser maximalistischen Definition heraus. Der Faschismus würde dann kein Faschismus mehr sein. Schlemmer und Woller möchten diesen Schluss vermeiden, indem sie primär im Hinblick auf die Person Mussolinis nach weit zurückreichenden Spuren rassistischer und antisemitischer Gesinnung suchen. Im Folgenden wird auf die grundsätzliche Problematik zurückzukommen sein.

Einige weitere Fragen, die nicht zuletzt die an sich begrüßenswerte Einbeziehung einschlägiger Phänomene in Kroatien, Rumänien und Ungarn durch Schlemmer und Woller betreffen, seien wenigstens angedeutet: Über die definitorischen Grundmerkmale Imperialismus, Krieg, Gewalt und Judenmord hinaus präzisiert Reichardt, der Faschismus sei »auf außenpolitische Expansion und völkische Vernichtungskriege angelegt« gewesen (S. 85). War das faschistische Italien auf völkische Vernichtungskriege ausgerichtet, hat es sie gar geführt? Hatte es den Judenmord im Visier? War das grauenhafte Ustaša-Regime in Kroatien imperialistisch? Waren es rumänische Faschisten oder war es nach deren faktischer Ausschaltung die königliche Militärdiktatur des Marschalls Ion Antonescu, die Rumänien 1941 in den Krieg führte und an der Seite der deutschen Verbündeten die Ermordung Hunderttausender Juden betrieb? Organisierten die radikal antisemitischen, doch bis Oktober 1944 politisch im Abseits stehenden Pfeilkreuzler 1944 die systematische Ermordung der ungarischen Juden oder war es die deutsche Besatzungsmacht? Verstanden sich aktiv Juden mordende Pfeilkreuzler als »Faschisten« oder als Nationalsozialisten? Wenn in diesen drei Staaten eine tief reichende antisemitische Grundierung der jeweiligen Gesellschaften existierte, so verlief deren Transformation in aktiven Völkermord oder in Beihilfe zu ihm unter national ganz unterschiedlichen Bedingungen und auf separaten Wegen, deren Analyse letztlich primär den nationalstaatlichen Rahmen respektieren muss und zu sehr differenzierten Ergebnissen gerade hinsichtlich der Rolle des Deutschen Reiches und Italiens, aber auch der jeweiligen nationalen »faschistischen« Bewegungen gelangen wird: Der Rekurs auf »eine Überwindung nationaler Schranken, ja auf eine Überwindung des Nationalismus im Zeichen von Rassismus, Rassenlehre und Rassereinheit«, die Schlemmer und Woller dem europäischen Faschismus andichten möchten (S. 144), verfehlt die Wirklichkeit der von den »Faschisten« unterschiedlicher Herkunft gepflegten nationalistischen Idiosynkrasien, die letztlich ein dauerhaftes einträchtiges Miteinander der Anhänger unterschiedlicher Faschismen ausschlossen. Das stellte gerade der verächtliche Umgang der deutschen Rassisten, der Nationalsozialisten – sofern man sie denn überhaupt unbedingt einer faschistischen Gattung zuordnen möchte –, mit den Vertretern anderer als faschistisch definierter Bewegungen durchgehend unter Beweis.

Der Osteuropahistoriker Stefan Plaggenborg unternimmt in einem originell anmutenden Ansatz den Versuch, die kemalistischen, faschistischen und sozialistischen Diktaturen in der Türkei, Italien und der Sowjetunion im Zeitalter der Weltkriege miteinander zu vergleichen.<sup>17</sup> Es handele sich um einen auf Funktionszusammenhänge bezogenen Vergleich dreier Regime, die aus dem Ersten Weltkrieg und seinen Folgen hervorgegangen seien, eine »entfernte Verwandtschaft« miteinander aufgewiesen und drei alternative Entwürfe einer besseren Zukunft angeboten hätten. Dabei steht die Türkei durchgehend im Zentrum von Plaggenborgs Interesse. Das kemalistische Regime habe – anders als die Diktaturen Mussolinis oder Wladimir Iljitsch Lenins und Josef Stalins – »dem Land eine demokratische, freiheitliche und rechtsstaatliche Entwicklung« eröffnet und es in eine weithin gelungene Modernisierung geführt (S. 11f.), ohne dabei eine barbarische Diktatur zu errichten oder sich dauerhaft auf maßlose Gewaltanwendung zu stützen. Die Konzentration auf einen in Ankara angesiedelten Blickwinkel solle die Frage klären helfen, wo »der Ort der türkischen Geschichte in seiner Verbindung mit der Geschichte Europas im 20. Jahrhundert«

17 *Stefan Plaggenborg*, *Ordnung und Gewalt. Kemalismus – Faschismus – Sozialismus*, Oldenbourg Wissenschaftsverlag, München 2012, 433 S., geb., 59,95 €.



zu suchen sei (S. 13). So untersucht Plaggenborg in thematisch gegliederten Kapiteln die Regime, ihre jeweilige Entstehungsgeschichte und ihre Führer, ihr Verhältnis zu den vorherrschenden Religionen und insbesondere das Maß an Gewalt und Menschenvernichtung, das sie kennzeichnete. Dabei werden die Verhältnisse in Russland von dem Kenner der Materie oft nur gestreift und die in Italien anhand ausgewählter Titel der Forschungsliteratur charakterisiert, während der Verfasser versucht, dem Kemalismus intensiver nachzuspüren und eine Darstellung mit eigenen Akzentsetzungen zu erarbeiten; auch insofern ist dieser Vergleich asymmetrisch. Der Leser erfährt vielerlei verstreute Einsichten und begegnet mitunter überraschenden Urteilen oder köstlichen Bonmots – es handelt sich zweifellos um ein ungewöhnlich gedankenreiches Buch –, und doch bleibt er am Ende ratlos: Kommen schon die einzelnen Kapitel ohne vergleichende und resümierende Zusammenfassungen aus, so endet auch das gesamte Buch unvermittelt ohne jeglichen Versuch, die Ergebnisse zu erörtern, zu systematisieren oder schlicht zusammenzufassen; Plaggenborg gibt keinerlei Hinweis auf Resultate seines Vergleichs oder auf Schlüsse, die daraus zu ziehen wären. Antworten auf die eingangs gestellten Fragen bleiben aus. Das ist nicht bloß enttäuschend und verfehlt den eigentlichen Sinn einer vergleichenden Studie, es lässt darüber hinaus den Gedanken aufkommen, Plaggenborg sei mit seinem Ansinnen gescheitert und habe letztlich keinen Weg gefunden, seine Erkenntnisse plausibel zu kontextualisieren.

Was erfahren wir aus Plaggenborgs Versuch über den Faschismus? Es bestehe ein »eigenartiges Verwandtschaftsverhältnis« zwischen Faschismus und Kommunismus: Insbesondere gelte es »zu begreifen, dass die Bolschewiki praxeologisch den Faschisten nahestanden, sie an Gewaltintensität aber noch bei weitem übertrafen« (S. 64 und 246–249); »einen unmittelbaren Einfluss aus Moskau oder Ankara auf die Faschisten in Italien« habe es jedoch »nicht gegeben« (S. 127); der Kemalismus wiederum sei definitiv kein Faschismus gewesen (S. 165). Mit guten Argumenten wendet sich Plaggenborg gegen die Charakterisierung des faschistischen Regimes als charismatische Herrschaft. »Das ständige Wiederholen der Behauptung von der charismatischen Herrschaft klärt in der Sache nichts.« Bei näherem Hinsehen bleibe von diesem Idealtypus in der Wirklichkeit kaum etwas übrig als eine Mischung aus (Auto-)Suggestion und Zwang: »Alles ›Charisma‹ ist inszeniert.« Von Charisma könne keine Rede sein, das Problem sei »das diffuse Konzept der charismatischen Herrschaft« (S. 206–210). Der italienische Faschismus habe »etwas bisher nicht Dagewesenes« geschaffen, »indem er die Nation mit dem Sozialismus zu verschmelzen suchte, Nation und Klasse nicht mehr als polare Kategorien gesellschaftlicher Verfasstheit begriff und eine neuartige Form der Organisation von Staat, Gesellschaft und Individuum herzustellen trachtete«; der faschistische Staat sei mit dem Anspruch aufgetreten, die neue Nation zu schaffen und zu organisieren. Konkretes dazu sei Mussolini jedoch nicht eingefallen, und überhaupt sei »der Faschismus in erster Linie keine Ideologie« gewesen, »sondern praktisch, und in seiner Praxis ziemlich unideologisch« (S. 103–105). An anderer Stelle präzisiert Plaggenborg: »für die italienischen Faschisten und Mussolini gilt, dass ein Programm ein Stück Papier darstellte, an das man sich nicht zu halten brauchte. Politik hieß für Mussolini Aktion; sie bedeutete das Lavieren zwischen den Lagern.« Er habe sich durch die Fähigkeit ausgezeichnet, »Positionen rasch zu wechseln und sich programmatisch nicht zu binden. Es zählten die Aktion, die Bewegung und die Führer« (S. 174f.). Es bleibt unerfindlich, wie das mit der Behauptung zu vereinbaren ist, »heute besteht kein Zweifel mehr an dem expansionistischen Programm des Mussolini-Regimes« (S. 266), während sich Plaggenborg dann an anderer Stelle wieder der nüchternen Einschätzung der italienischen Historikerin Patrizia Dogliani anschließt, was sich Mussolini von der Teilnahme am Zweiten Weltkrieg erhofft habe, seien »ein leichter Sieg, ein gewachsenes internationales Prestige, neue Territorien und Ressourcen, ein verstärkter Konsens im Innern«

gewesen (S. 342). Solche Widersprüche in der Interpretation kennzeichnen die eklektizistische Herangehensweise des Verfassers in einem weitgespannten Forschungsfeld.

Am ehesten fruchtbar für weitere Forschungen erscheinen die von Plaggenborg aufgegriffenen Überlegungen zu den Wandlungen einer faschistischen Praxis der Gewalt: Bereits der frühe Faschismus in seinem Bewegungsstadium sei von einer extremen Gewaltbereitschaft und -anwendung geprägt gewesen – von 1919 bis 1922 habe Gewalt geradezu den Inhalt der faschistischen »Politik« ausgemacht, einer Politik, der es im Übrigen an Programm und Richtung gefehlt habe; Faschismus und Gewalt seien gleichsam Synonyme gewesen. Die anfänglich primär gegen Sachen gerichtete, auf Einschüchterung zielende Gewalt sei dabei rasch auch umfassend zu pogromartiger, gegen Menschen gerichteter Gewalt in Form von gut organisierten Überfällen mutiert (S. 243–246). Zur entscheidenden Frage erklärt Plaggenborg nun das Problem, wie Mussolini nach seinem Regierungsantritt mit dem Potenzial und der Routine von Gewalt umgegangen sei, die der faschistischen Bewegung nun einmal eigen gewesen seien, die aber der Stabilisierung des Regimes seit 1924/25 hinderlich sein mussten: Sie seien nach außen abgeleitet worden. »Nach der Konsolidierung ihrer Herrschaft« in Italien minderten die Faschisten »die Gewalt nach innen, schworen ihr aber nicht ab, sondern externalisierten sie – mit katastrophalen Folgen für die Opfer« – und betrieben »den rassistischen kolonialen Massenmord« (S. 253; vgl. auch S. 264f.). Dieses gleichsam sozialimperialistische Modell mag zur Erklärung der expansionistischen Tendenzen des faschistischen Regimes beitragen, allerdings bedarf es ebenso weiterer Erörterung und vor allem empirischer und quellengesättigter Erforschung wie die von Plaggenborg unhinterfragt übernommene Vorstellung, das Königreich Italien habe Mitte der 1930er-Jahre in Äthiopien nicht bloß »einen Kolonialkrieg« begonnen (S. 266), der sich »rasch zu einem Vernichtungsfeldzug« entwickelt habe (S. 268); vielmehr habe Mussolini einen »rassistisch-genozidalen Krieg [...] gegen Abessinien« geführt (S. 328), in dem die italienischen Truppen »Formen der Vernichtung« exekutiert hätten und der in den Zusammenhang »der ethnischen Säuberungen und des Genozids im 20. Jahrhundert« einzuordnen sei (S. 275). Vielleicht würde es zur Differenzierung beitragen, hier eher an die pogromartigen Gewaltexzesse des frühen Faschismus anzuknüpfen oder auch an die kolonialen Traditionen und Verwaltungsmuster des königlich-italienischen Heeres. Stefan Plaggenborg sollte darüber hinaus zur Klärung der Sache die in seinem lesenswerten Buch hervortretende notorische Scheu vor präzisen Definitionen überwinden.

#### IV. BENITO MUSSOLINI UND DER ITALIENISCHE FASCHISMUS – UND IHRE VERFLECHTUNG MIT DEM NATIONALSOZIALISTISCHEN DEUTSCHLAND

Zusammenfassende und interpretierende Gesamtdarstellungen des italienischen Faschismus von einigem Umfang, die gleichzeitig die zum vertieften Verständnis des Gegenstands notwendige Unterfütterung mit Daten und Fakten darbieten, sind in deutscher Sprache weiterhin rar. Wolfgang Altgeld scheut den Aufwand einer wissenschaftlichen Monografie und legt die Resultate seiner jahrzehntelangen einschlägigen Lehrtätigkeit stattdessen in Form einer im Wortlaut verschriftlichten Vorlesung über das faschistische Italien vor, die er in letzter Fassung 2015/16 an der Universität Würzburg hielt.<sup>18</sup> Sie bietet einen sich durchweg auf der Höhe der Forschung bewegenden und gewichtigen grundsätzlichen Kontrapunkt zu Auffassungen, wie sie etwa von Schlemmer und Woller oder von dem Schweizer Historiker Aram Mattioli<sup>19</sup> vertreten werden. Schon einleitend stellt Altgeld klar, dass er

<sup>18</sup> *Wolfgang Altgeld*, Vorlesung – Das faschistische Italien, Verlag minifanal, Bonn 2016, 333 S., kart., 15,90 €.

<sup>19</sup> Vgl. zu Mattiolis Interpretationsansätzen *Behring*, Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung, S. 370–373 und 383–385.

italienischen Faschismus und deutschen Nationalsozialismus »nicht in einer Dimension zu begreifen vermag«. Die »Bezeichnung des Nationalsozialismus als deutscher Faschismus« bedeute »dessen Verharmlosung« und verlängere bloß »einen Irrtum [...], aufgrund dessen die singuläre barbarische Entschlossenheit der nationalsozialistischen Führung schon von den meisten gegnerischen Zeitgenossen vor und noch lange nach der Machtergreifung Hitlers verkannt worden ist«. Dagegen seien »der deutsche Nationalsozialismus und der sowjetrussische stalinistische Bolschewismus in mancherlei Beziehung einander ähnlicher gewesen [...] als Nationalsozialismus und italienischer Faschismus«. Das bedeute nicht, dass italienischer Faschismus und Nationalsozialismus nicht als »lohnende Objekte empirischer historiographischer Vergleichung« dienen könnten und »etliche Gleichartigkeiten« zu erkennen seien, wie ja auch insgesamt die deutsche und die italienische Geschichte seit 1789 zwar nicht »von Parallelitäten bestimmt erscheinen, wohl aber etliche wichtige, wesentliche Vergleichbarkeiten (also nicht: Gleichartigkeiten) aufweisen« (S. 10–12). Doch habe es »den Faschismus im Sinne Mattiolis und seines Lagers eben nicht gegeben [...], vor allem keinen deutschen Faschismus«. Und man müsse »den Faschismus wirklich nicht schön reden«, hält Altgeld den Insinuationen insbesondere Mattiolis entgegen,

»um auf einer begriffsscharfen Unterscheidung von Faschismus und Nationalsozialismus: von faschistischer und nationalsozialistischer Repression, faschistischem und nationalsozialistischem Rassismus, faschistischem und nationalsozialistischem Krieg, von Mussolini und Hitler, Duce und Führer zu beharren« (S. 303f.).

Auf der Grundlage dieser Prämissen analysiert Altgeld in neun jeweils als »Vorlesung« firmierenden Kapiteln klar gegliedert und in schnörkelloser, gut lesbarer Sprache die Geschichte des italienischen Faschismus als Bewegung und Regime von seinen geistigen Vorläufern und Wegbereitern der Vorweltkriegszeit und dem politischen und sozioökonomischen, durch den Ersten Weltkrieg massiv verschärften Krisensyndrom des überkommenen liberalen Systems bis hin zur Geschichte Italiens im Zweiten Weltkrieg und zu zwei Epilogen über die radikalfaschistische, in ihren Handlungsspielräumen durch die deutsche Besatzungsmacht jedoch extrem eingeschränkte Italienische Sozialrepublik von Salò 1943 bis 1945 und über die Nachgeschichte des Faschismus in Italien, dessen Wiederkehr nicht zu erwarten sei. Als Leitmotive von Altgelds Darstellung des italienischen Faschismus dienen die Offenheit seiner historischen Entwicklung und die Bedeutung von Kontingenz: So habe es sich in der Bewegungsphase von 1919 bis 1922 um »eine ziemlich theorielose Kampfbewegung« gehandelt (S. 38); ihr Führer Benito Mussolini habe sich nicht an Programmen orientiert, sondern Taten gefordert und schlicht die Regierung übernehmen wollen (S. 59). Zum Zeitpunkt von Mussolinis Regierungsantritt im Herbst 1922 sei »die zukünftige Entwicklung der italienischen Politik« nicht nur aus der Sicht der Zeitgenossen »ganz offen« gewesen, auch Mussolini selbst und seine faschistischen Führungsspitzen hätten nicht »über so etwas wie ein einigermaßen geklärtes und erkennbares Konzept zur Errichtung einer faschistischen Diktatur, geschweige denn einer totalitären Diktatur« verfügt (S. 71f.). Erst die keineswegs zielbewusst herbeigeführte Regierungskrise nach der Ermordung des sozialistischen Oppositionspolitikers Giacomo Matteotti im Juni 1924 habe den zunächst eher unsicher, schwächlich und zögerlich agierenden leitenden Minister Mussolini, nicht zuletzt aufgrund der mangelnden Entschlusskraft gesellschaftlicher Gegenkräfte, dazu geführt, seit 1925/26 zielbewusst ein auf ihn persönlich zugeschnittenes Diktaturregime zu errichten. Dabei habe trotz aller Bemühungen zur institutionellen Absicherung dieser Herrschaft, die sich vor allem durch den Vorrang des Staats vor der Partei und letztlich durch die Verstaatlichung des Faschismus und die Sistierung seiner revolutionären Ambitionen ausgezeichnet habe (S. 88–97), das Regime Mussolinis durchgehend »auf einem störungsfreien Kompromiss mit der Krone und dem auf den König

vereidigten Militär, [...] mit der Kirche, des Weiteren mit den Industriellen und Großgrundbesitzern und dem Bildungsbürgertum beruht« (S. 95).

Altgeld betont die prekäre Mittlerposition Mussolinis zwischen den alten Eliten und der faschistischen Partei ebenso wie »die Grenzen von Mussolinis Macht«, die trotz einer ins Absurde gesteigerten Kumulation von staatlichen Ämtern und Funktionen und einer damit verbundenen scheinbar grenzenlosen Machtfülle des italienischen Diktators nicht zu übersehen seien. Insbesondere verweist Altgeld darauf, »dass der *Stato totalitario*, der totale Staat des Duce zwar eine ideologische, aber keine politische Realität gewesen ist« (S. 140 und 122; vgl. auch S. 209). Das faschistische Regime habe

»keineswegs auch nur annäherungsweise jene Dimensionen des systematischen Terrors, der systematischen Verfolgung und Ausrottung wirklicher oder auch nur vermeintlicher politischer Feinde erreicht [...], welche das zeitgenössische und das historische Erscheinungsbild der tatsächlich totalitären Systeme der bolschewistisch-stalinistischen Sowjetunion und des Dritten Reichs so wesentlich mitgeprägt haben beziehungsweise für alle Zeit mitbestimmen werden«.

Mussolinis Italien sei in dieser Perspektive sogar hinter dem Erscheinungsbild anderer zeitgenössischer autoritärer Regime zurückgeblieben, etwa der jugoslawischen Königsdiktatur, dem Metaxas-Regime in Griechenland, Franco-Spanien oder Vichy-Frankreich (S. 181). Der insofern analytisch eher als autoritär denn als totalitär einzustufenden faschistischen Herrschaft, die in Altgelds Interpretation mehr auf Konsens als auf – gezieltem, aber eng begrenztem – Terror beruht (S. 139f.) und dem alten und neuen Mittelstand als seiner wichtigsten sozialen Basis einiges zu bieten gehabt (S. 167) habe, attestiert Altgeld etwa eine kulturpolitische Heterogenität ohne vereinheitlichende politische Linie, die intellektuelle und künstlerische Freiräume gelassen und insbesondere der durchweg privaten Filmindustrie viele Wege geöffnet (S. 142–144) habe, sowie eine Wirtschafts- und Sozialpolitik, die in den 1930er-Jahren zu »einer spürbaren Verbesserung der Lebenssituation in breiten Schichten« geführt habe (S. 174): Der Faschismus habe Züge einer gesellschaftlich und wirtschaftlich modernisierenden Herrschaft aufgewiesen, und Wolfgang Altgeld kann sich »mit der Interpretation des faschistischen Regimes als eine Italien modernisierende Entwicklungsdiktatur durchaus anfreunden«, vor allem »insofern es zahlreiche Institutionen beziehungsweise Verhaltensmuster etabliert hat, welche das Erscheinungsbild des italienischen Wirtschaftslebens bis heute mitbestimmen« (S. 160).<sup>20</sup> Ja, die überproportionalen Investitionen »in die Verbreiterung und Intensivierung des industriellen Sektors und in die Erweiterung und Verbesserung der agrarischen Anbauflächen« seien »unter den historischen Bedingungen Italiens vielleicht nur in einer Diktatur und vermutlich nur in einer solchen Diktatur möglich« gewesen (S. 174f.) – hier bleibt allerdings die notwendige gedankliche Überprüfung von Alternativen auf der Strecke, Skepsis erscheint angebracht.

Ähnlich meinungsfreudig präsentiert sich Altgeld im Hinblick auf die umstrittenen Aspekte der faschistischen Außenpolitik und des Antisemitismus. Mussolini habe zwar über außenpolitische Ideen verfügt, nicht jedoch über ein zusammenhängendes Programm; erst die Aufnahme der radikalnationalistischen »Associazione Nazionalista Italiana« (ANI) in den PNF 1923 habe dem Faschismus überhaupt so etwas wie eine konsistente, überwiegend jedoch an die traditionelle Diplomatie und Zielsetzung des Königreichs Italien angelehnte außenpolitische Orientierung verschafft. Mussolinis außenpolitische Visionen hätten zwar »auch Partikel einer großen machtpolitischen Idee« enthalten, zunächst jedoch primär der innenpolitischen Mobilisierung der Massen und der inneren Integration der

20 Auch Dipper, *Ferne Nachbarn*, S. 159 und 335, bescheinigt »Mussolini energische Anstrengungen zur Industrialisierung des Landes« und dem italienischen Faschismus »in mancher Hinsicht das Gesicht einer Entwicklungsdiktatur« beziehungsweise »Züge einer Entwicklungsdiktatur«.

wachsenden faschistischen Bewegung gedient. Der zeitweilige revisionistische Aktionismus der 1920er-Jahre sei bloße Prestigepolitik gewesen, wesentlich auf die innenpolitische Wirkung berechnet und Ausdruck eines eher ziellosen, binnengerichteten integralen Nationalismus (S. 215–217; vgl. auch S. 33–39). Noch die von Mussolini persönlich autorisierte »Doktrin des Faschismus« aus dem Jahr 1932 habe außenpolitisch alle Optionen offengelassen (S. 120f.). Erst während der 1930er-Jahre sei das Streben zur Veränderung des europäischen Status quo handlungsleitend geworden: Mit der Politik des *peso determinante*, des entscheidenden Gewichts Italiens in der Waage der europäischen Großmachtspolitik, hätten Mussolini und sein zeitweiliger Außenminister Dino Grandi die Interessengegensätze zwischen dem aufstrebenden Deutschen Reich und den Westmächten zugunsten der eigenen Großmacht- und Expansionsbestrebungen ausnutzen wollen. Vor allem der diplomatische Konflikt mit Großbritannien im Zusammenhang des italienischen Angriffs auf das Völkerbundmitglied Äthiopien 1935/36 habe Mussolini den Westmächten, von deren Regierungen er sich hintergangen und enttäuscht wähnte, entfremdet und auf den Weg einer zögerlichen, nicht primär ideologisch motivierten außenpolitischen Annäherung an das Deutsche Reich und das NS-Regime geführt. Doch erneut betont Altgeld die Offenheit der historischen Situation: Auch in der zweiten Hälfte der 1930er-Jahre hätten die für die italienische Außenpolitik Verantwortlichen einschließlich Mussolinis und seines nunmehrigen Außenministers Galeazzo Ciano »weder im einzelnen noch insgesamt schon eine irreversible Abkehr von der Pendelstrategie des *peso determinante* zwischen den Westmächten und dem Dritten Reich, anders gesagt: eine definitive Entscheidung für die deutsche Seite« vollzogen. Insbesondere habe Mussolini nicht zielbewusst auf einen großen Krieg hingearbeitet, vielmehr habe er noch 1938 die Rolle eines Mediators, »des europäischen Friedensmachers zwischen den Weltkriegsverbündeten [sc. Frankreich und Großbritannien] und dem neuerdings befreundeten Deutschen Reich Adolf Hitlers« bevorzugt, als solcher »umjubelt von seinen Italienern« (S. 250f.). Dazu gesellt sich der mehrfache Hinweis auf die Umsteuerung der Staatsausgaben nach dem ungeheuren Aufwand für die militärischen Aktionen in Äthiopien und in Spanien, sodass gerade 1938/39 eine deutliche Senkung der Ausgaben für Rüstung und Militär zugunsten einer dezidierten Erhöhung der sozialpolitischen Leistungen zu beobachten war (S. 168 und 234). Das spricht ebenso wenig für die Vorstellung, das faschistische Regime habe einen europäischen Krieg entfesseln wollen, wie die Tatsache, dass die königliche Armee und Marine weder über eine konzise Militärdoktrin verfügten noch über einen auch nur fragmentarischen Kriegsplan einschließlich einer ergänzenden Ressourcen- und Rüstungssteuerung (S. 234 und 255). Mussolinis Entscheidung zum Eintritt in den Krieg im Juni 1940 erfolgte in der Annahme, der deutsche Sieg über Frankreich sei für die weitere Entwicklung Europas wegweisend und die »dekadenten« westlichen Demokratien befänden sich unwiderruflich auf der Verliererstraße, sie lag in der Konsequenz von durch die zunehmende Eingleisigkeit der italienischen Diplomatie entsprechend verengten Handlungsspielräumen (S. 258–262); dennoch war sie nicht zwangsläufig und bewegte sich auf dem Untergrund vollständiger strategischer und rüstungswirtschaftlicher Improvisation. Im Übrigen erschien Mussolinis Außenpolitik über fast zwei Jahrzehnte hinweg durchaus rational und berechenbar: »Anders als Hitler spielte Mussolini vor 1940 [...] nie Vabanque, nie alles oder nichts« (S. 220).

In ähnlich traditionalistischer Weise geht Altgeld mit dem Problem des faschistischen Rassismus und Antisemitismus um. Im Einklang mit der neueren Forschung benennt er einen Zusammenhang mit den afrikanischen Kriegen des Königreichs Italien: In den Jahren 1923 bis 1931 sei zur gewaltsamen Unterwerfung Libyens ein »rücksichtsloser Kolonialkrieg« mit mutmaßlich 100.000 einheimischen Todesopfern geführt worden, in dem sich seit 1928 insbesondere der königliche Marschall Pietro Badoglio als verantwortlicher Scharfmacher hervorgetan habe (S. 224f.). Auch den Eroberungskrieg in Äthiopien

– ebenfalls von Generalstabschef Badoglio militärisch geleitet – schildert Altgeld nüchtern als »rücksichtslos«; vor allem sei er nach den Siegesmeldungen des Jahres 1936 »als brutaler, massenmörderischer Unterdrückungskrieg der Sieger« weitergeführt worden (S. 230f. und 237f.). Allerdings gehört Altgeld nicht zu denen, die im italienischen Krieg gegen Äthiopien einen faschistischen Vernichtungskrieg erkennen möchten. Doch habe die Kriegführung in Afrika seit 1935/36 und anschließend in Spanien 1936 bis 1939 den Hintergrund geliefert für eine umfassende Radikalisierung des Regimes, in deren Rahmen auch die Mitte der 1920er-Jahre sistierten radikalfaschistischen und entsprechend motivierten jüngeren Kräfte an Bedeutung für die weitere Entwicklung der faschistischen Herrschaft gewonnen hätten. Insbesondere habe die afrikanische Eroberung »bis dahin höchst marginale rassistische Ideen« mobilisiert, die dann auch im Hinblick auf die seit 1936 zunehmende Annäherung des Regimes an das nationalsozialistisch regierte Deutsche Reich Raum gewonnen hätten (S. 236). Im Zuge der Verwaltung der afrikanischen Territorien »mischten sich nun biologistische Elemente in den kulturellen italienischen Begriff der Rasse«. Die »somit losgetretene Volks- als Rassenfrage« sei im Oktober/November 1938 in die antisemitische Kampagne des Regimes und das anschließende antijüdische Gesetzesdekret eingemündet (S. 239f.). An dieser Stelle beharrt Wolfgang Altgeld allerdings entgegen einer verbreiteten Tendenz der gegenwärtigen Forschung darauf, das Gesetz vom 17. November 1938 habe »mit den Traditionen des Faschismus« und »mit seiner Verwirklichung seit 1919« gebrochen. Bis über die Jahreswende 1937/38 hinaus habe es keinen Faschisten von Rang gegeben, »der den Antisemitismus als möglicherweise bedeutsames, gar zentrales Thema der faschistischen Ideologie und Politik gesehen und behandelt hätte«. Gelegentliche judenfeindliche Anwendungen seien einer christlichen oder linken antikapitalistischen Tradition entsprungen.

»Der Faschismus indessen in allen seinen Hauptströmungen war weder judenfeindlich noch gar antisemitisch: Er war radikalnationalistisch, genauer gesagt: radikal italienisch, und als Italiener und Faschist war jeder willkommen, der nach Sprache, Kultur und politischem Willen an der Herrlichkeit Italiens mitbauen wollte.«

Das alles gelte auch für Mussolini, in dem Altgeld keinen rassistischen Antisemiten zu erkennen vermag, der vielmehr den Antisemitismus willkürlich als Instrument zur Radikalisierung eines ihm zu schlaff und ermüdet erscheinenden Regimes eingesetzt habe und das später »als einen seiner großen politischen Fehler bezeichnet« haben soll, der sich bis 1938 mit zahlreichen jüdischen Mitarbeitern und Beratern versehen und nicht zuletzt eine beträchtliche Anzahl von jüdischen Flüchtlingen aus dem Deutschen Reich in sein Land aufgenommen habe. Teile der gegenwärtigen Forschung dagegen hätten »sich doch zu sehr auf das konzentriert, was auf die Dekrete des Novembers 1938 vorausweist, sie hat dadurch die Verhältnisse bis ins Jahr 1938 verzerrt – teils getrieben von dem Motiv, die These einer erheblichen Verschiedenartigkeit von Faschismus und Nationalsozialismus an einem wesentlichen Punkt zu entkräften«, einer tatsächlichen Verschiedenartigkeit, die sich nicht zuletzt im Verhalten der italienischen Juden gespiegelt habe, »für die der Faschismus eben deshalb etwas ganz anderes war als der Nationalsozialismus« (S. 240–243). Im Übrigen habe das Verhalten weiter Teile der italienischen Bevölkerung im Angesicht der deutschen Verfolgungsorgane seit der Besetzung der nördlichen und mittleren Teile des Landes im September 1943 erwiesen, »wie sehr die mit den Rassegesetzen von 1938 beabsichtigte soziale Ghettoisierung der Juden misslungen war. Einzelne Italiener, Dörfer und Stadtviertel, Geistliche und Klöster und andere Institute verbargen ihre und von anderswoher geflüchteten Juden, manchmal über anderthalb Jahre«, oder »verhalfen ihnen zur Flucht ins schon befreite Süditalien« (S. 245f.).

Es ist bemerkenswert und wichtig, dass Wolfgang Altgeld mit solchen richtigen Einsichten eine fundamentale Gegenposition zu der sich selbst zur Orthodoxie erhebenden

Gruppierung um Hans Woller und Thomas Schlemmer aufrechterhält und untermauert, und es ist zu wünschen, dass Altgeld seine Interpretation – die sich in vielem an den Nestor der italienischen Faschismusforschung Renzo De Felice anlehnt (S. 320) – in einer umfassenderen, mit den nötigen Anmerkungen und einem wissenschaftlichen Apparat versehenen Monografie ausbaut. Was Altgelds Darstellung trotz inhaltlicher und interpretatorischer Divergenzen mit anderen einschlägigen Studien verbindet, ist die erstaunliche Konzentration auf die Rolle Benito Mussolinis, eines Mannes, dessen widersprüchliches Bild schon in den zeitgenössischen Schilderungen nicht zugunsten einer Vereinheitlichung aufzulösen sei. Altgeld spricht von einem beratungsresistenten Menschenverächter und Realitätsverweigerer, der mit seinen zahlreichen inhaltlich leeren, banalen Reden eher als erfolgreicher denn als großer Redner zu werten sei, der zum Ideologen oder Programmatiker nicht getaugt und seine Politik ohne weltanschaulich abgeleitete doktrinaire Fixierung betrieben habe, eine über einen langen Zeitraum realistische, pragmatische, opportunistische (insbesondere Außen-)Politik »in den Normalhorizonten damaligen europäischen Politikverständnisses« – er sei bis zuletzt unfähig gewesen, »die starre programmatische Fixierung Hitlers und deren rassenideologische Triebkraft zu begreifen« (S. 110–120), was zur Erklärung von Mussolinis fatalen politischen Fehlentscheidungen seit 1936 beitragen mag. Problematisch wird die Konzentration auf einen Mann gleichwohl spätestens dann, wenn Altgeld im Einklang mit der faschistischen Propaganda und Selbstdarstellung Ansätze zu einer »Totalidentifikation von Faschismus und Mussolini« zeigt (so S. 88): Mindestens die jahrzehntelange Diskussion um die Rolle Adolf Hitlers im NS-Staat muss die Einsicht fördern, dass auch Benito Mussolini weder alles allein gedacht und getan haben noch das faschistische Regime ohne eine Fülle von Funktionären und (Mit-)Handelnden ausgekommen sein kann, ohne deren Wirken ein Diktaturregime nicht über gut zwei Jahrzehnte Bestand haben konnte.

Gleichwohl konzentrierte sich die deutschsprachige Forschung zuletzt stark auf Benito Mussolini. Wolfgang Schieder erstellt ein knappes Porträt, dessen Akzent auf der Frage liegen soll, »ob es über die eklatanten Umbrüche im Leben Mussolinis hinweg eine biografische Kontinuität gegeben hat, die seinen politischen Lebensweg erklären kann«. <sup>21</sup> Die Beantwortung der Frage gelingt Schieder nicht; er verfolgt sie nicht systematisch, geht vielmehr gar nicht weiter darauf ein. Als erhellend erweisen sich am ehesten Schieders einleitende Überlegungen zum »Profil eines Diktators«: Von seiner Herkunft her ein politischer Außenseiter, habe Mussolini seinen Aufstieg in erster Linie sich selbst verdankt, weil er, mit journalistischer Begabung und politischer Durchsetzungsfähigkeit ausgestattet, seine Chancen entschlossen zu nutzen wusste und »im Umgang mit anderen eine beispiellose Rücksichtslosigkeit mit einem ausgeprägten taktischen Geschick« verbunden habe. Als Maßstab seines politischen Handelns müsse man »seinen persönlichen Machtinstinkt ansehen, von dem er sich immer bedenkenlos leiten ließ«.

»So gut wie alle seiner überraschenden politischen Volten, aber auch seine häufig krassen Fehlentscheidungen und die zahlreichen politischen Verbrechen, derer er sich als faschistischer Diktator schuldig gemacht hat, sind letztlich weder auf spontane Eingebungen noch auf ideologische Vorgaben, sondern auf sein persönliches Machtstreben zurückzuführen. Mussolini handelte als Politiker so selbstbezogen, daß er alles nur seinem persönlichen Nutzen unterordnete.«

Nach Überwindung seiner Anfänge als revolutionärer Sozialist habe sich Mussolini auf keinerlei politische Programme festlegen lassen. »Die ideologische Unbestimmtheit wurde [...] zu seinem politischen Markenzeichen.« Auch nach seinem Regierungsantritt als Ministerpräsident habe er sich »nicht eindeutig auf ein klar erkennbares faschistisches

21 Wolfgang Schieder, Benito Mussolini (C.H. Beck Wissen, Bd. 2835), Verlag C.H. Beck, München 2014, 128 S., kart., 8,95 €, Zitat: S. 8.

Programm« eingelassen; bezüglich ideologischer Rechtfertigungen für seine sich ab 1925 entwickelnde persönliche Diktatur könne man höchstens »von einer nachgelagerten Ideologie sprechen«. Ideologische Positionsbestimmungen seien »zu keinem Zeitpunkt auf eine elaborierte Weltanschauung hinausgelaufen«; der Duce sei »alles andere als ein vorausschauender politischer Denker« gewesen. Mussolini habe sich »eines ideologischen Eklektizismus« bedient, der ideologische Elemente »mehr oder weniger synkretistisch miteinander verband« und »unterschiedliche, häufig durchaus widersprüchliche Auffassungen gleichzeitig« vertrat. Das alles erscheint ohnehin von geringer Relevanz, denn »im Zentrum seines politischen Denkens stand von Anfang an die Gewalt, die er als höchste Form der Politik ansah« (S. 16–18). Als einen überzeugten, gar rassenideologisch motivierten Antisemiten mag sich Wolfgang Schieder Benito Mussolini folgerichtig nicht vorstellen: Dessen »Judenfeindschaft ergab sich vielmehr aus der praktischen Politik, d. h., seine antisemitische Wende von 1938 war situativ, nicht intentional bedingt« (S. 89).

Aktionismus, Machtstreben und Gewaltverherrlichung eines Individuums, das noch dazu – für einen bekennenden Sozialhistoriker ein merkwürdiges Urteil – von einer »angeborenen Brutalität« gekennzeichnet gewesen sei (S. 10), als wesentliche Erklärungen für eine über zwanzig Jahre währende diktatorische Herrschaft? Viel mehr hat Schieder tatsächlich nicht zu bieten, auch er setzt letztlich auf die Evidenz von Kontingenz. 1918/19 begegnen wir einem orientierungslosen Mussolini, der auf der Suche nach einer Aufgabe ohne politisches Konzept durch die Nachkriegszeit irrte (S. 30–32), im Sommer 1922 einem auf die Erringung der Macht fixierten, aber weiterhin ratlosen Parteiführer, dem letztlich erst ein gescheiterter Generalstreik der Sozialisten die entscheidende Chance verschaffte (S. 38). Seitdem als Regierungschef auf Machterhalt und -sicherung als Selbstzweck bedacht, beruhte sogar Mussolinis im Zuge der Matteotti-Krise erst durch das Drängen radikaler Kräfte in der Partei unausweichlich erscheinender Entschluss, den Weg in die offene Diktatur einzuschlagen, Anfang 1925 auf einer »Augenblicksentscheidung, die zwar letztlich langgehegten politischen Wunschvorstellungen Mussolinis entsprach, von ihm aber nicht zielstrebig herbeigeführt worden ist«: »Mussolini hatte mit Sicherheit keine konkreten Vorstellungen davon, wie seine Diktatur aufgebaut werden und wie sie am Ende aussehen sollte« (S. 49f.). Bei der institutionellen Ausgestaltung dieser Diktatur verließ sich Mussolini auf seinen aus der nationalistischen Bewegung stammenden, in nationalkonservativ-bürgerlichen Kreisen wohlgelittenen Justizminister Alfredo Rocco (S. 54–56), wie es dem Duce ohnehin nicht an beflissenen Mitarbeitern ermangelte, die ihm im Sinne Ian Kershaws »entgegengearbeitet« hätten (S. 48), die Mussolini aber auch nach Willkür und Belieben jederzeit auszuwechseln geneigt war. So entstand ein prekäres und nie ganz stabiles, laut Schieder als »diarchisch« zu bezeichnendes Herrschaftssystem, in dem sich der »permanent um Ausgleich zwischen den antagonistischen Trägern seiner Diktatur« bemühte Mussolini weder allein auf die alten Eliten und die Organe des traditionellen Verfassungssystems der Monarchie noch ausschließlich auf die Monopolpartei des Faschismus gestützt und darüber hinaus durch ständigen Appell an die Bevölkerung um deren Konsens gewonnen und dadurch ein charismatisches Element der Herrschaftssicherung hinzugefügt habe (S. 59). Es habe sich um einen »eigentümlichen Herrschaftskompromiß« gehandelt, »nie um eine autokratische Alleinherrschaft«, vielmehr um »eine politisch eingeschränkte Diktatur« (S. 22f.).

Leider verliert Schieders Darstellung im Anschluss an die Analyse von Mussolinis Herrschaftssystem zunehmend den roten Faden. Die eingangs gestellte Aufgabe, Mussolinis »Allianz mit Hitler« als »eine Entscheidung, die sich nahezu zwangsläufig aus der fragilen Konstruktion seiner Diktatur ergab«, zu interpretieren (S. 8), vermag Schieder nicht stringent und überzeugend zu bearbeiten – was in der Sache begründet liegen mag, denn so einfach lagen die Dinge nicht. Ausgehend von der These, Mussolini habe »die Existenz



seiner persönlichen Diktaturherrschaft ursprünglich an seine eigenständigen militärischen Siege geknüpft«, dann diese Siege mit der Rückendeckung Hitlers zu erringen gehofft und sich deshalb seit 1936 in ein außenpolitisches Bündnis mit ihm begeben und schließlich »auch den Weiterbestand seiner Diktaturherrschaft daran geknüpft« (S. 71), verheddert sich Schieder in einer wirren und konzeptlosen Darstellung faschistischer Außen- und Kriegspolitik. Die für den Charakter und das Funktionieren des faschistischen Herrschaftssystems entscheidende Frage, warum es Mussolini gelang, sein Land 1940 in den Krieg gegen die Westmächte zu führen, obwohl dieser Entschluss nicht nur in der Bevölkerung und in den traditionellen Eliten, im Königshaus und im Militär unpopulär war, sondern auch »die Mehrheit der zur faschistischen Führungsclique gehörenden Parteiführer [...] hektisch nach einem Weg« suchte, im Krieg »neutral bleiben zu können« (S. 93), stellt sich Schieder nicht. Es sei Mussolini »wiederum nur um seine eigene Person und die Erhaltung seiner diktatorischen Stellung« gegangen (S. 96). Zu derartiger Oberflächlichkeit und einem Mangel an analytischer Präzision gesellen sich nun mehr und mehr teils gravierenden sachliche Fehler, an denen das Büchlein ohnehin nicht arm ist.<sup>22</sup> Ein Fazit fehlt.

Hans Woller legt eine weitere, etwas umfangreichere Biografie Benito Mussolinis vor.<sup>23</sup> Die in plakativer Sprache vorgetragene Ziele seines Unterfangens stellt Woller von vornherein außer Zweifel. Laut Klappentext geht es um Mussolinis Rassismus und Antisemitismus und um die »Schreckensbilanz« seines Regimes, »die den Atem stocken lässt«. Die gedanklich und formal dünne, in der Sache gerade einmal drei Seiten umfassende Einleitung enthält bereits eine Reihe von bedenklichen Urteilen, die einer Überprüfung kaum standhalten (S. 9f.): die Einordnung Francisco Francos in die Gattung der »kleineren faschistischen Teufel«, die vermeintliche Zielsetzung Mussolinis, »eine neue supranationale Zivilisation mit neuen Menschen zu begründen« – allein das Wort »Zivilisation« sollte Woller übrigens im Sinne seines kritischen Ansatzes zu denken geben – oder die Vorstellung, im Rahmen der »Achse« Berlin-Rom hätten Faschisten und Nationalsozialisten den »in der neueren Geschichte einzigartige[n] Versuch unternommen, zwei Staaten und zwei Regime zu synchronisieren und auf Krieg zu trimmen« – die gesamte Realgeschichte dieses Bündnisses zeugt davon, dass beide Seiten sich zu keiner Zeit ernsthaft darum bemühten, und von einer »konzertierten Zerstörungskraft« konnte schon deshalb keine Rede sein, weil beide Mächte bindende politische Planungen und militärische Absprachen konsequent scheuten. Woller bemüht sich, eine eingängige Sprache zu finden, die nicht selten mit den Geboten wissenschaftlicher Sachlichkeit in Konflikt gerät: »Nackte Brutalität und Aggressivität steckte[n!] gleichsam in den Genen der Faschisten. Man roch sie förmlich, wenn die Milizen durch die Straßen zogen und ihre nur mühsam bezähmte kriegerische Virilität demonstrierten« (S. 75) – das mag schön formuliert sein, es dürfte gleichwohl schwierig oder aber zumindest aufwendig werden, das anhand von authentischen Quellen zu belegen. Problematischer wird die Neigung zu personalisierenden Schlagzeilen in journalistischer Manier, wenn Mussolini (der »nie in Abessinien gewesen« ist: S. 121) am 3. Oktober

22 Eine Auswahl: Datierung des italienisch-österreichischen Waffenstillstands vom 3./4. November 1918 auf den 11.11.1918 (S. 31); »eigens eingerichtete Konzentrationslager« für die überlebende Zivilbevölkerung zerstörter Siedlungen in Äthiopien existierten nicht (S. 68); Mussolini hatte 1936/37 keineswegs »in Frankreich und Großbritannien allen Kredit verloren« (S. 77); Italien hatte 1939 in Griechenland keinen Krieg geführt (S. 93f.); eine »französische Kapitulation« war 1940 nicht erfolgt (S. 94f.); die Wehrmacht griff im April 1941 nicht »von Albanien aus« gegen Griechenland ein (S. 98); entgegen Schieders Darstellung kämpften schon 1941 italienische Truppen im Krieg gegen die Sowjetunion (S. 99); ein im Literaturverzeichnis aufgeführtes Buch »Wolfgang Altgeld, Benito Mussolini (1883–1945). Duce des Faschismus und Diktator Italiens, Stuttgart 2009« existiert nicht.

23 Hans Woller, Mussolini. Der erste Faschist. Eine Biografie (Diktatoren des 20. Jahrhunderts), Verlag C.H. Beck, München 2016, 397 S., geb., 26,95 €.

1935 in Abessinien einmarschiert (S. 140), und dem mit der Sprache nationalsozialistischer Mörder vertrauten Leser stockt dann tatsächlich der Atem, als der »Führer« 1937 seinem Staatsgast Mussolini »mit fast rührender Aufmerksamkeit« eine »Sonderbehandlung« zuteilwerden lässt (S. 181).

Mussolini soll also als »Imperialist«, als »Rassist und Antisemit« vorgestellt werden. So lauten auch die Überschriften zweier Kernkapitel, und diese Begriffe sollen offenbar die erkenntnisleitende Fragestellung des Großessays liefern. Dabei kennt Woller seinen Untersuchungsgegenstand wirklich zu gut, um ihn nicht gleich eingangs als »so schwer fassbare[n] Mann« zu beschreiben (S. 7) – »auf der sicheren Seite ist man bei ihm [...] nie« (S. 85). Und so durchzieht eben die für Benito Mussolini charakteristische Unbestimmtheit in Haltung und Zielsetzung auch Hans Wollers Band: »Mussolini wusste selbst nicht, wo er stand und was er wollte« – 1914 (S. 56); »war ratlos und verzweifelt« – 1919/20 (S. 70); hatte »keine klare Vorstellung von der eigenen und der Zukunft seiner Bewegung«, »und er hatte auch auf viele andere Fragen keine Antwort. Er fuhr gleichsam auf Sicht und hielt sich alle Optionen offen«, war »alles andere als der große Ideengeber und Strategie« – 1921 (S. 73f.). Mussolini zeigte sich im Vorfeld seines Regierungsantritts als »unruhiger, wankelmütiger Taktiker, dem in entscheidenden Momenten regelmäßig die Nerven einen Streich spielten« – Woller traut ihm 1922 nicht einmal die »gerissene Doppelstrategie« zur Ergreifung der Macht zu, die andere in sein tatsächliches Zaudern hineininterpretiert hätten (S. 83).<sup>24</sup> Nach der Regierungsübernahme lag »alles Weitere [...] im Dunkel der Zukunft. Für den Aufbau einer faschistischen Diktatur gab es weder ein Vorbild noch ein Rezept« (S. 92); während der Matteotti-Krise verhielt sich Mussolini wiederum zögerlich, schwankend und unentschlossen, bis er erst unter dem »erpreserischen Druck« von Hardlinern in seiner Partei zu handeln begann (S. 101f.); »ein konkretes Programm« ergab sich auch aus seinen frühen Überlegungen zur Außenpolitik nicht (S. 123), und noch 1936 »wusste« Mussolini selbst, »dass sein außenpolitischer Kurs alles andere als kohärent zu nennen war« (S. 176). Wollers Fazit zu Mussolinis außenpolitischer Zielsetzung im Sommer 1939 lautet: »Niemand wusste mehr, woran man mit ihm war. Mussolini sagte einmal dies und einmal jenes« (S. 192).

Das trifft nun in der Tat den Kern im Gebaren eines Mannes, der ständig im kleinen Kreis und in der Öffentlichkeit vor sich hin bramarbasierte, der endlos redete und schrieb, dessen politisches Denken aber ohne Konsistenz blieb und ohne langfristiges Ziel auskam, der vielmehr – hier erscheint Schieders Erklärungsansatz plausibel – allein auf den eigenen Machterhalt ausgerichtet war und der insofern etwas Condottierehaftes an sich hatte, inklusive der ihm bewussten, ständig drohenden Möglichkeit seines Scheiterns aufgrund politischer Fehlkalkulationen im Gewirr diplomatischer Fallstricke. Doch Hans Woller gibt sich mit diesem Interpretationsangebot nicht zufrieden. Die Notwendigkeit, Mussolini und sein Regime in das selbst geschaffene Prokrustesbett einer maximalistischen Faschismusdefinition einzufügen, lässt das nicht zu. Der »Imperialist« also: Gewiss zählte Imperialismus zu den Kernelementen faschistischer Ideologie und Außenpolitik. Doch Woller befindet es nicht für nötig, diesen Schlüsselbegriff seiner Darstellung zu definieren oder näher zu erläutern, und irgendeine Art von imperialistischem Programm Mussolinis vermag er nicht herauszuarbeiten, weil es eben nicht existierte. Vielmehr spekuliert Woller darüber, ob Mussolini bereits als junger Mann auf »Rache« für Adua bedacht war – die 1896 erlittene Niederlage italienischer Truppen im Kampf gegen Äthiopien – und »von Eroberungen in der Ferne träumte«. Der Mussolini des Ersten Weltkriegs, der das Trentino und Südtirol, Dalmatien und Istrien, ja die Hegemonie an der Adria und Albanien im Blick hatte,

24 Woller geht mit keinem Wort darauf ein, dass er selbst Mussolini noch unlängst diese »ebenso simple wie perfide Doppelstrategie« zugeschrieben hatte: *Hans Woller*, *Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert*, München 2010, S. 91.

ist für Woller »der Imperialist«, der früher auf den Plan getreten sei als der Faschist (S. 121) – obwohl Mussolini damals nichts anderes als die traditionellen Ziele italienischer Nationalisten verfolgte und damit gleichzeitig in den Reihen derer zu verorten ist, die den Risorgimento als Reichseinigung im Sinne Giuseppe Mazzinis zu vollenden meinten und für Italien den Status einer vollberechtigten Großmacht erstrebten. Expansionismus ohne konkretes Programm (S. 122f.), brutale Kolonialkriege in Afrika (S. 124f. und 138–148), revisionistische Vorstöße zur begrenzten Veränderung des Status quo in Europa (S. 125f.), Bemühungen zur Unterwanderung anderer Staaten und Paralleldiplomatie im faschistischen Sinne (S. 126–130): Das alles subsumiert Woller in additiver Manier unter seinen unreflektierten Leitbegriff eines mussolinischen Imperialismus, während er die relativ konventionelle Außenpolitik des Königreichs Italien in den 1920er- und 1930er-Jahren kaum einer Erwähnung für wert erachtet.

Dann wird die Argumentation doch entschlossener und ersinnt aus Mussolinis »Andeutungen und Ankündigungen« – auf Quellen greift Woller an dieser Stelle nicht zurück – »das noch ganz vage Projekt einer gespenstisch ausgreifenden Expansion, das sich neben dem Balkan auch auf den Mittelmeerraum, den Nahen Osten und auf Afrika bezog und erst Anfang der 1940er Jahre festere Konturen gewann« (S. 130). Anfang der 1940er-Jahre? An anderer Stelle wacht Woller aus seinen eigenen Träumen auf und stellt sachlich richtig fest, Italiens Krieg sei im Winter 1940/41 faktisch verloren gewesen, »Mussolinis Imperium [...] binnen weniger Monate unter der Last des Mehrfrontenkrieges zusammengesackt« (S. 216). Tatsächlich muss Woller den wenigen einschlägigen Quellen, die überhaupt Einblick in die Fragmente von Mussolinis außen- und expansionspolitischen Vorstellungen zu geben vermögen, buchstäblich Gewalt antun, um sie seiner verfehlten Behauptung anzupassen, Mussolinis »Beutegier [...] folgte klaren strategischen Plänen« (S. 204): Mussolinis dem Faschistischen Großrat in der Nacht vom 4. auf den 5. Februar 1939 vorgelegter Bericht zählt seit Jahrzehnten zu diesen Schlüsseldokumenten, die trotz ihrer Vagheit immer wieder herangezogen werden, wenn es gilt, ein vermeintliches Expansionsprogramm des italienischen Diktators zu konstruieren. Darin sprach der Duce von der Gefangenschaft Italiens im Mittelmeer und symbolisch von den Barrieren, den Gitterstäben des Gefängnisses, in dem Italien eingeschlossen sei – Korsika, Tunesien, Malta, Zypern –, von den Wachtposten Gibraltar und Suez sowie von der – schon lange vor Errichtung des faschistischen Regimes bestehenden – Aufgabe, die Gitterstäbe zu zerbrechen und der Losung zu folgen, in Richtung Ozean zu marschieren, da nur eine ozeanische Anbindung die für den Großmachtstatus Italiens notwendige geostrategische Unabhängigkeit sicherstellen werde. Wollers kurzschlüssige Paraphrase lautet: »Der Zeitpunkt sei nun gekommen, die Gitterstäbe herauszubrechen und die Freiheit der Ozeane zu gewinnen« (S. 187). Tatsächlich ist in dem Dokument weder von »Zeitpunkt« noch gar von »nun« die Rede. Im Gegenteil, Mussolini sprach eingangs seines Vortrags, der ungewöhnlicherweise zu den Akten des Großrats gegeben werden sollte – gleichsam als außenpolitisches Vermächtnis Mussolinis –, ausdrücklich von einer Richtlinie italienischer Außenpolitik auf kurze, lange, ja längstmögliche Sicht, wobei es auf kurze Sicht – Woller unterlässt hier jegliche Kontextualisierung – allenfalls darum gehen konnte, gegenüber Frankreich Positionsgewinne in Korsika, Tunesien oder Dschibuti zu erzielen, und zwar nach Möglichkeit auf dem Verhandlungswege und im Einverständnis mit der britischen Regierung. Eine Handlungsanweisung zu kriegerischer Expansion, noch gar einer zeitnah bevorstehenden, lässt sich aus Mussolinis Ausführungen nicht in seriöser Weise herauslesen. Selbst einen möglichen begrenzten Krieg mit Frankreich galt es Mussolini zufolge unbedingt bis mindestens nach dem Jahr 1942 zu vermeiden.<sup>25</sup> Im Übrigen liegen auch keinerlei Hinweise

25 Das Dokument findet sich gedruckt unter anderem bei *Renzo De Felice*, *Mussolini il duce*. II. Lo Stato totalitario 1936–1940, Turin 1996 (zuerst 1981), S. 321–325. Vgl. zur Interpretation

auf militärische Planungen vor, die sich gegen die britischen Positionen Malta, Zypern, Gibraltar oder Suez gerichtet hätten, und Mussolinis vage Vorstellungen zu einer etwaigen kriegerischen Auseinandersetzung mit Frankreich blieben in merkwürdiger Weise auf die Defensive ausgerichtet.

Mit anderen Worten: Mussolinis hier und da verlautbarte Gedanken zu einem »Lebensraum im Süden« – bemerkenswerterweise erkennt Woller darin sogar »eine indirekte Antwort« auf »Hitlers Lebensraum im Osten« (S. 131), was erneut auf Mussolinis Eklektizismus und mangelnde Originalität verweist, ein dezidiertes eigenes Konzept oder gar Programm aber implizit verneint, im Übrigen auch einen Hinweis auf die Hintergründe des 1938 auf Mussolinis Weisung staatlich verordneten Antisemitismus zu geben vermag – waren zu keiner Zeit mehr als »Verstiegenheiten« (ebd.), »Traum«, »Visionen« oder »Symptome von Größenwahn« (S. 224), wie Woller selbst diagnostiziert. Sie fanden keinen Eingang in die operative Politik oder eine militärische und rüstungswirtschaftliche Planung. Die Landnahmen und Feldzüge Italiens seit 1939 folgten denn auch nirgends einem Plan, sie entsprangen der jeweiligen Situation und dem Kalkül Mussolinis, einerseits im Schatten der deutschen Siege *irgendwo* eigene Erfolge erzielen zu können, andererseits bei einer Neuordnung Europas nach dem deutschen »Endsieg« mitreden zu dürfen – das offenbar war noch die wesentliche Motivation für Mussolinis Entscheidung 1941, italienische Truppen am Krieg gegen die Sowjetunion zu beteiligen: Woller spricht erneut von »Beute gier« (S. 224), worin sich bei näherem Hinsehen sein Konzept von Mussolinis Imperialismus erschöpft. Dabei argumentiert Hans Woller im Einzelnen durchaus differenziert. Er entlarvt den Großsprecher Mussolini bei seinen außenpolitischen Aktionen 1939/40 als Zögerer und Zauderer, der im Vorfeld der 1939 gegen Albanien und dann 1940 gegen Griechenland gerichteten Unternehmen insbesondere von seinem Außenminister und Schwiegersohn Ciano geradezu zum Handeln getrieben worden sei, und der 1940 zwar in der Hoffnung auf territorialen Zugewinn Italien in den Krieg eintreten ließ, seine Truppen aber nicht wirklich kämpfen lassen wollte (S. 200). Ebenso nüchtern betrachtet Woller – in tendenziellem Widerspruch zu seiner Generalthese eines »faschistisch-nationalsozialistischen« Bündnisses von erheblicher Tiefenwirkung und Reichweite – das Verhältnis Mussolinis zu Adolf Hitler und zu den Deutschen:<sup>26</sup> »Der deutsche Führer war ihm ebenso unheimlich wie das deutsche Volk, das er im Ersten Weltkrieg am liebsten ausgelöscht hätte.« Er habe Hitler nicht über den Weg getraut und sei ihm mit konstantem Misstrauen begegnet (S. 177). Tief wurzelnde Zweifel und Bedenken gegenüber dem deutschen Diktator habe er nie abstreifen können (S. 182), die Deutschen angesichts der ihm bekannt gewordenen Verbrechen im besetzten Polen schlicht als »Bestien« bezeichnet (S. 199). Anders als Wolfgang Schieder weiß Woller auch um den »Verteidigungswall in den Alpen«, den Mussolini seit 1939 an der Nordgrenze erbauen ließ und der »sein Land vor dem mächtigen »Achsen«-Partner schützen sollte« (S. 183)<sup>27</sup> – alles andere als ein Beleg für die Kohärenz des deutsch-italienischen Bündnisses und angesichts der Ereignisse seit 1943 an sich ein kluges Unterfangen. Doch trotz aller Vorbehalte habe Mussolini Hitler schlicht gebraucht, weil sich

---

und Kontextualisierung ebd., S. 325–330 und 552, wo De Felice von einer Art Vermächtnis für die zukünftigen Generationen spricht.

26 Ein Sammelsurium einschlägiger Zitate und Paraphrasen aus Quellen, Memoiren- und Forschungsliteratur dazu liefert *Jobst C. Knigge*, *Angst vor Deutschland – Mussolinis Deutschlandbild* (Schriften zur Geschichtsforschung des 20. Jahrhunderts, Bd. 9), Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2015, 253 S., kart., 88,80 €.

27 Vgl. dazu ausführlich die instruktive und reich illustrierte Arbeit des Amateurhistorikers *Rolf Hentzschel*, *Der Alpenwall in Südtirol. Auf Spurensuche an Mussolinis Festungslinie*, Helios Verlags- und Buchvertriebsgesellschaft, Aachen 2014, 116 S., geb., 39,80 €. Das Projekt endete, wie so vieles in der faschistischen Herrschaft, als unbrauchbares Stückwerk.

seine »imperialistischen« Ziele »nur an der Seite der Deutschen erreichen ließen« (S. 177): Woller trägt de facto einiges zur Entmythisierung der »Achse« Berlin-Rom bei.

Benito Mussolini war offenkundig alles andere als ein systematischer Denker und ebenso unsystematisch, sprunghaft und letztlich ziellos wie in der Außenpolitik bewegte er sich auf den verschiedenen Feldern seiner Innen- und Gesellschaftspolitik. Woller interessiert hier unter dem Leitthema des mussolinischen Rassismus dessen Äußerungen zur Bevölkerungspolitik und zur Schaffung eines »neuen Menschen«. Doch ist es wenig erstaunlich, dass dazu ebenso wenig wie zur Außenpolitik zusammenhängende Überlegungen oder wegweisende Denkschriften aus Mussolinis Feder existieren, die als belastbare Schlußdokumente betrachtet und intensiv analysiert werden könnten. Woller zitiert stattdessen verstreute Fetzen aus Mussolinis Reden und Schriften – immer ohne jeden Kontext – und verweist auf einige wenige Titel der Forschungsliteratur, um weitreichende Thesen zu vertreten: Mussolinis Propagandasprüche und Parolen – von einer zielgerichteten operativen Politik kann man hier nirgends sprechen – zur Behebung des vorgeblichen demografischen Problems Italiens oder zu den scheinbaren Gefahren der Landflucht und der Urbanisierung, aber auch die von Woller nicht näher erörterte Sozialpolitik des faschistischen Regimes hätten »ganz im Zeichen der ›Verbesserung der Rasse‹« gestanden (S. 157f.; hier wie anderswo versteckt Woller seine Auffassungen gerne hinter Zitaten anderer Historikerinnen und Historiker). Statt Dokumente zu analysieren, wählt Woller zunehmend den Weg der Insinuation und der Mutmaßung, um einen Mussolini zu schaffen, der seinen Vorstellungen entspricht: »Hitlers Traum von der idealen Jugend hätte so oder ähnlich auch von Mussolini formuliert werden können« (S. 159). Von »Verfolgungs- und Ausgrenzungsmaßnahmen«, die sich gegen Homosexuelle, »Asoziale«, »Geistesranke«, »Landstreicher«, Prostituierte, Alkoholiker, Sinti und Roma oder Zeugen Jehovas gerichtet hätten – Woller entwirft hier ein Denkmodell, zu dem ihn offenbar die Zustände im Deutschen Reich und die dort diskutierten Vorarbeiten zu einem »Gesetz über die Behandlung Gemeinschaftsfremder« inspiriert haben, ohne dass im Falle des faschistischen Italien entsprechende Maßnahmen nachgewiesen würden –

»wäre es nur noch ein kleiner Schritt zu sehr viel weitergehenden Experimenten gewesen – zu Sterilisationen, zur Euthanasie und zur planmäßigen Menschenzüchtung [...]. Vieles spricht dafür, dass Mussolini sich nicht gescheut hätte, den letzten Schritt zu tun und radikale Eingriffe in den menschlichen Fortpflanzungsprozess zu befürworten, um seinen ›neuen Italiener‹ zu schaffen« (S. 160f.).

Nichts davon wird in Bezug auf Mussolini oder das faschistische Regime aus den Quellen belegt, und wenn Woller von »Hirngespinsten« spricht (S. 159), dann stellt sich die Frage, um wessen Hirngespinnste es sich handeln mag.<sup>28</sup> Woller versucht offenkundig, gemäß seiner absurden These, der Nationalsozialismus habe den eigentlichen Kern des »Faschismus« ausgemacht, Erscheinungen, die aus der Geschichte der nationalsozialistischen Herrschaft geläufig sind und die sie geprägt haben, auf den italienischen Faschismus zu übertragen, ohne doch entsprechende Nachweise liefern zu können. Kennzeichnend für die handwerkliche und methodische Fragwürdigkeit von Wollers Arbeitsweise ist ein Satz wie der folgende: »Ein ›neues Abessinien ohne Abessinier‹ – der Rassist Mussolini hatte durchaus solche irrwitzigen Vorstellungen« (S. 148). Jeglicher Beleg für diese Behauptung fehlt.

---

28 Vgl. die nüchterne Feststellung bei Dipper, *Ferne Nachbarn*, S. 179: »Wer [...] in Italien lebte und nicht ›jüdisch versippt‹ war – und das galt für nahezu hundert Prozent der Bevölkerung –, blieb von rassenpolitischen Repressionsmaßnahmen verschont, denn eine Politik der Zwangssterilisation lehnte Mussolini ab, von der Ermordung Kranker ganz zu schweigen.« Vgl. auch ebd., S. 198f.

In ähnlicher Weise spekuliert Woller über Mussolinis frühen Antisemitismus. Antijüdische Ressentiments – er »wird mit entsprechenden Vorurteilen bereits in seinem Elternhaus und in der katholischen Kirche in Berührung gekommen sein«; »in der Schule werden sich diese Dispositionen verstärkt haben« (S. 30): Hier bewegt sich Woller wirklich auf der Ebene des Gemunkels – fänden sich bei Mussolini »immer wieder. Wie fest sie 1908/09 saßen und wann sie rassistisch aufgeladen wurden, lässt sich nicht klären« (S. 31). Um eine scheinbare Kontinuitätslinie zu konstruieren, mutmaßt Woller dann völlig ohne Nachweis, Mussolinis eigener Beitrag zu den ideologischen Leitlinien des frühen Faschismus habe in dem Bewusstsein einer Gefährdung der »weißen Rasse« und der Notwendigkeit einer anthropologischen Revolution zur Schaffung neuer Menschen bestanden (S. 77f.). Den unleugbaren Mangel an einschlägigen Belegen, geschweige denn grundlegenden Dokumenten, versucht Woller durch sprachliche und gedankliche Kunststücke zu verschleiern. Das Ergebnis sind Sätze wie der folgende:

»Der Antisemitismus avancierte bereits in den zwanziger Jahren zu einem tragenden Pfeiler seiner [sc. Mussolinis] Ideologie, auch wenn das in der praktischen Politik noch nicht gleich zu erkennen war. Der neue Regierungschef hatte zunächst Wichtigeres zu tun – der Antisemit musste sich gedulden und still halten« (S. 164).

Zahlreiche Juden in der Faschistischen Partei, in verantwortlichen Regierungsämtern, selbst zwei Mussolini prägende Geliebte aus jüdischen Familien – nichts vermag Woller von seiner von vornherein feststehenden Interpretation abzubringen, Mussolini sei zeitlebens ein überzeugter Antisemit gewesen: In der Not müssen selbst Jahre und Jahrzehnte nach dem Tod des Diktators entstandene »Erinnerungen« seiner Verwandten als Zeugnisse erhalten. Dagegen verschweigt Woller, dass die 1932/33 unter persönlicher Verantwortung Mussolinis endlich mühsam erstellten weltanschaulichen Basisdokumente des Faschismus, als Doktrin und Philosophie des Faschismus auch in deutscher Sprache veröffentlicht<sup>29</sup>, nicht den mindesten Hinweis auf einen faschistischen Rassismus oder gar Antisemitismus enthielten. Bis 1936/38 änderte sich nichts an den insgesamt dürren Indizien für Mussolinis anti-jüdische Tendenzen, die seit 1929 hier und da in sporadische willkürliche Handlungsanweisungen Eingang gefunden haben mögen<sup>30</sup>, die jedoch auch weiterhin für die Politik der faschistischen Partei und des Regimes weder prägend noch handlungsleitend waren. Erst für das Jahr der antisemitischen Wende 1938 selbst vermag Woller dann eine Reihe von einschlägigen Zitaten Mussolinis zu liefern (S. 167–171), und zwar nur für das Jahr 1938: Ebenso wie vorher scheint sich Mussolini auch, nachdem er die rassistisch-antisemitische Gesetzgebung installiert und die entsprechende Begleitpropaganda veranlasst hatte, nicht mehr sonderlich für sein selbst geschaffenes jüdisches Problem interessiert zu haben.

Woller setzt sich mit abweichenden Auffassungen, die in der Forschung vertreten werden, im Rahmen dieser auf eine breite Leserschaft zielenden Biografie nicht auseinander. Das gilt selbst für seine eigenen früheren Schriften: Woller sah in Mussolini nicht immer den in der Wolle gefärbten Rassisten und Antisemiten, als den er ihn seiner Leserschaft nun vorführt. Aber er kümmert sich nicht darum, wie er Mussolini noch 2005 eingeschätzt hatte:

»Der faschistische Diktator kannte ursprünglich keine antisemitischen Ressentiments, sieht man von einigen weit verbreiteten Vorurteilen einmal ab, von denen auch er nicht frei war. Die Juden störten ihn zunächst weder in der Gesellschaft, noch in seiner eigenen Partei, in der sich lange Zeit niemand darum kümmerte, wie die Mitglieder es mit der Religion hielten. Mussolini fand auch nichts dabei,

29 *Benito Mussolini*, Der Geist des Faschismus. Ein Quellenwerk, hrsg. u. erl. v. *Horst Wagenführ*, 5., durchges. Aufl., München 1943 (zuerst 1933), S. 1–25.

30 Vgl. die Auflistung bei *Giorgio Fabre*, Mussolinis engagierter früher Antisemitismus, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 90, 2010, S. 346–372.

Juden mit verantwortlichen Regierungsämtern zu betrauen [...]. Mussolini äußerte sich widersprüchlich, hielt sich Hintertüren offen und enttäuschte so immer wieder gerade diejenigen, für die Antisemitismus und Judenpolitik nicht Instrument, sondern Selbstzweck war.«<sup>31</sup>

Solche richtigen Einsichten insbesondere in den willkürlichen und instrumentalen Charakter der antisemitischen Wende von 1938 scheint Woller nun von sich zu weisen.

Immerhin betont er im Hinblick auf Mussolinis »Judenpolitik« weiterhin, »anders als der Nationalsozialismus überschritt der Faschismus jedoch niemals die Grenze zum Mord« (S. 172, vgl. auch S. 234). Wollers Lust am Insinuieren, Mutmaßen, Spekulieren als wissenschaftlicher Methode hindert ihn aber daran, bei dieser Feststellung zu verharren: Mussolini »genierte sich nie, Mord und Brand zu befehlen«. Neben den Partisanen drohte dieses Schicksal vor allem den Juden, die in den annektierten und besetzten Gebieten nach 1941 besonderen Gefahren ausgesetzt waren« (S. 235) – es gelingt Woller tatsächlich auf nur zwei Seiten (S. 234f.), die italienische Besatzungsmacht am Beispiel Jugoslawiens ausdrücklich von der »Verfolgung und Ermordung der Juden« zu distanzieren und sie gleichzeitig mit dem Mord an den Juden zu belasten. Letzteres vermag er nur durch gezielte Desinformation zu leisten: Mussolini habe im Mai 1942 dekretiert, rund 1.000 Juden »sollten« aus den von Italien annektierten dalmatischen Küstengebieten ausgewiesen und den mörderischen Ustaša-Milizen übergeben werden, »was ihren sicheren Tod bedeutet hätte«; im August 1942 habe Mussolini einen Massenmord genehmigt, nämlich befohlen, »Juden kroatischer Herkunft, die sich in der italienischen Besatzungszone befanden, sollten sofort interniert und an die Deutschen beziehungsweise die Ustaša ausgeliefert werden«<sup>32</sup>; Mitte Juli 1943 schließlich habe er »die Auslieferung der Juden aus Südfrankreich« befohlen (S. 236 und 239). Dass keiner dieser Befehle ausgeführt wurde und deshalb die überwiegende Mehrzahl der Betroffenen den deutschen und kroatischen Mördern entkommen ist, dass Mussolini selbst seine Genehmigung zur Auslieferung im Falle Kroatiens zwischenzeitlich wieder zurücknahm<sup>33</sup>, das erfährt der Leser nur indirekt oder es wird ihm gar verschwiegen. Wie immer es 1942/43 um Mussolinis »Judenhass« (S. 237) bestellt gewesen sein mag – der Duce handelte jedenfalls nicht proaktiv:<sup>34</sup> Sein Lavieren angesichts der vom deutschen Bündnispartner erwarteten Kooperation sprach weiterhin nicht für einen ausgeprägten exterminatorischen Antisemitismus Mussolinis, sein Verhalten deutet eher auf Gleichgültigkeit und Desinteresse im Hinblick auf diese Problematik hin angesichts einer zunehmend verfahrenen Kriegslage, in der Mussolinis Herrschaft in Italien auf dem Spiel stand und die Stabilisierung des faschistischen Regimes seine ganze Aufmerksamkeit

31 Thomas Schlemmer/Hans Woller, Der italienische Faschismus und die Juden 1922–1945, in: VfZ 53, 2005, S. 165–201, Zitate: S. 176 und 189.

32 Der Grad von Mussolinis Entschlossenheit und die Qualität dieses »Befehls« sind in der Forschung durchaus umstritten. Vgl. etwa Mark Mazower, Hitlers Imperium. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, München 2009 (zuerst engl. 2008), S. 369: »Im August 1942 bat Ribbentrop offiziell um italienische Hilfe, und Mussolini schien zuzustimmen und kritzelte ›nulla osta« (keine Einwände) auf das Memo, das er erhalten hatte.«

33 Vgl. etwa Jonathan Steinberg, Deutsche, Italiener und Juden. Der italienische Widerstand gegen den Holocaust, Göttingen 1992, S. 115f.; MacGregor Knox, Das faschistische Italien und die »Endlösung« 1942/43, in: VfZ 55, 2007, S. 53–92, hier: S. 63.

34 Vgl. dazu noch einmal Mazower, Hitlers Imperium, S. 370f.: »Es gibt keinen Hinweis darauf, dass der Duce in dieser Frage [sc. der Auslieferung von Juden im italienischen Herrschaftsbereich an deutsche Stellen] eine feste Meinung hatte. Er klang gerne bestimmt, wenn er mit den Deutschen redete, wälzte aber in der Praxis die Last der Entscheidung meist auf seine Untergebenen ab. [...] die Abweisung von [sc. jüdischen] Flüchtlingen war eines, die Komplizenschaft an ihrer Vernichtung etwas anderes. Hier versuchte er eigene Entscheidungen zu vermeiden, vor allem solche, die seinen Spielraum einschränken und ihn immer enger an die Deutschen binden würden.«

erforderte. Und es bleibt festzuhalten, dass die Armeen des Königreichs Italien es nicht zu ihren Aufgaben zählten, Menschen aufgrund ihrer jüdischen Religion oder Abstammung zu ermorden oder ihren Mördern auszuliefern; sie wurden von Mussolini auch nicht nachhaltig dazu angehalten.

Wollers zweifelhafte Methodik im Umgang mit Mussolinis Äußerungen sei noch an einem weiteren Beispiel demonstriert: Angesichts des militärischen Fiaskos seiner Truppen im Kampf gegen Griechenland im Herbst 1940 habe Mussolini seine Luftwaffe

»aufgefordert [...], rücksichtslos aufs Ganze zu gehen: ›Alle Städte mit mehr als zehntausend Einwohnern müssen zerstört und dem Erdboden gleichgemacht werden.« Ziel dieses ›bindenden Befehls‹ sei die ›systematische Zerstörung der urbanen Zentren Griechenlands‹, fasste er seine verbrecherische Order zusammen« (S. 215).

Was aus diesem Auftrag wurde, interessiert Woller nicht: Wurde er in entsprechende Einsatzbefehle umgesetzt? Wurden daraufhin die geforderten Kampfeinsätze geflogen? War die königliche Luftwaffe überhaupt willens und mit ihrem fliegenden Material in der Lage, urbane Zentren in Griechenland systematisch zu zerstören? Und welche Städte mit mehr als zehntausend Einwohnern wurden schließlich in den folgenden Wochen zerstört und dem Erdboden gleichgemacht? Welche Reaktionen rief der Oberkommandierende der italienischen Streitkräfte mit solchen kraftmeierischen Ausbrüchen bei seinen führenden Militärs hervor? Mit dem Versuch, solche Fragen zu beantworten, würden die wissenschaftliche Arbeit und die Kontextualisierung überhaupt erst anfangen. Woller verzichtet darauf, weil am Ende nichts als der folgenlose Wutausbruch eines machtlosen und zunehmend verzweifelnden Diktators übrigbleiben würde.

Es gibt weitere Anhaltspunkte, die wissenschaftliche Tragfähigkeit von Wollers Mussolini-Biografie mit Skepsis zu betrachten. Einerseits ist sein Umgang mit den Quellen zu nennen. Woller erhebt die Tagebücher von Mussolinis langjähriger Geliebter Clara Petacci zu einer Schlüsselquelle seiner Darstellung: Es handle sich um »ein einmaliges Dokument aus dem Arkan-Bereich der faschistischen Diktatur«, ja – erneut versteckt sich Woller hinter dem Zitat eines anderen Wissenschaftlers – »die ›echten [...] Tagebücher Mussolinis sind die Tagebücher der Petacci« (S. 210). Davon lässt Wollers Text jedoch nichts erkennen. Außer einigen reißerischen und anlässlich der Veröffentlichung des ersten Bandes der Tagebücher 2009 durchweg schon von der Tagespresse ausgeschlachteten Zitaten aus dem Jahr 1938, in denen Mussolini seinen gerade entdeckten antisemitischen Leidenschaften freien Lauf lässt (S. 167f.), hat diese Quelle offenbar nichts zu bieten, das irgendeinen relevanten Aufschluss über Wesen und Gestalt der faschistischen Herrschaft zu geben vermag. Dagegen scheint Woller den Tagebüchern Galeazzo Cianos nicht recht zu trauen. Sie zitiert er mitunter mit der Einschränkung »soll er [sc. Mussolini] gesagt haben« (so etwa S. 212 und 216). Zweifel hinsichtlich der Authentizität der Aufzeichnungen Cianos mögen angebracht sein, doch zum einen sollte Woller dieses Problem wenigstens diskutieren, zum anderen sollte er seine eigene Position zu dieser wirkmächtigen Quelle darlegen: Entweder Woller hält sie für authentisch und damit verwendbar, oder er verwirft ihre Zuverlässigkeit und sollte dann ganz auf Zitate daraus verzichten, den Leser jedenfalls nicht durch ein distanzierendes »soll« im Unklaren lassen.

Andererseits arbeitet Woller im Sinne seines Ziels, eine »Schreckensbilanz« des faschistischen Regimes zu eröffnen, mit Zahlen von Todesopfern der italienischen Besatzungsherrschaft auf der Balkanhalbinsel, die keiner seriösen Nachprüfung standhalten. Es besteht kein Zweifel daran, dass italienische Soldaten in Teilen Jugoslawiens und Griechenlands im Zuge von Aktionen zur Bekämpfung von Partisanen oder »Banden«, im Sinne einer verfehlten Vorstellung von »Befriedung« oder auch zur vermeintlichen Selbstverteidigung der Besatzungsmacht in einer zunehmend unübersichtlich werdenden Gesamtlage Geisel-



erschießungen, Hinrichtungen, Massaker oder auch einfach Morde nicht zuletzt an unbeeiligten Zivilisten begangen haben, und dass es auch Befehle gab, all dies relativ planmäßig zu tun. Doch Wollers allein auf italienisches Handeln bezogene Behauptung, »250.000 Tote weist die Opferbilanz für das ehemalige Jugoslawien aus«, wobei es sich »um sehr vorsichtige Schätzungen« handle, lässt sich aus den vorhandenen Daten weder erweisen noch hochrechnen und ist einfach nicht plausibel. Woller übernimmt diese Zahl aus einem handwerklich wie methodisch äußerst fragwürdigen Aufsatz von Brunello Mantelli, der sie schlicht aus der Luft greift.<sup>35</sup> Auch im Hinblick auf Griechenland, wo »nach sehr vorsichtigen Schätzungen [...] 100.000 Menschen Opfer der italienischen Besatzungsherrschaft geworden« seien (S. 231), ist Zweifel gegenüber dieser bloßen Mutmaßung Wollers beziehungsweise Mantellis angebracht. Die verschiedenen Akte des italienischen Besatzungsterrors und der Partisanenbekämpfung geben solche Zahlen nicht her.<sup>36</sup> Und für die verheerende Hungersnot in Griechenland, deren Ausbreitung und Folgen Woller allein den Italienern anlastet (S. 230f.), war in erster Linie die deutsche Besatzungsmacht verantwortlich. Deutsche Instanzen jedenfalls plünderten ungehemmt und taten nahezu nichts für die Ernährung der griechischen Bevölkerung, während die selbst von Nahrungsmiteleinführen abhängigen Italiener sich im Rahmen einer chaotischen Besatzungspolitik nicht in der Lage zeigten, der Bevölkerung in ihrem Besatzungsgebiet wesentlich zu helfen. Es ist bezeichnend, dass aus der deutschen Führung einschlägige Zitate von ungeheurem Zynismus überliefert sind, wohingegen Vertreter der italienischen Regierung sich grundsätzlich hilfsbereit zeigten, aber mitansahen, wie die deutsche Seite im Land beschlagnahmte Vorräte verschleppte oder hortete und nichts tat, um mit den »Achsen«-Partnern konstruktiv zu kooperieren – von all dem möchte Woller nichts wissen, erneut fehlt jegliche Kontextualisierung.<sup>37</sup> Die Gesamtzahl der Hungertoten in Griechenland bleibt umstritten und schwankt zwischen »mit ziemlicher Sicherheit unter Hunderttausend« (Hagen Fleischer) und »rund 250.000 Menschen« (Mark Mazower) – ein niedriger Prozentsatz davon dürfte auf das Konto der italienischen Besatzungspolitik gehen. Nicht belastbaren Maximalschätzungen von vermeintlich durch italienische Truppen begangenen Tötungsdelikten und von ihnen zu verantwortenden Hungertoten in Griechenland sei die pointierte Warnung

35 *Brunello Mantelli*, Die Italiener auf dem Balkan 1941–1943, in: *Christof Dipper/Lutz Klinkhammer/Alexander Nitzendel* (Hrsg.), Europäische Sozialgeschichte. Festschrift für Wolfgang Schieder, Berlin 2000, S. 57–74, hier: S. 57f. Bereits die Anm. 2 dort auf S. 57 hat nichts mit dem Inhalt im Obertext zu tun, den sie belegen soll. Der zweite von Woller als vermeintlicher Beleg herangezogene Aufsatz von *Amedeo Osti Guerazzi*, »Schonungsloses Handeln gegen den böartigen Feind«. Italienische Kriegführung und Besatzungspraxis in Slowenien 1941/42, in: *VfZ* 62, 2014, S. 537–567, führt solche Zahlenangaben – offensichtlich entgegen den Intentionen des Autors! – implizit ad absurdum. Auch die sorgfältige Studie von *H. James Burgwyn*, *Empire on the Adriatic. Mussolini's Conquest of Yugoslavia 1941–1943*, New York 2005, vermag Wollers Behauptung nicht zu stützen. Vgl. im Übrigen zur Gesamtproblematik bereits *Behring*, *Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung*, S. 384. Sanela Schmid bereitet gegenwärtig die Drucklegung ihrer Dissertation zur deutschen und italienischen Besetzung im Unabhängigen Staat Kroatien vor, in der sie plausible Überlegungen zu einer weitaus geringeren Zahl der von Italienern verantworteten Todesopfer in den besetzten Teilen Jugoslawiens anstellt.

36 Vgl. nur *Hagen Fleischer*, *Im Kreuzschatten der Mächte. Griechenland 1941–1944 (Okkupation – Resistance – Kollaboration)*, Frankfurt am Main 1986, Bd. 1, S. 180f., und *Mark Mazower*, *Griechenland unter Hitler. Das Leben während der deutschen Besatzung 1941–1944*, Frankfurt am Main 2016 (zuerst engl. 1993), S. 184–195 und 199.

37 Die leisten *Fleischer*, *Im Kreuzschatten der Mächte*, Bd. 1, S. 116–127, und *Mazower*, *Griechenland unter Hitler*, S. 47–78, sowie *Malte König*, *Kooperation als Machtkampf. Das faschistische Achsenbündnis Berlin-Rom im Krieg 1940/41*, Köln 2007, S. 177–200. Woller verzichtet auch hier auf jegliche Auseinandersetzung mit der einschlägigen Forschung.

Hagen Fleischers entgegengehalten, »die Wahrheit wird durch Multiplikation nur schal und unglauwürdig«. <sup>38</sup>

Ebenso wie Wolfgang Schieders Mussolini-Biografie endet die von Hans Woller ohne Fazit: Zwei führende deutsche Faschismusforscher entlassen ihre Leserschaft ohne reflektierte Urteile oder Einsichten in die Natur von faschistischer Bewegung und Herrschaft, die Gesellschafts-, Wirtschafts- oder Kulturpolitik des Regimes, ohne Antwort auf Fragen der Modernität oder Rückwärtsorientierung des Faschismus, insbesondere ohne eine Einordnung Mussolinis und seiner Diktatur in die Kontinuitäten italienischer Geschichte oder in die komplexen Erscheinungsformen europäischer Entwicklungspfade im Zeitalter der Weltkriege. Das ist enttäuschend – eine selbstbewusste, theoriegeleitete oder auch empirische Faschismusforschung sollte zu anderen Leistungen in der Lage sein. <sup>39</sup>

Auch zur Rezeptions- und Beziehungsgeschichte zwischen italienischem Faschismus und deutschem Nationalsozialismus sind zwei biografisch angelegte Arbeiten anzuzeigen. Wolfgang Schieder untersucht in einer weiteren Monografie »Hitlers ›Freundschaft‹ mit Mussolini« als »eine zu politischen Zwecken inszenierte Beziehung«. <sup>40</sup> Den zentralen Ausgangspunkt von Schieders Darlegungen bildet die Behauptung, dass Hitler »sich bis 1933 in der politischen Praxis an dem Vorbild der faschistischen Diktatur Mussolinis orientierte und dem ›Duce‹ lebenslang dankbar war, ihm den Weg gewiesen zu haben«. Es handele sich dabei um einen »zentrale[n] Aspekt der politischen Biographie« des NS-Führers, »der auch in neueren Darstellungen der Lebensgeschichte Hitlers zu kurz kommt«. Mit den Mitteln »einer transpersonalen Politikgeschichte [...], die persönliche Verbindungen für die Erklärung individueller Lebensgeschichten für unentbehrlich hält«, möchte Schieder zeigen, »dass Hitlers Machtübernahme nicht das Ergebnis eines ›deutschen Sonderwegs‹ war, sondern in wesentlichen Zügen einem Muster folgte, das in Italien durch Mussolinis Faschismus vorgegeben war«. »Der historische Vorbildcharakter des italienischen Faschismus und der Diktatur Mussolinis für Hitler« solle nicht geringgeschätzt werden, denn ohne »das historische Vorbild Mussolinis [...] wäre Hitler möglicherweise gescheitert, in jedem Fall wäre sein Aufstieg anders verlaufen« (S. 2f.). Schon in diesen einleitenden Passagen seiner Untersuchung lässt sich Schieder in dem Bestreben, eine für sein Interpretament der beiden parallelen »faschistischen Diktaturen« fundamentale Schwierigkeit aus dem Weg zu räumen, zu sachlich nicht haltbaren Erklärungen hinreißen: Er macht die erhebliche

38 *Fleischer*, Im Kreuzschatten der Mächte, Bd. 1, S. 118. Wohltuend sachlich in diesem Sinne fällt das vorweggenommene Fazit der jüngsten einschlägigen italienischen Studie aus: *Marco Clementi*, *Camicie nere sull'Acropoli. L'occupazione italiana in Grecia (1941–1943)*, Rom 2013, S. 5 (der erste Satz bezieht sich auf Gesamtgriechenland unter deutscher, italienischer und bulgarischer Besatzung!): »Decine di migliaia di greci muoiono per fame o per malattie legate alla denutrizione e mentre lentamente si organizza la resistenza contro gli invasori, migliaia di civili subiscono rappresaglie e vendette. In alcune zone gli italiani partecipano direttamente alle azioni antiguerriglia. In altre cercano di aiutare la popolazione civile, perché interessati a mantenere una certa pace sociale.« Die Problematik von hohen pauschalen Schätzungen belegt ungewollt *König*, Kooperation als Machtkampf, wo die Zahlenangaben zu den Hungertoten in Griechenland auf S. 190f. und auf S. 194 kaum miteinander in Übereinstimmung zu bringen sind.

39 Eine weitere Mussolini-Biografie ohne wissenschaftliche Relevanz präsentiert vor dem Hintergrund eines teilweise nationalsozialistischen, teilweise philofaschistischen Welt- und Geschichtsbilds *Werner Bräuninger*, *DUX. Mussolini oder der Wille zur Macht*, ARES Verlag, Graz 2018, 458 + XIV S., geb., 34,90 €. Der Verfasser präsentiert Mussolini als den guten Onkel, dessen Hände »auf eine bestimmte Art geistvoll« waren (S. 150) und dessen »gewisse Menschlichkeit [...] ihn daran hinderte, ein wirklicher Tyrann zu sein« (S. 327). Bräuninger erkennt mit Mussolini in den Juden »die Drahtzieher des internationalen Antifaschismus« (S. 207) und hält das Judentum für eine Rasse (S. 210).

40 *Wolfgang Schieder*, *Adolf Hitler. Politischer Zauberehring Mussolinis*, De Gruyter Oldenbourg, Berlin/Boston 2017, VIII + 228 S., kart., 24,95 €, Zitat: S. 9.

»geopolitische, demographische, industrielle, finanzpolitische, wissenschaftliche und militärische Überlegenheit Deutschlands gegenüber dem nur partiell modernisierten Italien« dafür verantwortlich, »dass die Diktatur Hitlers zwangsläufig [!] einen ungleich monströseren Charakter annehmen musste [!] als die Mussolinis.« »Der böse Geist«, den Mussolini »aus der Flasche ließ«, habe dessen »Zauberlehrling« Hitler »zu einer politischen Gewaltherrschaft« befähigt, »welche der ›Duce‹, ungeachtet seiner persönlichen Skrupellosigkeit, aufgrund fehlender Ressourcen nicht ausüben konnte« (S. 4). Das ist absurd. Mussolinis böser Geist hat mit der spezifischen Form nationalsozialistischer Gewaltherrschaft nichts zu tun, und Beispiele wie die ungeheuren Gewalttaten der Ustaša im Kroatien der 1940er-, das Mordregime der Roten Khmer im Kambodscha der 1970er- oder die systematischen Metzeleien im Ruanda der 1990er-Jahre erweisen zweifelsfrei, dass zu derlei Verbrechen monströsen Ausmaßes und Charakters in einem Land weder eine sozioökonomische Entwicklungsschwelle überschritten noch Ressourcen akkumuliert werden müssen. Das Erklärungsmodell »Faschismus« greift in diesem Kontext eben nicht.

Schieder betreibt nahezu durchgehend Thesenhistorie ohne empirische Unterfütterung. Er postuliert eine Orientierung Hitlers an Mussolinis Praxis – eine ideologische Orientierung der Nationalsozialisten am Faschismus wenigstens bestreitet er – und vermeint im Kern die Übernahme einer genuin faschistischen Doppelstrategie Mussolinis durch Hitler auf dem Weg zur Machtergreifung zu erkennen (etwa S. 12f., 26, 46, 50), ohne sich mit der Auffassung Wollers auseinanderzusetzen, eine solche habe es bei Mussolini gar nicht gegeben, oder sich daran zu stören, dass »Hitlers faschistische Doppelstrategie von den Zeitgenossen als solche kaum erkannt worden ist« (S. 16).<sup>41</sup> Schieder erhebt scheinbare Parallelen in den Rang von kausalen Beziehungen. Das mag etwas für sich haben, wenn das Gebaren von SA-Schlägertrupps anlässlich des »Deutschen Tages« in Coburg im Oktober 1922 als »Nachahmung der squadristischen Gewaltpraxis« interpretiert (S. 19) oder auf die Ursprünge faschistischer und nationalsozialistischer Grußformeln rekurriert wird (S. 24); es führt rein sachlich in die Irre, wenn die für den 5. März 1933 angesetzten Reichstagswahlen in einen Zusammenhang mit den Parlamentswahlen in Italien am 6. April 1924 gebracht werden – Hitler dürfte »von Mussolini gelernt haben« (S. 27) – oder wenn die Bamberger »Führertagung« der NSDAP vom 14. Februar 1926 mit dem Gründungsparteitag des PNF im Oktober 1921 in eine Beziehung gesetzt wird – Hitler habe »auf ähnliche Weise wie Mussolini« agiert (S. 33). All das und vieles andere wird – und das erscheint methodisch entscheidend – ohne die Vorlage von Belegen aus authentischen Quellen analysiert. In eine andere Richtung weisende Quellen dagegen, die Zweifel an der grundlegenden Bedeutung von Mussolinis Politik für Hitler erlauben, werden in teilweise merkwürdiger Weise wegdisputiert: »Der italienische Faschismus konnte [!] in dem« 1925 publizierten ersten Band von Hitlers »Mein Kampf« »nicht vorkommen, da Hitler diesen bis 1920 noch nicht wahrgenommen hatte« (S. 28f.). Zitate wiederum wie das Mussolini von Schieder zugeschriebene »Hitlers Sieg ist auch unser Sieg« bleiben mitunter ohne Nachweis (S. 65); dieses Zitat erscheint zumindest für den Februar 1933 nicht eben plausibel.

---

41 Von der zeitgenössischen Wahrnehmung einer solchen Doppelstrategie zur Nachahmung der faschistischen Machtergreifung durch die NSDAP weiß auch die auf einer breiten Auswahl publizistischer Quellen beruhende politikwissenschaftliche Dissertation des Juristen *Matthias Damm*, *Die Rezeption des italienischen Faschismus in der Weimarer Republik (Extremismus und Demokratie, Bd. 27)*, Nomos Verlag, Baden-Baden 2013, 424 S., kart., 64,00 €, nichts zu berichten. Damm's konzeptionsschwache und ziellose Arbeit wird in einem von seinem Doktorvater Eckhard Jesse eigens beigezeichneten Vorwort präzise charakterisiert: Sie bietet »keine umstürzend neuen Einsichten«; »das Buch ist eine Fleißarbeit [...] und kann zukünftigen Forschern als Materialquelle dienen« (S. 7).

Schieder macht es sich methodisch generell viel zu einfach. Um die Behauptung zu verifizieren, Mussolini und dessen politischer Weg hätten Hitler seit Sommer 1922 als Vorbild und als Modell seines eigenen Handelns gedient, müssten zunächst einmal gründlich Hitlers politisches Denken, die von ihm erwogenen Strategien und Handlungsmuster seit September 1919 analysiert und dann auf etwaige grundlegende Veränderungen im Zusammenhang mit Mussolinis Wirken seit Herbst 1922 überprüft werden. Solche Mühen liegen Schieder fern, ebenso ein Abgleich der Resultate seines monothematischen Forschungsinteresses mit Hinweisen auf andere mögliche politische Vorbilder Hitlers etwa im Hinblick auf die Bolschewiki in Russland oder auf Mustafa Kemal Pascha in der entstehenden Türkei.<sup>42</sup> Der gesamte Kontext und historische Hintergrund von Hitlers Weg zur Macht wird zugunsten der plakativen, ständig wiederholten These einer »zweifellos [!] von Mussolini übernommene[n] Machtergreifungspolitik des Nationalsozialismus« (S. 13) ausgeblendet. Wenn daran irgendetwas »zweifellos« wäre, dann würde es erstaunlich sein, dass mit den Zeitgenossen auch die einschlägige Forschung bislang nahezu durchgehend auf dieses Erklärungsmodell verzichtet hat.

Nachdem Schieder seine Kernthese hinreichend ausgebreitet hat, beschreibt er im Wesentlichen in konventioneller Weise die eigentümlichen politischen Beziehungen und persönlichen Begegnungen zwischen dem »Führer und Reichskanzler« und dem *Capo del governo* und *Duce del fascismo* in den Jahren 1934 bis 1944. Das Innovationspotenzial verbleibt hier über 150 Seiten hinweg gering (vgl. nur S. 108: »Wie seit langem bekannt ist«, »Wie bekannt«, »bekanntlich«). Besonderes Interesse widmet Schieder der Inszenierung der gegenseitigen Staatsbesuche 1937/38: Mit einer zu unkritischen Nähe gegenüber der Selbstdarstellung der Diktaturen in ihrer jeweiligen gelenkten veröffentlichten Meinung erkennt Schieder in den aus diesen Anlässen »sorgfältig inszenierte[n] Spektakel[n] [...] den neuen Stil faschistischer Politik«, »die Parallelität der beiden faschistischen Bewegungen« und einen spezifisch »faschistischen Stil von transnationalen Beziehungen, welche die traditionelle Außenpolitik ersetzen sollte[n]«. Die persönlichen Diktaturen Hitlers und Mussolinis seien so »gewissermaßen zu einer faschistischen Doppeldiktatur« verschmolzen (S. 102–105). Die Realität sah anders aus, wie spätestens 1939 zu erkennen sein sollte. Bemerkenswert sachlich äußert sich Schieder in diesem Buch dagegen im Hinblick auf die Frage von Mussolinis Rassismus und Antisemitismus. »Niemand kann heute noch behaupten, dass die faschistische Rassengesetzgebung nichts mit der nationalsozialistischen zu tun gehabt habe«: Mussolini habe 1938 im Zuge einer Kampagne zur Radikalisierung des faschistischen Regimes »die sogenannten Nürnberger Rassengesetze vom 15. September 1935« von den Nationalsozialisten übernommen. Mussolinis rassistische Argumentation könne man »nicht ohne weiteres für bare Münze nehmen, der ›Duce‹ suchte vielmehr nach einer ideologischen Rechtfertigung für eine Rassenpolitik, die im Grunde rein politisch begründet war. [...] Wenn man so will, kann man seinen Antisemitismus als einen sekundären Rassismus bezeichnen.« Im Unterschied zu Hitler sei Mussolini »ein funktional motivierter, kein dogmatisch fixierter Antisemit« gewesen (S. 120–123).<sup>43</sup>

42 Dazu zuletzt *Stefan Ihrig*, *Atatürk in the Nazi Imagination*, Cambridge/London 2014. Entsprechende Forschungen sind Schieder offenkundig nicht bekannt; Atatürk oder Lenin werden in seinem Buch nicht erwähnt.

43 Leider wird eine fruchtbare Auseinandersetzung mit dem Inhalt dieses Buches durch zahllose sachliche Fehler und Ungereimtheiten erschwert. Falsche Datierungen allenthalben, kuriose Neologismen wie »essistenziell« (S. 88) oder »Armeekorpses« (S. 156) oder aber Verballhornungen von Namen, durch die etwa bei der Hälfte aller Erwähnungen Ulrich von Hassell zu »von Hassel« mutiert oder Fossombrone zu »Frossombrone«, sollten vielleicht dem Verlag zu erwägen geben, ob nicht wenigstens studentische Hilfskräfte oder Praktikanten für ein Mindestmaß an Lektorat sorgen könnten. Genuine handwerkliche Fehler des Geschichtswissenschaftlers oder schlicht historische Unkenntnis im Hinblick auf die Geschichte des Zweiten Weltkriegs

Eine weitere Monografie über Mussolini, Hitler und ihr deutsch-italienisches Bündnis aus der Tastatur des in Manchester lehrenden Historikers Christian Goeschel entstand unabhängig von Schieders entsprechendem Versuch.<sup>44</sup> In einigen Schwerpunkten ihrer Darstellungen gehen die Interessen der beiden Autoren parallel. Sie betonen eine zur Schau gestellte »Kameradschaft« als spezifischen Aspekt der faschistisch-nationalsozialistischen Kooperation, erkennen Ansätze einer ebenso spezifischen »faschistischen« Form internationaler Beziehungen in bewusster Abgrenzung zu traditionellen Formen der Diplomatie – die Rolle, die Mussolini im Zusammenhang der Münchener Konferenz von 1938 spielte, und die Frage, ob sein Agieren dort als aggressiv oder als friedenswährend einzuschätzen ist, bedürfen weiterer Diskussion –, sie konzentrieren sich auf die Inszenierung der Staatsbesuche von 1937/38 und die Analyse der weiteren Begegnungen der beiden Diktatoren und sie wännen – wenig überraschend im Hinblick auf kulturgeschichtliche Vorgaben – in der Performativität dieser Herrscherbegegnungen ihre eigentliche Bedeutung. Goeschel findet gar zu dem die Herrschaft Mussolinis präzise resümierenden Urteil, der Duce sei »a dictator who had used performance as a central instrument of his exercise of power« (S. 249). Das verträgt sich hervorragend mit dem Eindruck, dass es auch Goeschel nicht gelingt, konzise Inhalte faschistischer Politik herauszuarbeiten: »Mussolini was constantly wavering and pursued a policy in which he reacted to events [...] as they emerged, which makes it hard to diagnose a consistent pattern in his policy.« Und es betrifft nicht zuletzt die geringe politische Substanz des »Achsen«-Bündnisses: »The result of this contradictory and often amateurish policy was a highly ambiguous alliance with no common strategy, let alone common war aims« (S. 163). Folgerichtig wurden bei den Treffen Hitlers und Mussolinis keine strategischen oder politischen Entscheidungen getroffen (S. 8); die Unterredungen beider Herrscher blieben in der Sache bestenfalls oberflächlich (S. 81), Hitler hielt für gewöhnlich Monologe und Mussolini hörte zu, wobei nicht geklärt werden kann, ob seine Deutschkenntnisse überhaupt zu einem vertieften Verständnis von Hitlers Ausführungen ausreichten.

Goeschels Untersuchung fällt tiefschürfender, sorgfältiger, reflektierter, vor allem auch nüchterner und realistischer aus als die zu unkritische Herangehensweise Wolfgang Schieders. Goeschel diskutiert zwar Schieders These vom Vorbildcharakter der faschistischen Machtergreifungs- und -sicherungsstrategie für Hitler und übernimmt sie tendenziell, ohne eigene quellengestützte Aspekte hinzufügen zu können (S. 4 und 25f.; von »let

---

gehen dagegen vollständig auf das Konto Wolfgang Schieders, so wenn er allen Ernstes behauptet, es sei Mussolini am 8. März 1943 »noch nicht bekannt« gewesen, dass sich Winston Churchill und Franklin D. Roosevelt »bei einem Geheimgespräch in Casablanca« im Januar 1943 »gegenüber den Achsenmächten, also auch gegenüber Italien, auf eine »bedingungslose Kapitulation« festgelegt hatten« (S. 159). »Hitlers ganzes Denken kreist« in den auf Juni 1940 folgenden Monaten *bestimmt nicht* »um eine militärische Invasion Großbritanniens« (so S. 143), wie Schieder einer intensiven Lektüre der in Anm. 65 auf S. 213 immerhin erwähnten »klassische[n] Darstellung von Andreas Hillgruber« hätte entnehmen können. Und ein Satz wie der folgende enthält ein derartiges Maß an sachlichen Fehlern hinsichtlich der Zusammenhänge des Attentats auf Hitler vom 20. Juli 1944, dass eine Richtigstellung viele Zeilen in Anspruch nehmen würde: »Da dieses misslungen war und die führenden Verschwörer in Berlin von linientreuen SS-Einheiten sofort ermordet worden waren, war im »Führerhauptquartier« bei Mussolinis Ankunft schon eine gewisse Ruhe eingekehrt, die Erregung aller Anwesenden war jedoch selbstverständlich noch groß« (S. 177). Auch mit der Weimarer Geschichte sieht es nicht besser aus: Eine »Pariser Friedensordnung von 1918« gab es nicht (S. 53) und Gustav von Kahr wurde nicht »von der Reichsregierung als Staatskommissar eingesetzt« (S. 25), sondern von der bayerischen Staatsregierung.

44 Christian Goeschel, *Mussolini and Hitler. The Forging of the Fascist Alliance*, Yale University Press, New Haven/London 2018, X + 388 S., geb., 30,00 \$. Eine deutsche Übersetzung ist im Erscheinen begriffen.

us consider in more detail« kann keine Rede sein), betont jedoch andererseits die vollständige ideologische Eigenständigkeit des Nationalsozialismus, die Tatsache, dass die Ähnlichkeiten zwischen dem »Marsch auf Rom« und Hitlers geplantem »Marsch auf Berlin« von 1923 begrenzt waren und die Nationalsozialisten durch ihre verbale Anknüpfung an Vorbilder in Italien oder in der Türkei eher ihren eigenen Machtanspruch unterstreichen und legitimieren als die politischen Strategien fremder Regime imitieren wollten (S. 23f.). Vor allem aber charakterisiert Goeschel die Realität des »Achsen«-Bündnisses durchgehend als komplex, spannungsgeladen, inhaltlich unklar, voller Widersprüche und von den jeweiligen als national deklarierten Interessen dominiert: »Behind this propaganda of unity and friendship, however, lurked political and strategic tensions, misunderstandings and conflicts« (S. 123), ja, »the alliance with Germany was contingent and problematic« (S. 129). Von einer durch eine gemeinsame faschistische Ideologie, die gelegentlich in vagen Appellen beschworen wurde, untermauerten Zusammenarbeit oder einer historisch determinierten Gemeinsamkeit beider Regime konnte keine Rede sein; vor der weithin kontingent verlaufenden Wendung der internationalen Politik Italiens um das Jahr 1935/36 und ihren Folgen sei eine Annäherung zwischen Mussolini und Hitler »highly unlikely« erschienen (S. 59). Goeschel nimmt die vorherige Westorientierung von Mussolinis Außenpolitik ebenso ernst wie seine bis mindestens 1939 durchgehaltene Maxime, die Bindungen des Königreichs Italien an Großbritannien nicht zu kappen (vgl. etwa S. 91). Wie Goeschel dessen ungeachtet auf seine vehement vertretene und gleichwohl verfehlte Vorstellung kommt, Mussolini sei seit 1938 unablässig darauf aus gewesen, einen Krieg gegen Frankreich und insbesondere Großbritannien zu führen (S. 95f., 130 und 138), bleibt dem Leser mangels jeglichen Hinweises auf entsprechende Quellen verborgen. Goeschel selbst verweist auf die durchgehende Ambiguität von Mussolinis Außenpolitik, auf das Ausbleiben jeglicher Vorbereitung seines Landes auf einen Krieg und auf das Wissen des Duce um die Begrenztheit der Ressourcen Italiens, die ihm eine ernsthafte militärische Auseinandersetzung mit den Westmächten sinnwidrig und hochriskant erscheinen ließen, ganz zu schweigen davon, dass es der faschistischen Diktatur nicht gelungen war, aus den Italienern ein Volk von Kriegerern im Sinne Mussolinis zu machen. Darüber hinaus war das Bündnis mit dem Deutschen Reich in der italienischen Bevölkerung weithin unpopulär, was erst recht für einen langwierigen Krieg an deutscher Seite galt. So kommt auch Goeschel im Hinblick auf den tatsächlichen Eintritt Italiens in den Krieg gegen Frankreich und Großbritannien im Juni 1940 auf die bekannten Motive zurück: Es sei Mussolini – und übrigens auch dem König Viktor Emanuel III. – um eine Teilhabe an den deutschen Siegen durch einen kurzen Krieg gegangen, weil eine einträgliche Beteiligung an der territorialen Neuordnung Europas ohne ein entsprechendes Manöver nicht möglich erschien; außerdem habe Mussolini mit seinem Schritt eine 1939/40 an den Tag tretende Regimekrise überwinden wollen, die, so fürchtete er, seine Machtposition bedrohte. Mussolini erwartete 1940 die Wiederherstellung eines Friedens in Europa, nicht einen langwierigen Krieg gegen Großbritannien, doch sein Kalkül ging fehl.

Was erfahren wir über das deutsch-italienische Bündnis der Diktatoren durch Goeschels spezifischen Fokus auf die performativen Aspekte dieser Konstellation? Der Mehrwert bleibt gering. Goeschel macht in plausibler Weise deutlich, dass nicht nur die Massen bei Hitlers Besuchen in Italien 1934 und 1938 und bei Mussolinis Visite in Deutschland 1937 durch Verlockung und Zwang zusammengetrieben und organisiert wurden, sondern deren Begeisterung bestellt und inszeniert war, so wie es eben in derartigen Regimen üblich ist, während die Popularität des Bündnisses in den Bevölkerungen beider Staaten begrenzt blieb und jederzeit in heftige gegenseitige Abneigung umschlagen konnte. Goeschel möchte »the centrality of propaganda and pomp and circumstance in creating the Axis« hervorheben (S. 81) und präsentiert aufgrund seiner Prämisse, »performance was central to the

creation of the Italo-German alliance« (S. 84), eher willkürliche Schlussfolgerungen: »The myth of the alliance thus gradually became translated into politics« (S. 71) und »show [...] became a self-fulfilling prophecy« (S. 89), ein Bild, auf das Goeschel mehrfach zurückkommt. Tatsächlich spricht Goeschel durchgehend in Metaphern, um der inhaltlich hohlen und politisch extrem instabilen »Achse« – »the Axis was not solid« (S. 252) – überhaupt Gehalt abgewinnen zu können, so etwa im Hinblick auf Hitlers Staatsbesuch in Italien 1938: »the overall purpose of Hitler's visit was not the discussion of political substance, but the reinforcement of the display of unity and friendship between himself and Mussolini, alongside their nations. [...] the visit created a powerful image of friendship and unity that soon gained its political dynamic« (S. 117). »The show of unity and friendship had a strong political effect as it [...] made the Axis a self-fulfilling prophecy. Propagandistic ritual thus [...] shaped its own political reality.« Seite um Seite sucht Goeschel die durch Performanz und Propaganda beschworene politische Wirkmächtigkeit der »Achse« zu belegen. Und doch kann er nur zu dem Ergebnis gelangen, das Bündnis habe durchweg auf unsicheren Grundlagen beruht (S. 201), und bereits die katastrophalen italienischen Niederlagen von 1940 »had exposed the display of friendship and unity with Italy as a sham« (S. 205). Tatsächlich handelte es sich zu keiner Zeit um etwas anderes als »the projection of a powerful image« (S. 229). Die deutsche Seite hatte im Bündnis schon 1936 die Oberhand, und Christian Goeschel weiß zu gut, dass Mussolini für Hitler kein »key associate« bei seinen zentralen, ideologisch gesteuerten Unternehmungen des Ostkriegs und der Judenvernichtung war (S. 214), dass das Bündnis mit Italien nie im Zentrum von Hitlers Außenpolitik gestanden hatte und er seinen Krieg auch ohne dieses Bündnis begonnen und geführt hätte (S. 161) – es wäre ein interessanter Ansatz gewesen, diese Einsichten zum Angelpunkt einer eigenständigen Interpretation des »Achsen«-Bündnisses zu erheben. Insofern, und das ist für die Beurteilung von Goeschel fakten- und gedankenreichem Buch ausschlaggebend, sind die einleitenden Behauptungen, ein spezifisch faschistischer »style of policymaking [and] conduct of diplomacy developed a dangerous dynamism and brought Europe to war in 1939« (S. 7f.) – man erinnere sich, dass es das Deutsche Reich und nicht Italien war, das 1939 den europäischen Krieg entfesselte! – und das deutsch-italienische Bündnis »changed the course of twentieth-century European history [and] led to unprecedented destruction and total warfare« (S. 16), irreführend: Die nationalsozialistische Herrschaft Adolf Hitlers war zu all dem auch ohne den italienischen Bündnispartner entschlossen und in der Lage; das »Achsen«-Bündnis blieb letztlich kontingent, nachrangig und für Hitler auch austauschbar, wie Goeschel im Hinblick auf die wachsende Rolle Rumäniens und Ungarns als Kriegsverbündete des Deutschen Reiches einräumt (S. 226f. und 243). Anspruch und Reichweite von Goeschels Darstellung bleiben am Ende bescheiden: »This book tells the story of the Mussolini-Hitler relationship from its beginnings [...] until the downfall and death of both leaders in 1945« (S. 15) – es handelt sich um eine weitere, immerhin gründliche Studie zu einem schon häufig behandelten Thema ohne wesentliche neue Erkenntnisse.<sup>45</sup>

Zur Entstehung, Etablierung und weiteren innenpolitischen Entwicklung der faschistischen Herrschaft finden sich keine eingehenden neueren Arbeiten deutschsprachiger Provenienz. Immerhin wurde die Studie der italienischen Historikerin Giulia Albanese über

45 In einigen Beurteilungsfragen zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs lässt Goeschel das rechte Augenmaß vermissen. So unterschätzt er gründlich die Bedeutung der deutschen Niederlage vor Moskau im Herbst/Winter 1941/42 und wartet gleichzeitig mit der selbst für Hitlers Maßstäbe grotesken Behauptung auf, »he believed [...] that the German attacks on American convoys in the Atlantic would soon lead to defeat for the United States before they had rearmed fully« (S. 224f.). Sachlich nicht haltbar ist die Interpretation, Mussolini »fully supported the Nazi extermination of the Jews« (S. 232).

»Mussolinis Marsch auf Rom« und »die Kapitulation des liberalen Staates vor dem Faschismus« ins Deutsche übersetzt.<sup>46</sup> Die Autorin interpretiert die Beauftragung Benito Mussolini mit der Regierungsbildung durch den italienischen König Ende Oktober 1922 innerhalb eines weiten Horizonts: Es habe sich um »keine normale Regierungskrise« gehandelt. Vielmehr habe »die faschistische Mobilmachung«, die sich unter dem Schlagwort »Marsch auf Rom« abspielte, »Aufstandsbewegung und Staatsstreich in einem« dargestellt und »dieses Ereignis zur epochalen Wende in der Geschichte des liberalen Staates« gemacht (S. 140). In das Zentrum ihrer quellennahen Darstellung rückt Albanese die Rolle der von der faschistischen Bewegung ausgehenden Gewalt gegen ihre politischen Gegner, in erster Linie Sozialisten und Kommunisten, doch ebenso die katholische Volkspartei »Partito Popolare Italiano« (PPI) sowie radikal-republikanische und schließlich liberale Funktionäre und Einrichtungen. Die Machtübernahme durch Mussolini und die Faschisten sei nicht bloß als Geschichte parlamentarischer Verhandlungen in der Kontinuität des liberalen Regierungssystems Italiens zu verstehen, sondern insbesondere durch »die Aktionen der squadristi und das Ausmaß der in jenen Tagen verübten Gewaltakte« geprägt gewesen, die von der Geschichtswissenschaft bis in die Gegenwart hinein unterschätzt worden seien (S. 10). Darüber hinaus wendet sich die Autorin mit ihrer zentralen These, »dass schon die erste Regierung Mussolini den Beginn der Diktatur in Italien und das Ende der liberalen Institutionen bedeutete« (S. 12), gegen die verbreitete Auffassung, im Grunde habe erst mit Mussolinis verzögerter Reaktion auf die durch die Ermordung des sozialistischen Abgeordneten Matteotti hervorgerufene Krise seit Beginn des Jahres 1925 die zielgerichtete Errichtung einer diktatorischen Herrschaft eingesetzt. Jedenfalls habe kontinuierliche Anwendung und Androhung von Gewalt bis in das Parlament hinein über die Zäsur des Monats Oktober 1922 hinweg der faschistischen Politik und ihren Aktionen den entscheidenden Rückhalt verschafft.

Giulia Albanese schildert das Anwachsen der faschistischen Bewegung in einem unruhigen Nachkriegsitalien, das seit 1919 von der breiten und teilweise ganz offenen Diskussion autoritärer und diktatorischer Pläne und einer Staatsstreichatmosphäre durchsetzt gewesen sei. »Die fortgesetzte Planung von Staatsstreich in nationalistischen und Militärkreisen« und zahlreiche »Diskussionen und Perspektiven antiliberale und antiparlamentarischer Natur« hätten das eindeutige Ziel verfolgt, »das parlamentarische System zu stürzen« und »Kräfte aus der politischen Arena auszuschließen [...], die eine fortschreitende Demokratisierung des liberalen Staates anstrebten« (S. 28). Vor diesem Hintergrund nahmen seit Herbst 1920 Gewaltaktionen aus faschistischen Kreisen zu – vielfach schon damals unter passiver Hinnahme durch die, oder, wie sozialistische Abgeordnete beklagten, gar mit »dem Einverständnis der Regierung« – und diese Gewaltaktionen nahmen in wellenartigen Bewegungen immer größere Ausmaße an: Im Rahmen der allgemeinen Wahlen zur Kammer der Deputierten im Frühjahr 1921 etwa seien innerhalb zweier Wochen 71 getötete Personen zu beklagen gewesen, darunter 31 Sozialisten und 16 Faschisten; auch die anschließende Eröffnung der Legislaturperiode im Parlament sei durch die Androhung von und eine Atmosphäre der Gewalt gekennzeichnet gewesen (S. 37–40). Selbst bewaffnete faschistische Abgeordnete seien mit entsprechenden Drohegebärden in der Kammer aufgetreten. Die staatlichen Organe unter den immer schwächer agierenden liberalen Regierungen Nitti, Giolitti, Bonomi und Facta hätten dem faschistischen Treiben hilflos zugeschaut und höchstens mit lahmen Appellen an die Rückkehr zur Vernunft und zur Normalität reagiert, während die weithin undurchschaubare Haltung der militärischen Führung die Faschisten faktisch begünstigt habe und insbesondere die Präfekten als verantwortliche Exekutivorgane

46 *Giulia Albanese*, *Mussolinis Marsch auf Rom. Die Kapitulation des liberalen Staates vor dem Faschismus*, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2015, 304 S., geb., 40,90 € (zuerst ital. 2006).



des Innenministeriums auf provinzieller Ebene vielfach einvernehmlich mit den sich zunehmend staatliche Befugnisse anmaßenden lokalen Faschistenführern kooperiert hätten: Die regionalen Verantwortlichen der inneren Verwaltung und des Militärs beklagten zu ihrer eigenen Entlastung die unklaren Weisungen seitens der italienischen Regierung, die vor entschiedenen Maßnahmen – gegen faschistische Akteure, deren Straftaten und Usurpationen – zur Wiederherstellung der Ordnung stets zurückschreckte. Breite Sympathien in den liberalen Führungsschichten des Landes für die Neuordnung der Verhältnisse im faschistischen Sinne gesellten sich hinzu, sodass sich den Vorbereitungen der Faschisten auf ihren angedrohten gewaltsamen »Marsch auf Rom« und ihrer Besetzung öffentlicher Einrichtungen in weiten Teilen des Landes praktisch niemand entgegenstellte, die Übergabe der Regierungsgeschäfte an deren Führer Mussolini vielmehr als konsequente und in der Sache angemessene Entscheidung erscheinen konnte. In einer klugen Bemerkung verweist Albanese darauf, dass die fortgesetzte Gewalttätigkeit faschistischer Horden in Verbindung mit den seit Jahren geführten öffentlichen Debatten um Staatsstreich und gewaltsame Machtergreifung in Italien für die Zeitgenossen so etwas wie »die schleichende psychologische Vorbereitung auf ein so einschlagendes [...] Ereignis [und] die Voraussetzung für eine undramatische Lesart des Marsches auf Rom« gebildet habe: »In gewisser Weise lag sie sogar dem Gefühl zugrunde, von der faschistischen Bedrohungslage befreit zu werden« (S. 93). Die Faschisten hatten selbst gezielt Unordnung im Lande geschaffen und mit noch mehr Gewalt und Chaos gedroht, um nun als Retter zur Wiederherstellung geordneter Verhältnisse auftreten zu können.

Das zynische und vielfach tödliche Spiel mit der Androhung und Ausübung von Gewalt fand nach Mussolinis Amtsantritt als Ministerpräsident mit seinem berühmten *discorso del bivacco*, als der seine Regierungserklärung im Parlament zu Rom vom 16. November 1922 rasch bezeichnet wurde – Mussolini hatte unverhohlen mit der Perspektive geprahlt, er hätte den Versammlungssaal der Abgeordneten in ein Biwak seiner Parteitruppen verwandeln, das Parlament schließen und eine rein faschistische Regierung bilden können, habe aber darauf verzichtet, seine Fortsetzung: Mussolinis Rede habe »ein klares Zeichen der gewandelten Beziehung zwischen Parlament und Regierung« gesetzt (S. 161), die erneute latente Androhung von Gewalt dazu gedient, den Abgeordneten die ihnen einzig verbliebene Alternative vor Augen zu führen, entweder dem Kurs der neuen Regierung zu folgen oder aber ausgeschaltet zu werden. Albanese erläutert im Folgenden weitere Elemente dessen, was sie als schon im Herbst 1922 erkennbare diktatorische Herrschaft der Faschisten interpretiert: die Anweisung des faschistischen Spitzenpolitikers und frisch ernannten Generaldirektors für öffentliche Sicherheit Emilio De Bono von Mitte Dezember 1922 an die Präfekten zur gezielten Überwachung möglicher Staatsfeinde »ohne Berücksichtigung der Parteizugehörigkeit«, das heißt nicht bloß der Sozialisten und Kommunisten, sondern eben auch der *popolari* und Republikaner (S. 194f.), die Einrichtung des Faschistischen Großrats zur Vorfestlegung der Regierungspolitik, die Auflösung der königlichen Garde bei gleichzeitiger Umwandlung der faschistischen Schlägertrupps der *squadre* in eine »freiwillige« Miliz für die nationale Sicherheit unter direkter Kontrolle des Ministerpräsidenten, nicht zuletzt die sofortige und fortwährende massive Einschränkung der Pressefreiheit durch Zensur und Erscheinungsverbote. Dazu gesellte sich eine Fortdauer der faschistischen Gewalt, die sich weiterhin nicht allein in Zerstörungsaktionen gegen missliebige Zeitungsredaktionen und Druckereien richtete, sondern im ersten Jahr nach dem »Marsch auf Rom« weitere »mehr als 100 Morde« oder »mindestens 166 Todesopfer« mit sich brachte (S. 187 und Anm. 4 auf S. 285). Zu Recht schrieb das Zentralorgan der französischen Kommunisten, »L'Humanité«, schon Ende Oktober 1922 von der »fortgesetzte[n] Vergewaltigung des Rechtsstaats« (S. 157), während die bürgerlich-liberale Diplomatie und Öffentlichkeit in Großbritannien, Frankreich und den Vereinigten Staaten sich

vielfach wohlwollend zur antibolschewistischen und vermeintlich systemstabilisierenden Ausrichtung der neuen italienischen Regierung positionierte.

Die Bilanz von Giulia Albaneses Monografie wird noch erschreckender, wenn man sich die zahlreichen Hinweise auf das vollständige Versagen der liberalen Führungsschicht, aber auch der potenziellen Gegner des Faschismus aus den Reihen von Sozialismus, Kommunismus, politischem Katholizismus und Republikanismus angesichts des faschistischen Angriffs auf eine ganze Gesellschaftsordnung vor Augen führt. Für die marxistischen Linksparteien bedeutete die Regierungsübernahme Mussolinis ihrem Weltbild gemäß kaum etwas anderes als die Ersetzung eines bürgerlich-kapitalistischen Regimes durch ein anderes, Katholiken wie Liberale beklagten durchaus die diktatorischen Züge der faschistischen Machteroberung, stellten ihre Bedenken aber im Hinblick auf die erwartete Normalisierung und die der neuen Regierung zugesprochene Ordnungsfunktion zurück. Von links bis rechts verbreitete Ressentiments gegen den »kleinen parlamentarischen Klügel« (S. 165), der »schon seit etwa acht Jahren die Agonie des repräsentativen Systems in Italien angezeigt« habe (S. 174), ließen zu viele Verantwortliche schweigen angesichts Mussolinis beschwichtigender und verharmlosender Rede von »all den kleinen individuellen und kollektiven Gewaltakten, derer wir uns alle ein bisschen schämen und die oft das Resultat lokaler Situationen sind« (S. 172). Albanese lässt keinen Zweifel an dem fehlenden Mut insbesondere der Liberalen zur Verteidigung der Rechte des Parlaments (S. 162) und an dem »politischen Selbstmord« sämtlicher potenziell oppositioneller Kräfte (S. 203) – wenn irgendwo, dann übrigens drängen sich hier Parallelen zu den Vorgängen im Deutschen Reich zwischen 1930 und 1933 auf, ebenso angesichts von Albaneses Einschätzung, die faschistische Machteroberung »hätte durchaus aufgehalten werden können« (S. 68).

Selbstverständlich baut diese Arbeit auf einer jahrzehntelangen Forschungsgeschichte auf und bringt im Detail nicht viel Neues ans Licht, und nicht alles an Albaneses Darstellung kann überzeugen. Vor allem vermag sie ihre Behauptung, der faschistische Diskurs habe den Versuch enthalten, »ein politisches Projekt für die Zeit nach dem Marsch [sc. auf Rom] aufzustellen, ein politisches Projekt, dem weder von den Zeitgenossen, noch – was hier wichtiger erscheint – von der Geschichtsschreibung allzu viel Aufmerksamkeit gezollt wurde« (S. 94), an keiner Stelle zu untermauern: Den faschistischen Plan für die zielbewusste Errichtung der Diktatur hat auch Albanese nicht gefunden. Die im Gesamtzusammenhang ihrer Argumentation ungeschickte Aussage, »ohne den ›Discorso del bivacco‹ hätte Italien den Marsch auf Rom womöglich vergessen« (S. 160), erst Mussolini selbst habe somit den außerparlamentarischen Begleitumständen seiner Beauftragung mit der Ministerpräsidentenschaft nachträglich eine besondere Bedeutung zugeschrieben und damit die Grundlage für einen der zentralen Mythen des faschistischen Regimes gelegt, lässt tatsächlich Zweifel an der in Albaneses Interpretation ausschlaggebenden Rolle der unvollendet gebliebenen Zusammenrottung einiger Zehntausend schlecht bewaffneter und gekleideter faschistischer Aktivisten aufkommen, während etwa die Rolle des Königs bei Albanese ebenso unklar bleibt wie in so vielen anderen Darstellungen. Eine Diskussion der Problematik von Mussolinis vielfach erörterter Doppelstrategie findet bei Albanese nicht statt, so wie eine Auseinandersetzung mit der Forschung generell nicht zu den starken Seiten der auf die Präsentation von Quellen konzentrierten Studie zählt. Schließlich fehlt jeglicher Versuch, für die Untersuchung zentrale Begriffe zu definieren, etwa »politische Gewalt«, »Staatsstreich« oder »Diktatur«, sodass wesentliche analytische Fragen offenbleiben, wenn die Verfasserin am Ende mit Blick auf die Bilanz von Mussolinis Regime nach einem Jahr seines Bestehens konstatiert, »dass sich die Zukunft seiner Regierung in eine noch üblere Diktatur verwandeln würde« (S. 215). Gleichwohl liegt mit Giulia Albaneses Monografie eine wichtige und gedankenreiche Arbeit vor, deren deutsche Leserschaft eine weitaus bessere Übersetzung verdient hätte: Die Übersetzerin präsentiert sich sowohl sprachlich als auch in sachlicher Hinsicht vollkommen überfordert.

Während Albanese die zeitgenössische Wahrnehmung des »Marsches auf Rom« für wenig relevant gegenüber dem analytischen Urteil der Geschichtswissenschaft erachtet, verweist die dem wissenschaftlichen Umkreis Wolfgang Altgelds zuzurechnende Historikerin Eva Müller in ihrer kleinen, aber lesenswerten Studie über die Rolle der Kommunistischen Partei Italiens während des faschistischen Machtaufstiegs<sup>47</sup> gerade auf die

»Empfindung der Ereignisse durch die Zeitgenossen: Allgemein erschienen der durch den Druck der Schwarzhemden mit heraufbeschworene Sturz der Regierung Facta am 27. Oktober [1922] und die darauf folgende Berufung Mussolinis zum Regierungschef am 30. desselben Monats den Mitlebenden zum Zeitpunkt des Geschehens weniger bedeutsam als aus der Sicht der Nachlebenden, unter anderem deshalb, weil Mussolini in eine Koalitionsregierung eingebunden war. Die Vertreter der Linken im Speziellen, sowohl die maximalistischen Sozialisten als auch die Kommunisten, sahen in dem Vorgang vielmehr einen Kompromiss des Staates und der alten Eliten mit dem Faschismus. In keinem Fall hatte die Berufung Mussolinis für sie revolutionäre Qualität [...], denn schließlich sei die Macht nicht gewaltsam errungen, sondern durch den König an Mussolini übertragen worden.«

Demgemäß handelte es sich für revolutionäre Sozialisten und Kommunisten lediglich um einen »Wechsel in den leitenden Kräften der Bourgeoisie« (S. 81f.), während in dieser Weltsicht das bestehende liberale System und der Faschismus ohnehin von identischer Qualität waren: Ausdrucksformen kapitalistischer Herrschaft und bürgerlicher Gesellschaft.

Die Autorin setzt sich kritisch mit der bis in die Gegenwart einflussreichen Selbstdarstellung der italienischen Kommunisten als besonders helllichtige, aktivistische und erfolgreiche Kraft im Kampf gegen den Faschismus auseinander und gelangt insgesamt zu einem verheerenden Urteil. Der kommunistische Antifaschismus sei nicht etwa das Resultat einer realistischen Wahrnehmung der von der faschistischen Bewegung ausgehenden Bedrohung gewesen – vielmehr hätten die italienischen Kommunisten um ihren ersten Parteichef Amadeo Bordiga den Faschismus ebenso unterschätzt wie andere politische Beobachter –, sondern ihrer allgemeinen Systemfeindlichkeit entsprungen: »An der Verteidigung des liberalen Staates gegenüber dem Faschismus war dem PCd'I [Partito Comunista d'Italia, seit 1943/44 Partito Comunista Italiano (PCI)] in keinsten Weise und zu keinem Zeitpunkt gelegen, im Gegenteil« (S. 129). Die Kommunisten hätten allen anderen Parteien durchgehend in radikaler Feindschaft gegenübergestanden, insbesondere Sozialisten und Faschisten als systembewahrende Kräfte in eine Reihe gestellt und die führenden Liberalen, Sozialisten und politischen Katholiken gerne als semifaschistisch gegeißelt. Müller spricht von einer »Übergeneralisierung« des Faschismusbegriffs als einem grundlegenden Denkfehler der italienischen Kommunisten (S. 130), der von vornherein jegliche konstruktive Zusammenarbeit mit anderen Parteien ausgeschlossen und die Kommunistische Partei in die Isolation geführt habe. Zur politischen Wirkungslosigkeit des kommunistischen Antifaschismus hätten außerdem die für den gesamten Untersuchungszeitraum charakteristische innere Zerstrittenheit hinsichtlich taktischer und strategischer Fragen beigetragen, zusätzliche Differenzen mit der Kommunistischen Internationale in Moskau, zu der erst Bordigas Nachfolger Antonio Gramsci die angemessene Haltung völliger Unterordnung an den Tag gelegt habe, schließlich die erbitterte Feindschaft zum »Partito Socialista Italiano« (PSI), aus dem der PCd'I im Januar 1921 durch Abspaltung hervorgegangen war. Die politische Zielsetzung der italienischen Parteikommunisten während der Frühzeit des Faschismus habe unbeirrt in der sozialistischen Revolution bestanden – wobei man sich die fortwährende Unterstützung durch fiktive proletarische Massen einbildete – und in der Verfolgung dieses Ziels propagierte man den massiven Einsatz von bewaffneter Gewalt, den Bürgerkrieg und den Staatsstreich, sodass sich aus der Lektüre der Studie von Eva

---

47 Eva Müller, *Zwischen Mythos und Militanz. Die Kommunistische Partei Italiens und der Aufstieg des Faschismus (1921–1926)*, Verlag minifanal, Bonn 2018, 141 S., kart., 16,90 €.

Müller die zwingende Einsicht ergibt, dass nicht bloß rechte, nationalistische und militärische Kreise den gewaltsamen Umsturz des liberalen Systems im Königreich Italien erstrebten und zu dessen Auflösung beitrugen: Müllers Interpretation argumentiert gut begründet auf totalitarismustheoretischen Ansätzen. Dessen ungeachtet wird man dem persönlichen, wenn auch in politischer Perspektive fehlgeleiteten Mut kommunistischer Funktionäre und Parteigänger mit Respekt begegnen, die in mehreren Verhaftungswellen bereits seit Beginn des Jahres 1923 zu den bevorzugten Zielen der Verfolgungsmaßnahmen staatlich-faschistischer Sicherheitsorgane mutierten; immerhin richteten sich rund 80 % der bis 1943 von dem Sondergerichtshof »Tribunale speciale per la difesa dello Stato« gesprochenen 5.600 Urteile gegen Kommunisten (S. 121).

Oppositionelle und antifaschistische Arbeit wurde zunehmend nur noch im Untergrund und im Exil möglich und seit November 1926 waren alle politischen Parteien im Königreich Italien verboten, mit Ausnahme des PNF. Auf dessen Funktion als Instrument des faschistischen Regimes werfen drei Aufsätze italienischer Historiker einen Blick, die in einem Sammelband über Massenparteien in Deutschland und Italien im 20. Jahrhundert erschienen sind.<sup>48</sup> Loreto Di Nucci beschreibt ohne erkennbare Fragestellung »Organisation und Funktionsweise der Faschistischen Partei Italiens«.<sup>49</sup> Er betont den fortwährenden Funktionswandel der faschistischen Bewegung von den 1919 als Antipartei entstandenen »Fasci italiani di combattimento«, die eine »antiideologische situationsbedingte und freiheitliche [!] Bewegung« dargestellt hätten, über die Gründung des PNF 1921 »als bewaffnete Formation« zur Regierungspartei der Jahre 1922 bis 1925, die sich seit 1926 zu einer »Volksinstitution« (*istituzione popolare*) entwickeln sollte (S. 127). Der militante und bellizistische Charakter der Partei als in dem Selbstverständnis ihres zeitweiligen Generalsekretärs Augusto Turati »zivile Armee der Nation« mit einer militärisch disziplinierten Struktur (S. 129) war schlecht mit Benito Mussolinis in den späteren 1920er-Jahren mehrfach betonter Zielsetzung zu vereinbaren, die Partei als ein Instrument des Staatswollens zu verwenden und ihre endgültige Unterordnung unter den Staat zu dekretieren (S. 130 und 132), was vielfache und anhaltende Friktionen zwischen Vertretern der staatlichen Verwaltung einerseits und Parteifunktionären andererseits nach sich zog. Seit den 1930er-Jahren wurde zunehmend die Gleichsetzung von Partei und Nation einerseits, Staat und Partei andererseits propagiert, mit dem Erfolg immerhin, dass 1941 gut 27 Millionen oder rund 61 % aller Italienerinnen und Italiener der Partei oder einer der ihr angeschlossenen Formationen angehörten (S. 137f.). Di Nucci hält insbesondere die Jugend- und Erziehungspolitik des PNF insofern für im systemimmanenten Sinne erfolgreich, als sie in ihrer Klientel eine erhöhte Bereitschaft zur freiwilligen Teilnahme am Krieg von 1940 bewirkt habe, sodass sogar »trotz der existierenden Rassengesetze etwa 400 jüdische italienische Männer jeden Alters und jeder sozialen Schicht an Mussolini geschrieben und um die militärische Einberufung gebeten haben«; vor allem fänden sich viele Briefe, »die von jungen Juden zwischen zwanzig und dreißig Jahren geschrieben wurden, die in faschistischen Schulen und Jugendorganisationen erzogen worden waren und die die Ideale und den Geist der faschistischen Revolution verinnerlicht hatten« (S. 139f.). An Di Nuccis Beitrag irritiert die durchgehende unkritische Verwendung von parteifaschistischen Drucksachen und Publikationen als Quelle in einer Weise, die viele der zitierten Daten geradezu als Erfolgs-

48 *Stefano Cavazza/Thomas Großbölting/Christian Jansen* (Hrsg.), *Massenparteien im 20. Jahrhundert. Christ- und Sozialdemokraten, Kommunisten und Faschisten in Deutschland und Italien* (AURORA – Schriften der Villa Vigoni, Bd. 5), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018, 268 S., geb., 52,00 €. Das Lektorat des offenkundig mit heißer Nadel gestrickten Bandes lässt zu wünschen übrig.

49 *Loreto Di Nucci*, *Zwischen Partei und Staat. Organisation und Funktionsweise der Faschistischen Partei Italiens*, in: ebd., S. 127–140.

meldungen über die Arbeit des PNF erscheinen lassen, insbesondere im Hinblick auf die Sozial- und Wohlfahrtspolitik, die sich neben der Erziehungspolitik zunehmend zum eigentlichen Tätigkeitsfeld der Partei entwickelte (vgl. etwa S. 133 und 135f.). Nicht nur in diesen Bereichen griff »die zum Teil erdrückende Allgegenwärtigkeit des PNF« (S. 137) auf weite Bereiche des Lebens der italienischen Bevölkerung über.

Stefano Cavazza widmet sich unter dem Titel »Faschismus vor Ort. Die faschistische Partei auf lokaler Ebene« dem für die Geschichte Italiens zentralen Problem der Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie am Beispiel des PNF.<sup>50</sup> In der »Kapillarität der Parteiorganisation vor Ort«, ihrer Verästelung bis hinein in entlegene Ecken und Sektoren der Gesellschaft, erkennt der Verfasser die besondere »Stärke der faschistischen Parteiorganisation« (S. 144). In einem bunten Kaleidoskop von wenig systematischen Beobachtungen führt Cavazza seine Leserschaft in die regionalen und lokalen Sektionen der faschistischen Partei, in Machtkämpfe zwischen traditionellen und neuen Eliten – wo im Zweifel die überkommenen besitzenden Klassen gegenüber faschistischen *homines novi* am längeren Hebel saßen, insbesondere in der Wirtschaft und im entscheidenden Bankensektor –, in parteiinterne Auseinandersetzungen in Städtchen und Dörfern, die sich vielfach als persönliche Streitigkeiten um die Maximierung privater Vorteile entpuppten, in denen Familienbande und Beziehungskonflikte die wesentliche Rolle spielten, in die Inhalte anonymer Briefe und die Spielräume, die sich der Partei als Arbeitgeber und Arbeitsvermittler eröffneten. Das ist im Einzelnen interessant oder unterhaltsam; überzeugende Thesen zur spezifischen Struktur faschistischer Herrschaft lassen sich daraus kaum ableiten, eher noch Hinweise auf auch unter dem Faschismus kontinuierlich zu beobachtende Funktionsweisen der italienischen Gesellschaft. Vielfach produziert Cavazza bloß sinnfreie und mitunter ungewollt komische Leerformeln: »In Bezug auf die Gruppe der lokalen Parteisekretäre ist zunächst zu unterstreichen, dass alle überzeugte Faschisten waren« (S. 148); »In einigen Provinzen blieb die Macht in der Hand der alten Eliten, in anderen Provinzen gewannen neue Eliten an Bedeutung« (S. 150); »Die Rolle der Partei vor Ort sollte nicht unterschätzt werden« (S. 154); »weil die Menschen in jedem Regime unterschiedliche Haltungen gegenüber den Machthabern einnehmen« (S. 156); oder das groteske »Fazit, dass Konsens in einer Diktatur nicht existieren kann« (S. 155).

Sowohl Di Nucci als auch Cavazza heben in ihren Beiträgen die zunehmend wichtige Rolle des PNF als Fürsorge- und Wohlfahrtsorganisation und als erster Ansprechpartner für weite Teile der Bevölkerung in entsprechenden Angelegenheiten hervor. In dieser Hinsicht bietet der Beitrag von Chiara Giorgi über »Die Sozialpolitik der faschistischen Partei« eine wertvolle Ergänzung.<sup>51</sup> Giorgi untersucht die sozialpolitische Tätigkeit des Regimes am Beispiel der Italienischen Faschistischen Sozialversicherungsanstalt »Istituto Nazionale Fascista della Previdenza Sociale« (INFPS) – vor 1933 und seit 1943 bis heute ohne das F im Namen! – und der Parteieinrichtung »Ente Opere Assistenziali«, in etwa Körperschaft für Hilfswerke. Die Verfasserin erkennt in der sozialen Vorsorge ein Hauptinstrument von faschistischer Regierung und Propaganda zur sozialen Disziplinierung der Bevölkerung. So sei das bereits bestehende Sozialversicherungssystem in selektiver und tendenziell diskriminierender Weise benutzt worden, indem etwa Landarbeiter und Haushaltshilfen ausgeschlossen oder die moralische und politische Integrität von Antragstellern im Sinne faschistischer Kriterien überprüft wurden, nach freiem Ermessen und gemäß politischen und klientelistischen Zielen Leistungen gewährt oder Renten als Prämie für systemkonformes Wohlverhalten zugesprochen wurden. Für die Kontinuität spezifisch italienischer Verwaltungsstrukturen und -mentalitäten sprechen wiederum »zahlreiche Fälle

50 Stefano Cavazza, Faschismus vor Ort. Die faschistische Partei auf lokaler Ebene, in: ebd., S. 141–156.

51 Chiara Giorgi, Die Sozialpolitik der faschistischen Partei, in: ebd., S. 157–172.

extremer ›Elastizität‹ bei der Bewilligung beispielsweise von Invaliditätsrenten (S. 161), und zwar zugunsten von Antragstellern, sodass sich die Frage nach einer Fürsorgeverwaltung *all'italiana* mindestens so sehr stellt wie die nach im eigentlichen Sinne faschistischen Einflüssen. Dasselbe gilt mutatis mutandis für das Phänomen der Protektion politisch nahestehender Leistungsempfänger (S. 165). Chiara Giorgi sieht im INFPS »die faschistische Behörde schlechthin« (S. 163), die eine instrumentelle Rolle im sozialpolitischen Programm des Regimes und zur Bindung von Bevölkerungskreisen an das Regime gespielt habe und die von der Verteilung von Landgütern in Libyen bis zum Ausbau von Thermalbädern fast überall beteiligt war. Dabei sei eine immer intensivere Ausweitung von Kompetenzen auf kommunaler Ebene erfolgt mit dem Ziel einer intensiven sozialen Kontrolle durch die Mitarbeiter vor Ort, verbunden mit Klientelismus, Partikularismus, Begünstigung, Korruption, Ineffizienz und veralteten sozialen Praktiken und Bräuchen (S. 171). Aspekte und Fragen von diktatorischer Herrschaft und gesellschaftlichen Beharrungskräften, von Tradition und Moderne vermengen sich hier.

Chiara Giorgi nimmt die Sozialpolitik des faschistischen Regimes ernst. Sie habe das Ziel verfolgt, »die politische Vorherrschaft und den Machtanspruch der Faschisten besonders in den gesellschaftlichen Schlüsselsektoren zu konsolidieren« und »breite Schichten der Bevölkerung ins System zu integrieren und zu kontrollieren«. Dessen ungeachtet »gehen gerade die zentralen Jahre des Faschismus mit bedeutenden Gesetzen zur Sozialpolitik einher« und das INFPS »prägte die Modernisierung Italiens wesentlich mit« (S. 157 und 159). Daher sei »die Untersuchung der faschistischen Sozialpolitik [...] wichtig für die Erforschung der ›Wurzeln des Sozialstaates italienischer Art‹«. Der PNF sei jedenfalls »als ›bürokratisch-administrativer Organismus« und als ›Wohlfahrts-Partei« zu kennzeichnen« (S. 172). Die faschistische Partei als Wohlfahrts-Partei? Eine derartige Fragestellung sollte auch die deutschsprachige Forschung zur italienischen Zeitgeschichte zu weiteren Reflexionen und Untersuchungen anregen können. Der zweite Teil des vorliegenden Literaturberichts wird sich mit der Reichweite und dem Innovationspotenzial ihrer jüngsten Detailstudien zur Realität der faschistischen Herrschaft auseinandersetzen.

Stefan Scholl

## Für eine Sprach- und Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus

### Ein programmatischer Forschungsüberblick

Angesichts einer bis in die 1930er-Jahre selbst zurückreichenden Tradition, die sprachlichen Merkmale des Nationalsozialismus zu untersuchen, scheint es auf den ersten Blick verwunderlich, erneut für eine Sprach- und Kommunikationsgeschichte dieser Zeit zu plädieren. Und doch ist ein solches Plädoyer gerade aufgrund der Tatsache einer solch langen und reichhaltigen Forschungshistorie notwendig.<sup>1</sup> Denn bei der Analyse des Nationalsozialismus gilt es wie bei jedem anderen historischen Gegenstand, überkommene Deutungsmuster ständig auf der Basis neuer Erkenntnisse zu prüfen und gegebenenfalls zu modifizieren. Schließlich dient eine Durchsicht bisheriger Forschungen zur Sprachgeschichte des Nationalsozialismus auch dazu, deren Befunde systematisch zu ordnen. Dies erscheint umso wichtiger, als die hier zu behandelnde Thematik genau an der Schnittstelle von Sprachwissenschaft und Geschichtswissenschaft liegt, die mit ihren jeweiligen disziplinären Perspektiven mitunter durchaus unterschiedliche Erkenntnisinteressen ausgeprägt haben.<sup>2</sup>

So ist es auf den zweiten Blick nicht mehr ganz so verwunderlich, dass bislang noch keine zufriedenstellende Gesamtdarstellung der sprachlichen Verhältnisse in der Zeit des Nationalsozialismus vorliegt, die sowohl dem Anspruch linguistisch differenzierter und angemessen belegter Analyse als auch historischer Erklärungskraft gerecht wird. Auch der jüngste Entwurf einer »Sprache unterm Hakenkreuz« als einer »andere[n] Geschichte des Nationalsozialismus« von Horst Dieter Schlosser konnte diesen nicht einlösen, wie bereits von mehreren Rezensenten angemerkt wurde.<sup>3</sup> Zu sehr bleibt er insgesamt befangen

- 
- 1 Vgl. *Heidrun Kämper*, Sprachliche Sozialgeschichte 1933 bis 1945 – ein Projektkonzept, in: *dies./Britt-Marie Schuster* (Hrsg.), Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus (Sprache – Politik – Geschichte, Bd. 24), Hempen Verlag, Bremen 2018, 267 S., geb., 39,00 €, S. 9–25, hier: S. 10, die anmerkt, »dass diese Epoche einerseits ausgeforscht, andererseits ein weißer Fleck der Sprachgeschichte ist«. Der Verfasser dieses Beitrags ist Mitarbeiter des DFG-geförderten Projekts »Sprachliche Sozialgeschichte 1933–1945« am Leibniz-Institut für deutsche Sprache Mannheim unter der Leitung von Heidrun Kämper. Ein Kooperationsprojekt an der Universität Paderborn (Leitung: Britt-Marie Schuster) untersucht die Sprache des Widerstands.
  - 2 Vgl. als instruktive jüngere Forschungsüberblicke ebenfalls *Christoph Sauer*, 1933–1945, in: *Thomas Niehr/Jörg Kilian/Martin Wengeler* (Hrsg.), Handbuch Sprache und Politik in 3 Bänden, Bd. 3, Bremen 2017, S. 975–998; *Utz Maas*, Sprache in der Zeit des Nationalsozialismus, in: *Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann* u. a. (Hrsg.), Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, Bd. 2, Berlin/New York 2008, S. 1980–1990; *Waltraud Sennebogen*, Die Gleichschaltung der Wörter. Sprache im Nationalsozialismus, in: *Dietmar Süß/Winfried Süß* (Hrsg.), Das »Dritte Reich«. Eine Einführung, München 2008, S. 165–184; *Michael Marek*, »Wer deutsch spricht, wird nicht verstanden!« Der wissenschaftliche Diskurs über das Verhältnis von Sprache und Politik im Nationalsozialismus – ein Forschungsbericht, in: AfS 30, 1990, S. 454–492.
  - 3 *Horst Dieter Schlosser*, Sprache unterm Hakenkreuz. Eine andere Geschichte des Nationalsozialismus, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2013, 423 S., geb., 40,00 €. Vgl. die Rezensionen hierzu von *Daniel Mühlenfeld*, Rezension zu: Schlosser, Horst Dieter: Sprache unterm Hakenkreuz. Eine andere Geschichte des Nationalsozialismus. Köln/Weimar/Wien 2013, in: H-Soz-Kult, 27.3.2014, URL: <<https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-20809>> [8.2.2019]; *Moritz Föllmer*, Linguistik des Nationalsozialismus, in: NPL 58, 2013, S. 498–499.

in der Lesart einer quasi allmächtigen und allumfassenden Manipulation der Sprache und der Sprechenden durch ›die‹ Nationalsozialisten, an vorderster Stelle deren Protagonisten Joseph Goebbels und Adolf Hitler.<sup>4</sup> So landet er abschließend wieder bei dem Bild von der »Sprache des Nationalsozialismus« als »Gift«, das bereits Victor Klemperer geprägt hatte und das seitdem immer wieder zur Charakterisierung des instrumentellen Gebrauchs und der suggestiven Macht von Sprache zur Zeit des Nationalsozialismus verwendet wurde.<sup>5</sup> Zu wenig werden die vielfältigen, teils widersprüchlichen, teils relativ problemlos miteinander einhergehenden Möglichkeiten sprachlicher Aneignung, Nichtbeachtung oder Verweigerung sichtbar, die während des Nationalsozialismus je nach Kommunikationskontext und -situation variieren konnten.<sup>6</sup>

Eine Sprachgeschichte als »Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus«<sup>7</sup> müsste genau diese in den Blick nehmen, sich demnach stärker auf den Sprachgebrauch in konkreten Kommunikationssituationen fokussieren, dabei Sprache als herausragendes – wenn auch nicht einziges – Element von Kommunikation begreifen. Hierin liegt der spezifische Ertrag sprachgebrauchsorientierter Arbeiten zur NS-Forschung. Aus dieser werden in jüngerer Zeit vermehrt Plädoyers für eine konsequente Historisierung der verwendeten Begrifflichkeiten erhoben, etwa im Rahmen einer »operativen Semantik«.<sup>8</sup> Da die Wirkmächtigkeit der ›Volksgemeinschaft‹ auf der diskursiven Ebene hergestellt worden und auch nur dort einer Analyse zugänglich sei, geht es – beispielsweise nach Inge Marszolek – darum, die hieran beteiligten »vielfältigen und heterogenen Kommunikationsprozesse, die auf diversen Ebenen und in unterschiedlichen Figurationen stattfanden«, zu erkunden.<sup>9</sup> Dem alltäglichen Sprachgebrauch verschiedener Akteure kommt hierbei entscheidende Bedeutung zu. Denn auch wenn Gesellschaft – und hier die nationalsozialistische – keineswegs in Sprache aufgeht, hat letztere doch großen Anteil an Inklusions- und Exklusionsprozessen, macht Selbst- und Fremdwahrnehmungen ausdrückbar und ermöglicht es Individuen oder Kollektiven, sich in Diskurse einzuschreiben oder Alternativ- beziehungsweise Gegendiskurse zu entwickeln.

4 Dies wird vor allem im Fazit von *Schlosser*, *Sprache unterm Hakenkreuz*, S. 391 ff., sehr deutlich, obgleich es innerhalb des Buches auch differenziertere Passagen gibt.

5 Vgl. ebd., S. 391 und 395 ff.; *Victor Klemperer*, *LTI. Notizbuch eines Philologen*, Stuttgart 2018 (zuerst 1947), S. 26 und 74; *Werner Bohleber/Jörg Drews* (Hrsg.), »Gift, das du unbewußt eintrinkst...«. Der Nationalsozialismus und die deutsche Sprache, Bielefeld 1991.

6 Weitere Kritikpunkte betreffen die Tatsache, dass sein Buch zur Gesamtdarstellung geraten ist, hinter der die eigentliche Sprachanalyse verblasst, wie auch das Fehlen einer methodisch-theoretischen Reflexion. Andere Aspekte seiner Analyse sind hingegen durchaus überzeugend, so etwa der Hinweis darauf, dass das Jahr 1933 keine »scharfe sprachgeschichtliche Zäsur« bedeutete (*Schlosser*, *Sprache unterm Hakenkreuz*, S. 9), oder auch seine Ausführungen zur ausgrenzenden Rolle von Sprache (ebd., S. 212 und 241).

7 *Daniel Mühlenfeld*, Was heißt und zu welchem Ende studiert man NS-Propaganda? Neuere Forschungen zur Geschichte von Medien, Kommunikation und Kultur während des ›Dritten Reiches‹, in: *AfS* 49, 2009, S. 527–559, hier: S. 559.

8 *Armin Nolzen*, Nationalsozialismus und ›Volksgemeinschaft‹. Plädoyer für eine operative Semantik, in: *Dietmar von Reeken/Malte Thießen* (Hrsg.), ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis. Neue Forschungen zur NS-Gesellschaft vor Ort, Paderborn/München etc. 2013, S. 51–63. Vgl. auch *Habbo Knoch*, Gemeinschaften im Nationalsozialismus vor Ort, in: ebd., S. 37–50, hier: S. 40; *Janosch Steuwer*, Was meint und nützt das Sprechen von der ›Volksgemeinschaft‹? Neuere Literatur zur Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus, in: *AfS* 53, 2013, S. 487–534, hier: S. 509 ff.; *ders.*, Jenseits von »Mein Kampf«. Zur Ideengeschichte des Nationalsozialismus, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 10, 2016, H. 3, S. 97–106, hier: S. 105.

9 *Inge Marszolek*, Verhandlungssache: Die ›Volksgemeinschaft‹ – eine kommunikative Figuration, in: *Reeken/Thießen*, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 65–77, hier: S. 66.



Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, die bisherigen Forschungen zur Sprachgeschichte des Nationalsozialismus im Lichte ihres Erkenntnispotenzials für gegenwärtige historiografische Fragestellungen zu diskutieren. In einem ersten Schritt wird die Forschungsgeschichte zur Sprache *des* beziehungsweise *im* Nationalsozialismus von der frühen Nachkriegszeit bis in die 1980er-Jahre skizziert.<sup>10</sup> Deutlich wird hier vor allem, dass in dieser Phase zwar wichtige Arbeiten entstanden sind, jedoch methodische und theoretische Begrenzungen zahlreiche blinde Flecken bestehen ließen (I.). In einem zweiten Schritt wird dargelegt, mit welchen Erkenntnisinteressen und Instrumentarien die jüngere Forschung sich auf diese blinden Flecken konzentriert und welche Ergebnisse sie zutage gefördert hat. Dabei sollen vor allem diejenigen Aspekte benannt werden, die nach Ansicht des Verfassers bei einer noch zu schreibenden Sprach- und Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus zu beachten sind. Es handelt sich konkret um eine Ausweitung der Perspektive in Richtung unterschiedlicher Kommunikationssituationen und heterogener Akteurskonstellationen, um Sprachgebräuche unter den Diskursbedingungen des Nationalsozialismus angemessen beschreiben zu können (II.).

#### I. EINE ABGESCHLOSSENE DEBATTE? VON DER ›SPRACHE DES NATIONALSOZIALISMUS‹ ZUR ›SPRACHE IM NATIONALSOZIALISMUS‹

Bereits während der nationalsozialistischen Herrschaft beschäftigten sich Zeitgenossen ausführlich mit deren sprachlicher Verfasstheit. NS-affine Sprachwissenschaftler wie Manfred Pechau, nationalsozialistische Propagandisten wie Franz Alfred Six oder die Mitglieder des Deutschen Sprachvereins versuchten, die Spezifika der ›neuen‹ nationalsozialistischen Sprache affirmativ herauszuarbeiten.<sup>11</sup> »Die Sprache des Nationalsozialismus«, so Pechau in seiner 1935 veröffentlichten Dissertation, »trägt [...] neben den Merkmalen des Kampfes die der modernen Propaganda. [...] Diese sich ergänzenden Gebiete [...] drücken der Art der Sprachbeeinflussung ihr typisches Gepräge auf. Sinnveränderung beibehaltener Worte des Gegners, Umformung und klangliche Anlehnung an andere Worte« prägen laut Pechau neben »Neubildungen« die »erfolgreiche« propagandistische Wirkung der »nationalsozialistischen Sprache«.<sup>12</sup> Sehr deutlich wird in dieser Beschreibung, aber auch in zahlreichen weiteren Beiträgen aus den 1930er-Jahren, etwa in der Zeitschrift »Muttersprache«, dass NS-Sprachwissenschaftler wie -ideologen Sprache als machtvolles Instrument zur Beeinflussung von Menschen begriffen und zudem davon überzeugt waren, dass sich ihre Ideologie in einer eigenen – eben nationalsozialistischen – Sprache ausdrücken ließ.

10 Vgl. Konrad Ehlich, »... , LTI, LQI, ...« – Von der Unschuld der Sprache und der Schuld der Sprechenden, in: Heidrun Kämper/Hartmut Schmidt (Hrsg.), Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte, Berlin/New York 1998, S. 274–303, hier: S. 279: »Die Forschungsgeschichte kann zu einem wesentlichen Teil, so scheint mir, anhand dieser Opposition [›Sprache des Faschismus‹ versus ›Sprache im Faschismus‹, S. Sch.] rekonstruiert werden«.

11 Manfred Pechau, Nationalsozialismus und deutsche Sprache, Greifswald 1935; Franz Alfred Six, Die politische Propaganda der NSDAP im Kampf um die Macht, Heidelberg 1936. Vgl. hierzu Heidrun Kämper-Jensen, Spracharbeit im Dienst des NS-Staats 1933 bis 1945, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 21, 1993, S. 150–183; Helmut Bernsmeier, Der Deutsche Sprachverein im »Dritten Reich«, in: Muttersprache 93, 1983, S. 35–58; Clemens Knobloch, Die deutsche Sprachwissenschaft im Nationalsozialismus. Ein forschungsorientierter Überblick, in: Kritische Ausgabe, 2004, Nr. 12, S. 42–47, sowie Utz Maas, Sprachforschung in der Zeit des Nationalsozialismus. Verfolgung, Vertreibung, Politisierung und die inhaltliche Neuausrichtung der Sprachwissenschaft, Berlin 2016.

12 Pechau, Nationalsozialismus und deutsche Sprache, S. 10f.

Doch auch gegenüber dem NS-Regime kritisch eingestellte Sprachanalysen wurden bereits im Laufe der 1930er- und frühen 1940er-Jahre angefertigt, zumeist aus dem Exil heraus. Dabei trafen sie sich in der Einschätzung – nicht in der Bewertung! – der machtvollen Rolle der nationalsozialistischen Sprache mit derjenigen von NS-Sprachwissenschaftlern wie Pechau.<sup>13</sup> Einschlägig sind beispielsweise die Beiträge von Bertolt Brecht, Ernst Bloch, Karl Kraus, Willi Münzenberg oder das 1942 von Heinz Paechter für das »Office of European Economic Research« angefertigte »Dictionary of Nazi Terms«, 1944 als »Nazi-Deutsch. A Glossary of Contemporary German Usage« veröffentlicht.<sup>14</sup> Ebenfalls bereits während des Nationalsozialismus, aber erst nach dessen Ende in der DDR veröffentlicht, entstand das Werk von Eugen Seidel und Ingeborg Seidel-Slotty.<sup>15</sup> Weitaus größere Aufmerksamkeit erhielten in der bundesrepublikanischen Diskussion über die Bedeutung von Sprache im Nationalsozialismus allerdings Victor Klemperers »LTI« und Dolf Sternbergers, Gerhard Storz' und Wilhelm Emanuel Süskinds »Wörterbuch des Unmenschen«.<sup>16</sup> Während im »Wörterbuch des Unmenschen« vor allem einzelne »belastete«

- 
- 13 Dies betrifft, wie Michael Marek betont hat, zum Beispiel die Annahme, dass der »Geist« des Nationalsozialismus sich in dessen Sprache spiegle, dass das NS-Regime es vermochte, wahlweise neue Wörter einzuführen oder alte Wörter mit neuer Bedeutung aufzuladen, und dass die Überzeugungskraft des Nationalsozialismus maßgeblich auf der manipulativen Macht der Sprache beruhte. Vgl. Marek, »Wer deutsch spricht, wird nicht verstanden!«, S. 464.
- 14 Bertolt Brecht, Über die Wiederherstellung der Wahrheit (1939), in: *ders.*, Gesammelte Werke in 20 Bänden, Bd. 20, Frankfurt am Main 1982, S. 191–198 (vgl. hierzu Heidrun Kämper, Bertolt Brecht, der Nationalsozialismus und die Sprachkritik, in: Stefan J. Schierholz (Hrsg.), Die deutsche Sprache in der Gegenwart. Festschrift für Dieter Cherbubim zum 60. Geburtstag, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2001, S. 233–241); Ernst Bloch, Der Nazi und das Unsägliche (1938), in: *ders.*, Gesamtausgabe in 16 Bänden, Bd. 11: Politische Messungen, Pestzeit, Vormärz, Frankfurt am Main 1970, S. 185–192; Karl Kraus, Dritte Walpurgisnacht (1933/1952), Frankfurt am Main 1989; Willi Münzenberg, Propaganda als Waffe, Paris 1937; Heinz Paechter, Nazi-Deutsch. A Glossary of Contemporary German Usage. With Appendices on Government, Military and Economic Institutions, New York 1944. Vgl. hierzu William J. Dodd, National Socialism & German Discourse. Unquiet Voices, Cham 2018, S. 71–111.
- 15 Eugen Seidel/Ingeborg Seidel-Slotty, Sprachwandel im Dritten Reich. Eine kritische Untersuchung faschistischer Einflüsse, Halle an der Saale 1961.
- 16 Klemperer, LTI; Dolf Sternberger/Gerhard Storz/Wilhelm E. Süskind, Aus dem Wörterbuch des Unmenschen, Hamburg 1957. Vgl. hierzu auch Martin Stötzel, Nazi-Verbrechen und öffentliche Sprachsensibilität. Ein Kapitel deutscher Sprachgeschichte nach 1945, in: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 20, 1989, S. 32–52; William J. Dodd, Die antifaschistische Sprachkritik der ersten Nachkriegszeit, aus heutiger Sicht gesehen, in: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur 4, 2008, S. 257–271. Zu Klemperer vgl. Kristine Fischer-Hupe, Victor Klemperers »LTI. Notizbuch eines Philologen«: Ein Kommentar, Hildesheim/Zürich etc. 2001; Heidrun Kämper, Zeitgeschichte – Sprachgeschichte. Gedanken bei der Lektüre des Tagebuchs eines Philologen. Über die Ausgaben von Victor Klemperers Tagebuch 1933–1945, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 24, 1996, S. 328–341, hier vor allem S. 335–338; Hannes Heer (Hrsg.), Im Herzen der Finsternis. Victor Klemperer als Chronist der NS-Zeit, Berlin 1997; Sigfried Jäger, Sprache – Macht – Wissen. Victor Klemperers Beitrag zur Analyse von Sprache und Ideologie des Faschismus, in: Muttersprache 109, 1999, S. 1–18. Zum »Wörterbuch des Unmenschen« vgl. Thomas Pegelow Kaplan, Macht und Geschichte der Wörter. Dolf Sternbergers »Wörterbuch des Unmenschen« als sprachkritisches Dokument der frühen Bundesrepublik, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 8, Online-Ausgabe, 2011, H. 1, URL: <<http://www.zeithistorische-forschungen.de/1-2011/id=4637>> [8.2.2019], Druckausgabe: S. 156–160; William J. Dodd, Jedes Wort wandelt die Welt. Dolf Sternbergers politische Sprachkritik, Göttingen 2007; Mark Fiedler, Sprachkritik am öffentlichen Sprachgebrauch seit 1945. Gesamtüberblick und korpusgestützte Analyse zum »Wörterbuch des Unmenschen«, Tönning/Lübeck etc. 2005.

Wörter im Zentrum der Aufmerksamkeit standen, weisen Klemperers sprachanalytische Beobachtungen in seinen Tagebüchern wie auch in »LTI« weit darüber hinaus. Sie umfassen einzelne Kommunikationssituationen, alltäglichen Sprachgebrauch wie auch sehr unterschiedliche Akteursgruppen.

So verdienstvoll diese Werke sind, so problematisch war der Weg, auf den ihnen sprachwissenschaftliche Forschungen in den 1960er-Jahren folgten. Denn letztlich zeichneten sie das Bild einer sehr umfassenden und in sich geschlossenen nationalsozialistischen Sprache – eben der »LTI« –, die sich gleichsam von außen manipulativ über die Bevölkerung Deutschlands gelegt habe und deren machtvoller, ›vergiftender‹ Wirkung die Menschen quasi unbewusst unterlegen seien.<sup>17</sup> Sprache im Nationalsozialismus zu erforschen schien gleichbedeutend mit dem Nachzeichnen eines spezifisch nationalsozialistischen Wortschatzes, dem Aufweisen nationalsozialistischer Sprachlenkungsversuche sowie dem Zusammentragen typischer propagandistischer Stilelemente. Dementsprechend konzentrierte sich ein großer Teil der frühen sprachwissenschaftlichen und -historischen Erforschung des Nationalsozialismus auf die lexikologische Untersuchung von Einzelwörtern oder Begriffen wie etwa »Sonderbehandlung«, »jüdischer Parasit« oder »Lebensraum« und auf die Zusammenstellung von Vokabularen beziehungsweise Lexika des Nationalsozialismus.<sup>18</sup> Ebenfalls wurden zentrale Stilelemente nationalsozialistischen Sprachgebrauchs herausgearbeitet, die sich allerdings in ihren Belegen zum größten Teil auf einige wenige prominente Nationalsozialisten beziehungsweise auf die engere Herrschaftssprache stützten.<sup>19</sup> Schließlich waren auch die nationalsozialistischen Sprachlenkungsversuche bereits früh Gegenstand sprachwissenschaftlicher Betrachtungen.<sup>20</sup>

17 An anderen Stellen wiederum scheint es so, als betrachte Klemperer jegliche sprachliche Äußerung während des ›Dritten Reichs‹, also auch behördliche Kommunikation, politische Witze, Widerstandsäußerungen et cetera, als Bestandteil der »LTI«. Dies kommt wiederum dem hier vertretenen Ansatz einer differenzierten Analyse verschiedener Kommunikationssituationen sehr nahe.

18 *Joseph Wulf*, Aus dem Lexikon der Mörder. »Sonderbehandlung« und verwandte Worte in nationalsozialistischen Dokumenten, Gütersloh 1963; *Alexander Bein*, Der jüdische Parasit. Bemerkungen zur Semantik der Judenfrage, in: VfZ 13, 1965, S. 121–149; *Karl Lange*, Der Terminus Lebensraum in Hitlers »Mein Kampf«, in: VfZ 13, 1965, S. 426–437; *Cornelia Berning*, Vom ›Abstammungsnachweis‹ zum ›Zuchtwart‹. Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin 1964 (vorher bereits als Aufsatzserie 1960 bis 1963 in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung erschienen, als Neuauflage unter *Cornelia Schmitz-Berning*, Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin/New York 1998 und 2007). Vgl. auch die späteren Versuche von *Karl-Heinz Brackmann/Renate Birkenhauer*, NS-Deutsch. »Selbstverständliche« Begriffe und Schlagwörter aus der Zeit des Nationalsozialismus, Straelen 1988; *Robert A. Michael/Karin Doerr*, Nazi-Deutsch/Nazi German. An English Lexicon of the Language of the Third Reich, Westport 2002.

19 *Sigrid Frind*, Die Sprache als Propagandainstrument des Dritten Reiches: untersucht an Hitlers »Mein Kampf« und den Kriegsjahrgängen des »Völkischen Beobachter«, Berlin 1964; *Hans Winterfeldt*, Elemente der Brutalität im nationalsozialistischen Sprachgebrauch, in: Muttersprache 75, 1964, S. 231–236; *Gerhard Lange*, Sprachreform und Sprechreform in Hitlers Reden, in: Muttersprache 78, 1968, S. 342–349; *Siegfried Bork*, Mißbrauch der Sprache. Tendenzen nationalsozialistischer Sprachregelung, Bern/München 1970; *Margareta Wedleff*, Zum Stil in Hitlers Maidreden, in: Muttersprache 80, 1970, S. 107–127; *Michael Kinne*, Untersuchungen zur superlativistischen Lexik in nationalsozialistischen und sozialistischen Texten, Bonn 1973. Aber auch der Sprachgebrauch in Konzentrationslagern wurde bereits früh als Untersuchungsobjekt entdeckt, vgl. *Hans Winterfeldt*, Die Sprache im Konzentrationslager, in: Muttersprache 78, 1968, S. 126–151.

20 *Rolf Glunk*, Erfolg und Mißerfolg der nationalsozialistischen Sprachlenkung, München 1966 (auch 1966/67 als Aufsatzserie in der Zeitschrift für deutsche Sprache erschienen); *Wolfgang Bergsdorf*, Die Sprache der Diktatur und ihre Wörter, in: Deutschland-Archiv 11, 1978, S. 1299–1313; *ders.*, Sprachlenkung im Nationalsozialismus, in: *Martin Greiffenhagen* (Hrsg.), Kampf um Wörter. Politische Begriffe im Meinungsstreit, München 1980, S. 65–74.

Als Ergebnis entstand das Bild einer spezifischen, abgrenzbaren, durch bewusste Lenkung und Propaganda vermittelten nationalsozialistischen Sprache, deren stilistische Charakteristika sich wie folgt beschreiben lassen: Ältere Begriffe wurden neu besetzt, neue Begriffe wurden geschaffen, Metaphern aus den Bereichen Technik, Biologie, Sport, Religion, Krieg und Kampf waren omnipräsent, ebenso Nominalstil, Abkürzungen, Superlative, Euphemismen, typisierende Singulare, Identifikationsformeln sowie Suggestivdefinitionen.<sup>21</sup> Oft genannt wird zudem eine Häufung von Antinomien, Archaismen, Mystizismen sowie »poetisch-preziösen« Elementen.<sup>22</sup>

Es ist nun unbestritten, dass sich diese sprachlichen Elemente häufig in Quellen der Jahre 1933 bis 1945 finden lassen. Sie nachgewiesen und Belegstellen für ihre Verwendung gesammelt zu haben, ist ein großes Verdienst der genannten sprachwissenschaftlichen Studien. Fraglich ist allerdings, ob diese sprachlichen Formen Kennzeichen eines *spezifisch* nationalsozialistischen Sprachgebrauchs sind, ob sie die Gesamtheit der sprachlichen Realisierungen im Nationalsozialismus umfassen und ob sie der Komplexität sprachlicher Verhältnisse während des Nationalsozialismus gerecht werden. Daran meldete eine Reihe von Sprachwissenschaftlern in den 1970er-Jahren fundamentale Zweifel an.<sup>23</sup> Speziell an die Adresse von Sternberger, Storz und Süskind wurde der Vorwurf gerichtet, beobachtete Entwicklungstendenzen rein aus der kulturkritischen Warte eines Sprachverfalls zu bewerten, Sprache als System eine eigene Handlungsmacht zuzusprechen und den Sprachhandlungskontext sowie generell eine sozialgeschichtliche Analyse auszublenden.<sup>24</sup> Die letzten beiden Aspekte manifestierten sich laut der Kritiker in der gängigen Konzentration auf einzelne Begriffe, die zu einer »Wörterbuchphilologie« geführt habe.<sup>25</sup> Dadurch sei der Eindruck einer monolithischen Sprache des Nationalsozialismus entstanden, die zudem relativ unvermittelt über »die Deutschen« gekommen sei. Gegen einen solchen Eindruck gelte es, die

- 
- 21 Auflistung nach *Christian A. Braun*, Nationalsozialistischer Sprachstil. Theoretischer Zugang und praktische Analysen auf der Grundlage einer pragmatisch-textlinguistisch orientierten Stilistik (Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik/Germanistik, Bd. 32), Carl-Winter-Universitätsverlag, Heidelberg 2007, XII + 587 S., brosch., 98,00 €, S. 223ff. Vgl. auch die Beschreibung bei *Peter Schlesier*, Propagandasprachliche Merkmale im Sprachgebrauch der Bevölkerung während des Dritten Reiches. Eine Untersuchung an Hand von Walter Kempowskis »Echolot«, Bremen 2007, S. 11–19, URL: <<https://elib.suub.uni-bremen.de/ip/docs/00010109.pdf>> [2.8.2019]; *Peter von Polenz*, Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, Berlin/Boston 1999, S. 554, sowie *Sauer*, 1933–1945, S. 996f.
- 22 Vgl. *Peter von Polenz*, Geschichte der deutschen Sprache, 7., völlig neu bearb. Aufl., Berlin 1970, S. 168ff.
- 23 Die zentralen Beiträge waren ebd., S. 164ff.; *Gerhard Voigt*, Zur Sprache des Faschismus. Ein Literaturbericht, in: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften 9, 1967, S. 154–165; *ders.*, Bericht vom Ende der »Sprache des Nationalsozialismus«, in: Diskussion Deutsch 5, 1974, S. 445–464; *Wolfgang Werner Sauer*, Der Sprachgebrauch von Nationalsozialisten vor 1933, Hamburg 1978; *Utz Maas*, »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«. Sprache im Nationalsozialismus. Versuch einer historischen Argumentationsanalyse, Opladen 1984. Prägnant auf den Punkt gebracht finden sich die Hauptargumente auch bei *Marek*, »Wer deutsch spricht, wird nicht verstanden!«.
- 24 Die Beiträge sind größtenteils abgedr. in: *Dolf Sternberger/Gerhard Storz/Wilhelm E. Süskind*, Aus dem Wörterbuch des Unmenschlichen, neue, erw. Ausg. mit Zeugnissen des Streits über Sprachkritik, Hamburg/Düsseldorf 1968; *Hans Jürgen Heringer* (Hrsg.), Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik, Tübingen 1982.
- 25 Vgl. hierzu auch *Gabriele Hoppe*, Ein Ende des Endes der »Sprache des Nationalismus« – für eine neue »Wörterbuchphilologie«?, in: Diskussion Deutsch 14, 1983, S. 689–692; *Wolfgang Werner Sauer*, Schlag nach bei Berning? Anmerkungen zur Renaissance der »Vokabularien zur ns Sprache«, in: Diskussion Deutsch 15, 1984, S. 319–324.

Kontinuitäten und Widersprüchlichkeiten im politischen Sprachgebrauch von Nationalsozialisten hervorzuheben. So urteilte Peter von Polenz 1970:

»Eine spezifische ›Nazisprache‹ gab es nicht; die Nazis warben mit einer zynisch-virtuosen Mischung aus Schlag- und Fangwörtern [...] und aus allem, was den konservativ-konformistischen Deutschen in den 20er und 30er Jahren vertraut und angenehm im Ohr klang und seine Wurzeln in vielfältigen ›Bewegungen‹ und Ideologien hatte: im Geist der Freiheitskriege und der bonapartistisch korrumpierten Reichsidee, in Obrigkeitsdenken und Staatskirchentum, in preußischem Militarismus und wirtschaftlichem Expansions-Chauvinismus, in Historismus und Antisemitismus, in Romantik und Biedermeier, in Jugendbewegung und Georgkreis.«<sup>26</sup>

Wolfgang Werner Sauer untersuchte dementsprechend den Sprachgebrauch von Nationalsozialisten im Reichstag vor 1933, Jean-Pierre Faye skizzierte das nationalkonservative Diskursuniversum in der Weimarer Republik. Und auch Utz Maas betonte die Traditionslinien zu Diskursen der bündischen Jugend oder der Arbeiterbewegung, die eine sprachliche Führenfunktion zwischen Erfahrung und Erwartung der Rezipientinnen und Rezipienten eingenommen hätten.<sup>27</sup>

Ein weiterer Kritikpunkt richtete sich gegen die in der Quellenauswahl offenbare Konzentration auf einzelne NS-Personen – allen voran Goebbels und Hitler –, die so als alleinige Schöpfer einer ›NS-Sprache‹ erschienen.<sup>28</sup> Dadurch sei einer Überschätzung der Macht offizieller Instanzen über den Sprachgebrauch Vorschub geleistet worden. Zusammenfassend konstatierte Michael Marek in seinem Forschungsüberblick aus dem Jahr 1990:

»Aus der Verfügbarkeit der Sprache und ihrer Lenkung wird die des gesamten deutschen Volkes gefolgert. Eine derartige Hypostasierung der persuasiven Möglichkeiten des Sprachgebrauchs, wie sie typisch für die ästhetisierenden Sprachanalysen ist, behandelt die Sprache als Fetisch. Dem Beschwören eines totalen sprachlichen Verblendungszusammenhangs entspricht das Bild eines hierarchisch strukturierten Führerstaates.«<sup>29</sup>

Anstelle der Bezeichnung »Sprache des Nationalsozialismus« oder »nationalsozialistische Sprache«, die letztlich eher als Produkt ihrer Kritiker denn als gesellschaftliche Realität anzusehen sei, kennzeichnete Utz Maas in seiner 1984 erschienenen Arbeit die »*sprachlichen Verhältnisse* [...] im Nationalsozialismus« als Untersuchungsobjekt.<sup>30</sup> Neben der bereits erwähnten Betonung von sprachlichen Traditionslinien und je nach Kontext sehr verschiedenen sprachlichen Versatzstücken arbeitete er vor allem die Polyfonie von nationalsozialistischen Texten heraus, die für verschiedene Zuhörerinnen und Zuhörer gleichzeitig unterschiedliche Botschaften, Exklusionsdrohungen und/oder Inklusionsangebote, enthalten konnten. Speziell Letzteres, nämlich die mobilisierende, auf Identifikation beziehungsweise

26 Polenz, *Geschichte der deutschen Sprache*, S. 164f. In späteren Auflagen schwächte von Polenz allerdings genau diese Anfangspassage ab zu: »Die spezifische ›Nazisprache‹ war nicht neu.« Vgl. ebd., 9., überarb. Aufl., Berlin/New York 1978, S. 164.

27 Sauer, *Der Sprachgebrauch von Nationalsozialisten vor 1933*; Jean-Pierre Faye, *Langages totalitaires. Critique de la raison narrative. Critique de l'économie narrative*, Paris 1972; Maas, »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«. Vgl. Zur Sprache der NSDAP vor 1933 am Beispiel des Politikbegriffs auch Sabine Marquardt, *Polis contra Polemos. Politik als Kampfbegriff der Weimarer Republik, Köln/Weimar etc.* 1997, S. 255–267, sowie Andrea Hoffend, *Bevor die Nazis die Sprache beim Wort nahmen. Wurzeln und Entsprechungen nationalsozialistischen Sprachgebrauchs*, in: *Muttersprache* 97, 1987, S. 257–299.

28 Vgl. Sauer, *Der Sprachgebrauch von Nationalsozialisten vor 1933*, S. 155; Voigt, *Bericht vom Ende der ›Sprache des Nationalsozialismus‹*, S. 447; Marek, »Wer deutsch spricht, wird nicht verstanden!«, S. 477.

29 Ebd., S. 486.

30 Maas, »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«, S. 10 (Hervorhebung S. Sch.).

»demotische [...] Aneignung« zielende Funktion der an verschiedene Adressatenkreise gerichteten Texte, wird von Maas anhand mehrerer Beispiele unterstrichen.<sup>31</sup>

Entscheidende Akzentverschiebungen nahm auch Gerhard Bauer in seiner 1988 publizierten Studie vor. Im Mittelpunkt stand eine Ausweitung der Perspektive, die sich bereits in Beschreibungen des Untersuchungsgegenstands als »Sprachraum« oder »Redewelt« des ›Dritten Reichs‹ bemerkbar machte: »Die Verachteten, Ausgegrenzten, die aus dem vorgezeigten Leben unterm NS verbannt waren, müssen ebenso zu Wort kommen wie die Geachteten und zur ›Norm‹ Erklärten.«<sup>32</sup> Bauer wies speziell auf die Spannungen und Widersprüchlichkeiten dieser »Redewelt« hin, die Anpassung, Aneignung und Abweichung, manchmal in ein und derselben Person, vereinen konnte. In Anlehnung an Utz Maas betonte Bauer außerdem das Ineinandergreifen der gewohnten Sprach- und Begriffswelt der »Massen« und der nationalsozialistischen Sprecher. Die »Sprache des Nationalsozialismus« sei weniger ein »pausenloses Diktat« gewesen, sondern »voll von ›Schleusen‹ und ›Fähren‹, mit denen traditionelle, einstmals ›harmlose‹ Denk- und Verhaltensmuster ›abgeholt‹ und in die faschistische Regie überführt wurden.«<sup>33</sup>

Die seit Ende der 1970er-Jahre aufgekommene Kritik soll die Bedeutung von Arbeiten zu stilistischen, rhetorischen oder lexikologischen Charakteristika der Propaganda- und Herrschaftssprache während der NS-Zeit nicht schmälern. Sie spannen bis heute ein produktives Forschungsfeld auf, wie jüngere Veröffentlichungen belegen.<sup>34</sup> Ein höchst ausge-reiftes methodisch-theoretisches Instrumentarium hat Christian Braun in seiner Arbeit zum nationalsozialistischen Sprachstil entwickelt.<sup>35</sup> Da er aufgrund der Quellenlage skeptisch ist, ob sich der alltägliche Sprachgebrauch während des Nationalsozialismus überhaupt rekonstruieren lässt, plädiert er für die »Konstruktion eines stilistischen Prototyps«, anhand dessen dann einzelne Texte aus dem privaten Handlungsbereich (zum Beispiel Feldpostbriefe, Tagebücher et cetera) auf »Grade an Übereinstimmung« hin untersucht werden könnten.<sup>36</sup> Denn zentral ist auch für ihn die Frage nach der Diffusion des nationalsozialistischen Stils in breitere Teile der Bevölkerung und die alltägliche, auch private, Kommunikation: »Wessen Sprachgebrauch weist in welcher Situation in welchem Maße Nähe zum prototypischen NS-Stil auf?«<sup>37</sup> Allerdings drückt sich Braun etwas um die Herausforderung herum, diese Fragen zu beantworten und tatsächlich alltagssprachliche Quellen zu erheben und zu analysieren. Seine »Konstruktion eines stilistischen Prototyps« basiert

31 Ebd., S. 102 und 248.

32 *Gerhard Bauer*, *Sprache und Sprachlosigkeit im »Dritten Reich«*, 2., überarb. Aufl., Köln 1990 (zuerst 1988), S. 22.

33 Ebd., S. 30.

34 *Ulrich Nill*, *Die »geniale Vereinfachung«. Anti-Intellektualismus in Ideologie und Sprachgebrauch bei Joseph Goebbels*, Frankfurt am Main/Bern etc. 1991; *Jens Kegel*, »Wollt ihr den totalen Krieg?« Eine semiotische und linguistische Gesamtanalyse der Rede Goebbels' im Berliner Sportpalast am 18. Februar 1943, Berlin 2003; *Josef Kopperschmidt* (Hrsg.), *Hitler der Redner*, Paderborn/München 2003; *Felicity Rash*, *The Language of Violence. Adolf Hitler's Mein Kampf*, New York/Washington etc. 2006; *Hiroyuki Takada*, *Hitlerreden auf der Zeitachse. Korpuslinguistische Analyse von Eigenschaften ihrer Lexik*, in: *Kämper/Schuster*, *Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus*, S. 53–82; *Jacek Makowski*, *Manipulierte Sprache. Religiöser, kultureller und mystischer Wortschatz in der Sprache des Nationalsozialismus*, Łódź 2008; *Christian Dube*, *Religiöse Sprache in Reden Adolf Hitlers. Analysiert an Hand ausgewählter Reden aus den Jahren 1933–1945*, Norderstedt 2005; *Doris Neumaier*, *Apokalyptik als Redeform des Nationalsozialismus. Eine Diskursanalyse früher Reden Hitlers*, Bremen 2010; *Iris Forster*, *Euphemistische Sprache im Nationalsozialismus. Schichten, Funktionen, Intensität*, Bremen 2009; *Daniel Düring*, *Das Handlungsmuster des Befehls in der NS-Zeit*, Bremen 2013.

35 *Braun*, *Nationalsozialistischer Sprachstil*.

36 Ebd., S. 189f.

37 Ebd., S. 190.

letztlich doch wieder auf den üblichen Stichwortgebern Goebbels und Hitler, deren sprachliche Prägekraft als zentral vorausgesetzt wird. So schleicht sich durch die Hintertür auch die Annahme einer eigenen, typisch nationalsozialistischen Sprache wieder ein. Allerdings stellt seine Arbeit die prägnanteste und fundierteste neuere Studie zu den ›typischen‹ stilistischen Eigenschaften der ›nationalsozialistischen Sprache‹ dar, die – wie von ihm intendiert – als Abgleichfolie für weiterführende Fragestellungen dienen kann. Denn der Herausforderung, das Zusammenspiel von propagandasprachlichen Elementen und Alltagssprache zu untersuchen<sup>38</sup>, nehmen sich jüngere Studien vermehrt an.

## II. EINE ERNEUERTE PERSPEKTIVE: SPRACHGEBRAUCH UNTER DEN DISKURSBEDINGUNGEN DES NATIONALSOZIALISMUS

Auffallend ist in den bisherigen Ausführungen zur Erforschung der sprachlichen Verhältnisse während des Nationalsozialismus die relative Abwesenheit der Geschichtswissenschaft. Tatsächlich wurde dieses Feld lange Zeit der Sprachwissenschaft überlassen und die Forschungsinteressen und -erkenntnisse der jeweils anderen Disziplin wurden wenig beachtet. In den die geschichtswissenschaftliche NS-Forschung bestimmenden Kontroversen blieb für eine Analyse der »Beziehungsebene« mündlicher und schriftlicher Kommunikation, die über die Gleichsetzung von Sprache, Ideologie und Propaganda hinausgeht, wenig Platz.<sup>39</sup> Infolge der Verbreitung kulturgeschichtlicher Fragen nach der – nicht zuletzt sprachlichen – Herstellung von Bedeutung sowie infolge des gestiegenen Interesses für Schattierungen des alltäglichen Arrangements, des Mitmachens, Aneignens und Abweichens im Zeichen der ›Volksgemeinschafts‹-Forschung scheint sich dies in jüngster Zeit stark zu ändern. Dabei können drei sich überschneidende Perspektiven beobachtet werden, die im Folgenden skizziert werden sollen. Es handelt sich um a) das Ausweisen der Heterogenität und Uneinheitlichkeit nationalsozialistischen Sprachgebrauchs selbst im Zentrum der NS-Ideologie; b) die Einbeziehung weiterer Sprechergruppen und Diskursgemeinschaften; c) die Fokussierung verschiedener konkreter Kommunikationssituationen.

### *Heterogenität der Propagandasprache*

Innerhalb der Geschichtswissenschaft wird bereits seit einiger Zeit darauf hingewiesen, dass es wenig Sinn ergibt, nach der Existenz *der* nationalsozialistischen Ideologie oder Weltanschauung zu suchen. Lutz Raphael hat vorgeschlagen, vielmehr von einem »politisch kontrollierte[n], aber intellektuell offene[n] Meinungsfeld« auszugehen, »das bloß auf einige Begriffshülsen verbindlich festgelegt war, in dem aber die unterschiedlichen Elemente rassistischer Bewertungsschemata einen zentralen Platz einnahmen.«<sup>40</sup> Weniger

38 Vgl. hierzu *Willibald Steinmetz*, *New Perspectives on the Study of Language and Power in the Short Twentieth Century*, in: *ders.* (Hrsg.), *Political Languages in the Age of the Extremes*, Oxford 2011, S. 3–52, hier: S. 46f.

39 Vgl. *Detlef Schmiechen-Ackermann*, *Politik mit der Gemeinschaft? Überlegungen zur nationalsozialistischen ›Volksgemeinschaft‹ aus der Perspektive der vergleichenden Diktaturforschung*, in: *ders./Marlis Buchholz/Bianca Roitsch u. a.* (Hrsg.), *Der Ort der ›Volksgemeinschaft‹ in der deutschen Gesellschaftsgeschichte*, Paderborn 2018, S. 93–117, hier: S. 94.

40 *Lutz Raphael*, *Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft: Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime*, in: *GG 27*, 2001, S. 5–40, hier: S. 28f. Vgl. auch *Martina Steber*, *Regions and National Socialist Ideology: Reflections on Contained Plurality*, in: *Claus-Christian W. Szejnmann/Maiken Umbach* (Hrsg.), *Heimat, Region, and Empire. Spatial Identities under National Socialism*, Basingstoke/New York 2014 (zuerst 2012), S. 25–42, hier: S. 27.

als nach Mechanismen der ideologischen Beherrschung und Beeinflussung ist also eher danach zu fragen, wie unterschiedliche Akteure innerhalb dieses Meinungsfeldes agierten.<sup>41</sup> Spezielle Metaphern, Slogans und Begriffe wie »Volksgemeinschaft«, »Führer« oder »Rasse« bildeten dabei zwar einigermaßen stabile Referenzpunkte, allerdings konnte ihre Bedeutung in den jeweiligen kommunikativen Kontexten erheblich divergieren. Laut Raphael bildete sich so vordergründig durchaus eine gemeinsame Sprache aus, die die kontrollierte öffentliche Sphäre beherrschte und in private Kommunikation und, beispielsweise wissenschaftliche, Teilöffentlichkeiten diffundierte.<sup>42</sup> Um die genaue Ausdeutung der Begriffe wurde aber kontrovers gerungen.<sup>43</sup> Insofern war die ›nationalsozialistische Sprache‹ selbst im enger gefassten Raum des NS-Apparats keineswegs eindeutig und homogen.

Für zentrale Begriffe des nationalsozialistischen Diskursuniversums wurde dies bereits in ersten Studien aufgezeigt. So war etwa der »Volksgemeinschafts«-Begriff schon zeitgenössisch äußerst schillernd.<sup>44</sup> Mitunter konnten scheinbar zusammengehörende Begriffe wie »Rasse« und »Volk« in Gegensatz zueinander treten.<sup>45</sup> Insgesamt wurde gerade der »Rasse«-Begriff höchst unterschiedlich verwendet und gedeutet – und das selbst im engeren Zirkel der nationalsozialistischen ›Rasse«-Ideologen.<sup>46</sup> Dies hat beispielsweise Oliver Lepsius für die Rechtswissenschaften gezeigt, der für diesen Bereich hervorhebt, »dass es zahlreiche unterschiedliche Konzeptionen gab, die sich ausdrücklich auf den Nationalsozialismus beriefen und ihre Definition als ›nationalsozialistisch‹ propagierten«.<sup>47</sup> Noch

41 Vgl. *Per Leo*, *Der Wille zum Wesen. Weltanschauungskultur, charakterologisches Denken und Judenfeindschaft in Deutschland 1890–1940*, Berlin 2013, S. 573. In Anlehnung an Ernst Bloch hat Thomas Rohkrämer den Nationalsozialismus als »Glaubensraum« beschrieben, in dem es innerhalb einer gemeinsamen Struktur und Ausrichtung auch eine »Unzahl an individuellen Variationen« gab, vgl. *Thomas Rohkrämer*, *Die fatale Attraktion des Nationalsozialismus. Zur Popularität eines Unrechtsregimes*, Paderborn/München etc. 2013, S. 14.

42 *Lutz Raphael*, *Pluralities of National Socialist Ideologies. New Perspectives on the Production and Diffusion of National Socialist Weltanschauung*, in: *Martina Steber/Bernhard Gotto* (Hrsg.), *Visions of Community in Nazi Germany. Social Engineering and Private Lives*, Oxford/New York etc. 2014, S. 73–86, hier: S. 76f. Vgl. auch *Claus-Christian W. Szejnmann*, *National Socialist Ideology*, in: *Shelley Baranowski/Armin Nolzen/Claus-Christian W. Szejnmann* (Hrsg.), *A Companion to Nazi Germany*, Hoboken/Chichester 2018, S. 77–94, hier: S. 80.

43 Vgl. hierzu auch *Oliver Lepsius*, *Die gegensatzaufhebende Begriffsbildung. Methodenentwicklungen in der Weimarer Republik und ihr Verhältnis zur Ideologisierung der Rechtswissenschaft im Nationalsozialismus*, München 1994, der dies am Beispiel der Begriffe »Volk«, »Gemeinschaft«, »Rasse« und »Führer« verdeutlicht.

44 Aus diesem Grund wird auch innerhalb der ›Volksgemeinschafts‹-Forschung für eine wesentlich genauere Begriffsverwendungsgeschichte plädiert. Vgl. *Hans-Ulrich Thamer*, ›Volksgemeinschaft‹ in der Debatte. Interpretationen, Operationalisierungen, Potenziale und Kritik, in: *Schmiechen-Ackermann/Buchholz/Roitsch* u. a., *Der Ort der ›Volksgemeinschaft‹ in der deutschen Gesellschaftsgeschichte*, S. 27–36, hier: S. 34f.; *Steuwer*, *Was meint und nützt das Sprechen von der ›Volksgemeinschaft‹?*, S. 509; *Nolzen*, *Nationalsozialismus und ›Volksgemeinschaft‹*, S. 52f.; *Knoch*, *Gemeinschaften im Nationalsozialismus vor Ort*, S. 40.

45 Vgl. etwa *Gerhard Wolf*, *Auf dem Weg in eine »völkisch« und »rassisch« stratifizierte Gesellschaft: die Deutsche Volksliste im Wartheland*, in: *Nicole Kramer/Armin Nolzen* (Hrsg.), *Ungleichheiten im »Dritten Reich«. Semantiken, Praktiken, Erfahrungen*, Göttingen 2012, S. 27–47, am Beispiel der »Deutschen Volksliste« im Wartheland.

46 Vgl. *Dan Stone*, *Nazi Race Ideologies*, in: *Patterns of Prejudice* 50, 2016, S. 445–457; *ders.*, *Race Science, Race Mysticism, and the Racial State*, in: *Devin O. Pendas/Mark Roseman/Richard F. Wetzell* (Hrsg.), *Beyond the Racial State. Rethinking Nazi Germany*, Cambridge/New York etc. 2017, S. 176–196; *Richard F. Wetzell*, *Eugenics, Racial Science, and Nazi Biopolitics: Was There a Genesis of the »Final Solution« from the Spirit of Science?*, in: *ebd.*, S. 147–175.

47 Vgl. *Lepsius*, *Die gegensatzaufhebende Begriffsbildung*, S. 77–84, Zitat S. 81; *Silke Schneider*, *Verbotener Umgang. Ausländer und Deutsche im Nationalsozialismus. Diskurse um Sexualität,*



1936 beklagten sich Wilhelm Stuckart und Hans Globke in ihrem Kommentar zu den ›Nürnberger Gesetzen‹: »Immer wieder werden die Begriffe Rasse, Volk, Volkstum, Nation, Sprachzugehörigkeit, Staatsangehörigkeit miteinander verwechselt. Begriffsklarheit auf diesem Gebiet ist aber besonders in Gesetzgebung und Rechtsprechung notwendig.«<sup>48</sup>

Thomas Pegelow Kaplan hat die »Widersprüche und Ambivalenzen« nationalsozialistischer ›Rasse‹-Diskurse anhand der Definitionsversuche unterschiedlicher NS-Instanzen aufgezeigt.<sup>49</sup> Diese schlugen sich im Sprachgebrauch der Presse nieder. Der »Völkische Beobachter« beispielsweise schwankte nach 1933 zwischen religiösen und ›rassischen‹ Zuschreibungen des Jüdischseins – der Begriff »Rassejude« tauchte 1933/34 seltener auf als in einem Vergleichssample aus dem Jahre 1928, während die Bezeichnung »Religionsjude« weiterhin stark verbreitet war.<sup>50</sup> Und selbst im November 1938 wurde im »Völkischen Beobachter« noch mehrmals die Bezeichnung »deutscher Jude« verwendet, unter anderem in einem Leitartikel von Goebbels selbst.<sup>51</sup> Diese Beispiele sollen keinesfalls suggerieren, der Sprachgebrauch der Nationalsozialisten sei weniger rassistisch und ausgrenzend gewesen, als bekannt ist. Stattdessen weisen sie vielmehr auf eine gewisse Unsicherheit und Heterogenität selbst im offiziellen Sprachgebrauch hin. Dass aus der Vagheit und relativen Deutungsoffenheit nationalsozialistischer Kategorisierungen schwerwiegende Konsequenzen für ausgegrenzte und verfolgte Menschen erwuchsen, hat Wolfgang Ayaß am Beispiel der im Nationalsozialismus als ›asozial‹ Bezeichneten gezeigt. Die so oft konstatierte polykratische Vielfalt des NS-Herrschaftssystems schlug sich seiner Analyse zufolge »[a]uf der sprachlichen Ebene [...] in einem wenig vereinheitlichten Vokabular nieder, das keinesfalls ein geschlossenes Begriffssystem bildete. [...] Jede Institution und jede Instanz, ja, jeder Asozialenforscher nutzte eigene Begriffe, Definitionen und Typenbildungen.«<sup>52</sup> Gerade dieser diffuse Charakter machte die Kategorie der ›Asozialen‹ jedoch anschlussfähig an weitere Kategorien des »Gemeinschaftsfremden« und damit »tendenziell ausweitbar«.<sup>53</sup>

Auch für andere nationalsozialistische Diskursbereiche haben jüngere Studien gezeigt, mithilfe welcher sprachlichen Realisierungen gesellschaftspolitische Vorstellungen verbreitet wurden.<sup>54</sup> So ist zur Erforschung des nationalsozialistischen Moraldiskurses ein

---

Moral, Wissen und Strafe, Baden-Baden 2010, S. 123–165. Ähnliche Befunde liefern die Beiträge zu den Sprach- und Literaturwissenschaften, vgl. *Clemens Knobloch*, ›Rasse‹ vor und nach 1933 – vornehmlich in den Geisteswissenschaften, in: *Ernst Müller* (Hrsg.), Begriffsgeschichte im Umbruch?, Hamburg 2005, S. 113–130; *Gerhard Kaiser*, Zwischen Eigensinn und Resonanz. Anmerkungen zum literaturwissenschaftlichen Feld am Beispiel der »Rasse«-Semantik zwischen 1933 und 1945, in: *ders./Matthias Krell* (Hrsg.), Zwischen Resonanz und Eigensinn. Studien zur Geschichte der Sprach- und Literaturwissenschaften im 20. Jahrhundert, Heidelberg 2005, S. 1–29.

48 *Wilhelm Stuckart/Hans Globke* (Hrsg.), Kommentare zur deutschen Rassengesetzgebung, München/Berlin 1936, S. 1.

49 *Thomas Pegelow Kaplan*, The Language of Nazi Genocide. Linguistic Violence and the Struggle of Germans of Jewish Ancestry, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2009, XV + 304 S., geb., 72 £, S. 181 (Übersetzung S. Sch.). Er untersucht in diesem Zusammenhang vor allem verschiedene Instanzen der Presselenkung sowie die Reichsstelle für Sippenforschung (später: Reichssippenamt).

50 Ebd., S. 74.

51 Ebd., S. 127f.

52 *Wolfgang Ayaß*, »Demnach ist zum Beispiel asozial...«. Zur Sprache sozialer Ausgrenzung im Nationalsozialismus, in: *Kramer/Nolzen*, Ungleichheiten im »Dritten Reich«, S. 69–89, hier: S. 88.

53 Ebd., S. 76.

54 Vgl. etwa zum ökonomischen Bereich *Jan-Otmar Hesse*, Zur Semantik von Wirtschaftsordnung und Wettbewerb in nationalökonomischen Lehrbüchern der Zeit des Nationalsozialismus, in:

fruchtbares Forschungsfeld entstanden (wenngleich der Fokus hier nicht immer explizit auf der Sprachanalyse liegt).<sup>55</sup> Kürzlich hat etwa Thomas Gloy ausgehend von Zeitschriften der Hitler-Jugend (HJ) das moralische Begriffssystem dieser Organisation rekonstruiert.<sup>56</sup> Noch weitgehend ungeklärt ist allerdings, wie sich das in der Forschung oftmals konstatierte Nebeneinander traditioneller Moralvorstellungen und neu proklamierter völkisch-rassistischer Moral sprachlich niederschlug – sowohl in offiziellen Texten als auch in alltagssprachlichen Aneignungen, beispielsweise Tagebüchern oder Feldpost. Auch erscheinen die »moralischen Ordnungen« (Wolfgang Bialas) des Nationalsozialismus in der bisherigen Forschung noch sehr homogen. Zukünftige – vor allem quellenübergreifende – Detailstudien zu speziellen Verwendungsweisen einzelner Begriffe innerhalb des Moraldiskurses (»Ehre«, »Treue«, »Anstand«, »Schande« et cetera) könnten zeigen, dass dieser durchaus Raum für semantische Differenzen ließ.

Sprachanalytischer Forschungsbedarf besteht ferner für printmediale Publikationsorgane, das heißt speziell Zeitschriften und Zeitungen der NS-Zeit. So harren selbst bekannteste NS-Organe wie der »Völkische Beobachter« oder »Der Stürmer« einer intensiven historisch-sprachwissenschaftlichen Untersuchung, ganz zu schweigen von weniger prominenten Fällen.<sup>57</sup> Bereits existierende Studien zeigen die Möglichkeiten, aber auch die Fallstricke bei der sprachlichen Analyse von Printmedien aus der Zeit des Nationalsozialismus. So hat Mario Zeck eine ausführliche Arbeit zum SS-Hauptmedium »Das Schwarze Korps« vorgelegt.<sup>58</sup> Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass »eine spezifische Sprache des *Schwarzen Korps* nicht existiert[e]«. Vielmehr bediente sich die Zeitung »der gängigen sprachlichen Muster zeitgenössischer politischer Presseorgane«.<sup>59</sup> Die sprachlichen »Mittel der Persuasion«, die Zeck behandelt, entsprechen folgerichtig dem, was die Forschung seit Klemperer und Seidel-Sloty zur »nationalsozialistischen Sprache« gerechnet hat: Nominalstil, Superlative, Archaismen, Neologismen, Fremdwörter, Modewörter, Umgangssprache, Emotionalisierung, Suggestivdefinitionen, Schlagworte und Leerformeln, spezifischer Metaphernhaushalt, Pathos et cetera.<sup>60</sup> All dies lässt sich ohne Zweifel in unterschiedlicher Intensität in nationalsozialistischen Texten finden. Allerdings bleibt das erneute Aufweisen dieser sprachlichen Mittel bei alten Fragestellungen stehen. Auch erscheinen die »Grundintentionen« (Legitimation, Verbreitung der Ideologie, Integration), die Zeck den untersuchten Texten der SS-Zeitung zuschreibt, etwas blass. Denn obgleich er die Bedeutung von Identifikationsformeln und werbender Sprache betont, steht im Mittelpunkt

---

*Johannes Bähr/Ralf Banken* (Hrsg.), *Wirtschaftssteuerung durch Recht im Nationalsozialismus. Studien zur Entwicklung des Wirtschaftsrechts im Interventionsstaat des »Dritten Reichs«*, Frankfurt am Main 2006, S. 473–508; *Stefan Scholl*, *Begrenzte Abhängigkeit. »Wirtschaft« und »Politik« im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main/New York 2015, S. 180–226.

55 Vgl. *Raphael Gross*, *Anständig geblieben. Nationalsozialistische Moral*, Frankfurt am Main 2010; *Wolfgang Bialas*, *Moralische Ordnungen des Nationalsozialismus*, Göttingen/Bristol 2014; *ders./Lothar Fritze* (Hrsg.), *Ideologie und Moral im Nationalsozialismus*, Göttingen/Bristol 2014.

56 *Thomas Gloy*, *Im Dienst der Gemeinschaft. Zur Ordnung der Moral in der Hitler-Jugend*, Göttingen 2018.

57 Kristina Becker arbeitet allerdings aktuell an der Universität Würzburg an einem Dissertationsprojekt zur Sprache des »Stürmers«. Vgl. als ersten Einblick *Kristina Becker*, *Persuasive Strategien in der NS-Zeitung Der Stürmer*, in: *Kämper/Schuster*, *Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus*, S. 83–106.

58 *Mario Zeck*, *Das Schwarze Korps. Geschichte und Gestalt des Organs der Reichsführung SS (Medien in Forschung und Unterricht. Serie A, Bd. 51)*, De Gruyter, Tübingen 2002, X + 478 S., geb., 109,95 €.

59 Ebd., S. 445.

60 Vgl. ebd., S. 357–394.

seiner Interpretation doch die Manipulation: »Die ideologische Überwältigung des Menschen stand damit im Vordergrund seiner [des SS-Organs, S. Sch.] Bemühungen. Es war von seinem Wesen her ganz ein Instrument der Propaganda, aber auch der Agitation, der Sprachmanipulation und damit letztendlich der Menschenlenkung.«<sup>61</sup> Was weitaus interessanter erscheint, in der Arbeit zwar erläutert, jedoch nicht systematisch entfaltet wird, ist die Tatsache, dass die Zeitung speziell in der Anfangsphase maßgeblich auf Zuschriften der Leserschaft basierte (und sich dementsprechend als ›Stimme des Volkes‹ gerierte). Zeck deutet dies jedoch weniger als Einschreibung der Zusender und Denunzianten in nationalsozialistische Diskurse, sondern genau andersherum als Instrumentalisierung der Leserinnen und Leser »für die eigenen Propagandazwecke« der Zeitung.<sup>62</sup>

Damit entgeht eine Chance, das einzulösen, was Christoph Sauer in einer Arbeit zur »Deutschen Zeitung in den Niederlanden« im Anschluss an Utz Maas hingegen reflektiert hat, nämlich die Ebene der »Kollusion«, das heißt des ›Mit-Spielens‹, auf welcher die Leserinnen und Leser »eingeladen« sind, »die Grenze zwischen dem, was von einem in der Öffentlichkeit verlangt wird, und dem, was er zuhause denkt und tut, jeweils neu abzutasten und dabei ins (erwünschte) Rutschen zu geraten.«<sup>63</sup> »Texte«, auch nationalsozialistische, so Sauers theoretische Ausgangsüberlegung, »stellen komplexe Handlungen ›dar‹, und sie müssen von Lesern vervollständigt und ergänzt werden. Texte konstituieren Gemeinsamkeiten und Abgrenzungen zwischen Verfassern und Rezipienten – wie sie auch Trennungen und Abgrenzungen artikulieren.«<sup>64</sup>

Während sich die beiden genannten Arbeiten in ihrer Analyse auf je eine Zeitung begrenzen, zeigen andere Beispiele, dass es sich als weiterführend erweist, ein heterogenes Set an Zeitungen vergleichend zu behandeln. So berücksichtigt Thomas Pegelow Kaplan in seiner Untersuchung sprachlicher Grenzziehungen zwischen »Deutschsein« und »Jüdischsein« den »Völkischen Beobachter«, die »Frankfurter Zeitung«, die »Jüdische Rundschau« sowie die »C.V.-Zeitung«.<sup>65</sup> Die Studie ist damit eine der wenigen, die vergleichend-

61 Ebd., S. 395f.

62 Ebd., S. 114.

63 Christoph Sauer, *Der aufdringliche Text. Sprachpolitik und NS-Ideologie in der »Deutschen Zeitung in den Niederlanden«*, Wiesbaden 1998, S. 143. Der Begriff der »Kollusion« wird von verschiedenen Seiten verwendet, um die Bandbreite alltäglichen Handelns und Sprechens in diktatorischen Kontexten analytisch zu fassen, bisher allerdings ohne wirklich systematisch theoretisch unterlegt worden zu sein. Vgl. etwa Utz Maas, *Sprache im Nationalsozialismus. Analyse einer Rede eines Studentenfunktionärs*, in: Konrad Ehlich (Hrsg.), *Sprache im Faschismus*, Frankfurt am Main 1989, S. 162–197, hier: S. 165: »Theoretisch ist [...] der Terminus der Kollusion zentral, der gewissermaßen an die Stelle der Manipulationsvorstellung tritt. Wie in der Kleingruppensoziologie bzw. -psychologie, aus der er stammt, geht es darum, dass die gemeinsam hergestellte Situation, unter deren Kontrolle das Handeln der einzelnen steht, von diesen nicht bewusst herbeigeführt wird«. Vgl. aus alltagsgeschichtlicher Perspektive Alf Lüdtke, *Introductory Notes*, in: ders. (Hrsg.), *Everyday Life in Mass Dictatorship. Collusion and Evasion*, Basingstoke/New York 2016, S. 3–12, hier: S. 11.

64 Sauer, *Der aufdringliche Text*, S. 23f.

65 Pegelow Kaplan, *The Language of Nazi Genocide. Zur Frankfurter Zeitung im Kontext der NS-Sprachpolitik*, vgl. jüngst Philipp Dreesen/Hagen Steinhauer, *Pressenanweisungen und Resistenzakte aus diskurspragmatischer Perspektive. Die Frankfurter Zeitung im Nationalsozialismus*, in: Kämper/Schuster, *Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus*, S. 217–244. In seinen ostentativen Bemühungen zur Aufweisung von Resistenzakten folgt der Beitrag allerdings eher der Lesart Günther Gillensens zur Rolle der Frankfurter Zeitung. Vgl. Günther Gillensen, *Auf verlorenem Posten. Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich*, Berlin 1987; ders., *Eine bürgerliche Zeitung »auf verlorenem Posten« – Die Frankfurter Zeitung im »Dritten Reich«*, in: Christoph Studt (Hrsg.), *»Diener des Staates« oder »Widerstand zwischen den Zeilen«? Die Rolle der Presse im »Dritten Reich«*, Berlin/Münster 2007, S. 161–174. Weitaus überzeugender er-

kontrastierend vorgeht und dabei sprachliche Unterschiede, aber auch Überschneidungen zwischen den einzelnen Zeitungen aufdeckt. Außerdem verortet sie die Printmedien an der Schnittstelle zwischen Sprachlenkungsversuchen durch das Propaganda- und Innenministerium und den Aneignungen der Leserinnen und Leser, denen die Lektüre Wahrnehmungs- und Deutungsraster der sozialen Welt bereitstellte.<sup>66</sup> Schließlich hat Moritz Föllmer in seiner vielschichtigen Studie »Individuality and Modernity in Berlin« gezeigt, wie fruchtbar die Einbeziehung lokaler Zeitungen und der in ihnen formulierten Deutungsangebote sein kann. Denn es gelingt ihm zu zeigen, dass nicht zuletzt sie es mit ihrer Betonung von Privatheit, Alltäglichkeit und individuellen Ausdrucksmöglichkeiten waren, die es den Berlinerinnen und Berlinern ermöglichten, sich als Individuen zu definieren – nicht im Gegensatz zu, sondern gerade im Einklang mit spezifischen Vorstellungen von (Volks-)Gemeinschaftlichkeit.<sup>67</sup>

Im Hinblick auf eine Sprach- und Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus bleibt zusammenfassend in Anlehnung an Oliver Lepsius festzuhalten, dass selbst im Zentrum der nationalsozialistischen Diskursproduktion ein »ideologisches Chaos« bestand<sup>68</sup>, welches sich in semantischen Unklarheiten, aber eben auch sprachlichen Handlungsspielräumen niederschlug. Kommende Studien zu zentralen Begriffen oder Publikationsorganen sollten weniger von einer relativ festgefügt »nationalsozialistischen Sprache« ausgehen, als vielmehr die sprachlichen Nuancen und Positionierungspotenziale innerhalb des nationalsozialistischen Kommunikationsraums zu akzentuieren versuchen. Hierbei könnte es hilfreich sein, die Existenz verschiedener Diskursgemeinschaften beziehungsweise Sprechergruppen in der Zeit des Nationalsozialismus in Rechnung zu stellen, wie der folgende Teil verdeutlichen soll.

#### *Ausweitung auf weitere Sprechergruppen und diskursive Praxisgemeinschaften*

Vor allem die Sprachwissenschaftlerin Geraldine Horan hat in ihren – bisher viel zu wenig rezipierten – Beiträgen versucht, die Sprachwelt des Nationalsozialismus als zusammengesetzt aus diskursiven Praxisgemeinschaften und kommunikativen Kontexten zu konzeptualisieren:

»Ironically, despite apparent homogeneity due to regulation of public utterances, the speech community under National Socialism was in fact fragmented, consisting of a variety of groups and niches, with loyal, compliant, semi-compliant/-oppositional and oppositional discourses co-existing, even employed by the same individual or community of practice.«<sup>69</sup>

---

scheinen die Argumente von Gilllessens Kritikern, vgl. *Bernd Sösemann*, Journalismus im Griff der Diktatur. Die »Frankfurter Zeitung« in der nationalsozialistischen Pressepolitik, in: ebd., S. 11–38; *ders.*, Die »Frankfurter Zeitung« im Nationalsozialismus. Zwischen Distanz und Anpassung. Eine geschönte Geschichte mit Ungenauigkeiten, Verstümmelungen, Auslassungen, in: *Die ZEIT*, 6.3.1987; *Martin Broszat*, Sanfte Gegenrede zur kriegerischen Sprache, in: *Der SPIEGEL*, 25.5.1987, S. 101–108. Zur »Jüdischen Rundschau« und zur »C.V.-Zeitung« vgl. *Andrea Graumann*, Zwischen Assimilation und Selbstbesinnung – Konstruktion jüdischer Identität in der C.V.-Zeitung und der Jüdischen Rundschau zwischen 1924 und 1935, in: *Kämpfer/Schuster*, Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus, S. 245–267.

66 Vgl. *Pegelow Kaplan*, *The Language of Nazi Genocide*, S. 6. Vgl. hierzu auch *Clemens Zimmermann*, *Medien im Nationalsozialismus. Deutschland, Italien und Spanien in den 1930er und 1940er Jahren*, Köln/Weimar etc. 2007, S. 85–128; *Norbert Frei/Johannes Schmitz*, *Journalismus im Dritten Reich*, München 1989.

67 Vgl. *Moritz Föllmer*, *Individuality and Modernity in Berlin. Self and Society from Weimar to the Wall*, Cambridge/New York etc. 2013, hier vor allem S. 112–116.

68 *Lepsius*, *Die gegensatzaufhebende Begriffsbildung*, S. 125.

69 *Geraldine Horan*, »Er zog sich die »neue Sprache« des »Dritten Reiches« über wie ein Kleidungsstück«: Communities of Practice and Performativity in National Socialist Discourse, in: *Linguis-*

In ihrer eigenen Arbeit hat sie dieses Verständnis vor allem auf die diskursive Praxisgemeinschaft der Frauen innerhalb der nationalsozialistischen ›Bewegung‹ angewendet.<sup>70</sup> In »Mothers, Warriors, Guardians of the Soul« zeigt sie, wie Unterstützerinnen des Nationalsozialismus durch Prozesse der semantischen Redefinition, Aneignung und Modellierung eine spezifische Gruppensprache ausbildeten. Es handelte sich dabei ihr zufolge weniger um die Übertragung eines nationalsozialistisch-patriarchalischen Diskurses auf die Frauen, sondern vielmehr um Prozesse der »semantic inheritance«, durch die bestimmte Begriffe wie »Frau« (»Hausfrau«, aber auch »Berufsfrau«), »Mutter«, »Natur«, »Wesen« oder »Instinkt« zu Elementen eines Ingroup-Codes wurden, »which emphasises the special and prestigious characteristics of the all-female experience.«<sup>71</sup> Ein wichtiger Vorzug ihrer Herangehensweise besteht darin, dass sie individuelle Akteure als Koproduzentinnen und -produzenten von Diskursen ernst nimmt, die darüber zugleich ihren Status als Subjekte in Diskursen performativ herstellten.

Ein solches Konzept von diskursiven Praxisgemeinschaften impliziert gerade nicht ein relativ unabhängiges Nebeneinander von ›nationalsozialistischer Sprache‹ auf der einen Seite und einer spezifischen Diskursgemeinschaft auf der anderen. Vielmehr geht es um Prozesse der Ko-Konstitution, der Einschreibung und Aneignung, aber teilweise auch der Zurückweisung. Wie die jeweilige diskursive Praxisgemeinschaft beziehungsweise Sprechergruppe aufgefasst wird, wie nah oder weit vom NS-Regime entfernt, kann dabei variieren. In manchen Fällen mag gar die Abwesenheit einer irgendwie spezifischen Sprache zu konstatieren sein, wie dies Maresa Hottner für die Sprache im Reichsarbeitsdienst tut.<sup>72</sup> In anderen Fällen steht die Forschung noch relativ am Anfang, so etwa bei der Frage nach den Charakteristika einer Jugendsprache im Nationalsozialismus. Erste Analysen dazu hatte bereits Utz Maas durchgeführt.<sup>73</sup> An einer Rede Baldur von Schirachs zeigt er beispielsweise »Anspielung auf die vorfaschistische (bündische) Jugendbewegung« aufgenommen wurden<sup>74</sup>, zugleich aber subkutan eine Einordnung in das Herrschaftssystem erfolgte.<sup>75</sup> Außerdem weist er darauf hin, dass einige Texte der HJ und Texte »wilder Cliques« durchaus vergleichend gelesen werden können, etwa hinsichtlich der »rebellischen Geste jugendlicher Auseinandersetzung mit der Obrigkeit.«<sup>76</sup> Ausführlichere Untersuchungen der Sprache von Jugendgruppen oder -bünden fehlen allerdings noch weitgehend. Weder die

---

tik Online 30, 2007, S. 57–80, URL: <<https://bop.unibe.ch/linguistik-online/article/view/549>> [8.2.2019], hier: S. 61. Ähnliche, über die sprachliche Ebene hinausgehende Überlegungen finden sich auch bei *Frank Bajohr*, ›Community of Action‹ and Diversity of Attitudes. Reflections on Mechanisms of Social Integration in National Socialist Germany, 1933–45, in: *Steber/Gotto*, Visions of Community in Nazi Germany, S. 187–199, sowie bei *Michael Wildt*, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939, Hamburg 2007.

70 Grundlegend hierzu *Claudia Koonz*, Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich, Freiburg im Breisgau 1991 (zuerst engl. 1986).

71 *Geraldine Horan*, Mothers, Warriors, Guardians of the Soul: Female Discourse in National Socialism 1924–1934 (*Studia Linguistica Germanica*, Bd. 68), De Gruyter, Reprint, Berlin/New York 2012 (zuerst 2003), 350 S., eBook, 149,95 €, S. 316.

72 Vgl. *Maresa Hottner*, Sprache im Reichsarbeitsdienst. Eine Untersuchung propagandistischer, parteiinterner und privater Texte, in: *Albrecht Greule/Waltraud Sennebogen* (Hrsg.), Tarnung – Leistung – Werbung. Untersuchungen zur Sprache im Nationalsozialismus, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2004, S. 89–172.

73 Vgl. *Maas*, »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«, S. 121–164.

74 Ebd., S. 134.

75 Ebd., S. 139f.

76 Ebd., S. 163.

Zeitschriften der HJ (zum Beispiel »Wille und Macht«, »Der Pimpf«, »Das junge Deutschland« et cetera), der christlichen Jugend (»Jungenwacht«, »Junge Front/Michael« et cetera), die teilweise bis 1938 erscheinen konnten, noch der Sprachgebrauch der abweichenden bis widerständigen Jugendgruppen ist bisher gründlich kontrastierend oder vergleichend untersucht worden.<sup>77</sup>

Eine weitere Leerstelle betrifft den Sprachgebrauch des Widerstands – beziehungsweise verschiedener Widerstandsakteure – insgesamt.<sup>78</sup> Anscheinend verstellte lange Zeit der Fokus auf Organisationsformen, Aktionen, Personen und deren Verfolgung den Blick auf historisch-semantische Fragestellungen in diesem Bereich. Selbst ein erster programmatischer Beitrag von Erika Ising aus dem Jahr 1988 blieb lange Zeit ohne Folgen. Darin fasste sie Sprache im Widerstand als keine »eindeutig abgrenzbare Gruppen- oder Sondersprache«. Vielmehr umfasse der Gegenstandsbereich

»die typischen Sprachhandlungen, Texte und differenzierten lexikalisch-stilistischen Ausdrucksmittel bestimmter Gruppen von Widerstandskämpfern und Verfolgten, in denen sich oppositionelles Denken artikuliert, zum Instrument sozialer Interaktion wurde und Widerstandshandlungen konstituierte oder organisiert half.«<sup>79</sup>

Es gelte, typische »Textsorten, Diskursformen, Argumentationsmuster, Schlüsselbegriffe und -wörter« der verschiedenen Widerstandsakteure zu ermitteln und miteinander zu vergleichen.<sup>80</sup> Speziell müsse dem Anteil »eindeutig faschistischer Lexik« nachgespürt werden, dem »vielleicht überraschendste[n] Merkmal der Widerstandssprache«.<sup>81</sup>

Der nunmehr 30 Jahre zurückliegende Aufruf wurde erst vor Kurzem wieder aufgenommen und weiterentwickelt. An der Universität Paderborn beschäftigt sich ein Forschungsprojekt seit dem Frühjahr 2018 mit »Sprachlichen Praktiken des Sich-Widersetzens von 1933 bis 1945«. Dabei wird sowohl der Heterogenität der Widerstandsakteure, der von ihnen genutzten Kommunikationsformen und Textsorten als auch der politischen Diskurse, in deren Tradition sie standen, Rechnung getragen.<sup>82</sup> Außerdem wird davon ausgegangen, dass sich Widerstandskommunikate (durchaus unterschiedlich) mit dem Herrschaftsdiskurs als Kontrastfolie auseinandersetzen. Zentral ist die Analyse von Sprachhandlungen der Identitätskonstitution, der Beziehungskonstitution, der Wirklichkeits- beziehungsweise Sachverhaltskonstitution sowie des Widerspruchs und Widerlegens.<sup>83</sup> Anhand eines Vergleichs zwischen Flugblättern der Deutschen Friedensfront und Denkschriften des Kreisauer Kreises weist Britt-Marie Schuster in diesem Kontext auf die Spannbreite der Widerstandskommunikation hin. Während die Flugblattserie explizite Formen des Widersprechens verwendet und das Beherrschtwerden als »notwendige[n] argumentative[n] Baustein für die Gegenwehr« einsetzt, wird in den Denkschriften des Kreisauer Kreises auf ein Widersprechen oder auf die namentliche Nennung von Repräsentanten des NS-Apparats

77 In Arno Klönnes immer noch grundlegenden Arbeiten spielen diskursanalytische oder historisch-semantische Fragen keine Rolle, vgl. zum Beispiel *Arno Klönne*, *Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner*, Köln 1999 (zuerst 1982); *Matthias von Hellfeld/Arno Klönne*, *Die betrogene Generation. Jugend in Deutschland unter dem Faschismus. Quellen und Dokumente*, Köln 1985.

78 Vgl. die Einschätzung von *Sennebogen*, *Die Gleichschaltung der Wörter*, S. 177–179.

79 *Erika Ising*, *Die Sprache im deutschen antifaschistischen Widerstand*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 9, 1988, S. 404–421, hier: S. 405.

80 Ebd., S. 418.

81 Ebd., S. 419.

82 Vgl. *Britt-Marie Schuster*, *Heterogene Widerstandskulturen zwischen 1933 und 1945 und ihre sprachlichen Praktiken*, in: *Kämper/Schuster*, *Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus*, S. 27–49, hier speziell S. 27–29.

83 Vgl. ebd., S. 31.

weitestgehend verzichtet. Stattdessen sind die Denkschriften von nüchternem Stil und abstrakten Wirklichkeitsdiagnosen gekennzeichnet.<sup>84</sup>

In einem weiteren kürzlich publizierten Beitrag, der in dem Kontext des Paderborner Projekts entstanden ist, hat sich Friedrich Markewitz mit dem »sprachlichen[n] Widerstehen« in Tagebuchfragmenten des in das Attentat des 20. Juli involvierten Wehrmachtsoffiziers Hermann Kaiser befasst.<sup>85</sup> Dabei arbeitet Markewitz eindrücklich heraus, durch welche Elemente die eigene Widerstandstätigkeit sprachlich markiert wurde, etwa die Verwendung von konspirativen Decknamen oder die Betonung der inneren Geschlossenheit und Einigkeit der eigenen Gruppe.<sup>86</sup> Ähnlich wie Schuster für die Flugblätter der Deutschen Friedensfront hebt Markewitz außerdem Strategien des expliziten diskursiven Abgrenzens vom nationalsozialistischen Diskurs – in dem Fall durch den Rekurs auf ehrenhaftes soldatisches Handeln – sowie des Konstruierens einer alternativen Wirklichkeit, von ihm als »Wahr-Sagen« bezeichnet, hervor.<sup>87</sup>

Dass bei einer Analyse der Widerstandssprache die »Beziehung zum herrschenden nationalsozialistischen Diskurs zu bedenken ist, der die Grenzen (aber auch Möglichkeiten) widerständischen Verhaltens und Sprechens, wenn nicht bedingt, dann zumindest vorgibt«<sup>88</sup>, wird ebenfalls durch die Beträge Isabel Richters zur Sprache von Widerstandsakteuren in Gestapoverhören und Verhandlungen vor dem Volksgerichtshof deutlich.<sup>89</sup> Darin arbeitet sie drei unterscheidbare »Entwürfe des Widerstehens« heraus, die von den Verhörten gezeichnet wurden. Ein Entwurf beschrieb die vorgeworfenen Widerstandsaktivitäten als »Liebesdienst« oder durch Zuneigung bedingte »intellektuelle Verführung«. <sup>90</sup> Andere Angeklagte begründeten ihre Handlungen als Resultat wirtschaftlicher und sozialer Not, der eigenen oder der ›des Volkes‹.<sup>91</sup> Und wieder andere legten klare politische Bekenntnisse ab, sprachen mithin deutlich politische Alternativen zum Nationalsozialismus aus.<sup>92</sup> Während vor allem letzterer Entwurf als Versuch verstanden werden kann, das eigene Selbst unter schlimmsten Haftbedingungen durch die Einschreibung in ein größeres Widerstandskollektiv zu stabilisieren<sup>93</sup>, waren diejenigen, die eine Entlassung aus der Haft beziehungsweise die Abwendung der Todesstrafe anstrebten, darauf angewiesen, plausible Begründungen für ihre Begnadigung anzuführen. Sie mussten sich überzeugend von ihren früheren Handlungen und Überzeugungen distanzieren und Ausblicke auf ihre Reintegration in die nationalsozialistische ›Volksgemeinschaft‹ liefern. Gesuche um Begnadigung, so Richter, waren daher durch eine Vermischung von Fragmenten individueller Lebensgeschichten und konformistischer nationalsozialistischer Sprache (zum Beispiel die ›vaterländische Gesinnung‹, das ›Überleben der Volksgemeinschaft‹, die zukünftige Bewährung als Mutter oder Soldat et cetera) gekennzeichnet.<sup>94</sup>

84 Vgl. ebd., S. 46f.

85 Friedrich Markewitz, Das sprachliche Widerstehen Hermann Kaisers. Zur linguistischen Aufarbeitung des Widerstands im Nationalsozialismus, in: Sprachwissenschaft 43, 2018, S. 425–453.

86 Vgl. ebd., S. 438–441.

87 Vgl. ebd., S. 441–448.

88 Ebd., S. 449.

89 Isabel Richter, Entwürfe des Widerstehens. Männer und Frauen aus dem linken Widerstand in Verhören der Gestapo (1934–1939), in: WerkstattGeschichte, 2000, Nr. 26, S. 47–70; *dies.*, Faced with Death: Gestapo Interrogations and Clemency Pleas in High Treason Trials by the National Socialist Volksgerichtshof, in: Steinmetz, Political Languages in the Age of the Extremes, S. 151–167.

90 Vgl. Richter, Entwürfe des Widerstehens, S. 57–60.

91 Vgl. ebd., S. 61–64.

92 Vgl. ebd., S. 64–68.

93 Vgl. *dies.*, Faced with Death, S. 166.

94 Vgl. ebd., S. 162–166.

Im Vergleich zur Sprache im Widerstandskontext besser – wenngleich nicht erschöpfend – erforscht ist die Sprache der Opfer in den Konzentrationslagern und Gettos. Nachdem in Polen bereits seit den 1970er-Jahren an der Erstellung eines Auschwitz-Wörterbuchs gearbeitet wurde<sup>95</sup>, setzte sich im deutschsprachigen Raum vor allem Wolf Oshlies in mehreren Beiträgen Mitte der 1980er-Jahre für die Erforschung der von ihm sogenannten Lagersprache ein.<sup>96</sup> Den sprachwissenschaftlich-programmatischen Überlegungen Oshlies' folgten lange Zeit jedoch nur wenige empirische Vertiefungen, was nicht zuletzt an der für diesen Kontext besonders problematischen Quellensituation gelegen haben mag.<sup>97</sup> Erst 2008 erschien mit der Studie »Lagersprache« von Nicole Warmbold die bis heute ausführlichste Weiterentwicklung der diesbezüglichen Erkenntnisse.<sup>98</sup> Ähnlich wie bereits Oshlies begreift auch Warmbold ihren Untersuchungsgegenstand als »Sprache sui generis«<sup>99</sup>, innerhalb derer sich die Ebenen der »Lagerjargons«, der »Lagersoziolekte« und der »Lagersituolekte« differenzieren lassen. Sprache im Konzentrationslager war also mithin gruppen-, schichten- und situationsspezifisch.<sup>100</sup>

Während Wortschatz, Verwendungsweisen und Funktionen der sogenannten Lagersprache mittlerweile recht gut erforscht sind, stoßen die Arbeiten dort an eine methodische und quellenbedingte Grenze, wo es um konkrete Sprachgebrauchssituationen in den Lagern geht. Denn um überhaupt Aussagen über Kommunikation und Sprache in Konzentrationslagern treffen zu können, müssen überwiegend Texte von Überlebenden verwendet werden, die nach der Gefangenschaft entstanden sind. Es handelt sich also in den meisten Fällen nicht um Dokumente unmittelbarer Kommunikation, sondern um ein retrospektives »Sprechen über das Konzentrationslager, und damit auch [...] über die Kommunikation im Lager«.<sup>101</sup> Einen alternativen, äußerst aufwendigen Weg schlägt Dominique Schröder in ihrer 2015 eingereichten geschichtswissenschaftlichen Dissertationsschrift ein, in der

95 Vgl. hierzu *Zenon Jagoda/Stanisław Kłodziński/Jan Mastowski*, »bauernfuss, goldzupa, himmelautostrada.« Zum Krematoriumsesperanto, der Sprache polnischer KZ-Häftlinge, in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.), *Die Auschwitz-Hefte. Texte der polnischen Zeitschrift »Przegląd Lekarski« über historische, psychische und medizinische Aspekte des Lebens und Sterbens in Auschwitz*, Bd. 2, Weinheim/Basel 1987, S. 241–260; *Danuta Wesołowska*, Wörter aus der Hölle. Die »lagersprache« der Häftlinge von Auschwitz, Krakau 1998, sowie kritisch einordnend *Imke Hansen/Katarzyna Nowak*, Über Leben und Sprechen in Auschwitz. Probleme der Forschung über die Lagersprache der polnischen politischen Häftlinge von Auschwitz, in: *Christiane Heß/Julia Hörath/Dominique Schröder* u. a. (Hrsg.), *Kontinuitäten und Brüche. Neue Perspektiven auf die Geschichte der NS-Konzentrationslager*, Berlin 2011, S. 115–141, hier: S. 132–139.

96 *Wolf Oshlies*, »Lagersprache«. Zur Theorie einer KZ-spezifischen Soziolinguistik, in: *Friedhelm Beiner* (Hrsg.), *Janusz Korczak. Zweites Wuppertaler Korczak-Kolloquium 1984. Korczak-Forschung und Rezeption*, Wuppertal 1984, S. 260–187; *Wolf Oshlies*, »Lagersprache«. Zur Theorie und Empirie einer KZ-spezifischen Soziolinguistik, in: *Zeitgeschichte* 13, 1985, S. 1–27; *ders.*, »Lagersprache«. Soziolinguistische Bemerkungen zu KZ-Sprachkonventionen, in: *Muttersprache* 96, 1986, S. 98–109.

97 Ausnahmen bilden die Beiträge von *Thomas Taterka*, Zur Sprachsituation im deutschen Konzentrationslager, in: *Juni. Magazin für Literatur und Politik*, 1995, Nr. 21, S. 37–54, sowie *Heidi Aschenberg*, Sprachterror. Kommunikation im nationalsozialistischen Konzentrationslager, in: *Zeitschrift für romanische Philologie* 118, 2002, S. 529–572.

98 *Nicole Warmbold*, *Lagersprache. Zur Sprache der Opfer in den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Dachau, Buchenwald (Sprache – Politik – Gesellschaft, Bd. 2)*, Hempen Verlag, Bremen 2008, X + 348 S., brosch., 36,00 €.

99 Ebd., S. 75.

100 Vgl. zustimmend *Hansen/Nowak*, Über Leben und Sprechen in Auschwitz, S. 120.

101 *Aschenberg*, Sprachterror, S. 539. Vgl. auch *Hansen/Nowak*, Über Leben und Sprechen in Auschwitz, S. 122f.



sie deutsche, französische, niederländische und polnische Tagebücher von KZ-Häftlingen, die diese während ihrer Inhaftierung verfassten, hinsichtlich ihres Sprachgebrauchs analysiert.<sup>102</sup> Mit dem Fokus auf eine Form alltagssprachlicher schriftlicher Kommunikation gerät dabei eine Ebene in den Blick, die in der meist auf mündliche Kommunikation abzielenden Forschung bisher weitgehend fehlt. Innovativ ist ferner, dass sie die Tagebücher ›jüdischer‹ und ›politischer‹ Häftlinge nicht von vornherein trennt, sondern miteinander in Beziehung setzt. Untersucht werden anhand der Tagebücher Selbstbilder (das familiäre Selbst, das jüdische Selbst, das politische Selbst)<sup>103</sup>, über Geschlecht, Generation und Gewalterfahrung vermittelte sprachliche In- und Exklusionen sowie Raum- und Zeitwahrnehmungen. Insgesamt geht es ihr darum, »Grenzen, aber auch Möglichkeiten einer sprachlichen Aneignung der Umwelt von Seiten der Häftlinge auszuloten und damit etwas zum Verständnis des alltäglichen Existierens und der alltäglichen Wahrnehmung in den Lagern beizutragen«.<sup>104</sup> Da sie beobachtet, dass der Sprachgebrauch in den Tagebüchern zum einen sehr individuell ist und zum anderen nur höchst selten sprachliche Neubildungen vorgenommen werden, zieht sie dem Begriff »Lagersprache« den des »Lagersprachegebrauchs« beziehungsweise die Frage nach einer »Semantik der Konzentrationslager« vor.<sup>105</sup>

Um aus der Fülle ihrer Beobachtungen lediglich eine zentrale herauszugreifen, sei auf die Ergebnisse zu Raum- und Zeitwahrnehmungen verwiesen: Während in der Forschung oftmals davon ausgegangen wird, dass im Laufe der Haftzeit die Außenwelt als vorgestellter Raum, aber auch Vergangenheit und Zukunft als Referenzpunkte für die Häftlinge zunehmend in den Hintergrund rückten, stellt Schröder fest, dass Räume außerhalb des Lagers, Vergangenheit und Zukunft in den Tagebüchern sehr präsent waren und ein »sprachlich verfasstes Gegenbild zur Lagerrealität« erzeugten. Dies zeigt ihr zufolge, dass die Häftlinge Raum und Zeit »deutlich vielschichtiger und nicht ausschließlich aus der Herrschaftsperspektive der Nationalsozialisten wahrnahmen«.<sup>106</sup>

Als ebenso auf die Sprache der Opfer des nationalsozialistischen Terrors gerichteter, hinsichtlich Akteuren, Kommunikationsbedingungen und Textsorten jedoch verschiedener Untersuchungsgegenstand hat seit Anfang der 2000er-Jahre die Sprache in den Gettos – speziell dem Getto Łódź/Litzmannstadt – Beachtung gefunden, vor allem durch die Beiträge des Sprachwissenschaftlers Jörg Riecke.<sup>107</sup> Neben Tagebüchern kann die Forschung hier vor allem auf die hervorragend editierte »Getto-Chronik«<sup>108</sup> des Gettos Łódź/Litzmannstadt

102 *Dominique Schröder*, »Niemand ist fähig, das alles in Worten auszudrücken«. Tagebuchschriften in nationalsozialistischen Konzentrationslagern, Diss., Bielefeld 2015. Ich danke Dominique Schröder herzlich für die Überlassung eines Exemplars. Eine Publikation ist für das Jahr 2020 geplant.

103 Vgl. hierzu auch *dies.*, Semantics of the Self. Preservation and Construction of Identity in Concentration Camp Diaries, in: *InterDisciplines. Journal of History and Sociology* 1, 2010, H. 2, S. 123–144.

104 *Dies.*, »Niemand ist fähig, das alles in Worten auszudrücken«, S. 308.

105 Ebd., S. 307f.

106 Ebd., S. 363–368, Zitate S. 366.

107 *Jörg Riecke*, Zur Sprache der Opfer des Nationalsozialismus. Oskar Rosenfelds Aufzeichnungen aus dem Getto Lodz, in: *Gisela Brandt* (Hrsg.), Soziofunktionale Gruppe und sozialer Status als Determinanten des Sprachgebrauchs. Internationale Fachtagung Rostock 25.–27.9.2000, Stuttgart 2001, S. 237–254; *Jörg Riecke*, An den Randzonen der Sprache. »Lagersprache« und »Gettosprache« zur Zeit des Nationalsozialismus, in: *Klaus Stewert* (Hrsg.), Aspekte und Ergebnisse der Sondersprachenforschung, Bd. 2, Wiesbaden 2002, S. 23–33; *Jörg Riecke*, Schreiben im Getto. Annäherungen an den Sprachgebrauch der Opfer des Nationalsozialismus, in: *Sprache und Literatur* 37, 2006, H. 1, S. 82–96; *ders.*, Zur Sprache der Chronik, in: *Sascha Feuchert/Erwin Leibfried/Jörg Riecke* (Hrsg.), Die Chronik des Gettos Łódź/Litzmannstadt, Bd. 5, Göttingen 2007, S. 191–203.

108 Ebd.

sowie auf die Getto-Enzyklopädie zurückgreifen, deren Edition im Gange ist. Ähnlich wie die Forschung zur Sprache in den Konzentrationslagern betont Riecke auch für die Texte, die in den Gettos entstanden sind, dass sie die »Möglichkeiten der sprachlichen Verarbeitung extremer Lebensumstände« widerspiegeln.<sup>109</sup> Wie Schröder für das Tagebuchschreiben im Konzentrationslager konstatiert Riecke, dass die Autorinnen und Autoren auf unterschiedliche Art und Weise versuchten, »in einer völlig aus den Fugen geratenen Welt noch einen Rest von Normalität und Humanität aufrechtzuerhalten«.<sup>110</sup> Dies äußerte sich laut Riecke beispielsweise in Rückgriffen auf den Sprachgebrauch der Vorkriegszeit, Anknüpfungen an den »klassischen bildungssprachlichen Wortschatz«, wodurch das Deutsch der Nationalsozialisten als bildungsfern entlarvt worden sei, sowie einer Betonung der Vielfalt von Sprachformen und Sprachkulturen »im Gegensatz zu dem auf einen einheitlichen Standard für alle ›Volksgenossen‹ ausgerichteten Sprachideal der nationalsozialistischen Führungsschicht«. In der Summe markieren diese Elemente für ihn gar »Merkmale sprachlichen Widerstandes«, da sie einen »Kontrast zum nationalsozialistisch kontaminierten öffentlichen Sprachgebrauch außerhalb des Gettos« darstellten.<sup>111</sup>

Insgesamt sollte deutlich geworden sein, dass der Nationalsozialismus als Kommunikationsraum aus einer Vielzahl sich teils überlappender diskursiver Praxisgemeinschaften zusammengesetzt war. Die Akteure innerhalb dieser Gemeinschaften konnten NS-affin sein, aber auch dem Nationalsozialismus gegenüber kritisch eingestellt und/oder von der ›Volksgemeinschaft‹ ausgeschlossen und verfolgt. Sie konstituierten sich als Praxisgemeinschaften, das heißt, sie standen nicht von vornherein fest, sondern etablierten sich durch diskursiv-sprachliche Praktiken der Fremd- und Selbstbeschreibung, die kommende Untersuchungen vermehrt in den Blick nehmen müssten. Allerdings sollten diskursive Praxisgemeinschaften im Nationalsozialismus weder als abgeschlossen noch als homogen verstanden werden. Vielmehr stehen Fragen nach inneren Differenzierungen (wie etwa im Fall der Widerstandssprache oder der KZ- und Gettosprache) und solche nach sprachlichen Übernahmen, Aneignungen und Ablehnungen von sowie Einschreibungen in herrschende(n) Diskurse(n) im Zentrum des Interesses, da nur so ein vollständiges Bild sprachlicher Verhältnisse im Nationalsozialismus gezeichnet werden kann.

### *Spezifische Kommunikationssituationen und Textsorten*

Speziell die letzte Frage, das heißt, ob, wie und von wem das, was seit Längerem als typisch nationalsozialistischer Sprachgebrauch bezeichnet wird, in alltagssprachlichen Kontexten übernommen, modifiziert, gemieden oder widerlegt wurde, führt zum Kern einer Sprachgebrauchsgeschichte des Nationalsozialismus, die mehr sein möchte als die Rhetorik- und Stilanalyse bekannter nationalsozialistischer Persönlichkeiten und die Anschluss an die ›Volksgemeinschafts‹-Forschung herzustellen sucht. Die Beantwortung dieser Fragen ist keineswegs einfach, denn hierzu müssen neue Quellen aufgetan und untersucht werden. Im Vordergrund dieses letzten Teils stehen demzufolge jüngere Studien, die spezifische Kommunikationssituationen in den Blick nehmen und hierbei vor allem alltags-sprachliche Textsorten bearbeiten.

Eine Textsorte, der in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten besondere Aufmerksamkeit zuteilwurde, ist die der Feldpostbriefe. Nach ersten größeren Editionen in den 1980er-

<sup>109</sup> Riecke, Schreiben im Getto, S. 83.

<sup>110</sup> Ders., Zur Sprache der Chronik, S. 199.

<sup>111</sup> Ebd., S. 202. Dass das Leben innerhalb des Gettos Litzmannstadt von zahlreichen sozialen Ungleichheiten geprägt war, die sich wiederum sprachlich manifestierten, hat Andrea Löw betont, vgl. Andrea Löw, Die Erfahrung der radikalen Ungleichheit. Vom sprachlichen Umgang mit dem Gettoleben in Litzmannstadt (Łódź), in: Kramer/Nolzen, Ungleichheiten im »Dritten Reich«, S. 48–68.

Jahren hat eine Reihe von Beiträgen seit Mitte der 1990er-Jahre deren Erkenntnispotenziale und -grenzen ausgelotet.<sup>112</sup> Da es hier nicht darum gehen kann, die höchst ausdifferenzierte Forschungslandschaft zu Feldpostbriefen in Gänze zu beschreiben<sup>113</sup>, stehen im Folgenden die Ergebnisse im Vordergrund, die sich auf sprachgebräuchliche Aspekte beziehen. Dass die spezifische Kommunikationssituation zwischen Soldaten und Daheimgebliebenen mithin durch besondere inhaltliche wie sprachliche Merkmale geprägt war, wird vom Gros der Forschung betont. Dabei waren die Briefe, ungeachtet individueller Eigenheiten, von dem Zusammenspiel zwischen »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« geprägt.<sup>114</sup> Das heißt: Die Briefe geben weniger unvermittelten Aufschluss über die ›wahre‹ Gefühlswelt der Schreibenden, sondern sie müssen daraufhin gelesen werden, welche Deutungs- und Wahrnehmungsmuster in ihnen zum Tragen kommen, wie das Selbst, die Anderen und das Fremde im Schreiben konstituiert werden, und an welchem Wissen (im weiteren Sinne einer Wissensgeschichte, die auch Alltagswissen mit einschließt) sich hierbei orientiert wurde.<sup>115</sup> Noch spezieller lassen sich Feldpostbriefe daraufhin befragen, ob und in welcher Form sich die Schreibenden nationalsozialistische Deutungsmuster sprachlich aneigneten und diese damit ko-konstituierten.<sup>116</sup> Wie Klaus Latzel betont hat, sollte dies nicht als »Niederschlag von Propaganda« gedeutet werden, sondern vielmehr sei zu untersuchen, wie existierende Wissensvorräte (etwa rassistische oder militaristische) individuell angeeignet, integriert oder abgestoßen wurden.<sup>117</sup>

Latzel selbst hat in seiner vergleichenden Untersuchung von Feldpostbriefen des Ersten und Zweiten Weltkriegs eine differenzierte Antwort auf diese Fragen gegeben. Entlang verschiedener thematischer Komplexe, die immer wieder in den Briefen auftauchen, zeigt er, dass die Sprache der Wehrmachtssoldaten »nicht einfach die des Nationalsozialismus« war.<sup>118</sup> Spezifisch nationalsozialistische, »nämlich um die rassistisch-antisemitische Achse zentrierte« Begründungen der Kriegsziele<sup>119</sup>, NS-lastige Sinngebungen des Todes<sup>120</sup> oder auch explizit rassistisch-biologistische Verwendungen der Begriffe »Volk« beziehungs-

112 Zu nennen sind vor allem *Martin Humburg*, *Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion 1941–1944*, Opladen/Wiesbaden 1998; *Klaus Latzel*, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945*, Paderborn/München etc. 1998, sowie das Themenheft »Feldpostbriefe« von WerkstattGeschichte, 1999, Nr. 22.

113 Die zahlreichen Beiträge, die seitdem erschienen sind, lassen sich nur noch schwer überblicken, vgl. als letzten Einblick in den aktuellen Forschungsstand *Veit Didczuneit/Jens Ebert/Thomas Jander* (Hrsg.), *Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege*, Essen 2011.

114 Nach den grundlegenden Überlegungen von *Reinhart Koselleck*, »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« – zwei historische Kategorien, in: *ders.*, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1989, S. 349–375.

115 Darauf hat auch Klaus Latzel aufmerksam gemacht, der das Briefeschreiben als (oftmals widersprüchlichen, teils scheiternden) Sinnbildungsprozess begreift, der an vorhandenes soziales Wissen anschließt. Vgl. *Klaus Latzel*, *Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?*, in: *WerkstattGeschichte*, 1999, Nr. 22, S. 7–23, speziell zur Rolle der Sprachanalyse hierbei S. 15–17 und 19.

116 Vgl. *Hajo Diekmannshenke*, *Zwischen inszenierter Normalität und Propaganda. Feldpostbriefe aus den Jahren 1939 bis 1945*, in: *Kämpfer/Schuster*, *Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus*, S. 163–189, hier: S. 173.

117 *Latzel*, *Kriegsbriefe und Kriegserfahrung*, S. 20, Anm. 38. Vgl. auch *ders.*, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg?*, S. 127f.

118 *Ebd.*, S. 370.

119 *Ebd.*, S. 292.

120 *Ebd.*, S. 273 und 282.

weise »Volksgemeinschaft«<sup>121</sup> lassen sich Latzel zufolge nur selten finden. Dies bedeute jedoch keinesfalls, dass die beiden Ebenen (Sprache der Wehrmachtssoldaten und nationalsozialistische Sprache) konträr liefen. Vielmehr lasse sich »das Verhältnis zwischen Wehrmachtssoldaten und Nationalsozialismus generell als sowohl inhaltliche wie habituelle, gleichwohl charakteristisch gebrochene Verwandtschaft bezeichnen«.<sup>122</sup> Sie zeige sich besonders in der Aneignung und Reproduktion des Hitlerkults sowie in der latent rassistischen Abgrenzung von »dem Anderen«, speziell der Zivilbevölkerung im Osten, der »tendenziell und manchmal manifest die Zugehörigkeit zum Menschengeschlecht bestritten« wurde.<sup>123</sup> Ebenso manifestiere sich die »kognitive und affektive Verwandtschaft« in Bezugnahmen auf eine »vermisste [...] ›Normalität‹ heimatlichen und häuslichen Ehe- und Familienlebens [...] und scheinbar harmlose [...] Bürgertugenden wie Ordnung und Sauberkeit«.<sup>124</sup> Letztlich ist somit die Frage nach der ideologischen Beeinflussung der Soldaten im Krieg durch »den Nationalsozialismus« für Latzel falsch gestellt. Denn der soziale Wissensvorrat, die zur Verfügung stehenden Wahrnehmungs- und Deutungsmuster waren per se von nationalsozialistischen Wirklichkeitsdeutungen »durchtränkt«, die wiederum individuell unterschiedlich zur Sprache gebracht wurden.<sup>125</sup>

Diesen Aspekt hat auch Sven Oliver Müller in seiner Auswertung von Feldpostbriefen von der Ostfront unterstrichen. Das alltagsgeschichtliche Konzept des ›Eigensinns‹ auf die semantische Praxis der Briefeschreiber übertragend, hebt er hervor, »dass die ›Volksgenossen‹ mehr waren als passive Adressaten nationalsozialistischer Propaganda, sondern durch ihre Sprache auch über die Chance einer individuellen Sinngebung verfügten«.<sup>126</sup> Sie bedienten sich dabei

»aus dem Wissensvorrat der NS-Gesellschaft [...] und wurde[n] gleichzeitig von ihr bedient. Diese bestehenden Wissensbestände wirkten wie eine Matrix – sie erleichterten bestimmte Formen des Wahrnehmens und Handelns und erschwerten andere. Die jedem Einzelnen zur Verfügung stehenden Filter waren die sprachlich vermittelten Deutungs- und Wahrnehmungsmuster, die auf Elementen des durch Sozialisation erworbenen gesellschaftlichen Wissens beruhten.«<sup>127</sup>

Ähnlich wie Latzel betont Müller die relative Verschwommenheit der Bezugnahmen auf zentrale Begriffe wie »Volk«, »Volksgemeinschaft«, »Nation«, »Deutschland« und »Vaterland« wie auch zugleich die Präsenz des Führerkults um Hitler.<sup>128</sup> Speziell bei letzterem Aspekt spiegelte die pseudoreligiöse Sprache der Bezugnahmen in den Feldpostbriefen den »Missionsanspruch des Führerstaates und seine [...] als Religionsersatz konzipierten Liturgie öffentlicher Veranstaltungen« wider.<sup>129</sup> Stärker als Latzel konstatiert Müller außerdem das Vorkommen rassistischer Deutungen des Feindes, speziell der Roten Armee, in den Feldpostbriefen.<sup>130</sup>

Ein weiterer Aspekt, den Müller herausstellt<sup>131</sup>, wird von Michaela Kipp systematisch in den Blick genommen, nämlich die Bedeutung von Sauberkeits- und Ordnungsvorstellungen

121 Ebd., S. 301f. und 314.

122 Ebd., S. 370.

123 Ebd., S. 371. Zu einem ähnlichen Urteil gelangt auch *Humburg*, *Das Gesicht des Krieges*, S. 228.

124 *Latzel*, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg?*, S. 372.

125 Vgl. ebd.

126 *Sven Oliver Müller*, *Deutsche Soldaten und ihre Feinde. Nationalismus an Front und Heimatfront im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 2007, S. 120.

127 Ebd., S. 129.

128 Vgl. ebd., S. 132 und 138.

129 Ebd., S. 141.

130 Vgl. ebd., S. 144–146. Kontrastierend: *Latzel*, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg?*, S. 222.

131 Vgl. *Müller*, *Deutsche Soldaten und ihre Feinde*, S. 179–182.

in den Feldpostbriefen. Dabei begreift sie »Sauberkeit als ›kulturelle Matrix‹ des Nationalsozialismus«<sup>132</sup>, deren Analyse es erlaubt, Zusammenhänge zwischen »ideologischen Wirklichkeitsdeutungen im Sinne des Nationalsozialismus, privaten Überzeugungen über das selbstverständlich Richtige und der gesteigerten Gewaltbereitschaft gegenüber den ›Unnormalen‹« sichtbar zu machen.<sup>133</sup> Detailliert und quellengesättigt weist sie die Dominanz des Deutungsmusters ›Sauberkeit‹ in Feldpostbriefen der Ostfront nach, das »teilweise als positive Einsatzmotivation, vor allem aber auch als gesellschaftlich anerkannte Legitimationsformel« wirkte.<sup>134</sup> Weitaus subtiler als durch Befehle oder offizielle Propagandaformeln verliehen die »Sprachregelungen aus dem Reinlichkeitsrepertoire« den »Säuberungsaktionen« Akzeptabilität und eine »festgelegte Verlaufsform«. Das »Schreiben über Sauberkeit« stand damit in engem Zusammenhang mit den völkerrechtswidrigen Gewalttaten an der Ostfront.<sup>135</sup>

Die bisherigen Studien zu Feldpostbriefen haben zweifellos wichtige Ergebnisse hervorgebracht, die jede Arbeit, die sich spezieller mit deren sprachlicher Verfasstheit beschäftigen möchte, berücksichtigen muss. Denn gerade in dieser Hinsicht bleiben Leerstellen bestehen. Untersuchungen, die den Fokus explizit auf die sprachlichen Feinheiten der Briefe richten, beispielsweise grammatische Strukturen oder bestimmte Sprachhandlungen wie »Hoffnung ausdrücken«, »Skepsis äußern«, »Abscheu bekunden« et cetera fehlen in der historischen Forschung weitgehend.<sup>136</sup> Zudem wurden – zum Teil quellenbedingt – Briefe an die Front, vor allem von Frauen, aber auch von Kindern<sup>137</sup>, bisher nur vereinzelt in die Analyse einbezogen.<sup>138</sup> Einige jüngere Beiträge versuchen dieses Defizit zu beheben. Briefe, die sich ein Liebespaar während der ersten Kriegsjahre schrieb, hat Andrew Stuart Bergerson auf Formen des Sich-Einschreibens in die NS-Zukunft hin gelesen. Herausragende Bedeutung kam hierbei dem Vertrauen auf den ›Führer‹ Adolf Hitler zu. Außerdem verwendete speziell die weibliche Person häufig Vokabeln der ›Kriegsgemeinschaft‹. »Ihr Briefwechsel«, so Bergersons anregendes Fazit, »war ein Ort der ›Volksgemeinschaft‹, weil er widerspiegelte, wie das Paar makropolitische Gemeinschaftsvorstellungen in mikrosozialen Interaktionen erprobte.«<sup>139</sup> Weitere neuere Beiträge untersuchen

132 *Michaela Kipp*, »Großreinemachen im Osten«. Feindbilder in deutschen Feldpostbriefen im Zweiten Weltkrieg, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2014, 493 S., kart., 45,00 €, S. 61ff.

133 Ebd., S. 21.

134 Ebd., S. 451.

135 Ebd., S. 75f.

136 Bereits 1992 hat Isa Schikorsky erste »Beobachtungen zum Sprachstil« von Kriegsbrieffen angestellt und dabei speziell emotive Sprachhandlungsstrategien hervorgehoben, die es den Schreibenden ermöglichte, »die emotional besetzten Grenzsituationen des Krieges im Akt des Briefschreibens« zu bewältigen. Vgl. *Isa Schikorsky*, Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbrieffen, in: *Wirkendes Wort* 42, 1992, S. 295–313.

137 Vgl. hierzu *Benedikt Burkard/Friederike Valet* (Hrsg.), *Abends wenn wir essen fehlt uns immer einer. Kinder schreiben an die Väter 1939–1945*, Heidelberg 2000.

138 Vgl. etwa schon früh *Inge Marβolek*, »Ich möchte Dich zu gern mal in Uniform sehen«. Geschlechterkonstruktionen in Feldpostbriefen, in: *WerkstattGeschichte*, 1999, Nr. 22, S. 41–59; *Ulrike Jureit*, Zwischen Ehe und Männerbund. Emotionale und sexuelle Beziehungsmuster im Zweiten Weltkrieg, in: ebd., S. 61–73.

139 *Andrew Stuart Bergerson*, Das Sich-Einschreiben in die NS-Zukunft. Liebesbriefe als Quelle für eine Alltagsgeschichte der ›Volksgemeinschaft‹, in: *Schmiechen-Ackermann/Buchholz/Roitsch* u. a., *Der Ort der ›Volksgemeinschaft‹ in der deutschen Gesellschaftsgeschichte*, S. 223–241, hier: S. 236.

Briefwechsel von Eheleuten<sup>140</sup>, Brieftagebücher von zu Hause gebliebenen Frauen<sup>141</sup> oder Briefe von Frauen, die an der Front arbeiteten.<sup>142</sup>

Einen alternativen Weg, der ideologischen Prägung von Wehrmachtssoldaten auf die Spur zu kommen, sind die Arbeiten gegangen, die sich auf Protokolle abgehörter Gespräche in alliierten Kriegsgefangenenlagern gestützt haben.<sup>143</sup> Dabei wurde speziell von Sönke Neitzel und Harald Welzer pointiert die These vertreten, dass die nationalsozialistische »Ideologie« für die Mentalität der Wehrmachtssoldaten nur eine »nachgeordnete Rolle« spielte. Stattdessen hätten sie die militärischen Handlungen generell und die oftmals erschütternd freimütig geschilderten Tötungs- und Vergewaltigungsaktionen im Besonderen in den »Referenzrahmen« Krieg eingeordnet.<sup>144</sup> An den »zeitgenössischen Perzeptionen und Handlungen der deutschen Soldaten« erkennen sie demnach wenig spezifisch Nationalsozialistisches.<sup>145</sup> Etwas davon abweichend fällt demgegenüber die Analyse Felix Römers aus.<sup>146</sup> Zwar stellt auch er fest, dass »Ideologie im Bewusstsein der meisten Wehrmachtangehörigen höchstens eine untergeordnete Rolle« spielte. Dies bedeute jedoch keinesfalls, »dass politische Ideen und nationalsozialistische Glaubenssätze keinerlei Einfluss auf die Soldaten besessen hätten«.<sup>147</sup> Teilweise wurden sie als selbstverständliche Grundgewissheiten nicht thematisiert, teilweise äußerten sie sich unterschwellig, und häufig übernahmen die Soldaten anstelle von komplexen programmatischen Theorien »eine vereinfachte Quintessenz davon«.<sup>148</sup> »Das Weltbild vieler Landser«, so Römers Urteil, »war weniger von geschlossener nationalsozialistischer Programmatik beherrscht, sondern mehr von deutlich simpleren Wahrnehmungsmustern geprägt, in welche die Ideologie des NS-Regimes in Form einzelner Versatzstücke integriert war.«<sup>149</sup> Ähnlich wie die Arbeiten zu den Feldpostbriefen konstatiert Römer, dass die Soldaten in den Gesprächen »auf gesellschaftlich vorgeprägte Deutungsmuster aus Wehrmacht und NS-Diktatur« zurückgriffen, die ihren Erzählungen eine spezifische »historisch-kulturelle Aufladung« verliehen.<sup>150</sup> Insgesamt

140 Frank Werner, »Es ist alles verkehrt in der Welt«. Eine Ehe als Leistungsgemeinschaft im Krieg, in: Klaus Latzel/Elissa Mailänder/Franka Maubach (Hrsg.), *Geschlechterbeziehungen und »Volksgemeinschaft«*, Göttingen 2018, S. 175–196; Christa Hämmerle, *Gewalt und Liebe – ineinander verschränkt. Paarkorrespondenzen aus zwei Weltkriegen: 1914/18 und 1939/45*, in: Ingrid Bauer/Christa Hämmerle (Hrsg.), *Liebe schreiben. Paarkorrespondenzen im Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2017, S. 171–230.

141 Kathryn Sederberg, »Als wäre es ein Brief an dich«. Brieftagebücher 1943–1948, in: Janosch Steuer/Rüdiger Graf (Hrsg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2015, S. 143–162.

142 Julia Paulus, »Frau mit vielen Männern«. Geschlechterkonstruktionen einer Soldatenheimschwester aus »gutem Hause«, in: Latzel/Mailänder/Maubach, *Geschlechterbeziehungen und »Volksgemeinschaft«*, S. 155–174.

143 Sönke Neitzel/Harald Welzer, *Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben*, S. Fischer Verlag, 2. Aufl., Frankfurt am Main 2011, 528 S., geb., 22,95 €; Felix Römer, *Kameraden. Die Wehrmacht von innen*, Piper Verlag, München/Zürich 2012, 544 S., brosch., 12,99 €; Sebastian Groß, *Gefangen im Krieg. Frontsoldaten der Wehrmacht und ihre Weltsicht*, Berlin 2012. Grundlegend in diesem Zusammenhang auch Omer Bartov, *Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges*, Reinbek 1995 (zuerst engl. 1991); Thomas Kühne, *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006.

144 Neitzel/Welzer, *Soldaten*, S. 299 und passim.

145 Ebd., S. 395–422, Zitat S. 395.

146 Römer, *Kameraden*, S. 60–110.

147 Ebd., S. 64.

148 Ebd., S. 77.

149 Ebd., S. 78.

150 Ebd., S. 477.

konzentrieren sich die Arbeiten, die bisher zu den Abhörprotokollen von Kriegsgefangenen erschienen sind, in erster Linie auf die inhaltliche Ebene dessen, was die abgehörten Soldaten gesagt haben, weniger auf die Frage, wie sie dies taten. Nicht zuletzt durch den Abdruck längerer Zitatpassagen geben sie dennoch hochinteressante Einblicke in den Sprachgebrauch der inhaftierten Soldaten, dessen systematische Analyse gleichwohl noch aussteht.<sup>151</sup>

Im Vergleich mit den oben besprochenen Feldpostbriefen hat eine andere große Gruppe von Briefen bisher erst wenig systematische Beachtung gefunden, nämlich die der Briefe aus der Bevölkerung an diverse Behörden und Parteiinstanzen. Hierunter fallen so heterogene Untergruppen wie Denunziationsschreiben, Huldigungsbezeugungen, aber auch Beschwerdeschreiben und Bittgesuche unterschiedlichster Art und Provenienz.<sup>152</sup> Dabei lassen gerade diese alltagssprachlichen Quellengruppen interessante Rückschlüsse auf Kommunikationsmuster, individuelle Einschreibungen wie auch die Existenz von Alternativ- oder Gegendiskursen zu. Insbesondere Robert Gellately hat wiederholt betont, dass das »Briefschreiben an ›die Behörden‹ [...] zu einer beliebten Form staatsbürgerlicher Betätigung im nationalsozialistischen Deutschland« wurde.<sup>153</sup> Die Schreiben aus der Bevölkerung richteten sich dabei nicht nur an den »Führer« oder andere prominente Persönlichkeiten des NS-Herrschaftsapparats, sondern auch an untergeordnete und lokale Partei- oder Verwaltungsinstanzen, NSDAP-Kreisleitungen oder -Ortsgruppen und Bürgermeister. Laut Gellately spricht dies dafür, dass die Bevölkerung begann, »Eingriffe des Systems in ihr Alltagsleben zu erwarten«, zugleich aber damit rechnete, »die Behörden ›von unten‹ zu einem Verhalten in ihrem Sinne bestimmen oder manipulieren zu können, wenn sie Informationen lieferten oder sich auf bestimmte, nicht einmal explizit erwähnte offizielle Werte beriefen«.<sup>154</sup>

Vergleichsweise große Aufmerksamkeit wurde innerhalb dieses Spektrums bisher den Denunziationsschreiben zuteil. Vor allem Robert Gellately und Gisela Diewald-Kerkmann haben eindrucksvoll herausgearbeitet, in welchem Maße die Bevölkerung die Möglichkeit zur Denunziation nutzte, sei es aus rein privaten Gründen, aufgrund von Pflichtbewusstsein und ideologischem Eifer oder aus einer Mischung all dieser Elemente.<sup>155</sup> Auf die in den Denunziationsschreiben verwendete Sprache gehen die bisherigen Arbeiten zwar nur am Rande ein.<sup>156</sup> Doch beide konstatieren einerseits eine teilweise Absenz von

151 Im Rahmen des Mannheimer Projekts zur »Sprachlichen Sozialgeschichte 1933–1945« (vgl. Anm. 1) arbeitet Mark Dang-Anh aus interaktionsanalytischer Perspektive zu den Abhörprotokollen.

152 Der Verfasser dieses Überblicks arbeitet an einem größeren Projekt zu Beschwerde- und Bittschreiben an kommunale Behörden und Parteiinstanzen während des Nationalsozialismus.

153 *Robert Gellately*, Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk, Stuttgart/München 2002 (zuerst engl. 2001), S. 278. Vgl. auch *ders.*, Denunciation in Twentieth-Century Germany: Aspects of Self-Policing in the Third Reich and the German Democratic Republic, in: *Sheila Fitzpatrick/Robert Gellately* (Hrsg.), Accusatory Practices. Denunciation in Modern European History, 1789–1989, Chicago 1997, S. 185–221, hier: S. 203f.; *ders.*, Denunciation as a Subject of Historical Research, in: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung* 26, 2001, H. 2-3, S. 16–29, hier: S. 25f.

154 *Gellately*, Hingeschaut und weggesehen, S. 276.

155 Vgl. *ders.*, Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933–1945, Paderborn/München etc. 1993 (zuerst engl. 1990); *Gisela Diewald-Kerkmann*, Politische Denunziation im NS-Regime oder die kleine Macht der »Volksgenossen«, Bonn 1995. Als kritischen neueren Beitrag, der allerdings die Positionen der von ihm kritisierten polemisch überzeichnet, vgl. *Peter Lambert*, The Third Reich: Police State or Self-Policing Society?, in: *Lüdtker*, Everyday Life in Mass Dictatorship, S. 37–54.

156 So auch *Gellately*, Denunciation as a Subject of Historical Research, S. 22: »Although most of the studies that have proliferated in the last decade deal with the content, there is more room for attention to the language used in letters or statements of denunciation.«

Referenzen an übergeordnete Sinngebungen<sup>157</sup>, andererseits aber auch ostentative Berufungen auf das durch ›Volksschädlinge‹ bedrohte Wohl der ›Volksgemeinschaft‹, die Treue zum ›Führer‹ sowie rassistische und antisemitische Deutungsmuster.<sup>158</sup> In den Denunziations-schreiben ist mithin das Phänomen der sprachlichen Kollusion, das heißt des alltags-sprachlichen ›Mit-Spielens‹, äußerst greifbar. Die Mischung von privaten und kollektiv-formelhaften Wendungen kann dabei geradezu als ein Charakteristikum dieser Textsorte aufgefasst werden.<sup>159</sup> Genauere sprachanalytische Untersuchungen stehen indes noch aus.<sup>160</sup>

Ähnlich verhält es sich mit den Briefen, die massenhaft aus der Bevölkerung an Adolf Hitler geschickt wurden. Den drei bekannten Quelleneditionen<sup>161</sup>, die allerdings nur eine Auswahl größerer Bestände darstellen, steht eine geringe Zahl an Versuchen analytischer Auswertung gegenüber. Vor allem Geraldine Horan hat in einem Aufsatz deutlich gemacht, dass die an Hitler gerichteten Briefe die Fähigkeit der Schreibenden demonstrierten, Versatzstücke nationalsozialistischer Rhetorik strategisch zu nutzen, mithin innovativ zu adaptieren.<sup>162</sup> Sie bemerkt dabei ein häufig anzutreffendes Nebeneinander von äußerst persönlichem, intimem Stil, zum Beispiel in Gedichten oder der Schilderung des Familienlebens, mit beiläufigem Einflechten ideologischer, zum Beispiel antisemitischer, Passagen.<sup>163</sup> Dass die Vermischung von offizieller Propagandasprache und persönlicher Gefühle mitunter höchst paradoxe Effekte zeitigen konnte, hat Alexander Geppert anhand der zahlreichen Liebesbekundungen gezeigt, die Frauen an Adolf Hitler sendeten.<sup>164</sup> Denn nur auf den ersten Blick belegen sie die Triftigkeit des Charisma-Konzepts. Auf den zweiten Blick machen sie viel eher deutlich, dass die Übertragung persönlich-romantischer Liebe auf den Diktator sprachlich schwierig umzusetzen war und dass die Schreiberinnen – sollten sie es mit ihren Liebesbekundungen zu weit treiben – ernsthafte Schwierigkeiten bekommen konnten, im äußersten Fall, indem die Gestapo auf sie aufmerksam gemacht wurde.

157 Vor allem *Gellately*, *Denunciation in Twentieth-Century Germany*, S. 199: »It does come as something of a surprise to see in these materials that relatively few people even bothered to make explicit references to the ›right kinds‹ of motives, such as hatred of a stigmatized enemy or commitment to an endorsed or privileged ›official‹ value, even when they were trying to take advantage of the situation for purposes of their own«.

158 Vgl. *Diewald-Kerkmann*, *Politische Denunziation im NS-Regime*, S. 129.

159 Vgl. *Christopher Wells*, *Sprachhistorische und soziolinguistische Überlegungen zu einer dubiosen Textsorte: Der Denunziantenbrief*, in: *Sociolinguistica* 13, 1999, S. 209–234, hier: S. 227.

160 Dies gilt auch für die Kategorie der Leserbriefe, die in den 1930er-Jahren zahlreich verschickt wurden und zum Teil ebenfalls denunziatorischer Natur waren. Vgl. die Sammlung von Leserbriefen an den ›Stürmer‹ von *Fred Hahn* (Hrsg.), *Lieber Stürmer! Leserbriefe an das NS-Kampfbblatt 1924 bis 1945*, Stuttgart 1978. Die Grundlage dieser Edition bildet eine Sammlung, die online beim Leo-Baeck-Institut zugänglich ist.

161 *Henrik Eberle* (Hrsg.), *Briefe an Hitler. Ein Volk schreibt seinem Führer. Unbekannte Dokumente aus Moskauer Archiven – zum ersten Mal veröffentlicht*, Bergisch Gladbach 2007; *Theresa Ebeling/Max Heidrich/Kai Jakob* u. a. (Hrsg.), ›Geliebter Führer‹. Briefe der Deutschen an Adolf Hitler, Berlin 2011; *Helmut Ulshöfer* (Hrsg.), *Liebesbriefe an Adolf Hitler – Briefe in den Tod*, Frankfurt am Main 1994.

162 *Geraldine Horan*, ›Lieber, guter Onkel Hitler‹: A Linguistic Analysis of the Letter as a National Socialist Text-Type and a Re-evaluation of the ›Sprache im/des Nationalsozialismus‹ Debate, in: *Peter Davies/Andrea Hammel* (Hrsg.), *New Literary and Linguistic Perspectives on the German Language, National Socialism, and the Shoa*, Rochester/New York 2014, S. 45–58, hier: S. 50.

163 Vgl. ebd., S. 51.

164 *Alexander C. T. Geppert*, *Dear Adolf! Locating Love in Nazi Germany*, in: *Luisa Passerini/Liliana Ellena/Alexander C. T. Geppert* (Hrsg.), *New Dangerous Liaisons. Discourses on Europe and Love in the Twentieth Century*, New York/Oxford 2010, S. 158–177.



Hitler war allerdings bei Weitem nicht die einzige Instanz, an die Briefe aus der Bevölkerung adressiert wurden. John Connelly etwa hat die Kommunikation der lokalen Bevölkerung mit der NSDAP-Kreisleitung Eisenach untersucht, und hierbei speziell die Verwendung des Volksgemeinschaftsbegriffs. Indem die Bürgerinnen und Bürger Eisenachs in ihrer Kommunikation mit der Kreisleitung ihre Anliegen ›volksgemeinschaftlich‹ unterfütterten, sich selbst in-, andere Personen dabei exkludierten, stellten sie laut Connelly die rassistisch-segregierende und intern hierarchisierende Volksgemeinschaftsideologie kommunikativ-performativ her. Paradoxaer Weise führte die meist aus rein strategisch-egoistischen Motiven erfolgende Bezugnahme auf die ›Volksgemeinschaft‹ dazu, dass deren rassistisch-biologistische Kriterien das gesellschaftliche Leben in Eisenach tatsächlich bestimmten.<sup>165</sup>

Die strategische, gleichwohl ›eigensinnige‹ und individualistisch gewendete Aneignung der Volksgemeinschaftsrhetorik in Schreiben der Bevölkerung hat zuletzt auch Moritz Föllmer unterstrichen. Wie er ausführt, beriefen sich »zahlreiche Deutsche auf das Leitbild der ›Volksgemeinschaft‹, um Forderungen an Partei oder Staat zu stellen«. Dabei sei vor allem bemerkenswert,

»dass sie eine Berücksichtigung ihrer jeweiligen Situation einklagten und damit die nationalsozialistischen Ideologie individualistisch interpretierten. Immer wieder wurde wortreich argumentiert, dass sich die eigene Lage nicht nach bürokratischen Maßstäben beurteilen lasse. [...] Die zahlreichen persönlichen Schreiben an bekannte Protagonisten des Regimes unterstrichen dieses Streben nach individueller Anerkennung und Unterstützung, auf die man im ›wohlgeordneten Hitlerstaat‹ ein Recht zu haben glaubte.«<sup>166</sup>

Dementsprechend wird innerhalb der ›Volksgemeinschafts‹-Forschung bereits seit längerem gefordert, den Begriff »Volksgemeinschaft« als »semantisches Feld« zu begreifen, »auf dem um soziale Hierarchien und (Macht-)Beziehungen gekämpft wurde«.<sup>167</sup> Der Begriff habe eine »neue Handlungsmatrix« bereitgestellt, »mittels derer Wünsche, Erwartungen, Ansprüche neu verhandelt werden konnten«. Er habe einerseits Chancen für die Durchsetzung individueller Anliegen eröffnet, andererseits Ansprüche und Akteure ausgeschlossen.<sup>168</sup>

Wie Stephan Merl betont, sollten solche Schreiben, selbst wenn es sich zum Teil um Beschwerde- oder Protestbriefe handelte, nicht vorschnell als Belege für den Widerstand der Bevölkerung gegen die Diktatur interpretiert werden. Stattdessen seien die Ventilfunktion der Briefe und damit zugleich ihre herrschaftsstabilisierende Rolle hervorzuheben.<sup>169</sup> Fehlt bisher eine systematische, vor allem sprachanalytisch interessierte, Untersuchung solcher Schreiben<sup>170</sup>, so tauchen in der bisherigen Forschung doch immer wieder Hinweise auf briefliche Interaktionen zwischen Teilen der Bevölkerung und behördlichen und

165 John Connelly, *The Uses of the Volksgemeinschaft. Letters to the NSDAP Kreisleitung Eisenach, 1939–1940*, in: *The Journal of Modern History* 68, 1996, S. 899–930.

166 Moritz Föllmer, *Wie kollektivistisch war der Nationalsozialismus? Zur Geschichte der Individualität zwischen Weimarer Republik und Nachkriegszeit*, in: *Birthe Kundrus/Sybilie Steinbacher* (Hrsg.), *Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Der Nationalsozialismus in der Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2013, S. 30–52, hier: S. 39f.

167 Dietmar von Reeken/Malte Thießen, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis? Perspektiven und Potenziale neuer Forschungen vor Ort, in: *dies.*, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 11–33, hier: S. 24.

168 Michael Wildt, ›Volksgemeinschaft‹ – eine Zwischenbilanz, in: ebd., S. 355–369, hier: S. 366.

169 Vgl. Stephan Merl, *Politische Kommunikation in der Diktatur. Deutschland und die Sowjetunion im Vergleich*, Göttingen 2012, S. 95 und 99. Allerdings bezieht Merl seine Einschätzungen vorwiegend auf die Eingabekommunikation in der Sowjetunion und der DDR.

170 Vgl. ebd., S. 86.

parteilichen Instanzen auf. Dies gilt etwa speziell für den Themenkomplex der Zwangssterilisation. Die meisten Studien, die hierzu erschienen sind, berichten von Einspruchspraktiken der Betroffenen oder deren Familien, wenn auch nicht immer unter dem Aspekt der sprachlichen Verfasstheit.<sup>171</sup> Auch für die während des Nationalsozialismus auf öffentliche Fürsorge angewiesenen Personen lässt sich eine rege Interaktion mit NS-Behörden und Parteiinstanzen feststellen, wie Florian Wimmer gezeigt hat.<sup>172</sup> Als sich während des Kriegs der Kreis derjenigen erweiterte, die – weil der Hauptnährer der Familie eingezogen oder im Krieg gefallen oder weil das Zuhause zerstört war – auf Fürsorgeleistungen angewiesen waren, intensivierten sich zudem die Beschwerden der meist weiblichen Hinterbliebenen. Sowohl Birthe Kundrus als auch Nicole Kramer haben darauf hingewiesen, dass diese ihre Versorgungsansprüche offensiv und unter Einsatz von ideologischem Vokabular – etwa den Verweis auf den ›Heldentod‹ des Mannes – an die zuständigen Behörden formulierten. Dabei grenzten sie sich von ›normalen‹ Fürsorgeempfängern ab und beanspruchten oftmals eine besondere Behandlung.<sup>173</sup>

Doch nicht nur Personen, die – wenn auch prekär oder marginalisiert – nach nationalsozialistischen Vorstellungen zur ›Volksgemeinschaft‹ dazugehörten, richteten ihre Anliegen an Behörden oder Parteistellen. Auch Menschen, die aus der ›Volksgemeinschaft‹ ausgeschlossen, diskriminiert und verfolgt wurden, versuchten sich – sofern möglich – gegen bestimmte Maßnahmen oder Kategorisierungen zu wehren. Zehntausende jüdische Deutsche beziehungsweise Menschen, die durch die nationalsozialistischen Maßnahmen und Erlasse als ›jüdisch‹ oder als ›Mischling‹ eingeordnet wurden, richteten – meist vergeblich – Proteste oder Gesuche an das Reichssippenamt oder andere NS-Instanzen, um eine Verbesserung der eigenen Situation zu erreichen.<sup>174</sup> Insbesondere Thomas Pegelow Kaplan hat die sprachlichen Dimensionen dieser Vorgänge untersucht. Drei diskursive Strategien lassen sich seiner Analyse nach beobachten: Zum einen versuchten die Schreibenden die Widersprüche innerhalb der rassistischen Kategorisierungen zu nutzen, indem sie etwa darauf hinwiesen, dass ihr Aussehen nicht dem entsprach, was antisemitische Stereotypisierungen und ›Rasse-Wissenschaft‹ behaupteten. Zweitens bedienten sie sich patriotischer Rhetorik. Vor allem militärische Verdienste im Ersten Weltkrieg wurden hervorgehoben. Und schließlich verwendeten sie alternative Begriffe zur Selbstbezeichnung, zum Beispiel ›halb-arisch‹ statt ›halb-jüdisch‹.<sup>175</sup> Pegelow Kaplan zufolge lassen sich die Schreiben auf einem Kontinuum verorten, das von partieller Unterstützung von und Konformität mit nationalsozialistischen Diskursen bis hin zum Entwerfen von »Gegendiskursen«

171 Vgl. etwa *Gisela Bock*, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik, Opladen 1986; *Horst W. Heitzer*, Zwangssterilisation in Passau. Die Erbgesundheitspolitik des Nationalsozialismus in Ostbayern (1933–1939), Köln/Weimar etc. 2005, S. 306–316; *Christoph Braß*, Zwangssterilisation und »Euthanasie« im Saarland 1935–1945, Paderborn/München etc. 2004, S. 156–169; *Sonja Endres*, Zwangssterilisation in Köln 1934–1945, Köln 2010, S. 190–194; *Johannes Vossen*, Gesundheitsämter im Nationalsozialismus. Rassenhygiene und offene Gesundheitsfürsorge in Westfalen 1900–1950, Essen 2001, S. 271–324; *Annemone Christians*, Amtsgewalt und Volksgesundheit. Das öffentliche Gesundheitswesen im nationalsozialistischen München, Göttingen 2013, S. 189–197.

172 *Florian Wimmer*, Die völkische Ordnung von Armut. Kommunale Sozialpolitik im nationalsozialistischen München, Göttingen 2014, S. 213–222.

173 Vgl. *Birthe Kundrus*, Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1995, S. 273–293; *Nicole Kramer*, Volksgenossinnen an der Heimatfront. Mobilisierung, Verhalten, Erinnerung, Göttingen 2011, S. 229–245.

174 Vgl. hierzu mit zahlreichen Beispielen *Pegelow Kaplan*, The Language of Nazi Genocide, S. 86–93, 150–159 und 202–218; *Beate Meyer*, »Jüdische Mischlinge«. Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933–1945, Hamburg 1999, S. 103–108 und passim.

175 Vgl. *Pegelow Kaplan*, The Language of Nazi Genocide, S. 154–156 und 211–213.

reichte.<sup>176</sup> Auch wenn die Anträge, Gesuche und Bittschreiben jüdischer Deutscher meist negativ beschieden wurden (und zudem die Gefahr bargen, überhaupt erst in den Fokus des NS-Apparats zu geraten), stellten sie doch für einige Menschen eine Verbesserung ihrer prekären Existenz und manchmal eine Möglichkeit zu überleben dar.

Zusammengenommen sprechen diese verstreuten Befunde dafür, dass es zwar durchaus strikte Gegenentwürfe zum nationalsozialistischen Diskurs in Beschwerde- und Bittschreiben seitens der Bevölkerung gab, dass aber eine diskursive Grundstruktur zu verzeichnen ist, in der sich die ihr Anliegen Vortragenden sprachliche Versatzstücke nationalsozialistischer Diskurse aneigneten und in ihre individuelle Argumentation einbauten.<sup>177</sup> John Connelly hat dies als »Externalisierung« nationalsozialistischer Diskurse bezeichnet<sup>178</sup>, Geraldine Horan als individuelle »performances« der Zugehörigkeit.<sup>179</sup> Diese Beobachtungen gilt es indes noch weitaus materialreicher sowie akteurs- und situationspezifisch zu fundieren.

Eine Quellengruppe, die in den letzten Jahren äußerst produktiv bearbeitet worden ist und die zur Beantwortung der Frage nach Ko-Konstitution, individuellen Aneignungen und/oder Zurückweisung nationalsozialistischer Diskurse unverzichtbar ist, ist die Textsorte Tagebuch.<sup>180</sup> Dabei werden Tagebücher verschiedener Akteursgruppen in den Blick genommen, zum Beispiel prominenter nationalsozialistischer Politiker<sup>181</sup>, »ganz normaler« Deutscher (im Sinne des Nationalsozialismus)<sup>182</sup>, solche von Soldaten der Wehrmacht<sup>183</sup> oder auch von Ausgeschlossenen und Verfolgten.<sup>184</sup>

176 Vgl. ebd., S. 10f. und 276.

177 Dieses Phänomen einer unvermeidlichen Anpassung an die sprachlichen Normen des ›Dritten Reichs‹ bei gleichzeitiger partieller Abweichung hat bereits Gerhard Bauer in seiner Studie konstatiert, vgl. *Bauer*, Sprache und Sprachlosigkeit im ›Dritten Reich‹, S. 256f.: »Wenn sie wollten, dass ihre Gesprächspartner sie überhaupt anhörten, blieb ihnen oft nichts anderes übrig, als faschistische Grundsätze anzuführen und direkt aus ihnen oder unter ihrer Berücksichtigung kleine Forderungen der Rücksicht, der Milderung oder der Toleranz abzuleiten«.

178 Vgl. *Connelly*, The Uses of the Volksgemeinschaft, S. 928.

179 Vgl. *Horan*, »Er zog sich die ›neue Sprache‹ des ›Dritten Reiches‹ über wie ein Kleidungsstück«, S. 57.

180 Vgl. als Überblick über die Forschungslage die Sammelbände von *Frank Bajohr/Sybille Steinbacher* (Hrsg.), »... Zeugnis ablegen bis zum letzten«. Tagebücher und persönliche Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust, Göttingen 2015, sowie *Steuwer/Graf*, Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Als eine der frühen, immer noch äußerst lesenswerten Ausnahmen: *Susanne zur Nieden*, Alltag im Ausnahmezustand. Frauentagebücher im zerstörten Deutschland 1943 bis 1945, Berlin 1993.

181 *Angela Hermann*, Der Weg in den Krieg 1938/1939. Quellenkritische Studien zu den Tagebüchern von Joseph Goebbels, München 2011; *Jürgen Matthäus*, »... da die Geschichte uns über die Schultern schaut.« Alfred Rosenbergs politisches Tagebuch, in: *Bajohr/Steinbacher*, »... Zeugnis ablegen bis zum letzten«, S. 22–42.

182 Vor allem *Janosch Steuwer*, »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«. Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933–1939, Wallstein Verlag, Göttingen 2017, 611 S., geb., 49,90 €.

183 *Benjamin Möckel*, Gemeinschaftsimaginationen. Der Zweite Weltkrieg in Tagebüchern jugendlicher Soldaten, in: *Steuwer/Graf*, Selbstreflexionen und Weltdeutungen, S.124–142.

184 *Amos Goldberg*, Trauma in First Person. Diary Writing during the Holocaust, Bloomington 2017 (zuerst hebr. 2012); *Alexandra Garbarini*, Numbered Days. Diaries and the Holocaust, New Haven/London 2006; *Andrea Löw*, Tagebücher aus dem Ghetto Litzmannstadt: Autoren, Themen, Funktionen, in: *Bajohr/Steinbacher*, »... Zeugnis ablegen bis zum letzten«, S. 142–163; *Susanne Heim*, »Beim Schreiben habe ich immer noch einen Funken Hoffnung.« Tagebücher und Briefe verfolgter Juden, in: ebd., S. 81–99, die vor allem aus Beispielen zitiert, die in die verschiedenen Bände über »Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945« eingegangen sind. Vgl. auch die Angaben weiter oben in der Passage zur Sprache in den Konzentrationslagern, speziell die Arbeit von Dominique Schröder.

Zwei Prämissen sind dabei erkenntnisleitend: Zum einen werden die schriftlichen Erzeugnisse in Tagebuchform weniger als authentischer, unverstellter Einblick in die ›wahren‹ Gefühlswelt von Individuen betrachtet denn als »Medium der Selbstkonstitution und Welterzeugung«. <sup>185</sup> Im Prozess des Tagebuchschreibens konstituiert sich das Individuum selbst, allerdings keineswegs losgelöst von den sozialen Wissensbeständen und Diskursen, die es umgeben. Die Praktik des Tagebuchschreibens selbst hat also erheblichen »Einfluss auf die formulierten Selbstreflexionen und Weltdeutungen«. <sup>186</sup> Zum anderen wird von vielen Autorinnen und Autoren betont, dass das Tagebuchschreiben während des Nationalsozialismus nicht primär – wie lange angenommen – als Rückzugsraum für die Äußerung privater Gedanken zu interpretieren ist, sondern sich hierhin vielmehr die Anforderung an die Individuen niederschlug, »to come to terms with National Socialism«. <sup>187</sup> Besonders hervorgehoben wurde diese Anforderung für die ›Machtergreifung‹ und die Anfangszeit des Nationalsozialismus <sup>188</sup>, sie galt aber auch darüber hinaus. Das ›Zurechtkommen‹ erstreckte sich dabei über eine Skala, die in Schattierungen von vollkommener Zustimmung, partieller Abweichung und Kritikäußerung bis hin zu expliziter Zurückweisung reichte, teilweise in ein und demselben Tagebuch. <sup>189</sup> In jedem Fall war dies jedoch ein *sprachlicher* Prozess, wie Peter Fritzsche unterstreicht:

»Insofar as the Nazis redescribed the world, and got the German people to go along some of the way, scholars need to take seriously National Socialist ideology and its concepts of community, nation, and race. It is important to know how Germans at the time struggled with and made sense of the new vocabulary.« <sup>190</sup>

Systematisch und methodisch anspruchsvoll umgesetzt hat dieses Anliegen Janosch Steuer in seiner 2017 publizierte Dissertation. Darin gelingt es ihm zu zeigen, auf welche Weise Tagebuchschreiberinnen und -schreiber während der 1930er-Jahre durch das Schreiben an ihrer Einstellung zur nationalsozialistischen ›Bewegung‹ arbeiteten, ohne notwendigerweise überzeugte Nationalsozialistinnen oder Nationalsozialisten sein zu müssen. Vielmehr »bezogen sie« die – keineswegs eindeutigen – »politische[n] Kategorien, Grundsätze oder Leitbilder, die staatliche, parteiliche, gesellschaftliche und private Erziehungsagenten des NS-Regimes vorgaben, auf das eigene Leben«. <sup>191</sup> Ob und in welchem Maße die Zeitgenossen das eigene Erleben mit ideologischen Deutungen verknüpften, hing laut Steuer vor allem vom Interesse der Schreibenden und der Anschlussfähigkeit der ideologischen

185 *Janosch Steuer/Rüdiger Graf*, Selbstkonstitution und Welterzeugung in Tagebüchern des 20. Jahrhunderts, in: *dies.*, Selbstreflexionen und Weltdeutungen, S. 7–36, hier: S. 10.

186 *Ebd.*, S. 31.

187 *Peter Fritzsche*, *Life and Death in the Third Reich*, Cambridge/London 2008, S. 9. Auch Janosch Steuer hebt diesen Aspekt hervor, vgl. *Janosch Steuer*, »Weltanschauung mit meinem Ich verbinden«. Tagebücher und das nationalsozialistische Erziehungsprojekt, in: *dies./Graf*, Selbstreflexionen und Weltdeutungen, S. 100–123; *Steuer*, »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«, passim.

188 Vgl. *Frank Bajohr/Beate Meyer/Joachim Szodrzyński* (Hrsg.), *Bedrohung, Hoffnung, Skepsis. Vier Tagebücher des Jahres 1933*, Göttingen 2013; *Michael Wildt*, Self-Reassurances in Troubles Times: German Diaries During the Upheavals of 1933, in: *Lüdtke*, *Everyday Life in Mass Dictatorship*, S. 55–74; *Janosch Steuer*, »Ein neues Blatt im Buche der Geschichte«: Tagebücher und der Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft 1933/34, in: *Bajohr/Steinbacher*, »... Zeugnis ablegen bis zum letzten«, S. 42–60.

189 Vgl. etwa *Beate Meyer*, »Ich schlüpfte unbeachtet wie eine graue Motte mit durch.« Die Wandlungen der Luise Solmitz zwischen 1933 und 1945 im Spiegel ihrer Tagebücher, in: *Bajohr/Steinbacher*, »... Zeugnis ablegen bis zum letzten«, S. 61–80, sowie *Steuer*, »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«, passim.

190 *Fritzsche*, *Life and Death in the Third Reich*, S. 12.

191 *Steuer*, »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«, S. 214.

Kategorien an das eigene, alltägliche Leben ab. So wurden beispielsweise die »verbreiteten Bilder des idealen Körpers und eines entsprechenden Körperempfindens« weitaus häufiger aufgegriffen als die »mit Nachdruck popularisierten Kategorien der Rassenkunde«. <sup>192</sup> Einmal mehr beweist die Studie von Steuer, wie weiterführend es ist, nicht von einer »nationalsozialistischen Sprache« oder »Ideologie« auszugehen, die sich der Menschen bemächtigt habe, sondern die Ebene der sprachlichen Kollusion, des aktiven, individuellen Bemühens zu betonen:

»Die Vielzahl der ideologischen Forderungen und Leitbilder erforderte eine aktive Rolle der einzelnen Zeitgenossen: Sie mussten aus dem breiten Spektrum an Übersetzungen, die die nationalsozialistischen Weltanschauungen in Leitbilder alltäglicher Lebensführung überführten, einzelne auswählen, aufgreifen und auf sich beziehen.« <sup>193</sup>

Obleich Steuers Studie zahlreiche wichtige Erkenntnisse zum und Einsichten in den Sprachgebrauch von Tagebuchschreibern bereithält, besteht auf der Ebene der sprachlichen Feinanalyse weiterhin großer Forschungsbedarf. So wäre etwa nach dem Vorkommen spezifischer Satzmuster, der Verwendung von Personalpronomen, auffälligen Adjektiven, Partikeln, bestimmten stilistischen Merkmalen et cetera in verschiedenen Tagebüchern zu fragen.

Dass sich auch die Ausgeschlossenen und Verfolgten mit der sprachlichen Anforderung konfrontiert sahen, den Nationalsozialismus und ihr eigenes (Über-)Leben darin zu deuten, wurde an verschiedenen Stellen unterstrichen. Ein Quellenkorpus, das bisher wenig beachtet wurde, hat Christian Meyer in seiner Dissertationsschrift aus dem Jahr 2015 intensiv hinsichtlich seiner sprachlichen Charakteristika untersucht, nämlich jene autobiografischen Berichte und Essays, die zahlreiche aus Deutschland emigrierte Personen im Rahmen eines Preisausschreibens der Harvard University im Jahre 1939 verfasst haben. <sup>194</sup> Äußerst akribisch legt Meyer das Augenmerk auf die Sprache dieser Dokumente und fokussiert speziell die semantischen Konfigurationen des Privaten. Das Private, dessen Politisierung beziehungsweise Einengung im Nationalsozialismus oftmals sehr allgemein konstatiert wird, wird so »als Deutungsmuster und Sinnstiftungsinstrument in seiner Historizität ernst [genommen]«. <sup>195</sup> Zentral ist außerdem die Frage, ob und inwiefern die Individuen in den Essays »einen öffentlichen Sprachgebrauch internalisierten, herausforderten oder mit neuen Bedeutungsnuancen versahen« <sup>196</sup>, so etwa »ob Autobiographinnen und Autobiographen streng zwischen »Juden« und »Deutschen« oder »Ariern« und »Nichtariern« differenzierten, wie sie sich selbst innerhalb dieser Opposition verorteten und mit welchen Attributen sie die jeweiligen Kollektivbegriffe aufluden«. <sup>197</sup>

Aus den vielfältigen Ergebnissen der Arbeit seien lediglich einige herausgegriffen: So teilten viele Autorinnen und Autoren die autobiografischen Berichte, aber auch die in den erzählten Zeitabschnitten verwendeten Semantiken, in eine Zeit vor und eine Zeit nach dem 30. Januar 1933 ein. <sup>198</sup> Diese Zäsur wiederum »strukturierte beide Zeitabschnitte auf

192 Ebd., S. 307.

193 Ebd., S. 214.

194 Christian Meyer, *Semantiken des Privaten in autobiographischen Deutungen des Nationalsozialismus 1939/40*, Diss., Bielefeld 2015. Ich danke Christian Meyer herzlich für die Bereitstellung seiner Arbeit, die voraussichtlich 2019 erscheinen wird. Vgl. hierzu auch den kürzlich erschienen Beitrag von Mary Fulbrook, *Private Lives, Public Faces: On the Social Self in Nazi Germany*, in: Elizabeth Harvey/Johannes Hürter/Maiken Umbach u. a. (Hrsg.), *Private Life and Privacy in Nazi Germany*, Cambridge/New York etc. 2019, S. 55–80.

195 Ebd., S. 15.

196 Ebd., S. 33.

197 Ebd., S. 29.

198 Vgl. ebd., S. 108f.

der Grundlage der Dichotomie Politik/Privatleben«. <sup>199</sup> Denn die NS-Zeit wurde vorrangig in Semantiken des »Eingriffs«, des »Durchdringens« oder des »Einbrechens« des Staats in das »Privatleben« thematisiert, in welches sich das Individuum zurückziehen versucht habe. <sup>200</sup> Das ständige Unterscheiden zwischen Privatem und Politischem wurde für Deutsche jüdischer Herkunft und andere verfolgte zu einer (teils überlebenswichtigen) Fähigkeit kommunikativer Praxis. Ähnlich wie Pegelow Kaplan weist Meyer außerdem auf die Versuche der Autorinnen und Autoren hin, Gegennarrative gegen die nationalsozialistischen Topoi des »undeutschen Juden« zu entwerfen, beispielsweise indem auf die eigene deutsche Familiengeschichte rekurriert wurde. <sup>201</sup> Trotzdem waren die Schreibenden in ihren Schilderungen beinahe schon gezwungen, auf nationalsozialistische Kategorien – speziell die Unterscheidung »arisch/nicht-arisch« – zurückzugreifen: »Gerade weil das soziale Umfeld nach dieser Unterscheidung handelte, war es den jüdischen Autoren und Autorinnen kaum möglich, ihr Leben seit der Machtübernahme zu beschreiben, ohne selbst diese Dichotomie zu verwenden – selbst wenn sie sie dezidiert ablehnten.« <sup>202</sup> Die autobiografischen Dokumente des Preisausschreibens, die in unmittelbarer Nähe zu der erzählten Zeit entstanden sind, böten demnach »die Möglichkeit, die Reichweite und den individuellen Umgang mit der politischen Sprache eines totalitären Regimes zu untersuchen«. <sup>203</sup>

Ein weiteres großes Korpus von autobiografischen Berichten, das noch während der NS-Zeit zusammengestellt wurde und Aufschluss über den zeitgenössischen Sprachgebrauch »gewöhnlicher« Menschen gibt, stellt das – nunmehr leicht zugängliche – Konvolut der Theodore-Abel-Collection dar. <sup>204</sup> Der amerikanische Soziologe hatte 1934 in Zusammenarbeit mit dem Propagandaministerium um die 600 Einsendungen von »einfachen« Nationalsozialistinnen und Nationalsozialisten erhalten, die in den Berichten ihren Werdegang und ihre Hinwendung zum Nationalsozialismus darlegen sollten. Nachdem bereits einige historische Arbeiten mit diesen Quellen gearbeitet haben <sup>205</sup>, sind 2017 gleich zwei Untersuchungen erschienen, die versprechen, neue Erkenntnisse zu den Selbstzeugnissen aus der nationalsozialistischen »Bewegung« beizutragen. Katja Kosubek kommt das Verdienst zu, in ihrer Dissertation zum ersten Mal die von weiblichen Schreibenden verfassten Einsendungen editiert und einer eingehenden Analyse unterzogen zu

199 Ebd., S. 109.

200 Vgl. ebd., S. 122f.

201 Vgl. ebd., S. 168–172.

202 Ebd., S. 329.

203 Ebd., S. 330.

204 Wieland Giebel (Hrsg.), Warum ich Nationalsozialist wurde. Biogramme früherer Nationalsozialisten. Die einzigartige Sammlung des Theodore Abel, Berlin 2018. Die gesamten Dokumente sind online einsehbar unter URL: <<https://www.hoover.org/news/newly-digitized-nazi-biograms-now-available>> [8.2.2019]. Eine ähnliche Sammlung stellt die Sammlung autobiografischer Berichte dar, die Adalbert Gimbel 1936/37 zu Propagandazwecken erhoben und 1941 auszugswise publiziert hat. Vgl. Adalbert Gimbel (Hrsg.), So kämpften wir! Schilderungen aus der Kampfzeit der NSDAP im Gau Hessen-Nassau, Berlin 1941. Die Originaleinsendungen lagern im Bundesarchiv (NS 26/528–533). Zur Analyse, vgl. Christoph Schmidt, Analyse lebensgeschichtlicher Berichte früherer NSDAP-Mitglieder über die Kampfzeit 1919–1933, Diplomarbeit, Frankfurt am Main 1979; ders., Zu den Motiven »alter Kämpfer« in der NSDAP, in: Detlev Peukert/Jürgen Reulecke (Hrsg.), Die Reihen fast geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Nationalsozialismus, Wuppertal 1981, S. 21–44.

205 Vgl. besonders Peter Merkl, Political Violence under the Swastika. 581 early Nazis, Princeton 1975; David Redles, Hitler's Millennial Reich. Apocalyptic Belief and the Search for Salvation, New York/London 2005; Rohkrämer, Die fatale Attraktion des Nationalsozialismus; Koonz, Mütter im Vaterland.

haben.<sup>206</sup> Durch die quellennahe Darstellung sowie den Abdruck der Essays und biografischen Daten der Verfasserinnen liefert sie aufschlussreiche Einsichten in das Material. In- des wirft ihre Herangehensweise grundlegende methodische Probleme auf. Denn wie sie in einigen Passagen zum Aussagewert der Quellen vollkommen zutreffend konstatiert, spiegeln diese »die Perspektive der Mitlebenden des Sommers 1934«, das heißt des Schreibzeitpunkts, wider.<sup>207</sup> Sie böten keinen unmittelbaren Einblick in »tatsächliche« Motive und Handlungsräume der Autorinnen<sup>208</sup>, sondern lassen sich vielmehr dahin gehend befragen, wie die Autorinnen sich selbst, ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Sommer 1934 verorteten – und das zumal gegenüber einer ›fremden‹ Instanz. Die Verfasserinnen taten dies in einem »Wechselspiel von kollektivem Stereotyp und individueller Ausprägung«.<sup>209</sup> Speziell das grundlegende Narrativ einer politischen Erweckung, einer Kampf- und Leidenszeit und dann der ›Machtübernahme‹ entsprach einem weitverbreiteten Schema der NS-Propaganda.<sup>210</sup> An vielen Stellen weist Kosubek auf Entsprechungen, stilistische Referenzen zu, und teils wörtliche Übernahmen aus, zeitgenössischen nationalsozialistischen Diskursen hin.<sup>211</sup> Zu bedauern ist jedoch, dass die Bemerkungen zur Sprache der Essays an keiner Stelle systematisch gebündelt werden. Auch ihre zutreffende Vorsichts- anzeige gegenüber dem Aussagewert der Quellen spielt in der Auswertung keine Rolle mehr. Denn tatsächlich versucht sie sehr wohl, aus den autobiografischen Essays *vergangene* Motive, Gefühle und Handlungsspielräume zu rekonstruieren.<sup>212</sup> Damit verschiebt sich al- lerdings das Erkenntnisinteresse tendenziell weg von der Frage, wie die Schreibenden sich selbst, ihre Motive, Gefühle, Handlungsspielräume zum Schreibzeitpunkt 1934 konstru- ert haben.

Ganz ähnlich ist das Problem bei Sven Felix Kellerhoffs Darstellung der NSDAP gela- gert.<sup>213</sup> Ihm geht es darum, anhand der – ihm zufolge – »ersten [...] inhaltlich umfassend[en]«<sup>214</sup> Auswertung der Essays zu ergründen, was Deutsche dazu brachte, »Nationalsozia- listen zu werden und bis weit in den Krieg zu bleiben«.<sup>215</sup> Diese Fragestellung ist zweifellos wichtig. Sie behandelt aber die zugrunde liegenden Quellen – autobiografische Essays, die 1934 in Antwort auf eine konkrete Aufgabenstellung geschrieben wurden – als authen- tische Einblicke in das Innenleben der Akteure. Im gleichen Zug wird der Blick von dem

206 *Katja Kosubek*, »genauso konsequent sozialistisch wie national«. Alte Kämpferinnen der NSDAP vor 1933. Eine Quellenedition 36 autobiographischer Essays der Theodore-Abel-Collection (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Quellen, Bd. 4), Wallstein Verlag, Göttingen 2017, 608 S., geb., 42,00 €.

207 Ebd., S. 69.

208 Ebd.

209 Ebd., S. 72.

210 Vgl. ebd., S. 71.

211 Vgl. etwa ebd., S. 79 (Anm. 102), 159, 160, 190, 210, 218 (Anm. 297), 220, 227 und 235. Wie ein Rezensent anschaulich verbildlichte, lagen »die Propagandaphrasen« in den Lebensläufen »herum [...] wie Geröll«, vgl. *Christian Staas*, Ihr Kampf. Frauen im Nationalsozialismus, in: Die ZEIT, 6.7.2017, URL: <<https://www.zeit.de/2017/28/frauen-nationalsozialismus-adolf-hitler>> [14.2.2019].

212 Vgl. auch Formulierungen bei *Kosubek*, »genauso konsequent sozialistisch wie national«, die geradezu im Gegensatz zu den quellenkritischen Einschätzungen auf S. 69ff. stehen: »Die Besonderheit und Bedeutung dieser Quellen liegt in ihrer Authentizität. [...] Unmittelbar und lebendig führen überzeugte Nationalsozialistinnen die Leserschaft in ihre Lebens- und Vorstellungswelt« (ebd., S. 10), oder die von ihr präferierte »Methode des Verstehens« (ebd., S. 13–16).

213 *Sven Felix Kellerhoff*, Die NSDAP. Eine Partei und ihre Mitglieder, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2017, 441 S., geb., 25,00 €.

214 Ebd., S. 12.

215 Ebd., S. 11.

›Wie‹, der sprachlich-narrativen Konstruktion abgelenkt. Während Kosubek die Essays allerdings sehr tiefgehend auf bestimmte Deutungsmuster hin untersucht und die Schreibenden durch längere Zitatpassagen zu Wort kommen lässt, flechtet Kellerhoff ihre Aussagen eher als illustrative Schnipsel zwischen anderen Quellen (Goebbels-Tagebücher, Hitlerreden et cetera) ein. Dies macht sein Buch zwar zu einer ansprechenden Lektüre. Dem analytischen Wert der Abel-Essays wird es hingegen nicht gerecht. Die Analyse ihrer sprachlichen Charakteristika, speziell im Vergleich mit anderen Quellensorten, birgt auch weiterhin noch erhebliches Erkenntnispotenzial, etwa was sprachliche Möglichkeiten des Sich-Einschreibens oder aber die emotionale Dimension der »fatalen Attraktion« (Thomas Rohkrämer) des Nationalsozialismus anbelangt.<sup>216</sup>

Und auch andere, bisher erst wenig beachtete Textsorten bieten Ansatzpunkte, der Frage nach Ko-Konstitution, Diffusion, Aneignung, Modifizierung oder Zurückweisung nationalsozialistischer Diskurse in alltagssprachlicher Kommunikation nachzugehen. So ließen sich etwa Schulaufsätze<sup>217</sup> ebenso in die Analyse einbeziehen wie sonstige Formen von ›Gesinnungsaufsätzen‹, beispielsweise solche, wie sie auf ein Preisausschreiben der Braunschweiger Zeitung 1935 zum Thema »Was habe ich Adolf Hitler zu verdanken?« eingingen.<sup>218</sup> Während Feldpostbriefe, wie oben beschrieben, relativ gut erforscht sind, haben persönliche Briefwechsel aus der Vorkriegszeit demgegenüber bisher erst wenig Beachtung gefunden.<sup>219</sup> Eine weitere höchst interessante, wenn auch in größerer Anzahl wohl schwer auffindbare Quelle haben jüngst Klaus Latzel und Franka Maubach in Gestalt eines schriftlich niedergelegten, von ideologischen Versatzstücken durchzogenen Eheversprechens vorgestellt.<sup>220</sup>

Diese Auflistung ist keinesfalls vollständig, verdeutlicht jedoch abschließend, dass noch lange nicht alle Möglichkeiten der Quellenerhebung und -analyse einer Sprach- und Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus ausgeschöpft sind.

### III. FAZIT

Das in den 1970er-Jahren aufgestellte Diktum des Sprachwissenschaftlers Peter von Polenz sollte aktualisiert werden: *Eine Sprache des Nationalsozialismus gab es nicht*. Ihre Konstruktion als Untersuchungsobjekt verdeckt mehr, als sie offenlegt und erklärt. Weder auf der Ebene offiziellen Propagandasprachgebrauchs noch in den um ein Vielfaches variableren alltäglichen Kommunikationssituationen lässt sich jene Einheitlichkeit und Eindeutigkeit finden, die der Begriff suggeriert. Erheblich mehr Erkenntnispotenzial verspricht es, von situativ und kontextuell divergierendem Sprachgebrauch unter den Diskursbedingungen des Nationalsozialismus auszugehen. Die »Kommunikationsgemeinschaft der Jahre 1933 bis 1945« bestand mithin »aus heterogenen Teil-Gemeinschaften und -Kollektiven [...] mit je unterschiedlichen Erfahrungs- und Wahrnehmungshorizonten und einem

216 Im Mannheimer Projekt zur »Sprachlichen Sozialgeschichte 1933 bis 1945« arbeitet Heidrun Kämper zu Sprache und Emotion, unter anderem unter Auswertung der Theodore-Abel-Collection.

217 Vgl. hierzu die Quellenedition von *Bernhard Sauer* (Hrsg.), »Nie wird das deutsche Volk seinen Führer im Stiche lassen«. Abituraufsätze im Dritten Reich, Berlin 2012.

218 Vgl. hierzu mit Abdruck einiger Zuschriften *Ebeling/Heidrich/Jakob*, »Geliebter Führer«, S. 79ff.

219 Vgl. hierzu exemplarisch *Simona Leonardi*, Privatbriefe und amtliche Korrespondenzen: Zeugnisse ausgegrenzter KünstlerInnen, in: *Kämper/Schuster*, Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus, S. 191–216.

220 *Klaus Latzel/Franka Maubach*, Hochzeit in Uniform. Eheversprechen und »Volksgemeinschaft«, in: *dies./Mailänder*, Geschlechterbeziehungen und »Volksgemeinschaft«, S. 213–227.



je spezifischen Selbstverständnis, mit dem sie sprachlich agier[t]en.«<sup>221</sup> Bei der Erforschung dieser Kommunikationsgemeinschaft kommt den vielfältigen alltäglichen Formen des sprachlichen ›Mit-Spielens‹, das heißt der individuellen Aneignung und Ausdeutung, der Modifizierung wie auch des Widersprechens besondere Bedeutung zu. Wie Geraldine Horan betont hat, ermöglicht es dies, den nationalsozialistischen Diskurs als partizipatorischen zu begreifen, und zu zeigen, »that its use and effectiveness is best measured not only in terms of persuasiveness and manipulation, but rather in the population's willingness and ability to use it.«<sup>222</sup> Die Partizipation konnte freiwillig oder erzwungen sein, und sicherlich war sie von großen Machtasymmetrien geprägt. Sie markiert nationalsozialistische Diskurse indes stets als »collective effort«.<sup>223</sup>

Eine so verstandene Sprachgeschichte als Sprachgebrauchsgeschichte in spezifischen Kommunikationssituationen erscheint mithin äußerst anschlussfähig an die jüngere ›Volksgemeinschafts‹-Forschung, die verstärkt nach situationsspezifischen Facetten des alltäglichen Arrangements, des Mitmachens, des Ausschließens, des Aneignens und Abweichens an den Schnittstellen von Politik, Verwaltung, gesellschaftlichen Teilbereichen und individuellen Handlungen fragt. Denn diese Facetten gesellschaftlicher Praxis beinhalten eben zu einem großen Teil sprachliche Praktiken. Sprachgebrauchsorientierte Studien legen den Akzent genau auf diese sprachlich-kommunikative Hervorbringung, Aktualisierung und Verfasstheit der nationalsozialistischen Gesellschaft.

Wie der ausführliche Forschungsüberblick zeigt, sind gerade in jüngerer Zeit zahlreiche wichtige Arbeiten entstanden, die diese Phänomene untersuchen.<sup>224</sup> In den meisten Fällen bleiben sie allerdings begrenzt auf eine einzelne Quellenorte, zum Beispiel Feldpostbriefe, Tagebücher oder andere. Studien, wie die Thomas Pegelow Kaplans<sup>225</sup>, die übergreifend nach sprachlicher Ko-Konstitution suchen, sind noch Ausnahmen. Ebenso variiert je nach Zugang und methodisch-theoretischen Prämissen die Art und Weise, wie Sprache fokussiert wird, welche sprachlichen Merkmale (Begriffe, Deutungsmuster, Satzstrukturen, Sprachhandlungen, kleinere grammatische Einheiten) überhaupt in den Blick rücken.

Zukünftige Studien können demnach an eine reichhaltige Forschungstradition anschließen, müssen gleichzeitig aber neue Schwerpunkte setzen. Quellensortenübergreifend, vergleichend, kontrastierend wäre zum einen nach sprachlichen Prozessen der In- und Exklusion zu fragen. Diese zusammenzudenkenden Leitkategorien, die nun schon längere Zeit im Zentrum der NS-Forschung stehen<sup>226</sup>, gilt es noch weitaus genauer auf ihre sprachlichen Dimensionen hin zu untersuchen, etwa im Hinblick auf verschiedene Selbst- und Fremdbilder, auf Verortungen des Individuums im Bezug zu Kollektiven, auf Aneignungen, Modifizierungen, Gegenentwürfe. Als weitere Leitkategorien bieten sich Zeit und

221 *Kämper*, Sprachliche Sozialgeschichte 1933 bis 1945, S. 11.

222 *Horan*, »Lieber, guter Onkel Hitler«, S. 56.

223 *Dies.*, »Er zog sich die ›neue Sprache‹ des ›Dritten Reiches‹ über wie ein Kleidungsstück«, S. 69. Vgl. im Anschluss an Horan auch *Sauer*, 1933–1945, S. 978.

224 Auch andere aktuell laufende beziehungsweise kürzlich abgeschlossene Forschungsprojekte widmen sich Teilbereichen dieser Fragestellung. So wurde in den letzten Jahren am Institut für Zeitgeschichte München das »Private im Nationalsozialismus« untersucht. Im Januar 2020 startet an gleicher Stelle ein Projekt zur Gerüchtekommunikation während des Nationalsozialismus unter Leitung von Caroline Metzger. Und an der WWU Münster werden »Verwaltungslogik und kommunikative Praxis im und nach dem Nationalsozialismus« anhand zentraler Behörden in den Blick genommen. Die Beiträge aus diesen Forschungen lassen neue Erkenntnisse auch zur Bedeutung sprachlicher Praktiken im Nationalsozialismus erwarten.

225 *Pegelow Kaplan*, *The Language of Nazi Genocide*.

226 Vgl. *Steuwer*, Was meint und nützt das Sprechen von der ›Volksgemeinschaft‹?, S. 520f.; *Wildt*, »Volksgemeinschaft« – eine Zwischenbilanz, S. 362–367.

Raum an.<sup>227</sup> Hierbei geht es vor allem darum, zu untersuchen, wie die Zeitgenossen Ereignisse, Prozesse, andere und letztlich sich selbst in verschiedenen Kommunikationssituationen zeitlich und räumlich verortet haben. Ob angesichts der hier aufgezeigten Heterogenität und Differenziertheit der Rede- und Sprachwelt des Nationalsozialismus noch eine zusammenhängende Darstellung zu leisten ist, werden künftige Entwürfe zeigen. Fest steht, dass die Erforschung der sprachlichen Verhältnisse im Nationalsozialismus noch immer eine spannende und erkenntnisfördernde Aufgabe darstellt.

---

227 Zu Zeit vgl. *Anselm Doering-Manteuffel*, Die Ordnung der Zeit im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, in: *Lucian Hölscher* (Hrsg.), Die Zukunft des 20. Jahrhunderts. Dimensionen einer historischen Zukunftsforschung, Frankfurt am Main/New York 2017, S. 101–120; *Christopher Clark*, Time of the Nazis. Past and Present in the Third Reich, in: *Alexander C. T. Geppert/Till Kössler* (Hrsg.), Obsession der Gegenwart. Zeit im 20. Jahrhundert, Göttingen 2015, S. 156–187; Themenheft »Fascist Temporalities« des *Journal of Modern European History* 13, 2015. Zu Raum vgl. *Ulrike Jureit*, Das Ordnen von Räumen. Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert, Hamburg 2012. Für einige der hier besprochenen Arbeiten stellen Zeit und/oder Raum ebenfalls Leitkategorien der Untersuchung dar, vgl. etwa *Meyer*, Semantiken des Privaten; *Schröder*, »Niemand ist fähig, das alles in Worten auszudrücken«; *Steuwer*, »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«; *Latzel*, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg?; *Humburg*, Das Gesicht des Krieges; *Bergerson*, Das Sich-Einschreiben in die NS-Zukunft; *Leonardi*, Privatbriefe und amtliche Korrespondenzen.

*Maren Möhring*

## Jenseits des Integrationsparadigmas?

## Teil II:

## Forschungen zur transnationalen Arbeitsmigration in Europa nach 1945

Für die Genealogie des Integrationsparadigmas<sup>1</sup> spielte die Arbeitsmigration nach 1945 eine zentrale Rolle; eine historische Analyse des »Gastarbeiter«-Systems ist unabdingbar, will man die gegenwärtige Migrations- und Integrationspolitik in der Bundesrepublik in ihrer Genese verstehen. Doch auch die Erfahrungen mit (Arbeits-)Migration in der DDR sollten in diesem Zusammenhang mehr Aufmerksamkeit erfahren. Der folgende Forschungsbericht wird einige Überblicksdarstellungen, vor allem aber einzelne Fallstudien zur Arbeitsmigration in Europa vorstellen. Der Fokus liegt dabei zum einen auf der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und zum anderen auf dem deutschsprachigen Raum. Dieser allerdings wird in seinen europäischen und globalen Bezügen untersucht – nicht zuletzt, weil der Schwerpunkt des Literaturberichts auf transnationalen Migrationsbewegungen liegt. Binnenmigration, die einen wichtigen Aspekt der Arbeitsmigration in Europa und darüber hinaus darstellt, bleibt weitgehend ausgeblendet.<sup>2</sup> Dasselbe gilt für Asyl- und Fluchtmigration, auch wenn sich die staatlicherseits unterschiedlich kategorisierten Formen der Migration nicht immer separieren lassen, wie zu zeigen sein wird.

Flucht- und andere Formen der Migration gemeinsam zu diskutieren, würde auch insofern Sinn ergeben, als eine Analyse des Umgangs mit bestimmten Neuankömmlingen in einer Gesellschaft auch für das Verständnis späterer und andersartiger Migrationsbewegungen relevant ist. Philipp Ther hat in seiner 2017 erschienenen Studie über Fluchtmigration betont, dass trotz aller Unterschiede zwischen den seit 2011 in die Bundesrepublik kommenden Geflüchteten und den mit Arbeitserlaubnis ausgestatteten Arbeitsmigrantinnen und -migranten, die im Rahmen der Anwerbeverträge ins Land kamen, ein historischer Vergleich sinnvoll ist.<sup>3</sup> Vor allem könne man aktuell, so Ther, auf die zahlreichen historischen Erfahrungen mit der Integration von Neuankömmlingen zurückgreifen – auch und gerade auf die negativen.<sup>4</sup> So thematisiert Ther die verpassten Chancen, mithilfe von Sprachkursen die Integration (und Partizipation) der (ehemaligen) »Gastarbeiter« zu befördern, ebenso wie er die – von ihm als »Desintegration« bezeichnete – Rückkehrförderung unter

1 Vgl. Teil I dieses Forschungsberichts: *Maren Möhring*, Jenseits des Integrationsparadigmas? Aktuelle Konzepte und Ansätze in der Migrationsforschung, in: AfS 58, 2018, S. 305–330.

2 Für eine aktuelle ausführliche Studie zur Binnenmigration im Deutschen Reich in den Jahren der Weltwirtschaftskrise, die sich insbesondere für die Migration Erwerbsloser und landwirtschaftlicher Wanderarbeiterinnen und Wanderarbeiter, aber auch für Siedlungsprogramme interessiert, vgl. *Jan Andreas Kaufhold*, Migration und Weltwirtschaftskrise. Wanderungen im Deutschen Reich in den späten 1920er und frühen 1930er Jahren, Paderborn 2019.

3 *Philipp Ther*, Die Außenseiter. Flucht, Flüchtlinge und Integration im modernen Europa, Berlin 2017, S. 304. Die Frage nach der Rolle vergangener Migrationsbewegungen und vergangener Diskurse für die heutige Zeit zu analysieren, fordert auch *Dirk Hoerder*, Arbeitsmigration und Flucht vom 19. bis ins 21. Jahrhundert, in: Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung 25, 2016, H. 1, S. 3–32, hier: S. 32.

4 Einleitend problematisiert *Ther*, Die Außenseiter, S. 27, den Integrationsbegriff, den er »funktionalistisch« und »nicht normativ« versteht. Die rechtliche, berufliche, lebensweltliche und familiäre Integration (Heiratsverhalten) ergänzt er zudem um den »wesentliche[n] Punkt [...] Partizipation« (ebd., S. 32 und 28).

der Regierung Kohl in den 1980er-Jahren kritisiert.<sup>5</sup> Immer wieder versucht Ther, Migrantinnen und Migranten als historische Akteure in den Blick zu nehmen – nach wie vor ein Desiderat der Migrationsforschung, das verdeutlicht, wie stark geschichtswissenschaftliche Thematisierungen von *agency* von der öffentlichen Anerkennung bestimmter Gruppen abhängen.<sup>6</sup> Grundsätzlich bleibt zu fragen, ob und in welchem Sinne vergangene Erfahrungen mit Migration Antworten auf aktuelle Fragen geben können. Migrationsgeschichte erscheint dann instruktiv, wenn sie uns zu einem »new understanding of the larger context« verhilft, »one in which a different future was entirely possible«.<sup>7</sup> Obwohl für den größeren Zusammenhang die gemeinsame Diskussion verschiedener Migrationsformen interessant wäre<sup>8</sup>, beschränkt sich der folgende Forschungsbericht aus Kapazitätsgründen auf eine spezifische Form von Migration: die Arbeitsmigration.

## I. ARBEITSMIGRATION

Arbeitsmigration gehört in der Migrationsforschung sicherlich zu den am häufigsten thematisierten Migrationsformen. Sie nimmt einen prominenten Platz in Überblicksdarstellungen sowie in enzyklopädischen Werken zur Migrationsgeschichte ein.<sup>9</sup> Doch was ist eigentlich unter Arbeitsmigration zu verstehen? Gängige Typologien unterscheiden insbesondere zwischen erzwungener (Flucht-)Migration und tendenziell freiwilliger Arbeitsmigration zur Verbesserung der eigenen wirtschaftlichen Situation.<sup>10</sup> Die Bedrohung des eigenen Lebens auf der einen Seite und primär ökonomische Motive auf der anderen Seite werden einander gegenübergestellt – und den jeweiligen Migrantengruppen unterstellt.<sup>11</sup> Diese Kategorisierung ist zu Recht zunehmend problematisiert worden, trägt eine solche

5 Ebd., S. 326.

6 Das haben Michael G. Esch und Patrice Poutrus bereits 2005 am Beispiel der Vertriebenen verdeutlicht, deren Zuwanderungsgeschichte erfolgreich in die nationale Meistererzählung integriert wurde, *Michael G. Esch/Patrice Poutrus*, *Zeitgeschichte und Integrationsforschung*. Eine Einführung, in: *ZHF* 32, 2005, S. 338–344, hier: S. 339.

7 So hat es Jennifer A. Miller auf den Punkt gebracht, deren Studie zur türkischen Arbeitsmigration in die Bundesrepublik später ausführlich vorgestellt wird.

8 Zu der in den letzten Jahren stark expandierten Forschung über Geflüchtete vgl. insbesondere die 2017 neu gegründete Zeitschrift »Z'Flucht. Zeitschrift für Flüchtlingsforschung/The German Journal for Refugee Studies«.

9 Vgl. exemplarisch *Klaus J. Bade/Pieter C. Emmer/Leo Lucassen* u. a. (Hrsg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn/München etc. 2007; *Ulrich Herbert*, *Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge*, München 2008. Für einen knappen historischen Überblick vgl. auch *Jochen Oltmer*, *Grenzüberschreitende Arbeitsmigration von und nach Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Entwicklung, Stand und Perspektiven der Forschung*, in: *Dittmar Dahlmann/Margrit Schulte Beerbühl* (Hrsg.), *Perspektiven in der Fremde? Arbeitsmarkt und Migration von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*, Essen 2011, S. 25–48.

10 Vgl. etwa *Dirk Hoerder/Jan Lucassen/Leo Lucassen*, *Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung*, in: *Bade/Emmer/L. Lucassen* u. a., *Enzyklopädie Migration in Europa*, S. 28–53, hier: S. 37. Hier wird auch nochmals zwischen den Arbeitsmarktsegmenten unterschieden, in denen Migrantinnen und Migranten jeweils tätig werden: agrarisch, gewerblich-industriell, Dienstleistungssektor und »Elite (Beamte, freie Berufe und Geschäftsleute)« (ebd.).

11 Ein *re-entry* dieser Unterscheidung lässt sich für die Figur des Flüchtlings beobachten, die in den politisch verfolgten (»echten«) Flüchtling und den sogenannten Wirtschaftsflüchtling aufgespalten wird. Zur Künstlichkeit dieser Unterscheidung vgl. auch *Lauren Stokes*, *The Permanent Refugee Crisis in the Federal Republic of Germany, 1949–*, in: *Central European History* 52, 2019, S. 19–44.

Unterscheidung doch zur Reproduktion administrativer Klassifizierungspraktiken bei.<sup>12</sup> Wie empirische Beispiele in Geschichte und Gegenwart zeigen, ist eine klare Unterscheidbarkeit keineswegs immer gegeben. Die Migration aus der Türkei in die Bundesrepublik beispielsweise erfolgte zum einen im Rahmen der Zuwanderung von »Gastarbeitern«, an der sich aber überproportional viele in der Türkei diskriminierte Personen (etwa Kurdinnen und Kurden) beteiligten, und zum anderen als Fluchtmigration, insbesondere nach dem Anwerbestopp 1974 und dem Militärputsch in der Türkei 1980. Insofern eine legale Zuwanderung nur noch über einen Asylantrag (oder den Familiennachzug) erfolgen konnte, wählten viele Migrantinnen und Migranten diesen Weg – ungeachtet ihrer jeweiligen Motive, die in den meisten Fällen wirtschaftliche und andere (soziokulturelle oder auch politische) Beweggründe umfassten. In diesem Sinne könnte man mit Serhat Karakayali das, was gemeinhin als Arbeitsmigration klassifiziert wird, auch über Begriffe wie »Flucht aus sozialen Verhältnissen« neu perspektivieren.<sup>13</sup> Nicht in Abrede gestellt werden soll aber, dass es selbstverständlich unterschiedliche Grade der Freiwilligkeit und des Zwangs zur Migration gibt. Dirk Hoerder unterscheidet entsprechend zwischen einer weitgehend auf eigener Entscheidung beruhenden Migration, die aber oftmals »unter (teils extremen) ökonomischen Zwängen« erfolge, und unfreiwilliger Migration infolge von Krieg und Vertreibung, die er nochmals von Zwangswanderungen im engen Sinne unterscheidet, zu denen Sklaverei und (andere) Zwangsarbeitssysteme gehören.<sup>14</sup> Im folgenden Forschungsbericht wird es nicht um Zwangsarbeitssysteme (etwa im nationalsozialistischen Deutschland) gehen, sondern um mehr oder weniger freiwillige Formen der Arbeitsmigration.

Den Begriff »Arbeitsmigration« gilt es darüber hinaus insofern weiter zu problematisieren, als sich einerseits die Frage stellen lässt, welche Art der Migration denn eigentlich keine Arbeitsmigration ist. Außer im Falle sehr kleiner Kinder oder alter Menschen (sprich: Rentnerinnen und Rentner) gehört zur Migration fast immer die Arbeitsaufnahme – wenn nicht einer außerhäuslichen Erwerbstätigkeit, dann die Arbeit in einem Haushalt wie im Falle von Care-Arbeiterinnen, Au-Pairs oder auch Heiratsmigrantinnen. Andererseits lässt sich der Begriff auch als eine Verengung des Migrationsgeschehens auf die Ausübung bestimmter Tätigkeiten kritisieren. In diesem Sinne markiert er eine »spezifische Form des Umgangs moderner Gesellschaften mit Migrationsprozessen«.<sup>15</sup> Zum einen stellt Arbeitsmigration damit »eine allgemeine Tatsache« dar, weil (fast) alle Migrantinnen und Migranten ihren Lebensunterhalt durch Arbeit sichern müssen; zum anderen lässt sich Arbeitsmigration aber auch als Sonderfall verstehen, bei dem Migration ökonomisch über Angebot und Nachfrage von Arbeitskraft definiert und mithin funktional begriffen wird. Das gilt in besonderem Maße für die im Folgenden im Zentrum stehende »Gastarbeiter«-Migration.

12 So *Martin Geiger*, Migration. Sicherheit. Raum. Erörterungen zur (neuen) Gouvernementalität der Migration, in: *Henning Füller/Boris Michel* (Hrsg.), Die Ordnung der Räume. Geographische Forschung im Anschluss an Michel Foucault, Münster 2012, S. 82–107, hier: S. 91.

13 *Serhat Karakayali*, Gespenster der Migration. Zur Genealogie illegaler Einwanderung in der Bundesrepublik Deutschland, Bielefeld 2008, S. 83, bezieht sich hier unter anderem auf die Studien von *Peter Linebaugh/Marcus Redeker*, The Many-Headed Hydra. Sailors, Slaves, Commoners, and the Hidden History of the Revolutionary Atlantic, Boston 2000. Vgl. auch *Dimitris Papadopoulos/Niamh Stephenson/Vassilis Tsianos*, Escape Routes. Control and Subversion in the Twenty-First Century, London 2008.

14 *Hoerder*, Arbeitsmigration und Flucht vom 19. bis ins 21. Jahrhundert, S. 7.

15 *Thomas Geisen*, Migration als Vergesellschaftungsprozess. Zur Konstruktion von Arbeitsmigration als Sonderfall, in: *ders.* (Hrsg.), Arbeitsmigration. WanderarbeiterInnen auf dem Weltmarkt für Arbeitskraft, Frankfurt am Main/London 2005, S. 19–35, hier: S. 19. Diese auf Kosten-Nutzen-Erwägungen basierende Rahmung von Migration ist nicht losgelöst von Rassismen zu betrachten; wie Geisen zeigen kann, erweisen sich bestimmte Stereotype als prägender Faktor der Nutzenkalkulation.

Der Begriff »Arbeitsmigration« wirft also auf sehr grundsätzliche Weise die Frage nach dem Verhältnis von Arbeit und Migration auf.<sup>16</sup> Zunächst einmal lässt sich ein historisches Argument für die enge Verzahnung von beidem insbesondere in der Moderne machen: Lohnarbeit beruht auf der Freisetzung von Menschen, die sich in Form von Binnenmigration oder auch transnationaler Migration auf den Weg zu den (neuen) Arbeitsstätten machten. Eine solche Perspektive, die Weltgeschichte als Wanderungsbewegung von Menschen auf der Suche nach Arbeit versteht, haben prononciert Michael Hardt und Antonio Negri in ihrem Buch *Empire* eingenommen.<sup>17</sup> Fest steht, dass veränderte Arbeitsverhältnisse in der Geschichte immer wieder zu neuen Migrationsbewegungen geführt haben; andersherum aber transformiert migrantische Arbeit auch die Arbeitsverhältnisse. Der Umgang mit migrantischer Arbeit, so eine zentrale These der Forschung, hat dabei vielfach als »Laboratorium neuer Arbeitsbeziehungen«, auch der Prekarisierung fungiert.<sup>18</sup> Die Relationen zwischen Migration und sich wandelnden Arbeitsmärkten zu untersuchen, stellt ein Desiderat nicht nur der Forschungen zur Arbeitsmigration dar.<sup>19</sup> Deren Fokus liegt nach wie vor auf eher proletarisch geprägten Migrationsbewegungen; die »Elitenmigration« von *professionals* oder auch Studierenden wird kaum als Arbeitsmigration klassifiziert – nicht zuletzt, weil die genannten Gruppen oftmals gar nicht als Migrantinnen und Migranten firmieren, auch wenn sie sich länger als ein Jahr im Ausland aufhalten.<sup>20</sup> Hochqualifizierte werden entsprechend auch kaum mit dem Integrationsimperativ konfrontiert.<sup>21</sup>

Dass es sich lohnt, Arbeit und Migration auch systematisch gemeinsam zu diskutieren, wird in der Festschrift für Ludger Pries, der mit seinen Forschungen zu transnationalen Räumen auch über die Soziologie hinaus bekannt geworden ist, in insgesamt 22 Beiträgen herausgestrichen. Pries selbst hat dafür plädiert, die soziologische Forschung zur internationalen Migration stärker mit der sozialwissenschaftlichen Arbeitsmarkttheorie zu verbinden.<sup>22</sup> Trotz der wachsenden Bedeutung von Mobilität/Migration für das Erwerbsleben, so konstatieren die Herausgeberin und die Herausgeber Martina Maletzky, Martin Seeliger und Manfred Wannöffel in ihrer Einleitung, sei noch immer wenig über »Folgen und Funktionen von (grenzüberschreitender) Mitarbeitermobilität für das Arbeitsleben« bekannt.<sup>23</sup>

16 Vgl. zu diesem Zusammenhang auch den 2011 erschienenen Sammelband von *Dahlmann/Schulte Beerbühl*, Perspektiven in der Fremde?.

17 *Michael Hardt/Antonio Negri*, *Empire*. Die neue Weltordnung, Frankfurt am Main/New York 2002 (zuerst engl. 2000).

18 So *Maurizio Coppola*, Prekarität, Migration, Widerstand – am Beispiel der Schweiz, in: *Sozial. Geschichte Online* 10, 2013, S. 119–146, hier: S. 128. Zur Entwertung migrantischer Arbeitskraft aufgrund von rechtlicher Schlechterstellung, der Nichtanerkennung von Bildungs- und Berufsabschlüssen sowie im Zuge kulturalisierender Zuschreibungen an die *ethnic economy* vgl. *Harald Bauder*, *How Migration Regulates Labor Markets*, Oxford 2006.

19 Noch breiter formuliert bedeutet das, Migrationsprozesse und sozialen Wandel gemeinsam und in ihrem Wechselverhältnis zu betrachten. Dazu gehören unbedingt auch Veränderungen im Geschlechterverhältnis. Vgl. dazu zum Beispiel *Helma Lutz*, Gender in the Migratory Process, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 36, 2010, S. 1647–1663.

20 Dass die (innereuropäische) sogenannte Wohlstandsmigration ein Forschungsdesiderat darstellt, konstatiert für Österreich *Martina Nothnagel*, »Auch wir sind Migrant\_innen!«. Migrant\_innen aus Skandinavien, Deutschland und Spanien in Wien, Bielefeld 2019, S. 11.

21 *Thomas Faist*, (Staats)Bürgerschaft, in: *Özkan Ezli/Gisela Staube* (Hrsg.), *Das neue Deutschland*. Von Migration und Vielfalt, Paderborn 2014, S. 196–198, hier: S. 197f.

22 *Ludger Pries*, Internationalisierung von Arbeitsmobilität durch Arbeitsmigration, in: *Fritz Böhle/Günther G. Voß/Günther Wächter* (Hrsg.), *Handbuch Arbeitssoziologie*, Wiesbaden 2010, S. 729–750, hier S. 729.

23 *Martina Maletzky/Martin Seeliger/Manfred Wannöffel*, Einleitung: Arbeit, Organisation und Mobilität aus grenzüberschreitender Perspektive, in: *dies.* (Hrsg.), *Arbeit, Organisation und Mobilität. Eine grenzüberschreitende Perspektive*. Festschrift für Ludger Pries, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2013, 534 S., kart., 39,90 €, S. 11–25, hier: S. 15.

Dasselbe gelte für die »mobilitätsgenerierenden Kräfte von Organisationen«.<sup>24</sup> Wenn im Titel des Buches von Grenzüberschreitung die Rede ist, dann ist mithin nicht nur der Übertritt über eine Landesgrenze, sondern auch der Versuch, die disziplinären Grenzen von Arbeits-, Organisations- und Migrationssoziologie zu überschreiten, gemeint. Entsprechend ist das Buch in drei Teile gegliedert, von denen sich der erste mit räumlichen Überschreitungen im engeren Sinne befasst, während im zweiten Teil Fragen zum Beispiel transnationaler Interessenregulierung, etwa Internationalisierungsbemühungen von Betriebsräten, behandelt werden. Teil III schließlich betrachtet die Personalmobilität und ihre Generierung innerhalb verschiedener Organisationen, die von multinationalen Unternehmen über politische Stiftungen bis hin zu religiösen migrantischen Zusammenschlüssen reichen.

Für die historische Migrationsforschung ist insbesondere die Darlegung und Auseinandersetzung mit Pries' Überlegungen zu transnationalen Sozialräumen von Martin Seeliger interessant. Er benennt die Pluri-Lokalität dieser Räume als wichtigen Aspekt und referiert die von Pries vorgenommene, ursprünglich auf Peggy Levitt zurückgehende Unterscheidung zwischen transnationalen Räumen als dichten Verflechtungen, transnationalen Netzwerken als weniger intensiven Formen der Transnationalität und schließlich transnationalen Beziehungen als dritter und am wenigsten enger Form transnationaler Verflechtung. Vor allem macht Seeliger deutlich, dass Pries sich anfangs besonders für die Dimension neuer Möglichkeitsräume interessiert habe, im Zuge seiner Beschäftigung mit grenzüberschreitenden Formen der Regulierung von Arbeit aber zunehmend Fragen von Macht und Herrschaft für relevant erachtet habe. Damit eignet sich sein Ansatz sehr gut, um, raumtheoretisch reflektiert, sowohl (globale) Ungleichheit als auch emanzipative Potenziale in der Analyse zu berücksichtigen.<sup>25</sup>

Monika Salzbrunn bietet im Anschluss einen informativen Überblick über die anglo-amerikanische, deutsche und französische Migrationssoziologie und ihre Konzeptualisierung von Transnationalität/transnationalen Sozialräumen einerseits und von Zirkulation andererseits. An der französischen Migrationssoziologie kritisiert Salzbrunn, dass sie mit ihrer Betonung der Zirkulation die Bedeutung lokaler (Wohn-)Orte herunterspiele; zudem sei in Frankreich lange Zeit die migrantische *agency* zugunsten sozioökonomischer Strukturen vernachlässigt worden.<sup>26</sup> Für die Gegenwart aber macht sie eine Annäherung insofern aus, als sich die Migrationssoziologie in allen untersuchten Kontexten vermehrt für die durch Migration hervorgerufenen soziokulturellen Transformationen (in vornehmlich urbanen Räumen) interessiere.<sup>27</sup> Dieser explizite Fokus auf neue, hybride Praktiken ist sicherlich weiterführend – und zwar nicht nur bezüglich sich verändernder Arbeitsverhältnisse, sondern auch im Hinblick auf Konsum und Freizeitgestaltung.<sup>28</sup>

## II. STUDIEN ZUM SOGENANTEN GASTARBEITERSYSTEM

Nach diesen Vorüberlegungen zum Begriff der Arbeitsmigration und dem – stets für den Untersuchungsgegenstand genau zu analysierenden – Verhältnis von Arbeit und Migration werden im Folgenden vornehmlich geschichtswissenschaftliche Studien zur Arbeits-

24 Ebd., S. 17.

25 Vgl. Martin Seeliger, Transnationale Verflechtungen – Ludger Pries' figurationssoziologische Sozialraumtheorie mit doppelt grenzüberschreitendem Sinnhorizont, in: ebd., S. 46–62, hier: S. 59.

26 Monika Salzbrunn, Migrationsforschung »sachsonisch«, »teutonisch« und »gallisch«. Eine transnationale Wissenschaftssoziologie, in: ebd., S. 63–83, hier: S. 68 und 70.

27 Ebd., S. 71.

28 Virginie Dercourt-Silhouette/Maren Möhring/Marie Poinso (Hrsg.), Au prisme de la consommation (= hommes & migrations 13, 2018, Nr. 20); dies., La figure du consommateur immigré en Europe. Regards franco-allemands, Paris 2018.

migration nach 1945 vorgestellt.<sup>29</sup> Der Fokus auf den europäischen und insbesondere den deutschsprachigen Raum bringt es mit sich, dass die Rekrutierung von Arbeitskräften im Zuge zwischenstaatlicher Anwerbeabkommen sowie das Ende dieses »Gastarbeiter«-Systems<sup>30</sup> einen breiten Raum einnehmen werden. Die in mehreren Ländern Anfang der 1970er-Jahre erlassenen Anwerbestopps haben das seit den 1950er-Jahren breit etablierte Migrationsregime transformiert; der Umbruch in Osteuropa in den späten 1980er-Jahren sowie weitere globale Veränderungen führten zu einem weiteren grundlegenden Wandel des europäischen Migrationssystems und neuen Formen von Arbeitsmigration. Insgesamt setzte eine starke Diversifizierung der Arbeitsverhältnisse ein, die sich kaum noch einem größeren Migrationssystem zuordnen lassen.<sup>31</sup> Mit der Ablösung des »Gastarbeiter«-Systems durch neue Formen (der Regulierung) migrantischer Arbeit steht damit sowohl eine Auseinandersetzung mit den langfristigen Folgen der Arbeitskräfteanwerbung der 1950er- bis 1970er-Jahre als auch eine Beschäftigung mit den neuerlichen Ost-West-Migrationen auf der Agenda. Der Fokus auf den deutschsprachigen Raum bedingt, dass Formen transnationaler Arbeitsmigration, die stark von Dekolonisation geprägt waren und sich vor allem in Frankreich und Großbritannien, aber auch in den Niederlanden oder Belgien beobachten lassen, nur vereinzelt und in punktuellen Vergleichen in den Blick geraten.<sup>32</sup>

Global lässt sich das »Gastarbeiter«-System als eines von zwei Süd-Nord-Wanderungssystemen in der Zeit nach 1945 identifizieren. Christiane Harzig und Dirk Hoerder unterscheiden weltweit zwischen acht großen und sich teils überlappenden Migrationssystemen nach dem Zweiten Weltkrieg: Zwei dieser Systeme ordnen sie als Süd-Nord-Wanderungssysteme ein, zum einen die südeuropäische (Gast-)Arbeitsmigration nach West- und Nord-europa (die sich dann bald auch auf Nordafrika als Entsendungsregion erweiterte<sup>33</sup>), zum anderen die Migration aus Lateinamerika und der Karibik in die USA. Weitere (trans-)regionale Migrationssysteme entstanden zwischen der Karibik und Mittel-/Südamerika sowie zwischen den schnell wachsenden Ökonomien Südkoreas, Singapurs und Malaysias; zudem trat das pazifische Migrationssystem in eine neue Phase ein, nachdem die USA ab 1965 Migration aus Asien wieder zuließ.<sup>34</sup> Hinzu kamen in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts dann die ölfördernden Staaten am Persischen Golf, die Arbeitskräfte vor allem aus Nordafrika und Asien temporär anwarben (und weiterhin rekrutieren). Auch im subsaharischen Afrika ist, insbesondere nach Ende der Apartheid, ein regionales Migrationssystem entstanden. Osteuropa verfügte während des Kalten Krieges über ein eigenes

29 Bedanken möchte ich mich an dieser Stelle bei den Studierenden meines Master-Seminars »(Arbeits-)Migration. Theorie und Geschichte« im WS 2016/17 an der Universität Leipzig, mit denen ich einige der hier vorgestellten Bücher diskutieren konnte.

30 In der Schweiz war von »Fremdarbeitern« die Rede – eine Bezeichnung, die in der Bundesrepublik aufgrund des nationalsozialistischen Zwangsarbeitersystems nur noch selten offiziell Verwendung fand.

31 Sowohl eine zunehmende Migration hochspezialisierter Fachkräfte als auch ungelerner Arbeitskräfte sei global zu beobachten, so *Dirk Hoerder*, Migration Research in Global Perspective: Recent Developments, in: Sozial.Geschichte Online 9, 2012, S. 63–84, hier: S. 82.

32 Allerdings gilt es zu bedenken, dass das oft gewaltvolle Ende europäischer Kolonialherrschaft nach 1945 auch für Länder wie die Bundesrepublik von Bedeutung war, nicht zuletzt im Hinblick auf algerische Migranten und Migrantinnen, vgl. *Lucas Hardt*, Flüchtlinge, Terroristen, Freiheitskämpfer? Algerische Migranten und die Bundesrepublik Deutschland 1954 bis 1962, in: VfZ 67, 2019, S. 377–407.

33 Südeuropa und Nordafrika ließen sich in diesem Sinne zu einem mediterranen Auswanderungsraum zusammenfassen.

34 Seit den 1980er-Jahren wandern mehr Personen aus nichteuropäischen denn aus europäischen Staaten in die USA ein. Vgl. *Hoerder*, Arbeitsmigration und Flucht vom 19. bis ins 21. Jahrhundert, S. 23.



Migrationssystem, das mit den politischen Transformationen der späten 1980er-Jahre aber aufbrach und neuen Ost-West-Migrationsbewegungen Platz machte.<sup>35</sup> Mit der Betrachtung der transnationalen Arbeitsmigration nach Nord- und Westeuropa und insbesondere in den deutschsprachigen Raum wird also ein spezifisches Migrationssystem nach 1945 fokussiert, das sich parallel zu anderen Migrationssystemen entwickelte. Vergleichende Analysen, die diese verschiedenen Migrationssysteme systematisch auf Ähnlichkeiten und Differenzen untersuchen, stehen noch weitgehend aus. Transregionale Perspektiven aber sind unabdingbar, wenn man sich differenziert mit Migration im globalen Kontext befassen möchte.

Einen Versuch, die US-amerikanische Anwerbung von Landarbeitern vor allem aus Jamaika vom Zweiten Weltkrieg bis in die 1990er-Jahre im Rahmen des sogenannten H2-Programms mit europäischen Gastarbeiterprogrammen zu vergleichen, unternimmt Cindy Hahamovitch in ihrer Studie »No Man's Land. Jamaican Guestworkers in America and the Global History of Deportable Labor«. Der auf reichem Archivmaterial und Interviews basierenden, vornehmlich sozialgeschichtlich ausgerichteten Untersuchung gelingt es, neben der Herausarbeitung der Interessen auf US-amerikanischer und jamaikanischer Seite immer wieder auch migrantische Handlungsräume aufzuzeigen. Das gilt insbesondere für Arbeitskämpfe, die sich letztlich jedoch als wenig erfolgreich erwiesen. Dass Gastarbeiterprogramme keine Alternative zu irregulärer Migration darstellen, sondern dass beide Formen der Arbeitsmigration immer »in symbiosis« existierten, macht Hahamovitch sehr deutlich.<sup>36</sup> Ihr Versuch, eine komparatistische Perspektive auf »Gastarbeit« zu werfen, ist sehr zu begrüßen; der eigentliche Vergleich jedoch fällt eher dürftig aus. Zwar werden wichtige Unterschiede benannt, zunächst einmal die ausschließliche Anwerbung von *guestworkers* für die am schlechtesten bezahlten und am wenigsten gewerkschaftlich organisierten Bereiche der Wirtschaft in den USA. Zudem wird die starke Rolle europäischer Staaten bei der Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte, aber auch deren sozialrechtliche Gleichstellung auf Druck der Gewerkschaften herausgestellt. Anzumerken wäre hier allerdings, dass die vergleichsweise guten Bedingungen in Europa auch mit der starken Konkurrenz der Anwerbeländer um Arbeitskräfte zusammenhängen, die zu Konzessionen an die Entsendeländer zwangen. In den USA wurde die Kontrolle der ausländischen Arbeitskräfte weitgehend der Arbeitgeberseite überlassen, welche die Arbeiter bei »undiszipliniertem« Verhalten einfach zurückschicken konnte.<sup>37</sup> Leider bleibt die europäische Vergleichsfolie insgesamt sehr blass. Insofern stellt eine Globalgeschichte der »Gastarbeit« nach wie vor ein Desiderat dar.<sup>38</sup>

Will man die Genese des europäischen »Gastarbeiter«-Systems verstehen, kommt man nicht umhin, sich mit den bilateralen Wanderungsverträgen, die seit 1919 in Europa geschlossen wurden, zu befassen. Christoph Rass hat in seiner bereits 2010 erschienenen Habilitationsschrift diese Institutionalisierungsprozesse vergleichend in den Blick genommen. Rass' Studie bietet einen breiten, fast 500-seitigen Überblick über zehn Entsendeländer (Algerien, Griechenland, Italien, Jugoslawien, Marokko, Polen, Portugal, Spanien, Türkei und Tunesien) und acht Anwerbestaaten (Belgien, Deutschland, Frankreich, Luxem-

35 *Christiane Harzig/Dirk Hoerder/Donna Gabaccia*, *What Is Migration History?*, Cambridge/Malden 2009. Zur weit zurückreichenden Geschichte globaler Migration vgl. *Dirk Hoerder*, *Cultures in Contact. World Migrations in the Second Millennium*, Durham 2002.

36 *Cindy Hahamovitch*, *No Man's Land. Jamaican Guestworkers in America and the Global History of Deportable Labor*, Princeton University Press, Princeton 2013, 352 S., brosch., 26,95 \$, hier: S. 237.

37 Ebd., S. 89.

38 So auch James Brown in seiner Rezension des Buches, URL: <<https://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=38927>> [5.5.2019].

burg, Niederlande, Österreich, Schweden und die Schweiz<sup>39</sup>), die maßgeblich am »Gastarbeiter«-System beteiligt waren und ihre Beziehungen in insgesamt mehr als 80 bilateralen Verträgen zu regeln suchten. Zwischen 1946 und 1971 waren Deutschland und Frankreich mit jeweils 13 Wanderungs- und Folgeabkommen am aktivsten unter den Anwerbeländern, während Italien mit 16 Abkommen das am breitesten beteiligte Entsendeland darstellte.<sup>40</sup>

Rass verfolgt eine institutionengeschichtliche Perspektive und nimmt vor allem staatliche Akteure in den Blick, wodurch zwangsläufig ein etwas einseitiges Bild des sich entwickelnden Migrationsregimes entsteht – jedenfalls wenn man unter Migrationsregimen »sich historisch wandelnde Handlungs- und Gestaltungsarenen mit spezifischen Konstellationen individueller, kollektiver und institutioneller Akteure« versteht und damit auch die *agency* nichtstaatlicher und vor allem auch migrantischer Akteurinnen und Akteure einbezieht.<sup>41</sup> Rass selbst räumt die Grenzen seines Ansatzes ein, nicht zuletzt auch, weil bei ihm nur die in den Abkommen formulierten Normen, nicht aber deren – nur partielle und immer auch umkämpfte – Umsetzung zum Thema werden. Rass' politik- und staatszentrierte Perspektive findet ihren symptomatischen Ausdruck in hydraulischen Metaphern: »Riss der Nachfragesog schließlich ab, ließ sich auch dieses Ventil verschließen und der Migrationsprozess – zumindest theoretisch – beenden.«<sup>42</sup> Die Einschränkung »zumindest theoretisch« deutet auf das weite Feld hin, das sich jenseits der Intentionen und mechanistischen Vorstellungen über Migrationsprozesse aufseiten staatlicher Instanzen auftut.

Verdienstvoll aber ist die beeindruckende Zusammenschau, die das Buch als Nachschlagewerk unentbehrlich macht. Institutionelle Konvergenzen sowie die Konkurrenz zwischen den Anwerbeländern werden herausgearbeitet, was die Notwendigkeit verdeutlicht, noch weit stärker vergleichende und transferegeschichtliche Perspektiven einzubeziehen. Erhellend ist auch die historische Langzeitperspektive von der Hochindustrialisierung bis zum Anfang der 1970er-Jahre. Insbesondere die Beispiele aus der Zwischenkriegszeit widerlegen klar die Vorstellung, dass die »Gastarbeiter«-Anwerbung nach 1945 neu und voraussetzungslos erfolgte. Nicht vergessen werden darf in diesem Zusammenhang allerdings, dass die offizielle Anwerbung nur einen und oftmals nicht einmal den wichtigsten Weg der Zuwanderung darstellte.<sup>43</sup>

39 Dänemark und Norwegen werden wegen ihrer geringen Bedeutung und nur kurzfristigen Beteiligung am »Gastarbeiter«-System ausgenommen, ebenso Großbritannien, das wegen seiner Abweichungen von den »Entwicklungslinien der kontinentaleuropäischen Industriestaaten« von Rass als »Sonderfall« betrachtet wird. Polen aber, obwohl nach 1945 Teil des osteuropäischen Migrationssystems, wird berücksichtigt, weil es in der Anfangszeit eine solch bedeutende Rolle als Entsendeland spielte. Vgl. *Christoph Rass*, *Institutionalisierungsprozesse auf einem internationalen Arbeitsmarkt. Bilaterale Wanderungsverträge in Europa zwischen 1919 und 1974*, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2010, 571 S., geb., 58,00 €, S. 21.

40 Ebd., S. 493, Tab. 2.

41 *Vassilis S. Tzianos/Bernd Kasperek*, *Zur Krise des europäischen Grenzregimes: eine regimetheoretische Annäherung*, in: *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich* 35, 2015, Nr. 138, S. 9–22, hier: S. 16. Vgl. zur Bedeutung dieses Regime-Begriffs auch den ersten Teil dieses Forschungsberichts *Möhring*, *Jenseits des Integrationsparadigmas?*, S. 8ff.

42 *Rass*, *Institutionalisierungsprozesse auf einem internationalen Arbeitsmarkt*, S. 480.

43 Für Frankfurt am Main stellt Ernst Karpf die Bedeutung der »wilde[n] Einwanderung« heraus, die für die Stadtverwaltung (nicht nur) im Hinblick auf den (fehlenden) Wohnraum eine Herausforderung darstellte, vgl. *Ernst Karpf*, *Eine Stadt und ihre Einwanderer. 700 Jahre Migrationsgeschichte in Frankfurt am Main*, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2013, 414 S., brosch., 24,90 €, S. 134ff. Auch in den Niederlanden kam ein Gros der ausländischen Arbeitskräfte »auf eigene Initiative«; 1965 waren in Utrecht nur 16 % der circa 4.500 ausländischen Arbeiter über offizielle Kanäle eingereist, so *Leo Lucassen/Jan Lucassen*, *Gewinner und Verlierer. Fünf Jahrhunderte Immigration – eine nüchterne Bilanz*, Münster/New York 2014, S. 100.

Mit dem Weg in das Anwerbeland, und zwar ganz konkret dem Bewerbungsverfahren sowie der Reise ins Zielland, setzt sich die 2018 erschienene Studie von Jennifer A. Miller über türkische »Gastarbeiter« in der Bundesrepublik auseinander.<sup>44</sup> Auf türkischen und deutschen Quellen basierend, zeichnet sie detailliert die Aushandlungsprozesse zwischen Bewerberinnen und Bewerbern und türkischen wie deutschen Verwaltungsmitarbeiterinnen und -mitarbeitern in den türkischen Anwerbezentren nach. An Beispielen wie der gegenseitigen Hilfe der türkischen Bewerberinnen und Bewerber bei der ärztlichen Untersuchung (indem beispielsweise Urinproben ausgetauscht wurden) wird deutlich, dass die bürokratische Kontrolle des Auswahlprozesses schnell an Grenzen stieß, weil permanent »two different systems based on different motivations« aufeinanderprallten: »control versus subversion and cheap labour versus economic uplift«.<sup>45</sup> Im Anschluss widmet Miller ein ganzes Kapitel der (Bahn-)Reise ins Zielland. Während in der Reiseforschung die Bewegung im Raum bereits seit Langem als wichtiges Moment der Passage und Transformation konzeptualisiert wird, hat die Migrationsforschung diesen Aspekt bisher vernachlässigt.<sup>46</sup> Miller arbeitet nun im Kapitel »In Transit« heraus, welche wichtige Rolle der Reise für die Verwandlung zum »Gastarbeiter« zukam. Thematisiert werden zudem die westdeutschen Bemühungen, bei der Beförderung keine Anklänge an die Transporte während des Nationalsozialismus aufkommen zu lassen; verfängliche Begriffe wie »Transportlisten« sollten durch unbelastete Termini wie »Sammelreiseliste« ersetzt werden.<sup>47</sup> Was Millers Schwerpunktsetzung auf Motivationen und Aushandlungen der Migrantinnen und Migranten vor der Abreise und auf dem Weg nach München sehr eindringlich deutlich macht, sind die weit über ökonomische Interessen hinausgehenden Motive, namentlich die Abenteuerlust oder auch die Sehnsucht nach einem urbanen Lebensstil.

Wie im Falle der Anwerbung und Reise betont Miller auch im Kapitel »Finding Homes« die unterschiedlichen Umgangsweisen mit dem Thema, das heißt die Wohnraumfrage als Problem der Bereitstellung und Etablierung einer (Haus-)Ordnung auf deutscher Seite und die unterschiedlichen kreativen und teils sehr persönlichen Praktiken der Migrantinnen und Migranten, sich ein Zuhause zu schaffen. Die (bereits vielfach thematisierten) Überschreitungen der strengen Hausordnungen in den Wohnheimen beispielsweise, aber auch andere subversive Alltagspraktiken führt Millers Studie zu einem anschaulichen Gesamtbild zusammen, das die Migrantinnen und Migranten als aktive Gestaltende ihres Lebens sichtbar macht – trotz oder gerade angesichts der starken Regulierungsversuche, mit denen sie konfrontiert waren. Besonders interessant ist das Kapitel »Contested Borders«, in dem Miller, unter anderem auf der Basis von Stasi-Akten, die häufigen Grenzübertritte türkischer Migranten<sup>48</sup> nach Ost-Berlin untersucht. Als ausländische Touristen war ihnen eine Einreise mit Tagesvisum möglich und viele nutzten die Gelegenheit, nicht zuletzt um Beziehungen zu ostdeutschen Frauen aufzunehmen. Galten Türken und Türiinnen in Westdeutschland als Inbegriff des »Orient«, standen sie in Ostdeutschland für die begehrten Werte

44 Jennifer A. Miller, *Turkish Guest Workers in Germany. Hidden Lives and Contested Borders, 1960s to 1980s*, University of Toronto Press, Toronto/Buffalo etc. 2018, 228 S., geb., 85,00 \$.

45 Ebd., S. 55. Miller arbeitet nicht nur die repressiven Momente des Auswahlprozesses heraus, sondern betont, wie stark die deutsche Verwaltung ihre Verantwortung für die Arbeitsmigration wahrgenommen habe.

46 So auch Bettina Severin-Barboutie, *Multiple Deutungen und Funktionen. Die organisierte Reise ausländischer Arbeitskräfte in die Bundesrepublik Deutschland (1950er–1970er Jahre)*, in: GG 44, 2018, S. 223–249, die sich diesbezüglich explizit auf Jennifer A. Millers Studien bezieht.

47 So die Forderung der Gewerkschaft Holz und Kunststoff 1972, vgl. Miller, *Turkish Guest Workers in Germany*, S. 71.

48 Die untersuchten Quellen benennen ausschließlich männliche Türken.

westliche (Konsum-)Welt.<sup>49</sup> Binationale Partnerschaften wurden von DDR-Seite argwöhnisch betrachtet, konnten sie doch in Heirat und Emigration münden – in die Türkei oder die Bundesrepublik.<sup>50</sup> Zudem zeigte sich (auch) die DDR besorgt angesichts möglicher politischer Infiltration durch die monatlich etwa 8.000 türkischen Staatsangehörigen, die nach Ost-Berlin kamen. Für die türkischen Migranten arbeitet Miller sehr schön heraus, wie sie im geteilten Berlin Strategien entwickelten, ihren Traum von einem besseren Leben umzusetzen. Viele fühlten sich in Ost-Berlin weit weniger mit Rassismus konfrontiert als im Westen und bauten sich jenseits der deutsch-deutschen Grenze ein erfülltes Sozialleben auf. Wie Miller betont, integrierten sie sich erfolgreich im Osten der Stadt. Nicht nur in dieser Hinsicht brachten sie die Pläne der Anwerbe- wie Entsendeländer durcheinander; diese Personengruppe eröffnet auch – und dies auf der Alltagsebene herausgestellt zu haben, ist sicherlich eines der größten Verdienste von Millers Studie – neue Perspektiven ›von unten‹ auf die Geschichte des Kalten Krieges.

Wie sich das »Gastarbeiter«-System im Einzelnen gestaltete, wie die Anwerbungen in verschiedenen Ländern konkret aussahen, aber auch welche irregulären Zuwanderungswege genutzt und schließlich wie die Arbeitsmigration und ihre Folgen wahrgenommen und diskutiert wurden, thematisiert ein von Jochen Oltmer, Axel Kreienbrink und Carlos Sanz Díaz herausgegebener Sammelband, der bereits 2012 erschienen ist. Nach wie vor aber kann dieser Band als einer der wenigen Beiträge zum Thema gelten, der Entstehung, Durchsetzung und gesellschaftliche Reaktionen auf das »Gastarbeiter«-System im europäischen Kontext betrachtet.<sup>51</sup> Zwar befassen sich einige der Beiträge nur mit einem Land; aber wenn Grazia Prontera das Emigrationszentrum in Verona analysiert und im Anschluss Axel Kreienbrink die »asistencia al emigrante« im franquistischen Spanien, dann ergeben sich vielfältige Möglichkeiten des Vergleichs.<sup>52</sup> Andere Beiträge, die sich vor allem mit der kommunalen Ebene beschäftigen, arbeiten explizit komparatistisch. Gewinnbringend werden Integrationsmaßnahmen für türkische Migranten und Migrantinnen in Bremen mit solchen für südasiatische Arbeitskräfte in Newcastle-upon-Tyne (Sarah Hackett) verglichen. Bettina Severin-Barboutie vergleicht den Umgang mit Migration in Stuttgart und

49 Einer der von Miller interviewten Türken, Cahit, beschreibt mit Begeisterung seine Wochenendbesuche in Ost-Berlin, bei denen seine Freunde und er vor allem zum Tanzen gingen und sich begehrenswert und männlich fühlten. Nachdem Cahit dort seine (zukünftige) Ehefrau kennengelernt hatte, zog er zu ihr nach Ost-Berlin. Vgl. ebd., S. 121.

50 Einem Stasi-Bericht zufolge beantragten im Jahr 1980 70 ostdeutsche Frauen ihre Ausreise in Verbindung mit der Hochzeit mit einem türkischen Staatsangehörigen, vgl. ebd., S. 116. Viele dieser Partnerschaften waren Liebesbeziehungen; teilweise aber zahlten ostdeutsche Frauen für eine solche Hochzeit, während andere wiederum ihre türkischen Partner finanziell ausnutzten. – Bei den in den Quellen genannten Türken handelte es sich nicht allein um Arbeitsmigranten, sondern es waren auch Studenten und andere soziale Gruppen vertreten. Einige türkische Staatsangehörige arbeiteten für die Stasi und überwachten insbesondere ihre Landsleute.

51 *Jochen Oltmer/Axel Kreienbrink/Carlos Sanz Díaz* (Hrsg.), *Das »Gastarbeiter«-System. Arbeitsmigration und ihre Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und Westeuropa*, Oldenbourg Verlag, München 2012, 368 S., kart., 24,80 €. Carlos Sanz Díaz hat 2010 seine Studie über die irreguläre Migration aus Spanien in die BRD vorgelegt, die – weitgehend ohne dies eigens zu thematisieren oder zu den entsprechenden Theorien in Beziehung zu setzen – migrantische *agency* und die staatlichen Reaktionen und Regulierungsversuche auf diese untersucht. *Carlos Sanz Díaz*, »Illegale«, »Halblegale«, »Gastarbeiter«. Die irreguläre Migration aus Spanien in die Bundesrepublik Deutschland im Kontext der deutsch-spanischen Beziehungen 1960–1973, Berlin 2010.

52 *Grazia Prontera*, Das Emigrationszentrum in Verona. Anwerbung und Vermittlung italienischer Arbeitskräfte in die Bundesrepublik Deutschland 1955–1975, in: *Oltmer/Kreienbrink/Sanz Díaz*, *Das »Gastarbeiter«-System*, S. 89–102; *Axel Kreienbrink*, Auswanderungslenkung und »asistencia al emigrante«. Das Instituto Español de Emigración im franquistischen Spanien, in: ebd., S. 103–118.

Lyon, während Olga Sparschuh die süditalienische Zuwanderung nach Turin und München einer gemeinsamen Analyse unterzieht und damit die Unterscheidung zwischen Binnen- und transnationaler Migration auf die Probe stellt.<sup>53</sup> Beide Wanderungsbewegungen werden von ihr als »Teil des Süd-Nord-Migrationssystems der 1950er bis 1970er Jahre« eingeordnet; seit der Freizügigkeit innerhalb der EWG erfolgten beide Zuwanderungen weitgehend ohne staatliche Lenkungen. Sparschuh beobachtet ähnliche Reaktionen in Turin und München, die sich von anfänglicher Nichtbeachtung hin zu einer zunehmenden Problematisierung der Migration wandelten, und auch bezüglich des kaum erfolgten sozialen Aufstiegs der süditalienischen Arbeitskräfte betont sie die Gemeinsamkeiten. Die Rückkehrneigung allerdings war unter den in Turin ansässig Gewordenen deutlich geringer als unter den nach München Migrierten.<sup>54</sup>

Wie Frank Caestecker und Eric Vanhaute in ihrer vergleichenden Analyse der Arbeitsmigration und Arbeitsmarktintegration in Belgien, Frankreich, der Schweiz, Großbritannien und den Niederlanden betonten, traten neben die amtlichen bald verstärkt private Anwerbungen. Vor allem aber stellte sich schnell heraus, dass sich die Arbeitskräfte nicht als bloße wirtschaftspolitische Objekte behandeln ließen, sondern eigensinnig ihre Ziele verfolgten, trotz guter Konjunkturlage in ihr Herkunftsland zurückkehrten oder trotz Arbeitslosigkeit das Aufnahmeland nicht verließen.<sup>55</sup> Die Arbeitsmigrantinnen und -migranten fungierten demnach weit weniger als »Konjunkturpuffer« als es sich die Anwerbestaaten erhofft hatten. Die ausländischen Arbeitskräfte bildeten also einen integralen und nur partiell zu regulierenden Teil des zu untersuchenden Migrationsregimes – einen Teil, den es gegenüber den meist im Fokus der Forschung stehenden staatlichen Instanzen weit stärker zu gewichten gilt. Insgesamt bietet der Sammelband einen noch immer erhellenden Überblick über die Forschungen zur »Gastarbeiter«-Migration und hilft, die Konturen eines mittlerweile vergangenen, aber in seinen Auswirkungen nach wie vor bedeutsamen europäischen Migrationsregimes zu erkennen.

Ebenfalls vergleichend ausgerichtet ist die Dissertation von Jenny Pleinen, die die Migrationsregime in Belgien und Deutschland von 1945 bis in die 1980er-Jahre (und teils darüber hinaus) mit einem Schwerpunkt auf der Anwerbung von »Gastarbeitern« untersucht.<sup>56</sup> Sie fokussiert dabei insbesondere die Verwaltungspraxis<sup>57</sup> und zeigt anschaulich, wie die Öffnung der Arbeitsmärkte für ausländische Arbeitskräfte in beiden Ländern zu Regulierungsversuchen führte, die den Behörden jeweils sehr unterschiedlich große und anders

53 Sarah Hackett, Integration im kommunalen Raum. Bremen und Newcastle-upon-Tyne im Vergleich, in: ebd., S. 247–260; Bettina Severin-Barboutie, Stadt – Migration – Transformation. Stuttgart und Lyon im Vergleich, in: ebd., S. 233–246; Olga Sparschuh, Grenzen der Grenzen. Italienische Arbeitsmigration nach Turin und München in den 1950er bis 1970er Jahren, in: ebd., S. 167–182.

54 Zu berücksichtigen ist hier allerdings, dass die Verwaltungen der EG-Länder sich durchaus weigern konnten, italienischen Migrantinnen und Migranten eine langfristige Ansiedlung zu ermöglichen – eine Option, die in Norditalien gegenüber süditalienischen Zugewanderten nicht existierte, wie Jenny Pleinen, Die Migrationsregime Belgiens und der Bundesrepublik seit dem Zweiten Weltkrieg, Wallstein Verlag, Göttingen 2012, 420 S., brosch., 42,00 €, hier: S. 101, betont.

55 Frank Caestecker/Eric Vanhaute, Zuwanderung von Arbeitskräften in die Industriestaaten Westeuropas. Eine vergleichende Analyse der Muster von Arbeitsmarktintegration und Rückkehr 1945–1960, in: Oliner/Kreienbrink/Sanz Díaz, »Gastarbeiter«-System, S. 39–52.

56 Pleinen, Die Migrationsregime Belgiens und der Bundesrepublik seit dem Zweiten Weltkrieg.

57 Zentrale Verwaltungsakteurin war dabei im belgischen Fall die Ausländerpolizei, während in der BRD die dezentralen Ausländerbehörden die relevanten Akteurinnen darstellen. Hier konnte Pleinen Einzelfallakten für die Kreisausländerbehörde Wesel auswerten, die noch um die Aktenbestände der Innenministerien des Bundes und des Landes Nordrhein-Westfalens ergänzt wurden – als Funktionsäquivalent für die *police des étrangers*.

gelagerte Ermessensspielräume zustanden – ein Umstand, der systematischer hätte erörtert werden können. Ergänzt wird diese Verwaltungsperspektive um eine Kollektivbiografie migrantischer Akteure und Akteurinnen, welche die Auswirkungen des behördlichen Handelns auf die Individuen (beziehungsweise Familien) zeigen soll. Wenn auch die Rekonstruktion von Kurzbiografien allein aus behördlichen Quellen nur eine sehr eingeschränkte Sicht auf migrantische Lebenswege eröffnet, werden dennoch Reaktionen und Strategien von Migrantinnen und Migranten sichtbar, die das anschauliche und bisweilen etwas zu detailliert geratene Panorama des Verwaltungshandelns zumindest partiell ergänzen. Systemtheoretisch inspiriert, interessiert sich Pleinen vor allem für die Chancen der Inklusion und die Risiken der Exklusion in beziehungsweise aus verschiedenen gesellschaftlichen Teilsystemen, was für die vergleichende Migrationsgeschichte einen interessanten, bisher kaum verfolgten Ansatz darstellt, der es zudem erlaubt, Fragen der Integration als ganz unterschiedlich konturierte Programme und Praktiken der (partiellen) Inklusion zu diskutieren. Zu Recht hebt sie in diesem Zusammenhang hervor, dass es aufgrund der ausländischen Staatsangehörigkeit auch zur vollständigen Exklusion der Betroffenen kommen konnte. Ein grundsätzlicher Unterschied bestand zwischen beiden Ländern insofern, als sich die Bundesrepublik lange Zeit nicht als Einwanderungsstaat verstand, während Belgien eine längere, bis in die 1930er-Jahre zurückreichende Erfahrung auch mit dem Familiennachzug besaß und wesentlich stärker von (post-)kolonialer Migration geprägt war. Die Beschwörung von Überfremdungsszenarien allerdings lässt sich in beiden Staaten finden, wobei in der Bundesrepublik Sicherheitsargumenten generell eine größere Bedeutung zukam. Während hier die Zugehörigkeit von Zugewanderten vor dem Hintergrund der geteilten deutschen Nation problematisch war, fiel es der belgischen Politik schwer, angesichts des ›internen‹ Sprachenkonflikts und ausgeprägter regionaler Identitäten tragfähige Konzepte der Zugehörigkeit für Nicht-Belgier und -Belgierinnen zu entwickeln.

Pleinen betrachtet die 1970er-Jahre als zentrale »Scharnierphase« des bundesdeutschen wie des belgischen Migrationsregimes, weil sie den Beginn einer »zögerliche[n] Inklusion nach innen« markiert, die direkt an die (europäische) »Schließung nach außen« infolge der Anwerbestopps 1974 gekoppelt war.<sup>58</sup> Mit dieser Abkehr von der offiziellen Anwerbepolitik befasst sich Marcel Berlinghoff in seiner Heidelberger Dissertation »Das Ende der ›Gastarbeit‹«. <sup>59</sup> Die Studie stellt nicht zuletzt insofern einen großen Gewinn dar, als sie das Thema nicht nur für die Bundesrepublik auslotet, sondern, orientiert an der *histoire croisée*, vergleichende und transfergeschichtliche Perspektiven einbezieht. Die 1970 in der Schweiz eingeführte Globalplafonierung<sup>60</sup> und die Anwerbestopps in der Bundesrepublik Ende 1973 und in Frankreich 1974 werden als fast synchron erfolgende Beendigungen eines spezifischen europäischen Arbeitsmigrationssystems eingeordnet, dem sich die Studie von ihrem Ende her nähert. Berlinghoff analysiert den Wandel der Migrationspolitik zum einen jeweils auf nationaler Ebene und kann quellengesättigt nachweisen, dass die Zuwanderung bereits seit den 1960er-Jahren nicht mehr allein unter ökonomischen, sondern zunehmend auch sozialen und gesellschaftspolitischen Aspekten diskutiert wurde; der Trend zur Einwanderung wurde durchaus registriert und integrationspolitische Überlegungen gewannen an Raum.<sup>61</sup> Zum anderen analysiert er die bilateralen und inter-

58 Ebd., S. 101.

59 *Marcel Berlinghoff*, *Das Ende der »Gastarbeit«*. Europäische Anwerbestopps 1970–1974, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2013, 403 S., brosch., 49,90 €.

60 Damit ist die Festlegung einer Obergrenze für die Einreise ausländischer Arbeitskräfte gemeint, die sich an der Zahl der Zurückkehrenden des Vorjahrs orientierte, mithin ein nomineller Stopp zusätzlicher Zuwanderung.

61 Gerade Studien zur kommunalen Ebene bieten hierfür wichtiges empirisches Material, vgl. *Maria Alexopoulou*, *Vom Nationalen zum Lokalen und zurück? Zur Geschichtsschreibung in der Ein-*

nationalen Kontakte der Regierungsbeamten, die – so seine These – letztlich zu einer Europäisierung der Migrationspolitik beigetragen haben.<sup>62</sup>

Die Auswahl seiner Fallbeispiele erlaubt es Berlinghoff, mit der Schweiz und der Bundesrepublik als typisch erachtete »Gastarbeiter«-Systeme in den Blick zu nehmen und diese mit dem stark durch postkoloniale Migration geprägten »Laissez-faire«-Regime<sup>63</sup> in Frankreich zu vergleichen. Neben der geografischen Lage, differenten nationalen Selbstverständnissen, (Nicht-)Zugehörigkeit zur EWG sowie unterschiedlichen Kolonialgeschichten werden auch die Differenzen in politischer Hinsicht zwischen dem zentralistischen Frankreich, der föderal organisierten Bundesrepublik und der schweizerischen Konsensdemokratie berücksichtigt. Deutlich wird die Vorreiterrolle der Schweiz in Migrationsfragen. Mit dem Saisonier- und Jahresaufenthalterstatus erreichte die Schweiz ein vergleichsweise hohes Niveau der Kontrolle über Migrationsbewegungen und wurde damit zum Vorbild für andere europäische Staaten – nicht zuletzt auch im Hinblick auf die wachsende Berücksichtigung von Überfremdungsargumenten in den migrationspolitischen Debatten. Die Bundesrepublik entschied sich – statt die schweizerische Plafonierung zu übernehmen – für Zuzugsbeschränkungen in »überlastete Siedlungsgebiete«, und Frankreich, das lange Zeit spontane Einwanderung im Nachhinein regularisiert hatte, verhängte 1974 insofern den schärfsten Anwerbstop, als zunächst auch jeglicher Familiennachzug verboten war. Das Hauptmotiv in Frankreich sieht Berlinghoff in dem Anliegen, die Kontrolle über die Migration wiederzuerlangen. Fortan wurde die Integration der bereits im Land befindlichen Migrantinnen und Migranten für wichtig erachtet und daran gekoppelt, dass ein weiterer Zuzug gestoppt werden müsse. Pointiert könnte man sagen: Das Integrationsparadigma ist an eine restriktive Migrationspolitik gebunden, zumindest seiner Genese nach.

Berlinghoffs Studie belegt abermals, dass der Anwerbstop keine »spontane« Reaktion auf die Ölkrise, sondern Ergebnis längerfristiger Überlegungen war.<sup>64</sup> Zudem konstatiert er, dass mit den Anwerbstopps »eine bis dahin nicht gekannte Ähnlichkeit« der Migrationsregime in Europa erreicht worden sei.<sup>65</sup> Die Intensivierung der länderübergreifenden Bemühungen auf dem Feld der Migrationspolitik arbeitet Berlinghoff überzeugend heraus. Ob die Versuche zur »Koordinierung bzw. Konzertierung der europäischen Migrationspolitik«<sup>66</sup> es aber erlauben, tatsächlich von einer Europäisierung der Migrationspolitik zu sprechen, ist fraglich, zumal die Nationalstaaten ihre Souveränität nicht von der EG-Kommission beschnitten wissen wollten. Allenfalls bei der Bekämpfung illegalisierter Migration fand man zusammen. Entscheidender ist möglicherweise aber eine Europäisierung, die darüber erfolgte, dass nichteuropäische Arbeitsmigranten und -migrantinnen zunehmend ausgegrenzt wurden. Am vorläufigen Ende dieses Prozesses gehörten die – vormals als problematisch wahrgenommenen – »Südländer« zu Europa, wohingegen die Zugewanderten aus der Türkei und Nordafrika exkludiert wurden. Die Freizügigkeit innerhalb des

---

wanderungsgesellschaft Deutschland, in: Afs 56, 2016, S. 463–484; Mark E. Spicka, Guest Workers, Social Order, and West German Municipalities, 1960–7, in: Journal of Contemporary History 54, 2019, S. 619–639, der für den Deutschen Städtetag herausarbeitet, dass hier bereits in den frühen 1960er-Jahren das Bewusstsein vorhanden war, dass viele »Gastarbeiter« in der Bundesrepublik bleiben würden und Integrationsmaßnahmen vonnöten seien.

62 Besonders interessant sind in diesem Zusammenhang die Ausführungen zur Vernetzung und den Absprachen zwischen der Bundesrepublik und Frankreich bezüglich des Umgangs mit der Türkei.

63 Berlinghoff, Das Ende der »Gastarbeit«, S. 13.

64 Die Ölkrise diente den europäischen Anwerbeländern aber als »außenpolitisch bestens geeignetes Argument« (Berlinghoff, Das Ende der »Gastarbeit«, S. 267), wie bereits Herbert, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland, S. 229, betont hat.

65 Berlinghoff, Das Ende der »Gastarbeit«, S. 357.

66 Ebd., S. 316.

europäischen Binnenmarktes ging Hand in Hand mit einer wachsenden Skandalisierung der (irregulären) Migration aus Drittstaaten.

Abgesehen davon ist Berlinghoffs Europäisierungsthese insbesondere bezüglich der wechselseitigen Registrierung der Migrationspolitiken weiterführend, zumal auch die »Problempereptionen der Nachbarländer« importiert wurden, auch wenn sie auf die heimischen Verhältnisse kaum übertragbar waren.<sup>67</sup> Übernommen wurden, wie bereits angedeutet, in zunehmendem Maße die Überfremdungsdiskurse, die sich in der Schweiz bereits sehr früh nachweisen lassen. Eine intensive Beschäftigung mit dem Terminus »Überfremdung« bietet die Studie von Damir Skenderovic und Gianni D'Amato.<sup>68</sup> Die beiden Autoren zeichnen detailliert die Geschichte und die Strategien rechtspopulistischer Parteien in der Schweiz und ihren Einfluss auf die Migrationspolitik nach. Ziel der diversen Überfremdungsinitiativen, von denen die bekannteste wohl die Schwarzenbach-Initiative ist, war ein Einwanderungsstopp und eine Reduzierung der Ausländerzahl in der Schweiz.<sup>69</sup> Trotz des Scheiterns dieser Initiativen gewannen Überfremdungsargumente sukzessiv Einfluss auf die staatliche Migrationspolitik, die – wie auch Berlinghoff ausführt – zunehmend Rücksicht auf die Vorbehalte gegen Migration nahm.<sup>70</sup> Mit der Sammlung rechtspopulistischer Bewegungen in der Schweizerischen Volkspartei (SVP) in den 1990er-Jahren nahm das politische Gewicht dieser Gruppierungen in der Schweiz weiter zu.<sup>71</sup>

Neben politisch rechts stehenden Parteien, deren Einfluss auf die Migrationspolitik im Laufe der Zeit deutlich wuchs, spielten auch die Gewerkschaften eine wichtige Rolle in Migrationsfragen. Eine ausführliche Studie zum Thema und noch dazu im bundesdeutsch-britischen Vergleich stellt die Kölner Dissertation von Oliver Trede dar, die – wie viele andere der hier besprochenen Arbeiten – in der von Klaus J. Bade begründeten und von Jochen Oltmer herausgegebenen Reihe *Studien zur historischen Migrationsforschung* erschienen ist.<sup>72</sup> Trotz der deutlich divergierenden Migrationsgeschichten Großbritanniens

67 Ebd., S. 267.

68 *Damir Skenderovic/Gianni D'Amato*, Mit dem Fremden politisieren. Rechtspopulistische Parteien und Migrationspolitik in der Schweiz seit den 1960er Jahren, Chronos Verlag, Zürich 2008, 289 S., geb., 47,50 €.

69 Zu Schwarzenbach vgl. auch *Isabel Drews*, »Schweizer erwache!«. Der Rechtspopulist James Schwarzenbach (1967–1978), Frauenfeld 2005, die die Kontinuitäten der Überfremdungsdebatten nachzeichnet und dabei die Wandelbarkeit der Bezugsobjekte thematisiert: Während in der Zwischenkriegszeit die sogenannten Ostjuden und -jüdinnen Gegenstand der Ausgrenzung waren, nahmen nach 1945 »die Italiener« diese Rolle ein, um ab den 1980er-Jahren von den Asylsuchenden abgelöst zu werden. Auch Drews hat bereits auf die Vorreiterrolle der Schweiz bezüglich des Rechtspopulismus hingewiesen. Zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vgl. *Patrick Kury*, Über Fremde reden. Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz 1900–1945, Zürich 2003.

70 Die Studie von Skenderovic und D'Amato versteht sich explizit als Beitrag zu einer (noch zu leistenden) komparatistischen Forschung über Rechtspopulismus, die aus gegebenem Anlass zurzeit einen großen Aufschwung erlebt. Innerhalb des vom BMBF seit 2019 geförderten »Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt« arbeitet der Leipziger Standort an einer dezidiert global vergleichenden Perspektive auf Populismen. URL: <<https://cas.sozphil.uni-leipzig.de/research/forschungsinstitut-gesellschaftlicher-zusammenhalt/>> [4.12.2019].

71 Dass es gerade die ausgrenzenden Überfremdungsinitiativen waren, die zu einer Stärkung der direktdemokratischen Elemente in der Schweiz geführt haben, betonen *Gisela Hürlimann/Ganga Jey Aratnam*, Die Aporien der Demokratie. Politische Partizipation, Integration und die »Ausländerfrage«, 1960 bis heute, in: Schweizerisches Bundesarchiv (Hrsg.), Die Erfindung der Demokratie in der Schweiz, Zürich 2004, S. 109–142, hier: S. 137.

72 *Oliver Trede*, Zwischen Misstrauen, Regulation und Integration. Gewerkschaften und Arbeitsmigration in der Bundesrepublik und in Großbritannien in den 1960er und 70er Jahren (Studien zur historischen Migrationsforschung, Bd. 28), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2015, 424 S., geb., 56,00 €.



und der Bundesrepublik, so kann Trede überzeugend zeigen, ähnelten sich Problempertzption und auch Lösungsversuche bezüglich der Arbeitsmigration der 1960er- bis in die frühen 1980er-Jahre (dem Untersuchungszeitraum der Studie). Neben Konkurrenzängsten und der Sorge um die Einhaltung arbeits- und sozialrechtlicher Standards arbeitet Trede die rassistischen Ressentiments heraus, welche – trotz der offiziell proklamierten internationalen Solidarität – die Haltung auch der Arbeiterbewegung gegenüber Migranten und Migrantinnen prägten. In Großbritannien geschah dies deutlich drastischer – nicht allein wegen des großen Anteils an nichteuropäischen Arbeitskräften, sondern auch weil in der Bundesrepublik als postfaschistischem Staat ähnlich offen rassistische Verlautbarungen zunächst verpönt waren. Dasselbe Tabu aber betraf hierzulande auch die öffentliche Debatte um Rassismus, die in Großbritannien viel früher, intensiver und auch unter starker Beteiligung der Wissenschaft geführt wurde.

Während in Großbritannien, zumindest bis zum Machtantritt Margaret Thatchers, ein Voluntarismus die *industrial relations* prägte und das Gewerkschaftswesen aus vielen konkurrierenden Einzelgewerkschaften bestand, bildete die Bundesrepublik mit ihrer stark institutionalisierten Regelung der Arbeitsbeziehungen im Rahmen der Tarifautonomie einen Gegenpol. Trotzdem lässt sich auch in Großbritannien eine Machtkonzentration im Trade Union Congress (TUC) beobachten, der – wie auf der deutschen Seite der DGB – im Zentrum der Betrachtung von Trede steht.<sup>73</sup> Für Großbritannien wie die Bundesrepublik arbeitet Trede eine grundsätzlich ablehnende Haltung der Gewerkschaften (beziehungsweise ihrer Führung) gegenüber Arbeitsmigration heraus, die letztlich nur durch die Zusage der arbeits- und sozialrechtlichen Gleichstellung<sup>74</sup> sowie ein Inländerprimat akzeptiert wurde. Konnte der Vorrang einheimischer Arbeitskräfte in der Bundesrepublik über Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis geregelt werden, wurden in Großbritannien, wo die migrantischen Arbeitskräfte aus dem Commonwealth rechtlich gleichgestellt waren, andere Wege beschritten: Die Gewerkschaften vereinbarten mit der Arbeitgeberseite Quoten für *immigrant workers* und sicherten sich bei Entlassungen und Beförderungen die Vorzugsbehandlung einheimischer Arbeitskräfte.<sup>75</sup>

Ähnlich wie Pleinen bezüglich der ausländerbehördlichen Verwaltungspraxis interessiert sich Trede insbesondere für die »Ein- und Ausschlusspraktiken in Hinblick auf die Gewerkschaften«.<sup>76</sup> Er fokussiert in seiner Studie die 1960er-Jahre mit ihren – in Großbritannien deutlich früher einsetzenden – kritischen Debatten über die Folgen der Arbeits-

73 Neben diesen nationalen Gewerkschaftsbünden und vor allem ihrer Vorstandsebene untersucht Trede auch die beiden größten Einzelgewerkschaften, das heißt die IG Metall und die Transport and General Workers Union (TGWU), und wertet Gewerkschaftszeitungen, Protokolle von Gewerkschaftstagen, aber auch zeitgenössische wissenschaftliche Literatur aus. Dass Trede an vielen Stellen nicht genauer differenziert und vielfach von »den Gewerkschaften« spricht, obwohl sein Quellenmaterial diese Verallgemeinerung nicht zulässt, monierte bereits *Arne Hordt* in seiner Rezension zu: Trede, Oliver: *Zwischen Misstrauen, Regulation und Integration. Gewerkschaften und Arbeitsmigration in der Bundesrepublik und in Großbritannien in den 1960er und 70er Jahren*, Paderborn 2015 in: *H-Soz-Kult*, 5.5.2016, URL: <<https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-19345>> [14.11.2019].

74 Auf dieser bestand aber auch Italien als Entsendeland.

75 Ähnliches ist für die Bundesrepublik nicht bekannt; die vorrangige Entlassung ausländischer Arbeitskräfte in Folge der Rezession 1966/67 und 1974/75 aber wurde von den bundesdeutschen Gewerkschaften »stillschweigend« geduldet, *Trede*, *Zwischen Misstrauen, Regulation und Integration*, S. 377. In Österreich war die vorrangige Entlassung ausländischer Beschäftigter im »Raab-Olah-Abkommen« von 1961 festgelegt, vgl. *Verena Lorber*, *Angeworben. GastarbeiterInnen in Österreich in den 1960er und 1970er Jahren* (Transkulturelle Perspektiven, Bd. 14), V&R unipress, Göttingen 2017, 289 S., brosch., 40,00 €, hier: S. 54.

76 *Trede*, *Zwischen Misstrauen, Regulation und Integration*, S. 23.

migration sowie die 1970er-Jahre, die er als Wendepunkt der Migrationspolitiken versteht. Die Gewerkschaften traten in beiden Ländern seit den frühen 1970er-Jahren klar für eine Schließung der nationalen Arbeitsmärkte ein<sup>77</sup>, verbanden mit der Begrenzung des weiteren Zuzugs aber, vielfach früher als andere gesellschaftliche Akteure und Akteurinnen, ein Bemühen um die verbesserte Eingliederung der bereits ansässigen Migrantinnen und Migranten.<sup>78</sup> In beiden Ländern verstanden sich die Gewerkschaften »in erster Linie als nationalstaatliche Akteure«.<sup>79</sup> Ein Austausch zwischen westdeutschen und britischen Gewerkschaften fand nur ansatzweise statt, sodass konzeptuelle oder praktische Transfers bei Trede kaum eine Rolle spielen – wenn sie auch für die Ebene der Migrationspolitik im Untersuchungszeitraum zunehmend relevant wurden.

Die bundesdeutschen Gewerkschaften betrieben im Vergleich wesentlich früher eine eigens auf migrantische Arbeitskräfte ausgerichtete Organisationsarbeit (»Ausländerarbeit«). Einem solchen Vorgehen stand in Großbritannien der Grundsatz des *equal treatment* entgegen, der als Mittel gegen eine Spaltung der Arbeitnehmerschaft betrachtet wurde.<sup>80</sup> In beiden Ländern aber blieben Migranten (und insbesondere Migrantinnen) in den gewerkschaftlichen Organisationen unterrepräsentiert.<sup>81</sup> Diese mangelnde Teilhabe betraf in beiden Staaten auch generell Frauen, Jugendliche und Geringqualifizierte. Die Untersuchung von Ein- und Ausschlussprozessen – das wird an dieser Stelle abermals deutlich – bedürfte eines über die Herkunft hinausgehenden intersektionalen Ansatzes, um die Mechanismen besser zu verstehen.

Angesichts von Tredes Fokus auf (versäumter) Integrationsarbeit wäre es zudem wünschenswert gewesen, die Seite der migrantischen Akteure und Akteurinnen stärker einzu beziehen. Einige Beispiele gibt Trede: Yilmaz Karahasan wollte bereits auf dem IG-Metall-Jahreskongress 1965 »keine Betreuung«, sondern stattdessen »Mitarbeit und Integrierung im gesellschaftlichen Leben«<sup>82</sup>, und migrantische Elternvereine setzten sich frühzeitig für eine bessere schulische Integration ihrer Kinder ein. Zwar diskutiert Trede an einigen Stellen, was in Papieren des DGB zu einem bestimmten Zeitpunkt unter Integration im Einzelnen verstanden wurde; eine genauere Betrachtung der in Umlauf befindlichen, durchaus widersprüchlichen Integrationskonzepte in ihrem historischen Wandel stellt jedoch nach wie vor ein Desiderat der Forschung dar, insbesondere was migrantische Interventionen angeht. Zudem irritiert der Kurzschluss zwischen »Anti-Diskriminierungs- beziehungs-

77 Dies war auch in der Schweiz der Fall. Vgl. *Berlinghoff*, Das Ende der »Gastarbeit«, S. 138.

78 Dazu gehörte in beiden Ländern auch die gewerkschaftliche Forderung nach einer einmaligen Legalisierung sogenannter illegaler Migrantinnen und Migranten.

79 *Trede*, Zwischen Misstrauen, Regulation und Integration, S. 19. An den internationalen Gewerkschaftskonferenzen 1972 in Belgrad und 1973 in Istanbul nahm nur der DGB, nicht aber der TUC teil.

80 Dasselbe gilt für Belgien, wo die Gewerkschaften erst Ende der 1960er-Jahre begannen, ausländische Arbeitskräfte über ihre Rechte aufzuklären, vgl. *Pleinen*, Die Migrationsregime Belgiens und der Bundesrepublik seit dem Zweiten Weltkrieg, S. 88. In Schweden fand eine organisierte Abspaltung in einen speziellen Immigrationsrat (*Invandrarrådet*) statt, sodass die gewerkschaftliche Alltagsroutine kaum gestört wurde, *Mikael Byström/Pär Frohnert*, Introduction IV, in: *dies.* (Hrsg.), *Reaching a State of Hope. Refugees, Immigrants and the Swedish Welfare State, 1930–2000*, Nordic Academic Press, Lund 2013, 368 S., brosch., 39,94 €, S. 227–234, hier: S. 231. Beratende Funktionen übernahmen in Großbritannien kommunale und staatliche Stellen; in der Bundesrepublik Deutschland wollten sich die Gewerkschaften ihren Vertretungsanspruch hingegen nicht nehmen lassen.

81 Erst seit dem Betriebsverfassungsgesetz von 1972 konnten ohne vorherige Zustimmung der Belegschaften auch Nicht-Deutsche bei Betriebsratswahlen aufgestellt werden.

82 IGM-Gewerkschaftstag 1965, S. 398–400, hier: S. 399, zit. nach *Trede*, Zwischen Misstrauen, Regulation und Integration, S. 114.

weise Integrationspolitik« im britischen Kontext.<sup>83</sup> Hier gelte es, das bundesdeutsche Integrationsparadigma, an dessen Etablierung die Gewerkschaften, wie Trede zeigt, aktiv beteiligt waren, vor der britischen Folie tiefergehend zu befragen. Denn der Vergleich zwischen Bundesrepublik und Großbritannien legt es nahe, die jeweiligen »national paradigms of migration research«<sup>84</sup> kritisch(er) in die eigene Analyse einzubeziehen.

Weiterführend sind Tredes Ausführungen zu den Debatten um Teilzeit- und Kurzarbeit und insbesondere zu Leiharbeit und »illegaler« Beschäftigung, die er als »Perforierungen der ›Normalarbeitsverhältnisse«« diskutiert.<sup>85</sup> In bestimmten Branchen, vor allem der Landwirtschaft, aber auch im Tourismus und der Gastronomie, nahm der Bedarf an ungelerten Arbeitskräften zu, die zudem nur temporär gebraucht wurden. Saisonarbeit und illegale Beschäftigung waren in diesen Branchen bereits seit Langem »gängige[] Praxis«.<sup>86</sup> An der Flexibilisierung, räumlichen Mobilisierung und der Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse, so kann Trede zeigen, hatten ausländische Arbeitskräfte einen bedeutenden Anteil. Zwar wurden diese Entwicklungen seitens der Gewerkschaften bekämpft; aber dass »bestimmte Niedriglohsektoren und andere prekäre Beschäftigungen« zumindest eine Zeit lang dazu beitragen, »die ›Normalarbeitsverhältnisse« der übrigen einheimischen Arbeitnehmer zu sichern«, war den Gewerkschaften bewusst, wie Trede zeigen kann.<sup>87</sup>

Migrantische *agency* spielt bei Trede – abgesehen von vereinzelt Stimmen auf Gewerkschaftskongressen und, noch seltener, in Gewerkschaftsorganen – im Grunde nur bei den »wilden« Streiks eine Rolle, die in seiner Darstellung zu Recht einen großen Raum einnehmen.<sup>88</sup> Aufbauend auf den Arbeiten vor allem von Manuela Bojadžijev und Peter Birke<sup>89</sup>, rekonstruiert Trede den Verlauf ausgewählter Streiks der Jahre 1968 bis 1973 sowie des Grunwick-Streiks 1976 bis 1978 und die – reservierten bis ablehnenden – gewerkschaftlichen Reaktionen darauf. Nicht zuletzt die Angst vor der Zunahme innerbetrieblicher Konflikte und dem Aufbau eigenständiger Organisationen auf migrantischer Seite war es, die zu den verstärkten Bemühungen der Gewerkschaften um die Einbindung ausländischer Arbeitskräfte führte.<sup>90</sup>

83 *Trede*, Zwischen Misstrauen, Regulation und Integration, S. 328.

84 *Michael Bommes/Dietrich Thränhardt* (Hrsg.), *National Paradigms of Migration Research*, Göttingen 2010.

85 Vgl. zu dieser Thematik auch den informativen Sammelband von *Hajo Holst* (Hrsg.), *Fragmentierte Belegschaften. Leiharbeit, Informalität und Soloselbständigkeit in globaler Perspektive*, Frankfurt am Main 2017, der die beschriebene Fragmentierung allerdings erst in der jüngsten Vergangenheit verortet – ein Befund, der mit Trede (und anderen) historisch zu hinterfragen ist.

86 *Trede*, Zwischen Misstrauen, Regulation und Integration, S. 16.

87 Ebd., S. 378.

88 Dieses Manko thematisiert Trede selbst, der in seinem Literaturverzeichnis auch Texte zur »Autonomie der Migration« und ähnlichen Ansätzen anführt.

89 *Manuela Bojadžijev*, *Die windige Internationale. Rassismus und Kämpfe der Migration*, Münster 2008, S. 158–160; *Peter Birke*, *Wilde Streiks im Wirtschaftswunder. Arbeitskämpfe, Gewerkschaften und soziale Bewegungen in der Bundesrepublik und Dänemark*, Frankfurt am Main/New York 2007, sowie den Arbeiten vor allem zum Ford-Streik 1973 von *Jörg Huwer*, »Gastarbeiter« im Streik. Die Arbeitsniederlegung bei Ford Köln im August 1973, Köln 2013. Der vor allem von Migrantinnen getragene Streik in Pierburg wird ausführlich von *Miller*, *Turkish Guest Workers*, analysiert.

90 Zum Wandel im Umgang mit Arbeitsmigranten und -migrantinnen seitens der Gewerkschaften, aber auch der Unternehmenseite im Zuge der sogenannten wilden Streiks vgl. auch *Torsten Bewernitz*, »Terror der ausländischen Arbeiter«. Die »wilden« Streiks im Rhein-Neckar-Gebiet im Mai 1973, in: *Arbeit – Bewegung – Geschichte. Zeitschrift für historische Studien* 15, 2016, S. 63–72. Das gesamte Heft widmet sich linken Betriebsinterventionen.

Eine Gemeinsamkeit zwischen britischen und westdeutschen Gewerkschaften bestand in der Angst vor politischem Extremismus, nicht nur von rechts<sup>91</sup>, sondern auch von links. Politisch engagierte Migranten und Migrantinnen wurden auch deshalb mit Misstrauen nicht nur von den Gewerkschaften beäugt, weil ein Import militanterer Kampfformen, aber auch der Konflikte aus den Herkunftsländern befürchtet wurde. Das Gros der Migrantinnen und Migranten in der Bundesrepublik kam, mit Ausnahme der italienischen Arbeitskräfte, aus Ländern mit autoritären Regimen beziehungsweise Militärdiktaturen (Portugal, Spanien, Griechenland, Türkei) oder aber aus dem sozialistischen Jugoslawien. Viele engagierten sich innerhalb des demokratischen Raums der Bundesrepublik gegen ihre Heimatregierungen. Dass ihr politisches Engagement aber vornehmlich auf ihre Herkunftsländer ausgerichtet war, wie Alexander Clarkson in seiner Oxforder Doktorarbeit behauptet<sup>92</sup>, gilt es zu überprüfen. Am Beispiel der antikommunistischen Aktivitäten ukrainischer Displaced Persons, kroatischer Nationalisten (und Nationalistinnen), die sich nach 1945 in der Bundesrepublik niederließen, spanischer Oppositionsgruppen und algerischer antikolonialer Gruppierungen, der – politisch besonders zerrissenen – griechischen Community und schließlich der iranischen Opposition in der Bundesrepublik untersucht Clarkson die Interaktionen zwischen migrantischen politischen Netzwerken und westdeutschen politischen Parteien, der Bundesregierung sowie den Sicherheitsbehörden. Dabei nimmt er vor allem zwei bestimmende Faktoren in den Blick: erstens den Kalten Krieg und die Auswirkungen der Blockkonfrontation und zweitens das Nachwirken der nationalsozialistischen Vergangenheit in den jeweiligen Beziehungen – das jedoch eine eher geringe Rolle spielte, wie Clarkson zeigt.<sup>93</sup>

Auch wenn der Autor sinnvollerweise nicht nur Arbeitsmigration betrachtet, sondern Elitenmigration und Geflüchtete explizit einbezieht, kann hier nur auf die politische Betätigung der »Gastarbeiter« eingegangen werden. Am Beispiel des antikommunistischen Aktivismus von kroatischer Seite zeigt Clarkson, dass die durchaus vorhandenen Sympathien gerade bei CDU und CSU angesichts der Annäherung an Jugoslawien seit den frühen 1960er-Jahren auf eine harte Probe gestellt wurden. Der bewaffnete Angriff auf die jugoslawische Handelsmission in Bonn-Mehlem 1962, gefolgt von weiteren gewalttätigen Attacken, tat sein Übriges. Außenpolitische Erwägungen, aber auch die Gefahr, an die Waffenbrüderschaft im Zweiten Weltkrieg zu erinnern, führten zu einer zunehmenden Distanzierung von nationalistisch-kroatischen Bestrebungen – jedenfalls bis in die späten 1980er-Jahre, als sich mit dem abzusehenden Zusammenbruch Jugoslawiens die politische Situation abermals veränderte.

Für spanische sozialistische Gruppen arbeitet Clarkson die logistische und ideelle Unterstützung seitens der SPD heraus, die die anderen Gruppen gegenüber gezeigte Solidarität bei Weitem überstieg – nicht zuletzt aufgrund der (gemeinsamen) Erfahrung des Spanischen Bürgerkriegs.<sup>94</sup> Der Kampf gegen kommunistische Gruppierungen hingegen wurde nicht nur vom Verfassungsschutz, sondern auch von der SPD und der Gewerkschaften

91 Seit Mitte der 1960er-Jahre leisteten britische wie bundesdeutsche Gewerkschaften verstärkt antirassistische Arbeit respektive, in bundesdeutscher Terminologie, Arbeit gegen »Ausländerfeindlichkeit«.

92 *Alexander Clarkson*, *Fragmented Fatherland. Immigration and Cold War Conflict in the Federal Republic of Germany, 1945–1980* (Monographs in German History, Bd. 34), Berghahn Books, New York/Oxford 2013, XIV + 236 S., geb., 120,00 \$.

93 Letzteres unterscheidet die Bundesrepublik von Frankreich und Großbritannien, wo – neben dem Kalten Krieg – die koloniale Vergangenheit weit relevanter für den Umgang mit politischen Bestrebungen der Migrantinnen und Migranten war. Derartige Vergleiche aber bleiben bei Clarkson leider die Ausnahme.

94 Clarkson nennt als einen wichtigen Faktor zudem die stärkere Repräsentation spanischer Arbeitskräfte in den Gewerkschaften und ihre geringere Beteiligung an den »wilden« Streiks.

geführt. Anders als die spanische Opposition erhielt die algerische Front de Liberation National (FLN) in ihrem Kampf gegen die französische Kolonialherrschaft nur von einzelnen Sozialdemokraten Rückendeckung. Diese zögerliche Haltung der »relatively pro-Algerian SPD« erklärt Clarkson mit dem Wunsch, das gute Verhältnis zu Frankreich nicht zu gefährden.

Deutlich wird an diesen Beispielen, wie stark die Massenmigration relevante Verflechtungen nicht nur zwischen der Außenpolitik, sondern auch der Innenpolitik der beteiligten Länder erzeugte – respektive die Grenzen zwischen »domestic politics and foreign policy« sprengte.<sup>95</sup> Clarkson zeigt immer wieder vergleichend auf, wie sich »very distinct political paths for each immigrant community« entwickelten.<sup>96</sup> Clarkson fokussiert dabei sowohl die politischen Entwicklungen in den Herkunftsländern (wie etwa den Militärputsch in Griechenland 1967, der zu einem Zeitpunkt stattfand, als sich bereits viele griechische Migranten und Migrantinnen in der Bundesrepublik befanden, und der zu harten Auseinandersetzungen zwischen der finanziell massiv von der griechischen Regierung unterstützten Junta-Anhängerschaft und der Opposition führte) als auch den politischen Wechsel in der Bundesrepublik 1969, mit dem der demokratische Wandel in den autoritär regierten Herkunftsstaaten zunehmend Unterstützung seitens der Bundesregierung fand.

Vernachlässigt wird in Clarksons Studie aber politisches Engagement, das sich nicht als Exilpolitik artikulierte, sondern die Verbesserung der Situation in der Bundesrepublik anstrebte. Dazu gehören die Häuserkämpfe in Frankfurt in den 1970er-Jahren und spätestens seit den 1980er-Jahren auch die Thematisierung von Rassismus. Clarkson selbst spricht für die iranischen Aktivistinnen und Aktivisten von der Integration »into a radical milieu through the help of student leaders such as Joschka Fischer and Daniel Cohn-Bendit«<sup>97</sup>; aber auch andersherum hat es Unterstützung und Lernprozesse gegeben, nicht erst mit der Kinder- und Enkelgeneration der »Gastarbeiter«, wie Clarkson meint.<sup>98</sup> Nach Clarkson bildet die politische Diversität innerhalb der Gemeinschaften »usually« die politischen Muster in den Herkunftsländern ab; die Veränderungen der politischen Ansichten und Praktiken in der und durch die Migrationssituation aber geraten ein wenig aus dem Blick – trotz der gegenteiligen Behauptung, die politischen Aktivitäten in ihrem »direct sociopolitical context« in der Bundesrepublik zu untersuchen.<sup>99</sup> Nicht nur die Grenzen zwischen Innen- und Außenpolitik wurden durchlässig, sondern auch die zwischen migrantischen Communities und der »Mehrheitsgesellschaft«. Fraglos ist es ein Verdienst von Clarksons Untersuchung, die politische, aber auch die soziale und ethnische Heterogenität innerhalb der untersuchten Communities herauszustellen – nach wie vor ein stärker zu berücksichtigender Aspekt in der Migrationsgeschichte. Gleichzeitig aber führt sein Vorgehen, nicht zuletzt aufgrund des mehrheitlich kontrastiven Vergleichs, zu einer Verfestigung der untersuchten Communities, die in ihrem historischen Wandel nicht erkennbar werden. In jedem Fall zuzustimmen ist Clarkson allerdings darin, dass das Beispiel des politischen Aktivismus

95 Clarkson, *Fragmented Fatherland*, S. 177.

96 Ebd., S. 112.

97 Ebd., S. 160. Für die iranische *community*, die größtenteils der Mittelschicht entstammte und stark studentisch geprägt war, zeigt Clarkson die engen Kontakte zu Studierenden der Neuen Linken auf, die sich ebenfalls gegen den Schah engagierten. Da Iran aber einen wichtigen Verbündeten gegen die Sowjetunion darstellte, wurde der exiliranische Protest von der Bundesregierung massiv bekämpft.

98 Ebd., S. 188. Zudem ließe sich Clarksons sehr klassische und enge Begrenzung des Politischen kritisieren, die (einige) organisierte Kämpfe, nicht aber andere (Überlebens-)Strategien von Migranten und Migrantinnen als politisch oder mindestens politisch bedingte Kämpfe begreifen kann. Auch das vornehmlich aus staatlichen Archiven stammende Quellenmaterial unterstützt diesen engen Blick auf das Politische.

99 Ebd., S. 183 und 185.

von Nicht-Deutschen in der Bundesrepublik die »limits on the West German state's capacity to control immigrant life« demonstriert.<sup>100</sup> Die Perspektiven der migrantischen Akteure und Akteurinnen aber bleiben – schon allein aufgrund der Quellenbasis – weitgehend ausgeblendet.

Im Gegensatz dazu befasst sich Sarah Baumann in ihrer Studie zum Engagement italienischer Migrantinnen in der Schweiz von den 1950er- bis 1980er-Jahren intensiv mit den Ansichten und Handlungen der in der »Federazione delle Colonie Libere Italiane in Svizzera« (FCLIS/Bund Freier Italienischer Kolonien in der Schweiz) organisierten Italienerinnen. Es geht ihr darum, die Unsichtbarkeit von Frauen, die immerhin ein Drittel der italienischen Arbeitskräfte in der Schweiz ausmachten, aufzuheben und diese außerdem nicht primär als Arbeiterinnen, sondern als »gesellschaftspolitische Akteurinnen für eine Verbesserung ihrer Rechte als Frauen, Arbeiterinnen und Ausländerinnen«<sup>101</sup> zu untersuchen. Damit richtet sich Baumanns Studie gegen eine allein auf die Exilpolitik fokussierende Behandlung des politischen Engagements von Migrantinnen und Migranten. Mit ihrem akteurszentrierten Ansatz und weitem Politikbegriff, der eine Vielzahl von Formen gesellschaftlichen Engagements einbezieht, entsteht bei Baumann in gewisser Weise ein Gegenbild zur klassisch politikgeschichtlich und aus der Sicht der Behörden des Zuwanderungslands argumentierenden Studie von Clarkson. Zudem wählt sie einen dezidiert geschlechtergeschichtlichen Zugang und fragt nach der geschlechtsspezifischen Strukturierung von Migrationsprozessen und -erfahrungen.

Mit der FCLIS, auf deren Archivbeständen die Studie, in Kombination mit Interviewmaterial, zu weiten Teilen basiert, wählt Baumann die größte und auch auf nationaler Ebene agierende Migrantenorganisation der Schweiz, die in den 1960er-Jahren 15.000 Mitglieder aufwies und in 116 Regionalsektionen gegliedert war. Aufgrund ihrer Nähe zur kommunistischen Partei Italiens standen die FCLIS und ihre Mitglieder in besonderem Maße unter staatlicher Beobachtung.<sup>102</sup> Baumann zeichnet die sich wandelnden Strategien der hier engagierten Migrantinnen chronologisch nach: Während sich die Aktivitäten der 1943 gegründeten FCLIS bis in die 1950er-Jahre noch vornehmlich auf den italienischen Staat als Adressaten richteten, wurden seit den 1960er-Jahren mehr und mehr Forderungen an die Zuwanderungsgesellschaft gestellt. Zu diesen gehörten die Abschaffung des Saisonierstatuts (und des damit einhergehenden Verbots des Familiennachzugs), eine Verbesserung der Wohnbedingungen wie auch der schulischen Ausbildung von Migrantenkindern, aber auch der Wunsch nach mehr Mitsprachemöglichkeiten. Gerade das Engagement von Frauen war stärker auf die Lebensbedingungen in der neuen Heimat ausgerichtet, hing dabei allerdings, wie Baumann zeigt, auch von einer längeren Aufenthaltsdauer ab. Migrantische politische Aktivitäten gilt es demnach immer auch im Hinblick auf verschiedene Migrations- und Lebensphasen zu analysieren.

Zudem wurden in den 1960er-Jahren feministische Forderungen wichtig, die sich gegen die männerdominierte Struktur der FCLIS richteten und zur Gründung einer eigenen Frauenkommission innerhalb der FCLIS führten. Die dort aktiven Frauen einte ihr hoher Bildungsgrad und sozialer Status.<sup>103</sup> Baumann macht hier und an anderen Stellen deutlich, wie wichtig ein intersektionaler Ansatz ist, um die Bedingungen für verschiedene Formen gesellschaftspolitischen Engagements herauszuarbeiten. Interessant sind auch ihre Aus-

100 Ebd., S. 186.

101 Sarah Baumann, ... und es kamen auch Frauen. Engagement italienischer Migrantinnen in Politik und Gesellschaft der Nachkriegsschweiz, Seismo Verlag, Zürich 2014, 192 S., brosch., 25,00 €, hier S. 9.

102 Aus diesem Grund hätte man auch eine Analyse der vom Schweizer Staatsschutz angelegten Fichen erwartet.

103 Nur eine einzige der Migrantinnen arbeitete in einer Fabrik, vgl. Baumann, ... und es kamen auch Frauen, S. 61.

führungen zur transnationalen Dimension des Aktivismus, die auch darin bestehen konnte, die Schweiz im Vergleich zu Italien als rückständig zu kritisieren – hatte die Schweiz, anders als Italien, das von der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) erarbeitete Abkommen über gleiche Entlohnung für gleiche Arbeit doch 1953 und abermals 1960/61 verworfen.<sup>104</sup> Auch die Regelungen zum Mutterschutz waren in Italien umfassender. Die Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie war für italienische Migrantinnen, die zu einem weit höheren Prozentsatz erwerbstätig waren als Schweizerinnen, von zentraler Bedeutung, zumal sie stärker auf staatliche Betreuungsangebote angewiesen waren. Diesbezügliche Forderungen aber standen dem in der Schweiz proklamierten Familien- und Mutterbild entgegen. Die Migrantinnen stellten auf diese Weise »das geschlechter- und familienpolitische Selbstverständnis der Schweizer Gesellschaft in Frage«.<sup>105</sup> Die Kontaktaufnahme zu gemäßigt-bürgerlichen Frauenverbänden war entsprechend wenig erfolgreich; es wurden aber Beziehungen zu Frauengruppierungen der Neuen Linken geknüpft. In dieser Zusammenarbeit wiederum geriet allerdings die spezifische Situation von Migrantinnen unter dem Banner der Frauensolidarität vielfach aus dem Blick. 1975 erzielte das »Manifesto delle donne emigrate« (Manifest ausländischer Frauen), das im Anschluss an einen internationalen Migrantinnen-Kongress in Zürich verfasst wurde und neben sozialen Rechten auch politische Partizipationsmöglichkeiten einforderte, große Aufmerksamkeit. Zwar gab es Unterstützung von Teilen der Schweizer Frauenbewegung, der Kirche und der Gewerkschaften; insgesamt aber wurde der Ton des Manifests als allzu fordernd kritisiert – inwiefern hier geschlechtsspezifische Stereotype eine Rolle spielten, wäre genauer zu erörtern gewesen. Mit dem in der Schweizer Gesellschaft dominierenden Bild der Migrantin als »passive[r] und hilfsbedürftige[r] Ehefrau und Mutter« jedenfalls ließ sich das Manifest kaum vereinbaren.<sup>106</sup>

Als problematisch erwiesen sich für die Durchsetzung der Forderungen der Frauenkommission zum einen das fehlende Frauenwahlrecht in der Schweiz, das die Einflussmöglichkeiten von Frauen generell massiv beeinträchtigte, und zum anderen die mangelnde Verankerung der emanzipatorischen Forderungen nicht nur in der Zuwanderungsgesellschaft, sondern auch beim Gros der Migrantinnen. In den 1970er-Jahren wendete sich die Frauenkommission daher vermehrt der Bildungs- und Schulthematik zu, die besser zur vorherrschenden Familienorientierung passte. Doch auch auf dem bildungspolitischen Feld wurden radikale Gegenkonzepte wie eine »demokratische Schule« entwickelt, die nicht mehr auf Separierung, sondern auf die Förderung benachteiligter Kinder setzte. In den Auseinandersetzungen um die Schule gerieten auch verschiedene Verständnisse von Integration in Konflikt: Während die Schweizer Behörden nach der Analyse von Baumann letztlich einen Assimilationskurs verfolgten, traten die Migrantinnen für Interkulturalität in einer pluralistischen Gesellschaft ein, zu der auch der Schutz und die Förderung der Herkunftssprache(n) gehörte. Mit dem »Centro Scuola e Famiglia« (Schul- und Familienzentrum) in Zürich wurde das migrantische Engagement schließlich in eine professionelle, bald auch offiziell anerkannte Fachstelle überführt. Baumann wertet dies als Ausdruck partizipatorischer Möglichkeiten »jenseits formaler politischer Rechte«.<sup>107</sup>

104 Hier auch verstärkt die Funktion von zurückgekehrten oder auch zwischen Italien und der Schweiz hin- und herpendelnden Aktivistinnen zu untersuchen, wäre interessant und stellt ein Forschungsdesiderat dar, wie Baumann selbst betont, ebd., S. 161.

105 Ebd., S. 82.

106 Ebd., S. 132. Diese Wahrnehmung wurde zunehmend durch kulturelle Deutungsmuster gestützt, die in der »Südländerin« vor allem ein abhängiges und betreuungsbedürftiges Geschöpf sah. Statt sozioökonomischer Ungleichheiten diente seit den späten 1970er-Jahren kulturelle Andersartigkeit verstärkt als Erklärung für soziale Unterschiede.

107 Ebd., S. 105. Vgl. zu dieser Thematik auch die 2017 erschienene Studie von *Philipp Eigenmann*, *Migration macht Schule. Bildung und Berufsqualifikation von und für Italienerinnen und Italiener in Zürich, 1960–1980*, Zürich 2017.

Baumann hat mit ihrer Studie einen wichtigen Beitrag nicht nur zum politischen Engagement, sondern auch zur Geschlechtergeschichte der Migration geleistet. Wie sie selbst abschließend konstatiert, wäre eine vergleichende Untersuchung zum gesellschaftspolitischen Aktivismus in verschiedenen Ländern und Migrationsregimen überaus hilfreich, um migrantische Handlungsräume und auch die Effekte migrantischer Politik genauer zu analysieren. Bei einem solchen Vorhaben wäre aber auch die Zusammenarbeit mit einheimischen Gruppierungen noch detaillierter in den Blick zu nehmen als in Baumanns Untersuchung. Bisweilen bleiben die historischen Kontextualisierungen recht allgemein; eine dichte Beschreibung konkreter Formen der gesellschaftspolitischen (Zusammen-)Arbeit würde helfen, die politische Dimension der migrantischen Aktivitäten beziehungsweise die Prozesse der Politisierung und Entpolitisierung präziser zu fassen.

Eine andere Form gesellschaftspolitischer Aktivität nimmt Roberto Sala in seiner Studie zu den italienischen Radio- und Fernsehprogrammen in der Bundesrepublik in den Blick.<sup>108</sup> Die Rolle von Massenmedien kann im Kontext von Migrationsphänomenen sicher kaum überschätzt werden und Sala benennt sie zu Recht als »wichtige migrationspolitische Akteure«.<sup>109</sup> Sala konzentriert sich dabei auf die (bisher nur unzureichend erforschten) »Medien für Arbeitsmigranten« in den jeweiligen Herkunftssprachen<sup>110</sup> und interessiert sich dafür, inwieweit Migrantinnen und Migranten in den 1960er- und 1970er-Jahren in der Bundesrepublik als »Teil der Öffentlichkeit« oder zumindest als »öffentliche Gruppe mit eigenen politischen und kulturellen Einstellungen« betrachtet wurden.<sup>111</sup> Hier kommt er zu dem Ergebnis, dass sie nicht als »bürgerschaftliche Akteure« in der Bundesrepublik akzeptiert, sondern weitgehend nur als »politische Subjekte ihrer Herkunftsstaaten« gesehen worden seien.<sup>112</sup> Vor diesem Hintergrund und gegen die Ansicht, die bundesdeutsche Migrationspolitik sei lediglich arbeitsmarktpolitisch motiviert gewesen<sup>113</sup>, betont Sala die Bedeutung der Außenpolitik und des Kalten Kriegs, denn die Abwehr »kommunistischer Infiltration« stellte – neben der allenthalben konstatierten Ratgeberfunktion in Alltagsdingen – eine der zentralen Motivationen zur Etablierung dieser Medienpraxis dar.<sup>114</sup> Die internationalen Beziehungen waren auch tangiert, wenn ausländische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter öffentlich-rechtliche Sender nutzten, um kritische Berichte über die Situation in ihren Herkunftsländern abzugeben. Querverbindungen zur Studie von Clarkson lassen sich schnell herstellen.<sup>115</sup>

108 *Roberto Sala*, Fremde Worte. Medien für »Gastarbeiter« in der Bundesrepublik im Spannungsfeld von Außen- und Sozialpolitik, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2011, 339 S., brosch., 44,90 €.

109 Ebd., S. 10.

110 Auch die sogenannten Gastarbeiterzeitungen, die bis zur neuen Ostpolitik der Regierung Brandt vom Bundespresseamt (mit-)finanziert wurden, werden einer Analyse unterzogen. Zur ab 1965 ausgestrahlten Radiosendung »Per i lavoratori italiani« in der Schweiz vgl. *Nelly Valsangiacomo*, »Tant qu'il y aura l'immigré, il y aura aussi votre émission.« Le dialogue entre les immigrés et l'émission radiophonique *Per i lavoratori italiani in Svizzera* au tournant des années 1970, in: SZG/RSH/RSS 65, 2015, S. 83–99. Zweimal wöchentlich sendete der ORF-Steiermark in den 1970er- bis in die 1990er-Jahre hinein Nachrichten auf Serbokroatisch und Slowenisch, *Lorber*, Angeworben, S. 243.

111 *Sala*, Fremde Worte, S. 12. Seine Quellenbasis besteht vor allem aus Archivalien verschiedener Bundesministerien und aus Rundfunkarchiven sowie 20 Oral-History-Interviews.

112 Ebd., S. 317.

113 Diese Ansicht war freilich 2011 schon weitgehend widerlegt, wie Karen Hunn in ihrer Rezension feststellt, *Karen Hunn*, Rezension zu Roberto Sala, Fremde Worte, in: AfS 52, 2012 (Online), URL: <<http://library.fes.de/fulltext/afs/htmrez/81363.pdf>> [3.12.2019].

114 Dass außenpolitische Interessen zu verfassungswidrigen Versuchen staatlicher Einflussnahme auf die Arbeit der Landesrundfunkanstalten führten, arbeitet Sala klar heraus.

115 Sala befasst sich insbesondere mit der kritischen Berichterstattung des Bayerischen Rundfunks über das Franco-Spanien und das Obristen-Griechenland, die zu massiven Konflikten mit den



Differenziert setzt sich Sala mit den vielschichtigen Zielsetzungen der fremdsprachigen Medien auseinander, die er weder eindeutig als Hindernis für Integrationsbemühungen betrachtet, wie dies in der Forschung oft geschehen ist, noch überhaupt auf die Frage »pro oder contra Integration« reduziert wissen will.<sup>116</sup> Sala geht (im Anschluss an Karen Schönwälder und Karin Hunn) nicht von einer generellen Blindheit bundesdeutscher Institutionen gegenüber Einwanderungsprozessen aus, sondern leitet stattdessen die »Konzeptionslosigkeit der Ausländerpolitik« vor allem aus der »Konkurrenz der beteiligten Akteure« her.<sup>117</sup> Sala legt dar, wie sich in den 1960er-Jahren ein sozialpolitisches (durchaus paternalistisch verstandenes) Konzept von »Betreuung«, das die außenpolitischen Motive zu überlagern begann, durchsetzte und mit – noch recht unklaren – Vorstellungen von »Eingliederung« kombiniert wurde. »Eingliederung« meinte dabei sowohl die alltagstaugliche »Eingewöhnung« als auch die Verhinderung von »Ghettobildung«.<sup>118</sup> In den 1970er-Jahren sei das Konzept der Betreuung vom Integrationsparadigma abgelöst worden, das in sich jedoch widersprüchlich – als Integration auf Zeit – geblieben sei.<sup>119</sup>

Sala arbeitet die anfänglichen Differenzen der fremdsprachigen Programme des Westdeutschen Rundfunks (WDR) und des Bayerischen Rundfunks (BR) heraus. Während Köln die per Sendung angestrebte Eingliederungshilfe »eher systemkonform« mit sozialer Kontrolle verbunden habe, habe München sich »eher systemkritisch« auf die Verteidigung migrantischer Rechte ausgerichtet, bis sich Mitte der 1970er-Jahre beide Positionen angenähert hätten.<sup>120</sup> Im Laufe der Zeit nahm die Orientierungsfunktion der Programme deutlich ab und die Anliegen der »zweiten Generation« erfuhren mehr Aufmerksamkeit. Zudem kann Sala zeigen, dass die Funktion der Sendungen als »Brücke zur Heimat« nicht allein im Kontext einer rückkehrorientierten Nicht-Einwanderungspolitik zu verorten ist, sondern auch als Element einer nicht weiter theoretisierten multikulturalistischen Politik der deutschen Verantwortlichen bei WDR und BR zu betrachten ist, welche die Bewahrung nationaler kultureller Identitäten als Voraussetzung für erfolgreiche Integration verstand.<sup>121</sup> Als zentral für den Umgang mit den Zugewanderten habe sich letztlich die »Vorstellung national geschlossener Minderheiten« erwiesen; dem Faktor »Kultur« sei damit eine Schlüs-

---

Herkunftsländern führte. Zum Versuch der spanischen Regierung, spanischsprachige Programme im Hessischen Rundfunk und beim WDR zu stoppen, weil diese nach Ansicht Spaniens von Franco-Gegnern kontrolliert wurden, vgl. auch *Clarkson*, *Fragmented Fatherland*, S. 98. Auch die türkische Regierung forderte gegenüber dem WDR, »linke« Redaktionsmitglieder abzusetzen, vgl. *Trede*, *Zwischen Misstrauen, Regulation und Integration*, S. 312f., Anm. 210.

116 *Sala*, *Fremde Worte*, S. 17. Die Aufrechterhaltung der Rückkehrbereitschaft war durchaus ein Ziel der fremdsprachigen Sendungen, wurde aber von anderen, sozialen Zielstellungen der Radioprogramme konterkariert.

117 *Ebd.*, S. 188. Dass es die je nach Ressort (Innenministerium versus Arbeits- und Wirtschaftsministerium) sehr unterschiedlichen Konzepte im Umgang mit der Arbeitsmigration und weniger eine grundsätzliche Konzeptlosigkeit war, welche die bundesdeutsche Migrationspolitik der 1960er-Jahre geprägt hat, betonte Barbara Sonnenberger bereits 2003: *Barbara Sonnenberger*, *National Migrationspolitik und regionale Erfahrung. Die Anfänge der Arbeitsmigration in Südhessen 1955–1967*, Darmstadt 2003.

118 Vgl. *Sala*, *Fremde Worte*, S. 189.

119 *Ebd.*, S. 191. Wie bereits thematisiert, hatte der Gewerkschaftler Yilmaz Karahasan schon 1965 auf dem IG-Metall-Jahreskongress die Ablösung des Betreuungskonzepts gefordert und für eine »Mitarbeit und Integrierung im gesellschaftlichen Leben« plädiert.

120 *Ebd.*, S. 236.

121 Die Entwicklungen im Fernsehen verliefen insofern anders, als das ZDF Ende der 1970er-Jahre durch die deutsche Untertitelung auch ein nichtmigrantisches Publikum für die Programme für Nicht-Deutsche zu interessieren suchte und die Vorstellung einer »gegenseitigen Integration von Ausländern und Deutschen« formulierte, *ebd.*, S. 238.

selbstellung zugekommen.<sup>122</sup> Das galt gleichermaßen für die deutschen Verantwortlichen wie die ausländischen Journalisten und Journalistinnen (deren anfängliche Unterordnung und mühevoll e Emanzipation in den Redaktionen Sala nachzeichnet<sup>123</sup>). Auch wenn eine tiefere Einbettung in die zeitgenössischen migrationspolitischen Debatten wünschenswert gewesen wäre, gelingt es Sala letztlich doch überzeugend, die herausgehobene Bedeutung der jeweiligen Nationalität in den fremdsprachigen Programmen herauszuarbeiten. Damit fungierten die Sendungen als wichtiger und dynamischer Faktor bei der Konstitution national definierter *imagined communities*. Seit den 1980er- und besonders 1990er-Jahren sank die Bedeutung fremdsprachiger Sendungen bundesdeutscher Anstalten drastisch; mit Einführung der Satellitenübertragung war ein problemfreier Empfang von Programmen aus den Herkunftsländern möglich.

Erweisen sich vergleichende Perspektiven und die Betrachtung europäischer Verflechtungen als gewinnbringend bei einer Analyse des »Gastarbeiter«-Systems, so gilt das ebenso für die historische Tiefenperspektive. Während Rass eine solche mit Blick auf die bilateralen Verträge eingenommen hat, gibt es einige wenige Studien, welche die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Arbeitsmigrantinnen und -migranten nach 1945 mit denjenigen in den Jahrzehnten zuvor vergleichen. Rolf Wörsdörfer befasst sich mit der slowenischen Bergarbeitermigration ins Ruhrgebiet vom späten 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg und wählt für die Nachkriegsmigration als Untersuchungsgegenstand slowenische Arbeitsmigranten und -migrantinnen, die bei Audi in Ingolstadt tätig waren.<sup>124</sup> Diese Längsschnittperspektive ist erhellend, um die Arbeitsmigration nach 1945 auf ihre Kontinuitäten hin zu befragen. Das gilt für über Generationen tradierte Wanderungserfahrungen, aber auch für die im Falle beider Migrationen zu konstatierende Bedeutung der katholischen Kirche und katholischer Vereine, die allerdings im Laufe des Untersuchungszeitraums deutlich abnahm. Die sehr dichte, auf einer beeindruckenden Quellenbasis aufgebaute Studie bietet viel Stoff für vergleichende Analysen, diachron wie synchron. Diese muss die Leserin teils aber selbst vornehmen, weil Vergleichsparameter nicht klar benannt oder aufgrund der Materialfülle und des Themenspektrums nicht konsequent angewendet werden (können). Auch wenn der Autor sich mit (migrations-)theoretischen Überlegungen sehr zurückhält, werden doch viele aktuell debattierte Themen berührt. Die slowenische Migration zu fokussieren, könnte den Vorwurf einbringen, eine »ethnic lens« (Nina Glick Schiller) zu verwenden. Aber Wörsdörfer gelingt es, gerade die Wandelbarkeit ethnischer Kategorisierungen über Regimewechsel hinweg und für Fremd- wie Selbstbilder aufzuzeigen: Slowenen waren auch Krainer oder Steirer, galten als Österreicher oder Jugoslawen. Gerade die Langzeitperspektive ermöglicht eine Historisierung dieser Nationalisierungs- und Ethnisierungsprozesse; Wörsdörfer aber benennt auch jeweils die zeitgenössischen Konflikte

122 Ebd., S. 239.

123 Er tut dies vor allem im Rahmen seiner das Buch abschließenden Fallstudie zur WDR-Sendung »Radio Colonia«. Inwiefern seine diesbezüglichen Ergebnisse verallgemeinerbar sind, wäre genauer zu prüfen, stellten die Italiener und Italienerinnen doch eine aufgrund ihrer EG-Mitgliedschaft rechtlich privilegierte und in den späten 1970er-Jahren weitgehend akzeptierte Migrantengruppe dar.

124 Rolf Wörsdörfer, Vom »Westfälischen Slowenen« zum »Gastarbeiter«. Slowenische Deutschland-Migrationen im 19. und 20. Jahrhundert (Studien zur historischen Migrationsforschung, Bd. 33), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2017, 491 S., geb., 58,00 €. Zwischen 1880 und 1914 und wieder nach 1945 war die Bundesrepublik das wichtigste Zielland slowenischer (und insgesamt jugoslawischer) Migranten und Migrantinnen; in der Zwischenkriegszeit war Frankreich bevorzugtes Ziel der slowenischen Migration. Vgl. Marjan Drnovšek, Fragments from Slovenian Migration History, 19th and 20th Centuries, in: Ulf Brunnbauer (Hrsg.), Transnational Societies, Transterritorial Politics. Migrations in the (Post-)Yugoslav Region, 19th–21st Century, Oldenbourg Verlag, München 2009, 328 S., geb., 44,80 €, S. 51–72; hier: S. 57 und 59.

um diese Zuordnungen. Die Forschung zu irregulären und offiziellen Migrationsformen bereichert er durch seinen Blick auf Asylverfahren<sup>125</sup>, vor allem aber auf Leiharbeit und Werkverträge. Diese Form der Arbeitsmigration, die keine sozialrechtliche Gleichstellung mit deutschen Arbeitskräften implizierte, wurde entsprechend von den deutschen wie jugoslawischen Gewerkschaften bekämpft.<sup>126</sup> Eine geschlechterhistorische Perspektive wird mitgedacht, wenn auch Migrantinnen in separaten Kapiteln abgehandelt werden. Positiv hervorzuheben ist die Problematisierung des Terminus »Nachzug« von Frauen. Zwar hat es diese Form des Zuzugs zum bereits ausgewanderten Ehemann durchaus gegeben (gerade im Ruhrgebiet war dies wegen des Bergbaus als männlichen Arbeitsfelds häufig der Fall). Aber insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg gingen Frauen verstärkt auf eigene Initiative in die Bundesrepublik; bei den slowenischen Arbeitskräften lag der Frauenanteil bei über 50 %. Lesenswert sind auch Wörsdörfers Ausführungen zu transnationalen Familienmodellen: Oftmals blieben die Kinder in Slowenien, während die Eltern in Ingolstadt arbeiteten. Der Ort war, wie Bayern insgesamt, auch deshalb so beliebt, weil er ein Pendeln in die Herkunftsregion sogar über das Wochenende ermöglichte. Transnationale Migrationsbewegungen konnten also, wenn es die Entfernung erlaubte, auch als Pendelmigration gestaltet werden.

Dass diese transnationale Lebensform von den Betroffenen unterschiedlich bewertet wurde und auch zu innerfamiliären Konflikten führte, wird nicht nur bei Wörsdörfer, sondern auch in der 2017 erschienenen Studie zu Arbeitsmigranten und -migrantinnen in Österreich beziehungsweise der Steiermark von Verena Lorber deutlich.<sup>127</sup> Aus dem heutigen Kroatien und Slowenien stammende Arbeitsmigranten und -migrantinnen pendelten regelmäßig in ihre Herkunftsorte, während die aus dem heutigen Bosnien und Serbien zugewanderten »Gastarbeiter« oft nur zwei- bis dreimal pro Jahr die lange Reise auf sich nahmen.<sup>128</sup> Auch geschlechtsspezifische Unterschiede sind in diesem Zusammenhang von Bedeutung: Viele Frauen, die ihre Kleinkinder oft in der Obhut ihrer Mütter gelassen hatten, fuhren besonders häufig auf Heimatbesuch.

Lorber schildert eingangs, dass sich Österreich erst in den 1960er-Jahren von einem Entsende- zu einem Anwerbeland wandelte, was in dem – im Vergleich zur Bundesrepublik und anderen westlichen Staaten – verzögerten wirtschaftlichen Aufstieg des Landes nach 1945 begründet lag. Die Autorin untersucht den Zeitraum von 1961 bis 1976, also vom Beginn einer staatlichen Anwerbepolitik bis zur Einführung des Ausländerbeschäftigungsgesetzes, welches die aus Deutschland übernommene und 1941 in Kraft getretene »Verordnung über ausländische Arbeitskräfte« aus dem Jahr 1933 ablöste.<sup>129</sup> Sie nimmt damit diejenige Phase der österreichischen Migrationspolitik in den Blick, die als aktive Anwerbepolitik betrachtet werden kann, der Liberalisierung des Arbeitsmarktes zwischen 1950 und 1961 nachfolgte und der Reduzierung der Zahl ausländischer Arbeitnehmer nach 1973/74 vorausging.<sup>130</sup> Lorbers Schwerpunkt liegt dabei auf der Migration von Jugoslawen und Jugoslawinnen nach Österreich, die im Untersuchungszeitraum zwischen 66 und

125 Oftmals war die Mitwirkung (der Eltern) in NS-nahen Organisationen während der deutschen Besetzung Sloweniens (1941–1945) ein Positivum im Asylverfahren.

126 Wörsdörfer buchstabiert am Beispiel jugoslawischer Arbeitsmigration aus, was Trede vonseiten der Gewerkschaften her untersucht, nämlich prekäre Arbeitsverhältnisse.

127 Lorber, *Angeworben*. Bei der Publikation handelt es sich um die überarbeitete Fassung ihrer 2015 an der Karl-Franzens-Universität Graz eingereichten Dissertation.

128 Ebd., S. 249.

129 Diese Verordnung sah eine Einzelfallprüfung und die Notwendigkeit einer Arbeitserlaubnis und Beschäftigungsgenehmigung vor.

130 Die Bedeutung der Ölkrise für den Übergang zur dritten Phase überbewertet sie, entgegen einschlägigen Forschungsergebnissen.

87 % aller ausländischen Arbeitskräfte im Land stellten.<sup>131</sup> Mit ihrem Fokus auf die Steiermark untersucht die Autorin zudem eine Region, die – im Gegensatz zu Vorarlberg und Wien – bisher wenig erforscht worden ist.<sup>132</sup>

Die Studie fördert viele interessante Aspekte zutage: Zunächst lässt sich festhalten, dass aktuelle Befunde der »Gastarbeiter«-Historiografie auch für Österreich zutreffen: Ein Gros dieser Arbeitsmigranten und -migrantinnen kam nicht im Rahmen der bilateralen Verträge mit Spanien (1962), der Türkei (1964) und Jugoslawien (1966)<sup>133</sup>, sondern auf eigene Faust beziehungsweise nach persönlicher Anwerbung durch österreichische Unternehmen ins Land: »Ich bin nicht durch das ganze System gekommen, ich bin einfach mit dem Zug gekommen«, äußert etwa Mehio S., einer der für die Studie interviewten jugoslawischen Migranten und Migrantinnen.<sup>134</sup> Kettenmigration bedeutete eine »Verselbständigung der Migrationsbewegung«<sup>135</sup>, die weder von Österreich noch den Entsendeländern (hier: Jugoslawien) gewünscht war. Als überaus bedeutsam für die österreichische Migrationspolitik erweist sich im Untersuchungszeitraum die Sozialpartnerschaft, die, so Lorber, eine weitreichende Institutionalisierung gerade über die enge Einbindung in Migrationsfragen erfuhr. Das »Raab-Olah-Abkommen« von 1961 markierte den Beginn einer kontingentierten Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte, die jeweils nach Branchen und Bundesländern zwischen den Sozialpartnern ausgehandelt wurde.<sup>136</sup> Die österreichische Migrationspolitik basierte damit laut Lorber grundsätzlich auf dem Rotationsprinzip, das erst mit der Novelle des Ausländerbeschäftigungsgesetzes 1988 durch das Integrationsprinzip abgelöst worden sei. Seit den 1990er-Jahren seien die Sozialpartner nur mehr partiell in migrationspolitische Entscheidungen eingebunden, die nun maßgeblich von der Regierung getroffen würden.<sup>137</sup>

Bedauerlich ist, dass die Autorin – trotz ihres Vorhabens, regionale und globale Entwicklungen in ihren Wechselwirkungen zu analysieren – ihre Ergebnisse nur vereinzelt in den europäischen Kontext einbettet oder Vergleiche mit anderen Anwerbeländern vornimmt. Die Einordnung des österreichischen beziehungsweise steirischen Beispiels in den größeren Kontext des »Gastarbeiter«-Systems muss die Leserin größtenteils selbst vornehmen. Sehr überzeugend gelingt hingegen die Erweiterung der Studie um migrantische Lebens-

131 Türkische Migranten und Migrantinnen stellten zwischen 1963 und 1973 zwischen 12,8 und 25,7 % der ausländischen Arbeitskräfte, während Spanier und Spanierinnen zwar 1963 noch 13,2 %, seit den 1970er-Jahren aber nur noch maximal 0,2 % ausmachten. Vgl. *Lorber*, Angeworben, S. 63, Tab. 1.

132 Generell ist für Österreich eine klare Dominanz sozialwissenschaftlicher Forschung zur sog. Gastarbeit auszumachen; (migrations-)historische Darstellungen liegen nicht in gleichem Maße vor.

133 Das Abkommen mit Spanien blieb quasi folgenlos. Aufgrund des späten Eintritts Österreichs in die Reihe der Anwerbestaaten, zwischen denen bereits eine heftige Konkurrenz um ausländische Arbeitskräfte herrschte, verlagerte das Land seine Anwerbeabsichten schnell nach Jugoslawien und in die Türkei. Wegen der niedrigeren Löhne in Österreich schlugen viele ausländische Arbeitskräfte aber österreichische Arbeitsangebote aus und gingen lieber in die Bundesrepublik oder die Schweiz.

134 Interview Mehio S., 6.5.2011, zit. nach *Lorber*, Angeworben, S. 205. Einige der geführten Interviews haben auch Eingang in die Ausstellung »Lebenswege. Slowenische »Gastarbeiterinnen« in der Steiermark« gefunden, die vom 29.5. bis 6.11.2015 im Pavelhaus in Laafeld gezeigt und von Lorber projektiert wurde. Eine erste große Ausstellung zum Thema »Gastarbeit« in Österreich war 2004 im Historischen Museum der Stadt Wien zu sehen: *Hakan Gürses/Cornelia Kogoj/Sylvia Mattl* (Hrsg.), *Gastarbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration*, Wien 2004.

135 *Lorber*, Angeworben, S. 18.

136 Für die Bundeswirtschaftskammer wie für den Österreichischen Gewerkschaftsbund stellte die Kontingentvereinbarung lediglich eine Übergangslösung bis zur Verabschiedung eines (neuen) Ausländerbeschäftigungsgesetzes dar, das jedoch erst 1976 erlassen werden sollte. Vgl. ebd., S. 59.

137 Ebd., S. 73 und 76.

läufe und Perspektiven: Mit ihrem Fokus auf 15 Biografien von Migrantinnen und Migranten, die zwischen 1967 und 1977 in die Steiermark gekommen sind und die mithilfe narrativer Interviews rekonstruiert wurden, gelingt es der Autorin, neben den sozialstrukturellen Faktoren und den politischen Rahmenbedingungen (sowie kirchlichen Betreuungsorganisationen und migrantischen Vereinen) auch individuelle Strategien und Erfahrungen in den Blick zu nehmen. Viele Jugoslawinnen etwa, so zeigt Lorber sehr schön, übernahmen eine Hausmeisterei, um die Mietkosten zu senken und Familie und Berufstätigkeit besser verbinden zu können.<sup>138</sup> Es waren demnach geschlechtsspezifische Erwartungen und Rollenzuschreibungen, welche die Migrationssituation und mit dieser das transnationale Familienleben maßgeblich prägten.<sup>139</sup>

Der Frage, was transnationale Familienformen für die Familie bedeuten, geht auch ein Beitrag von Jasna Čapo Žmegac in einem von Ulf Brunnbauer herausgegebenen Sammelband nach, der sich mit Migrationen in der (ex-)jugoslawischen Region vom 19. bis ins 21. Jahrhundert befasst.<sup>140</sup> Čapo Žmegac, die nach München migrierte Familien aus Kroatien und Bosnien-Herzegowina befragt hat, unterstreicht, dass das Familienleben an zwei oder mehr Orten nicht zwangsläufig zu Entfremdung führt(e). Gleichzeitig problematisiert sie die positive Schilderung eines engen Familienverbands, den ihre Interviewpartner und -partnerinnen zeichnen, indem sie auf die möglicherweise bestehende Notwendigkeit verweist, einen engen Zusammenhalt explizit zu betonen – gerade weil es sich um örtlich verteilte Familien handelt.<sup>141</sup>

Der bereits 2009 erschienene Sammelband<sup>142</sup> lotet die Brauchbarkeit des Konzepts der Transnationalität aus und möchte mit seiner vergleichenden Perspektive eine Forschungslücke schließen. Im ersten Teil bietet er historische Überblicksdarstellungen zu Migrationsbewegungen im (ex-)jugoslawischen Raum, während der zweite Teil vornehmlich soziologische und ethnografische Forschungen enthält. Neben Arbeitsmigration kommen dabei auch Fluchtbewegungen zur Sprache und nicht zuletzt verweist Brunnbauer auf die Prägung des Terminus »ethnic cleansing« im Kontext der Jugoslawienkriege der 1990er-Jahre. Brunnbauer selbst gibt einleitend einen Überblick über die Arbeitsmigration aus dem jugoslawischen Raum vom späten 19. Jahrhundert bis zum Ende des sozialistischen Jugoslawiens. Er betont die anhaltende Migration aus der Untersuchungsregion: Migration sei vielfach zu einem »part of the typical life trajectory« geworden, so Brunnbauer, der mit Caroline Brettell von »cultures of emigration« spricht, die zu Generatoren immer neuer Migrationsbewegungen würden.<sup>143</sup> Während er die Folgen der Migration für die Sozialpolitik Jugoslawiens respektive der Entsendeländer positiv einschätzt, sieht er sie ökonomisch

138 Diese Beschäftigung war bereits in der Gründerzeit eine viel genutzte Option für neue Zuwanderer, vgl. ebd., S. 231.

139 Neben dem Geschlecht betont Lorber abschließend auch die Bedeutung der Kategorie Alter; Altern sei aufgrund des für temporär erachteten Migrationsprozesses lange Zeit nicht beachtet worden, ebd., S. 265.

140 *Brunnbauer*, *Transnational Societies, Transterritorial Politics*.

141 Vgl. zu dieser Thematik auch die Studie zu familialen Aushandlungen von *Eveline Ammann Dula*, *Familienleben transnational. Eine biographieanalytische Untersuchung einer Familie aus dem ehemaligen Jugoslawien*, Bielefeld 2019.

142 Die dort angestoßenen Debatten wurden weitergeführt. Vgl. etwa die 2010 in Regensburg veranstaltete Tagung zu Arbeitsmigration und Transnationalismus in Europa, Tagungsbericht: *Labour Migration and Transnationalism in Europe, Contemporary and Historical Perspectives*, 10./11.12.2010, Regensburg, in: *H-Soz-Kult*, 18.03.2011, URL: <<https://www.hsozkult.de/searching/id/tagungsberichte-3580>> [19.11.2019].

143 *Ulf Brunnbauer*, *Labour Emigration from the Yugoslav Region from late 19<sup>th</sup> Century until the End of Socialism. Continuities and Changes*, in: *ders.*, *Transnational Societies, Transterritorial Politics*, S. 17–50, hier: S. 48.

als Nachteil, hätten sie doch die periphere Position der Region innerhalb der globalen Arbeitsteilung nicht verändern können.

Von ökonomischer Bedeutung war die Arbeitsmigration nicht zuletzt wegen der (Rück-)Überweisungen an die Herkunftsfamilien. Janine Dahinden, die die transnationalen Praktiken von Kosovo-Albanerinnen und -Albanern und serbischen Migrantinnen und Migranten in der Schweiz analysiert, findet intensive transnationale Beziehungen, zu denen das Überweisen von *remittances* gehört, vor allem bei gebildeten männlichen Migranten. Sie plädiert für eine Differenzierung transnationaler Beziehungen nach ihrer Intensität (ohne Bezugnahme auf Pries' diesbezügliche Überlegungen), weil sie für viele eine nur wenig nachhaltige Form transnationaler Kontakte beobachtet – mit Ausnahme eines Nationalismus aus der Ferne.<sup>144</sup>

Rücküberweisungen interessieren die Migrationsforschung bereits seit einiger Zeit, weil sie die – oft vernachlässigten – »Zurückgebliebenen« am Herkunftsort sowie die Beziehungen zwischen diesen und den Migrierten zu fokussieren erlauben. Dass die Überweisungen aber nicht nur für die migrantischen Haushalte eine zentrale Rolle spielten, sondern auch regelmäßig die staatlichen Instanzen beschäftigten, die Migration zu regulieren versuchten, zeigt Heike Knortz in ihrer »Wirtschaftsgeschichte der frühen europäischen Migration und Integration« mit dem Titel »Gastarbeiter für Europa«. Durch ihre die wirtschaftshistorischen, vor allem außenwirtschaftlichen Aspekte der »Gastarbeiter«-Migration betonende Perspektive geraten insbesondere Devisenpolitik und Handelsbilanzen in den Blick. Diese Dimensionen für die italienisch-französischen wie für die bundesdeutschen Verhandlungen über Anwerbeabkommen in den ersten zehn Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg herausgearbeitet zu haben, ist ein Verdienst der Studie von Knortz. Sie stellt zudem die treibende Rolle Italiens bei den Verhandlungen und letztlich der europäischen Integration heraus.<sup>145</sup> Ihr zufolge – und das ist eine leitende These der Studie – ist Italien mit den Römischen Verträgen eine Vergemeinschaftung des italienischen Arbeitsmarkt- und Bevölkerungsproblems gelungen. Italien hat früh auf Freizügigkeit nicht nur für Waren und Kapital, sondern auch für Arbeitskräfte gedrängt (»Handelsliberalisierung gegen Zuwanderung«<sup>146</sup>). Einen regelmäßigen Konfliktpunkt bei den bi- und später multilateralen Verhandlungen bildeten die Heimatüberweisungen. Der Rückgang der traditionsreichen italienischen Migration nach Frankreich 1949 hing nicht zuletzt mit der Einschränkung der Option für Überweisungen zusammen, die Frankreich aufgrund seiner Devisenschwäche vornahm, die dann aber zu einer Hinwendung Italiens zur Bundesrepublik führte. Während Knortz die Anwerbepolitik überzeugend als Teil der Außenwirtschaftspolitik herausarbeitet<sup>147</sup>, verwundert ihre pauschale Absage an andere denn außenwirtschaftliche Motivationen. So sei das Regierungshandeln in keiner Weise »auf eine entsprechende Nachfrage in der Industrie der europäischen Zielländer zurückzuführen«<sup>148</sup> – eine, wie bereits Imke Sturm-Martin in ihrer Rezension des Buches festgehalten hat, allzu überzogene Aussage. Dasselbe ließe sich auch für das Vorgängerwerk von Heike Knortz, ihre Studie über »Diplomatische Tauschgeschäfte«, sagen, in der sie allein außenpolitische Gründe zur Erklärung

144 Zum kroatischen Nationalismus vgl. den Beitrag von *Francesco Ragazzi*, *The Croatian »Diasporas Politics« of the 1990s. Nationalism Unbound?*, in: ebd., S. 145–167.

145 Vgl. dazu auch den kürzlich erschienenen Aufsatz von *Kerstin D. Furrer/Heike Knortz*, *Italienische »Gastarbeiter« und die europapolitische Vision Baden-Württembergs*, in: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 78, 2019, S. 355–374.

146 *Heike Knortz*, *Gastarbeiter für Europa. Die Wirtschaftsgeschichte der frühen europäischen Migration und Integration*, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2016, 250 S., brosch., 40,00 €, hier: S. 192.

147 Ohne dabei allerdings italienische Archive zu konsultieren. Auch fehlen einige grundlegende Werke zur Arbeitsmigration in der Bibliografie.

148 *Knortz*, *Gastarbeiter für Europa*, S. 184.

der späteren Anwerbeabkommen anführt.<sup>149</sup> Aus der Tatsache, dass außenpolitische Motive in der Forschung zur »Gastarbeiter«-Migration lange Zeit eher im Schatten standen, lässt sich kein einseitiges »Primat der Außenpolitik« ableiten, wie Monika Mattes feststellt.<sup>150</sup> Auch und gerade die vielen letztlich geduldeten Wege irregulärer Migration zur Befriedigung einer durchaus differenzierten Nachfrage zeugen von der Wichtigkeit auch betriebs- und volkswirtschaftlicher Überlegungen.<sup>151</sup>

Eine in anderer Hinsicht einseitige Studie stellt »Die Gastarbeiter-Welt« von Hedwig und Ralf Richter dar, die sich mit der italienischen Migration nach Wolfsburg vor allem in den 1960er- und 1970er-Jahren befassen.<sup>152</sup> Ihr zentraler Ausgangspunkt ist die Rückkehrabsicht der meisten Italiener und Italienerinnen, die in den Studien, die auf die mangelnde Integrationsbereitschaft der deutschen Aufnahmegesellschaft abheben, ausgeblendet würde. Richter/Richter schreiben gegen eine vorschnelle Viktimisierung von Migranten und Migrantinnen an und möchten deren eigene Lebensentwürfe ernst nehmen. Das ist zunächst einmal ein wichtiges Anliegen, das auf Basis von Archivmaterial und narrativen Interviews verfolgt werden soll. Problematisch ist jedoch die Reduktion der bisherigen Migrationsforschung auf eine einzige Meistererzählung, das heißt den »Integrationsplot«. Diesen skizzieren die Autorin und der Autor als ein auf Viktimisierung gerichtetes Narrativ, zu dem Diskriminierungserfahrungen, die Weigerung Deutschlands, sich als Einwanderungsland zu begreifen, und der »Kampf um Aufnahme in die deutsche Gesellschaft« gehörten.<sup>153</sup> Dieser »Opfer-Diskurs« dominiert laut Richter/Richter nicht nur in der Migrationsforschung, sondern auch in »der deutschen Öffentlichkeit«<sup>154</sup> – dass hier auch ganz andere Diskurse über Migrantinnen und Migranten zirkulieren, findet kaum Erwähnung. Die Autorin und der Autor vertreten im Wesentlichen vier Thesen: Erstens betrachten sie die »Gastarbeiter«-Migration als »Entwicklungsbremse«, bedienen damit ein unhinterfragtes (modernisierungstheoretisches) Fortschrittsmodell und schreiben zudem die italienischen Migranten und Migrantinnen auf vormoderne »Parallelstrukturen« fest.<sup>155</sup> Es habe,

149 Die Außenpolitik spielte selbstverständlich eine wichtige Rolle. Zur Bedeutung der Brandt'schen Ostpolitik für Anwerbeabkommen mit Jugoslawien vgl. unter anderem *Karolina Novinščak*, The Recruiting and Sending of Yugoslav »Gastarbeiter« to Germany. Between Socialist Demands and Economic Needs, in: *Brunnbauer*, Transnational Societies, Transterritorial Politics, S. 121–143.

150 *Monika Mattes*, Wirtschaftliche Rekonstruktion in der Bundesrepublik Deutschland und grenzüberschreitende Arbeitsmigration von den 1950er bis zu den 1970er Jahren, in: *Jochen Oltmer* (Hrsg.), Handbuch Staat und Migration in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert, Berlin/Boston 2016, S. 815–851, hier: S. 816f.

151 Ebd., S. 850.

152 Für weitere Untersuchungen zu den italienischen Migrantinnen und Migranten in Wolfsburg vgl. *Prontera*, Das Emigrationszentrum in Verona, sowie *Margherita Carbonaro*, La vita è qui, Das Leben ist hier. Wolfsburg, una storia italiana, Wolfsburg, eine italienische Geschichte, Berlin 2013, die beschreibt, wie für viele von ihnen Italien vom Rückkehr- zum Urlaubsland mutierte.

153 *Hedwig Richter/Ralf Richter*, Die »Gastarbeiter-Welt«. Leben zwischen Palermo und Wolfsburg, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2013, 284 S., geb., 34,90 €, hier: S. 9. Dass aktuell aber »Integrationsbarometer statt Einwanderungs- und Diskriminierungsrapports« auf der Agenda stehen, wird von Richter/Richter geflissentlich übergangen, *Sabine Hess*, Integration als umkämpftes Narrativ und Praxis. Eine genealogisch-ethnographische Rekonstruktion von Wissenspolitiken, in: *Miriam Aced/Tamer Düzyol/Arif Rüzgar* u. a. (Hrsg.), Migration, Asyl und (Post-)Migrantische Lebenswelten in Deutschland. Bestandsaufnahme und Perspektiven migrationspolitischer Praktiken, Münster 2014, S. 109–134, hier S. 109. Hess plädiert für die Anwendung von »post-integrationistischen, post-ethnisierenden, wissens-reflexiven Ansätzen« statt für die Fortschreibung hegemonialer migrationspolitischer Diskurse, ebd., S. 128.

154 *Richter/Richter*, Die Gastarbeiter-Welt, S. 17.

155 Ebd., S. 11 und 117.

zweitens, lediglich eine kleine »integrationsbereite Elite« gegeben, die in Konflikt mit dem Gros der »sprachlose[n] Analphabeten« geraten sei.<sup>156</sup> Drittens habe die katholische Kirche die Rückkehr nach Italien favorisiert und daher die migrantische Eigeninitiative in Wolfsburg verhindert.<sup>157</sup> Viertens schätzen Richter/Richter die bundesdeutsche Migrationspolitik der 1960er- und 1970er-Jahre nicht als Politik der Versäumnisse in Sachen Integration, sondern als insgesamt realistische Politik ein, weil schließlich auch die Migrantinnen und Migranten selbst von einer Rückkehr in ihr Herkunftsland ausgegangen seien.<sup>158</sup> Dass diese Thesen nicht ausreichend belegt werden und dass das Interviewmaterial nicht methodisch angeleitet ausgewertet wurde, sondern als »Faktenbeleg« fungiert, haben bereits andere Rezensentinnen herausgestellt.<sup>159</sup> Ich möchte im Folgenden lediglich den Umgang mit dem Integrationsparadigma genauer unter die Lupe nehmen.

Migrantinnen und Migranten nicht vornehmlich als Opfer zu betrachten, haben bereits andere – deutlich früher – gefordert und in Ansätzen der kritischen Migrationsforschung ausformuliert.<sup>160</sup> Dass nicht alles einem Integrationsplot untergeordnet werden soll, scheint zunächst einmal hilfreich, um die diesbezüglichen Verengungen der Migrationsforschung aufzubrechen. Doch stellt sich beim Lesen von »Die Gastarbeiter-Welt« schnell heraus, dass es lediglich um einen bestimmten Aspekt der Integrationsthematik geht, der hier kritisiert wird: nämlich die Schuldzuweisung an die bundesdeutsche Regierung oder auch die Aufnahmegesellschaft, den Migrantinnen und Migranten gegenüber nicht offen genug gewesen zu sein. Es geht Richter/Richter nicht darum, Integration als Konzept zu problematisieren; vielmehr läuft Integration als Hintergrundfolie beständig mit, wie die unhinterfragte Verwendung von Begriffen wie Integrationsbereitschaft oder Integrationswille zeigt. Begriffe wie diese machen auch deutlich, wer hier verantwortlich gemacht wird für mangelnde Integration. Doch nicht nur an schlechten schulischen Leistungen und fehlender Eingliederung sind die Migrantinnen und Migranten schuld – blockiert von ihrem Rückkehrwunsch. Auch für den Modernisierungstau in der Industrie sind sie verantwortlich<sup>161</sup> – nicht etwa die sie anwerbenden Unternehmen. Pointiert halten Richter/Richter fest: »Wie stark die soziale und kulturelle Position der Migranten im Aufnahmeland von ihrer Eigeninitiative abhängt, zeigt der Sonderfall Wolfsburg.« Wenn geringe Qualifikationen und ein niedriger Lebensstandard nicht »schlicht mit der Diskriminierung von Ausländern« zu erklären sind<sup>162</sup>, dann sind sie es wohl ebenso wenig »schlicht« mit mangelnder Initiative aufseiten der Migrantinnen und Migranten. Dass eigene Lebensentwürfe und die Aufnahmegesellschaft womöglich in Wechselwirkung miteinander stehen, scheint Richter/Richter eine zu weitgehende gesellschaftstheoretische Annahme. Yvonne Rieker hat bereits betont, dass bestimmte Angebote seitens der Aufnahmegesellschaft den Handlungsspielraum vergrößern können.<sup>163</sup>

156 Ebd., S. 14 und 122.

157 Ebd., S. 14. Dass gerade im Exil die Kirche besonders mächtig werden konnte, betont auch *Wörsdörfer*, Vom ›Westfälischen Slowenen‹ zum ›Gastarbeiter‹, S. 442.

158 Vgl. ebd., S. 119.

159 *Jenny Pleinen*, Rezension von Hedwig Richter/Ralf Richter, *Die Gastarbeiter-Welt. Leben zwischen Palermo und Wolfsburg*, H-Soz-u-Kult, H-Net Reviews, 2013, URL: <<https://www.h-net.org/reviews/showpdf.php?id=38410>> [19.11.2019], S. 2, und *Yvonne Rieker*, Rezension von ebd., recensio.net, URL: <<https://www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/npl/58-2013/1/ReviewMonograph921022860>> [19.11.2019].

160 Dass bei einem migrationshistorischen Fokus auf »Opfergeschichte« die »gesellschaftliche Randlage von MigrantInnen [...] in der Wissenschaft reproduziert« werde, haben schon *Esch/Poutrus*, *Zeitsgeschichte*, S. 340, problematisiert. Vgl. dazu auch: *Möhring*, *Jenseits des Integrationsparadigmas?*.

161 Vgl. ebd., S. 192.

162 Ebd., S. 101.

163 *Yvonne Rieker*, Rezension von Richter/Richter, *Gastarbeiter-Welt*, in: *NPL* 58, 2013, S.133.



Agency hängt stets auch von den Rahmenbedingungen ab, innerhalb derer sich ein historisches Subjekt bewegt. Der Fokus von Richter/Richter auf die Eigeninitiative der migran-tischen Akteure und Akteurinnen und das Ausblenden struktureller Faktoren geben eine letztlich neoliberale Perspektive zu erkennen, die Integration als Bringschuld und Leistung der Zugewanderten versteht.

Verschärft wird die Übernahme eines solchermaßen verstandenen Integrationsparadig-mas noch durch die durchgängige Anlehnung an Hartmut Essers (durchaus kulturalisie-rende) Assimilationstheorie. Mit Esser wissen die Autorin und der Autor, dass »Isolation (etwa in ethnisch homogenen Vereinen oder Kirchen)« nicht zur »Binnenintegration« bei-trägt, sondern Integration blockiert<sup>164</sup> – ohne hierfür Belege anzuführen oder widerspre-chende Forschungsergebnisse auch nur anzudeuten. Zu den massiv ausgeblendeten struk-turellen Faktoren zählt denn auch der Rassismus.<sup>165</sup> Exklusion, so Richter/Richter, lasse sich über einen »Konstruktionsprozess«, in dem Migrantinnen und Migranten zu Ande-ren gemacht würden, nicht erklären.<sup>166</sup> Othering wird hier als Nebensache abgetan und Ex-klusion als »Resultat eines Lebenskonzepts«, das Bildung geringerschätze, verstanden.<sup>167</sup> So wichtig der Hinweis darauf ist, migrantische Rückkehrwünsche ernst zu nehmen und nach ihren Folgen für Lebensentwürfe zu fragen, so zentral ist es, nicht einfach katego-risch zwischen Rückkehrorientierung und (daraus resultierender) mangelnder Integration einerseits und Integrationswille und -erfolg andererseits zu unterscheiden. Auf diese Wei-se gehen alle Zwischentöne verloren und der Wandel von Lebensentwürfen mit ihren wech-selnden Beheimatungen und Entfremdungen gerät aus dem Blick. Eine differenzierte, auf biografische Forschung gestützte Analyse der Rückkehrwünsche und des Lebens von Zu-rückgekehrten stellt also nach wie vor ein Desiderat der Migrationsforschung dar.

Einen anderen und meines Erachtens weit produktiveren Umgang mit der Integrations-thematik wählt Martina Sochin D’Elia in ihrer in Fribourg entstandenen Dissertation.<sup>168</sup> In ihrer Studie fragt sie nach der Wahrnehmung und dem Umgang mit Fremden seit dem Zweiten Weltkrieg und wählt drei Formen der Migration als Untersuchungsfelder: Hei-rats-, Arbeits- und Fluchtmigration. Migrantische Perspektiven berücksichtigt sie (leider) nicht, sodass es sich bei der Auseinandersetzung mit den »gesamtgesellschaftlichen Fremd-heitskonstruktionen«<sup>169</sup> vornehmlich um mehrheitsgesellschaftliche Repräsentationen von Fremdheit insbesondere staatlicher, wirtschaftlicher und karitativer Stellen handelt. Die von ihr avisierte Alltagsebene und konkrete Interaktion mit den »Fremden« können auf diese Weise nicht herausgearbeitet werden.

Liechtenstein wies bereits um 1900 einen Ausländeranteil von circa 15 % auf. Migrati-onspolitisch orientierte sich das Fürstentum bis zu seinem EWR-Beitritt 1995 an der Aus-ländergesetzgebung der Schweiz.<sup>170</sup> Auch in Liechtenstein wurde das Rotationsprinzip praktiziert, eine Plafonierung sogar früher als in der Schweiz eingeführt, und auch hier blieb die Zahl der Einbürgerungen gering. Die Überfremdungsdebatten spielten auch in Liechtenstein eine Rolle, richteten sich in den Anfangsjahren interessanterweise aber nicht

164 *Richter/Richter*, *Gastarbeiter-Welt*, S. 13.

165 Diesen verstärkt auch in historischen Analysen der Zeit nach 1945 in den Blick zu nehmen, ist eine der zunehmend wahrgenommenen Forschungslücken in der Zeitgeschichte. Vgl. etwa das Panel »Rassismus seit der ›Stunde Null‹. Einwanderung und Differenz in Deutschland 1945–2018« auf dem Historikertag 2018 in Münster, geleitet von Norbert Frei und Maria Alexopoulou.

166 *Richter/Richter*, *Gastarbeiter-Welt*, S. 189.

167 *Ebd.*, S. 190.

168 *Martina Sochin D’Elia*, »Man hat es doch hier mit Menschen zu tun!«. Liechtensteins Umgang mit Fremden seit 1945, Chronos Verlag, Zürich 2012, 374 S., geb., 39,50 €.

169 *Sochin D’Elia*, »Man hat es doch hier mit Menschen zu tun!«, S. 35.

170 Erst seit 2008 verfügt Liechtenstein über eine eigenständige Ausländergesetzgebung.

gegen die italienischen Saisoniers<sup>171</sup>, sondern gegen hochqualifizierte ausländische Arbeitskräfte mit langfristiger Aufenthaltsbewilligung. Die Kategorie »Geschlecht« ist bei Sochin D'Elia vor allem für die Ausführungen zur Heiratsmigration relevant, weil Liechtensteinerinnen bis 1974 bei Heirat ihre Liechtensteiner Staatsbürgerschaft verloren, während einheiratende Ausländerinnen diese sofort erhielten. Bei den erhitzten Debatten um die Einführung des Frauenwahlrechts 1984 (!) spielte dies eine zentrale Rolle: Die Gegner des Frauenstimmrechts wetteten gegen die dann ja wahlberechtigten Ausländerinnen; erst der Kompromiss, dass Heiratsmigrantinnen erst 6 Jahre nach Einbürgerung wählen dürfen, führte zur Annahme des Frauenstimmrechts. Geschlecht und Nationalität/Citizenship in ihren Wechselwirkungen zu untersuchen, ist für die Migrationsforschung eine wichtige Aufgabe.

Die das Buch strukturierende Unterscheidung von Heirats-, Arbeits- und Fluchtmigration ordnet das Material übersichtlich, verdeckt aber Überschneidungen und Gemengelagen. Da sich jedoch die Wahrnehmung der »Fremden« mindestens partiell an derartigen Kategorien orientiert(e), leuchtet ihre Reproduktion für eine Studie wie diese ein. Zudem wird übergreifend die Frage nach den »wandelbaren Integrationsvorstellungen«<sup>172</sup> und damit zusammenhängenden Ein- und Ausschlussprozessen gestellt. Es geht der Autorin nicht darum, eine »Geschichte der erfolgreichen oder nicht erfolgreichen Eingliederung verschiedener Ausländergruppen in die liechtensteinische Gesellschaft«<sup>173</sup> zu schreiben, sondern den Umgang mit Integration in der Geschichte Liechtensteins zu reflektieren. Von Integration war in Liechtenstein (erst) seit den späten 1980er-Jahren die Rede. »Integration« löste den Begriff der Assimilation ab, beharrte aber gleichwohl darauf, dass Integration eine vonseiten der Zugewanderten zu erbringende Leistung sei, deren Kriterien die Aufnahmegesellschaft festlegte. Die präsenste Forderung nach »totaler Integration« schloss die Abgabe der bisherigen Staatsbürgerschaft ein. Sochin D'Elia macht Integration als Regulationsbegriff sichtbar und zeichnet seine historischen Konjunkturen und Kontexte nach. Dass Integration nicht einfach steuerbar und das, was darunter zu verstehen sein soll, nicht einfach festlegbar ist, drückt die Autorin folgendermaßen aus: »Ausländische Personen benötigen nicht immer die Erlaubnis der Behörden, um sich in einer Gesellschaft zurechtzufinden, zu organisieren und sich eine neue Heimat zu schaffen.«<sup>174</sup>

Liechtenstein als sehr kleiner europäischer Staat ist eher selten Gegenstand der Migrationsgeschichte; aber auch andere Länder wie Schweden erfahren weit weniger Aufmerksamkeit als die großen westeuropäischen Länder. Dass die Migration nach Schweden vor allem in ihrer historischen Dimension kaum Thema internationaler Debatten ist, haben die Historiker Mikael Byström und Pär Frohnert zum Anlass genommen, einen englischsprachigen Sammelband zur Flucht- und Arbeitsmigration nach Schweden, einen Gesamtüberblick vornehmlich aus sozial- und politikgeschichtlicher Perspektive, vorzulegen.<sup>175</sup> Der Sammelband gliedert sich in fünf Teile, von denen die ersten beiden die Flüchtlingspolitik der Jahre 1933 bis 1945 beziehungsweise 1950 beleuchten, bevor im dritten Teil die Flüchtlingspolitik während des Kalten Krieges betrachtet wird. Teil vier widmet sich den Diskursen um Migration von 1960 bis 2000. Der Band schließt mit einem Part, der die schwedische Entwicklung in vergleichender Perspektive und in ihrem europäischen Kontext analysiert.

171 Die italienische Migration nach Liechtenstein weist die längste Tradition auf. Bedeutsam aber war stets auch die Zuwanderung aus den Nachbarstaaten. Vgl. dazu den Sammelband von *Peter Melichar/Andreas Rudiger/Gerhard Wanner* (Hrsg.), *Wanderungen. Migration in Vorarlberg, Liechtenstein und in der Ostschweiz zwischen 1700 und 2000*, Wien 2016.

172 *Sochin D'Elia*, »Man hat es doch hier mit Menschen zu tun!«, S. 48.

173 Ebd., S. 342.

174 Ebd., S. 346.

175 *Byström/Frohnert*, *Reaching a State of Hope*. Als Beispiel für eine europäische Perspektive, bei der auch Schweden berücksichtigt wird: *Stefanie Mayer/Mikael Spang* (Hrsg.), *Debating Migration. Political Discourses on Labor Immigration in Historical Perspective*, Innsbruck 2009.

Einleitend bieten die beiden Herausgeber einen Überblick über das Migrationsgeschehen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der gemeinsam mit dem instruktiven Beitrag Frank Caestecker, der die schwedische Migrationspolitik in den europäischen Kontext einordnet<sup>176</sup>, die Grundlinien der Migration und ihrer Regulierung in Schweden zu erkennen gibt. Eine erste Ausländergesetzgebung wurde 1927 erlassen; sie diente vor allem dem Schutz vor ausländischer Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt, betonte aber auch die ethnische Homogenität des Landes.<sup>177</sup> Als Bedrohung wurden insbesondere (osteuropäische) Juden und Jüdinnen sowie Roma wahrgenommen, deren Einreise 1914 gänzlich verboten wurde. Bezüglich der (jüdischen) Flüchtlinge aus Deutschland und den von Deutschland besetzten Gebieten verhielt sich Schweden extrem abwehrend<sup>178</sup>; erst mit dem Ausländergesetz von 1954 wurde ein anderer Ton angeschlagen und von den Rechten der Geflüchteten gesprochen. Seit den späten 1940er-Jahren warb Schweden zudem Arbeitskräfte in Ungarn, Italien und Österreich an (hier besonders sudetendeutsche Flüchtlinge<sup>179</sup>), außerdem kamen immer mehr Migrantinnen und Migranten auf eigene Faust. Der Arbeitsmarkt war stark geschlechtssegregiert. Bis Mitte der 1950er-Jahre war mehr als die Hälfte der Zugewanderten weiblich. Die vor allem aus Finnland, Norwegen und Deutschland stammenden Frauen waren vornehmlich als Dienstmädchen in Privathaushalten oder als Arbeiterinnen in der Textilindustrie tätig. In der öffentlichen Debatte spielten sie keine Rolle. Diese Unsichtbarkeit weiblicher Migration in der Öffentlichkeit wie in der Migrationsforschung besitzt, wie bereits thematisiert, nicht nur für Schweden Gültigkeit.

In den späten 1950er- und frühen 1960er-Jahren wurde eine weitgehend freie Arbeitsmigration praktiziert. Ab 1967 aber wurde die nicht aus den nordischen Ländern stammende Migration zunehmend eingeschränkt. Die Zuwanderung aus den nordischen Ländern, mit denen seit 1954 auch formal ein gemeinsamer Arbeitsmarkt bestand, nahm während der 1960er-Jahre deutlich ab und wurde durch Arbeitskräfte aus Jugoslawien und der Türkei ersetzt – Länder, mit denen Schweden 1967 bilaterale Verträge abgeschlossen hatte.<sup>180</sup> Obwohl Schweden also am »Gastarbeiter«-System partizipierte, ausländische Arbeitskräfte auch vor allem als Konjunkturpuffer betrachten wollte und 1972 – wie die anderen Anwerbeländer – einen Anwerbestopp verhängte, fanden Rotationsmodelle und Ähnliches keine Zustimmung. In diesem Zusammenhang betonen alle Autorinnen und Autoren, die sich mit der Arbeitsmigration nach Schweden nach 1945 befassen, die starke Rolle der Gewerkschaften, die die sozialrechtliche Gleichstellung durchsetzten und einen bedeutenden Einfluss auf die Migrationspolitik nahmen – der sich bereits für die 1920er-Jahre nachweisen lässt. Integration wurde in Schweden schon in den 1960er-Jahren zu einem viel behandelten Thema. Seitens der Gewerkschaften wurde Integration vor allem als Anpassung an das Modell des (männlichen) organisierten Arbeiters verstanden.<sup>181</sup> Der frühe Fokus auf Integration, der mit einer intensiven Überwachung der Ausländer und Ausländerinnen

176 Frank Caestecker, Sweden's Exceptional Ability to Organize Its Immigration, in: *Byström/Frohnert, Reaching a State of Hope*, S. 331–365.

177 »Our country's population is of an unusually uniform, unblended race«, hieß es dort, zit. nach *Mikael Byström/Pär Frohnert, Acknowledgements and General Background*, in: *dies., Reaching a State of Hope*, S. 7–26, hier: S. 17.

178 Zur Zwangsmigration und Repatriierung nach dem Zweiten Weltkrieg vgl. die 2013 erschienene, stark mit Oral-History-Interviews arbeitende Studie von *Izabela A. Dahl, Ausschluss und Zugehörigkeit. Polnische jüdische Zwangsmigration in Schweden nach dem Zweiten Weltkrieg*, Berlin 2013.

179 Die Weiterwanderung von Flüchtlingen und Vertriebenen ist ein verbreitetes Phänomen, vgl. auch die Ausführungen zu Sternberg weiter unten.

180 1947 waren bilaterale Abkommen mit Ungarn und Italien geschlossen worden.

181 Vgl. *Jesper Johansson, Union Solidarity in Exchange for Adaptation*, in: *Byström/Frohnert, Reaching a State of Hope*, S. 235–253.

einhergehend, ist laut Frank Caestecker eine Ausnahme innerhalb Europas.<sup>182</sup> Insgesamt schätzt er die Effektivität der schwedischen Migrationskontrolle, die er als Teil einer »highly organized society« begreift, als exzeptionell ein.<sup>183</sup> Erst mit einer Liberalisierung seiner Wirtschaft und der Öffnung des Landes für (irreguläre) Migration habe Schweden seinen »distinct character« verloren.<sup>184</sup>

Trotz der deutlich restriktiveren Handhabung der Arbeitsmigrationspolitik seit den 1970er-Jahren und der Einschränkung auch der – nach wie vor relativ liberalen – Flüchtlingspolitik Ende der 1980er-Jahre<sup>185</sup> galt Schweden als in humanitärer Hinsicht vorbildliches Land – ein Image, das ernsthaft erschüttert wurde, als Schweden aufgrund der Fluchtbewegungen aus Syrien im Spätherbst 2015 Grenzkontrollen am Öresund ankündigte. Das positive Selbstbild des Landes unterzieht Christina Johansson einer kritischen Analyse. Sie zeigt, dass nicht nur ökonomische Gründe für die zunehmend restriktivere Migrationspolitik verantwortlich zeichnen; auch »[i]nflexible ideas about Sweden and Swedishness« hätten einen bedeutenden Anteil – entgegen der Selbstkonzeption als offene Gesellschaft.<sup>186</sup>

Wer sich darüber informieren möchte, wie der schwedische Wohlfahrtsstaat, »Folkhemmet« (»Volksheim«), als solidarisch-sozialdemokratisches Modell und auf der Basis ethnischer Homogenität entstanden ist, dem sei die Dissertation von Carly Elizabeth Schall aus dem Jahre 2016 empfohlen. Sie beschreibt die Entstehung der schwedischen Wohlfahrtsstaatlichkeit in den späten 1920er-Jahren bis zu ihrer Krise in den 1990er-Jahren, als die wirtschaftliche Rezession, der Niedergang der sozialdemokratischen Partei (SAP) und die Debatten um hohe Flüchtlingszahlen das Modell zunehmend unter Druck setzten.<sup>187</sup> Die 2000er-Jahre betrachtet sie vor allem im Hinblick auf den »counterhegemonic« Aufstieg rechter Gruppierungen. Schall diskutiert durchaus gewinnbringend und immer wieder auch implizit vergleichend, wie Wohlfahrtsstaatlichkeit zusammen mit Migrationsfragen in Schweden verhandelt wurde. Dabei richtet sie ihr Augenmerk auf kulturelle Faktoren und untersucht insbesondere die (Wahrnehmung von) Krisen der nationalen Schließungen des Wohlfahrtsstaates, die sich auf den Zutritt und/oder auf den Zugang zu sozialen Gütern beziehen konnten. Die Studie zeichnet letztlich die historische Genese des »ethnicity-welfare state nexus«<sup>188</sup> am Beispiel Schwedens nach, was angesichts eines mittlerweile weitgehend unhinterfragten Common Sense, dass Migration und eine zunehmende Heterogenität der Gesellschaft das Funktionieren des Wohlfahrtsstaates gefährde, eine wichtige Intervention darstellt. Schall zeigt anschaulich, dass Homo- und Heterogenität für den Wohlfahrtsstaat bedeutsam sind, weil sie von zentralen Eliten (hier: die sozialdemokratische Elite Schwedens) zu bestimmten Zeitpunkten – aus jeweils zu eruiierenden Gründen – strategisch für bedeutsam erklärt wurden und werden.<sup>189</sup> Wer wann als ähnlich oder ganz

182 Schweden war 1976 das erste Land, das Migranten und Migrantinnen das Wahlrecht in lokalen und regionalen Wahlen zuerkannte.

183 Caestecker, Sweden's Exceptional Ability, S. 359.

184 Ebd., S. 360.

185 Im Gegensatz zu Liechtenstein nahm Schweden, seinem sozialdemokratischen Image entsprechend, in den frühen 1970er-Jahren 7.000 Chileninnen und Chilenen auf.

186 Christina Johansson, Beyond Swedish Self-Image. Discourses on Migration and the Nation-State in the Late Twentieth Century, in: Reaching, S. 270–288, hier: S. 285

187 Carly Elizabeth Schall, The Rise and Fall of the Miraculous Welfare Machine. Immigration and Social Democracy in Twentieth-Century Sweden, Cornell University Press, Ithaca 2016, 258 S., geb., 55,00 \$.

188 Ebd., S. 2.

189 Schall hingegen zeigt, dass wachsende Heterogenität in den 1960er- und 1970er-Jahren zu einer Bekräftigung des Wohlfahrtsstaates führte, während sie seit den 1990er-Jahren als symbolische und materielle Gefahr erscheint. Sie spricht in diesem Zusammenhang von »welfare-chauvinism«, Schall, The Rise and Fall of the Miraculous Welfare Machine, S. 198.

anders wahrgenommen wurde und welche Formen von (Nicht-)Zugehörigkeit jeweils damit verbunden waren<sup>190</sup>, rekonstruiert Schall chronologisch für den langen Zeitraum von 1928 bis 2014 und bietet damit einen lesenswerten Überblick über den Wandel (in der Wahrnehmung) Schwedens von einem relativ homogenen Auswanderungsland hin zum heutigen »multiethnischen« Staat.

Deutschlands Wandel vom Auswanderungs- zum Einwanderungsland ist vielfach beschrieben worden. Für die späten 1940er- und 1950er-Jahre werden gemeinhin Flucht und Vertreibung, die Abwanderung aus der SBZ beziehungsweise DDR in den Westen sowie der Beginn der Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte thematisiert. Die Auswanderung in den Jahren 1945 bis 1960 hat dagegen weit weniger Beachtung gefunden, gehört aber auch zur Migrationsgeschichte und den Konstanten der deutschen Geschichte. Jan Philipp Sternberg befasst sich in seiner Dissertation mit der politischen und medialen Rezeption der deutschen Auswanderung nach Übersee, vor allem in die USA.<sup>191</sup> Es geraten damit die letzten Ausläufer des nordatlantischen Migrationssystems in den Blick. Aber Sternberg thematisiert auch andere Formen der Auswanderung wie den Eintritt in die Fremdenlegion. Basierend auf der Auswertung von Archivalien der mit der Auswanderung befassten Bundesministerien, Tages- und Wochenzeitungen, der Wirtschaftspresse sowie von Reportagen, in denen auch die Perspektiven der Auswandernden Raum einnahmen, und Tagungsberichten verschiedener Organisationen (Kirchen, Vertriebenenverbände) sucht Sternberg nach Kontinuitäten im Umgang mit der Auswanderung. Zu diesen zählen Versuche, junge Männer und Facharbeiter zu halten, begründet mit der volkswirtschaftlichen Furcht vor einem Fachkräftemangel und der Stärkung der ausländischen Konkurrenz. Die Auswanderung von Frauen hingegen traf im Grunde nur auf sittliche Bedenken. Viele Frauen, so kann Sternberg zeigen, betrachteten die Auswanderung nach Übersee als Abenteuer, das nicht unbedingt eine Lebensentscheidung sein musste. Die sich hier andeutende Nähe zwischen Auswanderung und Reise/Tourismus ist ein Trend, der sich seit den 1960er-Jahren weiter verstärkte.

Entscheidend in der politischen Rezeption war letztlich die Differenzierung nach erwünschter und nicht erwünschter Auswanderung, die auch entlang der Unterscheidung zwischen »reichsdeutschen« und »volksdeutschen« Flüchtlingen verlief. Sternberg betrachtet außerdem die weit ins 19. Jahrhundert zurückreichenden, im Nationalsozialismus forcierten, ab Mitte der 1950er-Jahre aber zunehmend als abwegig betrachteten siedlungspolitischen Projekte mit ihren impliziten Vorstellungen der Steuerbarkeit von Auswanderung und der Bewahrung einer deutschen Identität.<sup>192</sup> Sternberg konstatiert eine Entwicklung weg vom Siedlungsgedanken hin zu arbeitsmarktpolitischen Erwägungen, die auch die »Gastarbeit« prägten. Vor allem aber betont er, dass Auswanderung im Untersuchungszeitraum kein zentrales Politikfeld gewesen und kaum öffentlich diskutiert worden sei, um keine Anreize zu schaffen. Hier sieht Sternberg eine Kontinuität seit 1848 und konstatiert, dass die Furcht vor beidem – Aus- wie Einwanderung – in Deutschland sehr ausgeprägt (gewesen) sei. Auch wenn die Diskussionen um die Auswanderung zwischen 1945 und 1960 und um die zeitgleiche ausländische Arbeitsmigration offenbar kaum miteinander

190 »Who Belongs in the Swedish People's Home?«, ist das Fazit der Studie treffend überschrieben.

191 Jan Philipp Sternberg, *Auswanderungsland Bundesrepublik. Denkmuster und Debatten in Politik und Medien 1945–2010* (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 26), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2012, brosch., 253 S., 34,90 €. Weit hinter den USA stand an zweiter Stelle der Auswanderungsziele Kanada. Ein reguläres Wanderungsabkommen existierte nur mit Australien, das seine Sichtbarkeit zu erhöhen versuchte, vgl. ebd., S. 64.

192 Für eine Neuerscheinung zu deutschsprachigen Migranten und Migrantinnen in Argentinien im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts vgl. Franka Bindernagel, *Deutschsprachige Migranten in Buenos Aires. Geteilte Erinnerungen und umkämpfte Geschichtsbilder 1910–1932*, Paderborn 2018.

verbunden waren, wäre es interessant, möglichen (indirekten) Bezügen zwischen Aus- und Einwanderung stärker nachzugehen – auch und gerade, wenn sich das Erkenntnisinteresse auf das sich in diesen Debatten artikulierende bundesdeutsche Selbstverständnis bezieht.

### III. VERTRAGSARBEIT IN DER DDR

Mit der Frage, wie sich staatliche Migrationspolitiken zum jeweiligen Selbstverständnis eines Landes verhalten, befassen sich auch Studien, welche die DDR ins Zentrum stellen. Die DDR war nicht nur ein Ausreiseland, sondern auch dasjenige Land unter den RGW-Staaten, das die meisten ausländischen Arbeitskräfte anwarb – auch wenn der Ausländeranteil von 1 % im Jahre 1989 im Vergleich mit westeuropäischen Staaten sehr gering blieb.

Bereits 2011 hat Kim Christian Priemel einen Sammelband zur Migration in die DDR vorgelegt, der in einer über mehrere Semester laufenden Seminarfolge mit Studierenden erarbeitet wurde. Während im ersten Teil politische Emigrantinnen und Emigranten und »Umsiedler« behandelt werden, widmet sich der zweite Teil den hier interessierenden »Vertragsarbeitern«. Teil drei bietet einen lesenswerten Bericht zur deutschen Migrationsforschung über die DDR (bis 2010)<sup>193</sup> sowie einen Beitrag über das Ausländerbild in der Tagespresse der DDR.

Aufgrund der Abwanderung aus der DDR in Richtung Westen wurden ausländische Arbeitskräfte ab den 1960er-Jahren für die DDR-Wirtschaft zu einer Notwendigkeit und dienten, vor allem seit den 1980er-Jahren, der Abfederung der Rationalisierungsrückstände in den Betrieben. Für eine Analyse des »Gastarbeiter«-Systems in Westeuropa bietet der Vergleich mit der »Vertragsarbeit« in der DDR eine interessante, noch viel zu wenig genutzte Option, um die jeweiligen Anwerbesysteme genauer zu profilieren. Auch wenn die DDR später und in viel geringerem Maße als die Bundesrepublik ausländische Arbeitskräfte anwarb, so gab es doch diverse Gemeinsamkeiten: In beiden Staaten war die Anwerbung wirtschafts- und außenpolitisch motiviert und die migrantischen Arbeitskräfte wurden in ähnlichen Beschäftigungsfeldern eingesetzt.<sup>194</sup> Selbst die (in der Bundesrepublik nur anfänglich vorherrschende) separate Unterbringung verband Bundesrepublik und DDR.<sup>195</sup>

Mirjam Schulz bietet in ihrem Beitrag eine eingehende Analyse der Anwerbeverträge der DDR, die ab Mitte der 1960er-Jahre vor allem mit europäischen RGW-Staaten, ab Mitte der 1970er-Jahre dann mit Algerien und Kuba und schließlich mit Mosambik (1979) und

193 *Anja Mohnke*, »Migration in der DDR«. Ein vorläufiger Forschungsbericht, in: *Kim Christian Priemel* (Hrsg.), *Transit, Transfer. Politik und Praxis der Einwanderung in der DDR 1945–1990*, be.bra Verlag, Berlin 2011, 288. S., brosch., 24,95 €, hier: S. 272–296. *Mohnke* zeigt, dass das Gros der Forschung sich mit der sogenannten Vertragsarbeit befasst und weniger mit Pendlern oder entsandten ausländischen Fachkräften; Flucht und Asyl wurden erst spät ein Thema der Forschung. Vgl. dazu die jüngste Publikation von *Patrice Poutrus*, *Umkämpftes Asyl. Vom Nachkriegsdeutschland bis in die Gegenwart*, Berlin 2019. Als wichtiger Motor der Forschung zur Migration in der DDR ist das ZZF Potsdam zu nennen und insbesondere die Publikation von *Jan C. Behrends/Thomas Lindenberger/Patrice Poutrus* (Hrsg.), *Fremde und Fremdsein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland*, Berlin 2003, sowie *Christian Th. Müller/Patrice Poutrus*, *Ankunft – Alltag – Ausreise. Migration und interkulturelle Begegnung in der DDR-Gesellschaft*, Köln 2005.

194 Vgl. dazu *Maren Möhring*, *Mobilität und Migration in und zwischen Ost und West*, in: *Frank Bösch* (Hrsg.), *Geteilte Geschichte. Ost- und Westdeutschland 1970–2000*, Göttingen 2015, S. 369–410. Der Frauenanteil war mit nur circa 15 % in der DDR sehr gering, vgl. *Dirk Hoerder*, *Geschichte der deutschen Migration. Vom Mittelalter bis heute*, München 2010, S. 110.

195 Dass auch in der DDR keineswegs durchgängig eine separate Unterbringung erfolgte, zeigt *Maria Klessmann*, »Wohnen-Arbeiten«. Zu den Wohnbedingungen vietnamesischer Vertragsarbeiter in Ost-Berlin, in: *Priemel*, *Transit, Transfer*, S. 188–210.

Vietnam (1980) geschlossen wurden.<sup>196</sup> Die für das westeuropäische »Gastarbeiter«-System herausgestellte Konkurrenz zwischen den einzelnen Entsende- wie auch den Anwerbeländern galt auch für die Arbeitsmigration in beziehungsweise nach Osteuropa. Mosambik etwa befand sich in einer deutlich schlechteren Verhandlungsposition als die europäischen Entsendeländer<sup>197</sup>; aber auch die Entsendeländer konnten Druck aufbauen oder ihr Interesse verlieren, gerade wenn – wie im Falle Algeriens – die Arbeitskräfte auch in Westeuropa tätig werden konnten. Historisch ist zudem ein Wechsel von der begrenzten Anwerbung qualifizierter Arbeitskräfte hin zu einem »Massenimport«<sup>198</sup> oft ungelerner Arbeitsmigranten und -migrantinnen zu konstatieren, die ein Indiz für die »wachsende ökonomische Abhängigkeit des Staates von den Vertragsarbeitern« ist, wie Anja Strnad in ihrer Fallstudie zum Textilkombinat Cottbus nachweist.<sup>199</sup>

Im Unterschied zur Bundesrepublik wurde in der DDR konsequent am Rotationsmodell festgehalten. Familiennachzug oder Integration waren bis zum Ende nicht vorgesehen. Auch in der DDR-Presse wurde kaum über die Anwesenheit der ausländischen Arbeitskräfte im Land berichtet, wie Jessica Haack in ihrer Analyse überregionaler Tageszeitungen zeigt.<sup>200</sup> Die Berichterstattung fokussierte politische Emigranten und Emigrantinnen sowie ausländische Studierende, die das internationale Ansehen der DDR als Wissenschaftsstandort zu erhöhen versprachen. Wenn es ab und an um die angeworbenen Arbeitskräfte ging, wurden weder die Motive ihrer Anwerbung noch die vertraglichen Modalitäten erörtert; Konflikte oder gar rassistische Übergriffe (die ab Mitte der 1980er-Jahre deutlich zunahm) fanden keine Erwähnung.

Der von Haack herausgestellten Kluft zwischen Berichterstattung und Alltagspraxis widmet sich ausführlich Ann-Judith Rabenschlag in ihrer Stockholmer Dissertation »Völkerfreundschaft nach Bedarf«, in der sie einen Überblick über die Darstellung der »Vertragsarbeiter« in der DDR gibt.<sup>201</sup> Es geht ihr um die Wahrnehmung und den Umgang mit dieser Gruppe Nicht-Deutscher innerhalb der Aufnahmegesellschaft und mithin um einen Beitrag zur Mentalitätsgeschichte. Ihre Studie basiert auf dem Konzept des *public transcript* des Politikwissenschaftlers James C. Scott<sup>202</sup>, das »einen von der herrschenden Eliten konstruierten Diskurs« bezeichnet, der zur Stabilisierung und Naturalisierung des Herrschaftsanspruchs beiträgt, und zwar gegenüber der Bevölkerung wie auch innerhalb der eigenen Gruppe.<sup>203</sup> Die übergreifende Fragestellung lautet also, »wie in der DDR über Ausländer und das Zusammenleben mit ihnen laut parteipolitischen Vorgaben gesprochen und gedacht werden sollte.«<sup>204</sup> Konkret heißt das, dass Rabenschlag das dominante *public transcript*

196 Hoerder, Geschichte der deutschen Migration, S. 110.

197 Entsprechend waren auch die Sozialleistungen nicht einheitlich geregelt und Europäer und Europäerinnen unter den »Vertragsarbeitern« sowie die Kubanerinnen und Kubanerinnen bessergestellt.

198 Mirjam Schulz, Migrationspolitik der DDR. Bilaterale Anwerbungsverträge von Vertragsarbeitern, in: Priemel, Transit, Transfer, S. 143–168, hier: S. 147.

199 Anja Strnad, Vertragsarbeiter in der Leichtindustrie am Beispiel des VEB Textilkombinats Cottbus, in: ebd., S. 169–187.

200 Jessica Haack, Ausländer in der DDR im Spiegel der überregionalen DDR-Tagespresse. Eine Analyse der Berichterstattung von den Anfängen der DDR bis zur Wiedervereinigung, in: ebd., S. 247–271. Nicht einbezogen wurden das »Bauernecho« und das »Deutsche Sportecho«; ausgewertet wurden 200 Artikel aus 40 Jahren.

201 Ann-Judith Rabenschlag, Völkerfreundschaft nach Bedarf. Ausländische Arbeitskräfte in der Wahrnehmung von Staat und Bevölkerung der DDR (Stockholm Studies in History, Bd. 102), Stockholm University, Stockholm 2014, geb., 295 S., 114,48 Skr.

202 James Scott, Domination and the Arts of Resistance. Hidden Transcripts, New Haven/London 1990.

203 Rabenschlag, Völkerfreundschaft nach Bedarf, S. 46.

204 Ebd., S. 46.

der »Völkerfreundschaft« und internationalen Solidarität auf seine Reproduktion, aber auch auf Abweichungen in unterschiedlichen Diskurssträngen hin untersucht. Die »Völkerfreundschaft« wurde als explizites Gegenkonzept zur kapitalistischen Ausbeutung der »Gastarbeiter« in der Bundesrepublik entworfen und basierte auf zwei zentralen Erzählungen, nämlich der »zweiten Heimat« und der »doppelten [beruflichen wie ideologischen] Ausbildung« in der DDR. Die Beschäftigung von Ausländerinnen und Ausländern wurde als sozialistisch-solidarische Entwicklungshilfe verkauft.

Wie Haack konstatiert auch Rabenschlag, dass über ausländische Arbeitskräfte in der DDR kaum etwas zu erfahren war: »In der geringen Präsenz der Ausländerthematik in der Presse fand die Segregationspolitik der SED gegenüber Ausländern eine informationspolitische Entsprechung.«<sup>205</sup> Neben einer Vielzahl von Zeitungsartikeln analysiert Rabenschlag auch Kontrollberichte der volkseigenen Betriebe, die sich stark am *public transcript* orientierten, aber darüber hinaus die Rentabilität der »Vertragsarbeiter« sowie Störungen im Betriebsablauf thematisierten. Außerdem wurde über Rückführungen berichtet, die aufgrund von »Disziplinlosigkeit« oder aber Schwangerschaft erfolgen konnten.<sup>206</sup> Auch Stasi-Berichte, die eine klare Kosten-Nutzen-Rechnung bezüglich der Ausländerbeschäftigung zu erkennen geben, sowie Eingaben von DDR-Bürgerinnen und -Bürgern untersucht Rabenschlag. Nur wenige Eingaben beziehen sich auf Ausländer und Ausländerinnen in der DDR; größtenteils geht es um binationale Liebesbeziehungen vor allem zwischen ausländischen Vertragsarbeitern und ostdeutschen Frauen. Diese forderten in ihren Beschwerden ein Einhalten des *public transcript*, das eine bessere Behandlung und Bleibeoptionen nahelegen würde. Aber es finden sich auch Eingaben, die den ausländischen Arbeitskräften Undankbarkeit und unsolidarisches Verhalten vorwarfen.<sup>207</sup> In der Umbruchphase 1989/90 büßte das *public transcript* deutlich an Wirkmächtigkeit ein. Verstärkt wurden nun in den Eingaben ausländische Arbeitskräfte als Konkurrenz bekämpft und die Zurechtweisungen, mit denen rassistische Äußerungen während der DDR-Zeit vonseiten der Behörden beantwortet worden waren, erfolgten nur mehr zaghaft. Rassistische Aussagen wurden, wie Rabenschlag vermutet, nun als Ausdruck der neu gewonnenen Meinungsfreiheit gewertet. Dem *public transcript* jedenfalls kam laut Rabenschlag bis zu seiner zunehmenden Infragestellung 1989 im Hinblick auf offen rassistische Äußerungen eine mäßigende Wirkung zu. Das von der Autorin untersuchte Material macht aber deutlich, dass der Rassismus keineswegs 1989 aus dem Dornröschenschlaf erwachte, sondern tradierte Denkmuster auch in der DDR weiterlebten. Neben dem *public transcript* der »Völkerfreundschaft« existierten, so Rabenschlag, eine pragmatische, Kosten und Nutzen abwägende Perspektive auf ausländische Arbeitskräfte und ein paternalistisch-rassistischer Blick auf »die Fremden«. Damit seien sich Ost- und Westdeutschland weit ähnlicher gewesen als offiziell eingestanden.<sup>208</sup> Das gilt zum Beispiel auch für die klare Differenzierung zwischen europäischen und nichteuropäischen Arbeitskräften, deren Wahrnehmung und Darstellung sich in beiden Ländern gleichermaßen unterschieden, wie Rabenschlag für die DDR am Beispiel der Migrantinnen und Migranten aus Ungarn und Mosambik aufzeigt.

205 Ebd., S. 80.

206 Schwangere Frauen nicht weiter beschäftigen zu müssen, war nicht nur in der DDR, sondern auch bei Unternehmen in Westeuropa durchaus ein Wunsch: Auch der in der Steiermark beschäftigten Slowenin Ivanka S. wurde gekündigt, nachdem sie schwanger geworden war – wenn auch widerrechtlich, *Lorber*, Angeworben, S. 218.

207 Es wurden also Abweichungen vom offiziell in der Presse vermittelten Bild des integren und dankbaren Ausländers moniert. Auch im Westen dominierte die Vorstellung, dass »eine ausländische Arbeitskraft eine ›rechtschaffene‹ Person zu sein« habe, *Sochin D'Elia*, »Man hat es doch hier mit Menschen zu tun!«, S. 230.

208 *Rabenschlag*, Völkerfreundschaft nach Bedarf, S. 111.



Trotz des Beschwörens einer »zweiten Heimat«, welche Ausländer und Ausländerinnen in der DDR finden sollten, war die SED-Politik zu keinem Zeitpunkt auf eine längerfristige Integration der angeworbenen Arbeitskräfte ausgerichtet. Beim Übergang zur Marktwirtschaft waren die ausländischen Arbeitskräfte dann die ersten, die entlassen wurden. Arbeitslosigkeit, aber auch Abfindungen, Rückkehrhilfen oder auch die Aufforderung zur Rückkehr vonseiten der Entsendeländer führten dazu, dass weniger als ein Drittel der ehemaligen »Vertragsarbeiter« im wiedervereinigten Deutschland blieb. Unter diesen waren besonders viele Vietnamesinnen und Vietnamesen, die sich oftmals selbstständig machten, um so ihren Lebensunterhalt zu sichern.

Die Perspektive der ehemaligen Vertragsarbeiter und Vertragsarbeiterinnen in der DDR fehlt sowohl in der öffentlichen Debatte als auch in der historiografischen Forschung<sup>209</sup> – eine Leerstelle, die es für ein besseres Verständnis des Transformationsprozesses und der Rolle von Migration im wiedervereinigten Deutschland unbedingt zu füllen gilt. Während mit dem Ende der Blockkonfrontation die Vertragsarbeit in der DDR einen Abschluss fand, wurde an alte Muster der Ost-West-Migration seit den späten 1980er-Jahren wieder angeknüpft. In den 1990er-Jahren entstanden neue Formen der Arbeitsmigration, welche die Verflechtungen zwischen Ost- und Westeuropa intensivierten.

#### IV. NEUE FORMEN DER »GASTARBEIT«? ARBEITSMIGRATION SEIT DEN 1990ER-JAHREN UND SELBSTSTÄNDIG ERWERBSTÄTIGE MIGRANTINNEN UND MIGRANTEN

Mit der nach und nach erfolgenden Aufhebung der Ausreisebeschränkungen in den Ländern des (ehemaligen) Ostblocks nahm in den späten 1980er- und 1990er-Jahren zunächst die Aussiedler- und Asylzuwanderung in die Bundesrepublik massiv zu.<sup>210</sup> Auch die Kriege im ehemaligen Jugoslawien trugen zu einem Anstieg der Zahl der Asylsuchenden bei. Außerdem kamen zwischen 1991 und 2013 circa 234.000 jüdische »Kontingentflüchtlinge« nach Deutschland, das damit nach Israel und den USA zum drittichtigsten Zielland der jüdischen Migration aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion wurde.<sup>211</sup> Neben Flucht- und Aussiedlermigration aber entwickelten sich auch neue Formen der Arbeitsmigration. Bereits zu Beginn der 1990er-Jahre schloss die Bundesrepublik mit zahlreichen Ländern Ostmittel- und Südosteuropas bilaterale Verträge ab, die größtenteils nur auf eine kurzfristige Tätigkeit in der Bundesrepublik abzielten. Die gesetzliche Basis für diese Umgehung des Anwerbestopps von 1973 bildete die 1990 eingeführte Anwerbestoppausnahmereordnung, mit deren Hilfe dringend benötigte Arbeitskräfte für bestimmte Wirtschaftssektoren gewonnen werden sollten. Neben befristeter Saisonarbeit, zu der das Gros der

209 Vgl. dazu *Möhring*, *Jenseits des Integrationsparadigmas?*, und insbesondere *Urmila Goel*, *Ungehörte Stimmen. Überlegungen zur Ausblendung von Migration in die DDR in der Migrationsforschung*, in: *Zülfükar Çetin/Duygu Gürsel/Allmende e. V.* (Hrsg.), *Wer MACHT Demokratie? Kritische Beiträge zu Migration und Machtverhältnissen*, Münster 2013, S. 138–150.

210 Im Zeitraum von 1988 bis 2014 trafen allein mehr als drei Millionen (Spät-)Aussiedlerinnen und Aussiedler in Deutschland ein, vgl. *Barbara Dietz*, *Die Bundesrepublik Deutschland im Fokus neuer Ost-West-Wanderungen*, in: *Oltmer*, *Handbuch Staat und Migration in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert*, S. 999–1019, hier: S. 1000. Vgl. auch *dies.*, *Europäische Integration von unten? Mittel- und osteuropäische Migranten in Deutschland und die Rolle transnationaler Netzwerke im EU-Erweiterungsprozess*, Münster 2005.

211 *Dietz*, *Die Bundesrepublik Deutschland im Fokus neuer Ost-West-Wanderungen*, S. 1007. Für eine historisch vertiefte Darstellung der jüdischen Migration nach Deutschland vgl. den kenntnisreichen Überblick von *Tobias Brinkmann*, *Migration und Transnationalität*, Paderborn 2012, der in der von Rainer Liedtke und Stefanie Schüler-Springorum herausgegebenen Reihe »Perspektiven deutsch-jüdischer Geschichte« erschienen ist und die Zeit vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart behandelt.

Arbeitsverhältnisse gehörte, und Werkvertragsarbeit (die auf der Kooperation zwischen Subunternehmern aus Ostmittel- und Südosteuropa und deutschen Firmen basierte) konnte eine Arbeitserlaubnis für Deutschland auch dann erteilt werden, wenn die Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen täglich in ihr Herkunftsland zurückkehrten. Auch sogenannte Gastarbeit war möglich, wenn die Beschäftigten aus Ostmittel- und Südosteuropa über eine abgeschlossene Berufsausbildung verfügten und bei einem deutschen Unternehmen ihre fachlichen und sprachlichen Kenntnisse erweitern wollten. Für diese Gruppe war ein Kontingent von gut 7.000 Arbeitsplätzen vorgesehen, das jedoch nie ausgeschöpft wurde.<sup>212</sup> Mit der sukzessiven Einführung der Arbeitnehmerfreizügigkeit im Rahmen der EU-Osterweiterung endeten diese Abkommen. Da Großbritannien und Irland bereits mit Beitritt der neuen EU-Mitgliedsstaaten 2004 (und nicht erst 2011) ihre Arbeitsmärkte geöffnet hatten, entwickelten sich diese beiden Staaten zu bevorzugten Zielländern. Die Bedeutung Deutschlands als Zielland, das 2004 noch von der Hälfte aller Migrantinnen und Migranten aus Ostmittel- und Südosteuropa gewählt worden war, nahm im Zuge dessen deutlich ab. Dennoch stellt die wieder aufgenommene Ost-West-Migration seit den späten 1980er-Jahren gerade für das wiedervereinigte Deutschland eine zentrale Zäsur in der Migrationsgeschichte des Landes dar.

Auch die Anstrengungen, auf europäischer Ebene eine gemeinsame Migrationspolitik zu etablieren, gehören zu dieser »new post-postwar migration world«.<sup>213</sup> Insbesondere die kritische Grenzregime-Forschung hat sich mit diesen Entwicklungen seit den 1990er-Jahren intensiv befasst und sich dezidiert dem Ziel verschrieben, Alternativen zur hegemonalen neoliberalen Arbeitsmigrationspolitik in Europa zu entwickeln.<sup>214</sup> Ansätze wie die »Autonomie der Migration« aufgreifend, wird das neue europäische Migrations- und Grenzregime a) als Reaktion auf migrantische Praxis und b) nicht als Abschottung – im Sinne der viel beschworenen »Festung Europa« –, sondern als partielle (und differentielle) Inklusion verstanden.<sup>215</sup> Denn keineswegs sollte, wie oben bereits angedeutet, die (Arbeits-)Migration nach Europa gänzlich unterbunden werden. Vielmehr ist zu beobachten, dass sich nach der Niederlassung (oder Rückkehr) der vormaligen »Gastarbeiterbevölkerung« aus der Zeit der Anwerbeverträge spätestens seit den 1980er-Jahren ein »neues Gastarbeitersystem« entwickelt hat, »das die gleichen Ziele mit anderen Mitteln zu erreichen versucht«, wie August Gächter für Österreich festhält.<sup>216</sup> Dieses neue »Regime der Saison- und Pendelmigration«<sup>217</sup>, das eine Vielzahl von Arbeitsformen und Beschäftigungsverhältnissen aufweist, kommt in großen Teilen ohne tarifrechtliche Absicherung aus.<sup>218</sup> Neben

212 Vgl. Dietz, Die Bundesrepublik Deutschland im Fokus neuer Ost-West-Wanderungen, S. 1009.

213 Christian Joppke, Rezension zu Rita Chin, *Crisis of Multiculturalism in Europe. A History*, in: AHR 124, 2019, S. 610–612, hier: S. 611.

214 Vgl. zum Beispiel die Stellungnahme »Demokratie statt Integration« des Netzwerks kritische Migrations- und Grenzregimeforschung von 2010: Nein zur Ausgrenzung. Appell zum 20. Jahrestag der Einheit, in: taz, 1.10.2010. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch folgende Publikation: Forschungsgruppe Staatsprojekt Europa, *Kämpfe um Migrationspolitik. Theorie, Methode und Analysen kritischer Europaforschung*, Bielefeld 2014.

215 Nicholas De Genova/Sandro Mezzadra/John Pickle u. a., *New Keywords: Migration and Borders*, in: *Cultural Studies* 29, 2015, S. 55–87, hier: S. 79.

216 August Gächter, *Migrationspolitik in Österreich*, o.O. 2008, S. 12.

217 Karakayalı, *Gespenster der Migration*, S. 213.

218 Dass die »Modi der Mobilität und Flexibilität« für das ausgehende 20. und 21. Jahrhundert immer bedeutsamer geworden sind, meint auch Trede, *Zwischen Misstrauen, Regulation und Integration*, S. 384. Vgl. auch Serhat Karakayalı/Vassilis Tsianos, *Mapping the Order of New Migration. Undokumentierte Arbeit und die Autonomie der Migration*, in: *Peripherie*, 2005, Nr. 100, S. 35–64.

der Saisonarbeit in der Landwirtschaft<sup>219</sup> und Baubranche haben insbesondere haushaltsnahe Dienstleistungen massiv an Bedeutung gewonnen. Diese seit den 1990er-Jahren größtenteils von migrantischen Frauen ausgeführten Tätigkeiten in Haushalt und Pflege sind zunehmend in den Fokus der Migrations- und Geschlechterforschung gerückt. Anders als in den feministischen Debatten über Reproduktionsarbeit in den 1970er-Jahren sind angesichts der globalen Dimension des Phänomens aktuell transnationale und intersektionale Ansätze wie auch die Analyse neoliberaler Arbeits- und Lebensverhältnisse von besonderer Bedeutung.<sup>220</sup>

Im Gegensatz zur männlich codierten Industriearbeit basiert Pflegearbeit in weit höherem Maße auf intensiver sozialer Interaktion und emotionalen Aufgaben.<sup>221</sup> Die in privaten Haushalten beschäftigten Migrantinnen (und Migranten) und vor allem die sogenannten *live-ins* überschreiten nicht nur räumliche Grenzen, sondern oft auch soziale Grenzen und müssen sich intensiv mit anderen Mentalitäten und Gewohnheiten auseinandersetzen. Bereits 2009 hat die Kulturanthropologin Sabine Hess eine wegweisende Studie über slowakische Au-pairs in der Bundesrepublik vorgelegt, die zum einen die von den »Gastmüttern« vorgenommene Auslagerung von Sorge- und Hausarbeit auf andere, weniger privilegierte Frauen aus intersektionaler Perspektive betrachtet und zum anderen Migrationstypologien, die klar zwischen Arbeits- und Bildungsmigration unterscheiden, hinterfragt.<sup>222</sup> Au-pair wird als spezifisch weibliche, dem Mangel an legalen Formen der Arbeitsmigration geschuldete Migrationsstrategie sichtbar, die vielfältige Aushandlungen zwischen Au-pair und Haushaltsvorstand erfordert und oftmals in langjährige transnationale Pendelmigration mündet.

Pendelmigration ist auch das Thema einer 2014 erschienenen Studie über transnationale Wanderungsbewegungen aus Oberschlesien nach Deutschland. Ewa Palenga-Möllnbeck nimmt in ihrer soziologischen Dissertation mit Oberschlesien einen Grenzraum in den Blick, der von traditionsreichen Migrationsbewegungen sowie Mehrsprachigkeit geprägt ist.<sup>223</sup> Sie hat in den Jahren 2003 und 2005/06, neben teilnehmender Beobachtung und Experteninterviews, 23 narrativ-biografische Interviews mit Migrantinnen und Migranten im Alter zwischen 23 und 65 Jahren geführt, die zur deutschen Minderheit in Oberschlesien

219 Zu polnischen Erntehelfern und -helferinnen in Deutschland vgl. *Mathias Wagner/Kamila Fialkowska/Maria Piechowska/Wojciech Lukowski*, Deutsches Waschpulver und polnische Wirtschaft. Die Lebenswelt polnischer Saisonarbeiter. Ethnographische Beobachtungen, Bielefeld 2013.

220 Die Migration osteuropäischer Care-Arbeiterinnen hat jüngst *Helma Lutz*, Die Hinterbühne der Care-Arbeit. Transnationale Perspektiven auf Care-Migration im geteilten Europa, Weinheim/Basel 2018, in dieser Hinsicht in den Blick genommen.

221 Zur wachsenden Bedeutung emotionaler Arbeit vgl. *Stefan Groth/Johannes Müske*, Arbeit 4.0? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel«, in: *AugenBlick*. Konstanzer Hefte zur Medienwissenschaft, 2019, Nr. 73, S. 11–20. Vgl. auch die Themenausgabe: Arbeit am Leben – Care-Bewegung und Care-Politiken, *Widersprüche* 34, 2014, Nr. 134.

222 *Sabine Hess*, Globalisierte Hausarbeit. Au-pair als Migrationsstrategie von Frauen aus Osteuropa, Wiesbaden 2005. Für Aushandlungsstrategien zwischen *domestic workers* und ihren deutschen Arbeitgeberinnen interessiert sich auch *Kyoko Shinozaki*, Making Sense of Contradictions. Examining Negotiation Strategies of »Contradictory Class Mobility« in Filipina/Filipino Domestic Workers in Germany, in: *Geisen*, Arbeitsmigration, S. 259–278. Anhand von drei »Fällen« werden das Ausscheiden aus dem Job, die direkte Konfrontation und affektive Manipulation als Strategien von *domestic workers* herausgearbeitet. Zum politischen Aktivismus dieser Gruppe vgl. *Kyoko Shinozaki*, Irregular Migrant Citizenship. Exploring a Conceptual Horizon of Global Care Chains through Domestic Workers' Negotiation over Social and Economic Rights, in: *Maletzky/Seeliger/Wannöffel*, Arbeit, Organisation und Mobilität, S. 110–132.

223 *Ewa Palenga-Möllnbeck*, Pendelmigration aus Oberschlesien. Lebensgeschichten in einer transnationalen Region Europas, Transcript Verlag, Bielefeld 2014, 406 S., brosch., 32,99 €.

zählen und über eine doppelte Staatsangehörigkeit verfügen. Palenga-Möllnbeck untersucht die Erwerbsstrategien und soziale Praxis dieser Migrantinnen und Migranten und fragt nach den historischen Narrativen und *mental maps*, mit denen die Interviewten ihrem Handeln Bedeutung zuschreiben und mit denen sie ihre Identitäten konstruieren. In der subjektiven Wahrnehmung ist, über die Blockkonfrontation hinweg, das Festhalten an »fortbestehenden historischen, politischen, ökonomischen und sozialen Bindungen der ehemaligen Grenzregion an das heutige Deutschland« zentral.<sup>224</sup> Ausgangspunkt von Palenga-Möllnbeck ist die These, dass die von ihr untersuchten oberschlesischen Pendlerinnen und Pendler als »Prototyp[en] transnationaler Migranten«<sup>225</sup> gelten können. Aufgrund der kurzen Distanzen zum Arbeitsort und dem privilegierten legalen Status ist ihnen eine Arbeitsaufnahme im Ausland bei Beibehalten des Zuhauses in Polen möglich<sup>226</sup>, so dass sich die Frage transnationaler Lebensräume eher für den Aufnahme- als den Herkunftskontext stellt. Sich an die von Ludger Pries entwickelte Migrationstypologie anlehnd, fokussiert Palenga-Möllnbeck weniger den »Emigranten« und den »klassischen Rückkehrmigranten«, die sich idealtypisch durch alleinige Bezugnahme auf den Aufnahmekontext auszeichnen, sondern arbeitet am Beispiel der oberschlesischen Pendelmigration vor allem den Typus des »Transmigranten«, der plurilokale Bezüge zu Ankunft- wie Herkunftskontext praktiziert<sup>227</sup>, und den Typus des *recurrent migrant* weiter aus, der sich vor allem auf den Herkunftskontext und kaum auf den Ankunftskontext bezieht.<sup>228</sup> Gerade mit dem *recurrent migrant* profiliert sie eine bisher wenig theoretisierte, aber historisch lange nachweisbare Form der Migration – die temporäre Wanderarbeit. Sie verweist aber auch darauf, dass sich Migrationsstrategien und transnationale Relationen in einem beständigen Wandel befinden, »je nach den Bedürfnisse[n] der eigene[n] Lebenslage und -phase« gewählt werden<sup>229</sup> und sich Transnationalität als Phänomen mithin nur prozessual untersuchen lässt.

Zu den bisher eher randständigen Themen in der europäischen Migrationsgeschichte gehört – anders als in den USA – auch die selbstständige Erwerbstätigkeit von Migrantinnen und Migranten. Aufgrund der starken Konzentration der Forschung auf die sogenannten Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen sind Formen selbstständiger Erwerbstätigkeit

224 Ebd., S. 12. Selbstverständlich beantragen nicht alle, die dazu berechtigt wären, die deutsche Staatsangehörigkeit und nicht alle mit Doppelpass gehen in Deutschland arbeiten. – Narrative Interviews mit polnischen Migrantinnen und Migranten unterschiedlichen Alters und mit verschiedenen Berufen hat auch Thea D. Boldt in ihrer soziologischen Dissertation geführt und (ebenfalls) nach deren Identitätskonstruktionen gefragt. Auch bei Boldt wird der beziehungsweise den Erinnerungskulturen eine große Bedeutung zugesprochen, hier allerdings vor allem im Kontext der vergangenen deutschen und russischen Besatzung Polens und ihrer Kopplung mit aktuell erlebten Diskriminierungen in Deutschland. *Thea D. Boldt, Die stille Integration. Identitätskonstruktionen von polnischen Migranten in Deutschland*, Frankfurt am Main/New York 2011.

225 *Palenga-Möllnbeck, Pendelmigration aus Oberschlesien*, S. 13.

226 Diese Pendelmigration wird durch eine mittlerweile etablierte grenzüberschreitende Infrastruktur unterstützt, während in den frühen 1990er-Jahren noch wesentlich mehr Eigenengagement nötig war.

227 Robert Pichler hat den Terminus »home polygamy« für derartige Migrationsprozesse in einer globalisierten Welt vorgeschlagen, vgl. Tagungsbericht: Migration in and out of East and Southeast Europe. Values, Networks, Well-Being, 2.7.2015 – 4.7.2015 Regensburg, in: H-Soz-Kult, 9.9.2015, URL: <<https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6151>> [20.11.2019].

228 Vgl. ihre Typologie, die sie in Anlehnung an Ludger Pries, bei dem diese Dissertation entstanden ist, entwickelt: *Palenga-Möllnbeck, Pendelmigration aus Oberschlesien*, S. 350.

229 Ebd., S. 354. Diese Handlungsfreiheit ist bei den untersuchten Doppelstaatlern und -staatlerinnen besonders groß.

tendenziell aus dem Blick geraten – und dies, obwohl eine beträchtliche Zahl ausländischer Arbeitskräfte im Laufe der Zeit den Weg in die Selbstständigkeit wählte und manche Zuwanderung auch von Beginn an mit dem Ziel einer Unternehmensgründung erfolgte. Raphaëla Hettlage hat 2012 eine Studie zu dieser Gruppe von Migrantinnen und Migranten vorgelegt<sup>230</sup> und konstatiert eingangs für die Schweiz – und dies gilt auch für andere Anwerbeländer wie Österreich, Belgien oder die Bundesrepublik –, dass eine selbstständige Erwerbstätigkeit von Ausländern und Ausländerinnen grundsätzlich nicht vorgesehen war. Eine solche Tätigkeit blieb Menschen mit schweizerischer Staatsbürgerschaft oder aber einer Niederlassungserlaubnis<sup>231</sup> vorbehalten; Nicht-EU-Ausländerinnen und -Ausländer konnten und können nur bei Vorliegen bestimmter öffentlicher oder wirtschaftspolitischer Interessen ausnahmsweise eine Zulassung erhalten. Die Entscheidung fällt die kantonale Arbeitsmarktbehörde. In der Bundesrepublik waren in solchen Fällen die Gewerbeämter zuständig, die einen weiten Ermessensspielraum besaßen.<sup>232</sup> Besonders restriktiv gestaltete sich die Zulassungspolitik in Belgien, wo bis 1980 sogar EG-Bürgerinnen und Bürger einer Erlaubnispflicht unterlagen.<sup>233</sup>

Ausländische Selbstständige sind (nicht nur) in der Schweiz besonders oft im Dienstleistungssektor tätig. 2009 waren zwei Drittel der Selbstständigen Angehörige eines EU- oder EFTA-Staates; knapp ein Drittel von ihnen war weiblich.<sup>234</sup> Auf der Basis biografisch-narrativer Interviews und einer Analyse der Netzwerke der befragten Unternehmer und Unternehmerinnen arbeitet Hettlage als zentrale Motive für die Selbstständigkeit den Wunsch nach Autonomie und sozialem Aufstieg heraus. Die Kategorie Geschlecht spielt insofern eine zentrale Rolle, als Migrantinnen ihre Arbeitsplätze vielfach als männlich dominiert wahrnehmen und sich von einer Selbstständigkeit mehr Handlungsspielraum erhoffen. Zudem spielt der Wunsch nach Vereinbarkeit von Beruf und Familie bei Frauen eine größere Rolle.<sup>235</sup> Die geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Interessen, Strategien und Erfahrungen in den Blick zu nehmen, stellt ein wichtiges Plus der Studie von Hettlage dar. Sie interessiert sich weit stärker für die *agency* von Migrantinnen und Migranten als für Fragen der Integration – ein Begriff, den sie zu Recht problematisiert. In kritischer Auseinandersetzung mit Theorien zum *ethnic business* (und den Gefahren expliziter wie impliziter Ethnisierung) fokussiert Hettlage statt Ethnizität spezifische Formen des kulturellen Kapitals (nach Bourdieu). Dieses kulturelle Kapital aber schreibt sie Migrantinnen und Migranten nicht in essenzialisierender Manier zu, sondern zeigt, dass es sich um Ressour-

230 *Raphaëla Hettlage*, Gründung und Anerkennung. Unternehmertum von Migrantinnen und Migranten, Peter Lang, Bern/Berlin et al. 2012, 421 S., brosch., 88,95 €. Für einen kurzen Überblick zu selbstständig erwerbstätigen Migranten und Migrantinnen vor 1945 in den Niederlanden vgl. *Lucassen/Lucassen*, Gewinner und Verlierer, S. 128ff. Die Autoren fokussieren zum einen die als exotisch wahrgenommene Produktpalette, mit der sich Migranten und Migrantinnen Nischen schufen, und zum anderen die Abwehr seitens niederländischer Berufsverbände gegen die ausländische Konkurrenz – und damit Faktoren, die auch in der Zeit nach 1945 relevant blieben.

231 Diese wird nach fünf Jahren (EU/EFTA-Angehörige) oder zehn Jahren des Aufenthalts in der Schweiz erteilt.

232 Vgl. für die Gastronomie als einen der wichtigsten Sektoren migrantischer Unternehmensgründungen *Maren Möhring*, Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland, München 2012. Weitere Arbeiten zum Thema sind derzeit in Vorbereitung, so etwa die Dissertation von Stefan Zeppenfeld (ZZF Potsdam), der sich mit der »Beschäftigung nach der »Gastarbeit« befasst und auch selbstständige Erwerbstätigkeit berücksichtigt.

233 Erst 1980 gab Belgien diesbezüglich seine »Sonderstellung unter den EG-Staaten« auf, *Pleinen*, Die Migrationsregime Belgiens und der Bundesrepublik seit dem Zweiten Weltkrieg, S. 108.

234 *Hettlage*, Gründung und Anerkennung, S. 52 und 54.

235 Ebd., S. 71.

cen handelt, die oftmals »in dieser Form vor der Migration noch nicht vorhanden waren«.<sup>236</sup> Um zusätzlich auch das soziale Kapital migrantischer Unternehmer und Unternehmerinnen zu untersuchen, nimmt sie deren Netzwerke in den Blick. Neben dem Geschlecht<sup>237</sup> erweist sich die Generation hier als (weiterer) wichtiger Faktor: Während die Netzwerke der ersten Generation noch zu zwei Dritteln aus »Co-Ethnics« bestehen, machen diese in der zweiten Generation nur noch etwa ein Drittel aus.<sup>238</sup> Vor allem aber spielt Verwandtschaft eine weit größere Rolle als Ethnizität. Insgesamt relativiert Hettlages Studie also die Bedeutung ethnischer Zugehörigkeit zugunsten von »Kapitalausstattung (Bildung, finanzielle Möglichkeiten, biografische Ressourcen)«.<sup>239</sup> Ihren Fokus auf die Migrationssituation und insbesondere die Migrationserfahrung nimmt die Autorin abschließend zum Anlass für die Frage, ob die Migration »alle anderen Dimensionen und Ungleichheitskategorien« beeinflusse oder womöglich nur einen »kleine[n] Bereich der biografischen Erfahrung« ausmache.<sup>240</sup> Notwendig zur Klärung dieser Frage wären vergleichende Untersuchungen von migrantischen und nichtmigrantischen Unternehmerinnen und Unternehmern – ein Desiderat der Forschung.

Während Hettlage migrantische Netzwerke betrachtet, widmet sich ein von Frauke Kraas und Tabea Bork herausgegebener Sammelband dem Zusammenhang von Migrantenökonomien und Stadtentwicklung. Dabei ist es ein Anliegen des Bandes, auch praktische Handlungsempfehlungen zu geben, um das migrantische »Potenzial« für die Stadtentwicklung zu nutzen.<sup>241</sup> Die Herausgeberinnen bieten zunächst einen historischen Überblick vom 19. Jahrhundert bis heute, der allerdings eher aufzählenden denn kontextualisierend-erläuternden Charakter hat und vor allem die quantitative Zunahme internationaler Migration (in die Städte) darlegt.<sup>242</sup> Es werden daraufhin verschiedene Migrationstypen – von der spontanen, »auf individuellen Entscheidungen beruhende[n] freiwillige[n] Migration«, über »[s]taatllich initiierte, gesteuerte und gelenkte sowie oft von Organisationen geplante Migration« bis hin zu »plurilokale[n] Haushalte[n] und Migrationsketten« – unterschieden, aber ohne auf Fragen der Abgrenzung/Abgrenzbarkeit oder Überlappungen weiter einzugehen.<sup>243</sup> Generell bleibt die migrationstheoretische Grundierung sehr blass; oft geht die Analyse nicht über die als »klassisch« beschriebenen Push- und Pull-Faktoren hinaus.<sup>244</sup> Der Beitrag endet mit einem sehr kurzen Forschungsüberblick zu Migrantenökonomien, der

236 Sie benutzt daher den Begriff *immigrant entrepreneurship*, um die Bedeutung der Migrationserfahrung, aber nicht unbedingt der Ethnizität sichtbar zu machen.

237 So weisen die Netzwerke eine gewisse Geschlechterhomogenität auf.

238 *Hettlage*, Gründung und Anerkennung, S. 217. Mit der zweiten Generation fokussiert Hettlage die »Kinder der ehemaligen Gastarbeiter und Gastrabeiterinnen«, die über »eine andere Position im sozialen Raum als ihre Eltern« verfügen, ebd., S. 370.

239 Ebd., S. 380.

240 Ebd., S. 385.

241 *Frauke Kraas/Tabea Bork* (Hrsg.), *Urbanisierung und internationale Migration. Migrantenökonomien und Migrationspolitik in Städten*, Nomos Verlag, Baden-Baden 2012, 183 S., brosch., 19,90 €, hier: S. 9. Im Folgenden fokussiere ich auf migrantische Unternehmen und weniger auf Migrantinnenorganisationen, die vor allem im zweiten Teil des Bandes eine Rolle spielen. Zu Migrantinnen und Migranten als »Mittlern zwischen Kulturen« vgl. *Dita Vogel*, Gesellschaftliches Engagement von Zuwanderern als Potenzial für die Stadt, in: ebd., S. 111–121, hier: S. 121.

242 Neben Beiträgen zu Deutschland enthält der Band vereinzelt auch Beiträge zu anderen Ländern wie zum Beispiel China; Vergleiche aber muss die Leserin selbst vornehmen. *Tabea Bork/Birte Rafflenbeul/Frauke Kraas* u. a., *Chinas Migrations- und Stadtpolitik. Auswirkungen für afrikanische Migranten in Guangzhou und Foshan*, in: ebd., S. 149–166.

243 *Frauke Haas/Tabea Bork*, *Urbanisierung und internationale Migration. Versuch einer Standortbestimmung*, in: ebd., S. 13–30, hier: S. 17f. Der Aufsatz enthält auch noch einen kurzen Überblick über regionale Trends bei der internationalen Migration in urbane Räume.

244 Ebd., S. 17.

Theoreme wie den marginalen Unternehmer oder die Nischenökonomie benennt, diese aber kaum auf ihre Implikationen oder Folgen für die Forschung befragt. Als ein vorherrschendes Thema der Forschung zur migrantischen Selbstständigkeit wird die Frage nach der Förderung der Integration durch die selbstständige Erwerbstätigkeit ausgemacht. Tatsächlich kreisen um diese Frage viele der entsprechenden Studien, was abermals die Durchschlagskraft des Integrationsparadigmas, auch in der Forschung, belegt. Anders als in der »Gastarbeiter«-Ära fördert die Bundesrepublik heute die selbstständige Erwerbstätigkeit von Migrantinnen und Migranten – nicht zuletzt weil sie als integrationsförderlich gilt.<sup>245</sup>

Einen Überblick über migrantische Selbstständigkeit in der Bundesrepublik bietet Ann-Julia Schaland, die regionale Schwerpunkte sowie besonders beliebte Branchen aufzeigt und sehr klar die große Heterogenität dessen herausarbeitet, was als Migrantenökonomie firmiert.<sup>246</sup> Ihrer Ansicht nach bestehen die positiven Effekte vor allem in der Schaffung von Beschäftigungsmöglichkeiten, gerade für die auf dem Arbeitsmarkt oft weniger chancenreichen migrantischen Arbeitskräfte, sowie in einer »gesellschaftlich integrative[n] Funktion«. <sup>247</sup> Selbstständigkeit, so Schalands These, fördere die »Eingliederung von Migranten in die städtische Gesellschaft« und übernehme zudem eine »Stabilisierungsfunktion für Stadtquartiere«, gerade bezüglich der Nahversorgung.<sup>248</sup> Diese Erkenntnisse sind nicht neu; in den letzten Jahren aber hat die sukzessive Aufwertung migrantischer Stadtviertel unter dem Stichwort *gentrification* vermehrt Aufmerksamkeit erfahren. Chinatowns etwa sind in Städten wie Amsterdam, Rotterdam oder Den Haag längst vom Stadtmarketing entdeckt und gefördert worden, weil sie Touristen und Touristinnen und eine neue (oft hochqualifizierte) Anwohnerschaft gleichermaßen anziehen.<sup>249</sup> Dass sich *global cities* über migrantische Vielfalt profilieren, ist bereits oft herausgearbeitet worden. Wie sich innerhalb dieser Städtekonkurrenz kleinere Städte positionieren können, hingegen ist weniger gut erforscht.<sup>250</sup> Schaland jedenfalls benennt diese Entwicklungen; eine tiefergehende Auseinandersetzung mit den Logiken städtischer Inwertsetzungsprozesse und ihrer Verknüpfung mit Migration aber erfolgt nicht.

Elena Sommer problematisiert in ihrem Beitrag über russischsprachige Migrantinnen und Migranten, dass eine selbstständige Erwerbstätigkeit einerseits ein »Indikator für eine Aufwertung des sozialen Status und steigende Integration der Zuwanderer« sein kann, dass aber andererseits die vielen »aus Not gegründeten Betriebe« oft nicht überlebensfähig seien und sich als »Mobilitätsfalle« erwiesen.<sup>251</sup> Zu Recht hebt sie hervor, dass viele Faktoren einen Einfluss auf den Erfolg eines Betriebes haben – neben Bildungsstand, Alter, beruflicher Qualifikation oder Sprachkenntnissen auch die »Akzeptanz der jeweiligen Migrantengruppe in der Mehrheitsgesellschaft«. <sup>252</sup> Damit macht sie implizit deutlich, dass

245 Auch die mit der jüngsten Fluchtwelle Zugewanderten werden in Politik und Öffentlichkeit in dieser Weise adressiert: *Louisa Schmidt*, Flüchtlinge als Start-up-Unternehmer, in: *Süddeutsche Zeitung*, 16.19.2016.

246 *Ann-Julia Schaland*, Selbstständige Migrantinnen und Migranten in deutschen Städten, in: *Kraas/Bork*, Urbanisierung und internationale Migration, S. 33–44, hier: S. 39.

247 Ebd., S. 39.

248 Ebd.

249 Vgl. *Lucassen/Lucassen*, Gewinner und Verlierer, S. 49.

250 Generell hat die Migrationstheorie und -geschichte zu Kleinstädten nur wenig zu sagen, wie *Nina Glick Schiller/Ayse Caglar/Thaddeus C. Gulbrandsen*, Jenseits der »Ethnischen Gruppe« als Objekt des Wissens. Lokalität, Globalität und Inkorporationsmuster von Migranten, in: *Helmuth Berking* (Hrsg.), Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen, Frankfurt am Main/New York 2006, S. 105–144, hier: S. 106, zu Recht betonen.

251 *Elena Sommer*, Russischsprachige Zuwanderer und ihre Ökonomie in Düsseldorf, in: *Kraas/Bork*, Urbanisierung und internationale Migration, S. 45–57, hier: S. 46

252 Ebd., S. 47.

auch die an der selbstständigen Erwerbstätigkeit festgemachte Integration von Migrantinnen und Migranten in enger Wechselbeziehung zu Einstellung und Verhalten des Umfelds stehen, Integration also auch in diesem Fall keine einseitige, allein von Migrantinnen und Migranten zu erbringende Leistung sein kann.

Der Beitrag von Patricia Ehrkamp ist sicherlich derjenige im Sammelband, der Integration am stärksten problematisiert, indem die Autorin zum einen auf ganz unterschiedliche Verständnisse und Definitionen von Integration hinweist und zum anderen ihre Studie zur »gelebten Integration« türkischer Migrantinnen und Migranten in Duisburg-Marxloh mit einem Plädoyer für die Überwindung ethnisierender und kulturalisierender Gruppenzuordnungen abschließt.<sup>253</sup> Stattdessen regt sie – nicht als erste, aber überzeugend – die Untersuchung komplexer Nachbarschaftsbeziehungen und damit der kaum thematisierten alltäglichen Ko-Existenz an: »Integration muss langweilig werden. Wie der gelebte Alltag es eben oftmals ist.«<sup>254</sup>

Die beschriebene Vermarktung von »Multikulti« setzte besonders früh in Frankfurt am Main ein, das seit der Anwerbung von »Gastarbeitern« einen besonders hohen Ausländeranteil aufwies. Frankfurt gilt innerhalb der Bundesrepublik gemeinhin als die Stadt, »die den Mythos ›Multikultur‹ als Markenzeichen kultiviert und verbreitet hat« und sich auf diese Weise ein weltstädtisches Flair zuzuschreiben wusste.<sup>255</sup> Frankfurt dient Ernst Karpf als Untersuchungsort für seine historisch weit ausgreifende Studie, die einen langen Zeitraum in den Blick nimmt und nicht nur eine bestimmte Migrantengruppe fokussiert.<sup>256</sup> Jüdische Migration und Glaubensflüchtlinge stehen im Zentrum seiner Darstellung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte Frankfurts; sehr kurz wird das 19. Jahrhundert und die Zeit bis 1945 abgehandelt. Der Schwerpunkt liegt klar auf der »Gastarbeiterzeit« seit 1960« und der sich »anschließende[n] Integrationsdiskussion«.<sup>257</sup> Auch die in Frankfurt schnell wachsende Zahl selbstständig erwerbstätiger Migrantinnen und Migranten findet Erwähnung: 1977 wurden bereits 25 % der Gaststätten in Frankfurt von Ausländern geführt.<sup>258</sup>

Karpf arbeitet zunächst die Kluft zwischen gewollter »Präsenz der Migranten in der Arbeitswelt« und der als Problem aufgefassten »Präsenz in der städtischen Gemeinschaft« heraus.<sup>259</sup> Wie bereits bei Sala deutlich wurde, fand auch in Frankfurt zunächst die Idee der Betreuung Zuspruch, bevor Integrationskonzepte entwickelt wurden. In den frühen 1970er-Jahren schließlich hatte sich die Stadtregierung auf Integration »als offizielles städtisches Politikziel« geeinigt.<sup>260</sup> Eine zentrale Rolle hätten dabei zeitgenössische migrationssoziologische Studien gespielt sowie Migrantenbefragungen, die erstmals die Perspektive der Betroffenen berücksichtigten.<sup>261</sup> Bereits 1975 sprach sich die Stadt Frankfurt für

253 Patricia Ehrkamp, Gelebte Integration. Türkische Migranten im nördlichen Ruhrgebiet, in: ebd., S. 135–148.

254 Ebd., S. 146.

255 Peter Noller, Globalisierung, Stadträume und Lebensstile. Kulturelle und lokale Repräsentationen des globalen Raums, Opladen 1999, S. 237f.

256 Karpf, Eine Stadt und ihre Einwanderer. Es handelt sich hierbei um die stark überarbeitete und erweiterte Version seiner 1993 erschienenen Studie: *ders.*, Und mache es denen hiernächst Ankommen nicht so schwer. Kleine Geschichte der Zuwanderung nach Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1993.

257 Karpf, Eine Stadt und ihre Einwanderer, S. 9. Die zunehmende Europäisierung und Globalisierung der Migration gegenüber der Dominanz von Nah-Migrationen verfolgt Karpf bis ins 19. Jahrhundert zurück.

258 Ebd., S. 224.

259 Ebd., S. 133.

260 Ebd., S. 178.

261 Ebd., S. 176f.



ein kommunales Wahlrecht für Ausländer aus, konträr zur Entscheidung der Innenministerkonferenz.<sup>262</sup>

Für Karpf setzt die Phase der »[b]eginnde[n] Integration« erst 1974 ein, infolge des Anwerbestopps und des zunehmenden Familiennachzugs. Die Integrationspolitik wird von ihm klar als Versuch gedeutet, »die bisher unkalkulierbare Entwicklung in geordnetere Bahnen zu lenken«.<sup>263</sup> Frankfurt nahm integrationspolitisch eine Vorreiterrolle ein; aber Karpf arbeitet auch die widersprüchlichen und im Streit liegenden Positionen innerhalb »der Stadtverwaltung« heraus, welche die Hauptakteurin in seinem Narrativ ist.<sup>264</sup> Ab 2000 habe der Integrationsgedanke dann auch wachsenden Zuspruch in konservativen Kreisen gefunden; die in Frankfurt bereits erprobten Integrationskurse seien 2005 schließlich auf nationaler Ebene übernommen worden.<sup>265</sup> Zeitgleich aber wurde, wie Karpf deutlich macht, das Integrationskonzept zunehmend problematisiert. Angesichts einer nicht (mehr) klar von der deutschen Mehrheitsgesellschaft abzugrenzenden migrantischen Minderheit habe sich Vielfalt neben Integration zum »zweiten Schlüsselbegriff« entwickelt.<sup>266</sup> Konzepte von Diversität und *superdiversity* wurden von der kritischen Migrationsforschung entwickelt, und zwar oft im Verbund mit bestimmten Kommunen. So haben Regina Römhild und Steven Vertovec im Jahre 2009 einen »Entwurf für ein Integrations- und Diversitätskonzept für die Stadt Frankfurt am Main« vorgelegt, in dem sie den von Vertovec 2007 in die Debatte eingeführten Begriff der *superdiversity* (»Supervielfalt«) weiter profilierten und sich mit diesem Begriff einem allzu simplen Integrationsimperativ verschlossen.<sup>267</sup> Damit ist die in der Migrationsforschung in den letzten Jahren vorgenommene Problematisierung des Integrationsparadigmas auch im kommunalen und politischen Alltag angekommen – beziehungsweise in und mit diesem entwickelt worden.

Eine intensive Auseinandersetzung mit dem Integrationsimperativ kennzeichnet auch den von Urmila Goel, Jose Punnamparambil und Nisa Punnamparambil-Wolf herausgegebenen Sammelband mit biografischen Erzählungen und Reflexionen, die in Deutschland oder der Schweiz<sup>268</sup> aufgewachsene Kinder von Migrantinnen und Migranten aus Indien verfasst haben.<sup>269</sup> Bezugnehmend auf den Slogan »Kinder statt Inder«, den der CDU-Politiker Jürgen Rüttgers in der deutschen Greencard-Debatte kolportierte, fokussiert der Band »InderKinder«. Für die Bundesrepublik werden zunächst fünf Phasen beziehungsweise Migrantengruppen aus Indien unterschieden: die Zuwanderung einzelner Personen zu Studien- oder Berufszwecken in den 1950er- und 1960er-Jahren, die Anwerbung von Kranken-

262 Vgl. ebd., S. 180.

263 Ebd., S. 234.

264 Diese Begrenzung seiner Studie benennt er selbst; das Buch basiert größtenteils auf Dokumenten der Stadtverwaltung; die subjektiven Perspektiven der Migrantinnen und Migranten können auf diese Weise nicht eingefangen werden, vgl. ebd., S. 260. Das Lesen wird zudem durch teils sehr lange Quellenzitate erschwert, wie bereits ein anderer Rezensent angemerkt hat: *Panikos Panayi*, Rezension von: Ernst Karpf, Eine Stadt und ihre Einwanderer. 700 Jahre Migrationsgeschichte in Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 2013, in: sehepunkte 14/3, 2014, URL: <<http://www.sehepunkte.de/2014/03/23821.html>> [20.11.2019].

265 Ebd., S. 247.

266 Ebd., S. 250.

267 Stadt Frankfurt am Main (Hrsg.), Entwurf eines Integrations- und Diversitätskonzepts für die Stadt Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 2009, URL: <<https://www.frankfurt.de/sixcms/media.php/738/Integrationskonzept.pdf>> [20.11.2019], S. 37ff.

268 Vgl. den Beitrag des Sozialanthropologen Rohit Jain, der 2018 seine Dissertation zum Thema vorlegte: *Rohit Jain*, Kosmopolitische Pioniere. »Inder\_innen der zweiten Generation« aus der Schweiz zwischen Assimilation, Exotik und globaler Moderne, Bielefeld 2018.

269 *Urmila Goel/Jose Punnamparambil/Nisa Punnamparambil-Wolf* (Hrsg.), *InderKinder*. Über das Aufwachsen und Leben in Deutschland, Heidelberg 2012.

schwwestern aus Kerala in den 1960er- und 1970er-Jahren, der Familiennachzug seit den 1970er-Jahren, die Immigration von Sikhs aus dem Punjab seit den 1980er-Jahren<sup>270</sup> und die Anwerbung von IT-Fachkräften seit 2000. In der DDR waren es vor allem Studierende, die aus Indien kamen und zum Teil blieben. Insgesamt lässt sich die (Arbeits-)Migration aus Indien als im Hinblick auf Bildung und soziale Schicht privilegierte Migration beschreiben.<sup>271</sup>

Der Band macht den – die Biografien stark prägenden – Integrationsdruck in der (bundes-)deutschen Gesellschaft deutlich und befragt damit hegemoniale migrationshistorische Narrative. Fast alle Erzählungen kreisen um die Erfahrung des »Zur/zum Anderen-gemacht-Werdens« und damit um Othering und Rassismus.<sup>272</sup> Die Pädagogin und Indologin Shobna Nijhawan etwa beschreibt, dass es nicht zuletzt der enorme Anpassungsdruck in der Bundesrepublik und die weit schlechteren Optionen, eine akademische Karriere verfolgen zu können, waren, die sie zur Auswanderung nach Kanada bewogen hätten.<sup>273</sup> Dem Band geht es um das Hörbarmachen migrantischer Stimmen und das Sichtbarmachen von Exklusionserfahrungen sowie migrantischer *agency*, deren politische Dimension beleuchtet wird. Damit versteht sich »InderKinder« auch als ein Beitrag zur Veränderung der Repräsentationsverhältnisse in Bezug auf Migrationsthematiken.<sup>274</sup>

Die Repräsentationsverhältnisse kritisch zu reflektieren, ist für die öffentliche Debatte wie die Migrationsforschung gleichermaßen zentral. Zur Repräsentation gehören nicht nur verbale oder schriftliche Äußerungen, sondern auch visuelle Darstellungen, die in den letzten Jahren zunehmende Aufmerksamkeit erfahren haben<sup>275</sup> und für die Wissensproduktion über Migration eine wichtige Rolle spielen. 2019 hat Tim Wolfgarten seine erziehungswissenschaftliche Dissertation publiziert, die sich den in Migrationsausstellungen in Deutschland zwischen 1974 und 2013 gezeigten Bildern »des Anderen« widmet.<sup>276</sup> Er hat für diesen Zeitraum insgesamt 814 Ausstellungen eruiert, 13.039 Bilder gesammelt und erstmals systematisch deren Inhalte analysiert.<sup>277</sup> Als Erziehungswissenschaftler interessiert er sich insbesondere für die visuelle Sozialisation, die konkrete Verwendung des Mediums Bild und seine affektive Dimension. Um den Bildinhalten und ihren Wirkungen auf

270 Die Stimmen der Kinder dieser besonders marginalisierten Gruppe sind im Band nicht vertreten.

271 Anders als etwa in Großbritannien, wie Nivedita Prasad herausstellt, *Nivedita Prasad/Urmila Goel*, Zu Anderen machen – Gespräch über Rassismus, Integration und Schwarzen Feminismus, in: ebd., S. 180–190, hier: S. 184.

272 *Urmila Goel*, Die Reflexionen der InderKinder – eine Einleitung zu den Essays, in: ebd., S. 136–148, hier: S. 140. Pia Skariah Thattamannil beschreibt, dass sie als Jugendliche den starken Wunsch hatte, als »Deutsche« wahrgenommen zu werden, »nicht aufzufallen« – und damit ihrer »Integrationspflicht« nachzukommen. Ihre Erlebnisse mit »weißen Deutschen« fasst sie diesbezüglich wie folgt zusammen: »Du sollst es wollen, aber kriegen wirst du es nicht.« *Pia Skariah Thattamannil*, Vom Dazwischen-Sitzen und Daneben-Benehmen. Über Erwartungen, Rassismus und weiße Empfindlichkeiten, in: ebd., S. 170–179, hier: S. 175.

273 *Shobna Nijhawan*, Punkt, Punkt, Komma, Strich – wer bin ich?, in: ebd., S. 150–158.

274 Diesen Aspekt betont und problematisiert insbesondere *Paul Mecheril*, »Selbst«-Beschreibungen: die Repräsentation und ich, in: ebd., S. 192–199.

275 Vgl. etwa die Fachtagung »Migration im Bild« von 2017, URL: <<https://arthist.net/archive/13396/view=pdf>> [20.11.2019].

276 Einleitend problematisiert Wolfgarten, dass Themenausstellungen über Migration nicht eindeutig abzugrenzen sind, weil Migration im Zuge postmigrantischer Ausstellungsstrategien nicht mehr als Sonderthema, sondern zunehmend als Querschnittsaufgabe betrachtet würde. Vgl. *Tim Wolfgarten*, Zur Repräsentation des Anderen. Eine Untersuchung von Bildern in Themenausstellungen zu Migration seit 1974, Transcript Verlag, Bielefeld 2019, 323 S., brosch., 44,99 €, hier: S. 30.

277 Ein deutlicher Anstieg derartiger Ausstellungen ist erst seit der Jahrtausendwende zu verzeichnen, vgl. ebd., S. 36.

die Spur zu kommen, kombiniert Wolfgangarten eine Vielzahl von Ansätzen, unter denen Aby Warburgs ikonologische Überlegungen vor allem hervorzuheben sind. Die Studie zielt darauf ab, mehr oder weniger etablierte Bildinhalte zu bestimmen; zu diesem Zweck arbeitet Wolfgangarten verschiedene Bildtypen heraus: »Freigestellte Personen«, »Anwohner« und »Arbeiter« gehören zu den fest etablierten Darstellungen; weniger häufig, aber doch noch oft finden sich die Bildtypen »Mitglieder«, »Reisende« oder auch »Feiernde«. Insgesamt ist das Spektrum an visuellen Darstellungen »des Anderen« sehr überschaubar. Die theoretisch und methodisch fundierte und differenziert argumentierende Pionierstudie lädt dazu ein, die bisherige Bildproduktion zum Thema »Migration« kritisch zu reflektieren und weist auf die symptomatischen Leerstellen im gegenwärtigen »Sichtbarkeitsdispositiv«<sup>278</sup> hin. Zu diesen gehören unter anderem Bildung, staatliche Institutionen und Rassismus/Rechtsextremismus.<sup>279</sup> Insgesamt überwiegen, so Wolfgangarten, Dokumente »fotografischer Ihr-Bildungen«<sup>280</sup>, während Migration selten »gesamtgemeinschaftlich eingebunden referenziert« wird.<sup>281</sup> Interessant für die Migrationsgeschichte sind Wolfgangartens sehr knappen Ausführungen zum Wandel der Bildinhalte beziehungsweise ihrer Rezeption.<sup>282</sup> Einerseits zeigt er auf, dass anfangs Darstellungen der Arbeitstüchtigkeit von Migranten und Migrantinnen dominierten, die ihre Nützlichkeit (gegenüber möglichen Einwänden gegen die Ausländerbeschäftigung) herauszustreichen suchten; auch Bilder, die auf Missstände etwa in der Unterbringung hinweisen sollten, finden sich vielfach. Heute werden derartige Abbildungen problematisiert – sei es, weil sie ein reduktionistisches Kosten-Nutzen-Kalkül bedienen, sei es, weil sie als Reproduktion stereotyper Darstellungen betrachtet werden, die Migrantinnen und Migranten vornehmlich als Opfer sichtbar machen. Dieses Dilemma aber ist gegenwärtig keineswegs überwunden: Nach wie vor ist die »Darstellungsweise als Leidtragende eine der wenigen legitimen Formen [...], über die in den Verhandlungsraum migrationsgesellschaftlicher Themen eingetreten werden kann.«<sup>283</sup> Stabilisiert wird auf diese Weise auch die Gegenüberstellung von fürsorglicher Mehrheitsgesellschaft und hilfsbedürftiger Minderheit, wie Wolfgangarten herausstellt.<sup>284</sup> Auch aktuelle Ausstellungen

278 Diesen Begriff übernimmt Wolfgangarten von *Sabine Hess*, *Politiken der (Un-)Sichtbarmachung. Eine Kritik der Wissens- und Bildproduktion zu Migration*, in: *Erol Yıldıř/Marc Hill* (Hrsg.), *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft*, Bielefeld 2014 S. 49–64, hier: S. 51.

279 *Wolfgangarten*, *Zur Repräsentation des Anderen*, S. 197.

280 *Burcu Doğramacı*, *Fotografische Ihr-Bildungen. Migration in die Bundesrepublik der 1970er und 1980er Jahre im Blick der Kamera*, in: *Christoph Rass/Melanie Ulz* (Hrsg.), *Migration ein Bild geben. Visuelle Aushandlungen von Diversität*, Wiesbaden 2018, S. 9–33.

281 *Wolfgangarten*, *Zur Repräsentation des Anderen*, S. 205. Der »dominant heteronormativ ausgerichtete Diskurs zu Migration« wird, so ebd., S. 206, in seinem Korpus an keiner Stelle irritiert. Dazu gehört auch das nach wie vor dominierende Bild des männlichen Migranten (vgl. dazu *Regina Wonisch*, *Zur Repräsentation von MigrantInnen in Ausstellungen*. in: *Ausstellung Lebenswege*, S. 126–128, hier: S. 127).

282 Dass eine Folgestudie sich insbesondere für die »diachrone[] Entwicklung der Bildsprache« interessieren sollte, hat auch *Violetta Rudolf* in ihrer Rezension betont, *Violetta Rudolf*, Rezension zu: *Wolfgangarten, Tim*: *Zur Repräsentation des Anderen. Eine Untersuchung von Bildern in Themenausstellungen zu Migration seit 1974*. Bielefeld 2019, in: *H-Soz-Kult*, 15.5.2019, URL: <<https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-30443>> [20.11.2019]. *Violetta Rudolf* arbeitet an einer Dissertation über »Die bildliche Darstellung von Migrant\_innen in den bundesdeutschen Printmedien Spiegel und Stern von 1955–1998«.

283 *Wolfgangarten*, *Zur Repräsentation des Anderen*, S. 249.

284 Ebd., S. 251. Dass zur Imagination »des Anderen« oft auch eine Verräumlichung der Beziehung – im Sinne einer Visualisierung von Distanz – gehört, zeigen *Sanne Boersma/Willem Schinkel*, *Imagining Society. Logics of Visualization in Images of Immigrant Integration*, in: *Environment and Planning D: Society and Space* 33, 2015, H. 6, S. 1–20.

schrecken vor bestimmten anderen Bildern zurück. Der Autor zeigt überzeugend, dass Darstellungen, die das Publikum auf ambivalente Weise affizieren, tendenziell ausgeklammert werden. So nutzen Ausstellungen zwar Bilddokumente von migrantischen Demonstrationen, wenn die Teilnehmenden freundlich und zugewandt erscheinen; Darstellungen aber, die wütende oder empörte Demonstrierende zeigen, die Ängste oder Unwohlsein auslösen könnten, finden sich nur sehr vereinzelt.<sup>285</sup> Wolfgarten plädiert abschließend dafür, auch Angst und Wut als bedeutsame Teile des Lebens anzuerkennen und zu repräsentieren; zudem hinterfragt er – und hier ist ihm voll und ganz zuzustimmen – die Vorstellung einer generalisierten Betrachterin, die nicht verschreckt werden soll. Neue Repräsentationsverhältnisse bedürfen auch einer kritischen Reflexion der – immer wieder einfach vorausgesetzten – dominanten Blickverhältnisse.

## V. FAZIT

Dieser Bericht hat sich schwerpunktmäßig mit der »Gastarbeiter«-Migration der 1950er- bis 1970er-Jahre befasst; dieser Umstand ist auch der Tatsache geschuldet, dass in genau diesem Zeitraum eine interdisziplinäre Migrationsforschung größeren Ausmaßes entstanden ist – nach einer ersten Phase im Zuge der europäischen Auswanderungsbewegungen nach Nordamerika am Ende des 19. Jahrhunderts. Das gilt es zu beachten, weil, erstens, nach wie vor viele der gängigen Konzepte und Theorien der Migrationsforschung diesem vornehmlich europäisch-transatlantischen Kontext verhaftet sind; sich die Theoreme, zweitens, damit vielfach auf die Phase der Hochindustrialisierung und fordistischen Massenproduktion beziehen<sup>286</sup>; und, drittens, das Paradigma der Assimilation respektive Integration, aus Sicht der Aufnahmegesellschaften, die Migrationsforschung prägt. Seit den Anwerbestopps der frühen 1970er-Jahre allerdings, so könnte man argumentieren, hat sich Migration vielfach verändert, sodass es gilt, nicht nur die bisherigen Konzepte zu hinterfragen<sup>287</sup>, sondern neue Theoreme und Perspektiven für die veränderten Verhältnisse zu entwickeln. Zum einen muss der globalen Dimension stärker Rechnung getragen werden.<sup>288</sup> Transregionale Studien sind vonnöten, die den europäisch-atlantischen Raum überschreiten, der nach wie vor Hauptgegenstand der Migrationsforschung ist. Zudem gilt es, auch die eher Immobilen sowie ländliche Räume mit in die Forschung einzubeziehen. Zu vertieften Erkenntnissen haben darüber hinaus diejenigen Forschungsarbeiten geführt, die einen intersektionalen Ansatz verfolgen. Trotz der viel diskutierten »Feminisierung der Migration« nutzen nur wenige Studien die Analysekategorie Geschlecht systematisch. Dass aber Handlungsspielräume und Migrationsstrategien immer auch geschlechtsspezifische Beschränkungen und Muster aufweisen, sollte die Migrationsforschung endlich vollumfänglich zur Kenntnis nehmen. Nur wenige Autorinnen und Autoren betrachten Geschlecht in seinen Wechselwirkungen mit anderen Strukturkategorien. Um aber Politiken und Erfahrungen der Differenz in ihrer Vielschichtigkeit zu verstehen, ist ein intersektionaler Ansatz unumgänglich.

285 Wolfgarten, Zur Repräsentation des Anderen, S. 226f.

286 Auch Josef Ehmer unterscheidet zwischen älteren Formen der Arbeitsmigration, die mit der Industrialisierung im 19. und 20. Jahrhundert weitgehend verschwunden seien, und der Arbeitsmigration im Industriezeitalter, die er darüber hinaus von aktuellen »neue Formen der Kombination von Mobilität und Sesshaftigkeit« wie im Falle des täglichen Pendelns unterscheidet, Josef Ehmer, Migrationen in der historischen Forschung. Themen und Perspektiven, in: Heinz Fassmann/Julia Dahlvik (Hrsg.), Migrations- und Integrationsforschung – multidisziplinäre Perspektiven. Ein Reader, Göttingen 2012, S. 95–108, hier: S.106f.

287 Vgl. Möhring, Jenseits des Integrationsparadigmas?.

288 Vgl. Hoerder, Migration Research in Global Perspective.

Gleb J. Albert

## Der vergessene »Brotkasten«

### Neue Forschungen zur Sozial- und Kulturgeschichte des Heimcomputers

Kaum eine Technologie prägt unseren Alltag so sehr wie der Mikrocomputer. Die Historisierung dieses technischen Mediums, der Umstände und Folgen seiner sozialen Implementierung sowie seiner Nutzungsarten ist überfällig. Der Computer in Privatbesitz ist fester Teil nicht nur unserer Gegenwart, sondern auch jener Epochen, die schon längst »historisch« geworden sind und deren Analyse zum Standardrepertoire der Zeitgeschichte gehört. Es ist schon über 40 Jahre her, dass in den USA in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre Computerbausätze für Bastler kursierten, darunter der erste Computer aus dem Hause Apple, und bald darauf auch die ersten Fertiggeräte fürs Zuhause. In der ersten Hälfte der 1980er-Jahre, während der letzten Eskalationsetappe des Kalten Kriegs, lagen erschwingliche Heimcomputer unter Hunderttausenden von westeuropäischen Weihnachtsbäumen und prägten das Leben zahlloser Jugendlicher. Auch im Ostblock waren Heimcomputer schon Jahre vor dessen Zusammenbruch präsent. Kurzum: Der Computer als technisches Medium, als Konsumgut und als Alltagsobjekt prägte bereits jene Epochen, bei denen ein Konsens darüber herrscht, dass sie ein legitimer Gegenstand der historischen Forschung sind.

Nun ist es auch nicht so, dass der Computer als solcher von der historischen Forschung komplett vernachlässigt worden wäre. Seine Geschichte ist ein Kernbestand technikhistorischer Forschung – auch in ihrer klassischen Variante, der Geschichte großer Erfindungen und Erfinder.<sup>1</sup> Selbstverständlich hat sich in den letzten Jahrzehnten, wie im gesamten Bereich der Technikgeschichte, viel getan. So liegen neue reflektierte und kritische historische Studien zur Verflechtung von Computerentwicklung und Kaltem Krieg, zu den ersten Programmiererkulturen, zu den verdrängten Frauen in der frühen IT-Industrie, zur Computerisierung unterschiedlicher Industriebereiche sowie zum Computereinsatz im Bildungsbereich vor.<sup>2</sup> Der Heimcomputer jedoch, der in den 1980er-Jahren gegenüber seinen Vorgängern, den Großrechnern, eine präzedenzlose sozial- und alltagshistorische Relevanz gewann, ist nach wie vor ein Stiefkind der historischen Forschung. In den neueren Überblicksdarstellungen zur Computergeschichte geht der Heimcomputer, im englischsprachigen Bereich *home computer*, *microcomputer* oder einfach *micro*, zumeist auf dem Weg vom Großrechner zum Macbook verloren.<sup>3</sup>

1 Vgl. beispielsweise *Georges Ifrah*, *The Universal History of Computing. From the Abacus to the Quantum Computer*, New York 2001. Ich danke Julia Gül Erdogan sowie der Redaktion des Archivs für Sozialgeschichte für Kritik, Anregungen und weiterführende Hinweise für diesen Forschungsüberblick.

2 *Martin Schmitt*, *Internet im Kalten Krieg. Eine Vorgeschichte des globalen Kommunikationsnetzes*, Bielefeld 2016; *Marie Hicks*, *Programmed Inequality. How Britain Discarded Women Technologists and Lost Its Edge in Computing*, Cambridge 2017; *Joy Lisi Rankin*, *A People's History of Computing in the United States*, Cambridge 2018; *Frank Bösch* (Hrsg.), *Wege in die digitale Gesellschaft. Computernutzung in der Bundesrepublik 1955–1990*, Göttingen 2018; *David Gugerli*, *Der Programmierer*, in: *Alban Frei/Hannes Mangold* (Hrsg.), *Das Personal der Postmoderne. Inventur einer Epoche*, Bielefeld 2015, S. 17–32.

3 *Martin Campbell-Kelly/William Aspray/Nathan Ensmenger* u. a., *Computer. A History of the Information Machine*, Boulder 2014, S. 229–251; *Paul E. Ceruzzi*, *A History of Modern Computing*, Cambridge 2003, S. 263–280; *Gerard O'Regan*, *A Brief History of Computing*, London 2012; *Michael Friedewald*, *Der Computer als Werkzeug und Medium. Die geistigen und technischen*

Diese Engführung wird jedoch nicht nur der Technikgeschichte der 1980er-Jahre, sondern auch der Kultur-, Sozial- und Alltagsgeschichte jener Zeit nicht gerecht. Es waren die Heimcomputer, die die gesamten 1980er-Jahre hindurch die Computerisierung des Alltags sichtbar prägten und in die Privathaushalte Einzug hielten. Während die »Personal Computer« – der IBM PC als Büromaschine, der Apple Macintosh als Profi-Werkzeug für Grafikdesigner – teuer und jenseits ihrer professionellen Anwendernischen unattraktiv waren, waren es die mannigfaltigen Heimcomputermodelle, die die Jugend- und Wohnzimmer, Klassenräume und Hobbykeller eroberten. Der »Sinclair ZX Spectrum«, der »Commodore 64« (»C64«, wegen seiner Form auch als »Brotkasten« bekannt), der »Atari ST«, der »Amiga 500« – um nur die populärsten Modelle zu nennen – boten zu erschwinglichen Preisen Rechenleistung und Spielspaß. Zeitgenössisch waren diese diversen, untereinander unkompatiblen Maschinen viel stärker im Alltag präsent als die späteren »Sieger der Geschichte«, die PCs und Macs: 1989 etwa standen allein in westdeutschen Privathaushalten geschätzte 3,5 Millionen Heimcomputer, während Personal Computer lediglich auf eine halbe Million kamen.<sup>4</sup>

Es geht jedoch nicht nur um die zeitgenössische quantitative Präsenz. Allein schon der Umstand, dass der Computer aufhörte, ein sagenumwobenes Gerät hinter universitären Mauern zu sein, und Einzug in zahllose Privathaushalte hielt, ändert die Perspektive auf den Computer als Gegenstand historischer Forschung.

Zum einen betrifft es die Ebene der Computernutzer und -nutzerinnen. Diese waren in der Zeit der Großrechner immer Eliten- und Expertenmilieus zuzurechnen – egal, ob es sich um Wissenschaftler, Militärs, Wirtschaftsexperten oder Studierende an technischen Hochschulen handelte. Dass man angefangen hat, diese Eliten auch als Nutzer und Nutzerinnen und nicht bloß als Schöpferinnen und Schöpfer von Computertechnologie in den Blick zu nehmen<sup>5</sup>, auch – wie von Nathan Ensmenger explizit gefordert – unter dem Vorzeichen einer Sozialgeschichte der Computernutzung<sup>6</sup>, ändert nichts daran, dass es sich um professionelle Expertenmilieus handelt. Zwar wurde der Kreis der Computernutzer und -nutzerinnen bereits in den 1970er-Jahren zunehmend weniger »elitär«, als die ersten Computer Einzug in die Klassenzimmer hielten – was Joy Lisi Rankin dazu veranlasst, die ersten großflächigen Schuleinsätze von Computern zum Gegenstand und Ausgangspunkt einer »people's history of computing« zu machen.<sup>7</sup> Doch der schichtenübergreifende Siegeszug des Computers begann erst mit den Heimcomputern der frühen 1980er-Jahre. Die Preise für die Maschinen lagen zwar nicht immer so spektakulär niedrig wie beim britischen »ZX80«, der bei seiner Markteinführung für 99 Pfund zu haben war<sup>8</sup>, doch auch schon die Tatsache, dass Computer wie etwa der »C64« in westdeutschen Kaufhäusern zu

---

Wurzeln des Personal Computers, Berlin 1999. Besonders markant tritt diese Lücke zutage bei Robert Weiss, Der Schweizer Computermarkt. Ein Rückblick auf frühere Ausblicke, in: Geschichte und Informatik 17, 2009, S. 123–142. Für eines der seltenen frühen Gegenbeispiele, vgl. James Sumner, Standards and Compatibility. The Rise of the PC Platform, in: History of Technology 28, 2008, S. 101–127.

- 4 Statistiken nach Hans-Jürgen Stenger, Mailboxen. Probleme der Beweissicherung in Strafsachen, in: Computer und Recht 6, 1990, S. 786–794.
- 5 Für ein aktuelles Beispiel vgl. Per Lundin, Computers in Swedish Society. Documenting Early Use and Trends, London 2012.
- 6 Nathan Ensmenger, Power to the People. Toward a Social History of Computing, in: IEEE Annals of the History of Computing 26, 2004, H. 1, S. 94–96.
- 7 Rankin, A People's History of Computing.
- 8 Thomas Lean, »Inside a Day, You Will Be Talking to it Like an Old Friend«. The Making and Re-making of Sinclair Personal Computing in 1980s Britain, in: Gerard Alberts/Ruth Oldenzien (Hrsg.), Hacking Europe. From Computer Cultures to Demoscenes, Springer, London 2014, VIII + 269 S., 109,99 £, S. 49–71.

Preisen von unter 1.000 DM gehandelt wurden<sup>9</sup>, öffnete sie für ungleich breitere Nutzerschichten.

Diese Verbreiterung der Nutzerschaft sowie die entsprechende Fokusverschiebung der Historiografie von Erfindung und Produktion von Computertechnologie hin zu ihrer Nutzung erlaubt es überhaupt erst, den Computer in eine Globalgeschichte der Technik einzubeziehen. Letztere kann nur dann produktiv betrieben werden, so der britische Technikhistoriker David Edgerton, wenn sie »all places that use technology, not just the small number of places where invention and innovation is concentrated« in den Blick nimmt.<sup>10</sup> Erfreulicherweise hat die neueste Forschung zur Computergeschichte sich dieser Herausforderung gestellt und damit die Computergeschichte als Teil der Technikgeschichte nicht nur weniger erfindungs-, sondern auch weniger US-zentriert gemacht.

Die Massenverfügbarkeit des Heimcomputers lässt den Computer auch erstmals zum Gegenstand der Konsumgeschichte werden. Die Ausdehnung der Zielgruppe des Heimcomputers führte dazu, dass überhaupt erst ein Massenmarkt für Computer entstehen konnte, verbunden mit einer neuen Konsumkultur, die sich teils an bereits vorhandenen Mustern ausrichtete, teilweise aber auch neuartige Züge trug. Auch entstand so überhaupt erst der Softwaremarkt, wie wir ihn heute kennen – denn es gab, worauf Martin Campbell-Kelly in seiner mittlerweile klassischen Geschichte der Softwareindustrie hinweist, so gut wie keine personellen und institutionellen Kontinuitäten zwischen der Heimcomputersoftwareindustrie und ihren für Großrechner produzierenden Vorgängern.<sup>11</sup>

Zugleich sind Heimcomputer ein perfektes Anschauungsbeispiel, um die Vorstellung der Ablösung der »Arbeitsgesellschaft« von der »Konsumgesellschaft« kritisch zu hinterfragen.<sup>12</sup> Der Heimcomputer war nicht bloß ein Konsumartikel, sondern er machte (dank Tastatur und Speichermedien) Produktivität möglich. Mehr noch: Er stand auch für spezifische Formen der Produktion – etwa, wie wir sehen werden, bei der Produktion von Computerspielen –, bei denen informelle und formelle Ökonomien miteinander verschmolzen und die Grenzen zwischen »Konsumenten« und »Produzenten« verschwammen. Der Heimcomputernutzer ist also ein historisches Paradebeispiel für die viel diskutierte Figur des »Prosumenten«.<sup>13</sup>

Genauso jedoch wie der Heimcomputer neue Zugriffe auf Computergeschichte erlaubt, bringt er ebenso neue Probleme für die Forschung mit sich. Dies betrifft zum einen die Quellen. Den Wandel »from scarcity to abundance«, mit dem Roy Rosenzweig die Überlieferungssituation vom vordigitalen zum digitalen Zeitalter charakterisiert hat<sup>14</sup>, trifft zwar nicht auf alle Quellengattungen des Heimcomputerzeitalters zu, da diese Quellen in der

9 Christian Stöcker, *Nerd Attack! Eine Geschichte der digitalen Welt vom C64 bis zu Twitter und Facebook*, München 2011, S. 18.

10 David Edgerton, *The Shock of the Old. Technology and Global History since 1900*, Oxford 2007, S. XIII.

11 Martin Campbell-Kelly, *From Airline Reservations to Sonic the Hedgehog. A History of the Software Industry*, Cambridge 2003, S. 208 und 227.

12 Für kritische Diskussionen des Konzeptes der Konsumgesellschaft vgl. Thomas Welskopp, *Konsum*, in: *Christof Dejung/Monika Dommann/Daniel Speich Chassé* (Hrsg.), *Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherungen*, Tübingen 2014, S. 125–152; Peter-Paul Bänziger, *Von der Arbeits- zur Konsumgesellschaft? Kritik eines Leitmotivs der deutschsprachigen Zeitgeschichtsschreibung*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 12, 2015, S. 11–38.

13 George Ritzer/Nathan Jurgenson, *Production, Consumption, Prosumption. The Nature of Capitalism in the Age of the Digital »Prosumer«*, in: *Journal of Consumer Culture* 10, 2010, S. 13–36.

14 Roy Rosenzweig, *Scarcity or Abundance? Preserving the Past in a Digital Era*, in: *AHR* 108, 2003, S. 735–762. Allgemein zur Quellenproblematik im digitalen Zeitalter vgl. auch Kiran Klaus Patel, *Zeitgeschichte im digitalen Zeitalter. Neue und alte Herausforderungen*, in: *VfZ* 59, 2011, S. 331–351.

Zeit vor dem World Wide Web entstanden sind und daher bestimmte frühe Born-Digital-Quellen als verloren angesehen werden müssen. Was jedoch beispielsweise Software angeht, ist die Überlieferungssituation günstig – dank groß angelegter amateurbetriebener Konservierungsprojekte.<sup>15</sup> Auch was die Hardware angeht, existieren zahlreiche Computer-museen und medienarchäologische Laboratorien, in denen die alten Geräte restauriert und betriebsbereit gehalten werden.<sup>16</sup> Gut archiviert sind auch die meisten Computernutzerzeitschriften der 1980er- und frühen 1990er-Jahre, wenngleich auch hier der Haupteinsatz von Amateurinnen und Amateuren geleistet wird, die die Magazine scannen und über das »Internet Archive« bereitstellen.<sup>17</sup> Wenn es jedoch um nicht-digitale Archivmaterialien der Heimcomputerära geht, ist die Situation – nicht zuletzt aufgrund der Volatilität der frühen Softwareindustrie und ihrer Protagonisten<sup>18</sup> – denkbar schlecht: So gibt es in Europa keine einzige Institution, die systematisch Unternehmensarchive von Computerspielefirmen archiviert<sup>19</sup>, und auch in den USA arbeiten nur einzelne Institutionen in diese Richtung, allen voran das »The Strong – National Museum of Play« in Rochester. In Deutschland decken weder die einschlägigen wirtschaftshistorischen noch die jugend- und subkulturellen Archive die Heimcomputerära ab. Dies erschwert die wirtschaftshistorische, aber auch die sozial- und kulturhistorische Forschung und erfordert von Historikern eine stärkere Fokussierung auf Zeitzeugen – sowohl zwecks Oral-History-Interviews als auch, um Privatarchive ausfindig zu machen.

Eine weitere Besonderheit der Heimcomputergeschichtsschreibung – wie an den im Weiteren besprochenen Büchern zu sehen sein wird – liegt darin, dass die relevanten Veröffentlichungen über diverse sozial- und kulturwissenschaftliche Disziplinen verstreut sind. Während die Technikgeschichte den Heimcomputer lediglich en passant behandelt, ist er für die deutschsprachige Kultur- und Sozialgeschichte, bis auf einige wenige Ausnahmen<sup>20</sup>, noch gar nicht zum Forschungsgegenstand geworden. In der Zeitgeschichte ändert sich dies unter anderem durch die Forschungstätigkeit des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam<sup>21</sup>, dessen von 2014 bis 2017 laufendes Projekt »Aufbrüche in die digitale Gesellschaft«

15 *Campbell-Kelly*, *From Airline Reservations*, S. 272.

16 Für unterschiedliche Formen der Musealisierung von Heimcomputerhardware vgl. *James Sumner*, *Making Computers Boring. Thoughts on Historical Exhibition of Computing Technology from the Mass-Market Era*, in: *Information & Culture* 51, 2016, S. 29–53.

17 Vgl. das Computer Magazines Archive, URL: <<https://archive.org/details/computermagazines&tab=about>> [4.7.2019]. Allgemein zum Internet Archive vgl. *Anat Ben-David/Adam Amram*, *The Internet Archive and the Socio-Technical Construction of Historical Facts*, in: *Internet Histories* 2, 2018, S. 179–201. Die konventionellen Fachbibliotheken dagegen haben beträchtliche Lücken, was die Archivierung der frühen Computerpresse angeht. So sind etwa die ersten Jahrgänge von »Computer Trade Weekly«, des zentralen Organs der britischen Heimcomputerindustrie, nicht einmal in der British Library überliefert.

18 *Patricia Galloway*, *Personal Computers, Microhistory, and Shared Authority. Documenting the Inventor-Early Adopter Dialectic*, in: *IEEE Annals of the History of Computing* 33, 2011, 2, S. 60–74.

19 Einzig in Schweden gab es 2014 eine Initiative, um ein zentrales historisches Archiv der nationalen Computerspieleindustrie zu schaffen, vgl. *Therese Thomasson*, *Spelarkivet ger spelens historia*, in: *Sydsvenskan*, 6.11.2014, URL: <<https://www.sydsvenskan.se/2014-11-06/spelarkivet-ger-spelens-historia>> [4.7.2019]. Allerdings sind seit 2015 keine neuen Aktivitäten der Initiative überliefert. Ich danke Ulf Sandqvist für diesen Hinweis.

20 Für eine solche Ausnahme vgl. den grundlegenden Beitrag von *Werner Faulstich*, *Die Anfänge einer neuen Kulturperiode. Der Computer und die digitalen Medien*, in: *ders.* (Hrsg.), *Die Kultur der 80er Jahre*, München 2005, S. 231–245.

21 Vgl. unter anderem *Martin Schmitt/Julia Erdogan/Thomas Kasper* u. a., *Digitalgeschichte Deutschlands. Ein Forschungsbericht*, in: *Technikgeschichte* 83, 2016, S. 33–70; *Jürgen Danyel*, *Zeitgeschichte der Informationsgesellschaft*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 9, 2012, S. 186–211.



die Computerisierung der beiden deutschen Staaten in der Nachkriegszeit in den Fokus nahm. Nun liegt der Sammelband zur Abschlussstagung vor, in dem allerdings nur einzelne Beiträge die Geschichte der Heim- und Personal Computer sowie ihrer Nutzung adressieren.<sup>22</sup>

Das verspätete Aufgreifen der Heimcomputerthematik durch die etablierte Geschichtswissenschaft ist nicht bloß dem üblichen Abstand zwischen einer Epoche und ihrer Historisierung geschuldet, sondern hat nicht zuletzt auch generationelle Gründe: Die Generation von Historikerinnen und Historikern, die bis jetzt die entsprechenden Lehrstühle innehatte, war in den 1980er-Jahren schon derart professionalisiert, dass sie bereits zu jenem Zeitpunkt auf universitäre Technik- und Vernetzungsinfrastrukturen zurückgreifen konnte und somit weder auf die »unprofessionellen« Heimcomputer noch auf die alternativen, nichtuniversitären digitalen Vernetzungsarten angewiesen war.<sup>23</sup> So musste erst eine Generation von Forscherinnen und Forschern, die in den 1980er-Jahren aufgewachsen war, auf den Plan treten, um das Phänomen überhaupt erst als solches zu erkennen und zum Gegenstand historischer Forschung zu machen.

Andere Disziplinen sind bereits weiter. So kommen etwa die in den Kulturwissenschaften angesiedelten Game Studies, sofern sie sich um eine historische Dimension bemühen, nicht umhin, auch die Spielgeräte vergangener Zeiten und ihre Nutzerinnen und Nutzer in Augenschein zu nehmen. Wenn auch der Fokus der Game Studies sich lange Zeit auf die Spiele selbst und ihre Narrative beschränkt hatte<sup>24</sup>, sind in jüngster Zeit Studien in diesem Feld entstanden, die genuin historisch arbeiten und wichtige Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte des Heimcomputers leisten und auf die im Weiteren näher einzugehen sein wird.<sup>25</sup>

Auch von medienwissenschaftlicher Seite gibt es diverse, von der Medienarchäologie inspirierte Ansätze<sup>26</sup>, die zur Historisierung des Heimcomputers beitragen. Dies betrifft vor

22 Bösch, Wege in die digitale Gesellschaft. Die Beiträge von Julia Gül Erdogan, Matthias Röhr und Gleb J. Albert nehmen alternative Nutzungsarten von Heim- und Personal Computer in den Fokus. Zum ZZf-Forschungsprojekt vgl. die Projekt-Website unter URL: <<https://www.computerisierung.com>> [4.7.2019].

23 Vgl. Kevin Driscoll, *Hobbyist Inter-Networking and the Popular Internet Imaginary. Forgotten Histories of Networked Personal Computing 1978–1998*, Diss., Los Angeles 2014, S. 135f., URL: <<http://digitallibrary.usc.edu/cdm/ref/collection/p15799coll3/id/444362>> [4.7.2019].

24 Für die deutschsprachige Literatur zu Geschichte und Computerspielen gilt dies nach wie vor: Wenn es um Geschichte und Computerspiele geht, ist zumeist die Darstellung von Geschichte in Computerspielen Gegenstand der Forschung, nicht die Geschichte von Spielen und Spielern. Vgl. bspw. Angela Schwarz, *Game Studies und Geschichtswissenschaft*, in: Klaus Sachs-Hombach/Jan-Noël Thon (Hrsg.), *Game Studies. Aktuelle Ansätze der Computerspielforschung*, Köln 2015, S. 398–447; Eugen Pfister, »Das Beste, was wir von der Geschichte der Computerspiele haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt«. Eine kurze Bestandsaufnahme aktueller Publikationen zur Computerspielhistoriografie, in: NPL 63, 2018, S. 385–394; Josef Köstlbauer/Eugen Pfister, Vom Nutzen und Nachteil einer Historie digitaler Spiele, in: Christoph Hust (Hrsg.), *Digitale Spiele. Interdisziplinäre Perspektiven zu Diskursfeldern, Inszenierung und Musik*, Bielefeld 2018, S. 89–106. Für eines der seltenen Gegenbeispiele vgl. jüngst Florian Greiner/Maren Röger, Den Kalten Krieg spielen. Brett- und Computerspiele in der Systemkonfrontation, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 16, 2019, S. 46–73.

25 Ein Beispiel für eine äußerst gelungene historische Auseinandersetzung mit Computerspielen im Kontext der Game Studies sei bereits hier genannt, da es sich nicht um Spiele der Heimcomputer-ära, sondern um Spieleautomaten und Videokonsolen der ersten Generation dreht. Der Sammelband vereint medien-, wirtschafts- und kulturhistorische Perspektiven; besonders hervorzuheben ist das methodologisch ausgerichtete Kapitel von Carl Therrien. Vgl. Mark J. P. Wolf (Hrsg.), *Before the Crash. Early Video Game History*, Wayne State University Press, Detroit 2012, 255 S., brosch., 32,99 \$.

26 Zur Medienarchäologie, die wiederum von Friedrich Kittlers Medientheorien inspiriert ist, vgl. Jussi Parikka, *What Is Media Archaeology?*, Cambridge 2012; Andreas Fickers, *Hands-on! Plädoyer für eine experimentelle Medienarchäologie*, in: *Technikgeschichte* 82, 2015, S. 67–85.

allem die Software Studies als Forschungsrichtung, die Software nicht nur aus technischer, sondern auch aus soziokultureller Perspektive in den Blick nimmt<sup>27</sup>, sowie die Platform Studies, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Assemblagen von Hardware und Software, die eine Computerplattform ausmachen, sowie ihre Nutzung und kulturelle Einbettung zu untersuchen.<sup>28</sup>

Eine bemerkenswerte Eigenschaft der aktuellen Publikationslandschaft zur Heimcomputergeschichte ist die starke Präsenz von Memoiren, Publizistik und Amateurhistoriografie auf dem Buchmarkt.<sup>29</sup> Die Vertreter der ersten Generation von Heimcomputernutzern in den 1980er-Jahren, die oftmals auch zu den ersten IT-Startup-Gründern in Europa gehörten und immer noch in der Industrie präsent sind, haben ein immenses Bedürfnis nach Selbsthistorisierung, wovon nicht nur zahlreiche Blogs, sondern auch Buchveröffentlichungen mit gesammelten Zeitzeugeninterviews und Memoiren zeugen. Auch Amateurhistoriker publizieren immer wieder in der Nische der Retro-Szene technik-, unternehmens- und ereignisgeschichtliche Abhandlungen zu den Hardware- und Softwareobjekten ihrer Begierde.<sup>30</sup> Gegenwärtige und zukünftige professionelle Computerhistorikerinnen und -historiker tun gut daran, diese Publikationen nicht von hoher Warte aus zu verwerfen oder zu ignorieren – denn es sind nicht nur Zeugnisse von Erinnerungsnarrativen und Retro-Nostalgie, sondern oftmals allererste Publikationen zu Sachverhalten, die von der akademischen Geschichtsschreibung und den institutionellen Archiven bislang vernachlässigt wurden. Entsprechend ist es mein Anliegen, im vorliegenden Forschungsbericht auch solche nichtakademischen Publikationen zu berücksichtigen.

## I. WIE KOMMT DER HEIMCOMPUTER IN DIE GESELLSCHAFT?

In seiner jüngst erschienenen Geschichte der Computerisierung schildert David Gugerli diese als Prozess, im Zuge dessen »die Welt in den Computer kam«. In dieser Perspektive wird die Welt ab den 1950er-Jahren schrittweise für den Computer passförmig gemacht (ein Beispiel wären etwa maschinenlesbare Fragebögen). Die Computerisierung erscheint so als eine Serie von »Umzügen in den digitalen Raum«, die parallel mit bestimmten vom Computer nach und nach erlernten Operationen – Rechnen, Verarbeiten, Vernetzen, Speichern etc. – ablaufen.<sup>31</sup>

Für eine allumfassende Geschichte der Digitalisierung der Gesellschaft ist dies eine durchaus fruchtbare Perspektive. Doch genauso essenziell ist es, zu fragen, wie wiederum der Computer »in die Welt«, beziehungsweise in die Lebenswelten zahlloser historischer

27 Noah Wardrip-Fruin, *Expressive Processing. Digital Fictions, Computer Games, and Software Studies*, Cambridge 2012; *Matthew Fuller* (Hrsg.), *Software Studies. A Lexicon*, Cambridge 2008; *Daniel Meßner*, *Coding History. Software als kulturwissenschaftliches Forschungsobjekt*, in: *Wolfgang Schmole* (Hrsg.), *Digital Humanities. Praktiken der Digitalisierung, der Dissemination und der Selbstreflexivität*, Stuttgart 2015, S. 157–174.

28 Die Erträge dieser Forschungsrichtung sind konzentriert in der gleichnamigen, von Nick Montfort und Ian Bogost herausgegebenen Buchreihe bei MIT Press, vgl. URL: <<https://mitpress.mit.edu/books/series/platform-studies>> [4.7.2019]. Zur Diskussion um das Konzept der Plattform vgl. auch *Caetlin Benson-Allott*, *Platform*, in: *Raiford Guins/Henry Lowood* (Hrsg.), *Debugging Game History. A Critical Lexicon*, Cambridge 2016, S. 343–349.

29 Für ein prominentes Beispiel, das alle drei Eigenschaften vereint, vgl. *Stöcker*, *Nerd Attack!*

30 Zu den Kleinverlagen, die in diesem Bereich besonders aktiv sind, gehören unter anderem Skriptorium (Morschen), CSW (Winnenden), Bitmap Books (London), Boss Fight Books (Los Angeles) und Variant Press (Winnipeg).

31 *David Gugerli*, *Wie die Welt in den Computer kam. Zur Entstehung digitaler Wirklichkeit*, Frankfurt am Main 2018.

Subjekte kam – als Kommunikations- und Reproduktionsmedium, als Konsumgut, als Objekt der Begierde. Auf welchen Wegen kommt der Computer in die Privathaushalte? Welche Gebrauchsweisen werden auf ihn projiziert, welche davon gehen tatsächlich in die Gebrauchspraxis über? Welchen Platz nimmt der Computer als Objekt im Alltag von Menschen ein, und welche Bevölkerungsschichten sind es, die den Computer in ihr Leben einziehen lassen? Diese Fragen sind alles andere als trivial. Als der Heimcomputer erstmals als Massenkonsumgut in Erscheinung trat, gab es nur ganz vage Vorstellungen davon, welche Rolle er im Alltag einnehmen und welchen konkreten Nutzen er bringen sollte. Dies war nicht nur beim Heimcomputer der Fall: Wie Lisa Gitelman am Beispiel neuer technischer Medien im späten 19. Jahrhundert zeigt, mussten sich dort auch erst einmal »Protokolle des Gebrauchs« etablieren, die sich oftmals markant von jenen unterschieden, die den Erfindern und Vermarktern vorgeschwebt hatten.<sup>32</sup> Bei Computern allerdings war dieser Aushandlungsprozess, wie Claus Pias festhält, aufgrund der »Universalität digitaler, informationsverarbeitender Maschinen noch einmal von qualitativ anderer Art.«<sup>33</sup> Da man mit einem Computer potenziell »alles« machen konnte, war auch die Bandbreite der möglichen Gebrauchsweisen unbegrenzt, und damit sein Platz in Gesellschaft und Alltag zunächst undeterminiert.<sup>34</sup>

Die Offenheit früher Heimcomputersysteme und die niedrige Zugangsschwelle zu Betriebssystem und Hardware machten den Umgang mit dem Computer zu einer spielerischen Erkundung. Zugleich war das Computerspiel als Softwaregattung eines der zentralen Verkaufsargumente für Heimcomputer und das Spielen die wohl am weitesten verbreitete Praxis seines Gebrauchs. Daher ist es nicht verwunderlich, dass viele Forschungsbeiträge, die die Frage nach Heimcomputern und Gesellschaft aufwerfen, dies durch das Prisma der Geschichte des Computerspiels tun.

Warum es aus historisch-genealogischer Perspektive sinnvoll ist, den Einzug des Computers in Privathaushalte entlang der Geschichte der Computerspiele zu verfolgen, demonstriert Michael Z. Newman in seiner 2017 erschienenen Monografie »Atari Age: The Emergence of Video Games in America«.<sup>35</sup> Zwar liegt der Fokus seiner Mediengeschichte nicht auf Heimcomputern, sondern auf den Videospielekonsolen der ersten Generation (ca. 1972 bis 1983), von denen die ersten Modelle, wie Newman klarstellt, noch nicht einmal Computer im eigentlichen Sinne waren: Weder waren sie von Nutzern programmierbar noch verfügten sie über einen Mikroprozessor.<sup>36</sup> Doch Newman kann dabei klar aufzeigen, dass die Art, wie der Computer in die Wohn- und Kinderzimmer einzog, von diesen Spielkonsolen präfiguriert war. Die Konsolen sind für ihn das Bindeglied zwischen »alten« und »neuen« technischen Medien – konkret zwischen dem Fernseher, an den diese Geräte angeschlossen wurden, und dem Heimcomputer. Dieses Argument zieht der Autor nicht rein technikdeterministisch auf, sondern er bettet diese Entwicklung explizit in soziale Verhältnisse und Machtbeziehungen ein.<sup>37</sup> Damit schließt sich Newman (ohne sich explizit darauf zu beziehen) der zentralen Feststellung zur Domestizierung von Medientechnologien an, die Roger Silverstone bereits 1994 in Bezug auf die Alltagsgeschichte des Fernsehers traf:

32 Lisa Gitelman, *Always Already New: Media, History and the Data of Culture*, Cambridge 2006.

33 Claus Pias, Friedrich Kittler und der »Mißbrauch von Heeresgerät«. Zur Situation eines Denkbildes 1964 – 1984 – 2014, in: *David Keller/Maria Dillschmitter* (Hrsg.), *Zweckentfremdung. »Unsachgemäßer« Gebrauch als kulturelle Praxis*, Paderborn 2016, S. 72.

34 Vgl. auch: *James Sumner*, »Today, Computers Should Interest Everybody«. The Meanings of Microcomputers, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 9, 2012, S. 307–315.

35 *Michael Z. Newman*, *Atari Age. The Emergence of Video Games in America*, The MIT Press, Cambridge 2017, 252 S., brosch., 16,95 \$.

36 Ebd., S. 7.

37 Ebd., S. 11.

Das Fernsehen wurde, so Silverstone, nicht von einer amorphen und allmächtigen Kulturindustrie dem Alltagsleben überstülpt, sondern hatte Erfolg beim Besetzen bestimmter Nischen im Alltag.<sup>38</sup>

Für seine Analyse nutzt Newman ein breites Quellencorpus: Werbung und zeitgenössische Sozialforschung, Presseberichterstattung und die Repräsentationen von Spielen und Spielern in Film und Literatur. Nach einem Exkurs in die Geschichte der »penny arcades« ab dem späten 19. Jahrhundert und der Aneignung dieser zunächst als Unterschichten-Vergnügen codierten Freizeitpraktiken des Automatenspiels durch die weiße Mittelschicht in der frühen Nachkriegszeit fokussiert der Autor zunächst die Vermarktungsstrategien der ersten Videospieldautomaten fürs Zuhause in der ersten Hälfte der 1970er-Jahre. Diese wurden – im Gegensatz zu den späteren Heimcomputern – nicht als Vorboten einer computerisierten Zukunft vermarktet, sondern sollten der Erneuerung und Verbesserung eines »alten« Mediums, des Fernsehapparats, dienen: »Video games drew on TV's familiarity to appeal to customers. But they were also distinguished from television and presented as an improvement on it. They were TV, but more than just TV.«<sup>39</sup> Vor dem Hintergrund der weit verbreiteten zeitgenössischen Kritik am Fernsehen als passivem Medium wurden Videospiele sowohl in der Vermarktung als auch im Feuilleton als Antwort auf die Forderung nach interaktiven oder gar partizipatorischen Medien interpretiert – etwa indem Videospiele als Mittel zur Überbrückung von Werbepausen empfohlen wurden, mit dem man sich den Konsumappellen der Fernsehwerbung entziehen konnte. Auch als Konsumgut wurde die Spielkonsole nicht als komplett neues Medium vermarktet, sondern, wie auch zeitgleich der Videorekorder, als Aufwertung des Fernsehapparats. Dies ist ein wichtiger Befund, der auch die – aus heutiger Perspektive keineswegs selbsterklärende – spätere Mediensymbiose zwischen Heimcomputer und Fernseher (Letzterer als Monitorersatz für Ersteren) nachvollziehbar macht.

Essenziell für eine Geschichte des »Heim-« im Heimcomputer ist auch Newmans Analyse der konkreten räumlichen Verortung des Videospieles im Privathaushalt. Er setzt bei der Geschichte des »living room«, des Wohnzimmers der US-amerikanischen Mittelschicht, sowie der Rolle des »domestic play« in den Familienbildern und Erziehungsvorstellungen des 20. Jahrhunderts an, um nachzuzeichnen, wie Videospiele zunächst als »family fun« vermarktet wurden: als gemischtgeschlechtliche, generationenübergreifende Art des Spielens, parallel mit analogen Spielformen und eingebettet in die Wohnzimmerarchitektur. In der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre macht Newman jedoch eine Veränderung dieser Art der Freizeitgestaltung fest – nämlich im Sinne einer Verlagerung aus den »living rooms« in die oftmals unterirdisch gelegenen Hobbyräume, was einherging mit einer Umcodierung des Videospieles als männlich. Diesen Wandel erklärt Newman anhand mehrerer kultureller und sozialer Faktoren: zum einen mit der älteren Tradition des »boys' culture« in Spiel- und Freizeitverhalten, die stark mit Wagnis und Aggressivität besetzt war, und zum anderen mit der gleichzeitigen Tendenz in der weißen Mittelschicht, gerade Jungen nicht mehr unbeaufsichtigt draußen spielen zu lassen.<sup>40</sup> Das Videospiel passte also hervorragend in eine Situation, in der es galt, potenziell risikoreiche männliche Spielaktivitäten einzuhegen und in die eigenen vier Wände zu verlagern.

Aufschlussreich und für eine Heimcomputergeschichte essenziell sind Newmans Überlegungen zum Aufkommen der Heimcomputer als Spielgeräte. Während ab den späten 1970ern Videospieldkonsolen tatsächlich zu mikroprozessorbasierten Computern wurden, waren wiederum die ersten Heimcomputer – entgegen den »seriösen« Vermarktungsargumenten der Hersteller – der Zuschreibung ausgesetzt, bloße Spielgeräte zu sein. »These

38 Roger Silverstone, *Television and Everyday Life*, London 1994, S. 22.

39 Newman, *Atari Age*, S. 46.

40 Ebd., S. 101–107.

were changes in the identity of both video games and computers, which informed the cultural ideals inscribed in both.«<sup>41</sup>

Newmans Studie ist, wenngleich sie sich lediglich auf den US-amerikanischen Kontext beschränkt, ein wichtiger Beitrag zur unmittelbaren Vorgeschichte des Heimcomputers und derjenigen Aspekte, die auch jenseits der USA für seine Sozial- und Kulturgeschichte wichtig werden, wie Domestizierung, Einbettung in den privaten Raum und geschlechtliche Codierung seiner Nutzer.

Einen anderen, nicht über Videospiele verlaufenden Ansatz einer Geschichte der Heimcomputerisierung präsentiert der britische Technikhistoriker Tom Lean in seiner 2016 erschienenen Monografie, die sich mit Großbritannien in der ersten Hälfte der 1980er-Jahre auseinandersetzt. Diese Zeitspanne, in der das Vereinigte Königreich für kurze Zeit zu einem höchst erfolgreichen Produktionsstandort für Heimcomputer wurde, bezeichnet Lean als einen »home computer boom«, der sich nicht bloß in der Produktion und Vermarktung von Computern erschöpfte, sondern die gesamte Gesellschaft umfasste: Der Boom »was not just about computers, but a huge period of experimentation to find out what they could do.«<sup>42</sup> Dabei geht es nicht nur um die Experimentierfreude der ersten Computerfreaks: Lean zeichnet durch das Prisma der Computerbegeisterung ein Panorama der britischen Gesellschaft in der Frühphase des thatcherschen Neoliberalismus, mitsamt den unterschiedlichen Interessen und Erwartungen, die Politik und Öffentlichkeit in das neue technische Medium projizierten. So waren Heimcomputer für die staatlichen Bildungsinstitutionen Motoren der digitalen Alphabetisierung; für Thatcher und ihre politischen Weggefährten waren sie Sinnbild und Vehikel für individuelles Unternehmertum und britischen Erfindungsgeist, »a way to remake the British economy and workforce«<sup>43</sup>; zugleich standen Heimcomputer in der Wahrnehmung technikbegeisterter Jugendlicher und Erwachsener für neue Arten von Kreativität.

Um die Populärgeschichte des Computers in den 1980er-Jahren zu historisieren, setzt Lean zum einen an der britischen Entwicklung von Großrechnern in den 1940er-Jahren an, zugleich aber auch an der medialen Repräsentation von Computern und den entsprechenden gesellschaftlichen Debatten in der Nachkriegszeit. So kann er aufzeigen, dass die Computerbegeisterung der 1980er-Jahre nicht aus dem Nichts auftauchte, sondern auf jahrzehntelangen Diskussionen sowohl um Bedrohung als auch um Zukunftsversprechen von Computern aufbaute. Zugleich zeichnet Lean die Entstehung von Bastler-Milieus nach, die in den 1970er-Jahren um die britischen Universitätsstädte herum aufkamen – unabhängig von den strukturell ähnlichen Milieus in den USA, jedoch zugleich in stetem Austausch mit ihnen. Dort entstanden die ersten britischen Ansätze, Computer für den persönlichen Gebrauch herzustellen – und dort sollten dann auch wenige Jahre später die britischen Heimcomputerhersteller, allen voran Sinclair und Amstrad, ihren Sitz einnehmen. Weil die vorangegangenen britischen Debatten – vielleicht noch stärker als in den USA – Computereinsatz mit »Big Business« und »Big Government« assoziierten, hatte die Idee, den Computer in private Hände zu geben und so ein Stück Autonomie wiederherzustellen, »a distinctively countercultural appeal«.<sup>44</sup>

Dass eine solche »counterculture« in eine veritable Industrie mündete, ist für die Computergeschichte nicht ungewöhnlich. Das Besondere an der britischen Entwicklung war, dass der Anfang der massenindustriellen Fertigung von Heimcomputern mit der massiven sozialen und politischen Bruchstelle, die die Regierungszeit Thatchers darstellte, zusammenfiel. Bekanntlich war Thatchers Regierungspolitik von auf den ersten Blick gegenläufigen Ten-

41 Ebd., S. 121.

42 Tom Lean, *Electronic Dreams. How 1980s Britain Learned to Love the Computer*, Bloomsbury Sigma, London 2016, 287 S., geb., 16,99 £, S. 8.

43 Ebd., S. 7.

44 Ebd., S. 39.

denzen geprägt: radikaler Abbau staatlicher Infrastrukturen und Verherrlichung des Privatunternehmertums bei gleichzeitigen massiven staatlich koordinierten Anstrengungen für das Erreichen bestimmter Ziele; ein Bruch mit politischen Traditionen bei gleichzeitig ausgeprägtem Wertkonservatismus und Standortnationalismus.<sup>45</sup> Der massenproduzierte britische Heimcomputer konnte all diese Facetten verkörpern. Er galt als Triumph des Privatunternehmertums und zudem (mit dem 1983 in den Adelsstand versetzten exzentrischen Erfinder Clive Sinclair) als Verkörperung eines spezifisch britischen Unternehmensgeists.<sup>46</sup> Auch für ein anderes zentrales Anliegen Thatchers, nämlich den Umbau Großbritanniens von einer Industrie- zu einer Dienstleistungsgesellschaft und der damit einhergehenden Stärkung des individuellen Konsumenten als Gegenpart zum individuellen Unternehmer<sup>47</sup>, war der Heimcomputer Sinnbild und Vehikel zugleich. Dafür ging die BBC, die bereits seit einigen Jahren Computerbildung über Fernsehshows vermittelt hatte, eine Private-Public-Partnership mit dem Sinclair-Konkurrenten Acorn ein, um 1981 einen eigenen Heimcomputer, den »BBC Micro«, auf den Markt zu bringen. Die Einbindung dieses Heimcomputers in staatliche Bildungsprojekte wiederum kurbelte den Verkauf von Rechnern an: »manufacturers presented their machines as important for children's futures, almost emotionally blackmailing parents into buying them«.<sup>48</sup>

Bis Ende 1983 waren in Großbritannien zwischen 1,1 und 1,8 Millionen Heimcomputer über die Ladentheke gegangen. Das Land hatte damit die höchste Heimcomputerdichte der Welt, was die Konservativen gerne als Erfolgsbeweis ihrer Politik in Anspruch nahmen.<sup>49</sup> Viel wichtiger als die politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen sind für Lean jedoch die alltags- und konsumgeschichtlichen Facetten des britischen Computerbooms. Wie sind der riesige Absatz und die nicht minder große mediale und alltägliche Präsenz der Maschinen, von denen noch niemand so richtig wusste, wozu sie gut sein sollten, zu erklären? Hier schlägt Lean den Bogen zu den in der britischen Gesellschaft grassierenden Ängsten, die bereits ab Mitte der 1970er-Jahre, noch vor der Wahl Thatchers, einsetzen: einerseits die Angst um die zunehmend schwache internationale Konkurrenzfähigkeit der britischen Wirtschaft, andererseits die mindestens ebenso alte Sorge um das Überflüssigwerden des einzelnen Arbeitnehmers durch die voranschreitende Automatisierung. Beides wurde adressiert von der 1978 ausgestrahlten BBC-Dokumentation »Now the Chips Are Down« und dem Bestsellersachbuch von 1979, »The Mighty Micro«, die diese Ängste aufgriffen und auf den Mikroprozessor projizierten: Der Computer als Medium des Wandels, mit dem man sich auseinandersetzen müsse und der zudem von sich aus Chancen biete, diesen Wandel zu meistern.<sup>50</sup>

Der Beginn der Massenproduktion von preisgünstigen Heimcomputern fiel also just in eine Zeit, die von einer ökonomischen Krise geprägt war und deren Ausgangspunkt wie auch deren mögliche Lösung in der öffentlichen Aufmerksamkeit mit dem Computer zusammenfielen. Entsprechend war der Konsens der Produzenten und der Konsumenten darüber, wofür man Heimcomputer braucht, nur auf den ersten Blick paradox: Ein Heimcomputer war zuallererst dafür da, um mehr über Computer im Allgemeinen zu lernen.<sup>51</sup>

45 *Manfred B. Steger/Ravi K. Roy*, *Neoliberalism. A Very Short Introduction*, Oxford 2010, S. 38–49; *Thomas Biebricher*, *Neoliberalismus zur Einführung*, Hamburg 2012, S. 98–110.

46 Die standortnationalistische Genugtuung über den britischen Heimcomputer ließ sich Thatcher nicht nehmen, als sie Ende 1982 dem Premierminister Japans, das schon damals als Hort der Mikroelektronik galt, als Geschenk einen »ZX Spectrum« überreichte. Vgl. URL: <<https://www.youtube.com/watch?v=bVWnjHFHrzE>> [4.7.2019]

47 Vgl. dazu *Paul Du Gay*, *Consumption and Identity at Work*, London 1996.

48 *Lean*, *Electronic Dreams*, S. 113.

49 Ebd., S. 117.

50 Ebd., S. 28–33. Vgl. dazu auch *Sumner*, *The Meanings of Microcomputers*.

51 *Lean*, *Electronic Dreams*, S. 73–75.

Was die Nutzungsarten angeht, stand Textverarbeitung zunächst überhaupt nicht im Fokus, nicht zuletzt, weil das Eintippen von Texten mit (zumal weiblicher) Büroarbeit konnotiert war.<sup>52</sup> Dafür war das Programmieren umso wichtiger – was durch die primitiven Kommandozeilen-Interfaces der ersten Heimcomputer nahelag, denn allein schon um ein Programm zu starten, musste man eine bestimmte Syntax beherrschen. Zudem herrschte zunächst ein Mangel an kommerzieller Software, was Programmierenlernen zu einer Notwendigkeit machte. Während das Programmieren sowohl in der Großrechnerära als auch in der heutigen Zeit als hochspezialisierte, wenigen Personen vorbehaltene Tätigkeit galt (und gilt)<sup>53</sup>, galt es in dieser kurzen Zeitspanne des Heimcomputerbooms als eine »novelty«, ein modischer Zeitvertreib, der an populäre Freizeitbeschäftigungen wie das Lösen von Logikrätseln oder die Hobbyastronomie anschließen konnte. Ein von Lean befragter Zeitzeuge verglich seinen Heimcomputer mit einem virtuellen Lego-Kasten mit unendlichen Kombinationsmöglichkeiten.<sup>54</sup> Zugleich wurden die massenproduzierten Heimcomputer, allen voran diejenigen von Sinclair, in ihrem Design dezidiert als ansprechende Konsumprodukte konzipiert und hatten nichts mehr mit den ungehobelten, noch als Bausätze ausgelieferten Hobby-Mikrocomputern der 1970er-Jahre gemeinsam.<sup>55</sup>

So war der Heimcomputer das perfekte Konsumprodukt für den historischen Augenblick: ein Gerät, mit dem die Bevölkerung glaubte, die Krise meistern zu können, und das den Nutzern zugleich durch die kreativen Möglichkeiten des eigenständigen Programmierens ein Stück Agency zurückgab. Lean beschreibt die unterschiedlichen Konstellationen und Nutzungsarten der Heimcomputer, die sich in dieser Experimentierphase entwickelten: die Verflechtungen zwischen Schule und Privathaushalt infolge des Einzugs des Heimcomputers in die Bildungspolitik und -praxis; die Amateurnutzeröffentlichkeit, die sich um Heimcomputermagazine herum konstituierte; die Welt der Computerspiele zwischen Do-It-Yourself und Software-Konsum; schließlich die »cottage industry«, die sich um spärlich ausgestatteten Heimcomputer konstituierte und diejenigen Tools und Peripheriegeräte auf den Markt brachte, die einen professionellen Einsatz von Heimcomputern jenseits des puren Experimentierens ermöglichten. So gesehen war der britische Heimcomputer ein voller Erfolg im Sinne des Thatcherismus, indem er zahlreiche Mikro-Unternehmer (in beiderlei Wortsinn) hervorbrachte.

Eine ideologiekritische Auseinandersetzung mit der Thatcher-Ära findet sich bei Lean jedoch nicht, und das Fazit liest sich wie ein Lobgesang auf die durch Mikrocomputertechnologie ermöglichte *disruptive innovation*. Auch lässt die Monografie Überlegungen zu Forschungsstand, Methodik und Quellenkritik vermissen – ein Umstand jedoch, der der Umarbeitung der 2008 an der University of Manchester verteidigten Dissertation in ein für ein breiteres Publikum bestimmtes Buch geschuldet ist. Diese Umarbeitung kann man indes als sehr gelungen bezeichnen. Es ist ein Band, der sowohl von Fachhistorikern als auch von an Retro-Computergeschichte interessiertem Laienpublikum mit Gewinn gelesen werden kann. Ähnliche nationale Überblicksdarstellungen zur gesellschaftlichen Implementierung von Heimcomputern wären auch für andere westliche Industriegesellschaften höchst willkommen.<sup>56</sup>

52 Ebd.

53 Zur Geschichte der Figur des Programmierers vor dem Heimcomputerzeitalter vgl. *Gugerli*, *Der Programmierer*.

54 *Lean*, *Electronic Dreams*, S. 75.

55 Zum Designaspekt vgl. auch *Sumner*, *The Meanings of Microcomputers*, S. 310.

56 Eine Alltags- und Kulturgeschichte des Heimcomputers in Finnland liegt leider nur im Finnischen vor: *Petri Saarikoski*, *Koneen lumo. Mikrotietokoneharastus Suomessa 1970-luvulta 1990-luvun puoliväliin*, Turku 2004, URL: <<https://jyx.jyu.fi/handle/123456789/55764>> [4.7.2019]. Für erste Ansätze einer Geschichte der Heimcomputerisierung in Australien vgl. *Melanie Swalwell*, *Questions about the Usefulness of Microcomputers in 1980s Australia*, in: *Media International Australia*, 2012, Nr. 143, S. 63–77.

Ebenfalls 2016 erschien mit »Playback« von Alex Wade eine Monografie, die einen Teilaspekt des von Lean geschilderten »home computer boom« ausleuchtet. Obwohl es sich weniger um die im Untertitel versprochene »Genealogy of 1980s British Videogames« handelt, liefert das Buch viel mehr als das: Es ist eine zugleich konzise und detailreiche, an Pierre Bourdieus Feld- und Habituskonzepten geschulte Darstellung der sozialen, ökonomischen und diskursiven Strukturen rund um Computerspiele. Auch Wade verortet das Aufkommen der Heimcomputer und der entsprechenden Spielesoftware im Umbruch der britischen Gesellschaft unter Thatcher und postuliert die Unmöglichkeit, sich mit britischen Computerspielen losgelöst von ihren sozialen und politischen Kontexten auseinanderzusetzen.<sup>57</sup>

Diese Verknüpfung von Spielen, Heimcomputern und Gesellschaft gelingt Wade an gleich mehreren Schnittstellen. Zum einen ist es sein Fokus auf die »bedroom cultures«, die um den Heimcomputer herum entstehen und sowohl Freizeit als auch Arbeit tangieren: Heimcomputerbesitzer verzogen sich mit ihren Geräten in ihre Schlafzimmer, die zu Bastionen des Spielens, Bastelns und Programmierens wurden. Dies war das Setting, in dem Spiele konsumiert, kopiert und modifiziert wurden, in dem aber auch eigene Spiele entstanden und von dort aus vermarktet wurden. Wade verortet dieses Verschwimmen der Grenzen zwischen Produktion und Konsum und die Verschiebung von potenziell kommerzieller Aktivität in ein privates Setting sowohl im Entrepreneurs-Diskurs der Thatcher-Ära als auch im Kontext der Entstehung der postindustriellen Gesellschaft. Auch zeigt er die Verflechtung von informeller und formeller Ökonomie, Kreativität und Piraterie, Innovation und Imitation in der frühen Heimcomputerära – eine Verflechtung, die von medienökonomischen Studien bereits für aktuellere Beispiele von Medienumbrüchen aufgezeigt wurde.<sup>58</sup> Beide Seiten, das »copying« und das »coding«, ordnet Wade jedoch nicht nur in den Kontext der Entstehung der postindustriellen Gesellschaft ein, sondern sieht hier auch Parallelen zu präindustriellen, handwerklichen Produktionsmodi: »In effect, copying, in parallel with coding, was holistic, with the individual responsible for all segments of acquisition, (re)production and distribution. Similar to the crafts of coopering, cobbling and metalwork, [...] copying and coding is part of a genealogy of cottage industries[.]«<sup>59</sup>

Wade bleibt nicht beim »bedroom coder« stehen, sondern zeigt auf, wie im Laufe der 1980er-Jahre in Großbritannien eine ganze Industrie um Heimcomputerspiele herum entstand – jedoch nicht als monolithischer Block, sondern mit ganz unterschiedlichen Akteuren entlang der Vermarktungskette, mit jeweils unterschiedlichen Interessen. Den zunächst teilweise aus den »bedrooms« heraus operierenden Spielentwicklungsstudios standen professionelle Spielvertriebe gegenüber. Zwischen beiden Seiten bildeten sich Verhältnisse heraus, die weniger an diejenigen in der althergebrachten Softwareindustrie, sondern eher an die Beziehungen zwischen Bands und Plattenfirmen erinnerten – was, wie Wade aufzeigen kann, auch an personellen Verflechtungen und Wissenstransfers zwischen Musik- und Spieleindustrie lag.<sup>60</sup>

Anregend ist auch Wades Analyse der Computerspiele selbst, wenn er die Narrative der zeitgenössischen britischen Spiele-Kassenschlager als Kommentare zur britischen Politik deutet. Nicht nur erkoren Spiele wie »Manic Miner« (1983), »Jet Set Willy« (1984) und »Monty on the Run« (1985) Bergarbeiter zu Protagonisten (wobei letzteres sich sogar explizit um den zeitgleich stattfindenden Bergarbeiterstreik drehte), sondern in ihnen wurde auch, so Wade, der Wandel der Arbeitsverhältnisse vom Fordismus zum Postfordismus

57 Alex Wade, *Playback. A Genealogy of 1980s British Videogames*, Bloomsbury Academic, London/Oxford etc. 2016, 168 S., brosch., 28,99 £, S. 8.

58 Ramon Lobato/Julian Thomas, *The Informal Media Economy*, Cambridge 2015.

59 Wade, *Playback*, S. 71f.

60 Ebd., S. 118.



verhandelt, während etwa »Hampstead« (1983) eine satirische Auseinandersetzung mit dem thatcherschen Diskurs von individuellem sozialem Aufstieg lieferte.<sup>61</sup> Dass einige dieser Spiele von ihren Machern als subtile politische Statements gemeint waren, kann Wade überzeugend aufzeigen – die Lesarten der jugendlichen Konsumenten jedoch müssen offenbleiben. Insgesamt liefert »Playback« auf knappem Raum eine essenzielle Ergänzung zum breiten Panorama von Lean, indem Wade innerhalb des Heimcomputerbooms ein ganz bestimmtes (und zentrales) Feld präzise analysiert und in der zeitgenössischen Politik und Gesellschaft verortet.

Auch Jaroslav Švelch zieht mit »Gaming the Iron Curtain« eine Gesellschaftsgeschichte des Heimcomputers entlang des Mediums Computerspiel auf. Allerdings geht es ihm um eine völlig anders beschaffene Gesellschaft als den vorgängig besprochenen Autoren. Schauplatz seiner Monografie ist die spätsozialistische Tschechoslowakei – ein Importrestriktionen unterworfenen Land hinter dem Eisernen Vorhang, ohne kommerzielle Hardware- und Software-Distribution. Ein denkbar unwahrscheinliches Pflaster für die gesellschaftliche Durchsetzung von Heimcomputern, könnte man meinen – doch Švelchs Buch belehrt uns eines besseren und analysiert meisterhaft die Prozesse der Heimcomputerisierung und die Praktiken der User in einer Ostblock-Gesellschaft.

Švelch geht es, entgegen dem Untertitel, nicht bloß um Computerspiele als Medium: Sein Buch hat »movements and flows of computers and games« zum Gegenstand.<sup>62</sup> Der Autor grenzt sich bewusst von den bloß auf den Spielenarrativen fokussierten Ansätzen der Computerspieleforschung ab und schließt dezidiert theoretische Ansätze der Sozial- und Alltagsgeschichte in sein methodisches Arsenal mit ein. Mithilfe von Oral-History-Interviews, Materialien aus staatlichen und privaten Archiven, zeitgenössischen Publikationen und digitalen Quellen nähert sich Švelch dem Gegenstand auf vier Ebenen: Individuen, Institutionen, Hard- und Software sowie Diskurse.<sup>63</sup>

Zunächst zeichnet Švelch die sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen für Computer in der Tschechoslowakei nach. Essenziell war zum einen die »Normalisierung« nach der Niederschlagung des Prager Frühlings, die eine Befriedung der Gesellschaft durch das Versprechen des Konsums suchte. Zum anderen wurde bereits in den 1960er-Jahren im gesamten Ostblock die »wissenschaftlich-technische Revolution« ausgerufen<sup>64</sup> – sowohl als publikumswirksame Losung als auch als konkrete Handlungsanweisung, die in der Tschechoslowakei in einer Förderung der Kybernetik und einer eigenen Großrechnerproduktion mündete. Ab den 1980er-Jahren stand dann auch der Mikrocomputer im Fokus der staatlichen Technologiepolitik, und entsprechende Modelle wurden für den Schuleinsatz produziert – allerdings nicht für den Privatgebrauch, da die staatlichen Planer dort keine sinnvollen Einsatzmöglichkeiten sahen.<sup>65</sup> Teile der Bevölkerung, vor allem die technische Intelligenzija, sahen dies jedoch anders und es entstand eine akute Nachfrage nach Computern für den Heimeinsatz. Dieses Begehren wurde durch die tschechoslowakische Tradition des Do-it-Yourself und des kreativen Bastelns gespeist, das einerseits Parallelen zu ähnlichen, durch die Mangelwirtschaft bedingten Bastelkulturen in anderen Ostblock-

61 Ebd., S. 131–136.

62 Jaroslav Švelch, *Gaming the Iron Curtain. How Teenagers and Amateurs in Communist Czechoslovakia Claimed the Medium of Computer Games*, The MIT Press, Cambridge 2018, XLIII + 351 S., geb., 45,00 \$, S. XIV.

63 Ebd., S. XXXIf.

64 Für die DDR vgl. Peter Hübner, *Arbeit, Arbeiter und Technik in der DDR 1971 bis 1989. Zwischen Fordismus und digitaler Revolution*, Bonn 2014; Hubert Laitko, *Wissenschaftlich-technische Revolution: Akzente des Konzepts in Wissenschaft und Ideologie der DDR*, in: *Utopie Kreativ*, 1996, Nr. 73–74, S. 33–50.

65 Vgl. für andere Ostblockländer Danyel, *Zeitgeschichte der Informationsgesellschaft*, S. 204–208.

ländern aufwies<sup>66</sup>, andererseits vom Nationalmythos der »tschechischen goldenen Hände« geprägt war.

Folglich widmet sich Švelch der naheliegenden Frage, wie Heimcomputer, wenn sie schon nicht für den Privatgebrauch produziert wurden, ins Land gelangten. In diesem Kapitel wird deutlich, dass sich die Geschichte des Heimcomputers als genuin transnationales Artefakt nicht in einem bloß nationalstaatlichen Rahmen schreiben lässt. Der populärste Heimcomputer unter tschechoslowakischen Nutzern war der bereits erwähnte britische »ZX Spectrum«. Wenngleich er auf dem Schwarzmarkt vier bis fünf durchschnittliche Monatslöhne kostete, war er immer noch erschwinglicher als andere westliche Modelle. Zudem war er unkompliziert in Bedienung und Wartung und – ganz entscheidend – dank seiner kleinen Maße ein ideales Schmuggelgut. Bürger, die eine Reiseerlaubnis hatten, konnten zwar Heimcomputer legal einführen, dies war jedoch mit exorbitanten Importzöllen verbunden, sodass Schmuggel eine naheliegende Option war.<sup>67</sup> Eine beliebte Importroute waren dabei Staaten in Afrika und im Nahen Osten, wo Tschechoslowaken, die im Rahmen von Entwicklungshilfe und technischer Kooperation in den Regionen unterwegs waren, Heimcomputer in Flughafengeschäften erwerben konnten.<sup>68</sup> Ab 1984 schließlich, als das CoCom-Embargo gegen die Staaten des Warschauer Paktes aufgeweicht wurde, gab es nun auch westliche Heimcomputer in den staatlichen »Tuzex«-Warenhäusern zu kaufen. Zwar war der Einkauf dort das Privileg derjenigen, die im Westen arbeiteten und ihre verdienten Devisen in Bons umtauschen mussten, um sie dort einzulösen. Doch es gab auch Wege, um illegal an diese Gutscheine zu gelangen. Insgesamt gelangten auf diesen verschlungenen Wegen bis 1988 nach zeitgenössischen Schätzungen zwischen 100.000 und 150.000 ausländische Heimcomputer in das sozialistische Land.<sup>69</sup>

Was wurde nun mit diesen Computern gemacht, welche Arten von Vergemeinschaftung boten sie, wie wurden sie in den Alltag integriert? Auch hier zeigt sich die grenzübergreifende Natur des Heimcomputers, denn die Praktiken des Computergebrauchs, die Švelch offenlegt, sind jenen im Westen durchaus ähnlich – wenngleich mit osteuropäischen Spezifika. Wie im Westen waren auch hier zum einen technikaffine Bastler und zum anderen Kinder und Jugendliche die primären Nutzergruppen von Heimcomputern. Und wenn auch durch die Importrestriktionen und hohen Anschaffungspreise der Zugang zu Computern zunächst den wissenschaftlich-technischen und politischen Eliten vorbehalten war, blieb Heimcomputergebrauch schon bald nicht mehr auf diese Eliten und ihre Kinder beschränkt: Computer wurden in Clubs gemeinsam genutzt, und auch privat konnten sich Dutzende Jugendliche einen Computer teilen. Die tschechoslowakische Nutzerschaft war, so Švelch, »both a grassroots movement and an elite group«.<sup>70</sup>

Wie von Newman für die USA nachgezeichnet, beobachtet auch Švelch für die Tschechoslowakei eine Verlagerung des Heimcomputers aus den gemeinsamen Familienräumen in die privaten Räumlichkeiten der Nutzer, die Kinder- und Schlafzimmer: eine Verschiebung, die begünstigt wurde durch das Aufkommen eines weiteren neuen technischen Mediums, des portablen Fernsehapparats, der als Computermonitor diente und somit Computernutzung möglich machte, ohne den Familienfernseher zu blockieren.<sup>71</sup> Wie im Westen gehörte auch in der Tschechoslowakei das Programmieren und das Spielen – und in Konsequenz

66 Vgl. Alexey Golubev/Olga Smolyak, Making Selves through Making Things. Soviet Do-It-Yourself Culture and Practices of Late Soviet Subjectivation, in: Cahiers du monde russe 54, 2013, S. 517–541.

67 Švelch, Gaming the Iron Curtain, S. 47–49.

68 Ebd., S. 48.

69 Ebd., S. 52.

70 Ebd., S. 60.

71 Ebd., S. 53–57.

auch das Programmieren von Spielen – zu den zentralen User-Praktiken. Im Unterschied zum Westen gab es hier jedoch keine kommerziell operierende Spieleindustrie, und damit auch keine Vermarktungsstrategien oder in den Medien geführte Nutzungsdiskurse. Somit waren tschechoslowakische Computerspieler und Spieleprogrammierer viel freier darin, Spiele mit eigenem Sinn zu versehen.

Auch die Vergemeinschaftung von Computernutzern in Clubs spielte in der Tschechoslowakei eine ebenso große Rolle wie in Westeuropa oder in den USA. Ostblockspezifisch waren jedoch die institutionellen Rahmenbedingungen dieser Clubs, von denen es in den späten 1980er-Jahren über 100 gegeben hat. Sie waren eingebettet in staatliche Massenorganisationen, unter denen der »Svazarm«, eine Massenorganisation zur Unterstützung der Armee und Förderung des Patriotismus, für die Vergemeinschaftung am Heimcomputer von herausragender Bedeutung war. Die »Svazarm«-Computerclubs waren innerhalb der Organisation relativ autonom und den Staat interessierte wenig, was in ihnen vorging. Versinnbildlicht wird dies durch eine von Švelch zitierte zeitgenössische Fernsehdokumentation über »Svazarm«-Clubs: Während der Sprecher die Bedeutung der Computerclubs für eine patriotische Erziehung preist, sieht man zeitgleich im Bild Jugendliche an einem »ZX Spectrum« – denkbar unpatriotisch – ein britisches Computerspiel spielen.<sup>72</sup> Einige dieser Clubs wurden zudem zu Keimzellen der Vermarktlichung des Heimcomputerfelds, indem sie anfangen, von Mitgliedern geschriebene Software oder selbstgebaute Peripheriegeräte zu verkaufen. Dies ergab geradezu irrwitzige Konstellationen, bei der Staat, Hobby und Unternehmertum ineinander verschachtelt waren: »some of the clubs, despite being nominally ›amateur‹ communities, became quasi-startup companies enveloped within a paramilitary organisation.«<sup>73</sup>

Was für Spiele wurden in den tschechoslowakischen Kinderzimmern gespielt? Einerseits entstand relativ früh eine eigene Entwicklerszene, wobei das Text-Adventure (*textovka*), bei dem der Spielverlauf über Textkommandos gesteuert wird, zum populärsten Homebrew-Genre gehörte: zum einen, weil solche Spiele einfach zu programmieren waren, zum anderen wegen des ausgeprägt narrativen Charakters dieses Genres und der sich daraus ergebenden Möglichkeiten zu Kreativität und schließlich, weil solche Spiele durch ebendiese Narrativität und Textlastigkeit auch generationenübergreifend Anerkennung finden konnten.<sup>74</sup> Andererseits aber zirkulierten parallel zu den Eigenentwicklungen auch Kopien westlicher Spiele im Land – sowohl über informelle Kassetten-Tauschnetze als auch über rudimentäre kommerzielle Pirateriestrukturen.<sup>75</sup> In einem eigenen Kapitel, das erfolgreich Ansätze aus der Alltagsgeschichte, der Medienarchäologie und den Software Studies miteinander verknüpft, rekonstruiert Švelch den Weg eines konkreten britischen Spieletitels ins Land – vom Passieren der Blockgrenze bis zur Spielesammlung eines Zeitzeugen. Die Zirkulationswege, die der Autor sichtbar macht, verweisen auf die Unmöglichkeit, eine Geschichte digitaler Medien als Nationalgeschichte zu schreiben, und legen den Blick auf transnationale Verflechtungen innerhalb des Ostblocks offen. Die westlichen Spiele kamen selten direkt aus den Produktionsländern in die Tschechoslowakei, sondern machten Umwege über Ostblockstaaten mit laxeren Reisebestimmungen, allen voran Ungarn, Polen sowie das blockfreie Jugoslawien. Über weitverzweigte Netzwerke von Reisekadern, Hobby-Spielesammlern und kommerziell operierenden Softwarepiraten kamen die Spiele in die Hände tschechoslowakischer Jugendlicher und jede Station hinterließ im Spiel ihre Spuren. »As the games travelled across Europe, their code was modified and manipulated«<sup>76</sup> –

72 Ebd., S. 74.

73 Ebd., S. 87.

74 Ebd., S. 177.

75 Der »ZX Spectrum« nutzte Kassetten statt Disketten als Datenträger.

76 Ebd., S. 129.

sei es durch Werbeeinblendungen von Piraten und Schatten-Importeuren, sei es durch Amateur-Übersetzungen in die Landessprachen und andere Modifikationen.

Angesichts des selbst für Ostblockmaßstäbe starren und repressiven politischen Regimes in der Tschechoslowakei stellt sich naturgemäß die Frage nach den Reaktionen des Staatsapparats auf diese Formen von Kreativität und Zirkulation. Der archivgestützte Befund von Švelch ist auf den ersten Blick überraschend. Computerclubs als solche wurden – im Gegensatz etwa zur DDR<sup>77</sup> – von der Geheimpolizei nicht systematisch überwacht.<sup>78</sup> Auch waren Computerspiele kein Gegenstand staatlicher Zensur, und sogar einige explizit antikommunistische Computerspiele aus dem Westen, bei denen die tschechoslowakischen Spieler selbst davon ausgegangen waren, dass sie verboten seien, waren den Zensurbehörden in Wirklichkeit unbekannt.<sup>79</sup> Die Abwesenheit von Überwachung und Verfolgung im Heimcomputerbereich ist jedoch keineswegs einer vermeintlichen Liberalität der staatlichen Organe zuzuschreiben. Heimcomputer galten, angesichts ihrer jugendlichen Nutzerschicht und ihrer spielerischen Nutzungsarten, schlicht und ergreifend als banal und politisch irrelevant: »Because the microcomputer hobby was not considered a part of ›culture‹, it was not suspected of working with political messages.«<sup>80</sup> Entsprechend waren Computerspiele, so Švelch, »probably the least censored medium in the country because those in power did not consider them a medium«.<sup>81</sup>

Dies verlieh gerade den selbst programmierten Text-Adventures, die sich zehntausendfach und mit großer Geschwindigkeit im ganzen Land verbreiteten<sup>82</sup>, ein großes subversives Potenzial. Dieses Potenzial wurde jedoch von der tschechoslowakischen Bürgerrechtsbewegung, wie Švelch in einem Exkurs zeigt, nicht erkannt: Václav Havel etwa nutzte seinen *IBM-PC* lediglich als digitale Schreibmaschine und das oppositionelle »Samizdat Research Institute« nutzte Heimcomputer lediglich für die Handhabung analoger Medien, so etwa für die Erstellung von Zwischentiteln für politische Videokassetten oder die verschlüsselte Adressverwaltung für Abonnenten ihrer Papierpublikationen.<sup>83</sup>

Die explizit politischen Computerspiele, die in den letzten Jahren vor dem Zusammenbruch des Regimes gänzlich ohne Zutun der »erwachsenen« Dissidenten auftauchten, hatten ohnehin eine viel größere Reichweite als die »alten« oppositionellen Medien. Neben Spielen, die die triste Lebenswirklichkeit und die Regimepropaganda eher subtil aufs Korn nahmen, tauchten 1989 die ersten Spiele auf, die sich explizit gegen das Regime richteten – beispielsweise »Indiana Jones in Wencelas Square«, eine Art Demonstrations-Simulator, der sich auf die große, brutal aufgelöste Protestdemonstration in Prag im Januar 1989 bezog. Das anonym in Umlauf gebrachte und sich rasant weiterverbreitende Spiel bot dem Nutzer nicht nur an, an der Polizei virtuell Rache zu nehmen, sondern beinhaltete auch konkrete Mobilisierungsaufrufe für kommende Demonstrationen.<sup>84</sup> Indem Švelch diese »taktischen Medien«<sup>85</sup> erstmals für die historische Forschung entdeckt, bietet er Anknüpfungspunkte für eine neue, weniger elitenzentrierte Geschichte von Opposition und Samizdat

77 Denis Gießler, Videospiele in der DDR. Die Stasi spielte mit, in: Die Zeit, 21.11.2018, URL: <<https://www.zeit.de/digital/games/2018-11/videospiele-ddr-stasi-ueberwachung-gamer-szene-computer>> [4.7.2019].

78 Švelch, *Gaming the Iron Curtain*, S. 77.

79 Ebd., S. 134f.

80 Ebd., S. 77.

81 Ebd., S. 135.

82 Trotz Abwesenheit jeglicher Möglichkeiten für digitale Datenfernübertragung konnte ein Spiel über postalische und persönliche Tauschnetzwerke in wenigen Wochen von einem zum anderen Ende des Landes gelangen: ebd., S. 135f.

83 Ebd., S. 90–97.

84 Ebd., S. 204–211.

85 Ebd., S. 187.

im Ostblock. Aber auch darüber hinaus ist Švelchs Buch eine Meisterleistung. Methodisch reflektiert, mit einer breiten Quellenbasis ausgestattet<sup>86</sup> und packend geschrieben, trägt »Gaming the Iron Curtain« gleich zu mehreren Disziplinen wertvolle Impulse und Erkenntnisse bei – nicht nur zur Geschichte von Computern und Computerspielen, sondern auch zur Sozial-, Alltags- und Konsumgeschichte des Ostblocks, zur Geschichte transnationaler ökonomischer und kultureller Verflechtungen im Kalten Krieg und zu einer Politik- und Kulturgeschichte neuer Medien.

## II. DIE ENTDECKUNG DER »PERIPHERIEN«

Wie Švelch im Fazit betont, steht sein Fallbeispiel nicht bloß für eine Ostblock-Erfahrung, sondern, »more generally, [for] the *peripheral* and *marginal* experience«.<sup>87</sup> Die Geschichte des Heimcomputers spielte sich nicht nur in jenen Staaten ab, in denen die Geräte erfunden und produziert wurden, und auch nicht nur dort, wo diese vermarktet wurden. Wie Švelch andernorts festhält, waren diese Peripherien vom Gesamtverhältnis her weitaus bedeutender als die Zentren der Industrie, wenn es etwa um informelle Softwaredistribution geht: »In fact, in the 1980s, before international retail infrastructure [...] came into place, peripheries were arguably larger than centers, and much of the microcomputer world was running on pirated copies of games.«<sup>88</sup> Švelchs Buch ist zwar die erste Darstellung der Geschichte der Heimcomputer und ihrer Nutzer jenseits der nordamerikanisch-nordwesteuropäischen Kerngebiete der Industrie in Buchlänge<sup>89</sup>, er ist jedoch nicht der erste, der entsprechende Forschungsergebnisse veröffentlicht. Aufsatzpublikationen zu anderen Ostblockstaaten gab es bereits im Verlauf des letzten Jahrzehnts – etwa für Polen von Patryk Wasiak und Graeme Kirkpatrick und zur Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten von Zbigniew Stachniak.<sup>90</sup> Auch zu anderen von den internationalen Produktions- und Distributionsketten abgeschnittenen Weltregionen, wie Südeuropa und Lateinamerika, liegen vereinzelte akademische Publikationen vor.<sup>91</sup>

Zunächst einmal war es jedoch für die Forschung essenziell, den Blick überhaupt erst von den USA als Mutterland des Mikrocomputers wegzulenken, um Europa in den Fokus

86 Zahlreiche seiner Quellen stellt der Autor auf seiner Homepage zur Verfügung, URL: <<http://ironcurtain.svelch.com/>> [4.7.2019].

87 Švelch, *Gaming the Iron Curtain*, S. 221.

88 Ebd., S. 152. Vgl. dazu auch für den Kontext der informellen Softwarezirkulation: *Gleb J. Albert*, Subkultur, Piraterie und neue Märkte. Die transnationale Zirkulation von Heimcomputersoftware, 1986–1995, in: *Bösch*, *Wege in die digitale Gesellschaft*, S. 274–299.

89 Allenfalls wäre noch Jens Schröders kursorische Geschichte der Computerspiele in der DDR zu erwähnen: *Jens Schröder*, *Auferstanden aus Platinen. Die Kulturgeschichte der Computer- und Videospiele unter besonderer Berücksichtigung der ehemaligen DDR*, Stuttgart 2010.

90 *Patryk Wasiak*, *Dropping Out of Socialism with the Commodore 64. Polish Youth, Home Computers, and Social Identities*, in: *Juliane Fürst/Josie McLellan* (Hrsg.), *Dropping Out of Socialism. The Creation of Alternative Spheres in the Soviet Bloc*, Lanham 2016, S. 157–176; *Graeme Kirkpatrick*, *Meritums, Spectrums and Narrative Memories of »Pre-Virtual« Computing in Cold War Europe*, in: *The Sociological Review* 55, 2007, S. 227–250; *Zbigniew Stachniak*, *Red Clones. The Soviet Computer Hobby Movement of the 1980s*, in: *IEEE Annals of the History of Computing* 37, 2015, H. 1, S. 12–23.

91 *Theodoros Lekkas*, *Software Piracy. Not Necessarily Evil – or, Its Role in Software Development in Greece*, in: *Stathis Arapostathis/Graham Dutfield* (Hrsg.), *Knowledge Management and Intellectual Property. Concepts, Actors and Practices from the Past to the Present*, Cheltenham 2013, S. 85–106; *Alessandro Grussu*, *Spectrumedia*, Roma 2012; *Eduardo Marisca Alvarez*, *Developing Game Worlds. Gaming, Technology, and Innovation in Peru*, MA thesis, Cambridge 2014.

zu nehmen. Die im vorhergehenden Abschnitt vorgestellten Publikationen sind somit bloß die Folge dieser Umfokussierung. Wegweisend dafür war der 2014 von Gerard Alberts und Ruth Oldenziel herausgegebene Sammelband »Hacking Europe«. <sup>92</sup> Das Anliegen des auf einer 2010 abgehaltenen Konferenz basierenden Bandes ist es zum einen, von einer US-zentrischen Computergeschichte wegzukommen und lokale Kontexte der Computernutzung in den Blick zu nehmen; zum anderen, die unterschiedlichen regionalen Nutzer- und Subkulturen zu fokussieren, die sich um Computer herum herausgebildet hatten. Über letztere wird weiter unten zu reden sein, was jedoch den ersten Vorsatz angeht, bietet der Band eine Fülle von Pionierstudien zu Heimcomputern in nationalen und regionalen Kontexten. Während Tom Lean hier erstmals das Thema der britischen Heimcomputerindustrie und -kultur am Beispiel des »ZX Spectrum« ausrollt, präsentiert Frank Veraarts Beitrag eine Geschichte der Mikrocomputernutzung in den Niederlanden der späten 1970er- und 1980er-Jahre. Er fokussiert die User-Clubs als Zentren der Heimcomputervergemeinschaft, vor allem den national operierenden, 1977 nach US-amerikanischem Vorbild gegründeten »Home Computer Club«, an dessen Beispiel er die innerhalb der Nutzergemeinde geführten Debatten um Spiele, Kreativität, Kommerzialisierung und Piraterie nachzeichnet. <sup>93</sup>

Vor allem aber für die »Peripherien« jenseits Westeuropas betreten einige der im Band versammelten Studien Neuland. In seinem Beitrag zu den sozialen Praktiken des Heimcomputergebrauchs im Polen der späten 1980er- und frühen 1990er-Jahre stellt Patryk Wasiak auf einer breiten Quellenbasis die sozialen, kulturellen und ökonomischen Aspekte der polnischen Heimcomputerisierung vor. Er fokussiert dabei die Mediatoren und Knotenpunkte der Heimcomputernutzung – Untergrund-Entrepreneure, Jugendclubs, Software-Flohmärkte, Privatimporteure –, die den Einzug von Computern in die polnische Gesellschaft entscheidend prägten, bis 1994 ein neues Urheberrechtsgesetz diesen informellen Ökonomien den Garaus machte. Dies sei, noch viel stärker als das Ende des Kommunismus, die entscheidende Zäsur für die polnische Heimcomputerkultur gewesen. <sup>94</sup>

Eine besondere Entwicklung hin zur Heimcomputerisierung machte das sozialistische Jugoslawien durch, die Bruno Jakić in seinem Beitrag nachzeichnet. Entgegen dem Trend in den meisten anderen Staaten, wo Computerbausätze schon in den frühen 1980er-Jahren von baufertigen Mikrocomputern abgelöst wurden, war es in Jugoslawien der Bausatz »Galaksija«, der den Heimcomputerboom auslöste. Die Schaltpläne wurden 1983 mit staatlicher Unterstützung publiziert, und über 11.000 Bastler bauten mit ihrer Hilfe ihre ersten Heimcomputer. Die Einfuhr von Computern war durch selbst auferlegte Importrestriktionen bis Mitte der 1980er-Jahre untersagt, somit bediente der Bausatz eine konkrete Nachfrage – aber sein Erfolg hatte auch damit zu tun, dass der Computer enthusiastisch von den neuen Musik- und Lifestyle-Subkulturen aufgegriffen wurde. Sich einen eigenen Computer zu bauen, war folglich nicht mit einem Eigenbrötler-Stigma behaftet, sondern geradezu hip. <sup>95</sup>

Daran, dass die Grenzziehung zwischen »Zentrum« und »Peripherie« in puncto Heimcomputer nicht notwendigerweise am Eisernen Vorhang entlang verlief, sondern sich auch in einem Nord-Süd-Gefälle manifestierte, erinnert der Beitrag von Theodoros Lekkas zur Situation in Griechenland. Dort tauchten britische und US-amerikanische Heimcomputer bereits Anfang der 1980er-Jahre auf, allerdings hielten die Hersteller den griechischen Markt für dermaßen unbedeutend, dass sie es nicht für nötig erachteten, Betriebssysteme

<sup>92</sup> *Alberts/Oldenziel*, *Hacking Europe*.

<sup>93</sup> *Frank C. A. Veraart*, *Transnational (Dis)Connection in Localizing Personal Computing in the Netherlands, 1975–1990*, in: ebd., S. 25–48.

<sup>94</sup> *Patryk Wasiak*, *Playing and Copying. Social Practices of Home Computer Users in Poland during the 1980s*, in: ebd., S. 129–150, hier: S. 129f.

<sup>95</sup> *Bruno Jakić*, *Galaxy and the New Wave. Yugoslav Computer Culture in the 1980s*, in: ebd., S. 107–128.

und Tastaturen mit griechischen Buchstaben auszustatten. Entsprechend oblag es den dortigen Usern, Umbauten und Modifikationen vorzunehmen. Computerläden und Computerzeitschriften dienten dabei nicht nur als Vermittler modifizierter Hard- und Software, sondern auch als Medien und Orte der Vergemeinschaftung.<sup>96</sup>

Die in »Hacking Europe« versammelten Länderstudien decken nur einige wenige Fallbeispiele »peripherer« Computerisierungsschauplätze ab. Spätestens gegen Anfang der 1990er-Jahre wurde der Heimcomputer jedoch zu einem wahrhaft globalen Phänomen, das unzählige nationale, regionale und lokale Nutzerkulturen hervorrief.<sup>97</sup> Doch existiert weder eine Globalgeschichte von Mikrocomputern noch Überblicksdarstellungen oder Referenzwerke. Der Historiker ist auf memoiristische Splitter im Internet angewiesen, um Anhaltspunkte etwa zur Heimcomputernutzung im Irak zwischen den Golfkriegen oder in Israel der späten 1980er-Jahre zu erhalten.<sup>98</sup>

Etwas Abhilfe verschafft hier einmal wieder der Umweg über die Game Studies: Unter der Ägide von Mark J. P. Wolf ist 2015 mit »Video Games around the World« ein globales Kompendium erschienen, das in Länderartikeln Geschichte und Gegenwart der Spieleindustrie von Argentinien bis Neuseeland, vom Iran bis Singapur nachzeichnet.<sup>99</sup> Das Vorwort des Herausgebers, in dem er die Vorbedingungen für die Entstehung nationaler Computerspieleindustrien herausarbeitet, bietet eine solide theoretische Grundlage für künftige Forschungen. Die 39 Beiträge können wiederum als erste Anlaufstellen für Historiker dienen, die zu bestimmten nationalen Entwicklungen arbeiten wollen – so zumindest die Hoffnung des Autors dieser Zeilen, die sich jedoch nicht immer erfüllt hat. Die Beiträge sind in ihrer Qualität sehr disparat und folgen keinem einheitlichen Schema. Während einige von ihnen längere historische Exkurse beinhalten, fokussieren andere wiederum bloß die Gegenwart der jeweiligen nationalen Spieleindustrie. Während einige Beiträge Computerspiele in ihrer gesamten Bandbreite umfassen, haben andere (wie etwa der Beitrag zur Schweiz) einen sehr engen Begriff von »video games« und verstehen darunter nur Produkte für Spielkonsolen, was die Beiträge für eine Heimcomputergeschichte unergiebig macht. Hinzu kommt der Umstand, dass kaum Historiker und nur wenige Medienwissenschaftler zu den Autoren gehören, dafür umso mehr Industrieprotagonisten. In einzelnen Fällen sind ihre Beiträge für Historiker durchaus ergiebig – etwa der Text des Computerjournalismus-Veteranen Tamás Beregi, der aus Zeitzeugenperspektive Einblicke in Heimcomputerkulturen im spätsozialistischen Ungarn liefert. Doch viele Beiträge leiden darunter, dass ihre Autoren die historische Forschung, die zu den jeweiligen Ländern bereits geleistet wurde, nicht kennen. So ignoriert etwa der Beitrag zu Peru die Arbeiten von Eduardo Marisca Alvarez, während derjenige zu Polen die umfangreichen Vorarbeiten von Patryk Wasiak links liegen lässt. Insgesamt ist der Band zwar ein wichtiges Kompendium für die Selbstverortung der globalen Spieleindustrie und ihrer Protagonisten, aber als Anlaufpunkt zur Erforschung der globalen Mikrocomputergeschichte taugt er nur begrenzt.

Ohnehin kann eine solche Erforschung nicht im strikt nationalen Rahmen erfolgen, sondern muss – wie Švelch prägnant demonstriert – stets auch die transnationalen Verflechtungen im Blick haben. Ein außergewöhnliches Beispiel dafür, wie dies vonstattengehen

96 *Theodoros Lekkas*, *Legal Pirate Ltd. Home Computing Cultures in Early 1980s Greece*, in: ebd., S. 73–103.

97 *Albert*, *Subkultur, Piraterie und neue Märkte*.

98 *Michal*, *Amiga had 70 % Share in 1990 in Iraq in Our Exclusive Mados Interview*, in: *Amitopia*, 13.10.2017, URL: <<https://amitopia.com/amiga-had-70-share-in-1990-in-iraq-in-our-exclusive-mados-interview/>> [4.7.2019]; *20 Questions with Dr. J/The Gold, Hotshot, The Force, Delysid*, in: *C64.com*, 15.4.2013, URL: <<http://www.c64.com?type=3&id=255>> [4.7.2019].

99 *Mark J. P. Wolf* (Hrsg.), *Video Games around the World*, The MIT Press, Cambridge 2015, 697 S., brosch., 45,00 \$.

könnte, liefert Jarett Kobek mit »Soft & Cuddly« – ein schmales Büchlein, geschrieben von einem US-amerikanischen Bestsellerautor für einen Verlag, der sich auf Publikationen über alte Computerspiele spezialisiert.<sup>100</sup> Wenn auch ganz klar außerhalb der Wissenschaft verortet (wenn auch mit nachvollziehbaren Quellenbelegen), demonstriert Kobek, wie eine akademische Geschichte transnationaler Verflechtungen im Heimcomputerzeitalter geschrieben werden könnte. Er erzählt die Geschichte des titelgebenden, weitgehend vergessenen britischen Horror-Computerspiels von 1987 als weltumspannende Transfergeschichte, in der Politik, Alltag, Ökonomie und Subkultur miteinander verflochten sind: vom Aufkommen des »ZX Spectrum« im Thatcher-Großbritannien, dem Entrepreneursgeist jugendlicher Spieleprogrammierer, den Einflüssen der zeitgenössischen Popkultur auf die Spielgestaltung, den frühen, in zahlreichen Ländern geführten Debatten um »Killerspiele« bis hin zur Zirkulation jenes Spiels in Osteuropa, wo lokale Software-Dealer und Spiele-Enthusiasten das Game modifizierten und mit neuen Interpretationen versahen. Aus der publizistischen Retro-Nische kommend, führt »Soft & Cuddly« sowohl den transnationalen Charakter als auch die gesellschaftliche und politische Verortung der Phänomene »Heimcomputer« und »Computerspiel« dem Leser anschaulicher vor Augen als viele akademische Werke.

### III. HEIMCOMPUTER-COMMUNITIES UND NUTZERÖFFENTLICHKEITEN

Wie bis hierhin deutlich geworden sein dürfte: Der Heimcomputer zog nicht einfach nur als neues Konsumobjekt in die Gesellschaft ein. Er stiftete Vergemeinschaftung. Um ihn herum entstanden Nutzerkulturen und -öffentlichkeiten – stratifiziert nach Plattformen, Nutzungsarten, Generationen. Manche davon waren professionelle Nutzergemeinschaften, andere wiederum verstanden sich als Amateur-Communities, andere schließlich agierten als sich von anderen Nutzern abgrenzende Subkulturen mit eigenen Werten, Normen und Praktiken.

Zunächst einmal war die Computerplattform – also diejenige Assemblage aus Hardware und Betriebssystem, für die man sich als Nutzer beim Kauf des Computers entschieden hatte – das primäre Merkmal der Ausdifferenzierung von Computernutzern. Um Computerplattformen herum entstand das, was Patryk Wasiak in Anlehnung an Albert Muniz und Thomas O’Guinn »brand communities« nennt: Vergemeinschaftung um eine Marke herum.<sup>101</sup> Bei Anhängern einer Computerplattform war jedoch mehr Einsatz im Spiel als etwa bei Verehrern einer bestimmten Modemarke. Die Entscheidung für ein bestimmtes Computermodell war zumeist exklusiv (weil sich kaum jemand mehrere Computer unterschiedlicher Hersteller leisten konnte oder wollte) und bedingte auch die sozialen Kontakte, die um Computernutzung entstanden, da der Austausch von Wissen und Software nur unter Besitzern des gleichen Computermodells möglich war. Daher war die Bindung von Nutzern an »ihren« Computertyp zumeist stark ausgeprägt und Plattform-Rivalitäten wurden zuweilen recht aggressiv ausgetragen, etwa in Leserbriefen an die Fachpresse, wie Petri Saarikoski und Markku Reunanen am finnischen Beispiel analysieren.<sup>102</sup> Entsprechend waren Computerclubs und Nutzermagazine oftmals auch entlang einzelner Plattformen stratifiziert.

Die Plattformzugehörigkeit war also das primäre strukturierende Element der Vergemeinschaftung rund um Heimcomputer. Auf Grund dessen liegt in den eingangs erwähnten

100 Jarett Kobek, *Soft & Cuddly*, Boss Fight Books, Los Angeles 2016, 192 S., brosch., 14,95 \$.

101 Wasiak, *Dropping Out of Socialism*, S. 167–168.

102 Petri Saarikoski/Markku Reunanen, *Great Northern Machine Wars. Rivalry between User Groups in Finland*, in: *IEEE Annals of the History of Computing* 36, 2014, H. 2, S. 16–26.



Platform Studies ein Potenzial, solche Gemeinschaften für die historische Forschung greifbar zu machen. Schließlich setzt sich diese medienwissenschaftliche Denkschule zum Ziel, nicht bloß die technische Seite einer Plattform, sondern auch ihre kulturellen und sozialen Kontexte in die Analyse mit einzubeziehen. Dies ist Jimmy Maher in »The Future Was Here: The Commodore Amiga« ausgezeichnet gelungen.<sup>103</sup> Das 2012 in der »Platform-Studies«-Reihe erschienene Buch setzt sich mit der Heimcomputerbaureihe »Amiga« von Commodore auseinander, deren erstes Modell 1985 auf den Markt kam und Furore auslöste. Für bloß die Hälfte des Preises eines »Apple Macintosh« hatte der »Amiga« Multitasking, eine grafische Oberfläche, leistungsstarke Sound- und Grafik-Eigenschaften zu bieten. Der »Amiga«, den Maher als »the world's first true multimedia PC« bezeichnet<sup>104</sup>, fand dank seines Preis-Leistungs-Verhältnisses sowohl in professionellen Filmstudios als auch in zahlreichen Kinderzimmern Einsatz und verfügte bis weit in die 1990er-Jahre hinein über eine treue Nutzergemeinde. Maher liefert nicht nur eine kenntnisreiche technische Analyse der Kapazitäten und Anwendungsmöglichkeiten des »Amiga«, sondern geht auch detailliert auf die unterschiedlichen Nutzerkulturen ein. Ein ganzes Kapitel widmet der Autor der Cracker- und Demoszene, zwei Heimcomputersubkulturen, von denen noch die Rede sein wird und die sich zunächst, trotz des US-amerikanischen Ursprungs der Maschine, zunächst fast ausschließlich in Westeuropa etablierten, während der »Amiga« in seinem Herkunftsland vor allem als professionelle Maschine zur Grafik- und Videoverarbeitung wahrgenommen wurde – ein weiteres Beispiel dafür, dass Heimcomputer in unterschiedlichen regionalen Kontexten unterschiedliche Nutzungsarten herausbilden konnten.

Es gab natürlich auch Heimcomputernutzerkulturen, die plattformübergreifend beziehungsweise auf diversen Plattformen präsent waren. Die medial und unter Heimcomputernutzern auch zahlenmäßig präsenteste war wohl diejenige der Gamer, also der Computerspieler – eine Prominenz, die bis heute anhält. Während dieser Umstand immer wieder in den Gesamtdarstellungen wie auch in den memoiristischen Quellen durchscheint, bleibt eine genuin historische Auseinandersetzung mit dem Computerspieler rar. Einen wichtigen Anfang hat Graeme Kirkpatrick mit seiner 2015 erschienenen Monografie »The Formation of Gaming Culture« gemacht. Darin zeichnet er die Entstehung des britischen Gaming-Diskurses zwischen 1981 und 1995 nach und führt eine wichtige Quellengattung, die Computerspielepresse, in die Forschung ein.

Anhand einer sorgfältigen Analyse der vier populärsten britischen Spielezeitschriften liefert Kirkpatrick einen essenziellen Beitrag zur Wissens- und Diskursgeschichte eines nach wie vor aktuellen Phänomens. Er zeichnet nach, wie im Verlauf der ersten Hälfte der 1980er-Jahre das Spielen zu einer eigenen Praktik des Computergebrauchs und das Spiel zu einer für sich stehenden Softwareart wurde, für die sich eigene, von anderen Softwaregattungen abweichende Bewertungskriterien etablierten. Wurden Spiele zunächst als gewöhnliche Programme gesehen und nach der Komplexität ihrer Programmierung beurteilt, kam gegen Mitte der 1980er-Jahre die Beurteilungskategorie des »Gameplay« auf, also der »Spielbarkeit«, die, so Kirkpatrick, das Spielen überhaupt erst als eine autonome kulturelle Praxis etablierte. Dies geschah zugleich mit der diskursiven Verschmelzung des Spielers mit der Spielfigur: War Anfang der 1980er-Jahre noch von »your character« oder Ähnlichem die Rede, gingen Spielrezensionen bald dazu über, von »you« zu sprechen und damit Spieler und Spielfigur in eins zu setzen.<sup>105</sup> Auch für ein weiteres gegenwärtiges Phänomen, die männliche Überpräsenz in der Gamerszene und die immer wieder thematisierte Misogynie sowohl in den einschlägigen Kommunikationsforen als auch in den Frauen-

103 Jimmy Maher, *The Future Was Here. The Commodore Amiga*, Cambridge 2012.

104 Ebd., S. 5.

105 Graeme Kirkpatrick, *The Formation of Gaming Culture*. UK Gaming Magazines, 1981–1995, Palgrave Macmillan, Basingstoke 2015, X + 139 S., geb., 49,99 £, S. 67f.

darstellungen der Spiele selbst, liefert Kirkpatrick eine historische Genealogie. Während Gaming in Presse und Werbung zunächst als geschlechtsinklusive Freizeitbeschäftigung markiert wurde, wurde sie gegen Mitte der 1980er-Jahre zunehmend männlich codiert, mit den entsprechenden Konsequenzen sowohl im Spieldiskurs der Computerzeitschriften als auch in der Ästhetik der Spiele: Spielertugenden waren nun als »männlich« definiert, während weibliche Spielecharaktere die Phantasie pubertierender männlicher Jugendlicher zu befriedigen hatten. In der Folge, so Kirkpatrick, war der Spieldiskurs bereits gegen 1988 »firmly colonized [...] by an aggressive masculinity«.<sup>106</sup> Den Grund für diese Verschiebung sieht Kirkpatrick indes in den Bestrebungen der Spieleindustrie, die Absatzzielgruppe zu homogenisieren, um Absatzrisiken zu minimieren.<sup>107</sup>

In solchen Erklärungen offenbaren sich die grundsätzlichen theoretischen und methodischen Probleme von Kirkpatricks Ansatz. Zwar hilft seine Monografie, Spielerstrukturen und -Diskurse der Gegenwart zu historisieren und besser zu verstehen. Insofern handelt es sich um eine verdienstvolle Pionierarbeit zur Computerspielgeschichte, an der die zukünftige Forschung nicht vorbeigehen können wird. Allerdings krankt seine Darstellung, wie viele Diskursgeschichten, an einer Abwesenheit historischer Akteure. Er nimmt zwar explizit Bezug auf Bourdieus Feld- und Habituskonzept, doch dies setzt eine Analyse von Akteuren und ihren Praktiken voraus. Praxistheoretische Ansätze sind wiederum, wie Thomas Welskopp festhält, »gegen Vorstellungen von »Diskursen« als Wissens- und Beobachtungssystemen [...], die außerhalb und vor den Akteuren liegen, notorisch misstrauisch [...]«.<sup>108</sup> Indem Kirkpatrick bei ebenjenen Diskursen verbleibt, bekommt er die Akteure nicht zu fassen – zuallererst diejenigen hinter den Zeitschriften selbst. Wer schrieb die Beiträge, die den Gamer-Diskurs prägten? Änderte sich die Zusammensetzung der Redaktionen im Verlauf der 1980er-Jahre? Kirkpatrick erwähnt zwar beiläufig die Präsenz von jugendlichen Amateuren in den Redaktionen<sup>109</sup>, bezieht diesen Umstand jedoch nicht in seine Analyse mit ein. Wäre es nicht zumindest denkbar, dass der »Gamer« in den Zeitschriften allem voran deswegen als männlicher Teenager codiert wurde, weil der Diskurs zunehmend von ebenjenen männlichen Teenagern produziert wurde, die in den frühen 1980er-Jahren mit Spielen sozialisiert worden waren und nun, gegen Mitte des Jahrzehnts, alt genug waren, um als freie Mitarbeiter in den bislang von Erwachsenen geführten Spielezeitschriften mitzuschreiben?

Auch die »Industrie« bleibt bei Kirkpatrick amorph. Die Rolle der Zeitschriften hat ihm zufolge darin gelegen, »the kinds of consumers that were needed by the industry« zu formen.<sup>110</sup> Waren die Zeitschriften somit lediglich das Sprachrohr der Spieleindustrie? Auf das konkrete Verhältnis zwischen Redaktionen und Spielefirmen geht Kirkpatrick jedoch nicht ein – auch wenn es dazu bestimmt einiges zu sagen gäbe, etwa bezüglich des Abhängigkeitsverhältnisses von Zeitschriften zu den Spielefirmen als Werbekunden, aber auch zur gegenläufigen Abhängigkeit der Industrie von den Zeitschriften als Rezensionemedien.<sup>111</sup> Die Strukturen und Akteure der Industrie interessieren Kirkpatrick indes genauso wenig wie diejenigen der Zeitschriftenredaktionen. Sein (Kultur-)Industriebegriff

106 Ebd., S. 118.

107 Ebd., S. 123.

108 *Thomas Welskopp*, Sprache und Kommunikation in praxistheoretischen Geschichtsansätzen, in: *ders.*, Unternehmen Praxisgeschichte. Historische Perspektiven auf Kapitalismus, Arbeit und Klassengesellschaft, Tübingen 2014, S. 105–131, hier: S. 112f.

109 *Kirkpatrick*, *The Formation of Gaming Culture*, S. 48.

110 Ebd., S. 91.

111 Zum hohen Grad von Informalität in der britischen Spieleindustrie einerseits und dem jungen Durchschnittsalter der Redakteure der Spielezeitschriften andererseits vgl. *Chris Wilkins/Roger M. Kean*, *The Story of U.S. Gold. A Very American*, British Software House, Kenilworth 2015, S. 46f.

ist von einer kulturpessimistischen Lesart der Kritischen Theorie geprägt, wie in seiner älteren Monografie zur »Sozialtheorie des Mikrocomputers« deutlich wird: Das Computerspiel trug seiner Interpretation nach entscheidend dazu bei, das ursprünglich emanzipatorische Projekt Mikrocomputer zum Apparat gedankenlosen Vergnügens zu wenden, mit dem Computerspieler als »ideal consumer«. <sup>112</sup> Ob dieses Bild historisch tragfähig ist, ist nicht nur angesichts der Blindstellen in Kirkpatrick's Spielezeitschriftengeschichte, sondern auch in Anbetracht der Forschungsergebnisse etwa von Wade und Švelch mehr als fraglich. Auch ob die Zeitschriften als Kronzeugen und Motoren dieser Verfallsgeschichte taugen, muss mangels einer Analyse der Produktionsbedingungen dieser Medien offenbleiben.

Einen ergebnisoffeneren und weniger deterministischen Blick auf Computerzeitschriften als Medien der Heimcomputeröffentlichkeit bietet die 2017 verteidigte Dissertation von Marina Metzmacher. <sup>113</sup> Es gelingt der Autorin am westdeutschen Beispiel, Computerzeitschriften nicht bloß als Trägermedien von Diskursen, sondern als eigenständige Akteure im Spannungsverhältnis von Nutzern und Industrie sichtbar zu machen. Wie Kirkpatrick arbeitet auch Metzmacher, mangels überlieferter Redaktionsarchive, weitgehend mit den Zeitschriften selbst, doch gelingt es ihr, gerade auch unter Einbezug interaktiver Elemente wie Leserbriefspalten oder Leserwettbewerbe, die Rolle der Zeitschriften als Medien der Vergemeinschaftung von Computernutzern sichtbar zu machen, als Plattformen für Wissenszirkulation und Kompetenzerwerb. Zudem untersucht sie die Repräsentation einzelner Nutzer- und Subkulturen – auch subversiven wie den Hackern und Crackern – in den Zeitschriften und kann so aufzeigen, wie sich in der Heimcomputeröffentlichkeit Zugehörigkeit und Abgrenzung herausbildet.

#### IV. SUBVERSIVE SUBKULTUREN?

Eigensinnige, mit gesellschaftlichen Normen und Konventionen der Mediennutzung brechende Computersubkulturen waren nicht nur Auflagengaranten für die Computerpresse – sie prägten die Auseinandersetzung mit und die Wahrnehmung von Computertechnik. Hacker-Paniken, Diskussionen um amoralische Spiele, Kampagnen gegen Softwarepiraten sind aus dem öffentlichen Diskurs nicht wegzudenken, vom Aufkommen der ersten Heimcomputer bis in die heutige Zeit. Daher ist es nicht verwunderlich, dass solche als deviant gebrandmarkte (oder auch als subversiv erklärte) Computersubkulturen zunehmend auch die historische Forschung beschäftigen.

Unabhängig von den sozial- und kulturwissenschaftlichen Disputen um den Begriff der »Subkultur« im Laufe der letzten Jahrzehnte – von dem an Gramsci geschulten, auf Hege- monie und Gegenkultur fokussierten Subkulturbegriff der britischen Cultural Studies hin zur Konzeptualisierung entsprechender Phänomene als fluide, instabile »Post-Subkulturen« oder ihrer Auflösung in »Szenen« oder »Tribes« – lässt sich das Konzept für diese Computerkulturen nach wie vor fruchtbar machen. <sup>114</sup> Denn diese eigensinnigen Nutzerkulturen

112 *Graeme Kirkpatrick*, *Critical Technology. A Social Theory of Personal Computing*, Aldershot 2004, S. XI und 68ff.

113 *Marina Metzmacher*, *Das Papier der digitalen Welt. Computerzeitschriften als »Akteure« im Netzwerk von (jugendlichen) Nutzern, Hardware und Software 1980–1995*, Diss., Aachen 2017, URL: <<http://publications.rwth-aachen.de/record/709223>> [4.7.2019].

114 Zur kultur- und jugendsoziologischen Debatte um »Subkultur« vgl. u. a. *Ken Gelder*, *The Field of Subcultural Studies*, in: *ders.* (Hrsg.), *The Subcultures Reader*, London 2005, S. 1–14; *Andy Bennett*, *Youth Culture, Leisure and Lifestyle. From Subcultures to Post-Subcultures*, in: *Tony Blackshaw* (Hrsg.), *Routledge Handbook of Leisure Studies*, London/New York 2013, S. 571–583; *Ralf Vollbrecht*, *Von Subkulturen zu Lebensstilen. Jugendkulturen im Wandel*, in: SPKK (Hrsg.), *Kursbuch Jugendkultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende*, Mannheim 1997, S. 22–31.

verstanden sich einerseits oftmals als Gegenkulturen zu einer dominierenden Kultur – sei es diejenige der Mehrheit der Computernutzer, sei es die der Mehrheitsgesellschaft –, andererseits aber waren sie schlicht Subgruppen der größeren Gruppe der Computernutzer. So ist es nachvollziehbar und legitim, dass ein großer Teil der einschlägigen Forschung weiterhin – und durchaus reflektiert – mit dem Subkulturbegriff arbeitet, wenngleich der zeitgenössische Quellenbegriff überwiegend derjenige der »Szene« ist.

Die wohl spektakulärste, in den Medien präsent und mit Faszination wie Ängsten aufgeladene Computersubkultur des Heimcomputerzeitalters war die der Hacker. Kaum ein anderes computerbezogenes Thema wurde dermaßen zeitnah von den Massenmedien<sup>115</sup>, den Sozialwissenschaften<sup>116</sup>, aber auch etwa im Film aufgegriffen.<sup>117</sup> Solche filmischen Repräsentationen wiederum konnten unmittelbaren Einfluss auf Diskussionen um Computertechnologie, aber auch auf legislative Debatten Einfluss nehmen.<sup>118</sup> Der Hacker wurde zur Projektionsfläche für Ängste und Hoffnungen im Heimcomputerzeitalter, auch wenn er, streng genommen, aus einer vorangegangenen Ära stammte – der Zeit der Großrechner an den US-amerikanischen technischen Hochschulen, wo Studenten, Doktoranden und technisches Personal einen subversiven, lustbetonten Umgang mit den großen Maschinen entwickelten.

Die zeitnahe Historisierung (und Mystifizierung) des Hacker-Phänomens ist in erster Linie dem US-amerikanischen Technikjournalisten Steven Levy zu verdanken. Sein Bestseller von 1984, »Hackers: Heroes of the Computer Revolution«, der seitdem über 25 Auflagen erlebte, ist einerseits ein wertvoller, mit zahlreichen Zeitzeugeninterviews angereicherter historischer Abriss der frühen Hacker-Kultur wie auch ihrer zunehmenden Verflechtung mit der IT-Industrie.<sup>119</sup> Dass Levy allerdings diverse, in unterschiedlichen Milieus verwurzelte und nicht zeitgleich agierende Akteursgruppen wie Spiele- und Hardwareentwickler ebenfalls zu den Hackern zählte und sie zu verschiedenen Generationen der Hackerkultur erklärte, machte für die nachfolgende Forschung die Historisierung des Hacker-Phänomens nicht einfacher. In der Literatur dominiert deshalb die Tendenz, den »Hacker« weitgehend enthistorisiert als Anhänger einer bestimmten Art des eigensinnigen Umgangs mit digitaler Technologie zu lesen, wobei die spezifische Historizität der Hacker-Kultur in den Hintergrund rückt. So wollen die Herausgeber des »Hacking-Europe«-Bandes das »hacking« im Titel explizit als losgelöst von der US-amerikanischen Geschichte des Hackens verstanden wissen, sie definieren stattdessen Hacking als »users' unconventional, playful mastery and unique, outsider expertise«.<sup>120</sup> Auch der von Dominik Landwehr herausgegebene Sammelband zum Thema löst das Phänomen aus seiner historischen Verwurzelung. Die Beiträge und Interviews mit zeitgenössischen Aktivistinnen und Aktivisten loten vielmehr das Spannungsfeld zwischen eigensinnigem Technikgebrauch, politischem Protest

115 Meryl Alper, »Can Our Kids Hack It with Computers?«. Constructing Youth Hackers in Family Computing Magazines (1983–1987), in: *International Journal of Communication* 8, 2014, S. 673–698.

116 Am prominentesten bereits in den späten 1970er-Jahren durch Sherry Turkle und Joseph Weizenbaum, vgl. *Sherry Turkle*, *Die Wunschmaschine. Vom Entstehen der Computerkultur*, Reinbek bei Hamburg 1984; *Joseph Weizenbaum*, *Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft*, Frankfurt am Main 1977.

117 Anton Karl Kozlovic, *Technophobic Themes In Pre-1990 Computer Films*, in: *Science as Culture* 12, 2003, S. 341–373.

118 Stephanie R. Schulte, »The WarGames Scenario«. Regulating Teenagers and Teenaged Technology (1980–1984), in: *Television & New Media* 9, 2008, S. 487–513.

119 Steven Levy, *Hackers. Heroes of the Computer Revolution*, New York 1984.

120 Gerard Alberts/Ruth Oldenziel, Introduction: How European Players Captured the Computer and Created the Scenes, in: *dies.*, *Hacking Europe*, S. 1–22, hier: S. 3.

und Aktionskunst aus.<sup>121</sup> Lediglich der Beitrag von Claus Pias liefert eine luzide Einführung in die *Geschichte* des Hackens, die das soziale Phänomen an die technikhistorischen Bedingungen zurückbindet und auf das Paradoxon des Hackers als »Helfer jenes Wissensregimes, als dessen Herausforderer er sich verstand«, verweist: die Erkundung und Offenlegung von Schwachstellen im System trägt dazu bei, dass das System jene Lücken schließt und sich selbst perfektioniert.<sup>122</sup> Diese Ambivalenz ist nicht bloß den Hackern, sondern auch vielen anderen historischen digitalen Subkulturen zu eigen.

Die Konzeptualisierung des »Hackens« als Oberbegriff für eigensinnige Techniknutzung kann durchaus produktiv sein – etwa wenn Lekkas in seinem »Hacking-Europe«-Beitrag aufzeigt, wie der »Hacker«-Begriff in der griechischen Heimcomputeröffentlichkeit vollkommen anders konnotiert war: Hacker galten als Patrioten, die den Griechen die Nutzung von Heimcomputern in ihrer Landessprache ermöglichten. Entsprechend war das, was man in Griechenland unter »hacking« verstand, weniger »counterculture« als vielmehr »open culture«.<sup>123</sup> Doch ist es zugleich essenziell, die Hackersubkultur auch als historisches Phänomen in den Fokus zu nehmen, das in einer ganz spezifischen historischen Konstellation entstand. Die Hackersubkultur war eine konkrete soziale und politische Bewegung im Nach-1968-Kontext, geprägt von der Herrschaftskritik der 68er und sich zugleich abgrenzend von technikfeindlichen Tendenzen im »alternativen Milieu« der 1970er- und frühen 1980er-Jahre. Für die USA hat Fred Turner die produktive Verflechtung von »counterculture« und »cyberculture« in den 1970er- und 1980er-Jahren am spezifischen Beispiel des *Whole Earth Catalogue* nachgezeichnet.<sup>124</sup> Die Hackersubkultur ist dabei nur einer von Turners kollektiven Protagonisten, während die einschlägigen neueren Monografien zu Hackern in den USA ihren Gegenstand kaum historisieren.<sup>125</sup>

Auf dem Gebiet der Zeitgeschichte ist die deutsche Hackersubkultur, repräsentiert durch den 1981 gegründeten Chaos Computer Club (CCC), etwas besser erschlossen – zuerst durch die 2012 verteidigte Masterarbeit Matthias Röhrs<sup>126</sup>, dann durch die Beiträge von Kai Denker im »Hacking-Europe«-Band sowie von Julia Gül Erdogan im bereits erwähnten, am ZZF Potsdam entstandenen Sammelband zur Computerisierung der Bundesrepublik.<sup>127</sup> Denker zeichnet die Entstehung des CCC aus der technophilen Minderheit innerhalb des alternativen Milieus nach, sowie den Wandel der Wahrnehmung von Hackern in der bundesdeutschen Öffentlichkeit (von zivilgesellschaftlichen Akteuren zu gefährlichen Kriminellen) und innerhalb des alternativen Milieus selbst. Erdogans Beitrag geht noch einen Schritt weiter und präsentiert eine deutsch-deutsche Verflechtungsgeschichte der Hackersubkultur. Sie vergleicht die vom CCC geschaffenen Strukturen mit den durchaus

121 Dominik Landwehr (Hrsg.), *Hacking* (Edition Digital Culture, Bd. 2), Christoph Merian Verlag, Basel 2014, 260 S., brosch., 15,00 €.

122 Claus Pias, *Kulturgeschichte des Hackens*, in: ebd., S. 10–23, hier: S. 21.

123 Lekkas, *Legal Pirate Ltd.*, S. 78.

124 Fred Turner, *From Counterculture to Cyberculture*. Stewart Brand, the Whole Earth Network, and the Rise of Digital Utopianism, Chicago 2008.

125 Paul A. Taylor, *Hackers. Crime in the Digital Sublime*, London 1999; Douglas Thomas, *Hacker Culture*, Minneapolis 2003; E. Gabriella Coleman, *Coding Freedom. The Ethics and Aesthetics of Hacking*, Princeton University Press, Princeton 2013, 272 S., brosch., 29,95 \$.

126 Matthias Röhr, *Ursprünge und Entwicklung des Chaos Computer Clubs in den 1980er Jahren*, Masterarbeit, Hamburg 2012, URL: <<https://stummkonzert.de/wp-content/uploads/2013/09/Matthias-R%C3%B6hr-Urspr%C3%BCnge-und-Entwicklung-des-Chaos-Computer-Clubs-in-den-Achtziger-Jahren.pdf>> [4.7.2019].

127 Kai Denker, *Heroes Yet Criminals of the German Computer Revolution*, in: *Alberts/Oldenziel, Hacking Europe*, S. 167–187; Julia Gül Erdogan, *Technologie, die verbindet. Die Entstehung und Vereinigung von Hackerkulturen in Deutschland*, in: *Bösch, Wege in die digitale Gesellschaft*, S. 227–249.

eigensinnigen Amateurcomputerclubs in der DDR. Wenn auch die Akteure der Letzteren sich nicht explizit als Hacker verstanden, so teilten sie gleichwohl mit den CCC-Aktivist\*innen, wie Erdogan aufzeigt, viele Prämissen und Praktiken, was sie im Zuge der Wiedervereinigung Anschluss an den CCC finden ließ.

Die Hacker waren zwar medial stark präsent, doch es gab eine andere, dezidiert am Heimcomputer entstandene Subkultur, die weniger im Rampenlicht stand, dafür aber im Alltag jugendlicher Heimcomputernutzer umso stärker präsent war: die sogenannte Cracker-Szene. Da Software in den 1980er-Jahren ungenügend bis gar nicht urheberrechtlich geschützt war, griffen Hersteller zu technischen Selbstschutzmaßnahmen, indem sie Kopierschutzalgorithmen in ihre Produkte implementierten. Dagegen machten autodidaktische jugendliche Computerfans mobil: Sie bauten die Programme wörtlich auseinander und »knackten« den entsprechenden Programmcode, um die Software doch noch kopieren zu können. Doch damit nicht genug: Bereits in der ersten Hälfte der 1980er-Jahre konstituierte sich aus dieser Aktivität heraus eine eigene Subkultur, in der Cracker-Gruppen miteinander darum wetteiferten, die neuesten Computerspiele zu »knacken«. Um ihre »Erungenschaften« festzuhalten und das Ansehen ihrer Kollektive zu steigern, platzierten sie selbst programmierte Vorspanne, sogenannte »Intros«, vor die modifizierten Programme.<sup>128</sup> Weil sie ihre Aktivitäten, anders als die Hacker, nicht als politischen Kampf um Informationsfreiheit deklarierten, sondern vielmehr vom szeneeinternen Wettbewerb absorbiert waren, wurden ihnen keine Filme oder Romane gewidmet – aber in den zeitgenössischen Medien waren sie immer wieder Thema und unter jugendlichen Heimcomputernutzern galten sie als sagenumwobene Helden.<sup>129</sup> Zum Gegenstand historischer Forschung jenseits von memoiristischer Amateurchronik<sup>130</sup> sind Cracker erst in jüngster Zeit geworden. Während die Ökonomie und Ethik dieser Subkultur schon vorher vereinzelt adressiert worden ist<sup>131</sup>, wurde der erste dezidiert historische Aufsatz erst 2012 von Patryk Wasiak publiziert<sup>132</sup>, der sich später auch mit den transatlantischen Wissens- und Softwaretransfers innerhalb der Cracker-Szene auseinandergesetzt hat.<sup>133</sup> Eine erste Monografie, die sich aus sozial- und kulturhistorischer Perspektive mit der Cracker-Szene auseinandersetzt, wird aktuell vom Autor dieser Zeilen vorbereitet.<sup>134</sup>

Eine weitere Heimcomputersubkultur jedoch, die sich erst in der Spätphase der Heimcomputerära, in den späten 1980er-Jahren, aus der Cracker-Szene heraus entwickelt hat,

128 *Markku Reunanen/Patryk Wasiak/Daniel Botz*, Crack Intros. Piracy, Creativity and Communication, in: *International Journal of Communication*, 9, 2015, S. 798–817.

129 *Gleb J. Albert*, »Micro-Clochards« im Kaufhaus. Die Entdeckung der Computerkids in der Bundesrepublik, in: *Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte* 12, 2016, S. 63–78; *Stöcker*, Nerd Attack!

130 Als Beispiele wären zu nennen: *Denis Moschitto/Evrin Sen*, Hackerland. Das Logbuch der Szene, Köln 2001 (zuerst 1999); *Linus Walleij*, Copyright existiert nicht. Hackerkultur und Leitbild der Szene, Winnenden 2011.

131 *Alf Rehn*, The Politics of Contraband. The Honor Economies of the Warez Scene, in: *The Journal of Socio-Economics* 33, 2004, S. 359–374; *Jukka Vuorinen*, Ethical Codes in the Digital World. Comparisons of the Proprietary, the Open/Free and the Cracker System, in: *Ethics and Information Technology* 9, 2007, S. 27–38.

132 *Patryk Wasiak*, »Illegal Guys«. A History of Digital Subcultures in Europe during the 1980s, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 9, 2012, S. 257–276.

133 *Ders.*, »Amis and Euros«. Software Import and Contacts between European and American Cracking Scenes, in: *WiderScreen*, 2014, H. 1-2, URL: <<http://widerscreen.fi/numerot/2014-1-2/amis-euros-software-import-contacts-european-american-cracking-scenes/>> [4.7.2019].

134 Vgl. für vorläufige Ergebnisse *Gleb J. Albert*, Computerkids als mimetische Unternehmer. Die »Cracker-Szene« der 1980er Jahre zwischen Subkultur und Ökonomie, in: *WerkstattGeschichte* 25, 2017, H. 3, S. 49–68; *ders.*, Subkultur, Piraterie und neue Märkte.

hat bei Weitem mehr akademische Aufmerksamkeit auf sich gezogen: die sogenannte Demoszene. Innerhalb der Cracker-Szene aktive Programmierer, die für die Herstellung der »Intros« zuständig waren, fingen an, sie nicht mehr an die »geknackten« Programme zu koppeln, sondern als separate Grafikanimationen zirkulieren zu lassen: Aus »Intros« wurden »Demos« und aus einer illegalen Subkultur ein kreatives Hobby, das sich schließlich als eine Spielart digitaler Kunst etablierte und bis in die heutige Zeit existiert. Entsprechend ist es auch der künstlerische Aspekt, der die akademische Beschäftigung mit dieser Subkultur dominiert. Die erste Monografie zur Geschichte der Demoszene von Daniel Botz erschien 2011.<sup>135</sup> »Kunst, Code und Maschine«, als Dissertation 2008 verteidigt, interessiert sich für die Entwicklung der Ästhetik der audiovisuellen Produktionen der Demoszene von den 1980ern bis heute, ihre Rückbindung an die Hardware und an die szeneeinternen Strukturen und Rituale. Dabei entstand ein äußerst lesenswertes, auch mit geringerem technischem Vorwissen verständliches Buch, das für die Auseinandersetzung mit digitaler Amateurkunst ein Meilenstein bleiben wird. Allerdings interessiert sich Botz kaum für die Einbettung der Subkultur in die zeitgenössische Politik und Kultur, sodass der Ertrag für eine Geschichte des Heimcomputers über die »Szene« hinaus eher gering ist – was die Pionierleistung des Bands für die Erforschung der Demoszene keineswegs schmälern soll.

Über die ästhetischen Fragen hinauszugehen ist der Vorsatz der 2017 erschienenen Dissertation zur Demoszene von Doreen Hartmann. »Digital Art Natives« nimmt sich vor, bei der Analyse der Demoszene sowohl die Artefakte als auch die Menschen und Strukturen dahinter in den Blick zu nehmen.<sup>136</sup> Hartmann füllt mit ihrer kunstsoziologisch ausgerichteten Arbeit die Lücken, die Botzs artefakt- und ästhetikzentrierte Monografie offengelassen hat. Sie untersucht die sozialen Strukturen, innerhalb derer Demos entstehen, die Praktiken der Distribution und des Konsums dieser audiovisuellen Artefakte, den Wandel der Kriterien, anhand derer sie szeneeintern beurteilt werden, und den Umgang der kreativen Programmierer mit technologischen Limitierungen. Ein großer Teil der Arbeit widmet sich dem Paradox, dass die Demoszene faktisch eine der ersten Gemeinschaften war, die Computerkunst kreierte, sich aber zugleich seit über 30 Jahren den Strukturen und Bewertungsmechanismen des Kunstbetriebs aktiv entzieht.

Hartmanns Monografie ist eine wichtige Ergänzung zur Demoszene-Literatur und liefert, zusammen mit Botz, eine solide und erschöpfende Grundlage, um diese neuartige Subkultur sowohl von der Technologie als auch von menschlichen Strukturen und den von ihnen produzierten digitalen Artefakten her in den Blick zu bekommen. Allerdings tritt Hartmanns historische Einbettung des Gegenstands teilweise hinter die Ausführungen von Botz zurück. Zugegebenermaßen erhebt die Autorin keinen Anspruch, eine *Geschichte* der Demoszene zu schreiben – entsprechend stehen bei den Exkursen in die Vergangenheit, wenn es etwa um Hacker oder um Experimentalfilmer der 1920er-Jahre geht, weniger historische Genealogien denn formale Parallelen auf dem Plan, und dort, wo es um die historischen Wurzeln der Demoszene geht, übernimmt Hartmann teilweise die von Szeneveteranen lancierten Narrative.<sup>137</sup>

135 Daniel Botz, *Kunst, Code und Maschine. Die Ästhetik der Computer-Demoszene*, Bielefeld 2011.

136 Doreen Hartmann, *Digital Art Natives. Praktiken, Artefakte und Strukturen der Computer-Demoszene*, Kulturverlag Kadmos, Berlin 2017, 384 S., brosch., 34,80 €, S. 19–20. Eine Begleit-Homepage zum Buch mit audiovisuellen Materialien ist unter URL: <<http://digitalartnatives.de/>> [4.7.2019] abrufbar.

137 Etwa wenn es um die geografische Verteilung der Demoszene geht, wo sie die simplifizierend-essenzialistische Erklärung des Publizisten und Szeneveteranen Linus Walleij für die geringe Ausprägung dieser Subkultur in den USA übernimmt: ebd., S. 107.

Einen stärker historisch orientierten Zugang zur Demoszene verfolgt der finnische Medienhistoriker Markku Reunanen. Seine zahlreichen Aufsätze zu dem Thema kulminierten in seiner 2017 verteidigten kumulativen Dissertation.<sup>138</sup> Ausgerüstet mit Ansätzen der Mediengeschichte, der Jugendsoziologie, der Platform Studies und der Game Studies und gestützt auf eine breite Quellenbasis adressiert Reunanen bereits im Titel den historischen Wandel innerhalb der Subkultur, und das in dreifacher Hinsicht: bezogen auf das Verhältnis der Szene zur Technologie, auf den Wandel von Cracker- zur Demoszene und (wenn auch in geringerem Maße) auf das Verhältnis der Szene zu den politischen und sozialen Realien ihrer Zeit. Die fast 100-seitige Einleitung, die Reunanen den fünf bereits andernorts publizierten Aufsätzen voranstellt, setzt sich nicht nur mit grundlegenden Demoszeneforschungsfragen (Demoszene als Jugend- und Subkultur, Parallelen und Abgrenzungen zu anderen digitalen Kulturen, die Frage nach den Akteuren) auseinander, sondern ist auch ein Musterbeispiel für reflektierte Quellenkritik im digitalen Zeitalter. Die fünf Kapitel adressieren Aspekte der Demoszene, die das Thema fest in der Medien-, Technik- und Kulturgeschichte verorten, so etwa den Zusammenhang zwischen Heimcomputerisierung und jugendlicher Vergemeinschaftung. Die Analyse der »Plattform-Loyalitäten« der Heimcomputerkonsumenten und die damit verbundene Segmentierung der Subkultur bringt Jugendkultur- und Konsumgeschichte zusammen. Der (gemeinsam mit Daniel Botz und Patryk Wasiak verfasste) Beitrag zur Rolle der »Intros« als Kommunikationsmittel in der Cracker-Szene schließlich geht über die rein ästhetikzentrierte Erforschung dieser Artefakte hinaus und nimmt sie als historische Quellen zur subkulturellen Vergemeinschaftung in den Blick.

In seiner Einleitung reflektiert Reunanen unter anderem über die Herausforderung, eine Subkultur zu erforschen, deren Veteran man selbst ist. Dem Autor, der seit den frühen 1990er-Jahren als Programmierer in der Demoszene aktiv ist, gelingt dies durchaus – zumal er festhält, dass seine vermeintliche Insiderposition es ihm nicht zwangsläufig leicht gemacht habe, etwa wenn er von Zeitzeugen, die älter und länger aktiv waren als er selbst, als Außen-seiter wahrgenommen worden sei.<sup>139</sup> Ebenjene mit dem »Commodore 64« in den 1980er-Jahren sozialisierte Zeitzeugengeneration ist verstärkt dabei, ihre Erfahrungen selbst zu historisieren und dabei ihre Rolle als erste Generation der »digital natives« und Pioniere der europäischen IT-Industrie zu zementieren. Als jüngstes Beispiel kann der Interviewband »Generation 64« dienen, der von zwei Szeneveteranen herausgegeben wurde und die Erfahrungen und Lebenswege schwedischer »C64«-Nutzer präsentiert.<sup>140</sup> Der aufwendig gestaltete Band hinterlässt, wie viele solche Zeitzeugenpublikationen, einen zwiespältigen Eindruck. Einerseits ist er nicht bloß für die Geschichte digitaler Subkulturen, sondern auch generell für Einblicke in die User-Praktiken und den Alltag mit Heimcomputern eine Goldgrube. Die hier versammelten Zeitzeugenberichte machen erstmals viele Aspekte greifbar, die noch keinen Einzug in die akademische Konsum-, Sozial- und Kulturgeschichte der Heimcomputerisierung gehalten hatten. Andererseits aber zeichnet der Band eine nahtlose Erfolgsgeschichte, ein »Coming-of-Age«-Narrativ begabter Teenager, die ihre Erfahrung mit den frühen Computern genutzt haben, um als Erwachsene Karriere zu machen.<sup>141</sup>

138 *Markku Reunanen*, *Times of Change in the Demoscene. A Creative Community and Its Relationship with Technology* (Turun yliopiston julkaisu. Sarja B, 428), Turun yliopisto, Turku 2017, 163 S., URL: <<https://www.utupub.fi/handle/10024/130915>> [4.7.2019]

139 Ebd., S. 13–15.

140 *Jimmy Wilhelmsson/Kenneth Grönwall*, *Generation 64. The Story of How the Commodore 64 Inspired a Generation of Swedish Gamers*, London 2016, S. 64.

141 Für eine ähnlich gelagerte, sich auf die schwedische Originalausgabe des Bandes beziehende Kritik vgl. *Anders Carlsson*, *Generation 64. A Harmless Story about the C64 Generation?*, in: *Chipflip*, 4.10.2014, URL: <<https://chipflip.wordpress.com/2014/10/04/generation-64-a-harmless-story-about-the-c64-generation/>> [4.7.2019].



Zudem perpetuiert die Zeitzeugenauswahl einen »Eliten-Bias«, den auch Reunanen als Problem bei der Erforschung digitaler Subkulturen ausmacht:<sup>142</sup> Sämtliche der versammelten Zeitzeugen sind ehemalige Spitzenprotagonisten der Szene, während die weitaus zahlreicheren »Mitläufer« und ihre Geschichten aus diesem Narrativ herausfallen. Auch stehen die Zeitzeugen allesamt »mitten im Leben« und verweisen auf ihre dem Computerhobby zu verdankenden Erfolge, egal ob es sich um den CEO von »Spotify« oder um einen bekannten Opernsänger handelt. Erfolg in der Subkultur bedingte jedoch keineswegs eine Karriere in der IT-Industrie oder im kreativen Bereich: Meine eigenen Zeitzeugen-Interviews mit ehemaligen zentralen Protagonisten der Cracker-Szene brachten mich nicht bloß mit erfolgreichen IT-Professionals zusammen, sondern auch mit Langzeitarbeitslosen, Straßenbahnfahrern, Hausmeistern und Sparkassenbeamten. Insgesamt gilt für diesen zugegebenermaßen faszinierenden Band, was auch für andere Selbsthistorisierungsprojekte von Protagonisten sozialer Bewegungen gilt: Sie sind nicht bloß Beiträge zur Geschichte der jeweiligen Bewegung, sondern stets auch Arbeit am Selbst und an der Lebensgeschichte ihrer Autoren.

## V. KULTUREN DER VERNETZUNG

Ein Wesenszug von Heimcomputersubkulturen war das Streben nach Kommunikation und Vernetzung über Distanz, auch über die lokalen Kontexte hinaus. Zwar dominierten auch bei diesen neuartigen Subkulturen während der 1980er-Jahre noch »alte«, analoge Kommunikationsmedien wie Telefon oder Briefpost. Doch kamen in den 1980er-Jahren auch die ersten Formen von zugänglicher digitaler Kommunikation auf, und zwar über ein an die analoge Telefonleitung angeschlossenes Peripheriegerät, das analoge und digitale Signale ineinander konvertierte. Das Modem (kurz für »Modulator-Demodulator«), ursprünglich für militärische Zwecke erfunden und in den 1970er-Jahren von Bastlern für den Heimgebrauch perfektioniert, erlaubte Datenaustausch über die heimische Telefonbühse und machte damit den Weg frei für etwas, das gegenwärtig aus dem Alltag nicht mehr wegzudenken ist: Zugang zu digitaler Kommunikation für jedermann.

Dieser gegenwärtige Ist-Zustand ist nur unvollkommen historisiert worden, oder, genauer gesagt, wird seine Vorgeschichte in der allgemeinen Literatur nur verkürzt wiedergegeben. Die Darstellungen zur Geschichte des Internets fokussieren vor allem seine unmittelbaren institutionellen und technologischen Ursprünge im vom US-Militär 1969 etablierten ARPANET.<sup>143</sup> Dabei geraten sowohl die Pluralität der institutionellen Computernetze in der Großrechnerzeit als auch die verschiedenen Amateurvernetzungsarten der Heimcomputerära aus dem Blickfeld. Dieser weiße Fleck offenbart sich am deutlichsten, wenn es um die Privatisierung und Kommerzialisierung des Internets in den frühen 1990er-Jahren und die sozialen Bedingungen und Folgen dieses Prozesses geht.

Was die Vorgeschichte und den Ablauf der Privatisierung des Internets angeht, hat Shane Greenstein in seiner 2015 erschienenen Monografie eine Geschichte des globalen Netzwerks präsentiert, die ohne die ARPANET-Teleologien auskommt. In seiner Wirtschafts- und Politikgeschichte der Internetprivatisierung legt er den Schwerpunkt auf die »innovation

142 *Reunanen*, *Times of Change in the Demoscene*, S. 81.

143 *Schmitt*, *Internet im Kalten Krieg*; *Martin Warnke*, *Theorien des Internet zur Einführung*, Hamburg 2011; *Mercedes Bunz*, *Vom Speicher zum Verteiler. Die Geschichte des Internet*, Berlin 2009; *Paul Ferdinand Siegert*, *Die Geschichte der E-Mail: Erfolg und Krise eines Massenmediums*, Bielefeld 2008. Als Kritik daran vgl. bereits *Martin Campbell-Kelly/Daniel D. Garcia-Swartz*, *The History of the Internet. The Missing Narratives*, in: *Journal of Information Technology* 28, 2013, S. 18–33.

from the edges«<sup>144</sup>, die den kommerziellen Durchbruch des Internets ermöglicht habe. Dabei lenkt er den Fokus auf die unterschiedlichen – staatlichen wie kommerziellen – Akteure, die das Internet zu dem gemacht haben, was es ist, und betont die Kontingenz dieses Prozesses. Was die Anbieterseite des kommerziellen Internets angeht, liegt mit Greensteins Buch zweifellos die kompetenteste Darstellung vor – allerdings bei weitgehender Ausblendung der Nutzer. Wie kommt es, dass es bereits in den frühen 1990er-Jahren eine kritische Masse an Usern gibt, die die Vorteile digitaler Kommunikation für sich entdecken? Wie sind sie damit binnen kürzester Zeit vertraut gemacht geworden? Oder sind es Nutzer, die bereits Erfahrungen mit Datenfernübertragung sammeln konnten?

Das fehlende Puzzleteil für die rasche Ausbreitung privater Onlinekommunikation ist in der Heimcomputerära zu sehen, als die sogenannten Bulletin Board Systems (BBS), im deutschsprachigen Raum auch Mailboxen genannt, aufkamen. Das Prinzip »Bulletin Board System«, im Jahr 1978 entwickelt von zwei Mitgliedern eines US-amerikanischen Computerclubs, funktionierte wie eine elektronische Pinnwand. Ein Heimcomputer, mit einer speziellen Software versehen und per Modem an die Telefonleitung angeschlossen, fungierte als Server, der von einem Nutzer per Telefonleitung und Modem konsultiert werden konnte, um Nachrichten oder Dateien mit anderen Nutzern auszutauschen. Ein äußerst kleinteiliges und dezentralisiertes Netzwerk also – doch spätestens als einzelne BBSs die Fähigkeit erlangten, mit anderen BBSs automatisiert Nachrichten auszutauschen und so Netzwerke zu bilden, die über die Beziehung zwischen BBS und dem einzelnen Nutzer hinausgingen, wurden sie zu einem mächtigen Kommunikationsnetz. Allein in Nordamerika waren zwischen 1978 und 1998 über 90.000 solcher Systeme in Betrieb, mit Nutzerzahlen von jeweils zwischen einem Dutzend und mehreren Tausend Usern.<sup>145</sup>

Die erste systematische Geschichte dieses Phänomens präsentiert Kevin Driscoll in seiner 2014 verteidigten Dissertation. Er liefert damit die lange fehlende Auseinandersetzung mit den sozial- und kulturhistorischen Wurzeln des Internets und bringt die »forgotten histories of networked personal computing«, so der Untertitel, in die Historiografie der vernetzten Gesellschaft ein. Die im Internet frei verfügbare Dissertation, deren Umarbeitung zur Monografie in Arbeit ist, liefert eine alternative Geschichte digitaler Vernetzung jenseits großer Militär- und Forschungsnetzwerke, großer Rechner und Erfinder. Kenntnis- und detailreich zeichnet Driscoll die technischen, wirtschaftshistorischen und kulturellen Vorbedingungen digitaler Amateurvernetzung nach (die Geschichte des Telefons als populäres Kommunikationsmedium, die Zerschlagung des AT&T-Monopols, die Popularität amateurbetriebener Distanzkommunikation wie Amateurradio und CB-Funk), die dann in den späten 1970er-Jahren mit dem Aufkommen der ersten Heimcomputer zusammenfiel und das Bulletin Board System als Assemblage von neuen technischen Medien und bereits bekannten Kulturtechniken ermöglichte. Während die ersten BBS-Betreiber und -Nutzer aus dem Milieu der Amateurfunker und Computerbastler stammten, diversifizierten sich die Nutzerschichten und entsprechend auch die Anwendungsbereiche der BBS-Technologie rasch. Hardware- und Softwarefirmen nutzten BBSs als digitale Support-Hotlines; thematisch spezialisierte Mailboxen ermöglichten Diskussionen zu bestimmten Themen, zivilgesellschaftliche und politische Vernetzung oder auch die Suche nach Lebens- und Liebespartnern; Softwarepiraten und Shareware-Produzenten nutzten BBSs, um Software zu verbreiten; sogar erste Onlinespiele konnten mithilfe von Mailboxen gespielt werden.

Der Umstand, dass bei der Nutzung von Mailboxen Telefongebühren anfielen und lokale BBSs somit preiswerter zu nutzen waren, begünstigte lokale Vergemeinschaftung – sei

144 *Shane M. Greenstein*, *How the Internet Became Commercial. Innovation, Privatization, and the Birth of a New Network*, Princeton University Press, Princeton 2015, 488 S., geb., 35,00 \$, S. 10–12.

145 *Driscoll*, *Hobbyist Inter-Networking*, S. 20.

es, indem BBSs lokaler und regionaler Initiativen und soziale Bewegungen verbanden, sei es, indem Nutzer einer lokalen BBS regelmäßige informelle Treffen im nichtvirtuellen Raum abhielten. Zugleich jedoch wurden diese lokalen »Modemwelten«<sup>146</sup>, durch den bereits erwähnten automatisierten Nachrichtenaustausch zwischen den BBSs als Verbindungsknoten von Message-Netzwerken, an überregionale Zusammenhänge angebunden. Bei einer der »forgotten histories«, die Driscoll aus der Versenkung holt, spielte sich dieser lokal-überregionale Konnex in einer bedeutenden zeithistorischen Episode ab – nämlich beim Ausbruch der AIDS-Epidemie. Während in den »alten« Medien und in der Politik Panik und Desinformation herrschte, waren es die Mailboxen, mit deren Hilfe die ersten verlässlichen medizinischen Informationen über die neue Krankheit zirkulierten. Während BBSs bereits sehr früh zu virtuellen Orten schwul-lesbischer Selbstorganisation und Kontaktanbahnung geworden waren, sorgten diese Kommunikationskanäle in Zusammenarbeit mit einzelnen medizinischen Institutionen für Aufklärung: Zwischen 1985 und 1993 existierten in Nordamerika über 100 BBSs, deren einzige Aufgabe es war, Informationen über AIDS auszutauschen und den lokalen Communities verfügbar zu machen.<sup>147</sup>

Driscolls höchst reflektierte, quellenreiche und hervorragend lesbare BBS-Geschichte schließt nicht nur eine scheunentorgröße Lücke in der Geschichte digitaler Vernetzung und Kommunikation, sondern erzählt die Geschichte heimcomputergestützter Vergemeinschaftung komplett neu. Ohne freilich die technikhistorische Ebene zu vernachlässigen, lenkt Driscoll die Perspektive auf Amateure und gewöhnliche User und rekonstruiert die Heimcomputerära als wahrhafte »people's history of computing«. Einziges, wengleich angesichts des Umfangs des Gegenstands nachvollziehbares Manko ist die Beschränkung auf Nordamerika – denn Mailboxen waren ein globales Phänomen. Während es beispielsweise allein in Westberlin im Jahr 1988 circa 60 BBSs gab<sup>148</sup>, waren solche digitalen Knotenpunkte in den frühen 1990ern bereits über die ganze Welt verteilt, von Island bis Kuwait, von Neuseeland bis in die postsowjetischen Staaten.<sup>149</sup> Während diese globale »Modemwelt« in zahlreichen verstreuten Internetmemoiren präsent ist, hat die historische Forschung sie bislang links liegen lassen, sodass nur der Rückgriff auf einige wenige zeitgenössische sozial- und kulturwissenschaftliche Veröffentlichungen bleibt.<sup>150</sup> An der Geschichte der deutschen Mailboxnutzung, eng verknüpft mit der Geschichte der Hackerszene, arbeitet aktuell Matthias Röhr im Rahmen seiner Dissertation.<sup>151</sup> Es bedarf noch weiterer Länderstudien und übergreifender Synthesen, um diese verschollenen Online-Welten für die Geschichte digitaler Kommunikation wiederzuentdecken – wengleich die Quellenlage ungemain schwierig ist, denn angesichts des dezentralen Charakters des Mediums BBS können die Inhalte der meisten Mailboxen als verschollen betrachtet werden.

BBSs waren zwar ein weitverbreitetes Phänomen, jedoch nicht das einzige massenverfügbare technische Medium digitaler Vernetzung in der Heimcomputerära. Die 1980er- und

146 Ebd., S. 85.

147 Ebd., S. 345.

148 Gerd Meißner, Naziware. Auschwitz als Computerspiel, in: Jürgen Wieckmann (Hrsg.), Das Chaos Computer Buch. Hacking made in Germany, Reinbek 1988, S. 225–229, hier: S. 228.

149 Albert, Subkultur, Piraterie und neue Märkte, S. 277.

150 Thomas A. Wetzstein/Hermann Dahm/Linda Steinmetz u. a., Datenreisende. Die Kultur der Computernetze, Opladen 1995; Beatrice Tobler, Mailboxwelten. Zur unterschiedlichen Nutzung des Mediums Computermailbox, Lizentiatsarbeit, Basel 1995, URL: <<http://www.tbobler.ch/Mailboxwelten.pdf>> [4.7.2019].

151 Matthias Röhr, Home Computer on the Line. The West German BBS Scene and the Change of Telecommunications in the 1980s, in: Media in Action, 2017, H. 1, S. 115–129, URL: <<https://www001.zimt.uni-siegen.de/ojs/index.php/mia/article/view/7>> [4.7.2019]; ders., Gebremste Vernetzung. Digitale Kommunikation in der Bundesrepublik der 1970er/80er Jahre, in: Bösch, Wege in die digitale Gesellschaft, S. 250–271.

frühen 1990er-Jahre sind ebenso geprägt von unterschiedlichen digitalen Netzwerken staatlicher und kommerzieller Provenienz. Im Gegensatz zu Mailboxen handelte es sich zu meist um zentralisierte Strukturen, bei denen ein staatlicher oder kommerzieller Anbieter Online-Dienste über einen oder mehrere Server anbot, die dann von Nutzern über Modem und Telefonleitung konsultiert werden konnten. Viele von ihnen funktionierten über Videotex – ein mit dem Teletext verwandtes System, bei dem allerdings Daten in beide Richtungen gesendet werden konnten.<sup>152</sup> Die Pionierrolle in Europa nahm hierbei Großbritannien mit dem PRESTEL-Netzwerk ein, 1979 in Betrieb genommen und ursprünglich für die Benutzung mit speziell aufgerüsteten TV-Geräten konzipiert. Der PRESTEL-Dienst »Micronet 800«, lanciert 1983, war als eine Art Online-Kommunikationsplattform für Heimcomputernutzer gedacht, wo nicht nur Software heruntergeladen werden konnte, sondern auch Foren, Onlinespiele und Chats zur Verfügung standen. Bis 1991 hatte »Micronet 800« zwar nur 12.000 Nutzer, doch es war, so Tom Lean, ein revolutionäres und für die Heimcomputerisierung wichtiges Unterfangen, da es eine Art soziales Netzwerk *avant la lettre* für Computernutzer darstellte.<sup>153</sup>

Das weitaus erfolgreichste auf Videotex basierte Netzwerk war jedoch das französische Minitel. 1993, auf seinem Höhepunkt, hatte das System in Frankreich über sechs Millionen Anschlussnehmer.<sup>154</sup> Über die Geschichte von Minitel, seine technischen Bedingungen, sozialen Implikationen und kulturellen Repräsentationen liegt nun eine äußerst le senswerte Monografie von Julien Mailland und Kevin Driscoll vor. Sie untersuchen Minitel nicht bloß als ein Netzwerk, sondern als eine Plattform, als »both [...] a technical system and a cultural phenomenon«.<sup>155</sup> Dabei übernehmen die Autoren nicht das Narrativ früherer Forschungen, wonach Minitel – mit dem Internet als Gegenfolie – wegen der Zentralisierung und der staatlichen Lenkung gescheitert sei. Vielmehr sehen sie bei Minitel eine Kombination aus öffentlicher und privater Initiative, die auf ihre Weise höchst erfolgreich gewesen sei. Die Abschaltung von Minitel im Jahr 2012 (!) sei kein Scheitern eines zentralisierten staatlichen Systems, sondern lediglich »the end of a cycle in the ongoing process of media change« gewesen.<sup>156</sup> Wenngleich die Technologie rasch veraltet sei, habe es Minitel gerade aufgrund des staatlichen Engagements geschafft, zu einem wirklichen Massenmedium zu werden.<sup>157</sup>

Minitel wurde 1978 mit dem Vorsatz lanciert, das Telefonbuch in ein digitales Format zu überführen. Der Durchbruch kam jedoch erst in den 1980er-Jahren, als das staatliche Telekom-Unternehmen kostenlose User-Terminals an die Bevölkerung verteilte. Die Konsultation des digitalen Telefonbuchs war kostenfrei, die restlichen Inhalte wurden über die Nutzungszeit abgerechnet, und kommerzielle Anbieter wurden ermutigt, ihre Inhalte auf den Minitel-Servern zu platzieren und den Nutzern verfügbar zu machen. So entwickelte sich Minitel rasch von einer bloßen Videotex-Datenbank-Abfrage zu einem Ensemble von Dienstleistungen, Onlinecommunities und Kommunikationskanälen, zu einem Vorgänger

152 Zur Geschichte von Teletext und Videotex vgl. zuletzt *Hallvard Moe/Hilde van den Bulck* (Hrsg.), *Teletext in Europe. From the Analog to the Digital Era*, Göteborg 2016. Zur deutschen Variante des Teletext, dem BTX, arbeitet Hagen Schönrich, vgl. *Hagen Schönrich*, *Dissertationsvorhaben. Diskurse digitaler Vernetzung am Beispiel des Bildschirmtextes, 1977–2001*, in: *Rundfunk und Geschichte* 43, 2017, S. 64–65.

153 *Lean*, *Electronic Dreams*, Kap. 6.

154 *Julien Mailland/Kevin Driscoll*, *Minitel, Welcome to the Internet (Platform Studies)*, The MIT Press, Cambridge 2017, 240 S., geb., 35,00 \$, S. 1. In französischer Sprache ist Minitel bereits Gegenstand historischer Forschung geworden, vgl. *Valerie Schafer/Benjamin G. Thierry*, *Le Minitel. L'enfance numérique de la France*, Paris 2012.

155 *Mailland/Driscoll*, *Minitel*, S. 18.

156 Ebd., S. 153.

157 Ebd., S. 4f.

moderner Onlineplattformen.<sup>158</sup> Die Autoren zeichnen minutiös nach, welche Anwendungen, die uns heute als Neuerungen des Internetzeitalters erscheinen, bereits im Minitel-Universum präsent waren und zum Teil sehr erfolgreich operierten. Lieferservices für Lebensmittel, Onlineticketshops, E-Banking und Onlinezahlungssysteme, Chats und Kontaktbörsen – all das wurde bereits in den 1980er-Jahren von zahlreichen französischen Nutzern in Anspruch genommen.<sup>159</sup>

Minitel war nicht bloß eine Spielwiese für technisch versierte Pioniernutzer. Das Netzwerk war, bedingt durch die Kombination aus staatlicher Forcierung und kommerzieller Öffnung, in der französischen Öffentlichkeit allgegenwärtig. Durch massive Werbung für Minitel-Dienste auf allen Medienkanälen hatte, so die Autoren, praktisch jeder Franzose von der neuen Technologie wenigstens etwas gehört.<sup>160</sup> Auch die traditionellen Printmedien, die zunächst ihre Anzeigenmärkte bedroht sahen und für eine strikte Regulierung von Minitel lobbyierten, fanden sich rasch mit der neuen Technologie ab und begannen, eigene Online-Dienste anzubieten. Auch hielten sie fortwährend die hitzigen Debatten über Minitel am Leben – vor allem anlässlich der extensiven Nutzung des Netzwerks für freizügige Chats und Partnersuche. Kommerzielle Chaträume, sogenannte *messageries*, entstanden im Minitel-Netzwerk bereits sehr früh und wurden zum großen Teil für erotische Kontaktanbahnungen genutzt. Trotz einer fortwährenden Moralpanik in der Öffentlichkeit ließen die Minitel-Betreiberbehörden diese Kommunikationsräume gewähren, vor allem, da sie in dem nach Nutzungszeit abgerechneten System eine beträchtliche Einnahmequelle darstellten: Zeitweise waren die *messageries* für bis zu 50% des gesamten Minitel-Datenverkehrs verantwortlich.<sup>161</sup>

In seiner gesellschaftlichen Präsenz und Reichweite war Minitel, wie die Autoren überzeugend nachzeichnen können, verantwortlich dafür, dass viele Phänomene und gesellschaftliche Debatten, die andernorts erst im Internetzeitalter aufkamen, in Frankreich bereits viel früher präsent waren. So gesehen ist die Geschichte des Minitel diejenige einer alternativen digitalen Vernetzung, die es uns ermöglicht, entsprechende historische Vorgänge nicht bloß entlang der Geschichte der »Sieger«, nämlich des US-amerikanischen Internetmodells, zu beleuchten. Für die Geschichte des Heimcomputers bietet die Geschichte von Minitel ebenfalls großes Potenzial, auch wenn es in Driscolls und Maillands Monografie nicht vollends ausgeschöpft wird. Wie die Autoren betonen, war das Minitel-Terminal kein Computer im vollen Sinne des Wortes: Das Gerät war nicht programmierbar, hatte kein Betriebssystem und keine Speicherlaufwerke.<sup>162</sup> Die Benutzung der Terminals als Modem für Heimcomputer gehörte zu den verhältnismäßig seltenen »fringe uses« der Plattform<sup>163</sup>, abgesehen davon standen die Minitel-Geräte in keiner Beziehung zu den zeitgleich gängigen Heimcomputermodellen. Es könnte dennoch aufschlussreich sein, darüber nachzudenken, was es für die französische Gesellschaft und ihre Computerisierung bedeutet hatte, dass in zahlreichen Haushalten heimcomputerähnliche Geräte standen, mit denen man viele der Dinge machen konnte, die später von Personal Computern ausgetätigt werden sollten. Die anschauliche Verortung der Minitel-Nutzung im Privathaushalt, die Driscoll und Mailland lediglich zu Illustrationszwecken tätigen<sup>164</sup>, hätte auch systematisch in die Analyse miteinbezogen werden können, um, wie etwa Newman und Švelch in ihren Studien, Rückschlüsse auf den konkreten Ort von digitaler Technologie im Alltag

---

158 Ebd., S. 8f.

159 Ebd., S. 119ff.

160 Ebd., S. 96.

161 Ebd., S. 108.

162 Ebd., S. 30–32.

163 Ebd., S. 144f.

164 Ebd., S. 24f.

zu ziehen. Trotzdem ist das Buch ein überaus gelungener und lesenswerter Beitrag zur Technik- und Kulturgeschichte des Heimcomputerzeitalters und ein großer Schritt in Richtung der Erforschung vergangener digitaler Netzwerke der 1980er-Jahre.

## VI. FAZIT

Wie wir gesehen haben, gab es in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Publikationen, in denen der Heimcomputer als Konsum- und Gebrauchsobjekt, als technisches Artefakt und als Kommunikationsmedium in der Sozial- und Kulturgeschichte der 1980er- und frühen 1990er-Jahre etabliert wurde. Entgegen seinem Namen wie auch den zeitgenössischen Befürchtungen war der Heimcomputer kein Apparat, der seine Benutzerinnen und Benutzer in die eigenen vier Wände verbannte, kein Medium der Atomisierung und Vereinsamung: Im Gegenteil stiftete er Vergemeinschaftung. Länderübergreifend formierten sich um ihn herum Nutzeröffentlichkeiten, Subkulturen, Tauschnetze; er stand nicht nur im heimischen Zimmer, sondern in Schulen und Clubs; nicht nur in der tschechoslowakischen Mangelwirtschaft war er ein Gerät, das sich mehrere Nutzer teilen konnten. Er ermöglichte Subjektivierung, Kommunikation und Kleinunternehmertum. Der Heimcomputer der 1980er-Jahre war, wenngleich es ein wenig anachronistisch klingt, ein soziales Medium.

Es fällt auf, dass die Erforschung des Heimcomputers und seiner Nutzung von einer neuen Generation getragen wird – einer Generation, die selbst mit dem Heimcomputer aufgewachsen ist und ihn so überhaupt erst als historisches Phänomen ausmachen konnte. Dass diese neuen Beiträge über unterschiedliche Fachdisziplinen – Zeitgeschichte, Mediengeschichte, Game Studies, Software Studies – verstreut sind, könnte erklären, dass ihre Erkenntnisse in der Geschichtswissenschaft und in den zeithistorischen Überblicksdarstellungen noch nicht oder nur zaghaft wahrgenommen werden. Es ist zu hoffen, dass sich dies ändert und der Heimcomputer-Boom der 1980er-Jahre seinen verdienten Platz in der Geschichte unserer Gegenwart einnehmen wird.

Zugleich existieren noch zahlreiche Lücken, die es in der Heimcomputergeschichte zu füllen gilt. Eine prägnante Eigenschaft der hier besprochenen Werke liegt darin, dass die meisten sich auf spielerische Nutzungsformen und jugendliche Nutzerkreise konzentrieren. Dieses Bias ist gleich mehrfach erklärbar – zum einen dadurch, dass Jugendliche eine zentrale Zielgruppe der Heimcomputervermarktung waren und tatsächlich einen beträchtlichen Teil der Nutzer ausmachten, und zum anderen, weil die entsprechenden Autoren selbst als Jugendliche vom Heimcomputer geprägt waren. Doch gab es bei Weitem nicht nur jugendliche Nutzer von Heimcomputern und es wurde an den Computern auch nicht bloß gespielt. Neben dem Umstand, dass mit der Spieleindustrie eine geradezu prototypische postfordistische Branche entstanden war, hielten Personal Computer und teilweise auch Heimcomputer bald in existierenden Berufszweigen Einzug und übten nachhaltigen Einfluss auf etablierte Arbeitswelten aus. Dies geschah nicht nur im allgemeinen – und mittlerweile zunehmend gut erforschten – Kontext der Computerisierung einzelner Branchen<sup>165</sup>, sondern auch konkret mit der Einführung von Mikrocomputern, wie etwa in der Druckindustrie.<sup>166</sup> Hier ist noch weitere Forschung vonnöten, um den Gebrauch von Heim- und Personal Computern in »erwachsenen« Lebenswelten der 1980er-Jahre auszuloten. Einen Anfang hat Matthew Kirschenbaum mit seiner 2016 erschienenen Monografie »Track Changes« gemacht, in der er aus literatur- und softwarehistorischer Perspektive die Geschichte des Computers als Schreibgerät von Schriftstellerinnen und Schriftstellern

165 Für einzelne Fallstudien vgl. *Bösch*, Wege in die digitale Gesellschaft.

166 *Monika Dommann*, Umbruch am Ende der Linotype, in: Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 12, 2016, S. 219–233.

erzählt.<sup>167</sup> Das Buch liefert wichtige Anhaltspunkte nicht nur zur Computerisierung einer prominenten Berufsgruppe, sondern auch zu öffentlichen Debatten um Computergebrauch und zur Geschichte von Textverarbeitungssoftware.

Eine weitere Lücke betrifft die Wirtschafts- und Konsumgeschichte von Heimcomputern und Heimcomputersoftware. Das Thema des Computers als Konsumobjekt schwingt in den meisten Darstellungen mit – sei es, wenn es um Werbung und Zielgruppen für Heimcomputer geht, sei es, wenn etwa bei Švelch von den Schwierigkeiten die Rede ist, in einer Mangelwirtschaft einen Computer zu beschaffen. Es fehlen jedoch Studien, die gezielt einzelne Aspekte der Vermarktung, des Verkaufs und des Vertriebs dieses neuen Konsumguts beleuchten – etwa, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die Bedeutung der Kaufhäuser und ihrer Elektroabteilungen sowohl für die Vermarktung von Heimcomputern als auch als Vergemeinschaftungsorte von Computerfans.<sup>168</sup>

Zudem bietet das Heimcomputerzeitalter Stoff für innovative biografische und prosopografische Studien, die über die bislang vorliegenden, zumeist hagiografischen Darstellungen von Mikrocomputerpionieren wie Steve Jobs hinausgehen.<sup>169</sup> Der Heimcomputermarkt als neuer, von »disruptiver Innovation« geprägter Markt brachte viele Quereinsteiger und Akteure mit unkonventionellen Biografien in die Geschäftswelt. Produktiv wären sie jedoch nicht bloß als Kuriosa zu analysieren, sondern als in die Zeitgeschichte eingebettete Akteure. So wäre es sicherlich lohnenswert, den 1928 in Łódź geborenen Auschwitz-Überlebenden Jack Tramiel in den Fokus einer biografischen Studie zu nehmen – der nach seiner Befreiung als Reparaturtechniker bei der US-Armee anlernte, in den USA den Schreibmaschinenhersteller »Commodore Business Machines International« gründete, 1982 mit dem »Commodore 64« einen der populärsten Mikrocomputer aller Zeiten lancierte, um dann nur zwei Jahre später zum Hauptkonkurrenten Atari zu wechseln und dort mit dem »Atari ST« einen weiteren erfolgreichen Heimcomputer auf den Markt zu bringen.

Ein weiterer Bereich, der Potenzial für weitere Forschungen birgt, ist die Geschlechtergeschichte des Heimcomputers. Die vergessene und verdrängte Rolle von Frauen in der Frühphase der Computerisierung ist in den letzten Jahren verstärkt beleuchtet worden.<sup>170</sup> In den neueren Studien zur Heimcomputergeschichte wird zwar immer wieder der homo-soziale und fast schon männerbündische Charakter der Heimcomputernutzermilieus hervorgehoben<sup>171</sup> oder auch die Verengung der Zielgruppe von Heimcomputerspielen auf männliche Jugendliche analysiert.<sup>172</sup> Zugleich wissen wir jedoch auch von Gegenteilstendenzen – wie etwa der feministischen Diskussion um Heimcomputernutzung in Westdeutschland<sup>173</sup>, Frauen-Mailbox-Netzen in den 1990er-Jahren<sup>174</sup> oder der zeitweise recht prominenten Präsenz von Frauen in der frühen US-amerikanischen Spieleindustrie.<sup>175</sup> Es wäre lohnenswert, diese Anhaltspunkte systematisch zu verfolgen, denn es könnte einen Blick öffnen auf alternative Computernutzungs- und Vergemeinschaftungsarten jenseits männlicher

167 *Matthew G. Kirschenbaum*, *Track Changes. A Literary History of Word Processing*, Harvard University Press, Cambridge 2016, 368 S., geb., 29,95 \$.

168 Zu den Elektroabteilungen der Kaufhäuser als Vergemeinschaftungsorte jugendlicher Computerfans vgl. *Albert*, »Micro-Clochards« im Kaufhaus.

169 *Walter Isaacson*, *Steve Jobs*, New York 2011.

170 *Hicks*, *Programmed Inequality*; *Rankin*, *A People's History of Computing*.

171 Bspw. *Lean*, *Electronic Dreams*, S. 43; *Hartmann*, *Digital Art Natives*, S. 99; *Švelch*, *Gaming the Iron Curtain*, S. 78–81.

172 *Kirkpatrick*, *The Formation of Gaming Culture*, Kap. 5; *Newman*, *Atari Age*, Kap. 3.

173 *Maria Neet-Uthoff*, *Computer – ein alter Herrenhut*, in: *taz*, 25.6.1988, S. 8–9.

174 *Tobler*, *Mailboxwelten*.

175 *Laine Nooney*, *A Pedestal, A Table, A Love Letter. Archaeologies of Gender in Videogame History*, in: *Game Studies* 13, 2013, H. 2, URL: <<http://gamestudies.org/1302/articles/nooney>> [4.7.2019].

Dominanz. Ähnliches Potenzial gibt es für Heimcomputergeschichte und Queer History. Wie Driscoll in seiner Dissertation zeigt, konnten Heimcomputer und die durch sie ermöglichten Vernetzungsarten virtuelle *safe spaces* für nonkonforme Sexualitäten und Geschlechteridentitäten schaffen, und zwar lange vor dem World Wide Web.<sup>176</sup> Solche Konstellationen ließen sich mit Sicherheit auch jenseits der nordamerikanischen »Modemwelt« finden.

Darüber hinaus ist die Rolle von Mikrocomputern für die Geschichte sozialer und politischer Bewegungen beiderseits des Eisernen Vorhangs in den 1980er- und frühen 1990er-Jahren noch untererforscht. Dabei geht es nicht bloß darum, ob politische Gruppen den »Computerstaat« ablehnten oder im Gegenzug ein emanzipatorisches Potenzial in der digitalen Technologie sahen, sondern auch darum, welche Rolle das Vorhandensein handlicher Rechner für den Privatgebrauch konkret für politischen Aktivismus spielte. Die vereinzelten entsprechenden Hinweise und Fallstudien – etwa das Kapitel von Caroline Nevejan und Alexander Badenoch im »Hacking-Europe«-Band über die produktiven Kollaborationen zwischen Hackern und Hausbesetzern in Amsterdam<sup>177</sup>, Jaroslav Švelch's Exkurs über die (Nicht-)Nutzung von Heimcomputern in der tschechoslowakischen Dissidentenbewegung, die von Julia Gül Erdogan erwähnte (und zeitgenössisch kontrovers diskutierte) Sammlung von Computerspenden für Nicaragua im Rahmen der westdeutschen Solidaritätsbewegung wie auch der Schmuggel von Heimcomputern in die DDR für die Arbeit der dortigen Opposition<sup>178</sup> – all das könnten Puzzlestücke für eine neue Medien- und Technikgeschichte der globalen politischen Umbrüche der 1980er- und frühen 1990er-Jahre sein, die die Rolle von Computertechnik in Privathand auslotet und neu bewertet.

Grundsätzlich wäre es wünschenswert, im Bereich der Computergeschichte mehr vergleichende und länderübergreifende Studien publiziert zu sehen. Viele der besprochenen Werke sind nach wie vor mehr oder weniger stark von einem »methodischen Nationalismus« geprägt. Dies ist angesichts des noch jungen Forschungsfeldes und einer relativ kleinen Zahl an vorhandenen Fallstudien nachvollziehbar, dennoch ist nun die Zeit gekommen, Heimcomputer und ihre politischen, sozialen und kulturellen Kontexte über Ländergrenzen hinaus zu erforschen. So würden auch die Chancen dafür steigen, dass die Forschungserträge endlich ihren Weg in die großen Überblicksdarstellungen zur Technik-, Sozial- und Kulturgeschichte der Zeit »nach dem Boom« finden.

176 Driscoll, *Hobbyist Inter-Networking*, S. 350–364.

177 Caroline Nevejan/Alexander Badenoch, *How Amsterdam Invented the Internet. European Networks of Significance, 1980–1995*, in: *Alberts/Oldenzien, Hacking Europe*, S. 189–217.

178 Julia Gül Erdogan, *Avantgarde der Computernutzung. Hackerkulturen der Bundesrepublik und DDR*, Diss., Potsdam 2018, S. 110f., 258f.



## Summaries

*Frank Bösch*, Transnational Revolutions. The Federal Republic of Germany and the System Changes in Iran and Nicaragua

The comparative study of revolution often focused on internal preconditions and processes of revolutions based on diachronic comparison. In contrast, this article also takes into account their transnational dimension and connections between simultaneous revolutions. With the emergence of the revolutions in Iran and Nicaragua and their relations with the Federal Republic, it takes a closer look at two system changes that can also be seen as a consequence of the intensive interconnectedness of the world since the 1970s. The article will show how Nicaraguan and Iranian emigrants living in the Federal Republic contributed to internationally discrediting the two regimes and thus became key opponents in the West. They also bolstered the development of transnational networks that provided significant support during the outbreak of the revolution. Economic, political and cultural relations helped to embed the revolution globally. Economically, the importance of certain export goods (coffee and oil respectively) proved crucial, facilitating cross-border networks and attention even after the system changes. On a political level, the Cold War underpinned a competitive environment, which fostered international relations with East and West Germany while the USA became a mobilising adversary. It was precisely this anti-Americanism that proved a unifying element within the German Left. The article also discusses the transnational significance of a politicised religion that unfolded a mobilising power in both revolutions and radiated across borders.

*Willy Buschak*, »Socialism and Freedom«. How a Small Group in Mexican Exile Developed a New Understanding of Revolution during the 1940s and the Consequences for Europe

This article describes a rather rare incident within the history of the labour movement: some independent Socialists in Mexican exile met during the Second World War to come to terms with and share their experiences of the revolutions in Russia, Germany and Spain, beyond previous party political affiliations and different nationalities. They increasingly realised that traditional socialist concepts developed by Marx, Lenin, Luxemburg and others were no longer sufficient and so developed a new understanding of concepts such as revolutions, party, class and Socialism. Traditional questions such as those of the role of violence during revolutions were answered anew. Human freedom and dignity emerged as central aspects of this new socialist concept, with the unification of Europe as the precondition for its realisation. The magazine »Socialismo y libertad« (Socialism and Liberty), published from 1943 to 1945, spread these new ideas across Latin America and Europe. The article outlines the history of this publication and the figures behind it, men and women alike. It investigates the influence of these ideas on workers' organisations that newly emerged after 1945, on the European labour movement and their role within the New Left.

*Etienne Dubslaff*, East German Social Democracy and the »Peaceful Revolution«

Using the example of the Social Democratic Party of the GDR (SDP), this article investigates whether applying the – at the very least – paradoxical notion of a »peaceful revolution« serves, in an analytical manner, the historical understanding of the events between 1989 and 1990. This question is all the more relevant because neither SDP nor SPD originally used the term »revolution«: only in hindsight did the founding generation of the SDP claim to have (successfully) carried through a revolution together with the citizen movement – precisely at a time when its members were no longer key figures in the political

arena of the GDR and the FDR respectively. The contribution will analyse the development of the SDP/SPD regarding its social democratic self-understanding, enemy stereotypes, political aims, and means of political struggle and alliances with other actors in the GDR and the Federal Republic during the former's last year, in order to illuminate the historical framework of this revolutionary ethos.

*Christina Ewald*, *The Fight for Schools. Momentum and Scopes of Action during the Revolution of 1918–19 by the Example of School Policy in Hamburg*

When the sailors mutinied in November 1918 and workers' and soldiers' councils sprang up across the country, Hamburg, second largest city of the perishing Imperial Germany, was, like everyone else, swept up by the events. During the five months from November 1918 to March 1919 of being in office, the Hamburg workers' and soldiers' council not only dealt with big questions such as the restructuring of the state but also with concrete political problems of everyday life. Although school policy was not among the most pressing topics, different progressive educational currents that had already emerged during Imperial Germany sought to fight against class differences through school policies. During the period of upheaval after the First World War, ideas of a new society, that were also supposed to be mirrored in schools, reached their culmination. By taking the debates and decisions of the workers' and soldiers' council as an example, different dynamics and supposedly revolutionary practices of action can be identified. Examining the interaction between the workers' and soldiers' council with forces of inertia, but also with the council of teachers that was established during the revolutionary period, illuminates potentials, possibilities and limits that were faced by contemporaries. It simultaneously enables a clearer picture of their respective understanding of revolution. In so doing, the article answers key questions such as how revolutionary politics was done and how revolutionary the revolution of 1918–19 – at least in Hamburg – actually was.

*Andreas Fahrmeir*, *Patterns of Revolution?*

This contribution examines the question of whether there are typical patterns of revolution, based on the observation that various attempts have been made to identify these without producing reliable theories because future projections derived from previous experiences of revolution almost never occurred as predicted. The article firstly gives reasons for why revolutions rarely develop in the same vein – despite structural analogies that arise from the concept of revolution. General problems of comparability between events far apart in time, disagreement over the way of how to describe the cause and effect of specific revolutions, as well as the self-reflexivity of revolutionary actors and events play a crucial role in this respect. The second part of the contribution explains why the search for regularities of revolutionary events goes on despite these fundamental objections and how it will lead to the identification of certain, generalised patterns. This applies, for example, to the interaction of political and economic processes as well as the role of military officials or rather, more generally speaking, of officials of the previous regime.

*Jan de Graaf*, *Strikes as Revolutionary History? Probing the Potential for a Revolution in Post-1945 Europe through Wildcat Strikes*

This article probes to what extent the wildcat strike waves that swept Europe in the wake of the Second World War were a symptom of a revolutionary situation. Contrary to conventional wisdom on the topic, which tends to view these strike waves as a show of strength and unity on the part of radicalised workers, it questions the revolutionary aspirations of the postwar working class and draws attention to the profound divisions between different groups of workers. It does so by focusing upon five sets of radical and/or political demands

that have often been ascribed to the postwar working class: a root-and-branch purge of political and economic life, the unification of the trade union (and broader labour) movement, the abolition of piecework and other (individual) performance bonuses, the socialisation of industry and worker participation in industrial management, and claims for workers to have a decisive voice in the political arena. In exploring these questions in the context of five industrial regions in East and West, the article sheds fresh light on the labour movement's failure to mount a revolutionary challenge to (state) capitalist reconstruction in postwar Europe.

*Veit Groß/Julian Zimmermann, A »Revolutionary Movement« in Trecento? The Importance of Two Anachronisms for the Interpretation of the Roman Tribune Cola di Rienzo (1313–1354)*

The 1347 seizure of power by the notary Cola di Rienzo in Rome has in earlier years often been seen as a revolution without critically scrutinising the use of this term. This coup was carried out, with papal consent, by a coalition of Populares against powerful barons from the vicinity of the Eternal city. However, instead of being regarded as causing the complete upheaval of the political order, it should instead be placed in the context of a long-term transformation process. The article explores the actions of a political movement that mobilised against the power of these aristocrats according to the principle of »trial and error«, experimenting with existing resources of legitimisation. Transforming the antique heritage of the city into a powerbase independent from the Pope during the 1340s, created a specific momentum that intensified the revolutionary nature of the movement's rhetoric which, however, came into conflict with the movement's potential for mobilisation and undermined its scope of action rather than bolstering it.

*Theo Jung, The Voice of the People and Its Silence. 1848–49 as a Communication Revolution between Expectation and Experience*

By considering the key role of communication acts within the revolutionary process, recent research has increasingly regarded revolutions as communication events. This article argues to consider the German revolution of 1848–49 – in an even more expanded, emphatic sense – as a communication revolution. Contemporaries considered the revolution as one predominantly geared towards the transformation of political communication processes. The objective of an overdue ›having one's say‹ of the vox populi shaped revolutionary actions as much as the expectations attached to it. The contribution examines the consequences of this changed constellation by taking a closer look at the Frankfurt National Assembly, which results in a different picture of this paradigmatic »talking parliament«. Despite high expectations, an extremely large silent majority continued to prevail in the plenary of the Paulskirche, whose character, however, changed fundamentally over the course of the months. Owing to the experiences of an unbounded debate creating operational problems in the light of the limited time frame of political processes, the talking parliament turned, within a short period of time, into one that was disciplined and efficiently working. However, from the outside, the Paulskirche was still viewed as a »parliament« in which revolutionary momentum petered out and turned into empty words. It was precisely these overstretched expectations about the power of the political word that made disenchantment almost inevitable. Thus, the failure of the revolution resulted in general disappointment regarding the power of the political word both on the left and the right of the political spectrum. This development fuelled new hopes of a policy of silent energy, which would shape the legacy of 1848 for German history on a long-term basis.

*Thomas Mergel*, *Replica-Locomotives. Modern History of Revolution as Mimesis History*

This article attempts to historicise the history of modern revolution as a process of re-enactment, as (both negative and positive) mimesis, and as a deliberate role model. Only this – with the French Revolution as a powerful role model – made an understanding of revolution possible that became a myth during the nineteenth century and seemed to be a natural and supra-historical phenomenon. The fact that »the« revolution was singularised manifests this myth. This was primarily due to the role of revolutionary violence which was attributed the power of accelerating history. However, over the course of the twentieth century, this myth faded away when revolutions became a global phenomenon. This is illustrated by the growing problem of legitimising revolutionary violence. From the second half of the twentieth century onwards, revolutionary movements increasingly derived their legitimate power from their commitment to non-violence. Real-time and visual global media coverage has been said to be one of the crucial reasons for this: the medialisation of revolutionary events causes a momentum of civil protest. The myth of »the« revolution that was powerful during the nineteenth century has arguably come to an end.

*Andrea Müller*, *Church, Ethnicity and Myth. The »Revolution of the Poncho« in Ecuador (1960–1990)*

Since the waves of protest in the 1990s, the indigenous movement of Ecuador has not only become firmly established in the political arena but is also a well researched subject as a new social movement. By contrast, it is lesser known that the representatives of the Catholic Church of Ecuador celebrated the strengthening of the indigenous movement as a victory of the »revolution of the poncho«. Based on the »option for the poor«, proclaimed by the Latin American clergy in 1968, the Ecuadorian Bishop Leonidas Proaño saw the »liberation of the indigenous« as his mission. This resulted both in the fascination for the »bishop with the poncho« and the mythologisation of the role of the Church in the context of the foundation of the indigenous movement. By looking beyond the impact of single actors, this article argues that the concept of revolution which is centre stage here has created a powerful myth and discourse of remembrance, describing the mobilisation of the Ecuadorian indigenous as the result of liberation theology. To illuminate the emergence and characteristics of the myth of the »revolution of the poncho«, the contribution will examine in particular the definition and use of the notion of revolution within the milieu of liberation theology, as well as the increasing focus of pastoral work on »the indigenous«. Thus, it questions existing narratives of resistance, discusses interpretations of the term »revolution« and provides a new approach to investigate ethnicity as a political resource.

*Mike Schmeitzner*, *The Chancellor as Historian. Hermann Müller and the History of the November Revolution*

The book »Die Novemberrevolution. Erinnerungen«, written by the then Reich Chancellor Hermann Müller and published in late 1928, is a documentary-style history of the revolution incorporating some personal experiences and insights. As the title suggests, the book was intended to be both reminiscences from this time and an analysis of the revolutionary events. By also drawing on remote (personal) source material, this publication was a hybrid that furthermore intended to justify the principles of the MSPD revolutionary policy and to be a reply to Richard Müller's left-wing socialist inspired revolution trilogy. However, Hermann Müller never achieved the same analytical quality as Eduard Bernstein or Heinrich Ströbel in their studies on revolution. Müller's book still attracted the interest of both contemporary and present-day historians. The book was widely received in its time, presumably owing to Müller's position as chancellor. Having said that, it is striking that Müller also used his networks to distribute the book. Its main value is its emphasis on the

chances and potential of the republic on the eve of its final crisis and seeing the turning point of 1918–19 as a democratic revolution and the starting point of a seemingly open development. At party level, Müller's book was also an offer of integration towards the section of the USPD that had (re-)joined the majority party in 1922. Müller deliberately appreciated the leaders of this party wing who advocated parliamentary democracy just as the MSDP did. This offer resonated well, at least with the majority of the party.

*Kerstin Wolff*, A Women's Revolution? The Women's Movement Press and Its Coverage of the November Revolution

This article focuses on the views that different wings of the women's movement took on the November Revolution in 1918–19, how they covered it in the outlets of the women's movement and which interpretations they offered to their audiences. Based on research of this press coverage, it will be examined whether the actors of the different wings of the women's movement saw themselves as revolutionaries. What did they think about the revolution and what did it mean for the activists? What did they talk about? Centre stage of the analysis is the »Centralblatt« of the BDF, »Die Frau« edited by Helene Lange and Gertrud Bäumer, »Die Frauenbewegung« edited by Minna Cauer, and the SPD outlet »Die Gleichheit«, at that time edited by Marie Juchacz. It is striking that all articles – regardless of the newspaper being conservative, liberal or socialist – mainly focused on the implementation of women's suffrage rather than on the revolutionary events. This is underlined by commemorative articles published ten years later in remembrance of the revolution. Thus, the article will argue that activists of the women's movement spoke about the revolution by referring to the implementation of women's suffrage. This can therefore be seen as the »female« side to the revolution.



## Résumés

*Frank Bösch*, Révolutions transnationales. La République Fédérale et les changements de systèmes en Iran et au Nicaragua

La recherche comparée portant sur les révolutions analyse fréquemment les prémisses internes aux révolutions et leur déroulement dans une perspective de comparaison diachronique. Le présent article se consacre au contraire – dans une optique complémentaire – à leur dimension transnationale et aux liens unissant des révolutions concomitantes. Avec l'émergence des révolutions en Iran et au Nicaragua et leurs liens avec la République fédérale, nous analysons deux bouleversements qui peuvent également s'expliquer par l'intensification de l'interconnexion entre les pays du globe depuis les années 1970. C'est ainsi que nous montrons comment les émigrés contribuent, depuis la RFA, à discréditer les deux régimes sur la scène internationale et comment ils devinrent, à l'Ouest, des opposants centraux. Ils favorisèrent également le développement de réseaux transnationaux qui apportèrent un soutien considérable lorsque la révolution éclata. Des liens économiques, politiques et culturels conduisirent à intégrer la révolution à un niveau mondial. L'importance capitale de certains biens d'exportation (le café et le pétrole) se révéla être un pont central qui favorisa les liens par-delà les frontières et accrut l'attention, y compris après les bouleversements.

Sur le plan politique, la Guerre Froide renforça une situation de concurrence qui favorisa les contacts internationaux avec la RFA et la RDA, tandis que les États-Unis se révélèrent être un adversaire cristallisant les oppositions. C'est précisément l'anti-américanisme qui créa un lien fédérateur avec la gauche allemande. Nous abordons également la signification transnationale d'une religion politisée, qui développa une force mobilisatrice dans les deux révolutions et eut un rayonnement par-delà les frontières.

*Willy Buschak*, « Socialisme et liberté » : comment un petit groupe exilé au Mexique durant les années 1940 parvint à une nouvelle conception de la révolution et quelles en furent les conséquences pour l'Europe ?

Nous nous penchons ici sur un cas plutôt rare dans l'histoire du mouvement ouvrier : un groupe de socialistes indépendants se retrouva durant son exil au Mexique pendant la Seconde Guerre mondiale pour se confronter, par-delà toutes les différences de nationalité et d'obédience politique à leurs expériences des révolutions en Russie, en Allemagne et en Espagne. Ces socialistes exilés parviennent ensemble au constat que les vieux concepts socialistes développés de Marx à Luxembourg en passant par Lénine ne valent plus rien. Naît alors une nouvelle conception des concepts tels que ceux de révolution, parti, classe, socialisme. De nouvelles réponses sont apportées à des questions anciennes, comme de celle du rôle de la violence dans les révolutions. La liberté et la dignité humaine ressortent comme étant les éléments centraux du nouveau mode de pensée socialiste, l'unification de l'Europe devient la condition de leur mise en place. Le magazine « Socialismo y libertad », qui paraît de 1943 à 1945, diffuse les nouvelles idées en Amérique Latine et en Europe. L'article retrace l'histoire du magazine et des personnalités – femmes et hommes – qui l'ont marqué. Il suit l'influence, en Europe et en Amérique Latine, des idées qui y furent développées et se demande quelle signification eurent ces idées pour les organisations ouvrières qui se formèrent à nouveau après 1945, quelle influence elles exercèrent sur le mouvement européen et quel rôle elles jouèrent dans la Nouvelle Gauche.

*Etienne Dubslaff*, La social-démocratie est-allemande et la « Révolution pacifique ».

A partir de l'exemple du parti social-démocrate en RDA (SDP), nous nous demandons si l'emploi analytique du concept à tout le moins paradoxal de « révolution pacifique » est utile pour appréhender historiquement les événements de 1989–1990. La question est d'autant plus justifiée que le concept de « Révolution » n'apparaît pas dans les sources du SDP/SPD : c'est en réalité après coup que la génération des fondateurs du SDP a revendiqué le fait d'avoir mené, avec les mouvements citoyens, une révolution (avec succès) et ce précisément au moment où ses membres cessèrent des figures centrales de la politique en RDA et dans la République fédérale réunifiée. Pour éclairer les fondements historiques de cet éthos révolutionnaire, nous étudions les parcours du SDP/SPD en ce qui concerne leur conception de la social-démocratie, les représentations de l'adversaire, les objectifs politiques, les moyens du combat politique, les partenariats conclus avec d'autres acteurs de la RDA et de la République fédérale durant la dernière année de la RDA.

*Christina Ewald*, Combat pour l'école. Illustration des dynamiques d'action et marges de manœuvre durant la Révolution de 1918/19 à partir de l'exemple de la politique d'éducation à Hambourg.

Lorsque les marins se révoltèrent en novembre 1918 et que des conseils ouvriers et militaires se formèrent dans tout le pays, Hambourg, deuxième ville de l'Empire voué à disparaître, fut également touchée par le mouvement. Pendant les cinq mois (de novembre 1918 à mars 1919) que dura le mandat du conseil d'ouvriers et de soldats, ce dernier ne se préoccupa pas uniquement des grandes questions de la transformation de l'État, mais également des problèmes concrets de la politique quotidienne. La politique d'éducation ne faisait pas partie des thèmes prioritaires, mais différents courants de réforme pédagogique s'efforçaient cependant depuis l'Empire déjà de combattre, par le biais de la politique scolaire, les inégalités entre les classes. La phase de bouleversements qui succéda à la Première Guerre mondiale marqua l'apogée des idées et représentations d'une nouvelle société, qui devait aussi se refléter dans les écoles. On peut identifier de manière exemplaire, à l'aide des débats et des décisions des conseils d'ouvriers et de soldats portant sur les questions de politique scolaire, des dynamiques d'actions et des pratiques d'action prétendument révolutionnaires. En étudiant l'interaction du conseil d'ouvriers et de soldats avec les forces conservatrices, mais aussi avec le conseil des enseignants, lui aussi créé durant la phase révolutionnaire, on peut faire apparaître des potentialités, des possibilités, mais aussi les limites des contemporains. Dans le même temps, on peut considérer de manière plus précise leurs conceptions respectives de la révolution. Des questions centrales trouvent réponse, comme, par exemple, la question de savoir comment a été réalisée une politique révolutionnaire et à quel point la révolution de 1918/19 a été révolutionnaire – à Hambourg du moins.

*Andreas Fahrmeir*, Peut-on schématiser le déroulement des révolutions ?

L'article s'intéresse à la question de savoir si on peut identifier des schémas typiques caractérisant le déroulement d'une révolution. Il part de l'observation que cette entreprise a été maintes fois tentée, mais qu'aucune théorie solide n'a émergé de ces tentatives car les projections d'avenir réalisées à partir des expériences révolutionnaires passées ne se sont presque jamais réalisées telles quelles. L'article cite d'une part les causes expliquant pourquoi les révolutions – malgré les analogies structurelles qui résultent du concept de révolution – évoluent rarement d'une manière comparable ; parmi ces causes, on peut évoquer le rôle décisif joué par des problèmes généraux de comparabilité de phénomènes éloignés dans le temps, les divergences de points de vue dans la description des causes et des conséquences des révolutions spécifiques, ainsi que l'autoréflexivité des acteurs



révolutionnaires et des processus. Dans un deuxième temps, l'article nomme les raisons pour lesquelles continue, malgré ces objections de principe, la recherche de régularités dans les processus révolutionnaires et à quel niveau elle pourrait potentiellement mener à identifier certains schémas très généraux. Cela concerne par exemple l'interaction entre processus politiques et économiques ainsi que le rôle des détenteurs d'un grade militaire ou, pour parler plus largement, des forces de l'ordre des régimes précédents.

*Jan de Graaf*, Les grèves en tant qu'histoire révolutionnaire ? Enquête sur le potentiel révolutionnaire des grèves sauvages dans l'Europe d'après 1945.

Le présent article cherche à savoir dans quelle mesure les vagues de grèves sauvages qui déferlèrent sur l'Europe dans le sillage de la Seconde Guerre mondiale furent un symptôme d'une situation révolutionnaire. Contrairement à l'interprétation traditionnelle de ce phénomène, qui tend à présenter ces vagues de grève comme une démonstration de la force et de l'unité des ouvriers radicalisés, nous nous interrogeons sur les aspirations révolutionnaires au sein de la classe ouvrière d'après-guerre et nous attirons l'attention sur les profondes divisions entre les groupes d'ouvriers. Ce faisant, nous mettons l'accent sur cinq séries de demandes radicales et/ou politiques qui ont souvent été imputées à la classe ouvrière d'après-guerre : une purge complète de la vie politique et économique, l'unification du mouvement des syndicats (et plus largement du mouvement ouvrier), l'abolition de la rémunération à la pièce et des autres primes de performance (individuelle), la nationalisation de l'industrie et la participation ouvrière dans la gestion industrielle, et le droit à la parole des ouvriers sur la scène politique. En explorant ces questions en lien avec cinq régions industrielles à l'Est et à l'Ouest, l'article apporte un éclairage nouveau sur l'échec du mouvement ouvrier dans la mise en place d'un défi révolutionnaire lancé à la reconstruction capitaliste (étatique) dans l'Europe d'après-guerre.

*Veit Groß/Julian Zimmermann*, Un « mouvement révolutionnaire » au Trecento ? Portée de deux anachronismes dans l'interprétation du tribun romain Cola di Rienzo (1313–1354).

Dans le passé, on a souvent interprété comme révolution la prise de pouvoir du notaire Cola di Rienzo à Rome en 1347 sans que ce concept n'ait été problématisé. Les événements intervenant après le putsch mené, en accord avec la papauté, par une coalition populaire contre le régime des puissants barons venant des alentours de la « Ville éternelle » n'entraînèrent aucun bouleversement complet de l'ordre politique romain, et ils doivent être replacés dans le contexte d'un processus de transformation à plus long cours. Nous faisons l'hypothèse suivante : il s'agit de l'action d'un mouvement politique qui mobilisa selon le principe du « trial-and-error » contre le pouvoir de ces nobles et fit, ce faisant, des expériences avec les ressources de légitimation existantes. Lorsque l'on en vint dans les années 1340 à fonder, à partir de l'héritage antique de la ville, une base de pouvoir indépendante du pape, cela donna lieu à une dynamique dans laquelle la rhétorique du mouvement se durcit pour prendre des formes révolutionnaires, mais cette dynamique entra en contradiction avec sa capacité de mobilisation, ce qui mina sa capacité d'action plutôt que l'accroître.

*Theo Jung*, La voix du peuple et son silence. 1848/49 en tant que révolution communicationnelle entre attente et expérience.

Eu égard au rôle central des actes de communication dans le processus révolutionnaire, la recherche récente a appréhendé de façon accrue les révolutions en tant qu'événements communicationnels. Le présent article se propose d'aller plus loin en considérant la Révolution allemande de 1848/49 comme une révolution communicationnelle dans un sens élargi, emphatique, dans la mesure où elle visait, du point de vue de ses contemporains

déjà, une transformation des processus de communication politique. L'objectif d'une prise de parole de la *vox populi*, attendue depuis trop longtemps déjà, influença l'action politique, autant que les attentes qui y étaient liées. En se penchant sur le Parlement de Francfort, l'article s'interroge sur les conséquences entraînées par la modification de cette configuration. Cela conduit à une modification de la représentation de ce « parlement de la parole » paradigmatique. Malgré les fortes attentes qui pesaient sur ce dernier siégeait à l'Église Saint Paul de Francfort une majorité silencieuse dont le caractère se modifia cependant fondamentalement au cours des mois. Comprenant qu'un débat sans cadre limité conduirait, au vu des possibilités réduites de réalisation des processus politiques au cours de la période, à des problèmes de fonctionnement, le parlement de la parole devint en un laps de temps extrêmement court un parlement de travail discipliné et vraiment efficace. Du point de vue extérieur persista cependant l'image d'un « parle-parle-parlement » dans lequel l'énergie révolutionnaire se tarissait en devenant un vain bavardage. C'est précisément un niveau d'attente très élevé, exagéré, en ce qui concerne le pouvoir d'action de la parole politique, qui généra presque automatiquement des moments de désillusion. L'échec de la révolution déboucha par conséquent sur une déception générale envers le pouvoir de la parole politique à droite comme à gauche du spectre politique. C'est ainsi que furent attisés sur le long terme de nouveaux espoirs placés dans une politique de l'action silencieuse, qui allaient marquer sur le long terme l'héritage de 1848 dans l'histoire allemande.

*Thomas Mergel*, Locomotives reconstituées. L'histoire-mimésis en tant qu'approche moderne dans l'histoire des révolutions

L'article tente d'historiser l'histoire de la révolution moderne en la concevant comme un processus de reproduction, de mimesis (négative comme positive), de choix intentionnel d'un modèle. Ce n'est qu'ainsi que put – avec l'exemple puissant de la Révolution française – naître une représentation de la révolution qui devint un mythe au XIX<sup>e</sup> siècle et qui apparut comme étant un phénomène au fond naturel et suprahistorique. Le fait que « la » Révolution ait été singularisée est l'expression de ce mythe. Le rôle de la violence révolutionnaire, à laquelle on attribua une force accélératrice de l'histoire, joua un rôle décisif dans ce processus. Mais ce mythe faiblit au XX<sup>e</sup> siècle dans la mesure où les révolutions devinrent un phénomène mondial. Cela apparaît avant tout dans le problème de légitimation que représentait de manière accrue la violence révolutionnaire. Depuis la deuxième moitié du XX<sup>e</sup> siècle, les mouvements révolutionnaires tirèrent de plus en plus leur force de légitimation du fait qu'ils étaient non violents. La couverture quasi immédiate et richement documentée en images par les médias internationaux est présentée comme une raison importante de ce phénomène. La médiatisation des phénomènes révolutionnaires fait naître une dynamique de la protestation civile. Le mythe de « la » révolution tel qu'il fonctionnait au XIX<sup>e</sup> siècle a sans doute ainsi pris fin.

*Andrea Müller*, Église, ethnicité et mythe. La « révolution du poncho » en Équateur (1960–1990)

Depuis la vague de protestations des années 1990, le mouvement indigène équatorien n'occupe pas uniquement une place fixe sur la scène politique, mais il a également été, en tant que Nouveau Mouvement social, mis en lumière dans le discours scientifique. On sait peu que les représentants de l'Église catholique du pays célébrèrent le renforcement du mouvement indigène comme la victoire de la « Révolution du poncho ». En prenant comme point de départ l'« option pour les pauvres » proclamée en 1968 par le clergé latino-américain, l'évêque équatorien Leonidas Proaño considéra comme son devoir « la libération des indigènes », ce qui n'eut pas uniquement pour conséquence une fascination pour l'« évêque au poncho », mais conduisit également à une mythologisation du rôle de l'Église

dans la fondation du mouvement indigène. En allant au-delà des influences des différents acteurs, l'article défend le point de vue suivant : le concept de révolution qui est ici au centre de l'analyse et qui décrit le processus de mobilisation des indigènes équatoriens comme le résultat d'un engagement relevant de la théologie de la libération a créé un mythe et un discours mémoriel puissants. Pour faire ressortir l'émergence et les caractéristiques du mythe de la « Révolution du poncho », nous mettons en particulier en lumière la définition et l'emploi du concept de révolution dans le milieu de la théologie de la libération, ainsi que la focalisation croissante dans le travail pastoral sur « les indigènes ». La présente communication remet ainsi en question les récits existants de la résistance, discute des questions liées au pouvoir explicatif du concept de « révolution » et propose un nouvel accès pour explorer l'ethnicité en tant que ressource politique.

*Mike Schmeitzner*, Le chancelier historien. Hermann Müller et l'histoire de la Révolution de novembre

L'ouvrage paru fin 1928 de l'ancien chancelier du Reich allemand Hermann Müller et intitulé « La Révolution de novembre. Souvenirs » est une histoire de la Révolution dont l'approche est plutôt documentaire et alimentée par des expériences et points de vue personnels. Comme le suggère le titre du livre, l'ouvrage se voulait être les deux : « souvenirs » de cette époque et analyses des événements de la révolution. Comme il prenait également en compte des sources éloignées (privées), le livre était au bout du compte un ouvrage hybride qui tenta en outre de justifier les grandes lignes de la politique révolutionnaire du Parti social-démocrate majoritaire d'Allemagne (MSPD). C'était également une réponse à la trilogie révolutionnaire de Richard Müller, d'inspiration socialiste de gauche. L'ouvrage de Hermann Müller ne parvint cependant jamais à la qualité analytique des études révolutionnaires de Eduard Bernstein ou Heinrich Ströbel. Malgré tout, son livre suscita l'intérêt des historiens et rencontra plus tard un certain écho en tant que source. La réception de l'ouvrage par ses contemporains fut énorme, ce qui a sans doute été dû au fait que Müller ait été chancelier. On peut néanmoins que le chancelier essaya de piloter la diffusion de son ouvrage par l'intermédiaire de ses propres réseaux. La valeur du livre tient également au fait qu'il insista à la veille de la crise (finale) de la République sur les chances et les potentialités de cette République et qu'il interpréta la césure de 1918/1919 comme une révolution démocratique et le fondement d'une évolution paraissant ouverte. Enfin, l'ouvrage de Müller avait aussi pour but d'inciter l'aile formée par les anciens du Parti social-démocrate indépendant à s'intégrer davantage au SPD dont ils faisaient à nouveau partie depuis 1922. Müller rend délibérément hommage aux dirigeants de cette aile qui, pendant la Révolution, voulurent, tout comme le Parti social-démocrate majoritaire d'Allemagne, réaliser une démocratie parlementaire. Cette proposition reçut majoritairement du moins un écho positif.

*Kerstin Wolff*, Une Révolution des femmes ? La presse du mouvement des femmes et sa couverture de la Révolution de novembre.

Nous nous interrogeons dans le présent article sur les positions prises par les différentes ailes du mouvement des femmes envers la Révolution de novembre de 1918/19, sur la façon dont elles couvrirent ces événements dans leurs propres magazines et sur les clés d'interprétation qu'elles proposèrent à leurs lectrices. A partir d'une analyse de journaux, nous nous proposons de répondre à la question de savoir si les actrices des différentes ailes du mouvement des femmes se voyaient réellement comme des révolutionnaires. Quelle était la position des différentes ailes du mouvement par rapport à cet événement et que signifiait précisément la révolution pour ces femmes activistes ? De quoi parlaient-elles ? Nous avons choisi pour l'analyse le « Journal central » (« Centralblatt ») de l'Union des orga-

nisations féministes allemandes (BDF) ainsi que « La femme » (« Die Frau ») de Helene Lange et Gertrud Bäumer, « Le mouvement des femmes » (« Die Frauenbewegung ») de Minna Cauer et « L'égalité » (« Die Gleichheit »), dont la rédaction était à l'époque dirigée par Marie Juchacz. Nous avons pu montrer que dans tous les articles – peu importe que le magazine soit de tendance conservatrice, libérale ou socialiste, ce ne sont pas les événements révolutionnaires qui étaient au centre, mais l'introduction du droit de vote des femmes, ce que l'on peut également constater dix ans plus tard dans les articles qui commémorent l'événement. C'est pourquoi nous défendons la thèse suivante : les activistes du mouvement des femmes parlent bel et bien de la Révolution lorsqu'elles réfléchissent sur l'introduction du droit de vote des femmes. On peut l'interpréter comme le « côté féminin » de la Révolution.

## Die Autorinnen und Autoren des Bandes

*Gleb J. Albert*, geb. 1981; Dr.; Studium in Köln und Krakau; seit 2014 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Zürich im Teilprojekt »Produktive Imitationen. Wissensformen und Techniken mimetischer Ökonomien« der DFG/SNF-Forschungsgruppe »Medien und Mimesis«, wo er an einer Habilitation zur transnationalen Geschichte von Softwarepiraterie und Subkultur in den 1980er- und frühen 1990er-Jahren arbeitet. Zuvor Doktorand an der Bielefeld Graduate School in History and Sociology, Universität Bielefeld, dort 2014 promoviert mit einer Arbeit zum revolutionären Internationalismus in der frühen Sowjetunion; zuvor Wissenschaftliche Hilfskraft am MZES, Universität Mannheim, in mehreren Editionsprojekten zur Geschichte der Kommunistischen Internationale. Veröffentlichungen u. a.: Subkultur, Piraterie und neue Märkte. Die transnationale Zirkulation von Heimcomputersoftware, 1986–1995, in: Frank Bösch (Hrsg.), Wege in die digitale Gesellschaft. Computernutzung in der Bundesrepublik 1955–1990, Göttingen 2018, S. 274–299; Computerkids als mimetische Unternehmer. Die »Cracker-Szene« der 1980er Jahre zwischen Subkultur und Ökonomie, in: WerkstattGeschichte 25, 2017, H. 3, S. 49–68; »Micro-Clochards« im Kaufhaus. Die Entdeckung der Computerkids in der Bundesrepublik, in: Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte 12, 2016, S. 63–78; Das Charisma der Weltrevolution. Revolutionärer Internationalismus in der frühen Sowjetgesellschaft, 1917–1927, Köln/Weimar etc. 2017; zusammen mit Frank Wolff, Neue Perspektiven auf die Russischen Revolutionen und die Frage der Agency, in: AfS 52, 2012, S. 828–858.

*Rainer Behring*, geb. 1965; Dr.; Studium in Münster und Köln; seit 2014 Lehrbeauftragter am Lehrstuhl für Neuere Geschichte der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Zuvor 1998 bis 2003 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hannah-Arendt-Institut und am Lehrstuhl für Zeitgeschichte der TU Dresden, 2003 bis 2012 Lehrtätigkeit an den Universitäten Dresden, Köln und Wuppertal. Veröffentlichungen u. a.: Demokratische Außenpolitik für Deutschland. Die außenpolitischen Vorstellungen deutscher Sozialdemokraten im Exil 1933–1945, Düsseldorf 1999; Vom marxistischen Theoretiker zum politischen Denker. Rudolf Hilferdings Konzept des »organisierten Kapitalismus« und die angelsächsischen Demokratien, in: Detlef Lehnert (Hrsg.), Soziale Demokratie und Kapitalismus. Die Weimarer Republik im Vergleich, Bonn 2019, S. 115–148; Hermann Müller (1876–1931) und die Chancen der Weimarer Republik, in: Peter Brandt/Detlef Lehnert (Hrsg.), Sozialdemokratische Regierungschefs in Deutschland und Österreich 1918–1933, Bonn 2017, S. 127–157; Hermann Müller und Polen. Zum Problem des außenpolitischen Revisionismus der deutschen Sozialdemokratie in der Weimarer Republik, in: AfS 55, 2015, S. 299–320; Normalisierung auf Umwegen. Polen in den politischen Konzeptionen Willy Brandts 1939–1966, in: VfZ 58, 2010, S. 35–68.

*Frank Bösch*, geb. 1969; Prof. Dr.; seit 2011 Professor für europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts an der Universität Potsdam und Direktor des Leibniz-Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam. Zuvor 1998 bis 2002 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Göttingen, 2002 bis 2007 Juniorprofessor an der Universität Bochum, Stipendiat des GHI London (2005) und Professor an der Universität Gießen (2007–2011). Veröffentlichungen u. a.: Öffentliche Geheimnisse. Skandale, Politik und Medien in Deutschland und Großbritannien 1880–1914, München 2009; (Hrsg.) Geteilte Geschichte. Ost- und Westdeutschland 1970–2000, Göttingen 2015; (Hrsg. mit Caroline Moine/Stefanie Senger)

Internationale Solidarität. Globales Engagement in der Bundesrepublik und der DDR, Göttingen 2018; Mediengeschichte. Vom asiatischen Buchdruck bis zum Computer, Frankfurt u. a. 2019 (2. aktualisierte Aufl.); Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann, München 2019.

*Willy Buschak*, geb. 1951; Dr.; Studium der Geschichte und Philosophie in Bochum; Historiker in Bochum. Zuvor 2008 bis 2016 verantwortlich für Grundsatzfragen im DGB-Bezirk Sachsen in Dresden, 2003 bis 2007 Stellvertretender Direktor der Europäischen Stiftung zur Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen in Dublin, 1991–2003 Secrétaire Confédéral des Europäischen Gewerkschaftsbundes in Brüssel, 1987–1991 Referatsleiter in der Hauptverwaltung der Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten. Veröffentlichungen u. a.: Die Vereinigten Staaten von Europa sind unser Ziel. Arbeiterbewegung und Europa im frühen 20. Jahrhundert, Essen 2014; Arbeit im kleinsten Zirkel. Gewerkschaften im Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur, Essen 2015; Arbeiterbewegung und Europa im frühen 20. Jahrhundert, Dokumentenband, Essen 2018.

*Jan De Graaf*, geb. 1986; Dr.; Studium in Utrecht; seit 2019 Juniorprofessor für Europäische Geschichte an der Ruhr-Universität Bochum. Zuvor von 2015 bis 2019 Postdoktorand der Forschungsgemeinschaft Flandern (FWO) an der KU Leuven; 2015 Promotion an der University of Portsmouth; Preisträger vom Sofja-Kovalevskaja-Preis der Alexander von Humboldt-Stiftung; Fellowships am Deutschen Historischen Institut in Warschau und Deutschen Bergbau-Museum Bochum. Veröffentlichungen u. a.: Socialism across the Iron Curtain. Socialist Parties in East and West and the Reconstruction of Europe after 1945, Cambridge 2019; No Italian Stalingrads. The C.G.I.L. and the Working Class in the Northern Industrial Heartlands, 1945–1955, in: Journal of Modern Italian Studies 23, 2019, S. 620–639.

*Etienne Dubslaff*, geb. 1983; Dr.; Studium an der Sorbonne in Paris, der École Normale Supérieure in Lyon und der Universität des Saarlandes, seit 2016 Maître de conférences (Associate Professor) an der Universität Paul-Valéry in Montpellier und Mitglied in der Forschungsgruppe Centre de recherches et d'études germaniques (CREG), zuvor wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Sorbonne. Veröffentlichungen u. a.: »Oser plus de social-démocratie«. La récréation et l'établissement du Parti social-démocrate en RDA. 1989–1990, Berlin 2019; mit Maude Williams/Paul Maurice (Hrsg.), Deutsch-französische Fraternisierungen in Kriegszeiten. Interdisziplinäre Ansätze zu den Fraternisierungen in den neuzeitlichen deutsch-französischen Konflikten (1799–1945), Stuttgart 2019; Où va le SPD? Les sociaux-démocrates allemands et la sortie de crise(s), Paris 2019; Quel(s) statut(s) pour les sociaux-démocrates est-allemands (1989–1990), in: Allemagne d'aujourd'hui, 2017, Nr. 220, S. 14–24; Faire parler les acteurs de la Révolution pacifique. Réflexion sur la coproduction de sources orales, in: Emmanuel Droit/Hélène Miard-Delacroix/Frank Reichherzer (Hrsg.), Penser et pratiquer l'histoire du temps présent. Essais franco-allemands, Lille 2016, S. 37–44.

*Christina Ewald*, geb. 1992; M.A.; Studium der Geschichte, Deutschen Sprache und Literatur und Museumsmanagement in Hamburg, seit 2019 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Hamburg. Zuvor Promotion zu Alltagserfahrungen, politischem Alltag und Alltag in der Politik während der Revolution 1918/19 in Hamburg, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Museum für Hamburgische Geschichte. Veröffentlichungen u. a.: Als die rote Fahne am Rathaus wehte. Hamburg zwischen Revolution und Neuordnung, in: Hans-Jörg Czech/Olaf Matthes/Ortwin Pelc (Hrsg.), Revolution! Revolution? Hamburg 1918/19,

Kiel 2018, S. 108–125; Schreiben in der Revolution. Das Tagebuch des Hamburgers Robert Horbelt aus den Jahren 1918/19, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 105, 2019, S. 17–56.

*Andreas Fahrmeir*, geb. 1969; Dr.; Studium in Frankfurt am Main, Montreal und Cambridge; Professor an der Goethe-Universität Frankfurt am Main; zuvor 1997 bis 2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter, DHI London; 2002 bis 2004 Heisenberg-Stipendiat der DFG; 2004 bis 2006 Professor an der Universität zu Köln. Mitherausgeber der Historischen Zeitschrift und der sehepunkte. Veröffentlichungen u. a.: Ehrbare Spekulanten. Stadtverfassung, Wirtschaft und Politik in der City of London 1688–1900, München 2001; Citizenship. The Rise and Fall of a Modern Concept, New Haven 2007; Revolutionen und Reformen. Europa 1789–1850, München 2010; (Hrsg.), Personalentscheidungen für gesellschaftliche Schlüsselpositionen. Institutionen, Semantiken, Praktiken, München 2017; Die Deutschen und ihre Nation. Geschichte einer Idee, Ditzingen 2017.

*Veit Groß*, geb. 1986; Studium in Freiburg i. Br. und Lancaster, Pennsylvania, erstes Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in Baden-Württemberg, seit 2018 wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Spätmittelalterliche Geschichte an der Georg-August-Universität Göttingen, zuvor 2015 bis 2017 Promotionsstipendiat der Rosa-Luxemburg-Stiftung: Promotionsprojekt »Die Ressourcen subalternen Protestbewegungen im späten Mittelalter«, 2017 bis 2018 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politik und Geschichte der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Veröffentlichungen u. a.: Rezension zu: Christian Hoffart, Urkirche als Utopie. Die Idee der Gütergemeinschaft im späteren Mittelalter von Olivi bis Wyclif, Stuttgart 2016, in: HZ Bd. 309, 2019, 2, S. 488–490; Rezension zu: Ian Forrest, Trustworthy Men. How Faith and Inequality made the Medieval Church, Princeton 2018, in: HZ (erscheint 2020).

*Lutz Häfner*, geb. 1960; Prof. Dr.; Studium und Promotion an der Universität Hamburg, Habilitation an der Universität Bielefeld. Forschungsfelder: Geschichte der Russischen Revolutionen 1905, 1917 und der politischen Parteien, Geschichte der politischen Gewalt und des Terrorismus, Geschichte der lokalen Selbstverwaltung und der Zivilgesellschaft, Medizin- und Umweltgeschichte, Migrationsgeschichte, Konsumgeschichte, Geschichte des russländischen und sowjetischen Weinbaus. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit David (Hrsg.), Die Zukunft der Rückständigkeit. Festschrift für Manfred Hildermeier, Köln/Weimar etc. 2016; Revolutionary Defensism as a cul-de-sac? Political Parties and the Question of War and Peace in the Russian Revolution of 1917/18, in: Revue des études slaves 90, 2019, S. 197–212; Zwischen »Vaterlandsverteidigung« und »Defätismus«. Die Partei der Sozialrevolutionäre und die »dritte Kraft« als Weg aus dem Krieg, in: Frank Jacob/Riccardo Altieri (Hrsg.), Krieg und Frieden im Spiegel des Sozialismus 1914–1918, Berlin 2018, S. 367–387; Fortschritt und Fälschung. Lebensmittelkonsum und Verbraucherschutz im Zarenreich vor dem Ersten Weltkrieg, in: Norman Aselmeyer/Veronika Settle (Hrsg.), Nicht-Essen. Gesundheit und Ernährung seit 1850, München 2018, S. 113–140; Bol'shie nadeždy? Russkaja revoljucija 1917 goda glazami nemeckich social-demokratov, in: Istoričeskie issledovanija. Žurnal istoričeskogo fakul'teta MGU imeni M. V. Lomonosova 6, 2017, S. 101–112; German Historiography on the February Revolution 1917 since the Demise of the Soviet Union, in: Journal of Modern Russian History and Historiography 9, 2016, H. 2, S. 39–64.

*Kirsten Heinsohn*, geb. 1963; PD Dr.; seit 2015 stellvertretende Direktorin der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) und Privatdozentin für Neuere Geschichte an

der Universität Hamburg; zuvor Habilitation (2006) und Promotion (1995) an der Universität Hamburg, 2002 bis 2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für die Geschichte der deutschen Juden (Hamburg), 2007 bis 2013 Vertretungsprofessuren u. a. in Bielefeld und Hamburg, 2013 bis 2015 Associate Professor an der Universität Kopenhagen. Veröffentlichungen u. a.: *Konservative Parteien in Deutschland 1912 bis 1933. Demokratisierung und Partizipation in geschlechterhistorischer Perspektive*, Düsseldorf 2010; *Zusammenbruch und Kontinuitäten. Konservative Reaktionen auf die Revolution 1918/19*, in: Andreas Braune/Michael Dreyer (Hrsg.), *Zusammenbruch, Aufbruch, Abbruch? Die Novemberrevolution als Ereignis und Erinnerungsort*, Stuttgart 2018, S. 85–100; zusammen mit Klaus Weinbauer/Anthony McElligott (Hrsg.), *Germany 1916–23. A Revolution in Context*, Bielefeld 2015; *Deutsche Juden in Oppeln 1871–1944*, in: Andreas Brämer/Arno Herzig/Krzystof Ruchniewicz (Hrsg.), *Jüdisches Leben zwischen Ost und West. Neue Beiträge zur jüdischen Geschichte in Schlesien*, Göttingen 2014, S. 259–281.

*Theo Jung*, geb. 1981; Dr.; Studium in Leiden und Berlin; seit 2011 wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte Westeuropas an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; zuvor 2006 bis 2010 Stipendiat der Bielefeld Graduate School in History and Sociology sowie 2017/2018 Post-Doc-Stipendiat der Gerda Henkel Stiftung. Veröffentlichungen u. a.: *Zeichen des Verfalls. Semantische Studien zur Entstehung der Kulturkritik im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Göttingen 2012; *Le silence du peuple. The Rhetoric of Silence during the French Revolution*, in: *French History* 31, 2017, S. 440–469; (Hrsg.), *Zwischen Handeln und Nichthandeln. Unterlassungspraktiken in der europäischen Moderne*, Frankfurt a. M. 2019.

*Thomas Mergel*, geb. 1960; Prof. Dr.; Studium der Geschichte, Soziologie und Pädagogik in Regensburg und Bielefeld. Seit 2008 Professor für Europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts an der Humboldt-Universität zu Berlin; zuvor Professor für Neuere Geschichte an der Universität Basel. Gastprofessuren und Fellowships an der Harvard University (1994/95), der University of Chicago (2000), der Karls-Universität Prag (2003/04) und dem Europäischen Hochschulinstitut Florenz (2015). Veröffentlichungen u. a.: *Zwischen Klasse und Konfession. Katholisches Bürgertum im Rheinland 1794–1914*, Göttingen 1994; *Parlamentarische Kultur in der Weimarer Republik. Politische Kommunikation, symbolische Politik und Öffentlichkeit im Reichstag*, Düsseldorf 2002; *Großbritannien seit 1945*. Göttingen 2005; *Propaganda nach Hitler. Eine Kulturgeschichte des Wahlkampfes in der Bundesrepublik 1949–1990*, Göttingen 2010; *Köln im Kaiserreich 1871–1918*, Köln 2018; *Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28, 2002, S. 574–606; *Dictatorship and Democracy 1918–1939*, in: Helmut W. Smith (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Modern German History*, Oxford 2011, S. 423–452.

*Andrea Heidy Müller*, geb. 1984; M.A.; Studium der Spanischen Sprach- und Literaturwissenschaften, Sozialanthropologie und Politikwissenschaften an der Universität Zürich; seit 2016 Mitarbeiterin am Institut für Iberische und Lateinamerikanische Geschichte der Universität Bern und Doktorandin in dem vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projekt »Von der Mission zur Kooperation. Der Einfluss der Befreiungstheologie auf die Entstehung und Transformation sozialer Bewegungen in Ecuador und Peru (1960er–1980er Jahre)«; Mitglied des Center for Global Studies der Universität Bern sowie der Swiss School of Latin American Studies. Zuvor 2011 bis 2016 Journalistin in der Schweiz und in Lateinamerika.



*Maren Möhring*, geb. 1970; Prof. Dr.; Studium in Hamburg und Dublin; seit 2014 Prof. für Vergleichende Kultur- und Gesellschaftsgeschichte an der Universität Leipzig, Institut für Kulturwissenschaften; zuvor Promotion an der LMU München 2002, Habilitation an der Universität zu Köln 2011, 2001 bis 2010 wissenschaftliche Mitarbeiterin und wissenschaftliche Assistentin am Historischen Seminar der Universität zu Köln, 2010/11 Fellow am Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS), 2011/12 Lehrstuhlvertretung an der Universität zu Köln, 2012 bis 2014 Leiterin der Forschungsabteilung »Der Wandel des Politischen« am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Veröffentlichungen u. a.: *Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland*, München 2012; *Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890–1930)*, Köln/Weimar etc. 2004; zusammen mit Ulrike Lindner/Mark Stein/Silke Stroh (Hrsg.), *Hybrid Cultures, Nervous States. Insecurity and Anxiety in Britain and Germany in a (Post)Colonial World*, Amsterdam/New York 2011; zusammen mit Virginie Dercourt/Marie Poinot (Hrsg.), *La figure du consommateur immigré en Europe*, Paris 2018; zusammen mit Maria Bühner (Hrsg.), *Europäische Geschlechtergeschichten. Europäische Geschichte in Quellen und Essays*, Stuttgart 2018.

*Nadine Rossol*, geb. 1978; Dr.; Studium in St. Andrews und Trient; seit 2015 Senior Lecturer in Modern European History an der Universität Essex; zuvor 2006 Promotion in Limerick mit einer Arbeit zum Reichskunstwart und republikanische Symbole in der Weimarer Republik, 2010 bis 2015 Lecturer in Essex und von 2011 bis 2012 Alexander von Humboldt Fellow am FMI der FU Berlin; Veröffentlichungen u. a.: *Performing the Nation in Interwar Germany. Sport, Spectacle and Political Symbolism 1926–1936*, Basingstoke 2010; *Incapable of Securing Order? The Prussian Police and the German Revolution 1918/19*, in: Klaus Weinbauer/Anthony McElligott/Kirsten Heinsohn (Hrsg.), *Germany 1916–23. A Revolution in Context*, Bielefeld 2015; *Kartoffeln, Frost und Spartakus. Weltkriegsende und Revolution 1918/19 in Essener Schüleraufsätzen*, Berlin 2018; *Policing, Traffic Education and Citizenship in Post-1945 West Germany*, in: *Journal of Contemporary History* 53, 2018, S. 339–360; Mitherausgeberin des *Oxford Handbook of the Weimar Republic*, Oxford 2021 (in Vorbereitung).

*Mike Schmeitzner*, geb. 1968; Prof. Dr.; Studium der Geschichte, Germanistik und Erziehungswissenschaften in Dresden; seit 1998 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung an der TU Dresden; dazwischen 2010/11 Gastprofessor für Neuere und Zeitgeschichte an der Universität Erfurt; 1999 Promotion, 2013 Habilitation, 2018 außerplanmäßiger Professor für das Fachgebiet Neuere und Neueste Geschichte an der TU Dresden. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit Swen Steinberg/Konstantin Hermann (Hrsg.), *Der gespaltene Freistaat. Neue Perspektiven auf die sächsische Geschichte 1918 bis 1933*, Leipzig 2019; »Wähler«, »Schieber« und »Putschisten«? Bolschewismusfurcht und »Ostjudenfrage« in Sachsen 1921. Eine Landtagsdebatte als Lehrstück, in: *ZfG* 66, 2018, 9, S. 734–755; *Besondere Härte? Die sowjetischen Verfahren im SS- und Polizei-Komplex*, in: Jan Erik Schulte/Michael Wildt (Hrsg.), *Die SS nach 1945. Entschuldungsnarrative, populäre Mythen, europäische Erinnerungsdiskurse*, Göttingen 2018, S. 145–160; *Auf demokratischem Weg? Karl Kautsky und die Diktatur des Proletariats*, in: Andreas Braune/Mario Hesselbarth/Stefan Müller (Hrsg.), *Die USPD zwischen Sozialdemokratie und Kommunismus. Neue Wege zu Frieden, Demokratie und Sozialismus?*, Stuttgart 2018, S. 135–155; *Lenin und die Diktatur des Proletariats. Begriff – Konzept – Ermöglichung*, in: *Totalitarismus und Demokratie. Zeitschrift für internationale Diktatur- und Freiheitsforschung* 14, 2017, 1, S. 17–69; Richard Löwenthal. *Widerständler*

– Wissenschaftler – Weltbürger, Berlin 2017; zusammen mit Clemens Vollnhals/Francesca Weil (Hrsg.), Von Stalingrad zur SBZ. Sachsen 1943 bis 1949, Göttingen 2016.

*Stefan Scholl*, geb. 1982; Dr.; Studium in Bielefeld und Paris; seit 2018 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt »Sprachliche Sozialgeschichte 1933–1945« am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache, Mannheim, zuvor 2012 bis 2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Siegen; 2008 bis 2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter im SFB »Das Politische als Kommunikationsraum in der Geschichte« an der Universität Bielefeld. Veröffentlichungen u. a.: Beschwerde- und Bittschreiben von Mannheimer Bürger\*innen während des Nationalsozialismus. Eine Analyse alltagssprachlicher Kollusion anhand von ausgewählten Beispielen, in: Sprachreport. Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache, 2019 (i. E.); (Hrsg.), Begrenzte Abhängigkeit. »Wirtschaft« und »Politik« im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2015; Körperführung. Historische Perspektiven auf das Verhältnis von Biopolitik und Sport, Frankfurt am Main/New York 2018.

*Dietmar Süß*, geb. 1973; Prof. Dr.; Studium der Geschichte, Soziologie und Rechtswissenschaften an der FernUniversität Hagen, Humboldt-Universität zu Berlin, Universidad de Cantabria, Santander, und Ludwig-Maximilians-Universität München. Seit 2013 Professor für Neuere und Geschichte an der Universität Augsburg; zuvor 2007 bis 2013 Akademischer Rat (auf Zeit) am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Friedrich-Schiller-Universität Jena; 2003 bis 2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte in München; Veröffentlichungen u. a.: »Ein Volk, ein Reich ein Führer«. Die deutsche Gesellschaft im Dritten Reich, München 2017; zusammen mit Norbert Frei (Hrsg.), Privatisierung. Idee und Praxis seit den 1970er Jahren, Göttingen 2012; zusammen mit Meik Woyke/Ute Planert (Hrsg.), Sterben, Töten, Gedenken. Sozialgeschichte des Todes, Bonn 2018; Tod aus der Luft. Luftkrieg und Kriegsgesellschaft in Deutschland und England, München 2011 (engl. Fassung 2014).

*Kerstin Wolff*, geb. 1967; Dr.; Studium und Promotion in Kassel; seit 1999 Forschungsleiterin im Archiv der deutschen Frauenbewegung (AddF) – Forschungsinstitut und Dokumentationszentrum; Lehrbeauftragte an der Universität Kassel; zuvor wissenschaftliche Mitarbeiterin an einem VW-Forschungsprojekt an der Universität Kassel unter Prof. Dr. Heide Wunder; 2002 Promotion mit einer Arbeit zum Einfluss bürgerlicher Frauen in die Kommunalpolitik des Kaiserreiches, Auszeichnung der Arbeit mit dem Elisabeth-Selbert-Preis des Landes Hessen 2003; seit 2000: Herausgeberin der Ariadne – Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte; Forschungsschwerpunkt: Geschichte der deutschen Frauenbewegung zwischen 1848 und 1970. Protagonistinnen/Ideen/Theorien. In diesem Feld auch breite Vortragstätigkeit. Ab 2017 Forschungen zur Einführung des Frauenwahlrechts in Deutschland. Veröffentlichungen u. a.: Anna Pappritz (1861–1939). Die Rittergutstochter und die Prostitution, Sulzbach 2017; zusammen mit Hedwig Richter (Hrsg.), Frauenwahlrecht. Demokratisierung der Demokratie in Deutschland und Europa, Hamburg 2018; Der lange Weg zum Frauenwahlrecht. Kämpferinnen für und gegen das allgemeine und gleiche Wahlrecht, in: Museumslandschaft Hessen Kassel (Hrsg.), »1918. Zwischen Niederlage und Neubeginn«. Begleitband zur gleichnamigen Sonderausstellung der Museumslandschaft Hessen Kassel und dem Stadtmuseum Kassel, Petersberg 2019, S. 58–73; Auch unsere Stimme zählt! Der Kampf der Frauenbewegung um das Wahlrecht in Deutschland, in: APuZ 68, 2018, H. 42, S. 11–19.

*Julian Zimmermann*, geb. 1989; Studium der Geschichte, Philosophie und Archäologie in Freiburg i. Brsg. und Rom; seit 11/2019 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Graduierten-

kolleg »Metropolität in der Vormoderne« der Universität Regensburg bzw. der Professur für Mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften; zuvor 2018–10/2019 Promotionsstipendiat am Departement Geschichte der Universität Basel/Lehrstuhl für Geschichte des Spätmittelalters und der italienischen Renaissance. Veröffentlichungen u. a.: Die Antike zwischen Rom und Bozen – Antikenrezeption im italienischen Faschismus und deren Rolle für Herrschaftslegitimation, Italianisierungspolitik und Heroisierungsstrategien. Eine vergleichende Analyse, in: Stefan Tilg/Anna Novokhatko (Hrsg.), Antikes Helldentum in der Moderne. Konzepte, Praktiken, Medien, Freiburg/Berlin etc. 2019, S. 77–100 [im Druck]; zusammen mit Julian Happs, Die mittelalterliche Stadt digital erschließen – Der Einsatz des Mobiltelefons in der mediävistischen Schul- und Hochschullehre, in: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte 2, 2019, S. 193–206.

Einzelrezensionen des »Archivs für Sozialgeschichte« finden sich unter:  
<<http://www.fes.de/afs>>

**Rahmenthema des nächsten Bandes des »Archivs für Sozialgeschichte«:**  
2020: »Hoch die internationale ...«? – Praktiken und Ideen der Solidarität